Der Salon für Literatur, Kunst und Gesellschaft

Digitized by Google

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES SCIENTIA VERITAS
1817

D

ür Lit

Digitized by Google

DER SALON

für Literatur, Kunst und Gesellschaft.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band I. 1873.

Verlag von A. H. Payne.

Leipzig.

N.Campus
AP
30
.S17
1873
v.1

Hackley Public Library

15394 4

Digitized by Google

Inhalt des 1. Bandes.

Seite

Unser Rechtsbewusstsein. Novelle von *Adolf Wilbrandt* . . 1

Neue Balladen von *Theodor Fontane* 24

Ein Tag im Orient. Von *Heinrich Freiherr von Maltzan* . . . 27

Joseph und Amalie Joachim. Von *A. H. Ehrlich* 43

Die Burgmannshöfe. Novelle von *E. von Dincklage* 56

Preussens Königliche Schlösser. Von *George Hesekiel* 86 213
325. 456. 527. 663

I Die Potsdam'schen Schlösser: Babelsberg. Glinike. Das Pfaueninselschloss. Das Stadtschloss in Potsdam. Das Marmor-Palais in Potsdam. Paretz Schloss Stern.

II. Das Berliner Schloss. Königs-Palais in Berlin. Kronprinzen-Palais in Berlin. Prinz Carls Palais in Berlin

Ueber ein stilistisches Hilfsmittel. Das „Gegenbuch zum deutschen Wörterbuch." Von *Daniel Sanders* 97

Die Parforcejagd. Von *W. Br. Warburg* 101

Eingeschneit. Erzählung von *Meta Winzer* 113. 229

Aus Oesterreichs Bergen. Eine Dorfnovelle von *Emil Mario Vacano* 129

Theater-Erinnerungen. Neue Folge. Von *G. zu Putlitz* 143. 300
399. 583. 721

Einer Weltdame. Gedicht von *Gottfried Kinkel* 156

Sprechende Vögel. Vom Pfarrer *Karl Müller* 157

Seite

Avrohmche Nachtigall. Erzählung von *M. Goldschmidt* in Kopenhagen 163
Wanderungen durch Vorarlberg. Von *Alfred Meissner* . . . 186
Thomas Carlyle. Von *Friedrich Althaus* 192
Blanckenberghe. Von *Max Sulzberger* 206
Eine Ehe. Erzählung von *W. von* † † † 257. 432
Briefe des Fürsten Hermann von Pückler-Muskau, an seine geschiedene Gattin, die Fürstin Lucie von Pückler-Muskau 287
Das deutsche Lied im Elsass. Von *August Schricker* 314
Berthold Seemann. Von *Adolf Ebeling* 334. 421
Ein deutscher Erfolg in Amerika. Von *Udo Brachvogel* . . 343
Die Brüder. Erzählung von *M. Reinow* 347
Das Mädchen von Una. (Eine Reminiscenz.) Von *Ludwig Eichrodt* 384
Ein französisches Dorffest. Von *M. Goldschmidt* in Kopenhagen 385
Ein Begräbniss. Gedicht von *J. Bacher* 389
Einst und Jetzt. Eine Reminiscenz aus der Knabenzeit von *Karl von Holtei* 413
Gedichte von *Hermann Kletke* 420
Literatur-Notiz 469
Suum cuique. Novelle von *S. Jaughans* 470. 607 739
Kunst-Notiz 500
Am Rande des Lavastroms von Capri nach Neapel (26. April 1872). Von *Julius Cyriax* 501
Wien, ehmals und jetzt. Von *Austriacus* 509
Die Trinität des Witzes. (Mit Illustration) 512
Giebt es Geister? Eine Geschichte für Winterabende . . . 513
Lass blühen, was da blühen will. Gedicht von *M. Hartschmidt* 526
Adolf Wilbrandt. Von *Arnold Welmer* 534
Ausflug nach Tervueren. Die Prinzessin Charlotte. Von *Max Sulzberger* 552
Ein dunkles Verhängniss. Novelle nach alten Familienpapieren. Von *Helene* 557. 688
Teplitz. Von *Louise von François* 591
Der Carneval am Rhein. Von *Ferd. Hey'l* 600. 676
Wie Frankreich musicirt. Von *Hermann Uhde* 631
Essen und Trinken. Eine kleine Aesthetik der Mahlzeiten. Von *J. G. Kohl* 634
Zwei Sturmfluth-Sonette. Von *Otto Braun* 640
Die Freunde des Todes. Novelette von *Ernst Eckstein* . . . 641
Miggles. Aus den Erzählungen der Argonauten. Von *Bret Harte.* Autorisirte Uebersetzung von *Sophie Verena* 667

Seite

Winterliches Vogelcontingent. (Bewohner der Gewässer.)
Von *Karl Müller* 681
Figaro ci, Figaro la 711
Emmy von Dincklage. Von *Heinrich Kurz* 727
Monsieur Joubert. Von *Max Sulzberger* 733
Mantinea. Gedicht von *M. Hartschmidt* 738

Kunstblätter.

Die Burgmannshöfe.
Die Parforcejagd.
Joseph und Amalie Joachim.
Schloss Babelsberg.
Die Liebe.
Avrohmche Nachtigall.
Thomas Carlyle.
Sanssouci.
Eine Ehe.
Berthold Seemann.

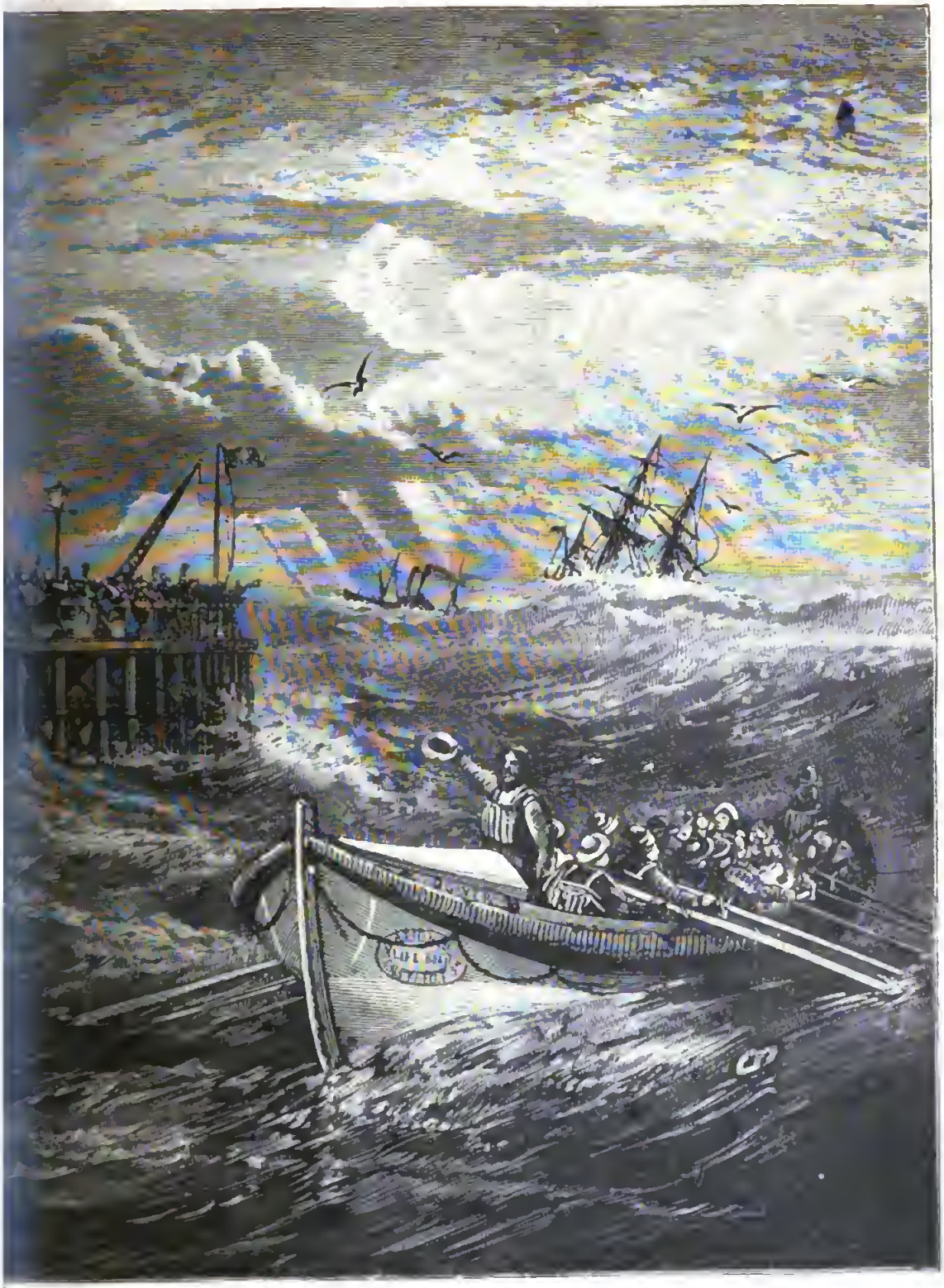
Leise, leise — zierlich Ding,
Und ich hab' Dich — Schmetterling!

Meinst Du, dass so leicht sich's fing?
Ach, da fliegt er — Schmetterling!

Das Rettungsboot. Die Ausfahrt Die Einfahrt.
Eine Ehe.
Die Trinität des Witzes.
Adolf Wilbrandt.
Tanzpause.
Quellenzauber.
Hinter den Zweigen.
Die Fischerfamilie.
Deutsche Liebe.
Emmy von Dincklage.

Die Ausfahrt

Digitized by Google



boot.

Die Rückkehr.

Der Salon.

Unſer Rechtsbewußtſein.

Novelle von **Adolf Wilbrandt.**

In einer Gegend Deutſchlands, die ich nicht nennen werde — doch ich kenne ſie ungefähr wie mich ſelbſt — ſaß die junge Pächterin, Frau Emilie, unter der großen Laube an ihrem Wohnhaus, die einen runden Steintiſch durch wildes Weinlaub beſchattet, und ſah, heiter wie der junge Sommermorgen, auf die Landſtraße hinaus, die, an ihrem Gehöft und ihrem Garten vorbei, zwiſchen den Kornfeldern geradeswegs zum Wald hinanſtieg und ſich dort im Dunkel der alten Buchen verlor. Die „kaiſerlich deutſche Poſt" rollte vorbei, der Poſtillon hob ſein Horn, wie um der jungen Frau einen guten Morgen zuzublaſen; doch da die Sonne ſchon heiß auf ihn niederbrannte, ließ er den Arm bedächtig wieder ſinken und blies nicht; erſt als der gelbe Wagen im Grün der hohen, ſchattigen Buchen verſchwand, klang es aus dem nur halb verſtimmten Horn luſtig und mit leiſerem Echo herüber. Die junge Frau hörte es und bewegte die Lippen, wie um mitzublaſen. Sie hatte eine Arbeit auf dem Schooß, doch ſie arbeitete nicht; ſie war in einer der Stimmungen, in denen man zu glücklich iſt, um zu nähen. Ihre Geſundheit und Jugend, der Schatten, in dem ſie ſaß, die Sonne über dem leiſe wogenden goldgelben Hafer und dem dunklern, röthlich-grauen Roggenfeld dahinter, die ſchwimmenden Schneewölkchen am blauen Himmel, der ſanfte Wind, Alles that ihr ſo wohl. Sie dachte an ihren jungen, ſchönen, lebensfröhlichen Mann, den ſie von Herzen liebte; an die nahe Ernte und daß der Roſt ihr doch weniger geſchadet, als ſie gefürchtet hatten; an das letzte Singvögelchen, deſſen Lied noch vom Wald herüberklang, und das nun auch morgen oder bald in ſeinen Familienſorgen verſtummen werde; und über dieſen Gedanken lächelnd dachte ſie wieder an ihr eigenes Glück. Endlich blickte ſie auf die kleine maleriſche Blumenanlage neben ihrer Laube, da, wo das Haus in einer Ecke vorſprang — und nun ſeufzte ſie. Worüber konnte ſie ſeufzen? — „Ich wäre doch die glücklichſte Frau auf dieſer Welt", dachte ſie, „wenn ich dort neben den Blumen die kleine natürliche Felsgrotte hätte, die ich mir nun ſchon ſo lange künſtlich machen will! Erde iſt ja da; nur die Felsſtückchen fehlen. Nur ein paar Dutzend Steine in ſchönen Farben an die rechten Stellen gebracht und mein Kunſtwerk iſt fertig. Und Er (ſie meinte ihren Gatten) wünſcht ſich das ſo ſehr! Seit er ſo eine Felsgrotte bei dem Herrn Stadtſecretair im Garten geſehen hat, träumt er ja davon. Wenn ich ihn zum Geburtstag damit überraſchen könnte — — wenn ich das könnte — —' Sie zählte die Tage bis zu ſeinem Geburtstag an ihren Fingern her; es waren noch ſechs. Sie ward roth vor Eifer

über das ganze liebliche Geſicht. Sie hörte weder das kaiſerliche Poſthorn noch den letzten Singvogel mehr, fühlte weder die warme Luft noch den kühlenden Wind, dachte auch nicht an die ſchöne Ernte, noch an ihr Glück; ſie durchſuchte im Geiſt die ganze Welt nach Steinen, wie ſie ſie brauchte. „Ich wünſche mir ja nichts auf dieſer weiten Welt, als ſo eine kleine Grotte!“ ſeufzte ſie vor ſich hin.

Eine bekannte Stimme und nicht minder bekannte Schritte ſtörten Frau Emilie aus dieſen ſorgenvollen Gedanken auf: ſie hörte ihren Mann, der auf der andern Seite des Hauſes auf die Thürſchwelle trat, zu einem Dritten ſprach und über den Flur in ſein Zimmer hineinging. Ein anderer Schritt folgte nach. Die junge Frau ſprang auf, nahm ihr Arbeitszeug und lief mehr, als ſie ging, in's Haus hinein. „Seid ihr da!“ rief ſie aus. „Wo iſt Euer Wagen? Seid Ihr hergeflogen! Guten Morgen, Schwager! — Kinder, wie ſeht ihr aus!“ — Sie blickte, während ſie den Schwager umarmte, auf die Stiefel der beiden Männer hinunter und betrachtete den dicken Staub, unter dem ſie verſchwanden, mit drolligem Entſetzen.

„Wir haben den Kutſcher vom Bahnhof noch in die Stadt geſchickt, Dies und Das zu beſorgen“, erwiederte der Pächter, ihr Mann, indem er ſeine junge Frau zärtlich an ſich drückte; „und wir Männer ſind den kurzen Weg bei dem herrlichen Morgen auf unſeren eigenen Füßen hergewandert. Mit einem kleinen Umweg über die Ziegelei. Aber Staub, Staub! Alles voll Staub! Und der Staub, den Du nicht ſiehſt, der in unſeren Kehlen, iſt der ſchlimmſte. Bier, liebe Frau! Und etwas Frühſtück für Deinen Schwager, er hungert. Das weiß der Himmel: wenn der einmal auf's Land kommt, ſo hungert er von der erſten Minute!“

Emilie lief hinaus, kam wieder, deckte ſelber das weiße Tuch über den Tiſch und ſtellte die Flaſchen hin. „Ah, dieſe ſchöne Kühle!“ ſagte der Doctor — der Schwager Heinrich — behaglich, indem er ſich auf dem ſchwarzbelederten Sopha in die Ecke warf und in dem großen, tiefen, etwas dämmerigen Zimmer umſah. „Hier vergißt man die Hundstage! Wenn ich mich hier ein paar Tage von der Stadthitze auskühle, bin ich wieder geſund.“

„Die vortreffliche Ventilation!“ ſagte der Hausherr mit Stolz. „Ich bitte Dich, wirf ein Auge auf dieſe Fliegenfeſter hüben und drüben, meine Einrichtung. Sie laſſen mir kühle Zugluft aus und ein, aber keine Fliege. Ich bitte Dich, zu beachten, daß in dieſem Zimmer am zwanzigſten Juli keine einzige Fliege iſt.“

„Nur dieſe verdammte Brummfliege!“ erwiederte der Schwager, indem er mit dem Taſchentuch, womit er ſich die Stirn getrocknet hatte, um ſich ſchlug. „Ein ganz infames Geſchöpf!“

„Das einzige! Die nöthige einzige Ausnahme, Heinrich.“

„Und hier noch ſo ein Brummer! Da fällt er mir eben in's Glas.“

„Offenbar Zwillinge!“ antwortete der Hausherr unerſchüttert und trat an das Fenſter, um, wie allemal, nach dem Barometer zu ſehen. Der Doctor gab den Kampf mit den Fliegen auf, zog ein Packet, in

eine Zeitung gewickelt, aus der Taſche und faltete es auseinander. „Hier haſt Du auch das Chloroform, das Du wünſchteſt, liebe Emilie. Ich vertrau' es Dir und Deinem Gatten an, weil das eine Ausnahme iſt; weil ich weiß, wie leicht und wie unſchädlich es bei Dir wirkt. Gebrauche es mit Verſtand, oder beſſer, nie!"

„Das wäre zu wünſchen", ſagte die junge Frau; „denn dieſe Zahnſchmerzen ſind das ſchlechteſte Vergnügen, das ich mir denken kann. Ich glaube, die Vorſehung ſchickt ſie mir auch nur, damit mein ſchönes Talent, mich chloroformiren zu laſſen, nicht einroſtet! Ich ſchlafe ſo leicht davon ein wie ein kleines Kind, und wache ſo geſund und ſorglos danach auf wie eine junge Lerche. Wer ſich von Chloroform ernähren könnte! — — Nun, ich bin ja ſonſt geſund und glücklich, Heinrich", ſetzte ſie treuherzig hinzu.

„Ja, das iſt ſie, Heinrich", fiel ihr Mann vom Fenſter her ein, indem er — nun ſchon zum ſechſten Mal — auf das Barometer klopfte.

„Was, zum Teufel, machſt Du da mit dem Ding?" fragte der Doctor.

„Das verfluchte Ding will nicht fallen!" ſagte der Hausherr und klopfte zum ſiebenten Mal. „Wir brauchen endlich Regen, oder die Kartoffeln gehen mir alle zu Grunde. Aber das rührt und regt ſich nicht! Das fällt nicht! Das nimmt keine Vernunft an!" — Und er konnte ſich nicht enthalten, noch ein achtes Mal auf das Barometer zu klopfen.

Der Doctor lachte. „So treibt er es alle Tage und zu allen Tageszeiten!" ſagte Emilie luſtig. „Wenn er ſich nach feſtem, trockenem Wetter ſehnt, dann klopft er, weil „das verfluchte Ding nicht ſteigen will"; dann ſpeculirt er à la hausse, wie der Stadtſecretair ſagt. Jetzt ſind wir bei der baisse; das verfluchte Ding will nicht fallen."

„Wir müſſen einmal Regen haben!" wiederholte der Hausherr, indem er noch einen zornigen und vorwurfsvollen Blick auf ſein Barometer warf. Das Wetter wird uns zu ſchön! Die verwünſchten Engländer bekommen ohnedies lange nicht die Mißernte, die in Ausſicht ſtand. Sie bauen zu viel Korn, Heinrich; die Preiſe werden zu ſchlecht."

„Jetzt iſt er wieder bei den „verwünſchten Engländern"!" ſagte die junge Frau und lachte.

„Was haſt Du da für eine Zeitung?" fragte der Hausherr, der das auseinandergepackte Papier auf dem Tiſch erblickte. „Schon die Zeitung von heute?" — Der Doctor nickte; der Pächter ſtreckte ſogleich ſeine beiden Hände danach aus. „Wir wollen doch einmal ſehen, was dieſe ver — — was dieſe Engländer heute von ſich melden!" — Indeſſen der Doctor hatte die Zeitung ſchon ergriffen, ſchlug um, bis er an die Handels- und Ernteberichte kam, und fing an, mit ſeiner wohlklingenden Stimme laut zu leſen. „Gut, lies vor!" ſagte der Hausherr. Emilie hatte ſich neben dem Schwager auf das Sopha geſetzt, hielt ihre hellen blauen Augen auch auf das Blatt gerichtet und las ſchweigend mit.

„„London. Getreide. Die Weizenblüthe hat leider vielfach unter den kalten Nächten gelitten —“

„Hat ſie das!“ ſchmunzelte der Pächter. „Davon ſagten ja alle dieſe verfluchten Berichte nichts.“

„„An den Aehren haben wir bereits Spuren von Roſt geſehen und wir fürchten, daß er Fortſchritte macht —“

„Da wär' es die höchſte Zeit! Nur zu! nur zu!“ fiel der Pächter ein und rückte auf ſeinem Stuhl, als müßte er dieſem ſaumſeligen Fortſchritt einen Rippenſtoß geben.

„„Wenn nicht höhere Temperatur eintritt —“

„Nun, das hoffen wir nicht.“

„„Auch die Gerſte iſt gefährdet und ſieht ſchlecht aus, eben ſo manche Haferfelder —“

„Dieſe Gerſte gefällt mir!“

„„Ein paar warme Tage würden von unendlichem Dienſte ſein —“

„Ja, die möchtet ihr wol, aber die kriegt ihr nicht!“ — Der Hausherr wiegte ſich mit komiſchem Triumph auf ſeinem Stuhl, als glaubte er wieder an eine gütige und gerechte Vorſehung, die das nicht zugeben würde.

„„Inzwiſchen haben das Aufhören des Regens und die zeitweiſen Sonnenblicke ihre gewöhnliche Wirkung gehabt, indem ſie die erregten Märkte beruhigten —“

„Hm!“ murmelte der Pächter beunruhigt.

„Lies auch von Paris“, ſagte Emilie.

„Ich leſe! — „Paris. Das Wetter beſſert ſich“ —

„Verflucht!“

„„Aber ſehr langſam.“

„Hm!“ murmelte der Pächter etwas behaglicher.

„„Wir müſſen jedoch conſtatiren, daß die Klagen über den Stand der Saaten nicht von Allen getheilt werden —“

„Hoffen wir, daß es auch bei dieſen noch kommt!“

„„Während von der einen Seite der Schaden hervorgehoben wird, den Roſt, Kälte und überwucherndes Unkraut verurſacht haben —“

„Roſt, Kälte und Unkraut!“ wiederholte der Pächter mit humoriſtiſcher Zufriedenheit.

„„Behauptet man andererſeits, daß ein bedeckter Himmel der Blüthe- und Körnerbildung förderlich iſt —“

„Darin hat er Recht!“ ſeufzte der Pächter.

„„Und daß der Regen im Mai und Juni eher wohlthätig als ſchädlich gewirkt hat —“

„Infam! äußerſt infam!“ rief der Pächter aus, mit einem ſo herzhaften Ton der Ueberzeugung, als hätte man ihm vorgeleſen, daß der alte Thiers den deutſchen Kaiſer durch eine vergiftete Depeſche ermordet hätte. Er ſtand auf. „So wahr ich Robert Feldmann heiße, es giebt keine Gerechtigkeit auf der Welt! — — Uebrigens, was ſchreibt dieſer verfluchte Kerl noch von Blüthenbildung und vom Juniregen: wir haben

ja den zwanzigſten Juli! Und überhaupt — überhaupt — ſonderbare Berichte!“ — Er griff, ſich nachträglich verwundernd, nach der Zeitung, ſah hinein und hörte nun ſeinen Bruder hinter ſich lachen. „Das iſt ja eine Zeitung vom vergangenen Jahr!“ rief er und lachte ſelbſt.

„Ich wußte es, mein theurer Bruder“, ſagte der Doctor; „aber dieſe angenehme und geſunde kleine Aufregung wollte ich Dir doch nicht vorenthalten.“

„Was für ein Schurke mein leiblicher Bruder iſt!“

Die kleine Frau war an ihres Mannes Arbeitstiſch getreten, nahm eins der Bücher, die dort zwiſchen Briefen und Papieren lagen, ſchlug es auf — es waren Goethe's Gedichte — und kam mit dem ernſthafteſten Schelmengeſicht zu ihrem Gatten zurück. „Robert!“ ſagte ſie, ihm eine ihrer kleinen Hände auf die Schulter legend, und declamirte mit feierlich gehobener Stimme:

„Edel ſei der Menſch,
Hülfreich und gut!
Denn das allein
Unterſcheidet ihn
Von allen Weſen,
Die wir kennen“

„O, Robert Feldmann! Höre auf dieſe Worte Deines Lieblingsdichters: „Edel ſei der Menſch, hülfreich und gut!“

Robert Feldmann lachte.

„Seht dieſen ſchrecklichen Menſchen; ſeht, wie er lacht! — Robert! Robert! Wer nicht weiß, was für ein gutherziges Lamm von einem Menſchen Du biſt und Dich ſo ruchlos und abſcheulich reden hört, muß der nicht denken: das iſt ein Ungeheuer!“ — — Das Ungeheuer zog ſie in ſeine Arme und küßte ſie, ſtatt zu antworten. Sie machte ſich los. „O ihr Männer!“ ſagte ſie mit dem ganzen Ausdruck weiblicher Ueberlegenheit, indem ſie ſich auf die Zehen ſtellte. „Ihr ſeid doch ein recht unzuverläſſiges, unſittliches Geſchlecht! Ihr redet ſo ſchöne Sachen von Recht und Geſetz, wundert Euch über Euch ſelbſt, wie weiſe Ihr die Welt eingerichtet habt, lächelt auf uns Frauenzimmer herab, wie auf Kinder, die nichts von alledem verſtehen; und ſobald es ſich um Euren Schlag Weizen oder um Euren Roſinenhandel dreht, liegt Euer ganzes Rechtsgefühl im Graben! Hab' ich Recht, Heinrich, oder nicht? — O, Ihr Männer, Ihr Männer!“

„Du haſt allemal Recht, wie jede Frau“, gab ihr Feldmann zur Antwort, indem er mit unerſchüttertem Gleichmuth und Humor ſein Glas wieder füllte. „Hör' Einer dieſe kleine Frau, wie ſie von „Rechtsgefühl“ ſpricht!“

„Nun, und warum ſollte dieſe kleine Frau nicht davon ſprechen?“

„Weil Ihr alle miteinander nicht wißt, was für ein Ding das iſt! Weil Euch holden Frauenzimmern das Rechtsbewußtſein fehlt; weil Ihr da eine Lücke in Eurer Organiſation habt“

„Wir eine Lücke?“

„Ja! — Weil Ihr eben Frauenzimmer ſeid —“

„Was heißt das?“

„Weil Ihr in Folge Eurer Frauenzimmerschaft einen bewunderungswürdigen Instinct, aber bewunderungswürdig wenig Logik habt. Weil Ihr eine ganz außerordentliche Abneigung habt, Euch auf eine verstandesmäßige Widerlegung Eures Instincts einzulassen; weil auch gegen Euer „Gefühl“, wie Ihr es nennt, allgemeine Grundsätze nicht einen Groschen werth sind —“

„Und darum, meinst Du, hätten wir „holden Frauenzimmer“ kein Rechtsbewußtsein? darum hätten wir eine Lücke in unsrer Organisation?“

„Ja, eben darum. So wahr dieses Bier ein sehr gutes Bier ist“ (er hatte während ihrer Gegenrede sein Glas wieder ausgetrunken), „so wahr hab' ich noch nie ein Frauenzimmer gesehen — ein richtiges, mein' ich — das nicht über Recht und Unrecht seine etwas unlogischen „Gefühle“ gehabt, dessen Rechtsbewußtsein nicht irgendwo an einem kleinen Wurmstich gelitten hätte.“

„Du hättest noch nie so ein Frauenzimmer gesehen?“

„Nein, meine theure Emilie; noch nie.“

„Nicht ein einziges?“

„Nicht ein einziges.“

„Das wäre doch wunderbar!“ — Emilien's reizende Wangen glühten über und über von Rechtsbewußtsein. „Mein lieber Robert, das wäre doch wunderbar!“

„Es ist wunderbar, aber es ist.“

„Und Deine Frau — —?“

Robert Feldmann hatte offenbar diese Frage erwartet, denn er war schon mit großen Schritten bis an die Thür zum Nebenzimmer gegangen, stand nun dort auf der Schwelle, die Thür in der Hand, wie um für seine persönliche Sicherheit zu sorgen und blickte mit dem gemüthlichsten Humor auf seine streitbare junge Frau zurück. „Und meine Frau ist die Schlimmste“, gab er dann zur Antwort. „Sie ist eine viel zu reizende Evastochter, um nicht in diesem Punkt besonders verwahrlost zu sein!“ — Damit machte er die Thür hinter sich zu.

„O Du —!“ sagte sie entrüstet und drohte ihm mit der Hand.

Der Schwager Heinrich hatte sich an den großen, rothbraunen Kachelofen gestellt, wiegte seine lange Gestalt daran hin und her und sah dieser Familienscene mit Behagen zu.

Gleich darauf ging die Thür noch einmal auf, Robert Feldmann steckte sein blühendes, gebräuntes, lachendes Gesicht herein und setzte, wie wenn er etwas vergessen hätte, hinzu: „Es wächst viel Unkraut auf dem Acker ihres Rechtsbewußtseins! viel Unkraut!“ — worauf sein Kopf wieder verschwand.

„O Du elender Verleumder!“ rief sie ihm nach. „Beweise mir's, wenn Du kannst!“

Feldmann's Kopf erschien abermals in der Thür. „Soll ich Dir's beweisen, meine theure Gattin?“

„Ja! gleich! auf der Stelle.“

„Das nicht; nur ein wenig Geduld. Durch Deine Thaten will ich Dir's beweiſen.“

„Nun, ſo zeige mir meine Thaten!“

„Deine Vergangenheit — und daß Du den Staat betrogen, daß Du geſchmuggelt haſt —!“

„Unſinn! Ich war noch ein Kind. — Und übrigens werde ich ſchmuggeln, ſo lang' ich lebe!“

Feldmann lachte laut. „Gut! Du warſt noch ein Kind; Deine dunkle Vergangenheit laſſen wir ruhen! Du wirſt die Güte haben, meine theure Emilie, binnen Kurzem neue Thaten zu thun, die für mich beweiſen.“

„Ich werde mich wol hüten!“

„Was gilt die Wette? — Wenn Du in den nächſten vier Wochen etwas verübſt, daß dieſe Lücke in Deiner Organiſation unwiderleglich beweiſt, willſt Du dann beſiegt ſein?“

„Ob ich dann beſiegt ſein will? — Du biſt ein nichtswürdiger Menſch! — In den nächſten vier Wochen!“

„In den nächſten vierzehn Tagen will ich ſagen; das iſt genug. Willſt Du dann vor dieſem „elenden Verleumder“ geſtehen, daß Du beſiegt biſt?“

„Ja, ſo wahr ich lebe!“ rief ſie empört aus. „Ja, ſo wahr ich lebe!“

„Und willſt Du dann jede Buße auf Dich nehmen?“

„Das noch zu fragen! — Jede!“

„Gut! Ein Mann, eine Frau, ein Wort!“

Feldmann war wieder mit ſeiner ganzen Figur hereingetreten, nahm ſeinen Hut vom Tiſch und winkte dem Doctor, als wäre Nichts geſchehen. „Ich wollte Dir ja noch meinen Weizen zeigen, Heinrich, der hier rechts an der Chauſſée ſteht. Haſt Du Deinen erſten Landhunger geſtillt, biſt Du bereit, zu gehen?“

Der Doctor nickte, nahm ſeinen Hut und ſeinen Stock mit dem großen mediciniſchen Knopf und wandte ſich zur Thür. „Bis auf Wiederſehen!“ ſagte er lächelnd zu der jungen Frau, die ſich ungeſtüm über das dichte, dunkelblonde Haar ſtrich, wie um ihrer Aufregung etwas Luft zu ſchaffen.

„Auf Wiederſehen, liebe Emmeline!“ ſetzte Feldmann, ebenfalls lächelnd, hinzu.

„Geht nur!“ ſagte ſie.

Die Männer traten auf den Flur hinaus und von da in's Freie. Emilie ſah ihnen nach. Sie gingen nach links, der Chauſſée zu. Die ganz in Grau gekleidete, ſchlanke, ſchöne Geſtalt ihres Mannes verſchwand zuerſt; dann auch der braune Rock des Schwagers, der mit dem Stock auf ſeine beſtaubten Beinkleider klopfte. „Geht nur!“ wiederholte ſie vor ſich hin. „O, dieſer Mann! Mir das „Rechtsbewußtſein“ abzuſprechen — wie wenn ich betrogen und geſtohlen hätte! — Und während ich mir

diesen ganzen Morgen den Kopf zergrübelt habe, wie ich ihn an seinem Geburtstag mit einer Felsgrotte überraschen könnte — — o, dieser Mann! — o, Ihr Männer!"

„Du wirst Deine Wette verlieren, mein lieber Robert", sagte der Doctor, als sie die Chaussée hinuntergingen auf das Weizenfeld zu, das dem Hause des Chausséeeinnehmers gegenüber lag. „In vierzehn Tagen!"

„Nun, wer weiß!" murmelte Feldmann.

Ueber die Felder und Wiesenflächen hinweg, die den breiten Thalgrund des hundertfach sich windenden kleinen Flusses bedeckten, glänzte im Sonnenlicht das Städtchen herüber, kaum eine Viertelmeile entfernt; rothe Ziegeldächer, eine stattliche alte Kirche mit majestätischem Thurm, die weißen Bahnhofsgebäude; noch näher die Brücke über den Fluß und die helle Fahrstraße, die von da, quer durch den Wiesengrund, in einem großen Winkel langsam heranstieg. Auf dieser Straße, zuweilen von leicht aufwirbelndem Staub gleichsam umschleiert, ging ein einzelner Mann, in dunklem Rock, einen schwarzen Hut auf dem Kopf; weiter vermochte der Doctor Nichts an ihm zu erkennen. Doch das an Fernsicht gewöhnte Auge des Pächters sah mehr; plötzlich blieb er stehen. „Das ist der Stadtsecretair", sagte er, „der will ohne Zweifel zu mir. Halt! Da fällt mir ein, daß er mich dieser Tage besuchen wollte, um zugleich die Papiere mitzunehmen, die ich ihm versprochen. Das ist auch so weit recht gut, nur daß die Papiere noch nicht in Ordnung sind! Willst Du mir den Gefallen thun, Bruder, den Stadtsecretair einstweilen in Empfang zu nehmen — Du kennst ihn ja auch —"

„Ob ich den Spaßvogel kenne!"

„Gut! So kehre ich wieder um, ordne schnell die Papiere; wenn Ihr Beide dann kommt, ist Alles fertig. Willst Du ihm entgegengehen, und mit ihm zu mir?"

Der Doctor nickte.

Robert Feldmann ging mit großen Schritten, sich ein Lieblingslied pfeifend, die Hände in den Rocktaschen, auf seinen Hof zurück; trat in's Haus, in sein kühles Zimmer und setzte sich sogleich an den Arbeitstisch. Indem er die Papiere hervorholte, die er ordnen wollte, sah er durch's Fenster — denn ein richtiger Landmann sieht gewöhnlich Alles, was geschieht — sah er den weiblichen Wirthschaftslehrling seiner Frau, Fräulein Friederike, aus dem Kuhstall treten und nach dem Wohnhause gehen. Er erkannte sie schon von der Seite mit halbem Auge an ihrem unsichern, zweifelhaften, gleichsam verlegenen Gang. Während sie ihre kleinen Schritte machte, schien sie sich beständig zu fragen, ob sie auch wol das Recht habe, so frei auf der Welt herumzutreten; und wie der Stadtsecretair von ihr behauptete, ging sie stets den Gang einer Kindesmörderin vor das Schwurgericht, die aber auf einige mildernde Umstände rechnet. Sie trug auf ihrem etwas vorgebeugten, winzigen Kopf einen ungeheuren, braunen Strohhut von sonderbarer Gestalt, eine große

Schüſſel unter ihrer Schürze und an den kleinen, ſchüchternen Füßen neue, laut knarrende und ächzende Stiefel; was ihrem Bedürfniß, auf dieſer Welt kein Geräuſch zu machen, ſo ſehr widerſprach, daß ſie noch unſicherer und verlegener ging. Ohne aufzublicken und ohne den Hausherrn zu ſehen, trat ſie in das Haus, knarrte über den Flur und nebenan in Emilien's Wohnzimmer hinein.

Die Thür dorthin ſtand halb offen; Feldmann hörte, wie die kleinen Stiefel bis an den Nähtiſch ächzten, der an einem der Fenſter ſtand und nun Fräulein Friederikens dünne, ſanfte Stimme ertönte. Dann antwortete eine andre, reſolute, deren heller Wohlklang dem horchenden Feldmann ſogleich an die Seele ging. In dieſe Stimme hatte er ſich damals zuerſt verliebt. Während er geräuſchlos in ſeinen Papieren blätterte, machte es ihm ein ganz beſonderes Vergnügen, dieſem Duett nebenan ungeſehen und ungeahnt zu lauſchen. Es handelte ſich um eine kranke Kuh und daß eine zweite weniger Milch gebe, als ſonſt; aber es klang, wie wenn die kleine Kindesmörderin ſoeben vor einem weiblichen Schwurgerichtspräſidenten ihr Verbrechen geſtände, doch mit dem Zuſatz, daß das Kind ein ganz verwachſenes und blödſinniges Kind und ſie ſelber verwirrten Geiſtes geweſen ſei, und wie wenn der weibliche Präſident darauf wohlwollend erwiederte, man werde dies nochmals unterſuchen, nur möge ſie deutlicher reden und ſich nicht ſtets das Taſchentuch vor den Mund halten.

„Ach, und dann möcht' ich noch Etwas ſagen, Madame", fing die dünne, ſanfte Stimme wieder an.

„Nun, ſo ſagen Sie's", erwiederte Frau Emilie.

„Wegen der Grotte, Madame!"

„Wieſo?"

„Ach ja, Madame, wegen der Grotte, womit Sie den Herrn Feldmann überraſchen möchten. Die blauen und rothen und grauen Felsſtücke — ach Gott!"

„Warum ſeufzen Sie?"

„An der Chauſſée!"

„Wieſo an der Chauſſée?"

„Da hinten, wo die Chauſſée die Ecke macht, wo der große Meilenſtein ſteht und das halbe Rondel mit den jungen Eichbäumen iſt —"

„Nun?"

„Da hab' ich ſie heute Morgen ja geſehen, Madame."

„Wen?"

„Die Felsſtücke; die Steine. Gerade ſo, wie Sie ſie zu der kleinen Felsgrotte brauchen. Nicht zu groß, nicht zu klein. Und blau, grau und roth!"

„Was für Steine? Wie kommen dieſe Steine dorthin?"

„Ach Gott, ja freilich! Sie gehören Ihnen ja nicht."

„Ich bitte Sie, Friederike, ſeufzen Sie nicht, ſondern ſagen Sie, was für Steine das ſind."

„Ach Gott, ja freilich, Madame! Sie gehören ja zur Chauſſée,

zum Rondel, oder wer weiß, wozu: denn ſie liegen ja noch immer auf einem Haufen da. Aber ganz, wie Sie ſie brauchen, Madame! Blau, grau und roth!“

Emilie ſtand auf; Feldmann hörte es. Sie ſchob die offene Schublade ihres Nähtiſches zurück — auch das hörte er, regungslos wie er horchte — und klatſchte in die Hände. „Am Rondel, ja, ja!“ rief ſie ganz glückſelig aus. „Nun erinnere ich mich! Da hatte ich die Steine ſchon früher einmal geſehen; aber ich wußte nicht mehr, wo; mir war, als hätte ich nur von ihnen geträumt. Nein, wenn das nicht ein Wink der Vorſehung iſt —! Den ganzen Morgen liegen mir dieſe Steine wie — wie Steine auf dem Herzen; auf einmal kommt dieſes Mädchen und ſagt mir, wo ich ſie finde.“

„Ach ja freilich“, ſeufzte Friederike; „wenn Sie nur Ihnen gehörten.“

„Wem gehören Sie? Niemand! Die Chauſſée, mein Kind, kümmert ſich nicht darum. Ob dieſe Steine daliegen oder nicht, iſt ſo gleichgültig, wie etwas auf der Welt. Blaue. rothe und graue! Und jetzt fällt mir's ein: auch ganz ſo behauen, wie ich ſie mir wünſchte. Mein Geburtstagsgedanke iſt gerettet — — Und ſo edel werde ich mich an dieſem Robert rächen!“ ſetzte ſie großherzig in Gedanken hinzu.

„Ach Gott, wie das ſchön iſt!“ ſagte Friederike, und nun lächelte ſie zum erſten Mal. „Wenn's nur nicht gerade Chauſſéeſteine wären!“ ſeufzte ſie dann wieder.

„Gott ſei Dank, das iſt gleichgiltig“, erwiederte Frau Emilie reſolut, ganz im Feuer ihres Unternehmens. „Welchem Menſchen ſchad' ich denn, wenn ich den kleinen Steinhaufen da fortnehme? Für die Chauſſée haben ſie keinen Werth; nur für mich. Es wird's auch Niemand bemerken, wenn ſie nicht mehr da ſind!“ ſetzte ſie, ſich ſelber beruhigend, hinzu. „Niemand! Wer achtet auf ſolche Steine. Kommen Sie, Friederike!“

„Ach, Madame! wohin?“

„Wohin? — Was Du thun willſt, thue bald!“ ſagte Emilie in mütterlich überlegenem Ton. „Kommen Sie, Kind; Sie müſſen mir ja helfen. Sehen darf's freilich Niemand! Und da ich meinen Mann überraſchen will — —“ Ein dunkles Gefühl tauchte in ihr auf, daß ſie auch ſonſt noch Grund habe, dieſen Mann nicht in's Geheimniß zu ziehen; doch indem ſie dieſem vorwitzigen Gefühl gleichſam einen Klaps auf den Kopf gab, griff ſie ſchnell entſchloſſen nach ihrem Hut. „Sechs Tage hab' ich noch Zeit! Wenn wir jeden Morgen einmal, am Roggen entlang, heimlich zur Chauſſée gehen, Friederike — und jede ein paar von dieſen Steinen in die Schürze nehmen — Sie ſind ja auch eine kräftige Perſon und die Schürzen halten was aus — ſo tragen wir nach und nach die ganze Grotte zuſammen, ohne daß eine Menſchenſeele es merkt! Kommen Sie, machen wir gleich den Anfang, Friederike. Seufzen Sie nicht.“

„Ach Gott, nein! Ich ſag' ja auch Nichts, Madame; ich thu's ja

auch gern. Nur daß es mir ſo ſehr ſchwer wird, Madame, weil's Chauſſéeſteine ſind."

„Eben darum: ſo ſind ſie ja vogelfrei!"

Emilie lächelte triumphirend, daß ſie dieſe juriſtiſche Auslegung des Thatbeſtandes gefunden hatte, und hütete ſich wol, ſie noch einer kritiſchen Prüfung zu unterwerfen. „Wenn ich meinem Mann eine ſo große, große Freude mache! Sie werden auch eines Tages heirathen, Friederike, und dann werden Sie hoffentlich an ſich ſelber ſehen, was eine Frau für ihren Mann Alles zu thun vermag! — Kommen Sie, er iſt fort; Alles bei der Arbeit. Wir gehen noch einmal hinüber zu der kranken Kuh und dann da hinten, rechts von der Ziegelei, am Winterroggen entlang, bis zum Rondel. Immer reſolut! Nur nicht geſeufzt; können Sie ſich das nicht abgewöhnen, mein Kind?"

„O, ich ſeufze auch nicht, Madame!" ſeufzte Friederike.

Emilie ging hinaus; die Stiefel der Kindesmörderin ächzten hinterdrein. Robert Feldmann horchte noch eine Weile, bis er Nichts mehr hörte. Auf ſeinem unendlich humoriſtiſch lächelnden, ſchlauen, ſchurkiſchen Geſicht ſammelte ſich allmälig, wie wenn er aus allen Winkeln zuſammenflöſſe, ein Plan, ein Entſchluß. „Warte nur, Emilie Feldmann, geborne Werner", murmelte er vor ſich hin; „Du wirſt Dich wundern, was für einen Mann Du haſt! — Meine leibliche, angetraute Frau eine Verbrecherin! Und ich ihr Mitſchuldiger, wenn ich darüber ſchwiege! — Doch ſie wird ſich wundern, wie wenig ich ſchweige. Sie wird das Capitel vom „mangelhaften Rechtsbewußtſein" kennen lernen! — — Jetzt ſind ſie fort. — Sie ſprechen noch erſt ein paar Worte mit der kranken Kuh; ſagen wir: fünf Minuten; dann haben ſie einen Umweg, rechts von der Ziegelei: wieder fünf Minuten; dann gehen ſie langſamer als ich: nochmals fünf Minuten; alſo eine Viertelſtunde Vorſprung; das iſt mir genug. Die Papiere ſind in Ordnung; ich kann gehen!" — Damit ging er. Er trat in den Hof hinaus; die beiden Frauenzimmer waren ſchon in den Kuhſtall verſchwunden. Von der Fahrſtraße her kamen ihm ſein Bruder und der Stadtſecretair entgegen; ſtatt ſie zu begrüßen, eilte er mit ſeinen längſten Schritten an ihnen vorbei, rief nur, er komme ſogleich, und ging die Straße hinunter. Vor dem Chauſſéehauſe blieb er ſtehen. Der kleine, dicke Chauſſéeeinnehmer ſteckte gerade ſein pfiffiges Geſicht zum Fenſter heraus und rief ihm, indem er die Pfeife aus den dicken, behaglichen Lippen nahm, ſein gewohntes dreimaliges „Guten Morgen" zu. „Auf drei Worte, Herr Wenzel, wenn es Ihnen recht wäre!" ſagte Feldmann.

„Immer zu Dienſten!" erwiederte Herr Wenzel, verſchwand vom Fenſter und ſtand nach wenigen Secunden auf ſeinen kurzen Beinen vor der Thür. „Was kann's geben, Herr Feldmann?"

„Es giebt eine kleine, ſonderbare Geſchichte, einen Criminalfall, Herr Wenzel"; und indem Feldmann das ſagte, überzog ſich wieder ſein ganzes Geſicht wie mit einem Gewebe von Humor. „Sie haben da hinten am Rondel einen Haufen merkwürdiger, intereſſanter Steine, auf die meine Frau ihre blauen Augen geworfen hat; nachher ſag' ich

Ihnen, warum. Nun ist sie als Frauenzimmer auf den Gedanken gekommen, diese Steine einfach wegzunehmen; weil sie als Frauenzimmer denkt, daß sie ein Recht dazu hat. Und nun möchte ich, als ihr Mann, sie für diesen verbrecherischen Irrthum tüchtig büßen lassen; doch ich möchte auch, daß sie nicht blos mit einem, sondern mit beiden blauen Augen davonkäme. Weshalb ich Sie bitten wollte —"

„Um was, Herr Feldmann?" unterbrach Herr Wenzel ihn vor Ungeduld und sah ihn mit seinen weit aufgerissenen pfiffigen Augen an.

„Um eine kleine Niederträchtigkeit, Herr Wenzel! Sie sollten die Güte haben — um es kurz zu sagen — von hier sogleich bis an das Rondel zu gehen; dort Ihre ganze werthe Gestalt so lange im Chausséegraben zu verbergen, bis meine Frau und ihr Wirthschaftslehrling — die schon unterwegs sind — ihre erste Unthat ausgeführt und einige von diesen interessanten Steinen in ihre Schürzen gepackt haben. Und dann sollten Sie wie der Engel mit dem feurigen Schwert hervortreten und den beiden Verbrecherinnen verkünden, daß Sie diesen Frevel sofort beim Magistrat in der Stadt anzeigen würden —"

„Verflucht!" rief der kleine Chausséeeinnehmer aus und lachte.

„Und schließlich sollten Sie die Güte haben, auf keine Bitten, Beschwörungen oder Bestechungen zu hören, sondern in Ihrer ganzen Amtswürde sogleich nach der Stadt zu gehen; — das heißt, so weit, bis Sie meinen Damen aus dem Gesicht sind. Dann kehren Sie um, Herr Wenzel; — und alles Weitere überlassen Sie mir."

„Ein starkes Stück, Herr Feldmann! Ein starkes Stück!" — Der Chausséeeinnehmer machte nun doch ein etwas bedenkliches Gesicht.

„Sie haben zwei ausgezeichnete Eigenschaften, Herr Wenzel", unterbrach ihn Feldmann; „Sie verstehen Spaß, und Sie können den Mund halten! Und nur darum sind Sie in dieser Sache mein Mann; sonst hätt' ich Ihnen, so wahr ich lebe, keine Silbe gesagt. Sie werden Ihr diabolisches Vergnügen daran haben, aber Sie werden es nicht unter die Leute bringen. Kommen Sie, es ist Zeit! Und was die Steine betrifft, noch ein Wort, Herr Wenzel; — doch hier kommt Ihre Kleine. Ich sag's Ihnen im Gehen. Während ich Sie bis an jene Ecke begleite, dann kehr' ich um, und Sie allein gehen weiter, als Engel mit dem Schwert!"

Der Stadtsecretair saß in Feldmann's Zimmer auf dem ledernen Sopha, neben dem Doctor; er hatte sich's nach seiner Art ohne Zeitverlust bequem gemacht, seine hohe, breitbrustige, etwas volle Gestalt in die tiefste Ecke zurückgeworfen; die aufmerksamen grauen Augen über der mächtigen, gebogenen Nase wanderten mit Wohlbehagen an den dämmerigen Wänden umher. Im Sitzen war er noch länger, als der Doctor; wenn die Beiden standen, überholte ihn der Doctor durch seine längeren Beine und den aufrechten Gang, während der breite Rücken des Stadtsecretairs sich vor der Zeit, wie aus humoristischer Nachlässigkeit und Bequemlichkeit, gekrümmt hatte. Man sah es ihm ohne langes

Forſchen an, daß er Muskeln hatte wie ein Rieſe, und eine luſtige Seele wie ein Kind. Er hielt eben die alte Zeitung vom vorigen Jahr in der Hand, ließ ſich vom Doctor erzählen wie dieſe Zeitung vorhin den Hausherrn geäfft hatte, und lachte herzlich, mit ſeiner metallenen Stimme. „Ich bin der Meinung", rief er aus, „daß Sie da an Ihrem Bruder Robert Feldmann höchſt brüderlich und chriſtlich gehandelt haben! Denn er iſt ja ein ganz verworfener Menſch, was die „verfluchten Engländer" und den Weizen betrifft. Doch nun iſt der Augenblick gekommen, Sie um eine von Ihren guten Cigarren zu bitten; denn ich habe vorhin meine letzte an einen engliſchen Lord verſchenkt."

„Wie haben Sie das hier, in dieſem deutſchen Landneſt, zu Stande gebracht?" fragte der Doctor.

„Ich ſtehe auf unſerm Bahnhof, der Schnellzug von Hamburg nach Stettin rollt eben herein; da tritt ſo einer von dieſen „verfluchten Engländern", an's Wagenfenſter, zieht ſeine lange Oberlippe in die Höhe und fragt den Schaffner in einem möglichſt unverſtändlichen Deutſch, ob man hier nicht Cigarren haben könne? Der Schaffner hört ihn an; läßt ſich die Sache noch einmal vortragen, verſteht ihn noch weniger; zuckt die Achſeln und geht. Da jammerte mich des Mannes aus Albion; ich zog meine Cigarrentaſche, trat zu ihm vor und erſuchte ihn mit Anmuth und Würde, ſich daraus zu bedienen. Er nimmt meine letzte; fragt: „Was koſtet das?" — „Ich bitte um Entſchuldigung, mein Herr", ſage ich, mich achtungsvoll verneigend; „ich bin auf dieſem Bahnhof dazu angeſtellt, die Reiſenden mit Cigarren zu bedienen." Indem er mich ſehr verwundert anſtarrt, pfeift der Zug und will fort. Mein Engländer faßt ſich ſchnell: „So werden Sie wol auch die Güte haben, mein Herr, mir etwas Feuer zu geben?" — „Ich bedaure, mein Herr", erwiedere ich, mit einer neuen Verbeugung; „dies Letztere iſt gegen meine Inſtruction!" — Und der Zug geht ab. Altengland ſteht da, die Cigarre zwiſchen den Zähnen, und ſo rollt er mir langſam und tiefverwundert aus dem Geſicht. Aber ich hoffe, Doctor, er wird in ſeiner Reiſebeſchreibung dieſe merkwürdige Einrichtung auf dem Continent und die würdevolle Haltung dieſes „verfluchten Deutſchen" nicht vergeſſen."

Der Stadtſecretair zündete ſich ſeine Cigarre an und lachte herzlich mit dem ganzen Geſicht. „So viel edler handle ich an den Söhnen Albions, als Ihr Bruder", ſetzte er hinzu.

In dieſem Augenblick trat Robert Feldmann ein; nickte nur zum Gruß, und ſah und horchte in beide Zimmer hinein. „Sind ſie ſchon da?" fragte er.

„Wer?" fragte der Stadtſecretair zurück.

„Meine Frau und das Fräulein!"

„Nein. Ich hatte noch nicht die Ehre, Ihre Damen zu ſehen."

„Daß ich alſo ſchnell noch ein Wort mit Ihnen rede, ehe die Damen kommen: Stadtſecretairchen, haben Sie vielleicht zufällig irgend ein Amtsſiegel bei ſich?"

„Nein, mein Freund; ſind Sie des Glaubens, die trage man an der Uhrkette mit ſich herum? Nur mein eigenes Siegel —“

„Nun, das thut's dann wol auch. Und da ich ſo ein paar große Stempelbogen im Hauſe habe — wegen der Wieſenpachtung —“

„Was geht in Ihnen vor?“ fragte der Stadtſecretair.

„Sie ſollen mir nur einen Gefallen thun: ſollen mir in Ihrer amtlichen Stellung bei der Stadt zwei polizeigerichtliche Vorladungen ausſtellen —“

„Was ſoll ich thun?“ — Der Stadtſecretair hielt ſein linkes Ohr näher zu ihm hin, denn er glaubte, er habe ſich verhört.

„Das erklär' ich Ihnen — —“

Doch ehe Feldmann es noch erklären konnte, nahm er durch's Fenſter wahr, daß Emilie und Friederike über den Hof zurückkamen; warf noch einen raſchen Blick auf ſie und trat dann tiefer in das Zimmer zurück. „Wundervoll! Sie ſind blaß; ſie gehen jetzt Beide im Kindesmörderinnenſchritt; der Chauſſéeeinehmer hat ſeine Schuldigkeit gethan! Kommen Sie, Freund —“, er nahm den Stadtſecretair beim Arm und zog ihn zur Nebenthür —: „Meine Damen dürfen Sie jetzt nicht ſehen; draußen, draußen ſag' ich Ihnen Alles!“ — Indem er dem Doctor winkte, zurückzubleiben, zog er den Andern, der ſich aus tiefem Inſtinct für die Bedeutung des Augenblicks nicht ſträubte, in Emilien's Wohnzimmer, und von da in die hinteren Gemächer hinaus. Der Doctor, der aufgeſtanden war, blieb ſtehen und erwartete ſehr verwundert, was ſich ereignen werde.

Emilie trat langſam ein, hinter ihr Friederike; Beide ohne Farbe im Geſicht, Friederike den großen Hut tief über die Augen gezogen und offenbar nicht weit vom Zuſammenbrechen, aber auch Emilie ſehr unſichern Ganges und aus aller Faſſung. Sie hatte kaum ſo viel Muth, die Augen zu heben und dem Schwager in's Geſicht zu blicken. Es war ihr, als müſſe er in ihren Zügen Alles leſen, was geſchehen war. Um dieſem Gefühl zu entrinnen, wandte ſie ſich zur Nebenthür und wollte hinein. Doch in dem Doctor regte ſich ſogleich der Arzt; er trat auf ſie zu. „Was iſt Dir?“ fragte er. „Was haſt Du?“

„O Nichts!“ antwortete ſie, doch mit ſehr kleinlauter Stimme. „Seufzen Sie nicht!“ flüſterte ſie dann Friederike zu, die ſchon vergehen wollte.

„Fehlt Dir etwas?“

„Mir? O nein; keineswegs! — Nur die Hitze, glaub' ich — — Wir waren Beide lange in der Sonne; — da hinten am Winterroggen“, ſetzte ſie hinzu.

So wie Friederike vom Roggen hörte, mußte ſie wieder ſeufzen; es übermannte ſie, ſo ſehr ſie, nach ihrer Meinung, ſich zuſammenraffte. Emilie gab ihr einen kleinen Stoß mit dem Ellbogen und ging weiter. Aber an der Schwelle blieb ſie plötzlich ſtehen. „Heinrich! Du biſt allein?“ fragte ſie aufgeregt.

„Ich glaube, Du ſiehſt, daß ich hier allein bin", antwortete der Doctor.

„Jawol; ich ſehe. — Heinrich!"

„Was beliebt?"

„Möchteſt Du mir einen Gefallen thun? — Wenn Du ihm nachlieſſt, Heinrich — — "

Sie ſtockte.

„Wem?" fragte er.

„Dem Chauſſéeeinnehmer — —"

Hier konnte ſie wiederum nicht umhin, wieder zu ſtocken, und ſo hörte man, daß Friederike ſeufzte.

„Dem Chauſſéeeinnehmer?"

„Ja. Jawol (Schweigen Sie doch, Friederike!) Und wenn Du ihm ſagteſt — und es ihm nachdrücklich vorſtellteſt — und Geld böteſt —"

„Dem Chauſſéeeinnehmer? — Warum?"

„Das will ich Dir ſagen — —"

Der Doctor erwartete, was ſie nun ſagen werde; doch ſie ſagte Nichts. Die Scham brannte ihr auf den Wangen, alle Bläſſe war fort. Sie ſah ſo reizend aus, aber auch ſo hülflos, wie der Doctor ſie noch nie geſehen hatte. „Ich will's ihm doch lieber nicht ſagen! ich kann's nicht!" dachte ſie, und machte wieder eine Bewegung zu gehen.

„Nun? Ich höre ja Nichts!" ſagte der Doctor endlich.

Der Ton, in dem er dies ſprach, nahm der kleinen Friederike ihre letzte Faſſung; ſie hatte nur noch den guten Inſtinct, ſich umzudrehen und wankte ſtumm durch die offene Thür hinaus. So wie Emilie dies ſah, folgte ſie ihr nach. Sie trat in ihr Zimmer und machte die Thür hinter ſich zu.

Gleich darauf hörte ſie die Stimme des Doctors: „Liebe Emilie, was iſt Dir? — Was ſoll ich thun?"

„O Nichts", antwortete ſie, indem ſie — gleichfalls aus unbewußtem Inſtinct — krampfhaft den Thürgriff feſthielt. „Laß nur! Es iſt nicht nöthig."

„Was iſt denn geſchehen? Was wollteſt Du mit dem Chauſſéeeinnehmer —"

„Laß nur, beſter Heinrich! Ich meinte ja doch nur ſo. Wirklich, es iſt Nichts."

„Aber irgend etwas iſt Dir geſchehen!"

„Nun ja, ich habe Kopfſchmerzen", ſagte ſie ſchnell. „Ich brauche nur — etwas Ruhe. Ja, etwas Ruhe; dann vergehen ſie ſogleich. Bitte, laß mich allein!"

„Gewiß; ganz wie Du willſt. Doch wenn ich nur wüßte, was mit dem Chauſſéeeinnehmer —"

„Ich bitte Dich, Heinrich, laß mich jetzt allein!" ſagte ſie mit nervöſer Erregung in der Stimme. Hierauf ward es ſtill. Der Doctor ſchien ſich mit leiſen Schritten zu entfernen. Emilie winkte auch Friede-

riken, zu gehen. Das Fräulein nickte, ſeufzte und ging auf ihren ächzenden kleinen Stiefeln hinaus. Jetzt endlich kam Emilien der natürlichſte Gedanke, den eine Frau in ſolcher Beklemmung hat, ſich in eine Sophaecke zu werfen und in einem erleichternden Thränenſtrom ſich Luft zu machen. Es war ein geſundes, herzhaftes Weinen und ſie fühlte, daß es ihr gut that.

„Mein Gott!“ ſagte ſie endlich, als ihr die Gedanken gleichſam aus dieſer Ueberſchwemmung wieder emportauchten und die Beſinnung zurückkam — „ich hätte ihm doch Alles geſtehen ſollen! Hätte ihn beſchwören ſollen, zu verſuchen, was nur menſchenmöglich iſt, um dieſen unglückſeligen Chauſſéeeinnehmer doch noch zu beſtechen. — — Jetzt iſt es zu ſpät. — Mein Gott, wer hätte gedacht, daß ein Chauſſéeeinnehmer ſo unbeſtechlich wäre! — Und wer hätte gedacht, daß es ſo etwas Schlimmes, ſo etwas Verbrecheriſches wäre, ein paar elende Chauſſéeſteine wegzunehmen! Himmliſcher Vater — und wenn das Robert erfährt!“ — — Bei dieſem Gedanken angekommen fühlte ſie erſt ganz, was ihr geſchehen war. Sie fragte ſich einen Augenblick — in dem Gefühl, ſie könne ihm ſo nicht unter die Augen treten — ob ſie nicht lieber auf der Stelle abreiſen ſolle; unter irgend einem Vorwand — vielleicht zu ihrer Schweſter, nach Marienberg. — — Doch dann ſagte ſie ſich ſeufzend, daß es unmöglich ſei. Während ſie noch ſeufzte, erſchrak ſie über ein Geräuſch an der Thür, die auf den Flur hinausführte; Friederike trat ein.

„Was haben Sie da in der Hand?“ fragte Emilie, als ſie das Mädchen leichenblaß und ſtumm auf ſich zukommen ſah. „Was ſind das für Briefe?“

„Nun bricht ja wol Alles über uns herein, Madame“, ſagte Friederike tonlos. „Das iſt ja wol ſchon unſer Schickſal, Madame.“

Emilie ſprang auf. „An wen ſind dieſe beiden großen Briefe da?“ fragte ſie.

„Der eine an Sie, Madame, und der andere an mich! Johann hat ſie mir gegeben; und ſie wären in dieſem Augenblick durch einen Boten aus der Stadt gekommen. Ach Gott, Madame!“ — — Sie hatte ſo viel geſprochen, wie ſie konnte; nun ſetzte ſie ſich erſchöpft auf einen Stuhl, als wär' es die Armeſünderbank und erwartete hülflos, was ſich weiter mit ihr begeben werde.

„Faſſen Sie ſich, Friederike!“ ſagte Emilie und fing an zu zittern. Sie öffnete das Schreiben, das an ſie adreſſirt war. Ohne ein Wort zu ſagen, las ſie es; erſt von unten nach oben, dann, mit etwas mehr Beſinnung, von oben nach unten. „Wiſſen Sie, was hier ſteht, Friederike?“ fragte ſie endlich.

„Ach Gott, nein, Madame; noch nicht“, antwortete das Mädchen.

„Hier ſteht, daß ich auf heute Vormittag vor das Gericht vorgeladen werde — — und Sie auch“, ſetzte ſie hinzu, nachdem ſie auch das andere Schreiben geöffnet hatte. „Leſen Sie, Friederike.“

„Ich bitte um Entſchuldigung, Madame, aber ich mag's gar nicht leſen“, erwiederte das Mädchen.

„Der Herr Stadtsecretair fordert mich auf — und Sie auch — uns wegen der uns bewußten schweren Uebertretung des Polizeistrafgesetzbuchs, Paragraph so und so —"

„Ich mag gar nicht wissen, was für ein Paragraph das ist!" seufzte Friederike.

„Uns wegen dieser Uebertretung zu verantworten —"

„Und Sie sagten, Madame: noch heute Vormittag!"

„Ja, hier steht's!" — Emilien's Finger zitterte unwillkürlich, indem er auf die verhängnißvolle Stelle des Schreibens hindeutete. „In unserm eigenen Interesse — sagt er — hab' er die Sache so eilig angesetzt, um sie so bald wie möglich aus der Welt zu schaffen. Gegen zwölf Uhr. —"

„Noch heute Vormittag!" wiederholte Friederike, als ging' es in den Tod.

„Gott im Himmel! Dieser Chaussee-Einnehmer —"

„Er muß gelaufen sein wie ein Bürstenbinder, Madame!"

„Und hat diesen Stadtsecretär auch sogleich gefunden — auf der Stelle —"

„Und hat's ihm gemeldet, brühwarm wie es noch war." —

„Und dieser Stadtsecretär setzte sich hin, nimmt die Feder und schreibt" —

„Mein Gott, wie schnell bei Gericht Alles geht, Madame!" stöhnte Friederike.

Die beiden Frauenzimmer sahen sich schweigend an. Eine Stimme, die sie nur zu wohl kannte, schreckte Emilie auf; sie ergriff die beiden Vorladungen und fuhr damit in die Tasche. Robert Feldmann, der mittlerweile auf dem Flur wohl ein wenig gehorcht hatte, wünschte seine liebe Frau endlich wiederzusehen; er näherte sich, doch er fragte zuvor durchs Schlüsselloch: „Bist Du da, Emmeline?" — Zum ersten Mal in ihrem Leben fühlte die junge Frau bei dem Klang dieser Stimme einen peinlichen Stich ins Herz. Sie antwortete nicht, sondern sank — ohne zu wissen, was mit ihr geschah — wieder aufs Sopha zurück. Friederike sprang auf, legte sich die Hand aufs Herz, und lief durch die vordere Thür hinaus.

„Ich höre von Heinrich, daß Du etwas unwohl bist!" sagte Feldmann mit einem abscheulich gut verstellten, theilnehmenden Schurkengesicht, als er eingetreten war und neben Emilien stand. „Du hättest Kopfschmerzen, sagt er."

„Ach ja!" flüsterte sie, ihr Gesicht halb bedeckend.

„Sehr schmerzhafte, wie es scheint."

„Ach ja!"

„Armes Kind! — Hast Du irgend etwas erlebt, was Dich aufgeregt oder geärgert hätte?"

„Ach nein!" sagte sie noch leiser. „Wär' er nur fort!" dachte sie.

„Kann ich Dir auf irgend eine Weise helfen, liebe Emilie?"

„Laß mich nur, lieber Robert!" sagte sie sehr beklommen.

Sie hatte ihre Augen mit der Hand bedeckt, und konnte nicht ſehn, wie er lächelte.

„Vielleicht, wenn ich Dir die Schläfe, die Stirn ein wenig einriebe!“ fuhr er fort. — „Ich glaube doch, daß Dich irgend etwas aufgeregt hat.“

„O nein!“ murmelte ſie. — „Soll ichs ihm ſagen?“ fragte ſie ſich. — Sie ſchüttelte den Kopf.

„Einreiben thut ſonſt gut!“ fuhr er mit unerſchütterlichem Wohlwollen fort. „Hier ſteht Dein kölniſches Waſſer, und das Chloroform, das Heinrich Dir mitgebracht hat. Wenn wir Dich wenigſtens mit dem kölniſchen Waſſer — —“

Sie bewegte abwehrend ihre kleine Hand. „Wenn nur dieſe Stunde erſt vorüber wäre, bis ich vor Gericht ſtehe!“ war ihr einziger Gedanke. Plötzlich fiel ihr ein, daß ſie ſich ja ſo leicht und ſo folgenlos durch Chloroform betäuben könne. Chloroformſchlaf, tiefſte Bewußtloſigkeit erſchien ihr in dieſem Augenblick als das einzig Wünſchenswerthe auf dieſer Welt. „Ach, Robert!“ ſagte ſie, ohne ihn anzuſehn.

„Was, mein Kind?“

„Wenn ich nicht zu den böſen Kopfſchmerzen auch noch die Zahnſchmerzen hätte!“

„Du haſt auch Zahnweh, Du Aermſte?“

„Ja. Und Du könnteſt mir die Liebe thun — ich bitte Dich darum — mich durch Chloroform zu betäuben. Du weißt ja ſchon, wie viel ich vertragen kann! Und das Fläſchchen, ſagteſt Du ja, ſteht auf dem Tiſch.“

„Ja, es ſteht auf dem Tiſch. Wenn Du nur die Hand ein wenig von der Naſe entfernen wollteſt, liebe Emmeline!“

Emilie enthüllte ihr Geſicht, hielt aber die Augen geſchloſſen. So ſah ſie wiederum nicht, was für ein argliſtiges Lächeln um die Lippen ihres Mannes ſchwebte, als er mit dieſem Schlafgeiſt in der Hand vor ſie hin trat und ſein Taſchentuch damit tränkte, um ſie von ihren angeblichen Schmerzen zu befreien. Wie von der Magie eines Zaubers berührt, entſchlief ſie bald und leicht. Ihre aufgeregten Züge glätteten ſich, die Seelenruhe eines ſchlafenden Kindes breitete ſich auf dem lieblichen Angeſichte aus. Den Kopf zurückgelehnt, lag ſie friedlich da. Feldmann betrachtete ſie, und ſein Lächeln nahm einen zärtlichen, faſt verliebten Ausdruck an. Ihm fiel das Märchen von Schneewittchen ein; er fühlte ſich lebhaft verſucht, ſeine holde Verbrecherin zu küſſen. Doch dieſe voreilige Regung drängte er zurück. Indem er ſie nochmals ein wenig Chloroform einathmen ließ, rief er den Doctor und den Stadtſecretär, die draußen harrten, wie dies enden werde. Beide traten ein; der Stadtſecretär voran.

„Sie ſtehen ja da wie Othello neben ſeiner Desdemona, Ende des fünften Acts!“ ſagte der Stadtſecretär; doch ſein Lächeln zeigte, daß er den Zuſammenhang ſchon begriffen hatte.

„Sie hat es ſelber gewollt!“ entgegnete Feldmann. „Mein Gewiſſen iſt rein! — Doch dieſe Situation ſendet uns der Himmel; Stadtſecretär, wir müſſen ſie benützen, um den Spaß zu vollenden.“

„Was wollen sie noch?“

„Meine Frau soll mir nicht nachsagen, daß ich so etwas nicht durchzuführen verstehe! Lassen Sie sich sagen — — doch mir war eben, als regte sie sich schon. Sie darf nicht aufwachen, darf uns nicht überraschen, während wir hier reden. Kommen Sie hinaus! Willst Du sie einstweilen behüten, Heinrich?“ — Der Doctor nickte. Feldmann nahm den Stadtsecretär am Arm, öffnete die Thür und führte ihn auf den Flur.

Die unglückliche Friederike hatte sich in der Küche neben den Herd gesetzt; hier saß sie allein, die Mägde waren im Garten, bei den Gemüsebeeten, von da herüber hörte sie sie lachen. Es war ihr unbegreiflich und sinnverwirrend, daß in dieser Stunde, in diesem Garten Jemand lachen konnte. Sie hatte sich die Schürze über das Gesicht gedeckt, um womöglich auch von dem Auge Gottes nicht gesehen zu werden, und war eigentlich mit nichts beschäftigt, als ihr kleines Herz klopfen zu hören, zuweilen zu seufzen, und bei jedem Geräusch, das sie hörte, zu erschrecken

„Fräulein Friederike Weißfisch!“ hörte sie endlich eine männliche, bekannte, feierliche Stimme neben sich reden, nachdem sie bei jedem der Tritte, die sich ihr genähert hatten, regelmäßig zusammengefahren war. „Ich bitte, enthüllen Sie Ihr Gesicht, Fräulein Friederike!“

„Das ist der Stadtsecretär“, dachte sie in dumpfer Resignation, ohne sich zu verwundern, daß er hier auf einmal vor ihr stehe. Sie wunderte sich über nichts mehr. Mechanisch gehorchend enthüllte sie ihr Gesicht, und ebenso mechanisch brach sie in einen wahren Wolkenbruch von Thränen aus.

„Es ist weniger nöthig, daß Sie weinen, Fräulein Friederike“, fuhr der Stadtsecretär, der mit Robert Feldmann vor ihr stand, in seiner ganzen Amtswürde fort, „als daß Sie hören, was ich Ihnen sage. Ich bin persönlich gekommen, um die sehr ernste und bedauerliche Angelegenheit, um die es sich handelt (Friederikens Wolkenbruch nahm einen noch tropischeren Charakter an), hier draußen ohne Aufsehn und in aller Stille abzumachen. Ich bin sehr über Sie erstaunt, Fräulein Friederike! Wenn auch Einige schon längst behauptet hatten, daß in Ihrem unsicheren Gang, Ihrem scheuen Wesen die Anzeichen eines nicht ganz reinen Gewissens sichtbar wären, so haben doch Andere dagegen angeführt — und auch ich konnte es bestätigen — daß Sie im Ansäen von Radieschen, im Backen von Pfannekuchen und im Kaffeekochen über Ihre Jahre hinaus Schönes und Hoffnungsvolles leisteten, und daß man von einem so wirthschaftlichen Gemüth auch eine gesunde sittliche Entwickelung erhoffen durfte. Doch nun sehen wir Sie straucheln, Fräulein Friederike! Und der Stein des Anstoßes, über den Sie straucheln, ist ein Chausseestein —“

„Ach Gott! Ach mein Gott!“ seufzte Friederike.

„Und dieser Chausseestein war der Apfel, zu dem Sie Ihre Lehrmeisterin und Gebieterin verführten, wie die Schlange die Eva —“

Dieſer Vergleich nahm Friederiken ihre letzte Kraft. Sie wünſchte zu widerſprechen, wünſchte zu verſichern, daß ſie keineswegs die Verführerin geweſen ſei; aber der Gedanke, für eine Schlange zu gelten, übermannte ſie ſo ſehr, daß ſie die Worte, die ſie ſagen wollte, nicht zu finden vermochte. Sie fuhr ſich nur mit der Schürze nach dem Herzen, und ſchwieg.

„Ich brauche Ihnen nicht zu ſagen", fuhr der Stadtſecretär fort, „daß es mir in jedem Sinne peinlich iſt, ein junges Mädchen, das ſich mir im Backen von Pfannekuchen ſo angenehm und achtungswerth erwieſen hat, auf einem andern Gebiet den verderblichſten Leidenſchaften verfallen zu ſehn! Doch was ich Ihnen über dieſen Punkt noch zu ſagen habe, ſag' ich Ihnen nicht hier in der Küche, ſondern an einem würdigern Ort, und in Gegenwart der Dame, die Sie durch Ihre unglückſeligen Ueberredungskünſte verführt haben, ſich an dem heiligſten Eigenthum, dem des Staates, zu vergreifen. Sie werden hier verweilen, bis man Sie ruft! Wenn Sie ſchon früher vor Gericht geſtanden haben (die unglückliche Friederike wollte widerſprechen, aber die dazu nöthigen Worte kamen ihr zu ſpät) — wenn Sie ſchon früher vor Gericht geſtanden haben, ſo werden Sie wiſſen, daß man ſich mit ſeinen Complicen nicht verabreden, noch irgend ein Zeichen mit ihnen wechſeln darf; daß Sie alſo der Frau Feldmann gegenüber ſich jeder Art von Kundgebung zu enthalten haben. Iſt Ihnen Alles klar, was ich Ihnen geſagt habe?"

Friederike nickte. Sie war im Begriffe, jetzt zu Worte zu kommen; aber der Stadtſecretär ging mit drei großen Schritten hinaus und machte die Thür hinter ſich zu. Sie ſtand wieder allein, Feldmann hatte ſich ſchon früher entfernt; er war zu Emilien zurückgekehrt, ſchickte den Doctor durch eine Geberde hinaus, und ſah nun, wie ſeine Frau aus ihrem Schlaf erwachte.

„Kommſt Du endlich wieder zu Dir, liebe Emilie!" ſagte der Schalk in feierlichem Ernſt.

„Endlich?" wiederholte ſie verwundert. Sie beſann ſich, wo ſie war, ſie hatte kein Gefühl von der entwichenen Zeit; es war ihr, als lägen Einſchlafen und Erwachen nahe bei einander.

„Du ahnſt offenbar nicht, daß Du faſt eine Stunde ſo dagelegen haſt!" fuhr der Heuchler fort, ſie ernſt und wehmüthig, doch ohne Strenge betrachtend. „Emilie! Sowie Du entſchlafen warſt, hat mir Fräulein Friederike gebeichtet, was mit Euch geſchehen iſt. Sage mir jetzt nichts! Ich bin auf der Stelle — ventre à terre — nach der Stadt kutſchirt, um meinen Freund, den Stadtſecretär, zu beſchwören, daß er mir und Dir dieſe — Schande erſpare, dich im Rathhaus, in ſeiner Amtsſtube zu verhören. Ich hab' es erreicht, hab' ihn mitgenommen; er iſt hier. Mir zu Liebe will er die Geſetzwidrigkeit begehen, die Sache hier in Deinem eigenen Zimmer, unter unſeren acht Augen, abzuthun. Alſo wenn Deine Schmerzen es Dir jetzt geſtatten, ſo ſteh auf, liebe Emilie; halte Dich bereit! Ich mache Dir in dieſem Augenblick keine Vorwürfe; o nein. Faſſe Dich; das iſt Alles, was ich Dir ſage."

Emilie erwiederte nichts, ſah ihn nicht an, aber ſie ſtand auf. Sie war offenbar gefaßter, als er erwartete; das Chloroform, dieſes Zaubermittel, hatte ihr, wie es ſchien, ruhigeres Blut und hellere Gedanken gemacht. Sie ward nur roth; das war Alles. Nach einigen Augenblicken öffnete ſich die Thür zum Flur, der Stadtſecretär trat ein, hinter ihm der Doctor und Friederike. Durch einen ſtummen Wink erſuchte der Stadtſecretär das kleine Fräulein, ſich in der Nähe des Sophas auf einen Stuhl zu ſetzen, und machte dann ſeine Verbeugung vor Emilien. „Indem ich die Ehre habe, Sie zu begrüßen, Frau Feldmannn", fing er feierlich an —

„Seien Sie mir willkommen", unterbrach ihn die junge Frau, mit einer Unerſchrockenheit, die die ganze Geſellſchaft, Friederike mit einbegriffen, in Erſtaunen ſetzte.

„Indem ich alſo dieſe Ehre habe", fuhr der Stadtſecretär etwas weniger feierlich fort, „muß ich zugleich Ihnen mittheilen, daß ich, in Verhinderung des Bürgermeiſters, geſetzlich verflichtet bin, Sie in der bewußten bedauerlichen Angelegenheit zu vernehmen. Indeſſen um Ihnen, ſo viel in meinen Kräften ſteht, das Peinliche dieſes Vorgangs zu erleichtern —"

„Nicht mir, ſondern meinem Mann", unterbrach ihn Emilie ſo unverzagt, daß die kleine Kindesmörderin vor Schreck erſtarrte. „Ich habe auch nicht den leiſeſten Wunſch geäußert, Herr Stadtſecretär, daß man mir irgend etwas erleichtern möchte."

„Gewiß, gewiß", entgegnete er verdutzt. „Sie nicht; Sie durchaus nicht. Aber da Ihr lieber Mann mich äußerſt dringend erſuchte —"

„Sie haben meinem lieben Mann zu Liebe das Geſetz übertreten!" fuhr die junge Frau immer unerſchrockener fort. „Es iſt eine Geſetzwidrigkeit, wie mein Mann mir geſagt hat, daß Sie ſo zu mir kommen, ſtatt ich zu Ihnen. Nicht wahr, ſo iſt es?" ſetzte ſie fragend hinzu.

„Allerdings, allerdings. Doch warum fragen Sie das —"

„Warum ich das frage?" — Emiliens zierliche Geſtalt richtete ſich keck triumphirend auf. „Um Ihnen zu ſagen, mein lieber Herr Stadtſecretär, daß ich mich wegen jener dummen Chauſſeeſteine von Ihnen ſicherlich nicht verurtheilen laſſe! Es iſt ja gegen Ihre Amtspflicht, daß Sie hier ſtehn. Sie ſind alſo wohl ebenſo ſchuldig als ich! Und wenn Sie noch weiter gerichtlich gegen mich verfahren wollten, ſo würden Sie mich zwingen, Sie wegen Ihrer Geſetzesübertretung ebenſo anzuzeigen, wie man mich angezeigt hat!"

Der Stadtſecretär, durch dieſe Wendung ganz aus der Faſſung gebracht, wollte etwas erwidern, ſtand aber ebenſo ſprachlos wie die Uebrigen da. Endlich brach er in ein lautes, ſchütterndes, gar nicht endendes Gelächter aus. Der Doctor war der Erſte, der ihm darin folgte. Zuletzt fiel auch Robert Feldmann ein, und nur Friederike, der dies alles zu unerhört war, ſtand noch mit gleichſam vernagelten Geſichtszügen da.

„Sie werden Ihrer Frau nicht Herr, mein Lieber!" ſagte der Stadt-

Digitized by Google

secretär, als seine grenzenlose Heiterkeit endlich Worte fand. „Danken Sie Gott, Robert Feldmann, daß bei uns die Polygamie verboten ist: zwei solche Frauen würden von Ihnen nur den Platz für zwei Pantoffel übrig lassen! — Ich bin geschlagen, Frau Feldmann", setzte er, sich ritterlich verbeugend, hinzu. „Es bleibt mir nur übrig, Sie kniefällig um Absolution zu ersuchen, daß wir uns dieser kleinen Komödie erdreistet haben."

„Was heißt das?" fragte Emilie, nun ihrerseits verdutzt, indem sie die drei Männer der Reihe nach ansah.

„Das heißt, daß Ihr Mann — dieser Heuchler da — der selber der göttlichen Gnade äußerst bedürftig ist, dieweil er das Licht seiner Nächstenliebe im wahrsten Sinne des Worts unter den Scheffel stellt und um des schnöden Weizenmammons willen den Nachbarvölkern Mißerndten und Hungersnoth wünscht — doch Gottes Zorn hat ihn schon getroffen, indem er in dieser heutigen Zeitung (der Stadtsecretär zog sie aus seiner Brusttasche hervor und hielt sie in die Luft) das unaufhaltsame Sinken der Weizenpreise meldet —"

„Verflucht!" rief Feldmann aus.

„Daß dieser gnadenlose Sünder da", fuhr der Stadtsecretär, der nie aus der Construction eines Satzes fiel, mit unerschütterlicher Beredsamkeit fort, — „daß dieser gnadenlose Sünder da sich nicht gescheut noch geschämt hat, die kleinen Schwächen seiner liebenswürdigen Gemahlin auszuhorchen, ihr allerdings etwas mangelhaftes Rechtsbewußtsein zum Opfer einer schändlichen Intrigue zu machen, und die achtungswerthesten Männer des Landes, Chausseeeinnehmer, ja selbst Stadtsecretäre, unbescholtene, tadellose Männer, in das scheußliche Gewebe dieses Complotts mit hineinzuziehen!"

„Eine Intrigue! eine Komödie!" rief Emilie voll Empörung aus; plötzlich wards in ihr Licht.

„Wir sind alle strafbar", setzte der Stadtsecretär mit demselben feierlichen Humor hinzu; „in dieser Gesellschaft ist Niemand, der sich rechtfertigen könnte.

„O Du Taugenichts! Du Abscheulicher!" sagte Emilie zu Feldmann und drohte ihm mit der geballten kleinen Hand. „So zu heucheln, und mich so zu quälen! Das vergeb ich Dir nie!

„Ich hoffe doch", sagte Feldmann.

„Niemals! O nein!"

Feldmann trat auf sie zu. „Wenn Du Dich erinnern wolltest, liebe Emilie, daß Du Dich vor zwei Stunden verschworen hast, jede Buße, jede, auf Dich zu nehmen, wenn ich Dich in den nächsten vierzehn Tagen auf einem Mangel Deines Rechtsbewußtseins ertappte. Ich glaube, ich habe Dich innerhalb der vorgeschriebenen Zeit ertappt, liebe Emilie."

„O Du nichtswürdiger Mensch!"

„Vielleicht, wenn wir Beide uns nun das Wort gäben, beste Emmeline, uns zu bessern: ich als „nichtswürdiger Mensch", Du als mangel-

haftes Rechtsbewußtſein, vielleicht, daß dann noch ein ganz leidliches Paar aus uns werden könnte."

„Wenn Du mir doch aus den Augen gehen wollteſt!" war Emiliens Antwort.

„Emmy, ich liebe Dich."

„Liebe, wen Du willſt!"

„Nun, eben das thu' ich ja! — — Wie ſagteſt Du mir doch heute, liebſte Emmy:

„Edel ſei der Menſch, hülfreich und gut!
Denn das allein unterſcheidet ihn — —"

Ein lautes Klopfen an der Thür unterbrach ihn; der Doctor rief „Herein." Darauf erſchien der kleine Herr Wenzel, der Chauſſeeeinnehmer, mit einem noch über ſeine Gewohnheit hinaus pfiffigen Geſicht; hinter ihm zwei Arbeiter in grauen Kitteln, die draußen auf dem Vorplatz ſtehen blieben; doch man ſah ihre Schubkarren, die hoch mit bläulichen, röthlichen und grauen Felsſteinen gefüllt waren. Emilie blickte hinaus; wieder ihren Willen huſchte ihr eine Art von Lächeln über das Geſicht. „Es ſind die bewußten, Emmy!" flüſterte Feldmann. „Ich habe ſie dem Chauſſeeeinnehmer abgehandelt, ich ſchaff' ihm andere dafür; ſie ſind alle Dein! — — Sagſt Du dazu nichts?"

„Was ſoll ich ſagen?" murmelte ſie. Doch ſchon wieder entkam ihr ſo ein verrätheriſches Lächeln.

„Haben Sie die Güte, Herr Wenzel", rief Feldmann dem Chauſſeeeinnehmer zu, „die Steine durch die Küche in den Garten hinausfahren zu laſſen; Sie wiſſen: links von der großen Laube!" — Herr Wenzel nickte, machte ſeine Verbeugung gegen die Geſellſchaft, und verſchwand mit ſeinem Gefolge. Feldmann trat noch einen Schritt näher auf ſeine Gattin zu. „Liebe Emmy!" ſagte er mit ſeinem zarteſten, gemüthlichſten Humor: „willſt Du den Arbeitern nicht ein Butterbrod und einen Schnaps geben laſſen?"

„Willſt Du nicht einmal ganz nahe an mich herankommen?" erwiederte Emilie.

„Hier bin ich", ſagte er. In demſelben Augenblick fühlte er eine Ohrfeige auf ſeiner linken Wange; doch die ſanfteſte und zierlichſte, die er in ſeinem Leben erhalten hatte. „Was iſt das, Robert?" fragte ihn ihre ſüße Stimme.

„Ein Akt der Rache!" antwortete er lächelnd.

„Und was iſt das?" — Sie küßte ihn auf den Mund.

„Mein liebes, geliebtes Herz!" ſagte er und ſchloß ſie aufs zärtlichſte in ſeine Arme.

„Du! Robert!" ſagte ſie leiſe. „Man muß verſuchen, ob man ſich beſſern kann!"

„Amen!" ſetzte der Stadtſecretär, der es vom Fenſter aus gehört hatte, feierlich hinzu.

„Ach Gott ja freilich!" ſeufzte die kleine Friederike.

Neue Balladen von Theodor Fontane.

1. Schleswig's Ostertag 1848.

Ich denke Deiner, Ostertag!
Ein Nebel über Schleswig lag,
Ueber Schleswig-Stadt, über Schleswig-Land —
Der Däne hielt uns wieder in Hand,
Er hielt Schloß Gottorp, er hielt die Schlei,
Unser kurzer Traum war wieder vorbei;
Ein Nebel über Schleswig lag,
Achtundvierzig, am Ostertag.

Und über die Stadt und über den Strom
Die Glocken riefen in den Dom,
Und eh' das erste Lied erscholl,
Von Betern war die Kirche voll,
Betende Männer, betende Frau'n
In schwarzem Festkleid alle zu schau'n,
Dazwischen aber (bittre Noth)
Leuchtende Punkte in Dänisch-roth.

Und bis an die Kanzel traten wir hin,
Zwischen Hoffen und Bangen ging unser Sinn,
Von Auferstehung der Geistliche sprach,
Wir hingen seinen Worten nach,
Seinem Wort von dem abgewälzten Stein,
Wir mischten viel Weltliches mit ein,
Wenn's Sünde war, es war nicht gewollt; — —
Horch, es donnert! wie dumpf es rollt.

Ein Ostergewitter. Es kann nicht sein,
Durch die hohen Fenster fällt eben ein Schein,
Er fällt, wie suchend, gedämpft und mild,
Auf das holzgeschnitzte Altarbild,
Auf die zwanzigfeldrige riesige Wand
Von Meister Brüggemann's eigener Hand;
Der Felder eines, schwimmt wie in Gold, — —
Horch, zum zweiten, es donnert, es rollt.

Es rollt wie näher, die Fenster klirrn,
Aller Blicke hinüber, herüber irrn,
Es fragen die Augen bei Freund und Feind,
Ein Flüstern geht leise: „Was ist gemeint?"

Und eh' noch flüsternd die Antwort geht,
Vom Eingang her ein Zugwind weht,
Weit offen die Thür; was gi-bt's, was iſt?
In das Mittelſchiff tritt ein Dän'ſcher Horniſt
Und in die Kirche hinein vom Portal
Bläſt er Gen'ralmarſch, Signal auf Signal.

Ein Raſſeln, ein Lärmen. Still wieder das Haus;
Die rothen Punkte loſchen aus;
Was Deutſch in Schleswig wollte ſein,
War wieder in Schleswigs Dom allein.
Und wie Hülfe ſuchend und Troſt und Ruh
Den Stufen des Altars drängten wir zu,
Dicht zu; der Geiſtliche aber ſpricht:
„Herr, Du biſt unſre Zuverſicht!
Da iſt kein Jäger, der uns ſchreckt,
So lange uns Dein Fittich deckt;
Ob Tauſend fallen an unſrer Seit',
Du biſt unſer Schirm in jedem Streit,
Du ſtellſt Deinen Engel an unſre Thür,
Uns zu behüten für und für;
Wir rufen Deinen Namen an,
Hilf uns, wie Du ſo oft gethan,
Zerſplittre unſrer Feinde Spott,
Du biſt unſre Burg, Du biſt unſer Gott,
Blende die Wächter, wälz' ab den Stein", —
Er ſchwieg. Wie Trommeln klang es herein,
Luſtiger Preußiſcher Trommelſchlag,
Heller Mittag über Schleswig lag,
Heller Mittag über Schloß und Schlei, —
Oſtern war; das Land war frei.

---

2. Kaiſer Blanchebart.

(Geſchrieben am Einzugstage 1871.)

Vor ſeinem Heergefolge ritt,
Von ſeinem Volk umſchaart,
Inmitten von Helden und Prinzen,
An der Spitze ſeiner Provinzen,
Der Kaiſer Blanchebart.

Er grüßt und ſitzt auf hohem Roß
Und ſinnet das und dies:
Er hält am Sadowa-Walde,
Auf der Gravelotter Halde
Und vor Sedan und Paris.

Er lächelt ſtill, ihm ward zu Traum
Die lange Kriegesfahrt,
Es ſchaukeln und ſchwanken die Reiſer,
Und es jubelt: es lebe der Kaiſer,
Der Kaiſer Blanchebart.

Und an der Straß' und an dem Thor
Da halten Frau und Mann,
Und ſie heben ihren Knaben,
Den einzigen den ſie haben,
Und rufen: „ſieh ihn Dir an!

„Sieh ihn Dir an und vergiß ihn nicht,
Der iſt von ſondrer Art,
In Feld und Pflicht der Erſte,
Und im Dienſte immer das Schwerſte, —
Das iſt Kaiſer Blanchebart."

Der Kaiſer ſah den Knaben an,
Den überlief es heiß,
Alle Herzen ſprachen Segen
Und hernieder fiel ein Regen
Von Blüthen roth und weiß.

Gott mit Dir, Herr, und kommt der Tag,
Der noch keinem wurde geſpart,
Dann wie aus Märchen-Tagen
Wollen wir ſingen und ſagen
Vom Kaiſer Blanchebart.

Ein Tag im Orient.

Von **Heinrich Freiherr von Maltzan.**

Es ist eine Thatsache daß fast alle Europäer, die den Orient längere Zeit bewohnt haben, sich höchst ungern von ihm trennen. Selbst Diejenigen, welche wir, während sie dort weilten, über die Einförmigkeit des Lebens bitter klagen und Europas abwechselungsvolleres Treiben mit Wehmuth vermissen hörten, die nur in dem Gedanken Trost zu finden schienen, bald wieder der Heimat zueilen zu können, sehen wir, wenn sie endlich am Ziel ihrer falschverstandenen Wünsche stehen und wieder im Lande der Civilisation sich niedergelassen haben, dennoch unbefriedigt und nicht selten voll Reue über den zu spät als voreilig erkannten Schritt der definitiven Rückkehr in die Heimat. Diese Thatsache läßt sich nicht leugnen. Ich habe sie an Hunderten und Hunderten beobachtet und an mir selbst erprobt. Von mir selbst kann ich nur sagen, daß ich jedesmal, wenn ich den Orient verlassen hatte, eine Art Heimweh danach empfand. Der einzige Trost war mir dann, mit anderen Orientreisenden zu verkehren, vom geliebten Morgenland mit ihnen zu sprechen, alle Bücher, welche darüber handelten, zu verschlingen und selbst solche zu schreiben. Aber all' dies wirkte nur als Palliativ. Stets zog es mich zurück nach dem Osten, und wenn auch die Heimat ihrerseits wieder ihre Anziehungskraft bethätigte, so hätte ich es doch niemals in ihr ausgehalten ohne die Hoffnung von Zeit zu Zeit von Neuem das ersehnte Morgenland aufsuchen zu können.

Allerdings wird Derjenige, welcher geistiger Anregung bedarf, niemals Europa gänzlich entbehren können, denn nur dieses vermag sie zu geben. Er wird dann in ein Schwanken mit seinen Wünschen hineingerathen, in Europa sich nach dem Morgenland, in diesem wieder sich nach Europa sehnen und nur dann glücklich sein, wenn er beide Wünsche abwechselnd befriedigen — bald hier, bald dort leben kann.

Woher diese seltsame Erscheinung? Kunst- und Naturgenüsse bieten zwar manche Länder des Orients, aber keineswegs alle, und gerade diejenigen welche sie bieten, sind am Meisten von faden, oberflächlichen Touristen überlaufen, deren bloße Gegenwart schon dem ernstern Freund des Morgenlandes antipathisch ist. Sind es etwa die sinnlichen Genüsse im Orient, welche eine so mächtige Anziehungskraft ausüben? O Gott, nein! Solcher Genüsse bietet jede europäische Großstadt hundertmal mehr, als irgend welche orientalische.

Nein, der Reiz, welchen der Orient auf den Europäer ausübt, liegt in etwas Anderm. Es mag paradox klingen, was ich mich anschicke zu sagen, aber es ist nichtsdestoweniger wahr: dieser Reiz liegt in der Freiheit. Freiheit in einem Lande, wo der finsterste Despotismus herrscht? denn das dieser dort waltet, ist außer Zweifel. Dennoch halte ich das Wort aufrecht, denn für den Europäer ist jener Despotismus nicht vorhanden. Er steht

nicht unter den Gesetzen des Landes, hat weder Pflichten zu erfüllen noch Lasten zu tragen. Keine Steuer drückt ihn, keine Polizei belästigt ihn, kein Beamter läßt ihn seinen Dünkel fühlen. Für den Europäer sind jene Gebiete des Despotismus wirklich das Land der Freiheit. Freiheit im politischen, gesetzlichen, polizeilichen Sinne, deren Werth selbst Derjenige schätzen lernt, der sich nie von dem Buchstaben der Gesetze, Verordnungen und Steuervorschriften entfernt. Auch der in Befolgung aller Polizeivorschriften pedantischste und in Steuerentrichtung gewissenhafteste Mensch wird eine gewisse geheime Freude aus dem Bewußtsein schöpfen, nicht immer unter den Argusaugen von Richter und Polizei zu stehen. Erhält nicht auch die „Tugend" mehr Werth, wenn sie eine freie und nicht eine polizeilich eingeschärfte ist?

Wirkliche Verbrechen werden natürlich auch beim Europäer im Orient gestraft, d. h. von seinem Consul, unter dessen alleiniger Gerichtsbarkeit er steht. Aber alle die kleineren polizeilichen und steuercommissarischen Plackereien, die leider vom civilisirten Leben unzertrennlich und in Europa ein nothwendiges Uebel sind, fallen hier weg. Kein Mensch (wohlverstanden ist nur von Europäern im Orient die Rede) wird wegen Steuerrückstand gepfändet, keiner bestraft, weil vor seiner Thür nicht zu rechter Zeit gekehrt wurde, keiner eingesperrt, weil er in sein eignes Haus zum Fenster statt zur Thür hineingestiegen ist, wie dies einem meiner Bekannten, der den Hausschlüssel verloren hatte, in Dresden passirte. Ich erkenne nun freilich die Nothwendigkeit aller dieser Plackereien in Europa an. Ein civilisirtes Leben ist leider ohne sie nicht mehr zu denken. Aber gleichwol empfinde ich sehr angenehm ihre Abwesenheit und freue mich, nicht zur Rechenschaft gezogen zu werden, wenn mein Diener vergißt die Straße zu fegen, und nicht in Arrest wandern zu müssen, wenn ich den Eingang in meine Wohnung durch's Fenster statt durch die Thüre gewählt habe.

Noch wohlthuender empfindet der im Orient lebende Europäer die Freiheit auf socialem Gebiete. Welche philiströse Beschränkung legen uns nicht die Gesellschaftsverhältnisse und conventionellen Vorurtheile in Europa auf? Wie mancher Mensch, mit welchem wir gern umgehen möchten, aber nicht dürfen, ohne das Vorurtheil unserer Standesgenossen zu beleidigen? Von allem dem ist im Orient keine Rede, d. h. wohlverstanden auch nur für den Europäer. Wir verkehren mit wem wir wollen und wenn wir hier und da auch ein Standesvorurtheil verletzen, so schützt uns die uns zugeschriebene Unkenntniß der Landessitten, welche, sei sie nun wirklich oder fingirt, beim Europäer stets eine gute Entschuldigung bildet. In den meisten Gegenden des Orients wird übrigens als selbstverständlich angenommen, daß der Europäer mit Leuten aller Stände verkehren kann, ohne sich etwas zu vergeben. So lange er dies mit Tact thut, wird er niemals und bei Niemandem Anstoß erregen. Ich habe im Orient mit Leuten selbst von sehr geringem Stande freundschaftlichen Umgang gepflogen, deren sociale Aequivalente ich in Europa nicht aufsuchen, kaum anreden darf, ohne für excentrisch oder für halb verrückt zu gelten. Daneben bin ich mit Fürstlichkeiten auf so vertrautem Fuße gestanden, wie ich es in Europa niemals mit einer Person gleichen Ranges hätte werden können. In dieser Beziehung ist der Orient für den Europäer auch das Land der socialen Gleichheit.

Der Grund dieser Gleichheit ist freilich nicht gerade schmeichelhaft. In den Augen der Moslems stehen nämlich alle Christen gleich tief. Ein Moslem macht z. B. zwischen einem griechischen Vagabunden oder schmuggel-

treibenden Branntweinhändler und einem reisenden vornehmen oder gelehrten Europäer keinen Unterschied. Doch was kümmert uns der Grund dieser Erscheinung? Die Hochachtung der moslemischen Fanatiker werden wir uns ohnehin nie erringen. Erfreuen wir uns also an dem Resultat, das uns eine sociale Freiheit gewährt wie sie in Europa gänzlich unbekannt ist, selbst in den demokratischsten Ländern.

Eine andere große Wohlthat ist im Orient die Befreiung von jenem tyrannischen kleinlichen Zwang in Bezug auf äußere Ausstattung unserer Häuser, Zimmer, ja unsrer eignen Person. Ein Mann der höheren Stände kann in Europa sein Haus nicht billig möbliren, ohne daß man die Nase über ihn rümpft, er muß einen standesgemäßen Tisch führen, selbst wenn sein Geschmack einfach oder seine Mittel klein sind. Mit dem Sittenzwang in Bezug auf Kleidung ist es zwar bei uns viel besser geworden, als es früher war, aber es bleibt doch noch Zwang genug. Wer ein türkisches Fes oder die im Süden so beliebten weißen Schuhe von gebleichtem Kalbleder trägt, wird bei uns stets noch ein lächerliches Aufsehen erregen. Wer gar sich orientalisch kleidet, wird für einen Narren erklärt. Wer z. B. aus Ostindien kommt und seinen Filzhelm zufällig noch nicht abgeworfen hat, wird überall die Straßenjungen nach sich ziehen. Noch vor wenigen Jahren durfte bei uns kein Mann einen Sonnenschirm führen, ohne für einen Sonderling zu gelten. Jetzt ist dieser Gegenstand wenigstens in Badeorten erlaubt.

In Europa pflegt man sich solche Infractionen der Kleidungsgebräuche nur durch Eitelkeit und die Sucht aufzufallen zu erklären. Sehr mit Unrecht! Manche dieser Dinge, welche bei uns auffallen, sind dem Reisenden Bedürfniß geworden, ja sie sind oft zu seiner Gesundheit nothwendig. Wenn z. B. der verstorbene Gerstäcker seinen südamerikanischen Poncho in Europa beibehielt, so fand man dies sehr lächerlich, während es doch im höchsten Grade vernünftig war, denn der Poncho ist ein Kleidungsstück, das sich an Zweckmäßigkeit nur mit dem algierischen Burnus vergleichen läßt und alle unsere Paletots, Mäntel weit übertrifft. Ein anderer Bekannter von mir trug eine Schärpe um den Leib, die ihm unentbehrlich geworden und sogar ärztlich anempfohlen war, die aber nichtsdestoweniger in Europa nur Nasenrümpfen und Spott hervorrief.

In dieser Beziehung sind wir noch fürchterliche Philister und werden es auch wol bleiben, denn uns fehlt ja die dem Orient eigene Mannigfaltigkeit der Trachten, welche macht, daß nichts dort auffällt und sei es auch das Excentrischste nach gewöhnlichen spießbürgerlichen Begriffen.

Welches Aufsehen erregen nicht auch bei uns noch die orientalischen Dienstboten, besonders diejenigen von dunkler Hautfarbe, zumal wenn sie ihre malerischen Costüme beibehalten haben? Kommt man mit einem orientalisch gekleideten Schwarzen in einen europäischen Gasthof, so wird man immer noch wie ein Meerwunder angesehen, entweder für einen Prinzen, oder für einen Kunstreiter gehalten und muß schließlich horrende Preise für Alles zahlen. Das Publicum aber beschuldigt uns lächerlicher Eitelkeit, der Sucht aufzufallen, und doch ist dies auch in vielen dieser Fälle durchaus nicht richtig. Die schwarzen Diener, namentlich die Nubier, sind oft die besten und treuesten; der Reisende gewöhnt sich an sie, gewinnt sie lieb und trennt sich nur höchst ungern von ihnen. Ich selbst habe nun zwar nie einen Orientalen mit nach Europa genommen, aber ich mußte mir immer Gewalt

Digitized by Google

anthun, um mich von treuen langbewährten Dienern zu trennen, und that es schließlich lediglich des europäischen Vorurtheils wegen, dessen Herrschaft wir uns eben doch nie ganz entziehen können.

Das nil admirari ist eine vorzügliche Eigenschaft der Orientalen. Vielleicht ist es nicht immer ganz aufrichtig, aber es scheint wenigstens so. Dem Beobachteten kann es übrigens gleichgiltig sein, ob der Beobachter wirklich indifferent ist oder nur so scheint. Er wird nicht durch Neugierde belästigt, das ist die Hauptsache. In keinem Lande von Europa (Griechenland und natürlich die Türkei ausgenommen) findet man etwas Aehnliches. In Italien, Frankreich, Spanien braucht man nur einen etwas anders geformten Hut aufzuhaben, um gleich von Groß und Klein begafft zu werden. Man gewöhnt sich freilich auch an das Begafftwerden, ja es giebt eitle Menschen, denen es nicht unangenehm ist. Aber der ernstere Reisende hegt eher den entgegengesetzten Wunsch und fühlt sich wohl, wenn man ihn nicht beachtet, wenn man thut als sei er gar nicht vorhanden und er in der Menge gewissermaßen verschwindet.

Der Orient ist also für uns Europäer das Land der Freiheit, und das bildet, denke ich, seinen Hauptreiz, der sich bei allen, dort eine zeitlang wohnhaft Gewesenen ihr ganzes Leben hindurch mächtig geltend macht. Aber außerdem bietet er uns noch des Anziehenden so viel! Er ist das Land der Buntheit der Erscheinungen im Volksleben, der Mannigfaltigkeit der Typen, der abwechslungsvollsten Trachten, der scharf markirten Verschiedenheiten in Religion, Sitten, Gebräuchen, Rechtsanschauungen, Sprachen, Dialekten, kurz fast in jeder Form des äußern und innern Lebens.

Ich möchte den Leser einladen, sich mit mir einen Tag in das Morgenland zurückzuversetzen, dort die goldene Freiheit zu genießen, die ein Privilegium des Europäers im Orient ist und die ganze Fülle seiner bunten Erscheinungen an uns vorbei defiliren zu lassen, die, proteusartig wechselnd, gleich den farbigen Steinchen im Kaleidoskop, jeden Augenblick neue Formen bieten. Wählen wir aber eine Stadt, die wenigstens noch das Verdienst hat, nicht so abgedroschen zu sein wie Konstantinopel und Kairo, und dabei doch den Vortheil besitzt, den Sammelplatz aller Völker des Islams zu bilden.

Eine solche Stadt ist Dschedda, die erste Handelsstadt am Rothen Meer und zugleich der Hafen von Mekka. Nach Mekka selbst will ich den Leser nicht einladen, denn unsere Freiheit als Europäer hat dort ihre Grenze. In Dschedda sehen wir übrigens ganz dieselben Leute wie in Mekka, nur mit dem Vortheil, daß wir sie ruhig und ungestört beobachten können, während in Mekka sich der Europäer nur unter Verkleidung einschleichen und blos mit Angst und Zittern, jeden Augenblick Entdeckung und Verrath fürchtend, um sich blicken, nie aber mit Muße beobachten kann.

Dschedda ist in neuester Zeit den Europäern zugänglicher geworden. Zugleich hat es sich merklich verschönert, indem es so manches Häßliche, das es früher verunstaltete, abwarf. Dies war das Werk eines einzigen Monats. Ein wahres Labyrinth von Strohhütten und Baracken füllte früher seine freien Plätze und manche seiner Straßen aus. Hier hauste das ärmlichste und leider auch lasterhafteste Volk; hier hatte die Prostitution ihr Lager aufgeschlagen. Es war ein Herd physischer und moralischer Seuche. Die berüchtigte Pilger-Cholera vom Jahre 1854 brachte alle gesundheitsschädlichen Eigenschaften dieses Hüttengewirres mit dichtestem Bevölkerungs-

ſchwarm in trauriger Weiſe zur Anſchauung. Zum Glück konnte in Dſchedda die internationale Sanitätscommiſſion, die in dem den Europäern unzugänglichen Mekka wohl ſtets nur Phraſe blieb, ihre Thätigkeit ernſtlich entwickeln. Das Hüttengewirre wurde verdammt und in kürzeſter Zeit hinweggefegt. Seine Bewohner wurden in der unendlichen Sandwüſte, welche die Stadt umgiebt, in verſchiedenen Hüttendörfern angeſiedelt, wo ſie nun, Gott weiß von was, leben, denn der Boden trägt nichts und nur das Proſtitutionsdorf beſitzt ein nachweisbar einträgliches Gewerbe. Aber Dſchedda iſt wenigſtens rein geworden. Es iſt jetzt eine der ſchönſten Städte des mohammedaniſchen Orients.

Nur ein einziges Barackenlager konnte man nicht ſo mir nichts dir nichts in die weite Sandwüſte hinaus verbannen, ſondern mußte es dicht bei der Stadt dulden. Das war der große Pilgerbazar beim Mekkathor. Aber man riß wenigſtens die alten elenden Hütten nieder und baut luſtige Läden und Waarenhäuſer, die jetzt den Sammelplatz der müßigen Welt von Dſchedda bilden, denn an Kaffeebuden fehlt es natürlich bei keinem Bazar. Die wenigen Europäer, welche Dſchedda bewohnen, und die ſich jetzt, ſeit der bekannten Chriſtenverfolgung und ihren Repreſſalien freier bewegen können als früher (immer nachdem man einige Europäer todtgeſchlagen hat, können die überlebenden freier als vorher auftreten, eine alte Regel im Orient), empfanden natürlich auch die Anziehungskraft dieſes Pilgerbazars. Dſchedda beſitzt nämlich keine Spaziergänge, denn dicht um die Stadt iſt nur Wüſte und weiter in's Innere zu gehen, verbietet die Unſicherheit der Gegend. Nirgends iſt Schutz vor der Sonne und doch muß Der, welcher außerhalb der Stadt friſche Luft ſchöpfen will, dies thun, ſo lange die Sonne am Himmel ſteht, denn nachher iſt kein Einlaß mehr in die Thore. Nirgends iſt Schutz vor der Sonne, außer in den Kaffeebuden des Pilgerbazars, große halboffene Hallen, in denen man Schatten und friſche Luft zugleich mit dem intereſſanteſten Schauſpiel des bunten und lebhaften Pilgertreibens genießen kann. Kein Wunder, daß dies die in Dſchedda wohnhaften Europäer anlockte. Dort war ihre Sommerfriſche, zugleich ihr Theater, ihr Kaffeehaus, ihr Clubb, kurz ihr ganzes Vergnügen und nebenbei ihre Geſundheitsſtation. Aber man wollte lange nichts von ihrer Anweſenheit daſelbſt wiſſen. Erſt durch große Beharrlichkeit und ſtoiſchen Leidensmuth haben ſie ſich ihre Stelle hier errungen. Jetzt ſind ſie dort wenigſtens geduldet.

Dort wollen wir unſern Sitz aufſchlagen. Friſch bläſt der Seewind, über die Stadt fliegend und aus dem Mekkathor hervordringend, durch das leichte Barackendorf. Dieſes ganze Dorf iſt von Holz, hier und da mit ganz hübſchen Schnitzereien verziert und mattroth angeſtrichen, ein Ton, der den Sonnenbrand weniger grell erſcheinen läßt, als das augenblendende, ſonſt ſo beliebte Weiß. Dort lockt uns ein Kaffeehaus, deſſen ganze Baulichkeit eigentlich nur aus einem Dach, von Pfeilern geſtützt, beſteht, einzig zur Abwehr der Sonne berechnet. Stühle giebt es hier nicht, wol aber kleine oder größere viereckige Rohrkäfige, die einen vortrefflichen Sitz und einem genügſamen Menſchen ſelbſt ein Lager abgeben. Auf der Reiſe dienen ſie als Koffer, als Speiſekammer oder auch als wirkliche Käfige für Geflügel, was dennoch gar nicht hindert, daß man nach wie vor darauf ſitzt oder ſchläft. Man nennt dieſe Käfige Serir. Sie finden ſich am ganzen Rothen Meer, ſind aber vorzugsweiſe in Dſchedda zu Hauſe. Die armen Leute

kennen kein anderes Bett. Sie sind das Vademecum des gewöhnlichen Stadtarabers. Hätte Diogenes in Arabien gelebt, statt der Tonne würde er ein Serir gewählt haben. Ein moslemischer Heiliger kam sogar, wie die Sage berichtet, auf einem solchen Serir aus Ostindien nach Dschedda angeschwommen, machte die Pilgerfahrt und liegt jetzt in Dschedda begraben, einer der Schutzpatrone der Stadt; der Volksmund nennt ihn nie anders als „Besitzer des Serir". Man sieht, der Serir ist ein ehrwürdiges Möbel. Er hat übrigens vor anderen Angehörigen des Stuhlgeschlechts den Vorzug, keinen harten Sitz zu bieten. Auch ist er nur selten übermäßig mit Nägeln beschlagen, so daß man sich nicht nothwendig die Kleider an ihm zerreißen muß.

Haben wir uns auf dem Serir niedergelassen, so gelingt es uns vielleicht den Kahwadschi (Kaffeewirth) herbeizulocken. Sicher ist dies keineswegs, wenigstens folgt es noch nicht daraus, daß man sich in einem Kaffeehaus befindet, denn in einem moslemischen Kaffeehaus scheint das Geschäft fast Nebensache, so lau wird es betrieben. Hat man endlich den Kahwadschi von Weitem gesehen und ist von ihm erblickt worden, so bringt dieser, ohne daß ein Wort nöthig wäre, von selbst den Kaffee in den bekannten winzig kleinen Täßchen. Beim Europäer wenigstens ist es so. Beim Moslem fragt er wohl auch zuerst an, was für ein Getränk dieser zu schlürfen beliebe. Denn außer dem eigentlichen Kaffee findet man fast in allen Kaffeebuden Dscheddas noch ein anderes Getränk, Gischr genannt, das aus den Hülsen, welche die Kaffeebohne umgeben und die gleichfalls ein angenehmes Arom, wenn auch schwächer, als das der Bohnen, besitzen, nach Art eines Thees gebrüht wird. Ich trank den Gischr stets sehr gern. Er ist leicht und angenehm kühlend, hat jedoch, namentlich in Dschedda, wo er nie ganz frisch ist, da dies nicht im Kaffeedistrict liegt, nur ein geringes Arom. Deshalb gilt er dem gewöhnlichen europäischen Gaumen, der an schärfere Reizmittel gewöhnt ist, für fad und es kommt auch fast nie vor, daß ein Europäer Gischr verlangt. Der Kahwadschi weiß das und bringt deshalb gleich Kaffee.

Der Kaffee wird in Dschedda nur schwarz getrunken. Es wäre jedoch falsch, durchweg anzunehmen, als tränken alle Araber nur schwarzen Kaffee. Dies ist ein ganz europäischer Irrthum. In Yemen, im eigentlichen Kaffeelande, trinken die Landleute, seßhafte Nomaden, den Kaffee stets mit Milch. In den Städten fehlt es aber gewöhnlich an Milch und deshalb hat sich dort die Sitte des schwarzen Kaffees eingebürgert; der Europäer kennt meistens nur die Städte und beurtheilt nach deren Sitte das Land, daher der Irrthum, der sich in allen Conversationslexika beim Artikel „Kaffee" findet: „Die Araber trinken den Kaffee nur schwarz."

Nächst dem Kaffee ist natürlich die Pfeife ein dringendes Bedürfniß. Hier ist es schon die Wasserpfeife, Nargileh, Schischa, Buri genannt, welche vorherrscht. Der Tschibuk ist selbst in der eigentlichen Türkei jetzt fast ganz abgekommen. Nur noch bei den Großen findet er sich als Staatspfeife. Für das Volk ist der Tabak viel zu theuer geworden, um sich den Luxus der Trockenpfeife (im Gegensatz zur Wasserpfeife) zu gestatten, denn bei der Pfeife geht schrecklich viel Tabak unnütz verloren. Man hat deshalb überall da, wo früher die Trockenpfeife herrschte, die Papiercigarette eingeführt, die, wenn sie auch nicht so gut schmeckt wie die Pfeife, jedenfalls das Oekonomischste ist, was man rauchen kann. Die Wasserpfeife dagegen wird stets ihre Herr-

Digitized by Google

ſchaft behaupten. In ihr kann man nur eine einzige Tabaksſorte „Tombeki“ genannt, die aus Perſien kommt, rauchen und dieſer Tombeki läßt ſich auch wieder nur in der Waſſerpfeiſe genießen. So lange es alſo Tombeki giebt, wird es Waſſerpfeifen geben und umgekehrt. Dſchedda bildet ſo ziemlich die Grenze zwiſchen dem Gebiet der Waſſerpfeiſe und dem des Tſchibuk oder vielmehr jetzt der an Stelle dieſes letztern getretenen Cigarette. Da hier noch viele Türken und Nordafrikaner leben oder ſich temporär aufhalten, ſo ſieht man nämlich noch die Cigarette. Aber die Einheimiſchen ſind dem Nargileh treu. Die Südaraber ſehen ſogar den türkiſchen Tabak mit Verdacht an. Sie wittern Haſchiſch (das bekannte Betäubungsmittel) darin. Eigentliche Cigarren (meiſt Manillas) werden hier nur von Europäern geraucht, dem Araber ſind ſie ein Gräuel.

An einem öffentlichen Ort iſt die Pfeife vortrefflich geeignet, den Zuſchauern vor dem Rauchenden eine Art Reſpect einzuflößen. Sie iſt einmal traditionell vornehm und wer ſich recht majeſtätiſch hinzuſetzen oder hinzulegen weiß und dabei eine möglichſt große Pfeife vor ſich ſtehen hat, die er ſich die Miene giebt zu rauchen, den umſchwebt immer auch ein Nimbus der Vornehmheit. Früher war der Tſchibuk, jetzt muß die Waſſerpfeife der Reſpecteinflößer ſein. Hält man das lange Rohr recht phlegmatiſch in der Hand, führt man es von Zeit zu Zeit langſam und gravitätiſch zum Munde, ſpricht recht wenig, ſieht aber dabei pomphaft und wohlgenährt aus, dann hört man wohl bewundernde Rufe wie: Das iſt ein vornehmer Mann! der verſteht es, ſeinen „Keef“ (Sieſta) majeſtätiſch zu machen: Der Keef iſt eigentlich ein halbverduſelter Zuſtand, ein Ding zwiſchen Wachen und Halbſchlaf, das namentlich nach Tiſch effectvoll zur Schau getragen wird. Der Europäer, welcher dieß recht verſteht, lenkt auch manchen Verdacht von ſich ab, denn von einem Menſchen, der ſich in einem ſolchen Zuſtande befindet, erwartet man keine ſcharfe Beobachtung der Schwachheiten der Moslems, welcher Beobachtung dieſe ſonſt ſo gern die Europäer beſchuldigen. Deshalb iſt es dem, der beobachten will, ſehr zu rathen, dieſen Zuſtand zu fingiren. Das Ding iſt nicht ſchwer und lernt ſich bald.

Mein guter Bekannter in Dſchedda, ein Kaufmann aus Trieſt, verſtand es vortrefflich, den Moslems durch ſeine großartige Nonchalance und majeſtätiſches Phlegma zu imponiren. Es war eine Freude, ihn ſo vor der Thür eines Kaffeehauſes daliegen zu ſehen, wie er das Gummirohr der Waſſerpfeife in der Hand hielt und ſehr täuſchend das Rauchen nachmachte, denn er ſelbſt liebte die Nargileh nicht und trieb nur „Staat“ damit. Ich hatte es bald von ihm gelernt, den Moslems auf gleiche Weiſe zu imponiren. Wer uns ſo im Pilgerbazar geſehen hätte, der würde uns für die apathiſchſten, gleichgiltigſten Menſchen von der Welt gehalten haben, und dennoch waren wir die genaueſten Beobachter von Alledem was um uns vorging.

Es gab in dieſem Pilgerbazar viel zu beobachten. In der That iſt er ein Mikrokosmos der ganzen moslemiſchen Welt. Einmal die Händler ſelbſt. Sie ſind ſo ziemlich aus allen Ländern des Islam zuſammengewürfelt. Südaraber aus Yemen herrſchen freilich vor. Namentlich die vielen Fleiſcherläden ſind in ihrem Beſitz. Dieſe orthodoxen Schlächter ſehen faſt Einer wie der Andere aus. Ihr Typus iſt der ſabäiſche, ein großes Oval des Geſichts; knochiger, maſſiver Körperbau, eine kühne, ſtarke Naſe, meiſt von einer kräftigen Adlerform. Ein Faltenhemd, ein tiefer, ſchiefer Gürtel und darin das Schlachtmeſſer, auf dem Kopf ein zerlumpter kleiner Turban, das iſt die

ganze Ausstattung ihres Aeußern. Ihre Hände sind nicht immer appetitlich. Dennoch wird damit das Schöpsenfett und das Hammelfleisch oft Minuten lang geknetet, ehe ein Käufer durch diesen Anblick sich verführen läßt. Viel kaufen die Einzelnen nicht, denn nach Mekka ist ja blos eine starke Tagreise. Nur die Reichen gestatten sich auf ihr den Luxus des Fleischgenusses. Die Armen ziehen es vor, sich vor der Abreise an Kebab (auf Kohlen geröſteten Hammelsstückchen) sattzuessen und dann sich an's Brod zu halten, bis sie in Mekka sind.

Die Kebabkäufer gehören deshalb zu den Hauptkunden der Schläch-ter. Gewöhnlich sind diese Leute alte Türken, halbe Bettler, aber dennoch mit der vollen Majestät und dem vornehmen Phlegma, das dem echten Otto-manen eigen ist. So ein alter Türke ist in seiner Art unbezahlbar. Daß er auf der tiefsten socialen Stufe steht (auf der er vielleicht nicht immer stand) macht ihm keinen Kummer. Daß er kaum zu essen hat, bereitet ihm keine Sorgen. Er weiß dennoch, daß er zur herrschenden Race gehört und fühlt sich demgemäß. Denn in Dschedda sind wirklich die Türken noch die herrschende Race. In Mekka schon ist es vorbei mit ihrem Nimbus. Aber hier fühlt sich der alte Türke noch. Nicht als ob er dies durch Hochmuth verriethe. Nein, Hochmuth trägt nur Der zur Schau, der mehr scheinen möchte, als er ist. Der alte Türke aber will nicht mehr scheinen, als ein halber Bettler, und dennoch weiß er (denn es ist Thatsache) daß seine Race hier höher steht, als die aller anderen Anwesenden, und blickt mit Verachtung auf den reichen Kaufmann, den wohlhabenden Krämer, den betriebsamen Ka-rawanenführer. Warum plagen sich diese Menschen? Mit aller Mühe wer-den sie es doch nur dahin bringen, das zu sein, was er ist, nämlich ein Mit-glied des herrschenden Volkes.

Die Bäckerläden nehmen natürlich die vorzüglichste Stelle ein, denn die Pilger kommen meist aus Ländern, in denen das Brod dieselbe wichtige Rolle spielt, wie in Europa, d. h. die Basis aller Mahlzeiten bildet. In Arabien selbst ist dies nicht der Fall. Der Beduine lebt von Milch, der Städter im Süden von Fleisch und einer Mehlspeise, Heris genannt, die ihm das Brod ersetzen muß, im Norden von Datteln, Milch, Butter; das genügt ihm. Fleisch ist überall die Speise der Vornehmen. Das Volk genießt es blos bei Festen und wenn ein geehrter Gastfreund bewirthet wird. Brod ist im innern Arabien ein Luxus. Dschedda aber ist ein Allerweltsort, der in diesem Stück sich vom übrigen Arabien emancipirt. Brod ist hier noch das nothwendige Vademecum des Reisenden. Gewöhnlich besteht dieses Brod aus den be-kannten, schwarzbraunen, säuerlichen Teigen von Pfannkuchenform, die einen öligen Geschmack haben. Aber Dschedda ist ein solch hochcivilisirter Ort, daß sogar Brod, auf europäische Art gebacken, daselbst zu haben ist. Es giebt nämlich seit wenigen Jahren hier Griechen, die einen Backofen in andauern-der Thätigkeit halten und und damit Glück machen. Sogar im Pilgerbazar hat Einer von ihnen ein Verkaufslocal, in welchem er jedoch sich selbst nicht per-manent zeigen darf. Ein Grieche, als regelmäßiger Bazarverkäufer, das wäre denn doch für diesen von frommen Pilgern vorzugsweise besuchten Markt eine allzugroße Profanation! Aber ein Schwarzer, sein Diener, besorgt das Geschäft ebensogut. Dies europäische Brod wird übrigens nur von auf-geklärten Leuten gekauft, der gewöhnliche Moslem findet es denn doch un-heilig; ein reines Vorurtheil, denn verboten ist es selbst nach der strengsten Gesetzauslegung nicht. Aber es ist eine Neuerung und dem Orthodoxen ist

jede Neuerung zuwider. Des Geschmackes wegen kauft man es übrigens weniger, denn europäisches Brod gilt im Orient meist für fade, geschmacklos. Aber es hat die schätzbare Eigenschaft, sich länger zu halten und das ist hier der Hauptgrund seines Verkaufs. Das arabische verschimmelt schon nach vierundzwanzig Stunden. Sehen wir uns den schwarzen Verkäufer des europäischen Brodes an. Er ist ein schlanker Galla, mit regelmäßigen schönen Gesichtszügen und jenem eigenthümlich melancholischen Ausdruck, den wir bei vielen Sub-Aethiopiern finden. Streng genommen darf ein Grieche gar keinen Sklaven kaufen. Aber es giebt allerlei Hinterthüren des Gesetzes, die es auf einem Umweg möglich machen. Behalten kann er übrigens den Sklaven nur so lange, bis dieser zum Alter der Vernunft herangereift ist, denn dann fehlt es nie an Leuten, die dem Schwarzen auseinandersetzen, daß er eigentlich frei sei und seinen Herrn jederzeit verlassen könne.

Ich kannte zufällig die Geschichte dieses jungen Galla. Er war fast noch ein Kind, als ihn der Grieche kaufte. Dieser gab ihm in seiner Weise eine Erziehung, lehrte ihn Griechisch, ließ ihn sogar insgeheim taufen, ihm auch wol eine spärliche Dosis religiöser Begriffe beibringen, so daß der Junge, wenn man ihn fragte, behauptete, der orthodox-griechischen Kirche anzugehören Er war also ein Christ, seine Anwesenheit auf dem Bazar der Pilger hätte folglich eben so auffallen müssen wie die seines Herrn. Davon war jedoch keine Rede. Seine Hautfarbe wirkte besser als ein Glaubensbekenntniß. Ein Schwarzer in Arabien kann nur Moslem sein, das gilt für ausgemacht. Er führte sogar einen griechischen Namen. Ich glaube er hieß Miltiades. Was er indeß am allerbesten bei seinem Herrn gelernt hatte, das war die Wissenschaft des Branntweins, denn dieser war natürlich nebenbei auch Branntweinschmuggler und Branntweinhändler, hatte auch eine Kneipe. In dieser wuchs der junge Miltiades als hoffnungsvoller Kellner heran. Er war ein ziemlich hitzköpfiges Bürschchen. Schon im zehnten Jahre hatte er mit einem jungen Mitsklaven ein Duell mit Küchenmessern, wobei Beide sich gegenseitig so schändlich zurichteten, daß sie zum Verlust ihres Herrn eine Zeitlang unbrauchbar waren.

Es ist überhaupt merkwürdig, wie oft blutige Streitigkeiten unter Mitsklaven vorkommen. Der Grund ist gewöhnlich Eifersucht auf die Gunst des Herrn. Gegenseitiges Anschwärzen und Schlechtmachen ist bei ihnen das tägliche Brod. Sind sie noch klein, so machen sie es ganz wie die Schooßhunde, die sich auch beißen, wenn die Herrin den Einen mehr liebkost als den Andern. Sind sie größer, dann spielt die geschlechtliche Leidenschaft auch wieder eine blutige Rolle. Außerdem erregen sie durch übermäßiges Prahlen stets den Haß und Neid ihrer Mitsklaven. Fast alle diese Sklaven leben in der Einbildung, Kinder sehr vornehmer Aeltern, womöglich von Fürsten zu sein.

Ich habe noch wenig schwarze Sklaven gefunden, die nicht einen König als den Erzeuger ihrer Tage nannten. Da die Sache nicht controlirt werden kann und da es schrecklich viel Könige in Afrika giebt, so ist es ja immerhin möglich, daß Einige von ihnen Recht haben. Nur haben diese dann vergessen, was für eine klägliche Rolle ein afrikanisches Königlein spielt und legen jetzt den europäischen oder türkisch-persischen Maßstab an, wonach ein König ein allerhöchster Würdenträger, wie der Großsultan, der Schah von Persien ꝛc. ist. Für den Sohn eines ähnlich wichtigen Mannes hält sich dann so ein armer schwarzer Sklave. Diese Anmaßung trägt er seinen Mitsklaven vor,

in denen er dann womöglich seine geborenen Unterthanen erkennt. Da diese aber ganz dieselben Prätensionen haben, so ist ein Anprall des gegenseitigen Größenwahns unvermeidlich, der dann gewöhnlich in Messerstichen seine Lösung findet.

Ein solcher Streitgrund war es wol auch, der den jungen Miltiades, als er kaum dreizehn Jahre zählte, veranlaßte, einen seiner Mitsklaven vermittelst eines Küchenmessers in das Jenseits zu befördern. Sein Herr vertuschte die Sache, denn sonst hätte man Miltiades zur Strafe in die türkische Armee gesteckt und sein Herr zwei Diener auf einmal verloren. Unerwachsene werden auch in der Türkei nicht hingerichtet. Begehen sie ein Verbrechen, so ist die Armee oder die Flotte ihr Correctionshaus, wo sie natürlich die Corruption erst recht systematisch lernen, um dann im reifen Alter als abgefeimte Schurken dazustehen. Miltiades entging diesem Schicksal durch die Güte oder vielmehr wegen des Interesses seines Herrn. Aber er war ihm nicht dankbar. Kaum vierzehn Jahre alt, gab er den Einflüsterungen einiger Stammgäste, natürlich Moslems, Gehör, die ihm vorstellten, ein Grieche habe gar nicht das Recht, einen Sklaven zu besitzen, und wenn er durchbrennen wolle, so könne kein Mensch ihn daran hindern und auch Niemand sei berechtigt, ihn wieder einzufangen. Miltiades brannte also durch. Jetzt kamen jedoch sehr harte Tage für ihn. Als was sollte er sich verdingen? Gelernt hatte er nichts als Branntwein einschänken. Diener sucht aber Niemand in Dschedda, da Alle hinlänglich mit Sklaven versehen sind. Niemand außer den Herren Europäern, die dort leben. Ein solcher, zufällig gerade mein Bekannter, der triester Kaufmann, nahm ihn denn auch in Dienst, entließ ihn aber bald wieder, nachdem er die Erfahrung gemacht hatte, daß seine ganze Kenntniß sich darauf beschränkte ein Glas reinzuspülen und nach Schänkenart geschickt zu präsentiren. Da mein Freund nicht viel Branntwein trank, so fand er es für einen unnützen Luxus, einen eigenen Ganymed für dies Getränk zu halten. Miltiades wanderte also in die weite Welt hinaus. Schließlich kehrte er sehr enttäuscht zurück. Hoch und theuer bat er seinen frühern Herrn, ihn wieder anzunehmen, was dieser auch that, und zwar mehrmals, denn der junge Galla hatte am Durchbrennen Geschmack gefunden und öfter noch sein Glück in der weiten Welt versucht, stets mit gleich geringem Erfolg.

Auch einmal war ein Liebesverhältniß der Grund seiner Flucht. Dieses soll übrigens sehr kläglich für ihn ausgefallen sein. Miltiades verliebte sich, kaum sechszehn Jahre alt, in ein Mädchen, das im Hause eines vornehmen Mannes lebte. Natürlich war sie eine Schwarze, denn an einer Weißen findet ein Dunkelhäutiger selten Geschmack. Das junge Mädchen, das im Harem eines mit Frauen gesegneten Mannes eine sehr untergeordnete Rolle spielte, fühlte sich natürlich geschmeichelt, als Miltiades Gelegenheit fand, ihr, der Unbeachteten, Ungeliebten, seine Flamme zu gestehen. Der junge Galla schlug ihr vor, sich von ihm entführen zu lassen, was die Unbesonnene auch wirklich annahm. Der erste Schritt, d. h. das Verlassen des Hauses ihres Herrn, war auch sehr leicht auszuführen. Dann aber wohin? Beide waren gänzlich mittellos. Ueber's Meer hätten sie nicht gekonnt und dort allein wäre Sicherheit für sie gewesen. Sie begaben sich also nach einem der Hüttendörfer in der großen Sandwüste um Dschedda und lebten dort eine Zeit lang von der Barmherzigkeit der diese Hütten bewohnenden Schwarzen, meist emancipirte Sklaven, gutmüthige Menschen, die aber einem tüchtigen Trinkgeld nicht widerstehen können und dafür selbst ihren besten Freund verrathen.

Digitized by Google

So geſchah es auch hier. Das Liebespaar wurde verrathen, die Sklavin zu ihrem Herrn zurückgebracht und Miltiades bekam die Baſtonade. Diesmal wollte man doch Ernſt machen und den jungen Galla definitiv in die türkiſche Armee ſtecken, wo er ohne Zweifel als Trommeljunge und allgemeiner souffre-douleur ein wenig beneidenswerthes Leben geführt hätte.. Aber auch diesmal erbarmte ſich ſein früherer Herr ſeiner. Dies iſt überhaupt ein ſchöner Zug der Griechen, ihre ſonſtigen Fehler mögen noch ſo abſchreckend ſein. Sie ſind anhänglich, ſie wiſſen was Affection iſt, natürlich vorzugsweiſe in Bezug auf ihre Landsleute, indeß auch in Bezug auf Andere, mit denen ſie viel und vertraut verkehrt haben. Miltiades war ja ohnehin ein halber Grieche und ſo ſcheute ſein Herr kein Opfer und rettete ihn endlich aus den Klauen der Recrution, um ihn von Neuem in die Branntweinkneipe und ſchließlich in den Bäckerladen zu verpflanzen, wo wir ihn bereits geſehen haben.

Eine andere Specialität des Pilgerbazars bilden die vielen Läden mit Strickwaaren. Stricke aller Art, vom feinen Kameelhaarſtrick, Ogal genannt, der ſogar ſehr oft vergoldet iſt und als Zierrath um's Haupt gewunden wird, bis zum groben Packſeil von der Aloëfiber. Daneben die vielen Flechtwerke, Netze, Netzkörbe ꝛc., in denen die Pilger ihre Habſeligkeiten tragen; die Korbflaſchen, dieſe wichtigſten Vademecums für den durſtenden Karavanenpilger: die kleinen Zäume von feinem Roßhaar, die groben von afrikaniſchem Baſt, kurz faſt Alles, was das Kameelreiten mit ſich bringt. Auch für einen Schmuck (der zugleich Talisman iſt) des Kameels iſt in jedem dieſer Läden geſorgt. Dieſes Thier hat nämlich, nach Anſicht der Araber, die verhängnißvolle Eigenſchaft, ganz beſonders dem „böſen Blick" und ſeinen nachtheiligen Folgen ausgeſetzt zu ſein. Jeder Leſer, der Süditalien kennt, weiß was der „böſe Blick" iſt, den man in Neapel „Jettetura" nennt. Er beſteht bekanntlich darin, daß ein Menſch durch das bloße Anblicken einem Mitmenſchen oder auch einem Thier Unglück, Krankheit, nicht ſelten den Tod bringt. Nicht jeder Menſch beſitzt das Privilegium, mit ſeinen Augen ſolchen Schaden anrichten zu können. Da man aber es den Leuten nicht immer anſieht, ob ſie damit behaftet ſind, ſo iſt es gut, ſich durch Talismane gegen die Möglichkeit zu ſchützen, einem ſolchen unverſehens zu begegnen. In Neapel thut man dies durch Hörnchen von Korallen, Horn, oder auch wohl von Gold, die als Zierrath an der Uhrkette hängen. Hat man kein Horn bei der Hand und glaubt man einem Jettetura zu begegnen, ſo macht man mit dem Finger ein Hörnchen indem man ihn in Sichelgeſtalt krümmt. Je weiter nach Süden, deſto feſter iſt der Glaube an den „böſen Blick". In Arabien geht er ſo weit, daß man kein Kind ſcharf anſehen darf, ohne gleich Angſt und Wehklagen bei deſſen ganzer Familie hervorzurufen. Die Kinder ſchützt man in der ganzen mosleminiſchen Welt durch Papierfetzen, auf denen Koranſprüche ſtehen. Dieſe werden in Lederſäckchen eingenäht und den Kleinen um den Hals gehängt. Mancher Knabe bringt es zu einem Dutzend ſolcher Täſchchen, die ſeine kleine Bruſt faſt verdecken. Das Kameel darf man nun freilich nicht durch Koranſprüche ſchützen. Dazu iſt es denn doch zu ſehr Thier und der Koran zu heilig. Dafür hat aber das Meer eine Muſchel producirt, die die unfehlbare Eigenſchaft beſitzt, gerade das Kameel gegen den „böſen Blick" zu ſchützen, nicht jedoch den Menſchen, wenn dieſer nicht etwa einen intimen Bund mit dem Kameelgeſchlecht geſchloſſen haben ſollte, ſei es als Züchter, Veredler der Race oder als berühmter Schnellreiter der Hegins, d. h. Reitkameele. Dieſe Leute be-

ſitzen das Privilegium einer Verwandtſchaft mit jenem edlen Thier. Auch auf ſie dehnt ſich die Wunderkraft der Muſchel aus. Gewöhnlich ſieht man übrigens dieſe heilige Muſchel nur bei dem Höckerthier ſelbſt; aber jedes Exemplar dieſer Thiergattung trägt das bewahrende Schutzmittel am Halſe. In Arabien iſt ein Kameel ohne Muſchel gar nicht denkbar. Käme es vor, ſo würde es gewiß gleich todtgeſchlagen werden, blos um dem gottloſen Beſitzer zu beweiſen, daß man nicht ungeſtraft den ſtarken Geiſt ſpielt. Aber ſtarke Geiſter ſind heutzutage in Arabien ſelten und das beweiſt am beſten der große Ueberfluß an ſolchen Muſcheln in den Läden des Pilgerbazars, die einen raſenden Abgang finden, denn wenn auch die Muſchel das Kameel conſervirt, ſo iſt dies doch nicht gegenſeitig und das Kameel braucht während ſeines nicht ſehr langen Lebens doch unverhältnißmäßig viele ſolcher Muſcheln.

Da wir doch beim Kameel ſind, ſo müſſen wir auch deſſen gedenken, was dieſes nützliche Thier bei dieſem Bazar Unentbehrlichſtes findet, nämlich das Waſſer. Das Kameel hat zwar die ſchätzbare Eigenſchaft, tagelang ohne Getränk beſtehen zu können. Dafür trinkt es aber auch deſto mehr, ſo wie ihm hierzu Gelegenheit gegeben wird. In Dſchedda iſt nun das Waſſer, das im ganzen Orient überhaupt einen viel höhern Werth beſitzt, als bei uns, noch werthvoller, als im übrigen Morgenland. Dieſes nothwendigſte Lebensbedürfniß iſt hier oft ſo theuer, wie ein Luxusartikel, theurer manchmal ſelbſt als der Wein in Weinländern. Das Brunnenwaſſer iſt in Dſchedda für Menſchen nicht genießbar. Das Trinkwaſſer kommt aus Ciſternen, an denen die Stadt zwar Ueberfluß beſitzt, die aber, des Regenmangels wegen, ſich nur in ausnahmsweiſen Jahren genügend füllen, um auch im Sommer noch den durſtenden Kehlen Labung zu bieten. Gewöhnlich ſind ſchon im Frühſommer die Ciſternen leer und bleiben es bis Ende November. Dann müſſen die Beduinen aushelfen, die Waſſer in Schläuchen aus dem gebirgigen Theil des Innern bringen und natürlich ſehr theuer verkaufen.

Mit ſolchem theuren Ciſternenwaſſer kann man begreiflicher Weiſe die Kameele nicht tränken. Sie vertragen auch das Brunnenwaſſer. Gut iſt es aber, wenn man dieſem immer etwas reines Waſſer beimiſcht. Ich ſah Kameele lieber durſten, als das braciſche Brunnenwaſſer anrühren. Da ſtanden ſie mit lechzender Kehle, vom Wüſtenbrand ausgetrocknet. Vor ihnen das erſehnte Waſſer. Aber ſie ſchnupperten nur daran und kaum hatten ſie es gekoſtet, ſo hoben ſie die Häupter und ihr grimmiger Ausdruck verrieth die Enttäuſchung. In ſolchem Fall iſt es gut, wenn gleich ein Verkäufer ſüßen Waſſers bei der Hand iſt. Dieſer kann dann faſt verlangen, was er will. Eine geringe Quantität genügt jedoch, um das Höckerthier auszuſöhnen. Immerhin iſt es aber eine koſtſpielige Sache, denn ſelbſt das Brunnenwaſſer muß ja noch gezahlt werden.

Für die Menſchen, die, namentlich die Aermeren, ſehr oft in Verlegenheit ſind, wie ſie ihren durſtenden Gaumen laben können, hat die moslemiſche Wohlthätigkeit geſorgt. Es giebt eine Anzahl öffentlicher Trinkbrunnen, wo man unentgeltlich ſeinen Durſt löſchen kann. Aber die Wohlthätigkeit geht noch weiter. Es ſind nämlich Leute eigens angeſtellt, um mit Krug und Trinkgefäß in Straßen und Bazar herumzugehen und die Leute umſonſt trinken zu laſſen. Auch beim Pilgerbazar ſpielen dieſe Waſſerträger eine wichtige Rolle. Die moslemiſche Wohlthätigkeit iſt ohne Anſehn der Perſon. In dieſem Fall will das heißen, daß man nicht abſolut ein Armer zu ſein

braucht, um dieſes flüſſigen Almoſens theilhaftig zu werden. Denn auch der Wohlhabende kann fern von ſeiner Wohnung vom quälenden Durſt genöthigt werden, ſich durch die fromme Stiftung laben zu laſſen. Auch mir ging es mehrmals ſo. Dabei machte ich die erfreuliche Erfahrung, daß mein Europäerthum kein Hinderniß bildete. Bei jeder andern Gelegenheit würde gewiß meine Eigenſchaft als Ungläubiger mir den größten Nachtheil gebracht haben. Nicht ſo bei dieſer. Das Waſſer iſt ein ſo tiefgefühltes, durch den häufigen Mangel und das verſengende Klima Allen ſo nahe gelegtes Bedürfniß, daß es faſt gleichbedeutend mit Leben iſt. Waſſer verweigern, wäre in vielen Fällen Todtſchlag. Darum reicht denn auch der Moslem ſelbſt ſeinem Todfeind, wenn er ihn vor Durſt verſchmachten ſieht, noch das labende Naß. Ich habe geſehen, wie die Bluträcher, die im Begriff ſtanden, ihr Opfer, den Mörder eines ihrer Verwandten, umzubringen, dieſem noch ein paar Minuten vor ſeinem Tode auf ſeine Bitte Waſſer reichten. Bald darauf war er eine Leiche. Aber er war es geworden ohne kurz vor ſeinem Tode noch die bitterſte Qual, wirklich eine Tortur, leiden zu müſſen. Lächelnd mit dem Bewußtſein des höchſten irdiſchen Genuſſes (denn das iſt Waſſertrinken für den Verſchmachtenden) empfing er den Todesſtreich.

Bunt ſind die Coſtüme und Trachten, mannigfaltig die Waffenformen, die Sättel und Zäume der Beſucher des Pilgerbazars. Da iſt zuerſt der Städter aus Dſchedda oder Mekka. Er iſt ſelten ein Eingeborener der Stadt, denn wie es in Paris verhältnißmäßig wenig geborene Pariſer geben ſoll, ſo zählt auch Dſchedda unter ſeinen Bürgern kaum mehr als ein Fünftheil Eingeborner. Die Uebrigen ſind Leute aus Yemen, Hadramaut, zum Theil auch aus Nordarabien. Aber alle, die eine Zeitlang hier leben, nehmen die ſtädtiſche Tracht von Mittelarabien an. Nur die Oſtindier bilden hierin eine Ausnahme. Dieſe Tracht iſt höchſt kleidſam. Sie beſteht in einem anliegenden Kaftan, der bis unter die Kniee reicht und einem andern ärmelloſen Rock darüber. Der untere Kaftan wird von einer Schärpe umſchlungen. Die Beinkleider ſieht man bei dieſen Koſtüm nicht. Statt der Schuhe hat man Sandalen, die durch ein Riemchen, das zwiſchen den beiden größten Zehen hindurchläuft, am obern Haltriemen-feſtgeknüpft werden. Die Stoffe ſind meiſt bunt, aber geſchmackvoll. Das rothe Fes, dieſe in der Türkei, Egypten und ganz Nordafrika unentbehrliche Kopfbedeckung, kommt hier nicht mehr vor. Statt deſſen hat man den Kauk, hier Kufiye *) genannt, eine ſteife Kappe, wie ein kurzer Cylinder geformt, meiſt von rothem Stoff und wattirt. Darum wird dann der Turban geſchlungen, dieſer majeſtätiſchſte Theil des ganzen Männercoſtüms, der nicht leicht Jemandem ſchlecht ſteht, beſonders wenn man ihn ſo voll und bauſchig trägt wie es in Dſchedda und Mekka Mode iſt. Selbſt ein an ſich noch ſo unſcheinbar ausſehender Menſch wird ſich im Turban faſt immer ſtattlich ausnehmen. Wie erbärmlich kommt einem daneben das kleine türkiſche Fes vor!

Die Tracht der Oſtindier iſt weniger ſchön. In ihrem Vaterland ſcheint ſich der europäiſche Einfluß auch auf das Coſtüm erſtreckt zu haben. Es wäre vielleicht beſſer geweſen, wenn ſie die europäiſche Tracht ganz angenommen hätten. Sie würden freilich nicht ſchöner, aber doch nicht ſo zwittermäßig

*) In Syrien iſt die Kufiye oder Kefiye ein roth- und gelbſeidenes Tuch, das man über das Fes ſchlingt; in Tunis bezeichnet man mit dieſem Wort eine kleine Capuze, nur von Frauen getragen.

aus heterogenen Elementen zuſammengeſtutzt ausſehen. Der Oſtindier ſcheint ſich nämlich von unſerer Tracht gerade das häßlichſte ausgewählt zu haben. Dies ſind doch wohl unſere Beinkleider, beſonders die recht engen und knappanliegenden. Solchen geben dieſe Leute den Vorzug. Da ſie nun meiſtens noch mit wahren Schwefelhölzern, ſtatt Beinen, geſegnet ſind, ſo begreift man vollends ihre Geſchmacksverirrung nicht. Was dieſe noch excentriſcher erſcheinen läßt, ſind die grellen Farben der Stoffe (meiſt von ganz dünnem Baumwollgewebe), welche zu den pantalons collants dieſer Stelzen gewählt werden. Der Oberkörper wird dann meiſt orientaliſch mit einem Wamms von hellem Stoff, einer Nachtjacke ähnlich, bekleidet. Nur der Turban erfreut ſich einer großen Fülle und namentlich eines fürchterlich langen herabhängenden Zipfels, einer wahren Schleppe, die nicht ſelten den Boden ſchleift. So laufen dieſe originellen Caricaturen, übrigens meiſt recht thätige Handelsleute, hier umher. Sieht man nun ihre Geſichter an, ſo können ſie ſogar imponiren, denn dieſe ſind oft ſchön, faſt alle mit majeſtätiſchem Bartwuchs ausgeſtattet. Blickt man dann aber auf das Untergeſtell, ſo muß man über den Contraſt lachen. Man denkt unwillkürlich an einen großen Schopfreiher.

Einen grellen Gegenſatz gegen dieſe lächerlichen philiſtröſen Erſcheinungen bilden die Beduinen aus der Gegend zwiſchen Mekka und Dſchedda, deren Tummelplatz eben dieſer Pilgerbazar iſt. Hier finden ſie ſich mit ihren Kameelen ein, die ſie den Pilgern zum Reiten und Laſttragen vermiethen. Während man von den anderen Beſuchern des Bazars die Frauen faſt nie ſieht, finden ſich bei dieſen Beduinen oft ſehr viele Angehörige des ſchönen Geſchlechts. Ich ſah unter ihnen einzelne vollendete Schönheiten, freilich ein anderer Typus, als der, welchen wir Europäer gewöhnlich unter „Schönheit" verſtehen. Das, was wir „Junoniſch" nennen, d. h. die weibliche Schönheit in ihrer reifen Vollendung, findet ſich nie bei Beduininnen. Es giebt eben nur ſchöne Mädchen oder ſchöne ganz junge Frauen, die noch mädchenhaft ſind, denn gewöhnlich, wenn die volle Weiblichkeit erreicht wird, entſtellt bereits Verwittertheit die Züge, Folge der rauhen Arbeit im heißen Klima. Die Züge der Beduininnen von Hedſchaz ſind meiſt länglich, unendlich fein und zart; nur die Naſe zeigt eine etwas ſtarke Entwickelung; oft nähert ſie ſich der Adlerform; nie jedoch ſah ich ſie übertriebne Proportionen erreichen. Der Wuchs iſt ſchlank, biegſam, elaſtiſch, Füße und Hände meiſt von zierlicher Kleinheit. Den Hauptreiz dieſer Mädchengeſtalten bildet jedoch die vollendete Natürlichkeit aller Bewegungen. Nie ſah ich bei dieſen Beduininnen auch nur einen Anflug von Coketterie. Es iſt, als ſei ihnen dieſe Eigenſchaft völlig fremd. Auch von jener ängſtlichen Zurückhaltung, faſt Furcht vor unſerm Geſchlecht, welche die Araberinnen der Städte theils wirklich empfinden, theils erheucheln, iſt hier keine Rede. Sie verkehren frei mit dem andern Geſchlecht, faſt als wären ſie ſelbſt Männer. Trügen ſie nicht lange Gewande von eignem Schnitt, man wäre verſucht, ſie auf den erſten Blick für Jünglinge zu halten, beſonders da die beduiniſchen Jünglinge von Hedſchaz ſelbſt faſt wie Mädchen ausſehen; der Bartwuchs iſt hier nämlich immer ſehr ſpärlich, tritt ſpät auf, ſo daß die jungen Männer alle ganz glatte Geſichter haben. Dazu die merkwürdige Sitte der Hängelocken bei den Männern, die eine große Aehnlichkeit mit den „Anglaiſes" genannten europäiſchen Damenlocken zeigen; das elaſtiſche, faſt weibliche Sichgehenlaſſen der Haltung, und die Illuſion wird noch erhöht. Der Europäer verwechſelt Anfangs ſtets die Geſchlechter bei der beduiniſchen Jugend, und dennoch ſind die Jünglinge

nicht weibisch, wol aber die Mädchen nach unseren Begriffen vielleicht männlich. Die älteren Beduinen, Männer wie Frauen, sind meist von ungefälligem Aeußern. Ihre Magerkeit ist zu groß, um nicht bei der merkwürdigen Menge der Runzeln, deren sie sich sehr bald erfreuen, den Zügen etwas Hexenartiges zu geben. Dazu bei den Männern der elende Bartwuchs; ein paar Härchen auf Kinn und Oberlippe, das ist Alles. Unseren Begriffen von männlicher Kraft entspricht ihr Aeußeres gewiß nicht; dennoch sind sie voll Muskelstärke und Sehnenspannkraft und ich möchte wetten, daß sie manchem unserer europäischen Kraftkolosse, deren Stärke ja oft nur in Masse besteht, über den Haufen werfen würden. Verwittert sind sie sehr früh, aber hinfällig nur äußerst selten. Selbst der älteste Beduine, wenn er auch vor Skelletthaftigkeit und Runzelmenge wie ein Gespenst aussieht, ist doch noch immer ein ganzer Mann, der es mit Andern aufnimmt und sich vor Niemand fürchtet.

Das Hauptgeschäft dieser Beduinen ist, für die Beförderung der Pilger von Dschedda nach Mekka zu sorgen. Die Pilger! diese sind natürlich die häufigsten Erscheinungen auf dem erwähnten Bazar. Welch einen Inbegriff heterogener Elemente schließt nicht dieses eine Wort in sich? Von China und Java bis nach Marokko sendet unter diesem Namen die ganze moslemische Welt ihre Repräsentanten hierher, wo sie alle in einem und demselben einförmigen Gewand erscheinen, dem bekannten Ihram, zwei großen Umschlagtüchern, eines um die Lenden gewunden, eins lose über den Oberkörper gehängt, einförmig in der Ausstattung, aber höchst mannigfaltig in ihren Typen, Hautfarben und Gesichtsausdrücken. Sehen wir dort den blonden Tscherkessen mit den blauen Augen und der blendend weißen Brust, der beinahe genau wie ein Deutscher aussieht, daneben den gelben Malayen mit den geschlitzten schiefen Augen und den hervortretenden Backenknochen, ihm zur Seite den Neger mit den Polsterlippen, der Plattnase und der Haarwolle, dann den Perser mit dem majestätischen schwarzen Vollbart, der die geradlinigen, gedehnten, ernsten Züge beschattet — wer würde diese Leute für Brüder halten? Dennoch sind sie es, denn der Islam hat die Macht, selbst die heterogensten Elemente zu verschwistern. Manche dieser Pilger, namentlich die Nordaraber, die Maghrabiner, oft auch die Türken, bieten stattliche Erscheinungen dar. Mit ihren dunklen Bärten und kräftig vollen Gliedmaßen nehmen sie sich in dem weißen Ihram etwa so aus, wie wir uns antike Römer vorstellen. Im Perser erkennen wir das Urbild der Skulpturen von Ninive, im Aegyptier den starren Ausdruck der einstigen Knechte der Pharaonen, wie ihn uns die Denkmäler Thebens verewigt haben. Auch der Subäthiopier aus dem Sudan und den Gallaländern bietet sich entschieden vortheilhaft dar. Seine fast kaukasisch regelmäßigen Züge und Gliedmaßen erinnern bei der tiefdunklen Hautfarbe unwillkürlich an antike Bronzestatuen. Alle diese Gestalten zeigen sich uns in ihrer edlen, plastischen Nacktheit, denn der Ihram ist, wie ein Engländer sagen würde, mehr „an excuse for a dress", als ein wirkliches Kleidungsstück. Weniger entsprechen unserm europäischen Schönheitssinn die Erscheinungen, welche uns Chinesen, Malayen, Ostindier und Neger darbieten. Hier fehlt es nicht an den excentrischsten Caricaturen. Die Javanesen sind unter den ostasiatischen Völkern vielleicht am Stärksten vertreten. Sie sind ein höchst schmutziges Völkchen, das sich im Ihram nicht reinlicher ausnimmt, aber sie gelten für reich und bilden deshalb den Anziehungspunkt für Alle, die vom Pilgerwesen leben. Da sie meist kein Wort Arabisch können,

ſo haben die Ausbeuter gewonnenes Spiel. Unter ihnen ſah ich manche ſeltſame Erſcheinung, ſo z. B. ein Weſen, das ich lange für ein altes Weib gehalten hatte, bis ich es endlich mit dem Ihram bekleidet erblickte und entdeckte, daß es unſerm Geſchlecht angehöre. Es war der Großvater einer ganzen Colonie ſchwarzbrauner Jugend, für deren Ahnfrau ich es Anfangs angeſehen hatte.

Alle dieſe halbnackten Träger des weißen Ihrams gerathen in die Hände der Beduinen, die ſie nach Mekka befördern. Die bequemſte Art der Beförderung iſt in großen Tragkörben, in denen man ſitzen, ſelbſt liegen kann. Dieſe werden zu beiden Seiten des Kameels angehängt, ſo daß ſie ſich gegenſeitig das Gleichgewicht halten. Dabei iſt nur ein Uebelſtand, nämlich der, daß wenn ein Tragkorb hinunterfällt, es der andere unfehlbar auch thut und ſo beide in ihnen ſitzende Pilger eine unangenehme Bekanntſchaft mit dem Wüſtenſtaub machen und noch froh ſein müſſen, wenn nicht die ganze Karavane über ihre Leiber dahinſchreitet. Für die Frauen iſt dieſe Beförderungsweiſe die gewöhnlichſte. Sie werden da förmlich eingepackt, gleichſam wie ein Kind in eine Wiege und bleiben nun in dieſer Verpackung bis zur Ankunft in Mekka. Dies geſchieht immer zur Seite des Pilgerbazars, an einem etwas abgelegenen Orte, denn zuſehen darf man bei dieſer Haremsverpackung nicht. Für dieſe Aermſten iſt der Ihram viel umhüllender, als das gewöhnliche Gewand. Einige ſind vom Kopf bis zur Zehe in weiße Laken gehüllt, die nur zwei Löcher für die Augen haben. Andere tragen das Geſicht zwar außerhalb des verhüllenden Tuches, bedecken es dagegen mit einer Art von Maske von Flechtwerk, die doch wenigſtens etwas Luft durchläßt. Bedenkt man dabei den hohen Wärmegrad, der faſt immer in Dſchedda herrſcht, ſo wird man die Armen wirklich nicht beneiden.

Leute, die reich genug ſind, ein Kameel für ſich allein zu miethen, thronen oben auf dem Höcker des Wüſtenthieres. Hie und da findet ſich auch wohl ein Kröſus, der ſich von zwei Kameelen tragen läßt. Dann wird eine Art Sänfte vorn an das eine, hinten an das andere Kameel an einem ſtarken Stocke befeſtigt. Dieſe Art zu reiſen iſt zwar ſehr vornehm, aber weder bequem, noch ungefährlich, denn nicht ſelten ſtürzt das eine Kameel, während das andere aufrecht ſtehen bleibt. Bei Weitem die meiſten Pilger gehen übrigens zu Fuß und miethen ſich nur einen Beduinen zum Führer oder ein einziges Kameel für das Gepäck einer ganzen Geſellſchaft. So brechen ſie meiſt in kleinen Gruppen gegen Sonnenuntergang vom Mekkathore auf. Mit dem letzten Strahl der Sonne iſt auch der letzte Pilger verſchwunden. Der Bazar wird allmählig ſtill. Nur die Wächter bleiben, in weiße Tücher gehüllt, auf ihren Serirs liegen. Alle Anderen kehren in die Stadt zurück. Dann erfolgt der Thorſchluß und der Bazar iſt bis zum nächſten Morgen ausgeſtorben.

Joſeph und Amalie Joachim.

Die letzten Jahre haben nicht allein der deutſchen Nation glänzende Siege, politiſche Einigung, die höchſten Güter nationalen Bewußtſeins verliehen, ſie haben auch der Kunſt den Vortheil gebracht, daß auf ihrem Gebiete — wie auf dem politiſchen — die Partei ſich bilden kann, welche, aller Excluſivität fremd, das Gute auf jeder Seite anerkennt, widerſtrebende Elemente zu verſöhnen und für allgemeine große Zwecke zu vereinigen ſtrebt. Die Kunſtgeſchichte bietet ja faſt dieſelben Erſcheinungen wie die politiſche: Wechſelwirkung zwiſchen Nothwendigkeit und höherer Erkenntniß des Nothwendigen; Kampf verſchiedenartiger Richtungen; ſcharfe Gegenſätze ſelbſt innerhalb der edelſten Beſtrebungen nach gleichem Ziele; endlich Verſtändigung und gegenſeitige Anerkennung bei vollkommener Wahrung der eigenen Ueberzeugung und Unabhängigkeit. Allerdings dürfen die Erſcheinungen in der Kunſt eben ſo wenig vom doctrinär äſthetiſchen Standpunkte beurtheilt werden, wie die im Staatenleben vom vorgefaßten politiſchen; der vielgeſchmähte Conſtitutionalismus, der die verſchiedenartigen Kräfte in dem einen Puncte: Zuſammenwirken für das allgemeine Beſte, zu vereinen ſucht, iſt auch in der Kunſt der einzige richtige Leitfaden für unbefangenes und unabhängiges Urtheil. Doch — und das wollen wir hier gleich vollkommen genau feſtſtellen — ſein Wirken beginnt erſt, wenn die Gegenſätze im Kampfe ſich gemeſſen und ihre Kräfte entfaltet haben; denn „der Streit iſt der Vater der Dinge“ *).

Von dieſem Standpunkte werden wir das Weſen und Wirken des größten ausübenden Meiſters unſerer Zeit prüfen und beurtheilen, Joſeph Joachim's, deſſen künſtleriſche Entwicklung äußerlich als eine ganz gleichmäßige erſcheint, in der That aber die bedeutſamſten Phaſen des Muſiklebens der letzten Jahre durchwandelt hat.

Joſeph Joachim iſt am 18. Juni 1831 in Kittſee, einem kleinen Orte Oberungarns, geboren. Sein Vater, ein Kaufmann, zog bald nach der Geburt dieſes jüngſten Sohnes nach Peſt. Der Knabe zeigte frühzeitig entſchiedene Neigung für Muſik, ward einem Lehrer anvertraut und ſchon in ſeinem ſiebenten Jahre in einem Concerte vorgeführt. Er ſpielte Variationen von Pechatſchek **) und ein Doppelconcert mit ſeinem Lehrer. Noch im Jahre 1844 erzählten Peſter Muſiker und Muſikfreunde dem Verfaſſer von dem enormen Eindrucke, den der Knabe hervorbrachte, von dem ruhigen Ernſt, mit dem er ſeine Aufgabe löſte. Das allgemeine Urtheil beſtimmte den Vater, ihn nach Wien zu führen, und der Leitung Hellmesbergers (Vater) anzuvertrauen.

---

*) Heraklit.

**) Pechatſchek war damals der beliebteſte Compoſitionenfabrikant für die Violine, wie ſeiner Zeit Herz für das Clavier.

Die österreichische Hauptstadt galt damals noch als die, welche allein neben Paris Ruhmesdiplome für Virtuosen ausstellen durfte. Durch ihre Entscheidung war Liszt das Primat zuerkannt worden, um welches zwei Jahre früher Thalberg in Paris und London mit ihm kämpfen durfte, und gerade zur Zeit, als Joachim ankam, fällte sie in dem Wettstreite zweier berühmter Geiger das entscheidende Urtheil. Beriot, das Haupt („chef d'école") der neuen französisch-belgischen Violinschule*) hatte eben durch sein außerordentlich feines, elegantes und sicheres Spiel große Erfolge errungen, und sein drittes Concert angezeigt, als Ernst erschien. Vor dem Glanze seiner Leistungen, vor seiner Elegie, den Othello-Variationen und dem damals ganz neuen „Carneval von Venedig" erblich das bengalische Theaterfeuer des Franzosen; Wien proclamirte Ernst als den ersten Geiger seiner Zeit. Der treffliche Künstler war auch damals noch nicht durch Kränklichkeit und die Ermüdungen eines fahrenden Virtuosenlebens geschwächt, in seinen Vorträgen zeigte sich noch keine Spur jener Unsicherheit und Ungleichheit späterer Jahre, die zwar manchmal vor dem Aufflammen einer erlöschenden genialen Kraft zurückwich, aber immer mehr Herr über ihn ward und ihn zuletzt vom Concertsaale ganz fern hielt. Seine Technik war noch mächtig und außerordentlich glänzend, sein Ton klang gewaltig, schön, edel; seinen Vortrag erfüllte eine tiefe elegische Wehmuth — die erst später in winselndes Klagen ausartete — und feuriger Schwung; und seine Compositionen, wenn auch mehr von effectanstrebender als künstlerischer Richtung, trugen doch edles und individuelles Gepräge und boten nicht den Mischmasch von trockener Generalbaß-Gelehrsamkeit, süßlichem Geklingel und etüdenhaftem Passagenwerke, wie die später vielbeklatschten Concerte und Phantasien von Vieuxtemps. Ernst's Elegie und manche seiner Duos für Clavier und Violine, die er im Verein mit Steffen Heller componirte, können noch heute als Muster ihrer Gattung gelten.

Er stand im vollsten Glanze seines Ruhmes, als ihm der kleine Joachim vorgeführt wurde; und sofort erkannte er den jungen Stamm der Eiche, die einst über Alle hinausragen sollte. Noch in seinen letzten Lebensjahren rühmte er sich öfters mit Behagen seiner Prophezeiung vom Jahre 1841, daß in Joachim der größte Geiger heranwachse; und in seinen niederdrückenden körperlichen und moralischen Leiden war es ihm ein Freudentag, ein Tag erhebenden Trostes, wenn er vernahm, daß der Künstler, dessen Größe er vorausgekündigt, eine von seinen Compositionen öffentlich vorgetragen hatte. Der arme Ernst! Er ist vor wenigen Jahren gestorben, aber sein Name, einst so hochgeehrt, so berühmt, war schon längst verschollen. Wohl selten ist ein bedeutender Künstler und edler Mensch in größerm Weh zu Grunde gegangen!

Seinem Rathe zufolge ward Joachim — dessen weitere Erziehung Verwandte in Wien übernommen hatten — der Leitung Böhm's anvertraut, der nach Maiseder als Virtuos, Quartettspieler und Lehrer das bedeutendste Ansehen genoß**). Unter diesem studirte der junge Künstler bis zum Jahre 1844, in welchem er an dem ersten entscheidenden Wendepunkte seiner künstlerischen Entwickelung anlangte.

---

*) Die ältere Schule (Viotti, Baillot, Rode, Kreuzer) hatte eine viel edlere, wenn auch weniger brillante Richtung eingehalten.

**) Er war auch Ernst's Lehrer gewesen.

Das Leipziger Conservatorium war eben gegründet worden durch die Anregung Mendelssohn's, unter dessen Leitung die Gewandhausconcerte sich zur höchsten Blüthe und Bedeutung erhoben. Eine in Leipzig verheirathete Anverwandte Joachim's schrieb oft und dringend, er solle nach ihrer neuen Heimat kommen, dort auftreten und seine Studien unter Mendelssohn und David vollenden; die Familie, deren Obhut er anvertraut war, entschloß sich, ihn auf die „weite Reise" mit der Post nach Dresden und von da auf der Eisenbahn nach Leipzig zu senden.

Wenn sie dabei wol mehr von dem Gedanken, daß der Knabe „im Auslande" bekannt werde, sich leiten ließ, als von dem seiner künstlerischen Ausbildung in Leipzig, so darf sie nicht der leiseste Tadel treffen. Man konnte von Kaufleuten nicht höhere Kunstanschauungen verlangen, als im elegantesten Wiener Publicum vorherrschten. Die glänzenden Erfolge und reichlichen Concerteinnahmen reisender Wunderkinder waren eine unleugbare, allgemein anerkannte Thatsache, aber die Bedeutung des neu gegründeten Conservatoriums in Leipzig, und die von dort ausgehende Kunstrichtung ward nur in Norddeutschland — und auch da nicht ohne Anfechtung — erfaßt, im Süden fast gar nicht beachtet. Mendelssohn galt noch der Mehrzahl der Wiener Kritiker und Fachleute als Verstandesmusiker; Schumann war dem Publicum zumeist als Gatte der Clara Wieck, deren Vater die Ehe so lange nicht zugeben gewollt, romanhaft interessant; aber seine Compositionen, für die Wien jetzt mehr schwärmt, als der Norden, und sein Wirken als Kunstkritiker kannten nur sehr Wenige; die Masse verhielt sich ganz gleichgiltig gegen ihn *).

Von einem Geiger „David" hatte noch Niemand reden hören, der „alte Moscheles" gehörte einer längst entschwundenen Periode des Clavierspieles an. Wenn wir also behaupten, daß nicht die Bedeutung des Leipziger Conservatoriums der für die Verwandten Joachim's entscheidende Grund seiner Uebersiedelung war, so glauben wir um so weniger zu irren, als selbst sein Lehrer Böhm, der vortreffliche classisch gebildete Musiker unbegreiflich fand, daß ein so hochbegabter Knabe, anstatt in Paris höchste virtuose Ausbildung und Ruhm zu suchen, in „Leipzig" Musik studiren wollte. Und um so höher ist das Geschick zu preisen, welches durch einen äußerlichen Anlaß des jungen Künstlers Schritte dahin lenkte, wo er jene harmonische Entwickelung fand, deren Mangel selbst große Künstler schmerzlich empfanden. Wie vieler Kämpfe bedurfte es zu der vollkommenen Reinstimmung, die jetzt sein Wesen kennzeichnet, wenn er die unermeßlich wichtige Uebergangszeit vom dreizehnten

*) Wir erinnern uns ganz genau, wie in den vierziger Jahren Schumann mit seiner Frau in Wien war und diese das wundervolle Concert vor halbleerem Hause und mit geringem Erfolg spielte; wie seine schweigsame, in sich gekehrte Natur ihm wenig Freunde gewann; wie er, nachdem seine Frau zwei wenig besuchte Concerte gegeben hatte, und durch die zugesagte Mitwirkung der Jenny Lind die Aussicht auf ein sehr volles drittes gewann, mit einem Male der Presse und den Künstlern keine Karten sandte, und sich heftige Vorwürfe zuzog, und wie selbst Fischhof, der für ihn aufopfernd gewirkt und gestrebt hatte, der langjährige Mitarbeiter seiner Zeitung, sich mit ihm nicht zurecht fand. Schumann gehörte — gleich Beethoven — zu jenen Naturen, die bei allem Edelsinn und innerer Lauterkeit die schroffsten äußerlichen Regungen nicht bemeistern können, vielleicht gerade weil der Widerspruch zwischen den inneren Anschauungen und den äußeren Formregeln ein zu großer ist. Schumann's Natur war, wie so viele Stellen seiner Compositionen, synkopistisch — die schönsten Harmonien durch Vorhalte und raschen Wechsel deckend und verwirrend.

bis zum zwanzigsten Jahre anstatt in Leipzig unter Mendelssohn's Einflusse, in Paris verbrachte, wohin damals noch alle Wege wiesen!

Als er Mendelssohn vorgeführt wurde, von dessen Entscheidung die Aufnahme in das Conservatorium abhing, erkannte der große Meister sofort die ganz künstlerisch angelegte Natur des Knaben, und faßte einen schnellen, seinen Charakter bezeichnenden Entschluß: unter seiner unmittelbaren Leitung, nicht als Schüler des Conservatoriums sollte er studiren — von David im Geigenspiel so viel als nöthig unterrichtet werden. Er beaufsichtigte seine Arbeiten, musicirte sehr oft mit ihm, sein Rath und seine Anleitung entwickelten die Auffassung und den Vortrag des jungen Künstlers und gaben ihm den sichern Compaß für die Richtung nach dem Höchsten.

Fünf Jahre blieb Joachim in Leipzig, zuerst als Lernender, dann als erster Geiger, endlich als zweiter Concertmeister der Gewandhausconcerte, von den Besten geliebt und geleitet. In dieser Zeit unternahm er auch seine erste Reise nach London, auf Anregung seines Meisters und Freundes. Dieser war in der Themsestadt fast noch höher geehrt als in Deutschland, beim musikalischen Publicum populär durch seine herrlichen Compositionen und sein wundervolles Clavierspiel, dem nicht musikalischen sehr interessant als des berühmten Philosophen Enkel, der nun auch einen berühmten Namen erworben hatte, selbst bei der damals noch ganz intoleranten aristokratischen Gesellschaft wol angesehen, weil er nicht als „professional" auftrat, für seine Leistungen in Privatzirkeln kein Honorar annahm, und also zu den Gästen gehörte und nicht hinter dem Seile stand, welches die bezahlten Künstler — selbst die Malibran — von der Zuhörerschaft trennte*). Durch seine Verwendung und Empfehlung erlangte Joachim das höchste Zugeständniß des strengst abgeschlossenen musikalischen Vereins: die Philharmonic society, in deren Concerten, den Statuten zufolge, nur ausgebildete Künstler, keine Wunderkinder (prodigies) auftreten durften, öffnete ihm, den fünfzehnjährigen Jüngling, ihre Pforten und ließ ihn das Concert von Beethoven vortragen.

Der Leser mag sich eine Vorstellung bilden von der Scene, wie das classische, exclusive Publicum einer Nation, die noch heute an alten Formen mit pünktlicher Genauigkeit festhält, in deren Parlamente zwar die Mitglieder mit dem Hute auf dem Kopf und in Jagdstiefeln, der Präsident (speaker) jedoch nur im alterthümlichen Costüme und mit einer ungeheuren Perrücke erscheinen dürfen, wie dieses Publicum zuerst den jungen „Burschen" betrachtete, der ihm das Concert von Beethoven vorspielen sollte, wie es nach und nach den Widerstand gegen die ungewohnte Form aufgiebt, sich dem Eindruck der Leistung überläßt, sich immer mehr erwärmt, bis es zuletzt in einen donnernden Applaus ausbricht, wie er die Räume der Hannover concert rooms nur selten durchbraust hatte! An jenem Tage gründete Joachim seinen Ruhm in England und die Ausnahmestellung, auf die wir später zurückkommen werden.

Mit dem Jahre 1850 beginnt eine zweite bedeutsame Phase in der Entwickelung unseres Künstlers. Seit dem Tode Mendelssohn's mochte er wol in Leipzig sich vereinsamt fühlen; er hatte nicht blos den persönlichen Gönner und Freund verloren, auch den hellblickenden großen Meister, dessen ganzes Wesen ihm höchste Anregung im Leben wie in der Kunst verlieh. Er war

*) So schrieb Mendelssohn an Devrient.

gewohnt neben einem Größern zu ſtehen und zu wirken, immer Neues, Bedeutſames kennen zu lernen und weiter zu befördern. Das fehlte ihm. Eine Reiſe nach Paris, die er mit dem trefflichen Celliſten Coßmann unternahm, brachte ihm in Trio-Soiréen und Concerten größte Erfolge, beſte geſellſchaftliche Aufnahme, aber keine innere künſtleriſche Befriedigung, keinen Erſatz für den bisherigen Wirkungskreis.

Gerade zu jener Zeit entſtand die große Bewegung in der Muſikwelt, die, von Wagner ausgehend, von Liſzt mit allen Kräften unterſtützt, einen mächtigen, nicht zu unterſchätzenden Umſchwung hervorbrachte. Um für ihre Bedeutung und Berechtigung den richtigen Maßſtab zu gewinnen, muß man vor Allem ſich die Periode vergegenwärtigen, in welcher ſie entſtand, die Factoren, welche dabei mitthätig auftreten, die allgemeinen politiſchen und ſocialen Zuſtände.

Den überſchwänglichen, nebelhaften, zerfahrenen politiſchen Experimenten war ein ſcharf gegenſätzlicher Umſchwung gefolgt, der um ſo tiefer demüthigend und niederdrückend wirken mußte, als die Nation aus der Revolution nicht einmal das Bewußtſein äußerer Machtentfaltung mitnehmen konnte, wie einſt die engliſche, deren Cromwell ihre Seemacht gründete, und den proteſtantiſchen Glauben überall beſchützte, oder die franzöſiſche, die gerade in der ſchrecklichſten Zeit der neunziger Jahre gegen Europa ſiegreichen Krieg geführt hatte. Eine dumpfe Apathie laſtete auf dem geiſtigen Leben Deutſchlands. Die politiſche Literatur beſchäftigte ſich mit mehr oder minder gehäſſig geſchriebenen Parteiſchriften, und mit dem wenig erquicklichen Broſchüren- und Zeitungsſtreite zwiſchen Oeſterreich, das durch Rußlands erbetene Dazwiſchenkunft vom Zerfalle gerettet worden war, und Preußen, welches dieſem Oeſterreich in allen nationalen Fragen weiteſte Zugeſtändniſſe eingeräumt hatte. Kunſt und Wiſſenſchaft lagen danieder, das Muſikleben kann nicht bezeichnender geſchildert werden, als durch die Thatſache, daß Meyerbeer's Prophet und Schulhoff's Concerte den Glanzpunkt bildeten.

So ſtanden die Verhältniſſe, als ein ſchaffender Künſtler, der als ſolcher noch wenig genannt worden war, aber durch ſeine Betheiligung am Dresdener Aufſtande die damals noch Werth verleihende Bedeutung des politiſchen Flüchtlings genoß, mit einer Schrift hervortrat, die an ſtaunenswerther Kühnheit, an revolutionärem Tone, aber auch an künſtleriſchem Feuer und Schwunge alles bisher in dieſer Gattung Geleiſtete übertraf; der Mann wagte in jener Zeit den künſtleriſchen Verfall den elenden politiſchen Verhältniſſen zuzuſchreiben, wagte es, an das Volk zu appelliren für Rettung der Kunſt. Das ungeheure Aufſehen, welches dieſe Schrift in den verſchiedenartigſten Kreiſen erregte, war noch nicht geſchwunden, als er ein zweites Werk — dieſes Mal ein wiſſenſchaftliches, weit ausgeſponnenes — veröffentlichte, worin er ſeine Grundtheſen einer gänzlichen Umgeſtaltung der dramatiſchen Muſik aufſtellte. Der apodictiſche Ton der Behauptungen und Urtheile, die rückſichtsloſe Kühnheit der Angriffe, aber auch die unleugbare Wahrheit vieler Ausſprüche und Betrachtungen über dramatiſche Muſik, Operntexte, Stil und Färbung, gaben dieſem neuen Werke eine noch größere Bedeutung als das erſte erlangen gekonnt. Den großartigen Erfolg des Schriftſtellers Wagner ſteigerte der Componiſt Wagner durch gleichzeitige Herausgabe von „Lohengrin", worin er zeigte, wie er ſeine Theorien auch durch die künſtleriſche That verwirklichen könne. Kein Hofintendant oder Theaterdirector wagte

damals, das Werk des verbannten Kapellmeisters und revolutionären Schriftstellers vorzuführen. Nur Liszt in Weimar ließ sich durch kein Bedenken zurückhalten, entschied durch seine Stellung als Hofkapellmeister und durch seinen Einfluß bei Hofe die Aufführung, die einen großartigen Erfolg erzielte, und schrieb in die damals weitest verbreitete Leipziger Illustrirte Zeitung einen von Begeisterung erfüllten Artikel mit Notenbeispielen, der die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Oper lenkte. Der Anstoß zur Polemik war nun gegeben, und sie brach allseitig mit einer Heftigkeit hervor, die, wenn auch unleugbar durch die Wichtigkeit der Frage und die rücksichtslose Herausforderung Wagners, doch auch zum großen Theil durch die damalige politische Stagnation zu erklären ist, in welcher die Erregung bedürftigen Geister jede Gelegenheit, sich Luft zu machen, an irgend einem Streite sich zu betheiligen, begierig erfaßten.

Die politischen Leidenschaften hatten ein Feld gefunden, auf dem sie sich frei bewegen durften; sie konnten bei dieser künstlerischen Frage auch die staatlichen mit in's Spiel ziehen; in den Musikzeitungen durfte so Vieles gesagt werden, was eine politische auszusprechen nimmermehr wagte! Die Anhänger Wagner's pflanzten das Banner des Fortschritts, der Menschheit, der Aufklärung — auch der neuesten Schopenhauer'schen Philosophie auf, die damals gerade Boden zu fassen begann; die Gegner der „Zukunftsmusik" stritten nicht allein für die Gesetze der Kunst, sondern auch für „Erhaltung des Staates", den Wagner zertrümmern wollte. Jeder freiheitlich Gesinnte mußte — zumal in den Kleinstaaten — ein Wagnerianer sein, sonst galt er für einen verkappten Reactionair, oder wenigstens für einen „Gothaer". Andererseits durfte man, vorzüglich in Preußen, Sachsen und Oesterreich, die Einleitung zum Lohengrin nicht preisen, wenn man den maßgebenden Kreisen nicht als Demokrat oder wenigstens als „angeröthelt" erscheinen wollte.

Die specifisch musikalische Partei Wagner's war damals noch klein. An der Spitze der Bewegung stand Liszt; ja man kann sagen er hat sie gebildet, organisirt und geleitet. Seinen Namen umgab ein noch ganz ungetrübter Glanz. Er war noch nicht als Componist von „Symphonischen Dichtungen" und „Oratorien" aufgetreten — zwischen denen die gleichzeitig entstandenen Transcriptionen von „Rigoletto", „Trovatore", Faustwalzer, „Afrikanerin" u. dgl. sich seltsam genug ausnehmen und seine unübertroffene Meisterschaft als ausübender Künstler war selbst von Denen anerkannt, die, dem eigentlichen Virtuosenthum abhold, der rein classischen Richtung anhingen, aber seiner Genialität die Fähigkeit, classische Werke vollendet wiederzugeben, zugestehen mußten. Er beherrschte das künstlerische Leben in Weimar, das sich zu jener Zeit ganz und gar in der Musik concentrirte; und von dort aus übte er mächtigen Einfluß nach den verschiedensten Seiten. In der Aristokratie, die noch den vergötterten Pianisten und bezaubernden Weltmann im Auge hatte, und in einem großen Theil der wahrhaft begeisterten Jugend zählte er verläßliche Anhänger, denen sein Urtheil als Gesetz galt. Sein genialer Scharfblick errieth bald, welche große künstlerische und für seine neue Richtung entscheidende Kraft in Joachim gewonnen werden konnte, und auf seine Anregung stellte der Weimarsche Hof dem jungen Künstler in Leipzig glänzende Anträge: lebenslängliche Anstellung als Concertmeister, ein verhältnißmäßig hohes Gehalt, und alle gesellschaftlichen Vortheile. Joachim durfte nicht zaudern, einen solchen Wirkungskreis, und neben Liszt, anzu-

Joseph und Amalie Joachim.

nehmen! Wir haben in diesen Blättern *) bereits einmal ausführlich von der Persönlichkeit Liszt's gesprochen, von seinen außerordentlichen geistigen Gaben, von dem Zauber, den er auf seine Umgebung auszuüben vermochte; und es läßt sich wol denken, in welchem Grade er den zwanzigjährigen Joachim — dem gegenüber er alle seine Kräfte als Künstler, als Musiker von reichstem Wissen, als geistreicher Weltmann entfaltete, und den er als einen Ebenbürtigen behandelte — einnehmen mußte. Das Verhältniß zwischen ihnen war Jahre lang ein freundschaftliches, bis die Verschiedenheit der Ansichten, vielleicht auch die gesteigerten Ansprüche Liszt's, der durchaus als großer Componist anerkannt sein will, allmälig eine Entfremdung, zuletzt die gänzliche Trennung herbeiführten.

Joachim konnte während seines Aufenthaltes in Weimar und auch noch einige Zeit nachher von der Wagner'schen Partei als einer der Ihren betrachtet werden, denn wenn er auch seinem ganzen Wesen nach jedem Parteigetriebe fern stehen mußte, so äußerte er doch seine Sympathien für Wagner's Opern unverholen und bei jeder Gelegenheit. Merkwürdigerweise zeigen seine Compositionen aus jener Periode nicht die leiseste Spur von Wagnerscher Melodienbildung oder Harmonisation. Sein erstes Concert, das er 1853, als er bereits nach Hannover übergesiedelt war, auf dem Karlsruher Musikfest unter Liszt's Leitung vortrug, so wie seine Hamlet-Ouvertüre, Werke von vorwiegend düsterer Färbung tragen den unverkennbaren Stempel von Schumann's und Berlioz' Einfluß. Und diese Eigenthümlichkeit bietet einen bedeutsamen Aufschluß für das innere Wesen Joachim's und eine bessere Erklärung für die spätere gänzliche Trennung von der Partei, als alle die unerquicklichen polemischen Andeutungen. Es ist viel darüber gestritten worden, in wie weit er diese Trennung öffentlich in den Zeitungen **) kundgeben sollte; wir glauben, daß er nicht gut anders handeln konnte, sein Name wurde zu oft neben den Lenkern der Partei genannt, die Pflicht der Aufrichtigkeit gebot ihm, die Veränderung in seinen Ueberzeugungen eben so offen darzulegen, als er diese Ueberzeugungen früher ausgesprochen hatte.

In Weimar blieb Joachim bis zum Jahre 1852, in welchem er als Concertmeister nach Hannover berufen ward ***). Dort verweilte er bis

*) In dem Artikel über Karl Tausig.

**) Im Jahre 1856 oder 57 veröffentlichten Brahms, Joachim, Scholz u. A. eine entschiedene Erklärung gegen die Ansichten und die Zeitungspolemik der neudeutschen Partei.

***) Der Verfasser war so glücklich, bei dieser Berufung thätig mitzuwirken. Er hatte eben seine Stellung als Hofpianist angetreten, als er von dem Hofintendanten um seine Meinung befragt wurde, welcher Künstler wol an die Stelle des kürzlich verstorbenen Concertmeisters und zweiten Kapellmeisters Hellmesberger berufen werden könnte. Er nannte Joachim, den er nicht persönlich kannte, aber dessen hohe künstlerische Bedeutung ihm überall gepriesen, und besonders von Liszt (bei einem Besuche in Weimar) ausführlich dargelegt worden war. Auf die Bemerkung, daß Joachim in Weimar lebenslänglich angestellt sei, und daher eine officielle directe Anfrage sich nicht gut bewerkstelligen ließe, schrieb der Verfasser an Liszt, und dieser machte sich anheischig, Joachim von den bindenden Verhältnissen zu befreien, wenn ihm in Hannover ein bedeutenderer „Wirkungskreis" gesichert würde. Das geschah, und nach einem Besuche in Hannover erklärte Joachim sich zur Annahme der neuen Stellung bereit. Da der Verfasser die Absicht hegt, die auf diese Angelegenheit bezügliche Correspondenz mit manchem andern für das Kunstleben Interessanten gelegentlich zu veröffentlichen, muß er, um späteren Mißdeutungen vorzubeugen, schon jetzt diesen Zwischenfall erwähnen, wenn auch dessen Erwähnung mit der Studie über Joachim in keinem unmittelbaren Zusammenhange steht.

zum Jahre 1865, nach allen Seiten hin rastlos künstlerisch thätig, fördernd, anregend. Dort brachte er durch unabläſſiges, allseitiges Studium seine Kunst zu jener Meisterschaft, die ihm den unbestrittenen ersten Platz unter allen ausübenden Musikern sichert. Dort bildete er seine künstlerischen Grundsätze um, bis sie zur unwandelbaren Festigkeit gediehen. Dort gründete er seine Häuslichkeit in der Verbindung mit Amalie Schneeweiß, die jetzt als Concertsängerin ihm würdig zur Seite steht. Seine Stellung in Hannover war die glänzendste. Der König, von aufrichtiger Liebe zur Kunst und zu den Künstlern beseelt, gab ihm wiederholte Beweise der Hochachtung, das Publicum ließ keine Gelegenheit vorübergehen, wo es sich ihm dankbar erweisen konnte für den Aufschwung, den die Orchesterconcerte unter seiner Anregung, Leitung und Mitwirkung nahmen.

Nichtsdestoweniger fand er sich zu wiederholten Malen bewogen, seine Entlassung zu verlangen. Er konnte manche Verhältnisse in der Oberleitung nicht mit seinen Ueberzeugungen vereinbaren; zwar vermochte der König des Künstlers Bedenken durch erneute persönliche Gunstbezeugungen zu beschwichtigen, nicht zu beseitigen; auf die Dauer konnte sich der fest auftretende Joachim auf dem glatten Boden der Hofgemächer nicht behaglich fühlen, und sein Entschluß die Stellung aufzugeben, ward zuletzt ein unwiderruflicher. Doch blieb er noch in der Stadt, wo er und seine Frau viele liebe Freunde zählten, bis die veränderten politischen Verhältnisse, die warme Aufnahme, die er bei jedesmaligem Erscheinen in Berlin fand, endlich die Einladung des ehemaligen Cultusministers von Mühler, die Leitung einer neugegründeten Hochschule für Musik zu übernehmen, ihn bewogen, seinen dauernden Wohnsitz in der neuen Kaiserstadt aufzuschlagen. Seine Wirksamkeit in dieser Stellung, die damit verbundenen Zwischenfälle gehören der jüngsten Vergangenheit an, liegen also noch so nahe, daß der Blick nicht alle Einzelheiten sicher zusammenzufassen vermag, und daher ein so zu sagen perspectivisches Urtheil nicht gefällt werden kann. Wir schließen also unsere Erzählung der Thatsachen ab und beschäftigen uns nunmehr mit der Betrachtung und Prüfung des Individuums.

Wenn man als bezeichnendes Merkmal der classischen Schule annimmt, daß sie Formschönheit, Einheitlichkeit des Stiles, Maß in Benutzung der Mittel, Beschränkung der Gefühlsbewegungen, also die Herrschaft des Geistes über die Einbildungskraft, als Gesetz aufstellt, im Gegensatze zur romantischen, welche den Formzwang verwirft, Originalität, freie Bewegung der Gefühle, Prägnanz des Ausdruckes, unbeschränkten Gebrauch der Mittel verlangt; so muß Joachim als der edelste Vertreter des classischen Stiles bezeichnet werden. Ja, er ist jetzt eigentlich der einzige große ausübende Instrumentalist der classischen Schule. Denn fest steht die Thatsache, daß Genialität, Eigenthümlichkeit, höchste Ausbildung der Ausdrucksmittel vorzugsweise bei den Virtuosen und Sängern der romantischen Schule zu finden sind. Tausig, der leider so früh der Kunst Entrissene, Rubinstein, Bülow, die den unbestrittenen ersten Rang unter den Clavierspielern einnehmen, Laub, Singer, Wilhelmi, die Geiger, die neben Joachim großen Ruf erlangen und erhalten konnten, gehören der romantischen Richtung an*), und die größten

*) Wenn auch die beiden Letztgenannten nicht direct der neuromantischen Schule beigezählt werden können, so zeigen sie doch in der Wahl ihrer Programme mehr Neigung für die mit der Romantik zusammenhängende Richtung.

deutſchen Sänger, Niemann und Betz, ſind entſchiedene Anhänger Wagner's; dagegen läßt ſich von den meiſten „claſſiſchen" Clavierſpielern und Geigern behaupten, daß ſie ihrer Phantaſie nicht zu viel Spielraum gewähren, weil — die Finger ſie im Stich ließen, d. h. weil ihre Technik dem Fluge nicht folgte, daß alſo ihr Maßhalten nicht freier Selbſtbeſtimmung, ſondern der Nothwendigkeit entſpringt, daß ſie nicht „über die Stränge hauen", weil der Arm zu kurz iſt, der Leidenſchaft keine Macht über ſich gewähren, weil ſie einfach keine Leidenſchaft ſpüren. Was Roſenkranz in ſeiner „Aeſthetik des Häßlichen" vortrefflich von manchen hervorbringenden Künſtlern ſagt, paßt eben ſo gut auf die nur wiedergebenden: „die Abweſenheit aller poſitiven Incorrectheit, die Anwendung bekannter edler Formen im Einzelnen, die Enthaltung jedes Ueberſchwungs, die Zahmheit des gewählten Ausdrucks, die negative Sauberkeit, mit welcher das Detail ausgeglättet iſt, betrügt nicht über die Gehaltloſigkeit des Innern." Wir unſererſeits erkennen die in England ſehr hochgeſchätzte, auch jetzt in deutſchen Kreiſen in die Mode kommende muſikaliſche Achtbarkeit und „Solidität", die äußerliche abgeſchliffene Form, eben ſo wenig als das Weſen des claſſiſchen Vortrags an, wie wir der gegenſätzlichen Richtung, die uns Ungewöhnliches, Bizarres als Eigenthümliches aufdrängen will, irgend eine künſtleriſche Berechtigung zugeſtehen.

Aber eben weil unſere Anſchauungen ſo ſcharf trennende ſind, müſſen wir Joachim höchſte Bewunderung zollen. Er gebietet über alle Mittel der genialſten Romantiker: ausgebildetſte Technik und Kühnheit, umfaſſendſte Kunſt der Tonfärbung, Schärfe des Ausdrucks, Leidenſchaft und unermüdende Kraft; und doch iſt er ein echter Claſſiker, voll Poeſie innerhalb der ſchönſten Formgrenzen, der Meiſter, der, „mit Zeit und Fleiß an die Kunſt gebunden, die Natur in ſeinem Herzen glühen läßt" *), der die höchſte Freiheit in der höchſten künſtleriſchen Geſetzmäßigkeit entfaltet: nur wer ihn oft gehört hat, wer ihn bewundern konnte, wie er in ſeinem zweiten und dritten Concerte, oder in den Paganini'ſchen Capricen die größten erdenkbaren Schwierigkeiten ruhig und ſicher überwindet, der vermag die wahrhaft hohe Selbſtverleugnung zu würdigen, mit welcher Joachim, vom brillanten Soloſpiel ſich abwendend, den Schwerpunkt ſeiner Leiſtungen in das Quartettſpiel legt. In dieſem iſt er auch unvergleichlich, nicht blos durch ſeine hohe Auffaſſung und durch den vollendeten Vortrag, ſondern durch die Art, wie er die Mitwirkenden leitet und führt, wie er ſie mit ſeinem Geiſte durchdringt, und zu einer von anderen Quartetten nie erreichten Geſammtleiſtung vereinigt. Zur vollſtändigen Durchführung einer ſolchen Aufgabe iſt allerdings eine Beſchränkung der Gefühlsregungen, des Ausdruckes tiefſter Empfindung nothwendig, und Mancher mag vielleicht lieber die Vollendung der Form, als dieſen Ausdruck vermiſſen; wir aber müſſen uns nach reiflichſter Erwägung dahin ausſprechen, daß ein wahrhaft claſſiſches Quartett nicht anders gedacht werden kann, als es Joachim jetzt in Berlin gebildet hat; er iſt eben der größte Muſiker unter den Geigern.

Und wie ſeine Meiſterſchaft iſt auch ſeine geſellſchaftliche Stellung in ihrer Art einzig zu nennen. Kein ausübender Künſtler wandelte je ſeinen Weg mit ſolch' vollkommener Nichtbeachtung aller äußerlichen Nebenmittel. Tauſig ſtand ihm in dieſer Hinſicht am nächſten, hat nie der Preſſe oder anderen Einflüſſen das mindeſte Zugeſtändniß geboten; aber er war eine ſtürmiſche Natur,

*) Siehe Goethe's Sonnett „Natur und Kunſt".

konnte ohne innere und äußere Kämpfe nicht beſtehen, mußte immer Partei nehmen, und ſeinen Geiſt nach den verſchiedenſten Richtungen beſchäftigen, und zählte daher nur heftige Gegner oder entſchiedene Freunde; Rubinſtein, der ſich ebenfalls von allen unkünſtleriſchen Manoeuvern vollkommen fern hält, gebietet über eine bezaubernde Perſönlichkeit, die ganz geſchaffen iſt, das Publicum ſofort einzunehmen, und alle Ungleichheiten des Vortrags, wie ſie manchmal neben Leiſtungen höchſter Meiſterſchaft vorkommen, überſehen zu laſſen. Was Liſzt betrifft, ſo war ſeine Kunſt des Inſceneſetzens faſt eben ſo groß wie die ſeines Clavierſpiels und noch heute läßt ſich der Abbé Liſzt vom ehemaligen Concertgeber Liſzt belehren, „wie's gemacht wird." Aber Joachim's Natur iſt, jeder polemiſchen Richtung abgewendet, eine glücklich harmoniſche, die das ſchöne innere Gleichgewicht anſtrebend, auf die künſtleriſche Lebensaufgabe concentrirt, von der Außenwelt nur ſo viel aufnimmt, als ſie zur geiſtigen Nahrung bedarf; ſeine äußere Erſcheinung, die kräftige Geſtalt, das ernſte, bärtige Geſicht*), die ruhige Haltung, ſind nicht von der Art, die das elegante Publicum ſofort günſtig ſtimmt; und fern von ſeinem Weſen liegen die blendende Genialität in der Converſation und all' die geſellſchaftlichen Talente, die der Abbé aus ſeiner frühern Laufbahn in die jetzige mit herübergenommen hat. Und doch vermochte Joachim einen Ruhm und eine Stellung in der Geſellſchaft zu erlangen, wie jetzt kein Anderer, und wie in England ein ausübender Künſtler ſie noch nie errungen hatte. Denn in dieſem eigenthümlichen Lande, das noch heute Stoff zu den mannigfaltigſten pſychologiſchen Studien bietet: in welchem die ſtärkſten Gegenſätze des öffentlichen Lebens ſich organiſch entwickelt haben: in welchem das Geſetz Freiheit giebt, aber die Geſellſchaft in ſelbſt auferlegter Sklaverei der Gewohnheiten und Gebräuche und in ſcharf geſonderten Kategorien lebt: in welchem die reichſten Univerſitäten und die großartigſten Bibliotheken und Sammlungen der Welt der wiſſenſchaftlichen Laufbahn das größte Feld bieten, dagegen faſt keine Anſtalt exiſtirt, in denen die Söhne des nicht reichen Mittelſtandes, des Bürgers und Gewerbsmannes ohne viele Koſten die Bildung erwerben können, die an jedem kleinen Gymnaſium oder an der Realſchule einer kleinen deutſchen Stadt erworben werden muß**): in welchem die Armee gar kein privilegirter, nach eigenen Geſetzen regierter Stand war ***), die Officierſtellen dagegen bis vor wenigen Monaten noch verkäuflich, daher nur den reichen Leuten zugänglich geweſen ſind: in welchem auch die Wiſſenſchaft mit den ſeltenſten Ausnahmen ein ſpecielles Erwerbsgeſchäft war, und es nie einem Profeſſor einfallen konnte, als vortragender Rath des Miniſterpräſidenten berufen zu werden, oder gar die Miniſterſtelle zu erklimmen; in dieſem eigenthümlichen, in gar manchen Dingen bewunderungswürdigen Lande iſt die Stellung eines ausübenden Künſtlers eine ſehr einträgliche, aber nach deutſchen Begriffen eine geſellſchaftlich ſehr untergeordnete. Er iſt ein gut bezahlter „professional", aber ſonſt wenig beachtet, und er muß eine Lectionen gebende oder Solo-ſpielende oder ſingende Maſchine werden, wenn er nicht

*) In früherer Zeit, als er noch keinen Bart trug, zeigte der untere Theil des Geſichts, Mund und Kinn, Aehnlichkeit mit dem von Sebaſtian Bach.

**) Von der Organiſation deutſcher Gymnaſien hat man in England keinen Begriff; nur Privatanſtalten bieten dem Mittelſtande einige Ausbülfe für ſeine Kinder.

***) In den königlichen Theatern darf die Uniform nicht getragen werden. Jedermann erſcheint im ſchwarzen Anzuge.

Digitized by Google

seinen Zweck in England ganz verfehlen will. Ist er zu Ruf und Protection (patronage) hoher Damen gelangt, dann wird er als gut bezahlter Lehrer berufen, ist er Geiger oder Sänger, so wirkt er in den Privatsoiréen oder Matinéen der großen Herren und gegen hohes Honorar (terms) auch in öffentlichen Concerten gegen feste Bedingungen; da die meisten dieser Aufführungen in die „Season", d. h vom Anfang Juni bis gegen Ende Juli fallen (wo die Italienische Oper ihre Preise auf die Hälfte herabsetzt), so muß er so zu sagen Alles mitnehmen; und es ist nichts Seltenes, daß ein en vogue stehender Romanzensänger, der außerhalb Londons nicht bekannt ist, jeden Tag der Woche (Sonntag ausgenommen) zwei bis drei Mal dieselben Stücke vorträgt, des Mittags in einem Morgenprivatconcerte, um sechs Uhr in einem öffentlichen Concerte und Abends zehn Uhr wieder im Salon eines großen Herrn, und in dieser Weise während einer „Season" fünf bis sechstausend Thaler erwirbt *). Und die bedeutendsten in London ansässigen Musiker geben nach fünfundzwanzigjähriger Thätigkeit noch immer um neun ein halb Uhr Morgens Unterricht in den Pensionen von Brighton (wohin sie mit der Eisenbahn fahren müssen) nachdem sie Abends zuvor in irgend einer Gesellschaft (entertainment) bis Mitternacht den mehr aristokratischen als musikalischen Gesang einiger Herzoginnen und Marchionesses am Piano begleitet, zuvor aber in irgend einem Concerte einen Psalm dirigirt haben **).

Wenn einer von ihnen ein eigenes Concert veranstaltet, so stehen auf dem Zettel alle die Namen der hohen Damen, die ihn mit ihrer Protection beehren und Billete abkaufen: Under the immediate patronage of Her Grace the Duchess, oder Her Ladyship the Countess, oder the Right Honourable ꝛc. Ein solches Programm enthält nie weniger als fünfzehn Nummern, nach einer Arie von Händel oder Bach kommt eine Romanze von Stigelli oder Gumbert; und wenn der Zettel nur viele berühmte Leute nennt, dann ist der Erfolg gesichert. In der italienischen Oper (Her Majesty's) kommen alljährlich acht bis zehn „große" Sänger und Sängerinnen aus allen Weltgegenden und von den verschiedensten Theatern zusammen, von denen die meisten Italienisch nur radebrechen, und sehr oft den Inhalt des Textes gar nicht verstehen; sie haben nie zusammengewirkt; mit zwei bis drei Proben führen sie heute den Trovatore vor, morgen den Don Juan, übermorgen vielleicht den Fidelio von Beethoven oder Stiffelio von Verdi. So ist das elegante Musikleben in London beschaffen.

Wir wollen nun nicht etwa gesagt haben, daß die Hauptstadt von Großbritannien nicht ein wahrhaft musikalisch gebildetes Publicum besitzt, die Stadt von drei Millionen Einwohnern, in der Händel gelebt, Haydn und Mendelssohn die höchste Anerkennung gefunden haben, in welcher ja eben Joachim eine solche hochgeachtete Stellung einnimmt. Wir wollen hier auch genau hervorheben, daß der Engländer im Allgemeinen vor jedem bedeutenden Componisten Respect hat, nicht blos aus Liebe zur Tonkunst

*) Der Verfasser hat selbst mehrere derartige Beispiele gesehen: ein italienischer Tenorist, dessen Stimme für die Oper nicht ausreichte, verlegte sich auf die sentimentale Romanze; er war ein sehr angenehmer Salonsänger, dabei ein sehr hübscher Mann von feinen Manieren, ward bei Hofe sehr gut aufgenommen und konnte zuletzt alle ihm zukommenden Einladungen nicht annehmen; er sang durchschnittlich drei Mal des Tages in Concerten. Auch Fräulein Jetti Treffs, jetzige Frau Strauß, machte in London Furore mit einem Liedchen von Rücken, und hat es in einer „Season" wenigstens vierzig Mal gesungen.

**) Der Verfasser spricht auch hier aus eigener Anschauung.

sondern weil seiner Nation jeder bedeutende Producent als ein tüchtiger Mann erscheint; aber das Eine wollen wir feststellen, daß der Musiker in England vor Allem Geschäftsmensch ist und sein muß. Viele dort lebende Herren Musiker werden das nicht eingestehen, aber es ließen sich Facta aus den besten Kreisen und von den besten Musikern anführen, welche obige Behauptung unwiderleglich beweisen.

Und mitten in solchen Verhältnissen hat Joachim sich eine Stellung gegründet, daß er in der Gesellschaft nicht als der berühmte Geiger, sondern als der gleichberechtigte Gentleman angesehen wird. Er hat aber allerdings nie in Privatkreisen für Honorar gespielt, sondern nur als befreundeter Künstler bei Freunden. Seine bezahlten Leistungen gehörten der Oeffentlichkeit, dem Publicum; dem Einzelnen, noch so Hochgestellten gegenüber blieb er unabhängig. In den letzteren Jahren ist er sogar nur während der ersten Monate des Jahres in den Monday popular concerts, meistens als Führer des Quartetts aufgetreten, also gar nicht mehr in der „Season", wo die elegante Welt erst nach London kommt. Auch sein ganzes ruhiges bestimmtes Wesen ist dem Engländer sympathisch. Und wenn der Engländer einen Fremden in sein Haus aufnimmt, d. h. nicht blos an gewissen Tagen zu Tische oder des Abends ladet, sondern ihn auffordert, ihn öfters zu besuchen, so lernt dieser ein Leben kennen, so eigenthümlich, so schön gleichmäßig geregelt, und doch nicht einförmig, so unbefangen und behaglich frei innerhalb der nur durch Sitte und angenehmen Ton gesetzten Schranken, wie er es ähnlich fast nirgends wiederfindet. Und Joachim gehört zu den bevorzugtesten Fremden in England! So steht dieser Künstler da, wol der Glücklichsten Einer! Man kann von ihm sagen: sein ganzes Leben war bisher nach den schönsten Gesetzen der Tonkunst geführt: jede Dissonanz war durch den Gang der Accorde vorbereitet, nie erschien sie jäh und störend, und wenn sie gesetzmäßig eintrat, so löste sie sich auch in Wohlklang auf. Und wenn er gerade durch diese Lebensführung sich gewöhnt hat, auch im Aeußerlichen nur das Harmonische zu suchen, nur das gesellschaftlich Angenehme gelten zu lassen, Manches in Kunst und Leben Berechtigte von sich fern zu halten, wenn es dem Harmonischen nicht ganz entspricht, so kann ihn kein anderer Vorwurf treffen, als der einst auch Goethe traf.

Wir haben nun noch seiner Gattin einige Worte zu widmen. Amalie Schneeweiß ist in Graz in der Steiermark (wenn wir nicht sehr irren 1841) geboren. In ihrer Vaterstadt erhielt sie den ersten Unterricht und betrat dann die Bühne, zuerst das Wiener Hofoperntheater, für kleinere Rollen. Hier haben wir einer Episode aus dem Kunstleben zu gedenken, die so charakteristisch, so merkwürdig, ja so einzig in ihrer Art ist, daß sie nicht verschwiegen werden darf. Eine Sängerin verweigerte eines Tages die Rolle der Brautführerin im Freischütz weiter zu übernehmen, weil sie zu einer weniger untergeordneten berechtigt war; an ihre Stelle mußte eine kleine Choristin treten; diese gefiel durch ihr munteres Wesen und angenehmes Aeußere und ward auch von nun an von der Regie mehr beachtet, während jene um ihrer berechtigten Forderung willen vielleicht neue Zurücksetzung erfahren mußte; die Choristin nennt sich heute Frau Lucca, die andere heißt Amalie Joachim*).

*) Der Gewährsmann für diese Erzählung ist — Joachim. Der Verfasser traf diesen vor etwa zwei Jahren in Berlin vor einem Schusterladen, in welchem

Wir können den weitern Aufenthalt der Künſtlerin in Wien, ſo wie den in Leipzig übergehen; die Entfaltung ihrer Kunſt, das Erkennen ihres eigentlichen Berufs begann in Hannover. Hier hatte ſie einen ihrer würdigen Wirkungskreis gefunden; hier lernte Joachim ſie kennen, fühlte ſich von ihrem Geſang, von ihrem Weſen zu ihr gezogen; hier feierte ſie ihre Vermälung, nachdem ſie noch zuvor im Fidelio und Orpheus — ihr Bräutigam leitete das Orcheſter — von der Bühne Abſchied genommen hatte. Sie widmete ſich fortan dem Oratorium und dem Liede, für welche ihre ganze künſtleriſche Weſenheit geſchaffen iſt, und an der Seite des Gatten feierte ſie überall Triumphe. Sie iſt in ihrem Fache jetzt unſtreitbar die Erſte. Wir verkennen nicht, daß ihre ſo ſchöne und weiche Stimme der Geläufigkeit entbehrt, welche überhaupt der deutſchen Geſangskunſt ferner liegt, als der italieniſchen und beſonders der franzöſiſchen, die ja vor Allem auf Kehlenfertigkeit gerichtet iſt; wir wollen auch die Bemerkung der Hörer, die hier und da in dem Vortrage mancher Lieder mehr Feuer und Leidenſchaft wünſchten, nicht ganz ignoriren. Aber wir wollen auch feſtſtellen, daß in edler künſtleriſcher Auffaſſung, im einheitlichen wahrhaft claſſiſchen Vortrage — von dem auch die kleinſte, nur effectvolle, aber dem Geiſte des Werkes nicht entſprechende Schattirung (Nüance) fern gehalten wird — keine jetzige Sängerin der Frau Joachim gleich ſteht; und ſelbſt die einſt ſo hoch gefeierte Lind — die überhaupt gar vieles Bühnenhafte in den Concertſaal brachte, und ſich nicht ſcheute, auf einem Düſſeldorfer Muſikfeſte ein ganz ſchaales Bellini'ſches Rouladenparadeſtückchen zu ſingen — hätte Bach niemals in ſolcher Weiſe vortragen gekonnt.

So ſind denn Joſeph und Amalie Joachim die würdigſten ausübenden Vertreter deutſcher Tonkunſt. — Kann es wol ein ſchöneres Loos geben?

A. H. Ehrlich.

Frau Joachim Beſtellungen machte. Als ſie herausgekommen war fragte Joachim: (wörtlich): „Haben Sie nicht den Artikel über die Lucca in der „Gartenlaube" geſchrieben?"

„„Gewiß, er war ja mit meinem Namen unterzeichnet.""

„Erinnern Sie ſich noch der Stelle, wo Sie erzählten, eine Choriſtin, welche das „Wir winden Dir den Jungfernkranz" ſingen ſollte, war krank geworden und die Lucca ſei an ihre Stelle getreten?"

„„Wie ſollte ich nicht!""

„Nun, hier ſteht die Choriſtin!"

Frau Joachim erklärte darauf den Sachverhalt, wie er oben erzählt iſt.

Die Burgmannshöfe.

Novelle von **E. von Dincklage.**

I.

Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Durchwandert man die alten Städte und Städtchen des nördlichen Deutschlands, so wird hier und da die Reihe der an der Straße liegenden Backsteinhäuser, die für den bürgerlichen Betrieb und Verkehr eingerichtet sind, durch eine Mauer mit Thorweg unterbrochen, die ein abgeschlossenes Gehöft, nicht selten noch mit Ringgräben umgeben, abgrenzen. Diese Häuser haben einen andern Charakter als die Nachbargebäude, oft sind sie massiv und herrschaftlich, manchmal nur aus Fachwerk errichtet in mehr oder minder gutem baulichen Zustande, immer aber verrathen sie eine gewisse wehrhafte Selbstständigkeit durch ihre Lage und Abgeschlossenheit gegen die Umgebung. Diese Häuser sind, oder waren die alten Burgmannshöfe des höhern und niedern Adels, in den Bischofssitzen erhoben sich dieselben bis zum feierlichen Palaststyl, in den kleineren Ackerstädten sind sie, wie gesagt, Häuser, die durch Gräben oder Mauern befestigt waren. Zumeist lagen die Burgmannshöfe nicht inmitten der Städte an der Hauptstraße, sondern sie hefteten sich an die Befestigung der Stadt, um sich dieser gegenüber den Rücken zu decken, einem äußern Feinde aber unbeengt und ungehemmt die Stirn zu bieten. Diese Lage erklärte genugsam die Stellung der Burgmänner im Allgemeinen, sie waren die Beschützer, aber auch die Zwingherren der Stadt, und Burgemeister und Magistrat wurden von ihnen erwählt und eingesetzt. Am übelsten fuhr die Stadt dabei, wenn etwa ihre verschiedenen Burgmänner unter sich uneins wurden und sich befehdeten, da dann Alles, was eine Pike zu tragen vermochte, sich, wohl oder übel, in zwei Heereslager theilen mußte und die Feindschaften gar kein Ende nahmen. Die edlen Herren Burgmänner hatten gewöhnlich noch irgend ein Rittergut mit Land und Sand, Lehnsleuten und Vasallen und zogen nur dann in ihre Höfe, wenn die Bürger sie zu Fehden oder Festlichkeiten mit höflichem Wort und unterthänigen Verehrungen — wie dazumal die Geschenke hießen, jetzt ehrt der Beschenkte umgekehrt Den, der ordentlich schenkt – herbei riefen, oder auch wenn sie von ihrem Erbe durch Andere vertrieben wurden, oder sich selbst vertrieben hatten, indem sie daselbst abgewirthschaftet und in Schuld und Ungeduld gekommen waren, wie denn Schick und Glück in jenen Tagen jäh wechselten.

Im Städtchen H. sind die wehrhaften Mauern nach dem Dreißigjährigen Kriege unter dem Jubel der Bauern geschleift. Das arme

Landvolk hatte in der Nähe ſolcher Feſtungen viel zu leiden, denn ſie mußten mit unzähligen Hand- und Spanndienſten die Vertheidigungswerke erhalten helfen, die Verproviantirung wurde im entſcheidenden Momente, ohne viel Federleſens zu machen, vom Bäuerlein eingetrieben und was der Belagerte etwa noch im Wiemen und auf dem Boden liegen ließ, das nahm der Belagerer wenn's zum Klappen kam. Die Mauern alſo fielen, aber die Burgmannshöfe blieben hinter den alten Stadtwällen und Gräben. Die erſteren dienten als Viehweiden, Bleichen und Tummelplatz der Kinder und Müßiggänger, die letzteren verſumpften, waren ſo froſchreich wie dereinſt Abdera, die Stadt der Latona und erzeugten von Jahrhundert zu Jahrhundert ungehindert eine Menge von Fiebern, Rheumatismen und Gicht. Eigentlich hatte H. vier Burgmannshöfe beſeſſen, einer von denſelben war abgebrannt und nicht wieder aufgebaut, der zweite war eingeſtürzt und das Baumaterial vergantet; zwei, die größten, ſtanden und ſtehen noch. Einer heißt der Kohbergshof, der andere die Scharpeborg. Der Kohberghof hat ſeinen Namen davon, daß er auf einer Sanddüne erbaut iſt, welche das nahe Flüßchen, das ſich weiter abwärts in die Ems ergießt, vor undenklichen Zeiten gebildet haben mag. Die Erbauer des großen ſchloßartigen Hauſes waren zwei Brüder geweſen, die ſich offenbar entweder durch eigene, oder ihrer Vorfahren Straßengeſchicklichkeit in glücklichen Verhältniſſen befanden, denn ſie legten wundertiefe, feſte Fundamente und bauten einen koloſſalen Steinwürfel mit breiter Freitreppe darüber, wozu dann auch ein Garten mit Taxushecken nebſt allerhand Gitterwerk und Waſſerkunſt nicht fehlen durfte. Die Erbauer mußten nichts von Romulus und Remus gehört haben, und daher nicht wiſſen, daß es gefährlich für Brüder iſt, an einem Werke zu bauen, denn ſie entzweiten ſich ſo gründlich, daß der Aeltere vor dem Jüngeren die Flucht ergriff und die Zugbrücke nie wieder beſchritt, die zum Kohberg führte, dagegen baute der ſich aber in ſelber Stadt eine andere Burg, der er den eigentlichen Familiennamen Scharpeborg beilegte, als Erſtgeborener für dieſelbe die zuſtändigen Herrenrechte beanſpruchte und ſeinen Bruder, der ſich nach dem Bauplatz ſeines Schloſſes Kohberg nannte, alles nur mögliche gebrannte Herzeleid anthat. Scharpeborg ſcheint bei dieſem zweiten Burgbau alle Luſt an adeliger Pracht vergangen zu ſein; vielleicht auch erlaubten ihm ſeine Mittel oder ſein Stolz kein Rivaliſiren mit dem feindlichen Bruder, genug, hinter den Mauern und gedoppelten Ringgräben erhebt ſich ein einſtöckiges Haus aus Fachwerk, das zwei große Räume und einige kleinere umfaßt — Küche und Hallen — ein ſpäterer, wenn auch nicht reicherer Nachkomme fügte einen ungelenken Seitenflügel hinzu, der das Ganze völlig mißzierte und ſo blieb es bis heute. Das Kohbergſchloß blickt nachdenkend über die Taxushecken und die breiten Raſenalleen zwiſchen denſelben, in welchem große oſtfrieſiſche Schaafe weiden, jedoch um auch dieſem einfachen Vorgange alle Poeſie zu nehmen, nicht in Freiheit, ſondern an einen Pflock gebunden, welcher in die Erde gerammt iſt. Wer mit einem Anſpruch auf den Nachklang

feudaler Würde durch die in den Angeln festgerosteten Thorflügel vor dieses Gebäude tritt, der kehre schleunigst um, ehe er sich Arm und Beine über das umherliegende unbrauchbare Gerümpel und Geräth zerbricht, ehe er sich damit ermüdet, die fehlenden oder mit Lumpen verstopften Fensterscheiben zu zählen, oder sich von den Ferken angrunzen zu lassen, die gymnastische Evolutionen in einem Haufen von halbverfaultem Stroh ausführen. Die Ferken tragen das Brand- und Merkzeichen J. B. auf dem Rücken, denn die Edlen von Kohberg haben schon längst aufgehört, hier zu gebieten und dagegen herrscht im Burgmannshof eine brutale und gemeine Persönlichkeit, die sich Jan Backer nennt, Besitzenden und Gebildeten gegenüber ein gräulicher Demokrat, allen armen Hülflosen aber ein erbarmungsloserer Tyrann ist als weiland seine Vorgänger die Burgmänner und Knappen mit goldenen Sporen und Wappen. Die Scharpeborg lag so unter den breiten Kronen der Ulmen und Roßkastanien durch die ganze Sommer- und Herbstzeit gedeckt und versteckt, wie ein chinesischer Mandarin unter seinem Sonnenschirm. Sie verräth gar wenig Reichthum und Ueberfluß, so daß selbst routinirte Bettler vor der hölzernen Lattenpforte wieder umkehren, statt anzuläuten, obwol mit Unrecht; denn jeder Arme erhielt stets ein paar Deute und als die überklugen Bettler nun nach Kohberg gingen, kamen sie erst recht übel an. Der dicke Hausherr, der als Witzbold zwischen den Bierlümmeln der Nachbarschaft hoch im Ansehen stand, empfing die Bittsteller, die Hände in den Hosentaschen, in höchst eigener Person auf der Freitreppe und rief: „Was, Ihr Schubbejacks, betteln wollt Ihr? nichts da, ich habe meine Hausarmen — und denen gebe ich nicht einmal etwas!“ Nun wieherte er, als wollte er die letzten unzerbrochenen Scheiben gleichfalls zertrümmern und die Bettler zogen, in ihrem Beruf tief gekränkt, von dannen. Aber sie wußten es, Jan Backer hatte von seiner Vorväter Zeiten her noch Manches auf dem Kerbholz und der Scheerenschleifer sagte draußen auf der Straße mit vollem Rechte zu seiner Frau: „Du, Weib, der endet schlecht, wart' nur, alle Wetter und Stabstrompeter, mich, einen achtbaren Scheerenschleifer und Kesselflicker wie einen gemeinen Bettler abzutrumpfen, der Kerl hat wol gar keinen Verstand im Leibe — aber es kommt ihm, es kommt ihm! Ein Hahnenschritt bei jedem Vollmond ist nicht viel, aber um die Ecke dort an der Fährstraße ist er schon zu meiner Großmutter Zeit gewesen, so mag er jetzt sein, da, wo wir eben stehen.“

„Hat ihn denn Deine Großmutter gesehen?“ fragte das Weib.

„Sie selbst nicht, aber ihr Vater sah ihn als er ein Kind war, selbiger Urgroßvater von mir wurde an die neunzig Jahre alt und hat mir vielmalen davon erzählt!“

„Wie sah er denn aus?“ forschte die Frau.

„Recht eine Uniform hatte er an, ganz roth, und viele lange Haare hingen auf einen breiten Kragen und um die Hände herum eitel Kanten und Spitzenwerk und auf den Schuhen Schnallen von eitel Gold!“

„Ich dachte nimmer nicht, daß sich die Geister so affig aufputzten, es ist schade um das gute Werk, das könnte auch ein Anderer brauchen!“

„Dummheit — die Sachen haben viel hundert oder tausend Jahre im Sarge gelegen —!“

„Ach pfui!“ sagte das Weib und spuckte aus.

Von der Scharpeborg wußten die Leute gar wenig, es ging nichts Junges dort ein und aus, nur ein paar alte Dienstleute und in der Burg lebte die Herrin derselben, stäubte und putzte und ordnete von früh bis spät zwischen ihrem altmodigen Geräthe umher, denn sie war von Geburt eine Holländerin. Da sie in ihrem kurzen Ehestand weder deutsch sprechen, noch fühlen lernte, so geschah dies, nachdem sie Wittwe geworden war, noch weniger und Niemand wußte, ob sie nicht mit den Leuten verkehren konnte oder es nur nicht wollte! Der letztverstorbene Herr von Scharpeborg hatte sie geheirathet in der Voraussetzung, sie bringe ihm ein großes Vermögen zu, sie hätte das auch gern gethan, aber gerade an dem Tage, als ihr Erstgeborener das Licht der Welt erblickte, erhielt sie selbst die Nachricht, ihr Vater, ein reicher Kaufherr und Rheder, habe Bankerott gemacht in Folge einiger verunglückter „Speculatien“. Der würdige Wynheer tröstete sie freilich damit, das Geld komme und gehe, aber es schien in diesem Falle das Wiederkommen reineswegs zu vergessen und Mefrau von Scharpeborg sah nie ein Dübbelje von ihrem Erbtheil. Sie trug das erwähnte Mißgeschick mit besonderer Seelenruhe und wenn ihr Gatte die Sache minder gleichmüthig nahm, so siegte doch alsbald ihre Gelassenheit über seine Gutherzigkeit und das stille Leben des jungen Paares ging ununterbrochen im gewohnten Gleichschritt weiter. Herr von Scharpeborg machte nie eine tadelnde Aeußerung über seinen Schwiegervater, aber er grub dagegen einen alten begrabenen Familienhaß wieder aus dem Staube der Jahrhunderte und meinte: „Mit uns und unserm Jungen stände es anders, wenn die Kohbergs nicht gewesen wären!“

Als der Bub' hübsch auf den Füßen war und mit dem Vater auf die Aecker und Wiesen gehen konnte, zeigte ihm der letztere die weit besseren Grundstücke des Kohberg-Erbes und sagte: „Sieh, das Alles sollte Dein sein, und nun sind sie gestorben und verdorben und Fremde sitzen auf dem Eigenthum unserer Familie!“ Eben weil der also redende Vater ein gerechter und edeldenkender Mann war, prägten sich dem Sohne diese entschieden anklagenden Aeußerungen so tief und unauslöschlich ein, daß, nachdem Herr von Scharpeborg in der Vollkraft seines Lebens zu seinen Vätern versammelt wurde, der Sohn um keinen Preis jemals mit den Kohbergbesitzern in irgend welchen Verkehr getreten wäre, oder ihr Haus besucht hätte — selbst wenn es gastlicher und stattlicher gewesen wäre. Herr Jan Backer hatte einen Sohn von dem Alter des jungen Rüdiger von Scharpeborg, ein mageres, verfüttertes und verzärteltes Bürschlein, aber nie spielten die Kinder der feindlichen Burgen zusammen, nie wechselten sie ein harmloses Wort. Der jugendliche Josef Backer hatte einst in Folge seiner höhnenden Bemerkung:

„Du Junker vom Bettelstab, reck Dir den Hals nicht ab, hast keine Mähr' im Stall, Hochmuth kommt vor dem Fall!" eine so derbe Tracht Prügel von dem robusten Junker eingeerntet, daß der Sohn des Reichthums — wenigstens hielt er sich für einen solchen, da sein Vater in H. der Erste war — fortan jede Begegnung sorgsam vermied. In Kirche und Schule kamen die Kinder nicht zusammen. Wie die Scharpeborgs in allen Dingen den Kohbergs das Widerspiel hielten, und umgekehrt, so waren die Ersteren schon vor mehr denn zweihundert Jahren zum Protestantismus übergetreten, und Rüdiger's Mutter sah sich gezwungen, ihren Sohn in einer andern Stadt auf die Schule zu schicken.

Die Wittwe Scharpeborg hatte auch den Verlust ihres braven Lebensgefährten mit großer Fassung ertragen, ja die eben nicht leidenschaftlichen Bürgerweiber der Stadt, die Alltags Plattdeutsch und bei feierlichen Veranlassungen ein schwerfälliges Hochdeutsch redeten, meinten, der Herr selig hätte wol etwas mehr Wehleid verdient. Indeß die Wittwe erfuhr nie, was sie meinten und fragte keinen Menschen, was sie thun oder lassen sollte. Herr Backer trank sich zu Ehren des Todes seines angeerbten Todfeindes einen kolossalen Rausch und versicherte: „Heute über's Jahr habe ich die alte Scharpeborg, Jungens, und das alte Recht kommt oben — es ist eine Schande, daß eine solche elende Bude das Wahlrecht bei der Ritterschaft, Vollerbenstimme in der Gemeinde, Jagd und Fischerei, und Gott weiß was Alles hat, indessen wir in der Burg den Prachern nachstehen — na, wenn die erst allein wirthschaftet, so wird wol bald der letzte Glanz abgewaschen sein und sie mit allem Staub auch selbst von dannen stauben!"

Aber das nächste Jahr verging und noch eins und noch zehn und immer blieb Alles wie es war, die Wittwe ließ ihren Sohn studiren, er kam selten genug in die Heimat, dann aber gefiel es den Leuten, daß er so groß und ansehnlich wurde, ein rechter Scharpeborg mit krausen blonden Haaren. Der Herr Pfarrer und ein Professor, der in H. zu Haus war und in den Ferien kam, versicherten, der Junker vom Burgmannshof habe tüchtig was gelernt und werde es zu was bringen. Das erfüllte Jan Backer mit Gift und Galle und er schrie: „Natürlich muß er was lernen, um nicht zu verhungern, aber mein Josef hat's nicht nöthig!" — „Nein, der hat's nicht nöthig!" echoeten die gefälligen Zechbrüder, die er zum östern frei hielt. Den rechten einfachen Stadtbürgern war Backer kein Umgang, weil sie es im „Dickthun" nicht mit ihm aufnehmen konnten und ihm nicht schmeicheln wollten. Darin, daß Josef nichts lernte, hatte er inzwischen Recht. Josef besuchte wol ein Gymnasium, aber die Kost war ihm dort zu schlecht, oder die Lehrer zu ungerecht, oder zu Haus war eben das Obst reif — kurz, er hielt weder bis zu Ende des Semesters aus, noch kam er pünktlich zum Beginn desselben an. Wenn beide Jünglinge in H. waren, so vermieden sie sich nach wie vor, sie hätten den alten Groll vielleicht vergessen, wenigstens Rüdiger, aber es wuchs ein neuer dazu wie Unkraut zu Unkraut auf einem schlecht gehaltenen Acker, und dabei war der lang aufgeschossene, schwankenden

Ganges einherstelzende Josef gar feig, und die kräftige Jugend verachtete nichts mehr als Furcht. Sie hat Recht, Feigheit ohne den Mantel der Klugheit ist die schwächste der Schwächen. Die Jugend ist die Zeit der Thatsache, des Werdens, sie versteht alle positiven Seelenvorgänge, indeß die negativen oder nur passiven ihr als widernatürlich und hemmend erscheinen. Rüdiger und Josef beobachteten einander, aber sie sprachen nicht zusammen: „Was würden auch dazu die Leute sagen?“ meinte Josef, „wir sind es uns schuldig, wie Katz' und Hund zusammen zu leben, Das liegt so im Blute von unseren Voreltern her!“

Einmal sprachen sie dann doch zusammen, und das war so, als wenn man eine erlöschende Flamme wieder anbläst. Die beiden Burgmannssöhne hatten das militairpflichtige Alter erreicht, es war der sogenannte Losungstag Rüdiger stach der Aushebungscommission gewaltig in die Augen, der alte Major schmunzelte ordentlich und strich sich ein um's andere Mal den katerschwarz gefärbten Schnauzbart, eine Gestalt fest und elastisch, blühend und durch Abhärtung gestählt, Frohsinn aus den offenen, blauen Augen lachend und männliche Ruhe von den rothen, mit einem Bartanflug geschmückten Lippen. Wenn alle militairpflichtigen Mütter des Städtchens mit in der Aushebungscommission gesessen hätten, jede würde — nächst ihrem eigenen Sohne natürlich — dem der gleichgiltigen Holländerin den Preis des stattlichsten Jünglings zuerkannt haben, gewiß mit dem Zusatze; „Die Frau hat Glück, andere mühen sich mit ihren Kindern und es wird nichts daraus, Die thut so gut wie gar nichts und er wird von selbst so wie sie's nur wünschen und ausdenken kann!“

Wenn die Mütter schon nicht widerstanden, wie viel weniger die Aushebungscommission. Rüdiger wurde für ein Cavallerieregiment bestimmt. Einen Moment wechselte er die Farbe, der lange Josef Backer dachte, es wäre Furcht, dann aber versicherte der Junker, er glaube, eine solche militairische Carrière bleibe eine der angenehmsten Jugenderinnerungen für den Mann bis in's höchste Alter. Alsbald kam Backer an die Reihe, er hatte ein bleiches, launiges, aufgedunsenes Gesicht, schlotterige Glieder, und machte stets den Eindruck von Unsauberkeit selbst in seinen bunten Festgewändern, es lag in seiner Farbe, in seinen unfertigen Zügen. Josef Backer wurde als dienstuntauglich in den nächsten Jahrgang zurückgeschoben, der Arzt verdächtigte seine Lunge, Niemand wußte wie sie beschaffen war, die Lunge und das Herz hatten sich noch nicht hervorgethan, der Magen war gut, der Kopf mittelmäßig — so viel wußte man.

Während die Officiere noch mit Rüdiger, wie zu ihres Gleichen redeten, hatten sich die Burschen, deren Schicksal sich heute so oder so entschied, in eine große und lärmende Gruppe zusammengestellt; inmitten derselben Josef, seine hohen Schultern, zwischen denen der dürftige Kopf schaukelte, überragten den größern Theil seiner Altersgenossen. Es wurmte ihn ungeheuer, daß die Commission mit Rüdiger redete, ohne sich um den reichen Burgmannssohn zu kümmern. Er mußte jetzt oder

nie zeigen, daß er, Josef, vor ihm, Rüdiger, auch nicht die Spur vor Furcht oder Respect habe und daß er sich mit dem Junker gemein mache könne wie er wolle. Kaum trat Rüdiger heraus, so rief ihm Josef ei gegen: „Nun, Vetter, es thut mir leid, daß Du dran mußt, hättest D mir ein gutes Wort gegeben, ich würde meinen Alten schon breitgeschl gen haben, daß er Dich loskauft, Du weißt, um der Verwandtschaf willen!"

Rüdiger blieb stehen und blickte zu dem Sprecher hinüber. „Die Scharpeborgs sind mit den Kohbergs verwandt, aber nicht mit den Backers, und wenn sie es wären, ich würde die Blutsfreundschaft nicht anerkennen."

Josef lachte ingrimmig verlegen. „Du spaßest doch immer, Vetter, Du weißt aber gut genug, daß Du Dich der Kohbergs zu schämen hast, wo Du auf die Backers stolz sein darfst."

Rüdiger's Gesicht nahm einen so bedrohlichen Ausdruck an, daß handgreiflich jeder Spaß zwischen den Burgmannssöhnen zu Ende war; er trat dicht vor Josef und die Burschen stellten sich zur Seite, als wäre das nicht anders denkbar.

„Josef Backer", rief Rüdiger, „ich rathe Dir, Dich in Wort und That so zu halten, daß ich nie Ursache habe, Dir zu zeigen, wie ich für jeden Buchstaben des Kohbergnamens einstehe, als wäre es mein eigener — hört Ihr's Alle, Haß und Feindschaft hat keinen Tropfen des alten Blutes in mir geändert, und mit jedem Tropfen stehe ich für die Ehre der letzten Kohberg —! Du, Josef, weißt noch von Alters her, daß es nicht wohlgethan ist, den armen Junker zu verspotten!"

Rüdiger lüftete leicht die Studentenmütze und schritt von hinnen.

„Meint er die Thekla?" fragten Einige.

„Ja, er meint die Magd!" antwortete Josef verächtlich. Einige lachten, Andere gingen nachdenklich von dannen.

„Glaubst Du die Geschichte mit dem Hahnenschritt bei jedem Vollmond?" fragte Einer den Andern, als Josef mit seinen Cumpanen in der nächsten Schänke verschwunden war.

„Unsere Alten glauben es!" entgegnete der Andere ausweichend.

„Ganz recht — aber Du?"

„Nun ich?" Er schob die Mütze und kratzte sich hinter den Ohren. „Ja, wenn man nur genau wüßte, wie viel Hahnenschritte von Wöstefehn bis zum Kohberge sind und wann er eigentlich angefangen hat; möglich, er kommt erst auf die Treppe und den Söl (Schwelle), wenn sie und wir lange todt sind!"

„Das ist so — ihre Ausrüstung liegt noch so zu sagen in der Erde — es hilft nichts, über diese Dinge nachzudenken! Ob sie selbst dran denken mag?"

„Gott weiß es — und was hilft auch das Denken?"

Digitized by Google

II.

„Mein Spielmann, spiel' das alte Lied,
Das Liedlein von der Liebe.
Mein Spielmann, Du verstehst mich schon,
Stimm an, stimm an im tiefen Ton
Das Liedlein von der Liebe!"

Die Sonne blickte neugierig durch die Wipfel der Ulmen, Roßkastanien und Linden, als wolle sie sich überzeugen, ob in dem stillen, schattigen Scharpeborg noch alte Bekannte wohnten — ja, sie waren noch da, der verlorene Strahl, welcher durchschlüpfte, ruhte auf der schneeweißen Haube der Wittwe und auf ihrer ruhigen, glatten Stirn. Alles war an ihr geglättet und geschlichtet, das mit einigen weißen Fäden durchzogene Haar, das graue, knapp anliegende Kleid, die große, weiße Schürze — nur die Schürze vorn ein wenig zerknittert, nicht etwa durch das große Knäul des Strickzeugs, das in einem verschlossenen Korbe lag, nein, durch einen blonden, krausen Kopf, der sich rücksichtslos auf dieselbe gebettet hatte — nicht der Kopf eines Kindes etwa, nein, ein großer, dazu gehöriger Soldat, in lichtblauer Dragoneruniform, lag im grünen Grase, und dieser verwegene Kriegsmann rauchte noch obendrein eine Cigarre.

„Hast Du gar nichts mehr von Deinem Diamantschmuck, Mama?" fragte der Soldat, zu der Wittwe aufblickend.

Diese lächelte mit einem an ihr seltenen, halb scherzenden Ausdruck und sagte: „Doch, mein Sohntje, die beste Stein' habe ich niet von mir gethan, die andern sind verkauft geworden an dem Tag von Deiner Geburt und fiel Zins auf Zins, daß Du konntest studiren davon!"

„Du warst damals noch jung und sehr hübsch, wie Du das ja auch noch heute bist, Du warst an Reichthum und Glanz gewöhnt und begnügtest Dich dann meinetwegen mit den schlichtesten, einfachsten Kleidern, Du begrubst Dich gleichsam seit Vaters Tode und lebtest nur der Sorge für Deinen großen Schlingel!"

Frau von Scharpeborg deutete auf das grüne Laubdach über sich und sagte: „Ich habe mich so in's Grüne und die Hoffnung von mein Mutterherz hinein begraben und mein beste Kleinod gehalten!"

Sie legte die Hand auf Rüdiger's Kopf und lächelte.

Der Sohn erröthete tief, hob sich rasch und im Antriebe eines plötzlichen Gedankens in die Höhe und rief erschrocken: „Mama, meinst Du mit dem besten Kleinod etwa — —?"

„Das Beste!" entgegnete sie; „glaubt mein Sohntje, eine Christenmutter könnte nicht fühlen und sagen, was die Römerin Cornelia hat vor ihr gesagt und gefühlt — wofür hast Du gestudirt, Kind, wenn die Historie ein todtes Wort in Deinem Leben ist?"

„O, Mutter!" sprach er bewegt und kniete neben der einfachen Frau nieder, „Cornelia hatte auch andere, größere Söhne!"

„Meine Education war nicht gerichtet auf Größe, ich wollte Dich gut und frohherzig und gottesfürchtig sehen — das ist die Unterscheidung zwischen der römischen Mutter und der Wittfrau im Burgmanns-

hof. Deine Vorväter wollten alle größer sein, als sie konnten, und da wurden sie klein auf der Welt und thaten zu Grunde gehen — Du mußt beginnen von vorn und selbst werden, was Du willst sein!"

„Hast Du etwas von Thekla Kohberg gehört?" fragte Rüdiger rasch.

„Verhüte Gott, man hörte was von ihr — nein, gesehen hab' ich sie vorübergehen still und fleißig, je stiller eine Maid geht — um so besser!"

Rüdiger warf den Rest seiner Cigarre in's Gebüsch und schritt um die netten Blumenbeete herum, die kurze Allee hinab bis zur grünen Lattenpforte, welche das Gehöft abschloß, er wollte einen Blick hinüberwerfen auf die Feindesburg, die er von klein auf gesehen und, wie eine gefeite Insel, nie besucht hatte. Auf der Straße gingen gemächlich ein paar Bürgersleute in Hemdärmeln und rothen Pantoffeln, denn es war ein sonniger Sonntagnachmittag. Plötzlich unterbricht ein Rollen die Stille, aus der alten, bei jeder Bewegung aufkreischenden Gitterpforte des Kohbergs biegt eine elegante Halbchaise auf die Gasse, im Fond derselben brüsten sich Herr Jan Backer und sein Sohn, auf dem Rücksitz haben Frau Backer, zwei halberwachsene Töchter und ein ganz kleines Mädchen Platz genommen. Frau Backer war von geringem Herkommen und fuhr stets rückwärts, ging sie aber mit Mann oder Sohn, so schritten dieselben allemal fünf oder sechs Schritte vor ihr und den Töchtern drein. Gewiß hätte Jan Backer eine bessere und reichere Heirath thun können als diese, aber die willenlose Unterordnung und unbegrenzte Bewunderung der Backer'schen Lebensstellung gab dieser Frau den Vorzug und wenn auch Jan Backer seine Gattin nie vergessen ließ, daß er sie aus dem Nichts einer Biermamsell auf ihre jetzige schwindelnde Höhe als Schloßfrau gehoben hatte, so bewährte sie sich dagegen in ihrer demüthigen Haltung vor der Backer'schen Größe einerseits und in einer beinah' erdrückenden Würde andererseits allen anderen Sterblichen gegenüber. Sie war als Braut, um ihrem neuen Range zu genügen, ein halbes Jahr in ein Institut geschickt, dessen Erziehung ihr wirklich viel Feines gegeben hatte, das sie durch eigene Nachbildung vervollständigte. Namentlich hatte sie eine große Vorliebe für Fremdwörter. Sie ließ die Leute nicht „existiren", sondern „exerciren", als wäre die ganze Menschheit ein großes Armeecorps, und bei großer Wärme ließ sie Alles „transportiren", statt des „Transpirirens"; sie ward nach ihrer Krankheit mager wie eine ägyptische „Muhme", und schmückte sich mit einem italienischen „Cameelschmuck", statt der „Cameen", obgleich sie auch hätte „Mosaische" Schmucksachen um denselben Preis kaufen können.

Herr Backer wußte nicht, woher seine Frau all' den gelehrten Kram nähme, und meinte, wenn jetzt seine Mädchen auch nicht viel lernten, ein halbes Jahr Institut würde schon über und über genug nachhelfen, das sei bei seiner Frau eben so gewesen. Das „Honneur aux dames" war ihm nie zum Bewußtsein gekommen, deshalb ließ er sich getrost von seiner schönern und schwächern Hälfte die „Honneurs"

machen und saß gemächlich mit Josefus im Fond der Halbchaise. Als Rüdiger die Vergnüglinge vorüberfahren sah, trat er unwillkürlich einen Schritt zurück, um Josef's forschendem Blick nicht zu begegnen. Der aufgeblasene Burgmannssohn brauchte nicht zu wissen, daß Rüdiger gestern Abend für einen kurzen Urlaub angekommen war.

Mit verdüsterter Stirn ging er wieder zu seiner Mutter und sagte zornig: „Sie sind doch gar zu gemein!"

„Wer denn?" fragte Mefrau gelassen.

„Die Backers — da fahren sie wieder hin und Thekla kann zu Hause sitzen und den faulen Mammon bewachen, den sie zusammenscharren und schachern, — es ist eine Schande!"

„Daß Thekla ihre Schuldigkeit thut?"

„Nein, daß solch' ein Pilz so reich ist!"

„Mein Sohntje, gönne Jedem Jedes, wenn Du das Deine hast! Unsere Ernte steht gut, unser Vieh ist gesund und ergiebig — wenn Du findest niet ehrenvoll nach Vermögen zu trachten, so ist Deine Mutter eine quade, ehrlose Frau!"

Rüdiger küßte die milde Hand seiner Mutter.

„Ja, Du bist eine quade Frau, weil Du immer das letzte und rechte Wort hast, ich verdiene gar nicht solch' eine Mama — aber weißt Du, wenn ich an Thekla denke und daß sie mit solchen Menschen leben muß —!"

„Wär's in Deinem Wunsch, ich nähme Thekla zu mir."

„O, Mama, Du bist ein Engel! Welch' ein Glück für das arme Kind! Vorzüglich auch, weil — weil, wie man sagt, Josef Backer sie mit seiner Liebe verfolgt!"

„In dem Fall wäre es besser, Thekla verbleibt, wo sie ist, bessere Versorgung kommt ihr nicht!"

„Ja", stimmte Rüdiger erröthend bei, „was das Geld anlangt, wohl, aber — aber — der Alte giebt es auch gar nicht einmal zu, der Narr!"

„Jedermann sorgt für seine Familie, wie er's einsieht. Anbieten können wir's ihr; aber durch wen?"

„Als wir noch Kinder waren", antwortete der Dragoner rasch, „pflegte ich, wenn ich irgend etwas Gutes für Thekla hatte, draußen am Graben das Lied von der wunderschönen Anna zu pfeifen, vielleicht, daß sie sich dessen erinnert, wenn ich's noch einmal versuche!"

„Thu', wie Du denkst, Du mußt Dir Deinen Weg jetzt selbst suchen!" schloß Frau von Scharpeborg das Gespräch und erhob sich, um nach ihrer Haushaltung zu sehen.

Rüdiger griff nach seiner Mütze, schritt dem ehemaligen Stadtthor zu und betrat von dort aus den Stadtwall, an welchem die Gärten der Bürgersleute lagen. Neben dem Burgmannshof der Kohbergs bildete der Wall einen bedeutenden Bogen und ward durch einen tiefen Graben von der Besitzung getrennt. An einer bestimmten Stelle lag das Burggebäude rechtwinkelig gegen den Wall und die Buben des Ortes wußten,

hier war ein doppeltes Echo, eine akuſtiſche Erſcheinung, die den Beſitzer ſchon oft genug geärgert hatte, denn wenn die Schuljugend daſelbſt „Backer“ rief, antwortete es am Schloß herunter und nach dem Buſch im Garten und der verfallenen Gloriette zu: „Ba — Ba — Backer!“ — Frau Backer bemerkte oft achſelzuckend: Die heutige Jugend habe nicht die mindeſte Bildung und keinen „Proſpect“ vor angeſehenen Leuten — aber die Buben und das Echo wurden nun einmal nicht reſpectvoller.

An dieſe gefährliche Stelle poſtirte ſich der große Dragoner Rüdiger und pfiff mit vieler Kunſtfertigkeit das Lied von der wunderſchönen Anna, die ſo ſehr weinte. Die Klänge ſchlüpften an der langen Fenſterreihe vorüber, als ſuchten ſie eines, in welches ſie hineinſchlüpfen und ihre Botſchaft, draußen warte Jemand, ausrichten könnten. Es dauerte wirklich nicht lange, da zeigte ſich an einem dieſer Fenſter etwas goldig Leuchtendes und zog ſich alsbald wieder zurück, bald darauf bewegte ſich eine Frauengeſtalt behenden Schrittes durch die Taxushecken und nun ſetzte ſich auch der junge Soldat den Graben entlang in Bewegung. Noch bemerkte Rüdiger, wie die wandelnde Frau mit ſicherm Schritt über ein ſchmales Bret ging, das den Garten mit dem Wall, über den ſumpfigen Ringgraben hinübergelegt, verband, er verließ, rechts ab ſchwenkend, dieſen Wall und verlor ſich in die mit Buſchwerk und Erlengeſtrüpp eingefaßten Wieſenwege. Hier ſetzte er ſich auf eine alte Weide, die halb entwurzelt und an der Erde liegend ſeit Menſchengedenken luſtig weiter grünte. Rüdiger's Gedanken waren zu ausſchließlich auf das Wiederſehen des jungen Mädchens gerichtet, als daß er daran denken ſollte, auch er ſelbſt und ſie ſeien Aeſte eines halb entwurzelten, niedergeſchleuderten und doch lebensfriſchen Stammes. Jetzt nahte Thekla von Kohberg, ſie trug Holzſchuhe an den Füßen und den Anzug einer ausländiſchen Bauermagd, nur das Mützchen der Bäuerinnen und die kurz verſchnittenen Haare zeigte ſie nicht, ſondern ſie hatte ihre goldblonden Zöpfe hinter den Ohren aufgeflochten und um den Kopf gelegt. Wenn Rüdiger ſie nicht eben ſah und ſich dachte: Die Tochter eines uralten Geſchlechts iſt eine arme Magd! dann hätte er ſie voll Mitgefühl hinausreißen und retten mögen; wenn er das Mädchen aber erblickte, dann ward ihm, als wäre ſie immer dieſelbe, ſowol im groben Rock von Haidſchnuckenwolle, als im Seidenkleid, und als könnten ihr die Verhältniſſe nichts anhaben, ſie blieb auch in Holzſchuhen und mit hartgearbeiteten Händen das Fräulein von Kohberg.

Thekla's Geſtalt reichte faſt über Mittelgröße und war beſonders ebenmäßig, wenn auch eher kräftig als zart, ihr Haar war, wie ſchon erwähnt, goldblond und ſpielte in's Röthliche, ihre Geſichtszüge beſtimmt und gar blühend gefärbt. Sie wäre immer ein hübſches Mädchen geweſen mit dieſem Geſichtsſchnitt und dem ſchönen Incarnat der Wangen, auch wenn nicht ein beſonderer Umſtand noch hinzugekommen wäre, der, daß Thekla große, ſtille, braune Augen hatte, Madonnenaugen, wie Rüdiger

ſagte, die den Eindruck des röthlichen Haars und der damit verbundenen hervorſtechend gemalten Hautfarbe vertieften und verſöhnten.

„Guten Tag, Couſine“, redete ſie Rüdiger, ſich erhebend an, „ich bin geſtern auf Urlaub gekommen und da die Backers ausfuhren, dachte ich nachzuſehen, wie es Dir geht.“

„Es geht mir gut, Vetter, danke. Auch deſſentwegen danke ich Dir, was Du bei der Loſung ſagteſt, obwol Du nicht gut thateſt, ſo zu reden!“

„Wie meinſt Du das, Thekla?“

„Ich meine, Eine, die Kohberg heißt, kann ſich ſelbſt wehren und braucht Niemanden dazu zu beſtellen!“

„Ich beſtellte mich ſelbſt dazu und werde das immer thun, Du biſt ein ſchutzloſes Mädchen!“

„Denk' nicht ſo, Vetter; wer in meiner Schule aufwächſt, iſt nicht ſchutzlos. Wenn man einen Namen ganz für ſich allein hat und weiter nichts auf der Welt, dann ſchreckt nur Eins: dieſem Namen zu nahe zu treten; aber ich hüte ihn!“

„Du biſt brav, Thekla“, ſagte Rüdiger, nachdem ſie ſich Beide neben einander auf den Weidenſtamm geſetzt hatten, „meine Mutter ſagt auch, daß Du ein gutes Mädchen biſt. Du weißt, ſie iſt ſo viel allein und denkt, es wäre am beſten, Du kämeſt zu ihr, bei den Backers iſt doch keine Freude und kein Dank für Dich!“

Thekla ſah ihn erſtaunt an und entgegnete nach kurzem Sinnen: „Mich freut das von Dir und Deiner Mutter; aber ich kann nicht zu Euch kommen, ich gehöre einmal auf den Kohberg und muß auch da bleiben!“

„Unſinn!“ brauſte Rüdiger auf, „nichts zwingt Dich, Dein Leben dort traurig und gedrückt verkümmern zu laſſen, freundlos zwiſchen den Räubern Deines Erbtheils!“

Thekla ſah zu Boden und fuhr mit der Spitze ihres Holzſchuhs langſam über den kurz abgeweideten Raſen:

„Ich bin nicht freundlos, Vetter, die Alten ſind bei mir, ich kann ſie auch nicht verlaſſen, ſie ſehen mich mit meinem eigenen Geſicht und meinen eigenen Augen an!“

„Um Gottes Willen — welche Alten meinſt Du?“

„Weißt Du's nicht, Vetter, die Bilder! Die ganze Wand im Saal iſt mit Holz bedeckt und in dem Holze ſind die Bilder feſt, ich kenne ſie alle gut und ſie kennen mich. Der Letzte, weißt Du, den ſie in Wöſtefehn begruben, hängt ganz allein an einer Wand, er hat viele krauſe, lange Haare, ſo wie Rauchwolken, einen rothen Rock und Spitzen um die Hände!“

„Kennſt Du die Geſchichte, weshalb er weit ab in die Haide hinaus begraben wurde?“

Thekla nickte mit dem Kopfe. „Meine Tante ſelig, die Kloppe, bei der ich bis zu meinem zehnten Jahre war, wo ſie dann verſtarb, hat mir wol Alles erzählt.“

„Ach ja, die Kloppe (Nonne)“, unterbrach Rüdiger lebhaft, „sie lebte hier als die Letzte aus ihrem Kloster, das in der französischen Zeit aufgehoben wurde! Ich sehe sie noch wie heute, als sie Dich verloren hatte und ich Dich dann in der Kirche wiederfand, wo sie Dich im Eifer des Beichtens vergessen. An dem Tage hörte ich zum ersten Mal, daß ich eine Cousine habe, und ich entdeckte Dich schlafend in einem alten, dunklen Kirchenstuhl — denkt Dir's wol noch, daß ich Dich auf meinen Armen heraustrug und Du Deinen kleinen Kopf ganz müde an mich legtest?“

Thekla nickte ernsthaft: „Freilich, Du schenktest mir eine Hand voll Haselnüsse nebst einem Kreisel und Allem, was Du in der Tasche hattest, sogar Dein buntes Halstuch, als es mir gefiel; ich mußte Dir das Tuch aber wiederbringen, denn die Kloppe, meine Tante selig, wollte nicht, daß ich Geschenke von den Scharpeborgs annähme, sie war meines Vaters seligen Schwester und auch eine Kohberg. Du sagtest mir später, Früchte und Kuchen seien gar keine Geschenke, sondern nur Gaben und ich bekam von Allem, was Du Gutes hattest — es ist lange her, Vetter! Nun mag's an acht oder neun Jahr sein, daß mich die Backers „Schande halber“ und wegen des Geredes der Leute zu sich nahmen, nachdem Tante hinging und ich Niemanden hatte!“

„O, wenn ich damals zu Hause gewesen wäre!“

Thekla lächelte: „Eine Kohberg gehört nicht unter Euer Dach!“

„Aber“, brauste Rüdiger auf, „die Backers haben Euch Schlimmeres gethan, sie haben Euch beraubt, wenn nicht sie, so doch ihr Vorfahr, der Messire Detroi, der ein noch schlechterer Kerl war als die Backers, welche die Erbtochter und das Erbe heiratheten!“

„Nein, Vetter“, gegenredete Thekla, „wenn sich Brüder zürnen, das ist schlimmer und sie werden in jedem Blutstropfen feindlicher, als wenn andere Leute das thun, was schon ihrer Natur angeboren ist, rauben und stehlen — es ist ein Anderes, niedrig stehen, oder sich erniedrigen!“

„Aber Base, die Kohbergs erniedrigten sich, indem sie ihren Bruder vertrieben und verstießen, nicht der Vertriebene hatte Unrecht, sondern die Verfolger!“

Thekla schlug ihre großen braunen Augen zu ihm auf: „Vetter, unsere Art läßt sich todtschlagen, aber nicht vertreiben, wenn sie im Rechte ist — Scharpeborg ging, weil er wußte, er hatte Unrecht, er setzte sich seinem Bruder gegenüber und handhabte alle Lust und Last des ältern Bruders, weil er Unrecht hatte und es mit neuem Unrecht zudecken mußte — sieh, und weil ich ein Recht habe hier in Kohberg zu leben, deshalb gehe ich nicht, und weil ich ein Recht habe hier zu leben, deshalb hasse ich die Backers nicht und nehme ihren Vortheil nach Kräften wahr — wer gerecht ist, dem widerfährt Gerechtigkeit!“

„Wer lehrt Dir diese Dinge?“

„Die Kraft des Geistes wächst über dem Unglück und der Ver-

laſſenheit, wie das Korn in dem zerriſſenen Erdreich — er iſt nicht mehr fern und da wird's mit einem Schlage anders —!"

„Wie, Thekla — Du glaubſt — —?" ſtaunte Rüdiger.

„Hat ſie ihn nicht verflucht, er ſolle umgehen, einen Hahnenſchritt bei jedwedem Vollmond, und kommen eh' des Lammes goldenes Vließ weiß wird? — Du ſiehſt, ich habe gelbe Haare und er hat Zeit bis ſie greis werden!"

„Erzähl' mir die Geſchichte in einer Reihe!"

Thekla verſchlang ihre Hände um das Knie, heftete ihre Augen auf die Erlenbüſche, um welche einige dunkle Falter ſchwebten und begann: „Es ſaß auf der Burg eine Wittfrau Kohberg, die hatte ſo gelbes Haar und ſolche braunhaftige Augen wie ich, auf ihrem Bilde trägt ſie ein blaues Kleid und an ihrem nackten Halſe funkeln Perlen und Geſchmeide und hängen in dicken Schnuren, gleich Waſſertropfen, auf die Bruſt herunter. Sie hatte ein einiges Kind, einen Sohn, und als der zu ſeinen Jahren kam, ritt er mit dem Kaiſer in den Krieg und blieb viel lange Zeit in fremden Landen. Während des kam viel Kriegsvolk hier in die Stadt und auch ein junger Oberſter, den ſie Meſſire Detroi nannten und der aus fremden Landen ſtammte. Er wußte der Wittfrau ſo viel von ſeiner Liebe zu ſagen, daß ſie ihn heirathete und er in der Burg wie ein natürlicher Herr ſchaltete und walteta. Die Frau hatte nun noch zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, aber mit der Einſamkeit war auch ihre Freude dahin, ihr Mann war rauh und untreu und ihre Kinder ungehorſam. Die Kinder ſteben auch abgemalt mit Blumen und Aepfeln und kleinen Hunden. Sie ſind mit rothen Mänteln und nackten Füßchen wie die Engel, aber ſie waren keine Engel und ihre Mutter ſtarb vor Kummer. Als die Detrois eben dachten, ſie hätten jetzt ganz freies Spiel auf Kohberg und in Saus und Braus lebten — da kam auf einmal der rechte Erbe Kohberg mit Sack und Pack, mit Weib und Kind und fand den Kukuk im Neſte; aber er verglich ſich mit ſeinem Stiefvater und ſeinen Stiefgeſchwiſtern und ſie hauſten Alle mit einander. Dieſer Kohberg ſieht im Bilde ſehr auf Dich, Vetter, eben ſolches Haar und groß und ſtark und blaue Augen, aber älter und kränker als Du, denn er hatte im Kriege eine ſchwere Wunde erhalten die nicht heilen wollte und an welcher er im fünfundvierzigſten Jahre ſeines Alters verſtarb. Nun ſtanden an der Gruft in der Burgkapelle Detroi und ſeine beiden Kinder und die junge Wittfrau Kohberg mit zwei unmündigen Söhnen. Sie iſt mit Beiden abgeſchildert, der Aelteſte trägt ein ſeidenes Mäntelchen über die Schulter und Schleifen an den Knieen und ſieht mit braunen Augen und gelben Haaren heraus, der zweite iſt im ſchwarzen Sammetkleid und dunkel von Haut und Augen, wie ſeine Mutter, deren ſchmales Geſicht unter einer ſchwarzen Haube hervorſieht, als wäre ſie außen Stein und innen Feuer. Der älteſte Sohn iſt mein Aeltervater und der zweite wurde geiſtlich. Wie nun eine Einrichtung mit der Erbſchaft gemacht wurde und die fremde Frau ihrer Kinder Eigenthum forderte, da ſagte Meſſire

Detroi: „der rechte Herr ist todt, zeig' mir nun die Beweise, daß Du und Deine Kinder ein besseres Recht an Kohberg haben, als meine Kinder an die Erbschaft ihrer Mutter!" — Die fremde Frau ging gleich an ihre große Truhe, welche heute noch mit zwei bunten Wappen bemalt dasteht. Sie wußte, genau wohin sie ihren Trauschein und die Taufscheine ihrer Junker verwahrt hatte — aber wie sie auch suchte, dieselben waren nicht wiederzufinden und sind bis auf diesen Tag nicht wiedergefunden, so viel Processe, Schreiberei und Gerede auch darüber entstand. Messire sagte alsbald, er hätte schon sogleich gemerkt, wo der Haase im Pfeffer liege und was für eine Kameradin sich der Verstorbene im Heereslager aufgelesen habe — das Ende vom Liede war denn auch, daß die fremde Frau mit ihren Söhnen abzog Detrois jubelten und glaubten, sie hätten das Spiel gewonnen weil sie nun lange nichts mehr von der Familie hörten, welcher sie ihren Besitz und ihre Ehre geraubt hatten. Messire Detroi wurde alt und fürchtete sich gewaltig vor dem Sterben, da kam eines Tages durch die Pforte, die wie von sich selbst aufging, und über die Zugbrücke, eine Procession wie ein Grabgefolge. Diejenige, welche sie trugen, hinter ihr ihre beiden Söhne, war die vertriebene Frau von Kohberg. Sie lebte zwar noch, aber der Tod stand schon, wie ein Erlösungsengel, an ihrer Seite; sie lebte allerdings noch, aber sie rechnete nur auf eine einzige letzte Stunde in ihrem Eigenthum. Man setzte die Bahre mit der Sterbenden mitten im Saale nieder und sie befahl, man solle sieben geweihte Kerzen um sie anzünden, „denn", sagte sie leise, „sieben werden es sein!" Einige verstanden darunter sie wolle sieben Teufel aus der Burg austreiben, andere deuteten dahin, nach sieben Geschlechtern werde Kohberg zurückfallen. Alle Leute aus der ganzen Stadt drängten sich herzu, nur von den Detrois war Keiner zu erblicken. Nachdem der geistliche Sohn viel und erbaulich gebetet hatte, sagte die fremde Frau ganz laut und wie im vollen Leben: „Derjenige, welcher das Verbrechen an mir und meinen Kindern beging, das uns in Noth und Schande stürzte, wird keine Ruh' im Grabe haben bis seine That gesühnt ist. Das Recht kommt, wenn auch langsam wie ein Hahnenschritt, der Vollmond scheint darauf bis es an's Licht der Sonne kommt. Ehe das goldene Vließ des Lammes weiß wird, tritt die Sühne über diese Schwelle!" — Dann lächelte sie, befahl Gott ihre Seele und starb. Die Leiche ward in unsere Gruft gesetzt, alle Bürger der Stadt waren dabei und Messire Detroi konnte nichts dagegen machen. Beim nächsten Vollmond starb Messire Detroi, seine Kinder scharrten die Leiche Nachts in der Stille im Wörtesehn ein, außer dem Weichbilde der Stadt. Der Sohn des Verfluchten starb ohne Nachkommen am Zehrfieber, die Tochter heirathete einen gemeinen Mann Namens Backer. Sieh' Vetter, nun warteten die Kohbergs immer auf ein Kind mit gelben Haaren und durch sechs Geschlechter waren sie schwarz oder braun, ich bin die Erste, die ein goldenes Vließ hat. So ist das Gesage."

Thekla sprach das Alles so ruhig, als ob sie einem Kinde Märchen erzähle, sie empfand keine Ungeduld oder selbstische Erregung, sie

wartete nicht für ihre Person, sondern für ihr Recht und ihren Namen. Nach einer Pause sagte Rüdiger: „Du mußt von diesen Backers, sie könnten Dir ein Leid anthun!“

„O nein —“, beruhigte Thekla, „sie fürchten die Bilder und die Todten, und Du weißt, die Gruft ist den Kohbergs geblieben und wer mit diesem Namen kam, dem ist sie aufgeschlossen, zuletzt der Tante selig — das eine Erbe ließen sie uns, unten in der Burgkapelle!“

„Aber — bedenkst Du auch, daß die Leute von Dir und Josef Backer reden? Er sagt überall, daß er Dich heirathet, sobald sein Vater die Augen zuthut!“

„O, die Augen stehen noch weit genug offen — was er sagt ist einerlei, aber was ich thue nicht; an mir sehen die Leute, daß es nichts ist mit uns Zweien. Wenn ich jetzt zu Euch zöge, käme ich mit Dir in's Gerede und das wäre schlimmer!“

„Weshalb schlimmer?“

„Für den Josef bin ich klug genug, aber für Dich viel zu einfach; so ist es besser, ich lasse vom Möglichen reden als vom Unmöglichen!“

„O Thekla, fragt man denn: was hast Du gelernt? wenn man gut und rechtschaffen ist und für einander leben und sterben möchte —?“

„Weshalb sagst Du mir das, Vetter?“

„Weil ich in dieser Stunde fühle, so wie ich mein Dasein fühle, daß es kein zweites Mädchen giebt, das ich neben Dich stellen möchte! Alles was ich gewollt, gelernt und gestrebt habe, ich wollte und that es im Andenken an meine Mutter und Dich, mir ist, als gäbe es eigentlich nur uns Dreie in der Welt!“

„Das kommt“, sagte Thekla, ohne ihre Stellung zu verändern, „weil die Liebe einen so großen Raum vor unseren Augen einnimmt, wie der Himmel über der Erde; wir verstehen nur das Licht, nicht die Schatten!“

„Thekla!“ rief Rüdiger und erfaßte ihre Hand, „wie kommt Dir so etwas — wie weißt Du das — Du mußt Jemanden lieb haben, um so zu sprechen!“

Thekla schloß einen Moment die Augen, als wollte sie in sich nachforschen, woher ihr dies Erkennen gekommen, dann sah sie langsam und voll zu ihm empor und sagte langsam: „Jeder weiß es von Geburt an, es liegt in uns und wächst in uns, aber ich rechne Die, welche es nicht erlebten, stellen es sich gerade am Herrlichsten vor! — Du hast Deine Mutter — aber ich — —“, ihre Stimme brach und sie barg das Gesicht in die Hände.

„Es muß Dir aber doch Einer lieber sein als der Andere“, fiel Rüdiger beunruhigt ein.

Sie antwortete nicht, wischte sich die Augen und stand auf: „Ich muß gehen, Vetter, die anderen Mägde dürfen keinen Makel an einer Kohberg finden — Adje, und Dank für Deine gute Meinung!“

„Gehst Du so?“ fragte der Dragoner und wagte sie doch nicht zu halten.

„Ich muß so gehen!“ entgegnete sie, nickte und sprang über den Graben in die nächste Wiese.

Der liebende Josef Backer war inzwischen auf seiner „Plaisirtour“ in der übelsten Laune; sein Liebesschmerz pflegte sich immer in der allerunpoetischesten Form Luft zu machen, seine Mutter entschuldigte ihn zwar bei der Frau Doctorin des Nachbarortes mit einer „unglücklichen Declamation“, aber das machte den jungen Herrn nicht liebenswürdiger, und Frau Backer mußte ihn noch mehrere Male mit den Flügeln der Mutterliebe zudecken. Die geselligen Freuden der Backer'schen Familie und ihrer Sipp- und Freundschaft bestanden hauptsächlich im Essen und mehr noch im Trinken; der Vers „Wir essen desto weniger und trinken desto mehr“ bezog sich nur halb auf sie, sie tranken zwar desto mehr, aßen aber auch bewunderungswürdig viel. Auch der junge Liebende suchte seinen Schmerz unter allen möglichen Victualien zu begraben und mit allerlei Flüssigkeiten hinunter zu spülen. Als es Frau Backer endlich gelang, die beiden männlichen Familienhäupter im „Fond“ des Wagens unterzubringen, stellte es sich heraus, daß auch der Kutscher angenehm angeheitert war und Frau Backer setzte die älteste Tochter neben ihn auf den Bock, damit sie, im Fall der Noth, mit in die Zügel greifen könne. Es war eine laue Sommernacht, leichte Nebel lagen über der Haide und den Saatfeldern, übrigens sah man gut genug und die Braunen kannten den Weg. Es ging lustig vorwärts, bis man in die Gegend von Wöstefehn kam. Die kleine Sicherheitspolizei auf dem Kutschbock beschäftigte sich, nach dem Brauch solcher kleinen Evatöchter, gern mit verbotenen Gedanken, sie stieß den branntweinduseligen Rosselenker an und flüsterte, indem sie auf eine nebelumwobene weiße Düne deutete: „Du, Gert, sieh dorthin, nicht wahr, da ist er?“

„Alle guten Geister loben Gott!“ schrie der plötzlich erwachte Kutscher und gab den Pferden einen so unerwarteten Ruck mit den Zügeln, daß auch diese erschraken, zur Seite drängten und den Wagen umwarfen.

Am nächsten Tage war ganz H. von den schauerlichsten Berichten über die Erscheinung am Wöstefehn erfüllt. Der Kutscher hatte ganz deutlich eine Geistergestalt erblickt, welche mit den Armen winkte und drohte, die Pferde hatten sich gebäumt und waren mit keiner Gewalt einen Schritt vorwärts zu bringen gewesen, was kann ein armer Knecht gegen die Geisterwelt, die aus den Gräbern steigt und die Braunen schreckt —? Er ist, nämlich der Kutscher, unschuldig daran, daß der neue Kutschwagen die Achse und Herr Backer das Bein gebrochen hat und daß sich Josef eine furchtbare Brausche schlug, so daß sein linkes Auge ganz in Geschwulst vergraben lag und er nun nur ausschließlich das rechte auf Thekla werfen konnte. Dieser dreifach tragische Ausgang war das Lange und Kurze von der Sache und es mußte eilig zum Arzte geschickt werden. Frau Backer entrüstete sich, daß ein solcher Unfall ihren Mann treffen konnte, noch dazu in einer Zeit, wo er von dem Branntweinbrenner-Ausschuß als „Deportirter“ gewählt werden sollte. Herr Jan Backer klagte ausnahmsweise nicht, so empfindlich er sonst

gegen jede Unbequemlichkeit seines sterblichen Leichnams sein mochte, die Geistergeschichte schmerzte ihn im Stillen noch mehr, als sein zerbrochener Knochen und er wußte nicht wie er sich dieses „Memento mori" seines seligen oder besser unseligen Herrn Aeltervaters zu deuten habe. Wenn Thekla zu seiner Aufwartung aus- und einging, folgte er ihr mit den Augen und er bestrebte sich sogar seine Wünsche ohne alle Grobheit auszudrücken. Je länger er mit seinem geschienten Beine, auf wässerige Krankensuppe angewiesen, dalag, desto klarer wurde es ihm, er müsse den Geist überlisten. Zum Glück lag der Weg dazu genau vorgezeichnet: Thekla blühte das Glück, des großen Mannes Schwiegertochter zu werden.

Herr Backer lächelte als er den ungeheuren Vortheil in Anschlag brachte, den er vor dem Geiste voraus hatte; er, Backer, konnte die Sache drehen und wenden wie er wollte, aber der Geist konnte nur seinen Hahnenschritt weitergehen und wenn er ankam, war sein Spiel bereits verloren. Der Stammhalter, der blau angelaufen war wie die Stahlschnallen bei der Trauer, wurde vor das Lager des zerbrochenen Schlaukopfes beschieden, um sein Glück zu vernehmen; der liebevolle Vater hielt folgende poetische Anrede: „Ich muß sagen, wir sehen Beide verteufelt aus und das Lumpenpack da in der Stadt wird ein lästerliches Maulreißen über die Geschichte haben. Na, es ist am Besten wir setzen Einen drauf, wenn es auch ein Bitterer ist, und obzwar mir der Doctor meinen Morgenbittern streng verboten hat — ich meine, da Du etwas schwach von Begriffen bist, Du heiratheſt die Füchsin, die keine Füchse in der Tasche hat und so ist mit einem Male Frieden und Ruhe!"

Frau Backer gab mit allerlei falsch angewendeten Fremdwörtern zum Voraus ihren mütterlichen Segen; ihre Augen wurden feucht und sie umarmte ihren schief geschwollenen Erstgeborenen mit der Versicherung: „Thekla ist ein gutes Mädchen, Niemand kann ihren guten Leumund blombiren!"

„Ja, ja, das Mädchen hat Glück!" bemerkte seufzend Jan Backer; es war ihm unangenehm, daß Jemand Anderes durch ihn ein Glück, ein so großes Glück haben sollte!

Eben trat Thekla mit dem Abendbrod ein und Herr Backer säumte nicht, sie mit dem Unerhörten, Ueberwältigenden bekannt zu machen; aber welch' ein Staunen erfaßte nicht sie, sondern ihn, als sie erklärte, sie hätte ihre Gründe Josef's Hand nicht anzunehmen. Sie sagte das so einfach und verstockt, daß der ergrimmte Hausherr eine unvorsichtige Bewegung machte und dann vor Schmerz an seinem zerbrochenen Beine förmlich aufbrüllte. Er wurde dadurch nur noch gereizter und ungeberdiger, so daß seine bessere Hälfte sich veranlaßt sah, einige Nachbarsleute zur Hülfe herbei zu rufen, denen er dann mit geballten Fäusten erzählte, das undankbare Mädchen wolle Alles allein haben und ihn und seine Familie an den Bettelstab bringen. Die Herren Nachbarn staunten und billigten seine Entrüstung, als ob der Geist schon in aller Form die trefflichen Backers am Kragen genommen und wohl oder übel aus ihren vier Mauern gerissen hätte. Niemand kam auf den Gedanken, Herr

Backer sei nicht der Mann, sich ohne Weiteres an die Luft setzen zu lassen; denn alle Anwesenden erwarteten von Klein auf den entscheidenden Moment, wo der Geist den Kohbergs gerecht werde, wie ihn ihre Väter und deren Väter erwartet hatten.

Natürlich sprach die ganze Stadt am nächsten Tage von nichts Anderem als dem Korbe, den Josef Backer von der Kohberg-Thekla erhalten habe, zwar ohne jegliche Theilnahme für Josef's liebendes Herz, aber mit jeder Rücksicht auf den Besitz des Burgmannshofes: „Sie wird mir den Acker, der neben dem unserigen liegt, vermiethen", sagte Einer; „Jan Backer schlug ihn nur aus reiner Bosheit ab, als ob mein Geld anders aussähe wie das anderer Leute!"

„Wenn sie nichts für die Wiese thut", bemerkte ein Anderer bedächtig, „und die Schlöte werden nicht aufgemacht, so wird nächstes Jahr nur saures Gras darin wachsen, die Brücke muß sie auch aufrichten lassen, die liegt schon lange im Wasser unten —!"

Alles ordnete und schickte sich leicht und gut, nur daß der Geist nicht bestimmt angegeben hatte, wann er den letzten Act zu spielen gedenke.

In der Scharpeborg wurde natürlich auch von Thekla's Weigerung erzählt und Rüdiger, welcher die Tage vorher etwas kopfhängerisch umher schlich, wurde wieder lustig und guter Dinge. Seine Mutter schien übrigens nichts von der angedeuteten Verstimmung bemerkt zu haben, sie zeigte ihm gern die reifende Ernte und ihre hübsche kleine Rindviehheerde und baute allerhand Pläne auf den wachsenden Wohlstand. Von Rüdiger's Herzen kam freilich nichts darin vor, aber dagegen eine Reise nach Holland zu Mama's Verwandten, eine neue Decoration der Halle in der Scharpeborg ꝛc.

Da sein Urlaub bereits ablief, ging Rüdiger noch ein paar mal auf den alten Stadtwall und pfiff sein Liedlein von der wunderschönen Anna, aber die wunderschöne Thekla blieb taub, sie widerstand sogar auch den anderen Volksliedern von der Capteinischen Tochter und dem Bettler aus Ungarland! — „Sie liebt mich nicht!" seufzte Rüdiger, nachdem er am letzten Abend zwar sehr laut aber ohne andern Erfolg gepfiffen hatte, als daß das doppelte Echo ihn wieder auspfiff — „sie liebt mich nicht!" — Ja weshalb sollte sie ihn denn lieben? Und wenn sie ihn wirklich liebte, was dann? Es war am Besten für ihn und sie, daß sie ihn nicht liebte, und doch ging Rüdiger tief in den Schatten der ziemlich verwahrlosten Lindenbäume und wischte ein paar Mal heftig mit der Hand über die Augen — sie war doch ein so herrliches, wunderliches Geschöpf.

Rüdiger's abgeschlossenes Jugendleben, der Heimatfriede, der ihn wie ein Blüthenduft mit jedem Gedanken wieder dahin lockte, gaben ihm ein selbstständiges und wenig mittheilsames Wesen. Er war immer heiter im Umgange mit Kameraden und Commilitonen, aber nie wurde er laut oder das, was die Anderen lustig nannten. Man erklärte ihn deshalb für phlegmatisch und nannte ihn mit dem Spitznamen „der Holländ-

der"; seitdem er eines Tages eine Wette im Laufen gewonnen, ward er „der fliegende Holländer".

Frau von Scharpeborg, welche glücklicher Weise in ihrer theilnahmlosen Art nichts von Rüdiger's Neigung für seine Cousine gemerkt hatte, schloß, in Folge eines glücklichen Zufalls vielleicht, seit seinem letzten Urlaub Thekla mit in ihre brieflichen Berichte ein. Obwol sich nichts geändert hatte, als etwa die Wiederherstellung der beiden Backers, so daß Josef jetzt an einer Seite nicht häßlicher war als an der andern und Jan am Stocke umherhinkte — trotz dieser anscheinenden Stabilität der Verhältnisse hatte Thekla so viele Bewerber als ledige Bürgersöhne im Orte lebten. Der Geist war ungemein im Credit gestiegen — und das ist mehr, als die meisten anderen Städte von sich rühmen können, bei denen der Geist in keinem besondern Werthe steht. Aber ach, Josef mußte die Herstellung seines Angesichts sehr beklagen; denn die im vorigen Jahre zurückgesetzten Recruten wurden plötzlich eingezogen und einexercirt, man redete viel von einem Kriege für Schleswig-Holstein gegen Dänemark. — Mit der Oekonomie auf Scharpeborg ging es gut und das Mutterherz dachte und plante für den Sohn.

Alle Briefe der Wittwe waren erfreulich. Wie das geschriebene Wort weher thut und tiefer dringt als das gesprochene, so ist geschriebene Herzlichkeit und Heiterkeit fast noch wärmer und überzeugender als die geredete; auch die Briefe des Mutterherzens, halb holländisch, halb in einem unorthographischen Deutsch, wirkten klärend und befriedigend auf den Leser, sie trug alles Schwere schweigend allein, und bannte jedes freundliche Licht, jeden heitern Eindruck für ihn. — Inzwischen zog die Kriegswolke empor und das Dragonerregiment wurde mobil gemacht. Fast schon mit dem Fuß im Bügel erhielt Rüdiger eine erschütternde Nachricht — auf Scharpoborg war in der Nacht Feuer ausgebrochen, und nicht nur das Wohnhaus, sondern auch der Stall und die Scheune, in denen das Feuer mit großer Heftigkeit ausbrach, verbrannt, ja, die besten Stücke der Rinderherde waren mit umgekommen! Bei dem hohen Alter und der Bauart der Gebäude war die säumig herbeikommende Hülfe nicht im Stande, dem zerstörenden Elemente Einhalt zu thun und Frau von Scharpeborg war eine obdachlose Bettlerin! Nur die Gebäude waren, und zwar ihrer geringen Solidität nach, niedrig genug versichert, die Ernte, die Einrichtung, das Silber und das Vieh — es war dahin. Schwereren Herzens zog wol kaum einer in den Kampf, als der letzte Sprosse der kriegerischen Scharpeborgs, vielleicht Josef Backer ausgenommen, der jammervoll unter den Strapatzen des Dienstes und der Märsche litt und ein chronisches Kanonenfieber hatte, welches freilich seinem Appetit keinen Eintrag gethan haben würde, wenn nicht die Soldatenkost seinem verwöhnten Gaumen schon an und für sich ein Gräuel gewesen wäre. Er wurde viel gehänselt und verspottet — das kümmerte ihn aber nicht, wenn er nur mit heiler Haut wieder herauskäme. Mitten in all' seiner Wehleidigkeit traf ihn ein Glücksfall — ach, nun war der Tod doppelt furchtbar —! Jan Backer schrieb

ſeinem tapfern Sohne, Thekla habe eingewilligt, die Frau des Letztern zu werden. Gründe nannte der Vater nicht und der Sohn beunruhigte ſich nicht über einen Sinneswechſel, der ſo gut für ihn ausſchlug. Da die Kameraden keinen großen Antheil daran nahmen, daß ihn ein Mädchen „wolle“, welches blutarm war, wie er ſelbſt zugab, ſo ließ ſich Joſef den Triumph nicht rauben, dem Junker mitzutheilen, daß er jetzt entſchieden in ſeine Verwandtſchaft hinein heirathe. Ja, der biedere Jüngling machte zu dieſem Ende eine Fußtour von zwei Stunden, es begeiſterte ihn förmlich ſeinem Erbfeinde eine unangenehme Nachricht zu überbringen. Wohlweislich kam Joſef nicht allein, man wußte nicht, wie Rüdiger die Sache aufnahm, ſondern er hatte ſich einen andern Soldaten gekauft, welcher ihn begleitete. Dieſe Vorſicht erwies ſich inzwiſchen als überflüſſig. Rüdiger nahm die brüske Verlobungsanzeige ohne ein Wort der Entgegnung hin, ſeine Stirn röthete ſich tief und er wurde dann ſehr bleich — das war Alles. „Jetzt fürchten wir den Geiſt nicht mehr“, redete Joſef in die eingetretene Stille.

Ein verächtliches Zucken lief um Rüdiger's Lippen, er wandte ſich kalt gegen den glücklichen Bräutigam: „Haſt Du ſonſt noch irgend etwas zu berichten?“

„Sonſt nichts!“ grinſte Joſef und rieb ſich ſeine unſauberen Hände.

„Um ſo beſſer — dann kannſt Du gehen!“ Joſef hätte vor Wuth in einen Stock beißen mögen, als ſich mit dieſen Worten der armſelige Betteljunker abwandte und die Gegenwart des Burgmannsſohnes gänzlich zu vergeſſen ſchien. Hätte nur Joſef Muth gehabt, er würde ihm ſofort in die blonden Haare gefahren ſein, oder wäre ihm nur wenigſtens etwas Geſcheidtes oder auch nur etwas Freches zu ſagen eingefallen — aber nichts, nichts! Es blieb ihm kein Mittel ſeinen Rückzug würdig in Scene zu ſetzen, als daß er dem nächſten Stuhl einen unbarmherzigen Stoß gab und dann die Thür ſo gewaltſam zuwarf, daß alle Scheiben klirrten.

Rüdiger war durch dieſen letzten ſchweren Schlag in jenem Stadium des Seelenleides angekommen, in welchem der Menſch um ſo geduldiger ausſieht, als er in der That von einem verzweifelten Rettungsplan zum andern ſchwankt, einer immer ſo unausführbar wie der andere. Wie qualvoll, ſeine Mutter dem Mangel anheim gefallen, obdachlos zu denken, wie undenkbar Thekla als die Gattin dieſes albernen Tölpels! Er verhüllte wie erſtickend ſein Antlitz — da langte ein Feldpoſtbrief an — ein Brief ſeiner Mutter. Der Brief war lang, auf grobem Papier, aber ſauber und mit ſehr geraden Linien. Der Empfänger vermochte nicht vor Aufregung zu leſen, endlich ward es ſtiller und heller vor ihm, die Mutter ſchrieb: „Zum Glück, mein Sohntje, hat mir der Schreck vom neulichen Brande nicht geſchadet und es freut mich wahrzunehmen, wie viel Achtung und Liebe hier für die Scharpeborgs herrſcht. Der Bäcker Nien bot mir gleich ſeinen Saal zum Wohnen an und der Branntweinbrenner Schröder ein Darlehn von zweihundert Gulden, das ich für Deine und meine Erhaltung nicht ausſchlagen konnte, ſo gern ich es

gethan hätte. Meine Leute habe ich alle entlaſſen, aber ich bin in guter Pflege, Thekla Kohberg kommt jeden Morgen, kocht und ſorgt ſo für mich, daß ich glaube ſie erräth alle meine Gedanken und Wünſche. Man räth uns zum Verkaufe unſerer Ländereien, aber für dieſen Augenblick iſt daran nicht zu denken, während der Kriegszeit hieße verkaufen halb verſchenken —!"

In dieſem milden, klagloſen Tone zog der Brief dahin, der Stil war ungewandt, die Orthographie mehr wie mangelhaft und doch — ein Engel hätte nicht treuer, nicht ſelbſtloſer ſchreiben können. Aber was war das mit Thekla, warum begann ſie ihre Liebesdienſte mit einem ſo widernatürlichen Schritt, als es ihre Verlobung war? — Rüdiger zermarterte ſich mit Fragen, ohne doch eine Antwort zu finden.

Die Familie Backer erſetzte in Klagen was die Wittwe Scharpeborg etwa verſäumte; nichts konnte grauſamer ſein als ihren Sohn ſo großen Gefahren auszuſetzen, wie der Krieg ſie, glaubwürdigen Traditionen zufolge, herbeiführt, ja Frau Backer verſtieg ſich unter reichlicher Anwendung mißhandelter Fremdwörter zu der hochverrätheriſchen Aeußerung, ſolche Scandale, wie die Könige jetzt machten, indem ſie Kriege anfingen, wären ganz unchriſtlich. „Wer erlaubt ihnen alleinig wegen ihrer Amputation anderer Leute Kinder todt ſchießen zu laſſen?"

Durch all' die kriegeriſche Aufregung zerſtreut und durch die Verlobung gewiſſermaßen verſchanzt gegen die Geiſterwelt war der Vollmond und der drohende Hahnenſchritt einigermaßen in den Hintergrund getreten. Aber der alte Detroi mußte eigens auf dieſen Moment gelauert haben, denn in einer Vollmondsnacht — kam er!

Das war ſo. Abends gegen Zwölf kehrte Thekla von der Wittwe zurück und Herr Backer, der auf ihre Rückkehr gewartet hatte, um ſeinem Zorne Luft zu machen, hinkte an die Zimmerthür und brüllte durch das ſchlafende Haus, daß er dieſe Wirthſchaft durchaus nicht mehr dulde, er verbiete Thekla noch einmal zu der hochnaſigen Bettlerin zu gehen.

„Ihr habt mir nichts zu verbieten", entgegnete Thekla ruhig, „wir haben mit einander den Contract gemacht und Einer von uns iſt ſo frei als der Andere — die gnädige Frau iſt krank und ich werde morgen mit dem Früheſten wieder zu ihr gehen!"

„O, Du Teufelsmädchen Du!" knirſchte Herr Backer, „die zweihundert Gulden haſt Du herausgekitzelt und nun kommt er nicht und ich habe mein gutes Geld umſonſt dieſem verfluchten — —"

In dieſem Augenblicke geſchah neben an im Bilderſaal ein ungeheurer Knall, ſo daß Herr Backer wie gelähmt gegen die Wand ſank und ſeine Gattin in leichter Bekleidung mit ihren händeringenden Töchtern auf dem nächtlichen Schauplatze erſchien. Thekla kam zuerſt zur Beſinnung; ſie richtete ſich hoch auf, nahm dem Hausherrn die lange Kerze aus der Hand, welche dieſelbe bebend umklammert hielt und trat in den Kreis ihrer Vorfahren. Alles ſchien in der alten Ordnung oder eigentlich Unordnung zu ſein, der Luftzug ſäuſelte durch die zerbrochenen Fenſterſcheiben und es roch ſtark nach den Aepfeln, welche hier aufbewahrt

wurden. Thekla erhob das Licht und ein leiser Schrei entfuhr ihren Lippen — unter dem Bilde des Messire Detroi war das Täfelwerk, als den zerbrochenen Scheiben zunächst, auseinander gesprungen, hatte den daran befestigten Bilderrahmen gleichfalls gesprengt und die Leinwand des Bildes so eingerissen, daß die Finger der rechten Hand vom Arme getrennt waren. Als Thekla herzutrat, hing etwas Weißes aus dem wunderlichen Riß, dieses Weiße war ein kleines Bündel Papiere, die Thekla ergriff und unter ihr Brusttuch schob. Sie wußte kaum was sie trieb, Das zu thun; es leitete sie nur die feste Erwartung ihre Vorfahren würden irgend ein rettendes Wunder für sie herbeiführen. Die Familie war in ihrer Furcht zu fern geblieben, um zu gewahren, was die letzte Kohberg mit den Geistern verhandelte, indeß die Besitzer sich, wie eine Herde Schafe beim Gewitter angstvoll zusamendrängten. Nach langer Zeit, kam Thekla wieder; obwol sie bleich aussah, hatten doch ihre Augen einen ungewöhnlichen Glanz und auf die unruhige Frage: „Hast Du ihn gesehen? was hat er gesagt", erwiederte sie laut als hätte sie einen Sieg zu verkünden: „Ich habe ihn gesehen, er sagte: „Recht bleibt Recht, so lange noch ein Gott im Himmel ist!""

Jan Backer ließ seinen Stock fallen und taumelte in die Arme seiner schreienden Töchter, indem er wie aberwitzig mit den Händen in die Luft hinausgriff. Die Mägde, welche durch eine andere Thür gekommen waren, drängten einander nach dieser zurück, weil sie dachten, ihr Gebieter würde auf der Stelle toll werden.

„Er sagte", fuhr Thekla lauter fort und ihre milden Augen funkelten jetzt: „er sagte: Jan Backer ist ein Schurke, seine Väter waren Schurken, die mir keine Ruhe im Grabe ließen, denn sie wußten, daß sie Diebe waren und Keinem fiel es ein sein Gewissen zu retten!"

„Halt, halt", vertheidigte sich Jan Backer, „der Besitz ist verjährt und — und" — er schnappte nach Luft „und es giebt keine Beweise — keine Beweise!"

„Ihr irrt, Mynheer Backer, es giebt Beweise, und ehe der Mond in's letzte Viertel geht legt sich Messire Detroi ruhig in sein Grab am Wöstefehn — ruhig, sage ich!"

„Aber der Contract, die Verlobung — meine zweihundert Gulden —"

„Was gesagt ist, bleibt gesagt — ich heiße Kohberg!"

Thekla wandte sich und schritt mit dem Lichte ihrer Kammer zu, ihren Pflegevater einer furchtbaren, fieberhaften Aufregung und seine Gattin ihrem „spanischen Schrecken" überlassend.

In ihrer Kammer angelangt setzte sich Thekla wie zerbrochen auf den Rand ihres Bettes — ein großer lautloser Kampf schien ihre Brust zu durchwühlen, endlich sprang sie mit dem Rufe: „Es muß sein!" auf die Füße, holte aus dem Grunde ihrer „Kiste", dem Schranke und Koffer jeder Emsländerin, ein altes Schreibheft hervor, von dem Gesimse des halb eingestürzten Camins eine Medicinflasche, deren vertrockneten Inhalt sie mit Wasser anfeuchtete und setzte sich, um auf einem ausgerissenen Blatte einen Brief zu schreiben. Derselbe lautete: „Lieber Vetter!

Durch einen Zufall habe ich den Trauſchein meiner vom Kohberg vertriebenen Aeltermutter und die Taufſcheine ihrer Söhne gefunden; wenn ich auch nicht viel aus den alten Papieren leſen kann, erkenne ich doch genug die Namen und Siegelungen. Weil ich Joſef Backers verlobte Braut bin und auf Kohberg groß gezogen wurde, will ich keinen Proceß machen, aber ein feſtes Uebereinkommen muß geſtiftet werden, wegen eines heiligen Gelübdes, das ich über den Fluch gebreitet habe, der ſeit Geſchlechtern auf dem Burgmannshofe liegt. Sobald Du wirſt können, komm hierher. Deine Mutter entbehrt nichts als Dich, die Dich grüßt iſt Deine Nichte Thekla von Kohberg."

Der Eindruck, den dieſer Brief auf Rüdiger hervorbrachte, läßt ſich kaum beſchreiben. Er zweifelte, ob die Angelegenheit ſo leicht und glatt verlaufen würde, als Thekla zu glauben ſchien; denn er brachte natürlich die Mitwirkung der Geiſterwelt nicht in Anſchlag! Doch erinnerte er ſich allerdings, daß die Kohbergs von Generation zu Generation den geraubten Beſitz zu reclamiren ſtrebten und dafür Opfer brachten, die den vertriebenen Stamm nie zu gedeihlichem Wohlſtand und zur friedlichen Ruhe kommen ließen. So weit urtheilte Rüdiger als Mann; als Liebhaber freilich drängte ſich ein Heer ungelöſter Fragen auf ihn ein. Schmerz, Zorn, Zweifel bemächtigten ſich ſeiner ſo ſehr, daß ihn alle Welt für erkrankt hielt — wie er es denn ja auch eigentlich war — und ihm ein Urlaub zu ſeiner Wiederherſtellung bewilligt wurde Der Krieg war in's letzte Stadium, das des Abſchluſſes gekommen; er forderte nur noch Tinte und kein Blut mehr.

Rüdiger reiſte in die Heimat. Mit zitterndem Herzen trat er vor das Angeſicht ſeiner Mutter; aber wunderbar, die obdachloſe Frau war ſo ganz ſie ſelbſt, aus ihren in Folge von längerm Kränkeln bleichen Zügen ſprach ſo ſehr das alte, friedliche Heimatweſen, daß es Rüdiger kaum auffiel, ſie in einem fremden Zimmer zwiſchen Blumen und Vögeln daſitzen zu ſehen, ja, die weißgetünchten Wände hatten einen ganz feudalen Anſtrich, denn auf denſelben hingen einige große, dunkle Ahnenbilder, einem Rococoſpiegel gegenüber.

„Mein Sohntje, ich bin glücklich", ſagte ſie, „ich habe nichts verloren, Du lebſt ja und kannſt Deiner Mutter offen und treu in die Augen blicken!"

Sie erzählte mit dankbarer Weitläufigkeit, wie gut Thekla ſei, wie ſich das Mädchen belehren laſſe und wie theilnehmend die ganze Umgegend ſie mit Geſchenken für Küche und Keller und Aufmerkſamkeiten jeder Art überhäufe. „Deine beſte Erbſchaft kommt nicht unter den Hammer", ſchloß ſie, „es iſt die allgemeine Achtung!"

O, hätten die zwei treuen Menſchen ſehen können, was man ohne die Selbſtachtung und ohne die öffentliche Achtung iſt; hätten ſie den einſt ſo hochmüthigen Jan Backer ſehen können, ſie würden ihr Erbe doppelt ſo hoch angeſchlagen, ja, über jedes andere geſtellt haben. Nichts ſchien auf dem noch beſtehenden und letzten Burgmannshof verändert und doch war die Familie wie verirrt, doch mied man Jan Backer, den

luſtigen Jan, wie einen Verfehmten, doch wollte die Dienerſchaft nicht mehr das Brod des Verfluchten eſſen, doch war er in ſeinen eigenen vier Wänden haltlos und rathlos, ein furchtſamer, elender Mann, von einer Welt unſichtbarer Feinde und wirrer Gedanken verfolgt. Er ward menſchenſcheu, denn ihm war wie Jemand, der an dem Pranger ſteht, zu ſeinen Füßen die Inſchrift: „Dies iſt Jan Backer, der verfluchte Dieb, der Sohn ſeiner verfluchten Väter!“ Thekla nahm zu nicht geringem Vortheil deſſelben das ganze Hausweſen in die Hand, die Dinge ſchienen ſich unmerkbar in Reih' und Glied und in eine gewiſſe Ordnung zu ſchieben, ohne daß man wußte, wie ſie nach jahrelanger Paſſivität plötzlich dazu gekommen waren.

Wer der Begegnung Thekla's und ihres Vetters beiwohnte, konnte die feindlichen Verwandten nicht kühler und ruhiger wünſchen; Rüdiger blieb auch ungemein zurückhaltend gegen ſie, indeß Thekla mehr und mehr freundlich und mittheilend erſchien.

Die Liebe iſt ein ſo wunderbares Geheimniß im Menſchenherzen, daß ſie ſich vor ſich ſelbſt verſchleiern und verbergen möchte; ſie zwingt die aufrichtigſten Charaktere anders zu erſcheinen, ſelbſt dem Geliebteſten gegenüber, als es die eigentlichſte, tiefſte Stimmung des Herzens bedingt! — So begegneten ſich Rüdiger und Thekla, ſo ſchritten ſie ſelbander vor die Rechtsgelehrten, welche Thekla's Fund prüfen und einen Contract zwiſchen ihr und Jan Backer ausfertigen ſollten — ruhig, gelaſſen, als ob Beide keinen andern Wunſch kannten, als eine Geſchäftsſache zu beenden.

Jan Backer hatte, trotz ſeiner niedergeſchlagenen Gemüthsverfaſſung, dennoch nicht verſäumt, mit erfahrenen Männern Rückſprache über ſeine Verhältniſſe zu nehmen — man rieth ihm unbedingt, ſich einem Vergleich zu unterwerfen, da er bereits vor Zeugen zugeſtanden habe, daß er ſich im unrechten Beſitz wiſſe und ihm vermuthlich eine ſchwere Strafe zuerkannt werden würde, falls er einen Proceß anſtrenge. Die gefundenen Papiere ſelbſt waren unzweifelhaft echt, ſie gaben, ihrer Abfaſſung nach, auch ſelbſt die Erklärung, weshalb ſie nie zu erſetzen geweſen waren: Die Trauung des damaligen Erben von Rohberg und ſeiner Gattin Helene von Stiermandl war, während jener kriegeriſch bewegten Zeit, in einem kleinen Dorfe Oberöſterreichs durch den Feldpater des Regiments vollzogen, der älteſte Sohn war von einem andern Mönch in Tirol, der zweite in Schleſien getauft — erklärlich genug, daß alle Nachforſchungen ſpäter vergeblich waren.

Es war ſeltſam, die junge Bäuerin in ihren ſchlichten, ländlichen Kleidern und mit ihrem ruhigen Selbſtbewußtſein den Gerichtsherren und Advocaten gegenüber zu ſehen, zu ihrer Linken lehnte, anſcheinend theilnahmlos, in ſeiner Eigenſchaft als nächſter Verwandter, Rüdiger, rechts ſaß in einem Lehnſtuhl, unruhig mit dem Krückſtock umherarbeitend, Jan Backer, er ſuchte den alten, ſelbſtgefälligen Ton hervor und warf, ohne daß ihn Jemand gefragt hätte, leicht hin, es wäre am Ende

Digitized by Google

einerlei, ob seiner Schwiegertochter oder seinem Sohn das Besitzthum zugeschrieben werde, „sie hätte es ja nun lieber so gewollt!“

Niemand antwortete ihm.

Thekla erröthete und sagte dann: „Ich werde erst in vier Jahren mündig und man hat mir gesagt, ich könnte noch nicht entscheidend für mich handeln und bestimmen, wie es für alle Zeiten bindend und fest ist!“

„Der Contract wegen der Verlobung bindet Dich trotz Unmündigkeit und allen Teufeln!“ fuhr Jan auf.

„Er bindet mich!“ erwiederte sie ruhig. „Ich bin hier“, fuhr sie dann fort, „nicht, um mir selbst gerecht zu werden, sondern um meiner Vorfahren willen, die bis auf heute im Mitbesitz von Kohberg verblieben!“

„Gotts Donnerwetter, Du lügst!“ schrie Backer.

„Ich lüge nie, wie Ihr wol wißt; ich sage nur, daß wir im ungehinderten Besitz der Todtengruft in der Burg verblieben sind!“

Backer sah verblüfft drein und fuhr sich in die Haare.

„Mein Pflegevater und künftiger Schwiegervater, Johann Backer, hat meine schriftliche Zusage, daß sein Sohn, mein Verlobter, Miteigenthümer über alles Das sein soll, was mir an Besitz zufällt, so daß uns Alles gemeinsam angehört. Ich halte meine Gelöbnisse, auch jenen Auftrag der Todten, den Burgmannshof nebst den alten Ländereien an die Scharpeborgs zurückzugeben, halte ich; mir verbleiben dann die neuen Ländereien und Heuerhäuser — sag' nichts dagegen, Vetter, Du bist, wie ich, noch nicht mündig und dies Alles wird nur für den Fall meines Todes aufgeschrieben. Ich gebe Dir mit dem Burgmannshof die Pflicht, für die Familie Backer christlich zu sorgen, so daß sie mit selbsteigenem Fleiß bestehen können!“

„Sie ist verrückt“, keuchte Jan Backer, „nur eine Verrückte verschenkt einen Burgmannshof und begnügt sich mit ein paar lumpigen Ländereien!“

„Ihr seid nicht verrückt, wenn Ihr fremdes Eigenthum zurückerstattet, noch bin ich es, Mynheer! Ich kann arbeiten und Euer Josef muß es lernen, wenn er Feuer auf eigenem Herde anzünden will. Ich bitte, mir bis ich mündig werde und alsdann zu meiner Heirath schreite, hiesige Bürger und rechtschaffene Männer zu Vormündern zu ernennen. Grämt Euch nicht, Mynheer, wir wollen miteinander trachten, daß die Todten zur Ruhe kommen und die Lebenden ruhig sterben mögen. Amen!“

Es wurde noch viel hin- und hergeredet, nur Rüdiger stand stumm da, bis endlich Alles untersiegelt und unterschrieben war und Jan Backer, wie entgeistert, sein stolzes Lebensschiff scheitern sah und sich und sein Haus zur Arbeit verdammt — ein zweiter Adam vor dem Racheschwert eines Engels aus dem paradiesischem Schlaraffenland entweichend! Ach den Lebenden würde er Alles ohne Frage, ohne Gewissensbisse entrissen haben — aber die Todten — die Todten!

Als Alles beendet war, erwachte Rüdiger aus seinem Traum, auch

er hatte sich mit Geistern beschäftigt, ergriff mit Wärme Thekla's Hand und sprach:

„Der Geist einer längst begrabenen Zeit weilt über uns und vereint uns für ein unwandelbares Streben. O, könnte ich die Aufklärer, Neuerer und Gleichmacher vor das Allerheiligste dieses Frauenherzens führen und sie fragen, ob sie dann noch die Stirn haben, Traditionen zu verdammen, welche in einer solchen Seele neben der heiligen Religion und unerschütterlich wie diese selbst aufwachsen! Thekla, ich danke Dir, daß Du in einer pietätlosen, superklugen, selbstischen Zeit mir den Ritterschlag zu einem Kreuzzug gegen die Lüge, zu einer Mission für deutsche Treue gabst, ich werde Deiner würdig sein!"

Er wandte sich mit einem Händedruck von ihr ab und sie legte den Arm des gebeugten Jan Backer stützend auf den ihrigen und führte ihn, gleich einer guten, sorgsamen Tochter, in das Haus, welches nicht mehr sein Haus war!

III.

„Setz' einen Frosch auf einen goldnen Stuhl,
Er springt zurück in seinen Pfuhl!"

Die Familie Backer erinnerte, nach ihrem jähen Sturz, an jene Seethiere, die im Wasser farbenreich und vielgestaltig umherschwimmen, außer demselben aber nur ein farb- und formloser, widerlicher Gallert sind. Jan ward ein alter, halb kindischer Krüppel und seine geduldige Ehehälfte wurde nicht wenig durch seine wachsenden Eigenheiten incommodirt. Als nun auch Josef heimkehrte zeigte es sich alsbald, daß seine Sitten im Felde sich nicht eben verbessert hatten, er suchte sogar eine knabenhafte Genugthuung darin, diese seine kriegerische Verwilderung recht geflissentlich zu offenbaren. Es wurmte ihn nicht wenig, daß Thekla, ihrer äußern Lage nach, jetzt so hoch über ihm stand als sie es geistig schon immer gethan hatte, er behauptete schon am ersten Tage seiner Rückkehr, sie sei eine kalte, herzlose Kröte, aber unbegrenzt war sein Zorn, als er vernahm, die Scharpeborgs, oder besser der Mensch, den er mit seinem Spinnenhaß verfolgte, werde die größere Hälfte seines, Josef's, Vermögens bekommen! Thekla's neue Vormünder waren nicht geneigt, Josef's Taschengelder bis zu einer irgendwie nennenswerthen Summe zu erhöhen und Thekla selbst entgegnete seinen Klagen: „Arbeite!" — Josef haßte „die Füchsin" beinah — was sollte, was konnte er arbeiten? Frau Backer verwerthete ihren „Cameelschmuck" und Alles nur Entbehrliche, um Josef vor dem „Arbeiten", vor der letzten furchtbarsten Schmach zu retten, aber diese Hülfsquellen, an denen auch der Vater schöpfen half, erwiesen sich nur zu bald als versiechend, und Josef würde die einst so geliebte Thekla mit kaltem Blute ermordet haben, falls ihr Tod nur einen wesentlichen Nutzen gebracht hätte und er versichert war, daß man ihn nicht bestrafte.

Der Bräutigam der Erbin wußte in der That nicht, was er mit sich anfangen sollte; die Seinigen hörten nicht auf ihn zu bedauern, Thekla

hörte nicht auf ihn zu bitten er möge sich irgendwie nützlich beschäftigen, er selbst empfand einen kaum zu stillenden Durst — nicht nach dem Wissen, sondern nach ganz ordinärem Gerstensaft und noch ordinärerem Fusel. Der Tag, wo die größere Hälfte der Scharpeborg-Ländereien verkauft wurde, dieser Tag des Triumphes über den Junker, brachten Josef nicht einmal Befriedigung, er hörte, wie die alte Dame zu Thekla sagte: „Rüdiger ist gutes Muthes, da er nun nicht weiter studiren kann, wird er nach Holland zu meinen Verwandten gehen, damit er „das Geschäft" erlernt!"

Es war empörend die Scharpeborgs und Thekla immer gutes Muthes zu sehen, während er selbst hätte in einen Stock beißen mögen. Aber ohne die Alte wurde Thekla vielleicht geschmeidiger; wenn sie ihn, Josef, nicht liebte, weshalb hätte sie sich ihm anverlobt? Josef verfiel auf ein sehr sinnreiches Mittel, er wollte Thekla eifersüchtig machen und spielte bei der Magd, welche die Stelle der Erbin in der Hausarbeit vertrat, den Liebenswürdigen — die Braut merkte nichts, bis er ihr selbst sagte: „Mareke ist ganz so hübsch als Du, aber viel freundlicher und hat keine rothen Haare!"

„Aber ich bin Deine Braut!" sagte Thekla einfach, sie mahnte ihn stets an seine Pflicht, auch an die gegen sie selbst, obwol er manchmal im Stillen dachte, es wäre gerathen sich bei ihrer Mündigkeit die Hälfte von Thekla's Vermögen auszahlen zu lassen und ihren Besitz nicht weiter zu beanspruchen. Die Abreise der Wittwe von Scharpeborg nach Holland machte Thekla keineswegs zärtlicher, sie widmete den Angelegenheiten der feindlichen Familie eine verdoppelte Aufmerksamkeit und weigerte sich unerbittlich Josef's Schulden zu zahlen, so lange er sich nicht bestrebe irgend einen Broderwerb zu ergreifen: „Willst Du einen Todtengräber oder Nachtwächter zum Manne?" fragte grimmig der Verlobte.

„Warum nicht, wenn er ein ehrlicher, braver Mann ist?" Josef erkannte, daß seine Braut kein wirkliches Ehrgefühl besitze und wandte sich höhnisch ab. Nach Ablauf des bestimmten Termines liefen die Gelder für die verkauften Scharpeborg-Ländereien ein. Ein Theil derselben wurde Thekla überwiesen, um damit die noch ausstehenden Verpflichtungen und jene zweihundert Gulden abzuzahlen, die Jan Backer auf Thekla's Veranlassung vorgestreckt hatte. Das junge Mädchen verschloß einstweilen die Summe in ihre Kiste, nicht ahnend, daß auch dieses bisher so unbeneidete Besitzthum räuberische Angriffe auf sich ziehen könne — doch war dem so, Tags darauf fand sich Thekla bestohlen! Sie taumelte und wurde bleich, dann aber zog es wie eine stille Verklärung über ihr Gesicht und sie murmelte: „Messire Detroi geht noch immer um — ich verstehe die Geister!"

Den ganzen Tag ließ sich Josef vergebens von seiner Braut suchen, endlich konnte er nicht länger ausweichen und verstand sich mürrisch zu einer Zwiesprach.

„Josef", begann Thekla „der Sohn von Dieben ist wieder ein Dieb wie ich sehe, ich hoffte umsonst Deinen Namen zu Ehren zu bringen.

Du haſt das Geld der Scharpeborgs aus meiner Kiſte geſtohlen, da hilft kein Leugnen, an der Haspe meines Koffers hängt noch ein Weſtenknopf von Dir, welcher ausriß als Du Dich zum Suchen hineinbeugteſt — gieb mir das Geld zurück!"

„Ich will es nicht!" ſagte Joſef in rathloſem Trotz.

„So gehſt Du in's Gefängniß!"

„Mein Gott, ich kann es nicht, ich habe es nicht mehr", klagte der Verbrecher „ich bezahlte es einem Agenten für zwei Ueberfahrtsplätze nach Amerika."

„Zwei — Joſef?"

„Ja — für Mareke und mich — das haſt Du davon!"

Thekla ſtaunte, Joſef ſah in der That ungemein betreten aus und ſetzte ſich wie überwältigt auf den Heuhaufen neben ihr.

„Du ſagſt Dich alſo von mir los?" fragte ſie.

„Die Hälfte Deines Eigenthums gehört ohnehin mir!" trotzte Joſef weiter.

„Nein, Dir gehört jetzt nichts mehr als das Gefängniß!" entgegnete Thekla beſtimmt. „Komm herein und ſchreib auf, daß Du mir entſagſt, mir und Allem, was zu mir gehört, damit ich Dich nicht als Dieb und Einbrecher beſtrafen laſſe — folge mir!"

„Morgen früh wären wir über alle Berge geweſen!" klagte Joſef hinter ihr drein ſchreitend.

Nachdem die Schrift zu Stande gekommen war, bereute Joſef wieder, daß er ihr willfahrtete und meinte: „Du hätteſt ja doch Deinen Bräutigam der Leute wegen nicht einſperren laſſen!"

„Ein Treuloſer, ein Dieb iſt nicht mein Bräutigam! Aber wir wollen den Leuten kein Gerede geben, Du reiſeſt morgen wie auf meinen Wunſch nach Amerika ab, ich laſſe die Mareke wie unzufrieden mit ihr, in einigen Tagen aus dem Dienſte — Niemand braucht zu wiſſen, daß es zwiſchen uns zu Ende iſt!" Sie wandte ſich ab und er ſchlich verſtört hinaus, ſeinen Eltern den Reiſeplan in die Neue Welt zu unterbreiten. Jan Backer bemerkte: „Es würde dann ein Brodeſſer weniger im Hauſe ſein!" — Die Mutter ängſtigte ſich: „Ach, Du armes Kind, was wirſt Du dort nur zu eſſen bekommen: gewiß niemals Speck und Bohnen, die Dir ſo gut ſchmecken!"

Joſef ging, Mareke ging und Thekla entgegnete allen Anfragen: „Er wird ja eines Tages wiederkommen!"

Sie erbot ſich, die alte Frau von Scharpeborg, der ſie eine Stätte in dem kürzlich wieder bewohnbar gemachten Theile des Kohberghofes anbot, aus Holland abzuholen. Thekla erſchien zwiſchen den eleganten jungen Damen des Amſterdamer Handelshauſes in ihrer Bauerntracht, und als Rüdiger eintrat und ſie dort in ihrem rothen Bojerock auf den vergoldeten Stühlen ſitzen ſah — erröthete er. Thekla gab ihm unbefangen die Hand, freute ſich, daß ihm ſein neuer Beruf zuſage und ſprach die Hoffnung aus, Joſef Backer werde drüben in Amerika auch ein tüchtiger Geſchäftsmann werden.

Digitized by Google

„Thekla, wie ist es möglich, daß Du an ihm festhältst?“ fragte Rüdiger heftig.

„Du vergißt, ich bin als Bauernmagd erzogen!“

Man gewann die „deutsche Cousine“ während ihres kurzen Aufenthalts in der reichen Familie recht lieb, nur Rüdiger fragte sich immer, weshalb sie denn hier so ganz anders als daheim sei? — Frau von Scharpeborg vertauschte gern das Geräusch des großen Hauses mit dem stillen Dasein in der zweiten Heimat unter Theklas Pflege. Die zwei Frauen lebten in still innigster Gemeinsamkeit. Thekla sprach fast nie von Josef, aber die Wittwe gab sich gern der Hoffnung hin, ihr Sohn möge eines Tages die hübsche Tochter seines Prinzipals Süffer Menna Kaudewater heirathen, eine Hoffnung die sich in der That erfüllte, bald nachdem Thekla mündig geworden war und ihre alten Vorsätze, hinsichtlich der Erbschaft, verwirklicht hatte. Rüdiger hatte gut einwenden, er, als der demnächstige Compagnon seines Schwiegervaters bedürfe dieses Opfers nicht: „Recht ist Recht!“ — sagte Thekla.

Eines Tages stand es im H'schen Wochenblättchen. Heirathsanzeige:

Rüdiger von Scharpeborg
Burgmann zu H.
Menna von Scharpeborg
geb. Kaudewater.

Amsterdam.

Acht Tage darauf las man in der nächsten Nummer:

Josef Backer,
Mareke Backer geb. Kniepke.

Cincinnati, Amerika.

Drei Tage nach dieser Anzeige kam unerwartet Rüdiger in H. an. Er begrüßte nicht erst seine Mutter, sondern suchte Thekla in der Küche und zog sie ohne ein Wort zu reden in die Milchkammer, deren Thür er verschloß. „Thekla“ rief er mit zitternder Stimme, „Du hast ein Spiel mit mir getrieben — Du wußtest, ich hoffte Jahrelang auf ein anderes Glück als es mir zu Theil wurde und — “

„Thut es Dir leid, daß ich bis an's Grab ledig bleibe?“ lächelte Thekla.

„Du solltest es nicht sein, Thekla!“

„Doch, Vetter, ich soll es sein; weil ich keinen andern als Dich lieben kann, und Deine Frau mußte Dir gleich stehen, sie durfte keine Magd sein; Du darfst nicht über sie erröthen; es ist Alles, Alles gut, Recht ist Recht und wir werden eines Tages ruhig schlafen gehen!“

„Thekla, Du redest wie verklärt!“

„Ich bin ja auch von Geistern gelehrt — und es dürfen nur gute Geister fortan walten auf den Burgmannshöfen — jetzt ist auch der letzte Morgen Land von der Scharpeborg zurückgekauft und besiegelt mit — Frieden!“

Preußens Königliche Schlöſſer.

Von **George Heſekiel.**

I. Die Potsdam'ſchen Schlöſſer.

Babelsberg.

Als wir bei unſerm letzten Beſuch des Babelsbergs das Parkthor erreichten, hörten wir noch das Rollen des Wagens, welcher den kaiſerlichen Herrn, unſern König Wilhelm, davon führte. Das machte übrigens keinen Unterſchied; denn man kann Babelsberg, Park und Schloß, ſehen und beſuchen, auch wenn der hohe Herr zugegen iſt. König Wilhelm hat ſelbſt Freude an dem ſchönen Beſitz und in ſeinem unendlichen Wohlwollen möchte er gern Jedem einen Antheil an dieſer Freude gönnen. Von ſeinem Wohlwollen hatte der König an jenem Nachmittage unſeres letzten Beſuchs gerade einen ſtarken Beweis gegeben. Es hatten nämlich die Geſchichtsvereine der Städte: Berlin, Potsdam, Brandenburg, Frankfurt a. O., Magdeburg und Salzwedel verabredet, ſich an dieſem Tage an der alten berliner Gerichtslaube im Park von Babelsberg feſtlich zu verſammeln. Dieſes hartverfolgte, gar nicht unſchöne und intereſſante, älteſte (1448) berliner Baudenkmal hat nämlich nach ſeinem Abbruch beim Rathhauſe in Berlin ein Aſyl beim Königs- und Kaiſerſchloß zu Babelsberg gefunden. Der König, von der Zuſammenkunft der Vereine benachrichtigt, begab ſich ſchon um 1 Uhr zur Lennéhöhe, wo die Gerichtslaube jetzt ſteht, fand aber noch Niemanden dort; die geſchichtsforſchenden Freunde ſind eben nicht ſo pünktlich wie Preußens erſter Soldat. Der König kehrte ins Schloß zurück, kam aber eine Stunde ſpäter wieder, um die Vereine auf die herzlichſte Weiſe in ſeinem Garten willkommen zu heißen. *)

*) Ueber die Begrüßung der Geſchichtsvereine durch König Wilhelm entnehmen wir dem Bericht über die Sitzung noch Folgendes: Neben einander, den Dampfer mit der Muſik in der Mitte, fuhren die drei Dampfer nach dem Hafen für die Kaiſerlichen Luſtboote im Park von Babelsberg, von wo aus die Promenade nach der Lennéhöhe begann, auf welcher ſich, nun hoffentlich für alle Zeit, die altehrwürdige berliner Gerichtslaube in ihrer urſprünglichen Geſtalt erhebt, nicht wie Flickwerk, Zuthat, Schmutz und ſcheinbare Altersſchwäche ſie in der letzten Zeit vor dem berliner Rathhauſe zeigten. In der offenen unteren Halle empfing Männer-Chorgeſang die Ankommenden mit dem „Integer vitae.“ In maleriſcher Gruppirung von dem prachtvollen ſaftigen Grün des Parks umgeben, ſammelte ſich Alles um die von dem Hofgärtner G. Kindermann durch reichblühende Topfgewächſe geſchmückte Rednertribüne, von welcher der K. Profeſſor Baumeiſter Adler, der eifrige und berechtigte Anwalt aller hiſtoriſchen Bauwerke der Mark, einen Vortrag über die Geſchichte der Gerichtslaube gab, der hoffentlich auch einem größeren Publicum zugänglich gemacht werden wird.

Hierauf ergriff der Vorſitzende, der Geheimerath Schneider, Vorleſer Sr. Majeſtät des Kaiſers und Königs, das Wort, indem er ſich an den ebenfalls anweſenden ſtädtiſchen Archivar E. Fidicin mit folgender Anſprache wandte:

Beim Zuſammentreten unſers Vereins und beim Beginn der Herausgabe unſerer „Berliniſchen Chronik“ ſagten wir: „Alle lieben wir ja unſere Vaterſtadt. Nun wollen wir ſie aber auch kennen lernen!“ Daſſelbe gilt, umgekehrt, auch von den

Digitized by Google

Der Babelsberger Park bietet, zum Schloß aufsteigend, eine Reihe von sehr ansprechenden Niederblicken auf die mächtigen Wassermassen der Havel und ihrer Seen; es sind das höchst reizende Wasserlandschaftsbilder. Auf dem Wege zum Schloß finden wir zwei, auf dem Platz vor dem Schloß das dritte Bild; das vierte, von der Terrasse vor den Gemächern der Kaiserin und Königin, scheint uns den Vorzug vor allen anderen zu verdienen; das fünfte, von dem Balkon vor dem Frühstückszimmer der Kaiserin und Königin ist schon mehr gedeckt und das letzte von dem Schloßthurm erscheint uns zu weit, es ist wie ohne Rahmen.

Der Kaiser war noch Prinz Wilhelm von Preußen, als er Schloß Babelsberg 1835 nach Plänen von Schinkel durch Persius erbauen ließ; es wurde indeß später bedeutend vergrößert. Das Schloß ist in jenem englisch-gothischen Styl (Tudor) erbaut, der uns in Mark Brandenburg nicht überall gefallen will, der aber an einem so schönen Punkt sich doch sehr gut macht; die Höhe der Bodenerhebung ist gerade bedeutend genug, um den Thürmen und Erkern die nöthige Entfaltung möglich zu machen. Die Vorhalle ist englisch bis auf den englischen Portierstuhl und so hat auch die ganze innere Einrichtung, dem Baustyl getreu, einen englischen Anstrich.

Die Gemächer der Kaiserin-Königin liegen an der ersten Terrasse; es giebt ja gewiß größere und auch prächtigere Räume, diese aber sind ein Muster von geschmackvoller Wohnlichkeit und behaglicher Eleganz, welche durch die zahlreichen Familienandenken einen noch höhern Reiz empfängt. Aus dem Tanzsaal blickt man auf die Terrasse der Rückseite, wo sich, gerade der Glasthür gegenüber, unter dem gothischen Spitzbogen ein heiliger Michael, der deutschen Krieger alter Schlachtenpatron, erhebt: dem Kaiser von seinem Bruder, dem Könige Friedrich Wilhelm IV., verehrt, da er als Prinz von Preußen 1849 Sieger über die badische Revolution war. Draußen im Park steht noch ein Andenken an diesen Kampf mit der Revolution, ein sogenanntes Bildstöckl nämlich, neben welchem der Prinz eine Zeitlang gehalten, als er die Schlacht bei Waghäusel commandirte. Großherzog Leopold von Baden machte es dem Feldherrn zum Geschenk. Zum Andenken an die

---

Beziehungen unseres Vereins zu Ihnen, verehrtester Herr! Wir kannten Sie Alle; aber wir sollten Sie in unserem Zusammenwirken auch lieben lernen. Mit Recht sind sie der geistige Gründer des „Vereins für die Geschichte Berlins" genannt worden. Was Küster, König, Nicolai begonnen, haben Sie gesichtet und auf eine Bahn geleitet, auf welcher wir nur fortzuwandeln brauchen, um überall köstliche Blüthen für die Geschichte unserer Vaterstadt zu pflücken. Wenn wir von uns selbst recht viel Gutes sagen wollten, oder wenn einst unsere Nachkommen über unsere Bestrebungen urtheilen werden, läßt sich doch nichts Besseres von uns sagen, als daß wir Ihnen gefolgt sind. So konnten wir den Tag Ihrer fünfzigjährigen treuen Dienste im Staate, für die Stadt und für die Wissenschaft nicht vorübergehen lassen, ohne diesen Gefühlen und dieser Ueberzeugung auch einen äußeren Ausdruck zu geben, und ich glaube wir haben nicht allein Recht, sondern auch Ein Recht gehabt, eine Medaille auf Ihr verdienstliches Wirken prägen zu lassen. Daß sie nicht schon zum Tage Ihres Jubiläums vollendet werden konnte, möchte ich heute — und gerade hier — nicht bedauern, und zwar nicht allein, weil die Prägung so vieler Millionen neuer Reichs-Goldmünzen eine genügende, nebenbei auch erfreuliche Entschuldigung ist, sondern weil wir in der That keine bessere und würdigere Gelegenheit zur Ueberreichung finden konnten, als diese Zusammenkunft gleichstrebender märkischer Geschichtsvereine zu löblichem und erfreulichem Thun im Parke unseres Kaiser gewordenen Königs und vor der mit solcher Munificenz wieder hergestellten alten berliner Gerichtslaube. In den Emblemen und Inschriften der Medaille haben wir unsere Verehrung für Sie und unsere Liebe zur Vaterstadt, wie zu deren Geschichte

Siege von 1864 und 1866 aber findet sich im Park eine Siegessäule mit einer Victoria von Rauch.

Das Prachtstück des Schlosses ist der Speisesaal, der besonders auch die Heraldiker entzücken wird. Die Wappendecke wird nämlich sehr sinnig durch den viermal wiederholten schwarzweiß quadrirten Zollernschild gestützt und getragen, die Dynastie als Trägerin des zollerisch-brandenburgischen Staates; die Allegorie ist hier die volle Wahrheit. Ueber den Wappen der acht Provinzen des preußischen Staates erscheinen allerdings noch zwei, welche auch nur die Dynastie repräsentiren, nämlich eben der Zollernschild und der Löwe für das Burggrafenthum Nürnberg. Merkwürdig ist es, daß der Zollernschild, von Churfürst Friedrich I. an, immer im churfürstlich brandenburgischen Wappen geführt worden ist, der Titel von Zollern aber erst 1685 vom Großen Churfürsten angenommen wurde. Er sagte dabei sehr bezeichnend: „Was nun den Titul von Hohen-Zollern betrifft, da gilt es Uns gleichviel, ob Uns solcher als Graf oder als Fürst von Hohen-Zollern beigelegt werde; ja, es ist Uns fast lieber ein alter Graf von Hohen-Zollern als ein neugemachter Fürst solchen Nahmens genannt zu werden und könnte solchennach sothaner Titel immediate nach Cammin folgen."

Unter den Gläsern der reichen Sammlung, die hier aufgestellt ist, sind nicht weniger als acht Reichsadlergläser, d. h. Cylindergläser mit der Darstellung des Reichsadlers, der die Wappen der Reichsglieder trägt; besonders interessant war uns ein Glas mit dem brandenburgischen Wappen auf der einen und dem pommerschen auf der andern Seite, es ist aus der Zeit des Churfürsten Johann Georg, ferner sind drei sogenannte Hallorengläser da; das älteste noch aus der Zeit, da Halle und das Herzogthum Magdeburg noch nicht brandenburgisch-preußisch war, die beiden andern aus dem Jahre 1703 und 1710; diese Gläser gehörten ehedem mit zu den Huldigungsgeschenken, welche die Halloren ihrem Lehnsherrn mit dem Neujahrsgruß brachten, sie zeigen den Salzkorb, das Wappen der Salzwerkarbeiterschaft im hallischen Thale, nicht das der Stadt Halle, welches einen rothen Halbmond in weißem Felde hat, der oben und unten von einem rothen Stern begleitet ist.

---

ausgesprochen, und legen sie als eine metallene Urkunde für alle Zeit in Ihre Hände nieder.

Hier wurde die Anrede durch die Erscheinung Sr. Majestät des Kaisers und Königs unterbrochen, Allerhöchstwelcher in Begleitung des dienstthuenden Flügel-Adjutanten Fürsten Anton Radziwill, in einer von Schimmeln gezogenen Equipage vorfuhr, ausstieg, gnädigst grüßte und sich den Jubilar vorstellen ließ, ja, die Gnade hatte, die goldene Medaille aus den Händen des Vorsitzenden zu nehmen, und dem verdienten Manne zu überreichen. Se. Kaiserliche Majestät ließ sich dann den Professor Adler vorstellen, bedauerte, zu spät gekommen zu sein, um seinen Vortrag noch zu hören, wünschte aber, daß derselbe ihm schriftlich eingereicht werden möge, und äußerte dabei: „Ich bin um 1 Uhr schon einmal hier gewesen, und glaubte die Versammlung bereits anzutreffen. Sie war aber noch auf der Havel." Se. Majestät sprach weiter seine Freude aus, dieses ehrwürdige Baudenkmal vor dem Untergange gerettet zu haben, und wie man jetzt erst sehen werde von welcher, auch kunsthistorischen Bedeutung dasselbe sei. Die Anwesenheit Sr. Kaiserlichen Majestät in Mitte des Märkischen Geschichtsvereins dauerte einundzwanzig Minuten. Gern wären Alle in einen lauten Jubelruf bei seinem freundlichen Abschiedsgruße ausgebrochen, wenn das Bewußtsein, selbst nur geduldete Gäste zu sein, nicht zu ehrfurchtsvoller Stille gemahnt hätte. Desto lauter brach der Jubelruf, von schmetternden Fanfaren begleitet, auf den Schiffen aus, als sie an dem Durchblick vorüberfuhren, welcher vom Ufer zu den Fenstern des Kaisers im Schlosse führt, wohin Se. Majestät zum Vortrage des Geh. Cabinetsrath Wilmowski zurückgekehrt war.

Die Gemächer, welche ehedem die Tochter des Kaiſers, die Frau Großherzogin von Baden, bewohnte, ſo wie die des Kronprinzen und der Frau Kronprinzeſſin, die aber jetzt auch nur ſelten noch hier wohnen, zeigen denſelben Charakter eleganter Behaglichkeit, wie die der Kaiſerin. Die Zimmer der Frau Kronprinzeſſin ſollen ganz wie die Zimmer eingerichtet ſein, welche höchſtdieſelbe einſt in Schloß Windſor bewohnte. In dem Gemach des Kronprinzen fehlten begreiflich weder die Werke des großen Friedrich in rothem Prachtbande noch Graf Stillfrieds Monumenta Zollerana, auch war da eine kleine Sammlung von Kugeln und Granatſtücken, roh und verarbeitet, Erinnerungskleinigkeiten aus den Kriegen von 1864 und 1866, 1870 und 1871. Auch mangelt es nicht an wirklichen Kunſtwerken von hoher Hand, wenn daneben auch Manches dilettantenhaft auftritt und Einiges als Kinderarbeit ſich offen und ehrlich bekennt.

Das Intereſſanteſte im ganzen Schloß Babelsberg ſind aber für uns doch die beiden ſtillen Gemächer, in denen König Wilhelm arbeitet und ſchläft, Treppe auf, Treppe ab geht es in einem ſolchen gothiſchen Bau immer; König Wilhelms Zimmer liegen über dem der Königin, wir ſteigen eine Treppe nieder, die mit Hirſchgeweihen und anderen Jagdtrophäen des hohen Herrn ſelbſt faſt zu reich verziert iſt und dann wieder ein Treppchen hinauf, endlich öffnet ſich die Thür zu einem räumlichen und hellen, aber überaus ſchlichten Gemach. Wir treten ehrfürchtig ein: das iſt König Wilhelms Arbeits- und Vortragszimmer. An dem runden Tiſch ſitzt Er berathſchlagend mit ſeinem Bismarck, ſeinem Roon, ſeinem Eulenburg oder Selchow; oder mit ſeinen Feldmarſchällen und Generaladjutanten. Wohl manches ſchwere Wort iſt dort gefallen und manches, was hier noch als ein ſchüchterner Vorſchlag flüſterte, hat ſpäter im Donnerton als That die Welt durchbrauſt.

Das Zimmer iſt das obere Gemach eines achteckigen Thurmes und hat ein ſogenanntes Sterngewölbe; die Wände ſind blau, der Teppich iſt von buntem Velours, die Meubles von weißem Ahorn geſchnitzt mit braunem Lederbezuge. Die Chaiſe-longues ſind mit Büchern, Bildern, Muſikalien dicht belegt. Unter dem Fenſter ſteht der räumliche Schreibtiſch, die Platte iſt mit allerlei kleinen Andenken bedeckt; unter den Büchern, die dort liegen, bemerkten wir einen Band Plattdeutſch von Fritz Reuter und aufgeſchnitten den neuen Roman Um „Scepter und Krone" von Gregor Samarow, der wahrſcheinlich für den Kaiſer ein beſonderes Intereſſe hat, weil er die Zeit von 1866 bis 1872 behandelt und der Verfaſſer, deſſen wahrer Name Regierungsrath Meding iſt, bekanntlich ein eifriger welfiſcher Agent war, der ſich erſt 1870 wieder Preußen zuwendete, nachdem er ſich das unzweifelhafte Verdienſt erworben, die welfiſche Legion von dem Eintritt in franzöſiſchen Dienſt abzuhalten. Und noch ſchlichter als das Arbeits- und Vortragszimmer iſt das Schlafzimmer König Wilhelms. Das Lager iſt überaus einfach, ein Pfühl und eine graue Steppdecke, das iſt alles. Ein Taſchentuch am Bett und ein Handtuch über dem Kaminſchirm haben beide das Zeichen P. v. P. — alſo Preußens König, der deutſche Kaiſer, gebraucht noch immer die Wäſche des Prinzen von Preußen. An der Fenſterſpange hängt der kleine Spiegel, vor dem ſich der König ſelbſt raſirt.

Auf dem Tiſch ſtand eine Schaale mit Zucker und ein kleiner ſilberner Teller mit einigen Erdbeeren; der hohe Herr hatte kurz vorher Erdbeeren aus ſeinem Garten gekoſtet.

In höchſt anmuthiger Weiſe ſchließen ſich die Außenräume des Schloſſes

Digitized by Google

an die inneren an und gehen zuweilen ineinander über; hier offene Erker, dort Altane und durchbrochene Gitterwände, Terraſſen, die mit Bäumen und Blumen beſtanden ſind, Balkone, die unter Epheu verſchwinden, Räume endlich, in denen mit hochmüthiger Miene ſeltenes Federvieh auf und ab wandelt, das ſich wohl ſeiner Ausnahmeſtellung bewußt zu ſein ſcheint. Ihre Majeſtät die Kaiſerin-Königin ſtreut mit eigener hoher Hand dieſem Federvieh Futter, das mag wohl ein ſtolzes Federvieh ſein! Viel harmloſer giebt ſich das Rehböckchen dort, das neugierig über eine Treppenſtufe hinausblickt.

Babelsberg zu beſuchen koſtet Zeit; es iſt da gar zu hübſch und wenn man Alles geſehen zu haben glaubt, ſo giebt es doch immer wieder, nicht etwas, ſondern noch viel zu ſehen. Es reizt ja Alles, was dem Könige gehört, was in irgend einer Beziehung zu ihm ſteht, unſere Neugierde; es iſt aber noch mehr als Neugierde, eine viel tiefere und beſſere Empfindung, bei den treuen, altpreußiſchen Herzen.

Da iſt ein Stock, den ſich König Wilhelm in Holz geſchnitten als zehnjähriger Knabe und der fünfundſiebzigjährige Kaiſer geht noch jetzt gern an dieſem Stocke. Das iſt ein ſo recht charakteriſtiſcher Zug im Weſen unſeres Königs, die Freude an dem, was er ſchon lange hat; die Treue, die er ſelbſt lebloſen Dingen bewahrt. Ganze Bündel der verſchiedenſten Spazierſtöcke ſtehen da und dort, der König benutzt niemals einen davon.

Der Park um das Schloß iſt eigentlich nicht groß, obgleich der König kürzlich erſt allerlei Leute in dem armen Nachbarort Nowawes durch den Ankauf von Wieſen glücklich machte, aber er iſt ſehr wohl geordnet. Außer dem Meiſter Lenné ſind König Friedrich Wilhelm IV., Prinz Carl von Preußen und Fürſt Hermann Pückler-Muskau mit Rath und That behülflich geweſen. Außer dem unvergleichlichen Wege vom Eingangsthor zum Schloß mit den verſchiedenen Waſſerproſpecten, hat uns immer der Fichtenhain beim Cavalierhaus den ſtärkſten Eindruck gemacht.

„Und in Poſeidons Fichtenhain,
Tritt er mit ſtillem Schauder ein."

Glinike.

Glinike, nicht Glienicke, oder gar Glienecke, denn die Ableitung von den wendiſchen Glinik, Ziegelgrube oder Ziegelei, macht ſich jetzt herrſchend geltend, obwohl ſich das alte churfürſtliche Jagdſchloß deutſch genug Kleinecke ſchrieb, und ein gewiſſes Mißtrauen gegen ſlaviſche Ableitung uns geboten erſcheint. Glinik aber gefällt uns wegen der Erinnerung an die weltvornehmen früheren Tuillerien in Paris, die auch von einer Ziegelgrube, oder ſo etwas ähnlichem abſtammen, wie der Name verräth. Man muß bei Glinike aber ein dreifaches unterſcheiden: ein Dorf mit hübſchen Häuſern in einem dem märkiſchen Lande angepaßten Schweizerſtyl, die wohlhabenden Leuten als Villen dienen; ein Jagdſchloß mit einem Park daran; und einen Park mit einem Luſtſchloß darin. Von dem Dorfe iſt weiter nichts zu ſagen; das Jagdſchloß aber iſt der Sommerſitz Sr. K. H. des Generalfeldmarſchalls Prinzen Friedrich Carl von Preußen. Dieſes Schloß, das ſich vom Babelsberg her ſowohl, wie von der unvergleichlichen Gliniker Brücke aus, ſehr gut vorſtellt, iſt in den fünfziger Jahren dieſes Jahrhunderts erſt erbaut worden, den Park daran hat S. K. H. Prinz Carl von Preußen ſelbſt für den einzigen Sohn angelegt.

Die Räumlichkeiten im Innern des Schlosses sind wohl vertheilt, neben dem schönen Speisesaal nach dem Hofe zu gelegen ist im ersten Stock ein großer Salon mit einem sehr anmuthigen Altan nach dem Garten, auf welchem die Frau Prinzessin Friedrich Carl, die hochbegabte Malerin vom Stamme des rauhen alten Dessauers, zuweilen zum Thee empfängt.

Unter den schönen Bäumen im Park hielt der Dänenbezwinger Prinz Friedrich Carl an einem heißen Junitage des Jahres 1866 Tafel. Es war am Tage vor dem Ausmarsch zum Kriege mit Oesterreich; der Chef und die Officiere des Stabes, welche Seine Königliche Hoheit ins Feld begleiten sollten, waren die Gäste. Das Gespräch war lebhaft, auch heiter, die Stimmung aber im Grunde doch ernst, wenn auch der Mehrzahl der Officiere das Heldenblut noch jung und rasch durch die Adern rann. Wir Preußen ziehen muthig, aber nicht übermüthig zu Felde. Der schwerern Stimmung gab der durchlauchtigste Prinz selbst, nachdem er die Tafel aufgehoben, Ausdruck, indem er, sein Mund lächelte aber sein Auge war ernst, zu dem einzigen seiner Gäste, der in Civil war, sagte: „Nun kommen Sie, ich will Ihnen einen Markgrafen von Brandenburg unter einem wendischen Lindenbaum zeigen!“

Wir schritten durch den wohlangelegten Garten zu einer schattigen Landzunge vor, an welche von allen Seiten die blaue, von Sonnengold durchleuchtete Woge der Havel mit leisem Schall klopfte.

Da lag, von den Wärterinnen bewacht, in weißen Linnen und weißen Kissen auf einem niedrigen Wäglein Prinz Joachim Friedrich Leopold, geboren im Markgrafenthum zu Brandenburg, grüner Lindenschatten über ihm und der kühle Zug vom Havelstrom. So schlief des fürstlichen Feldherrn Söhnlein, dessen Geburtstag mitten inne steht zwischen den Tagen von Düppel und dem Tage von Königgrätz. Und milde neigte der Prinz sein ernstes, kühnes Antlitz nieder zu dem zarten Antlitz des Kindes und nach ihm neigten sich all die behelmten Häupter der auserwählten Waffengefährten über das Kindergesicht; da war eine Fülle stolzer preußischer Heldengedanken in jener Stunde über dem Haupte des jüngsten Markgrafen von Brandenburg! Es hat wohl keiner der Anwesenden jener Stunde vergessen!

Und als wir zurückfuhren in dem Dampfkahn des Prinzen, dem vielbesprochenen Tschinakel, nach Potsdam, dicht an der Haltestelle rief der Chef des Generalstabs, der General von Voigts-Rhetz, der nachmals des Ruhmes so reiche Ernten geheimset in Böhmen und dann in Frankreich, ans Land springend: „Wir waren gerade dreizehn!“ Keiner der Herren schien's als eine schlimme Vorbedeutung zu nehmen, nur Major von Unger, der wenige Wochen darauf durch seinen berühmten, in Schrift und Bild gefeierten Recognoscirungsritt am Abend vor Königgrätz, einen stolzen Namen gewann, sagte zu dem einzigen Civilisten in der Gesellschaft: „Es hat dabei Niemand bessere Chancen als Sie!“

Nun, im böhmischen Feldzug ist keiner von den Officieren gefallen, die an jenem Nachmittag in Glinike waren und der Civilist lebt auch noch; das beweist aber nichts gegen den alten Glauben vom Dreizehnten, denn General von Voigts-Rhetz hatte sich einfach verrechnet und einen der prinzlichen Adjutanten vergessen, wir waren bei Tafel vierzehn gewesen. Diese Aufklärung zur Beruhigung derer, die im Aberglauben des Dreizehnten leben und alle Tage als Vierzehnter zu einem Diner geladen werden. Dabei wird ihnen ihr Diner noch ganz anständig bezahlt; sind das catilinarische Existenzen?

Das Schloß des Prinzen Friedrich Carl in Glinike heißt ein Jagdschloß

und allerdings deckt der Potsdamer Forst mit den Tannenbergen ihm den Rücken, aber der fürstliche Waidmann selbst betrachtet es schwerlich als Jagdschloß. Als solches dient ihm sein Schlößlein Dreilinden bei jener Besitzung Neuzehlendorf oder Düppel, unfern des Schlachtensees, das liegt in tiefer Waldstille, wie begraben unter grünem Laub und grünem Schatten. Da bringt der Generalfeldmarschall oft Wochen in völliger Einsamkeit zu und liegt dem edeln Waidwerk ob. Wenn er aber nicht jagt, dann sieht man ihn mit Wald und Holzcultur eifrig beschäftigt. Im grauen Jagdrock, nur mit einer gewaltigen Baumscheere bewaffnet, aber nicht ohne die, allen Soldaten aus dem Felde bekannte halblange Cigarrenpfeife, wandelt er durch die neuen Pflanzungen und Culturen, in denen er im Frühling 1871 noch französische Kriegsgefangene beschäftigte, die er streng hielt, aber liberal beköstigte, was ihm der Franzmänner ganzes Herz gewann. Es war höchst interessant, den Feldherrn in der Unterhaltung mit den Gefangenen zu beobachten. Auch war damals ein sehr häßlicher Hund da, der dem Prinzen zugelaufen war, als er sein Hauptquartier zu Doncourt vor Metz hatte. Der Prinz hatte diesem französischen Vierfüßler den Namen „Doncourt" beigelegt, wunderte sich aber nicht wenig, daß die Bestie nicht auf diesen doch höchst passenden Namen hörte, bis sich herausstellte, daß die Dienerschaft den Namen Franzmann, oder Franzel, bequemer gefunden und der Hund ihn acceptirt hatte. Außer den französischen Gefangenen und dem französischen Hunde befanden sich damals im Dreilindenschlößchen auch noch Maulthiere, die der Prinz in Südfrankreich gekauft hatte, sehr interessante Thiere, ohne Zweifel, aber launisch wie Französinnen und durch die Eselsohren unschön auffallend.

Der Speisesaal im Jagdschlößchen hat hübsche Glasgemälde, die Wappen der Städte und Schlösser, wo der Prinz während seiner Kriegszüge sein Hauptquartier gehabt. Dreilinden muß mancherlei schon gesehen haben, wenigstens spricht man dunkel von einer geheimnißvollen Dreilindenchronik.

Kehren wir von dieser Abschweifung, vom Schlachtensee nach Glinike unter dem Böttchersberg zurück. Glinike ist nach Nikolskoe, fast der Pfaueninsel gegenüber, eingepfarrt.

Die Besitzung S. K. H. des Prinzen Carl in Glinike ist, wie wir schon bemerkt haben, ein altes churfürstliches Schloß mit Lustgarten gewesen, das Kleinecke hieß; es diente später als Lazareth, dann wurde es verkauft, und war einige Jahre im Besitz des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg, von dem es endlich S. K. H. Prinz Carl kaufte. Schloß und Park Glinike sind aber durchaus eine Neuschöpfung des Prinzen. Und welche Schöpfung! Es ist die höchste parkgärtnerische Feinschmeckerei, so zu sagen, die sich in diesen Anlagen kund giebt. Von den broncenen Hirschen an, die den Eingang bewachen und von den vergoldeten Löwen, die fächerförmig Wasser speien, durch alle Partieen des Parks hindurch, durch das Thal der armen Hirten, an der weißen Bank, dem Belvedere, dem Rohrhäuschen, dem Felsenteich, dem Jägerhof, der Teufelsbrücke, dem Maschinenhaus, dem Klosterhof, dem Casino, der Neugierde u. s. w. vorüber bis an die letzte Ausgangspforte nichts Störendes, nur Anmuthendes. Ohne Widerspruch ist der Park zu Glinike das höchste, was die moderne Parkgartenkunst zu leisten vermag. Selbst die Anlage künstlicher Felspartieen, die Klippen, an denen so viele Parkgärtner schon gescheitert sind, ist hier gelungen und nicht kleinlich. Das stattliche Schloß liegt fast versteckt in Baumpartieen; elegant und geschmackvoll ausgestattet,

birgt es viele werthvolle Kunstschätze; in dem Casino ist eine reiche Sammlung von Antiken.

Nach dem genußreichen Besuch von Glinike hatten wir noch das seltene Vergnügen die Meute des Prinzen, 70 Rüden stark, die im Kennel seines Jägerhofs in sorgfältigster Weise zur Jagd erzogen wird, unter der Leitung des berühmten Oberpiqueurs Salomon in Thätigkeit zu sehen. Die Hunde jagten auf dem Wege nach der Moorlake dahin, auf jenem einzig schönen Wege, der immer inmitten des blauen Wasserspiegels der Havel und des grünen Bergwaldes vor Glinike hinläuft. Es war ein Anblick, der aller Jagd- und Hundefreunde Herz erquicken mußte, als die Meute auf Befehl Wasser nahm, die Havel durchschwamm und nach dem Gasthaus zum Dr. Faust in Sacrow übersetzte.

Das anmuthige Kirchlein von Sacrow dadrüben heißt die Heilandskirche, oder eigentlich: Sanct Salvator zum Park; sie bezeichnet eine Lieblingsstelle des hochseligen Königs Friedrich Wilhelm IV. und ist noch jetzt das Ziel vieler Lustfahrten. Aber Sacrow bewahrt außer dem Reiz seiner landschaftlichen Schönheiten auch noch eine literarische Erinnerung. Der alte Nicolai meldet 1786 hübsch steifleinen: „Sacrow, ein Kirchdorf und Rittersitz, dem Herrn Baron von Torreboutorre gehörig." Wer ist denn nun dieser Herr Baron von Torreboutorre, dessen Name nicht ein Mal richtig geschrieben ist? Nun, es ist der Sohn des berühmten Generals August Baron de Lamotte-Fouqué, der die Freundschaft des großen Friedrich sich zu erhalten wußte von Rheinsbergs und des Jugendordens Rittertagen bis ans Ende; und weiter war er der Vater des liebenswürdigen Zauberring- und Undinedichters, des edeln Barons Friedrich von Lamotte-Fouqué, der in Sacrow einen Theil seiner Knabenzeit verlebte. Der Aelteste im Hause de Lamotte-Fouqué führte nach altem Herkommen den Titel der Baronie Thorrenaye-boutorre, an der Charente gelegen, wenn wir nicht irren. Es hat uns dieses edle Geschlecht französischer Refugiés, dankbar für gewährte brandenburgische Gastfreundschaft, schon einen preußischen Feldherrn und einen deutschen Dichter gegeben. Es sind mehrere dieses Geschlechts unter der Kriegsfahne 1870 ins Feld gezogen.

Das Pfaueninselschloß.

Wir sind zur rechten Stunde gekommen, denn der große Markbrandenburgfahrer Theodor Fontane sagt: „Erst nach sechs Uhr Abends entfaltet die märkische Landschaft ihre eigenthümlichen Reize in ganzer Fülle!"

Die Pfaueninsel nach sechs Uhr Abends; die Sonnenstrahlen spielen lieblich über grünes Land und blaue Wogen, eine tiefe Stille ist sanft über den Wasserspiegel gebreitet, so daß man den Odem des Abendwindes gehen hört; ein grauröthlicher Farbenton legt sich strichweise über den blanken Schimmer, auf dem Fahrzeuge mit weißen Segeln, still wie Schwäne, und Schwäne, weißen Segeln gleich, hingleiten, hintreiben. Die weißen Mauern von Nikolskoe allein blicken grell beleuchtet auf die Pfaueninsel nieder.

Der Fährkahn stößt ans Ufer, die Pyramidenpappeln, welche die Anlände bezeichnen, erinnern an König Friedrich Wilhelm II.; sein Lieblingsbaum war diese Pappel, und sein ist diese Insel, die er bebaut, der er auch den Namen gegeben hat.

Der Kaninchenwerder, so hieß die Pfaueninsel früher, hat freilich weiter

hinaufreichende hiſtoriſche Erinnerungen. Kunkel von Löwenſtern, der Alchymiſt, der Goldkoch, der Scheidekünſtler, der Phosphor- und Rubinglaserfinder, hauſte einſt auf dem Kaninchenwerder, damals war er Kammerdiener des großen Churfürſten; das Alles weiß man wohl und der Fleiß der potsdamer Geſchichtsforſcher hat Actenſtücke genug aufgefunden, aus denen hervorgeht, daß ſich Kunkel von Löwenſtern nicht allzu gut auf dem Kaninchenwerder befunden, beſonders nach dem Tode des großen Churfürſten, ſo daß man es ihm eben nicht allzuſehr verdenken kann, wenn er Abſchied nahm und in Schweden ein berühmter Bergrath wurde.

Die Kaninchen ſind wahrſcheinlich mit dem großen Scheidekünſtler von dem Werder verſchwunden, die Schafe traten für ſie auf und eine hier begründete Schäferei gehörte zum Amte Bornſtedt.

Erſt Friedrich Wilhelm's II. feiner Blick wußte die landſchaftliche Schönheit des Werders zu würdigen, er erkannte, daß ſie die köſtlichſte Perle im Diadem Potsdams. Er ließ hier in den Jahren 1794 bis 1797 das Schloß, die Küche, die Kaſtellanei, das Cavalierhaus und die Meierei durch ſeinen Hofzimmermeiſter Brendel bauen. Zu dem Schloß ſind die Riſſe von der Gräfin Lichtenau entworfen, nach römiſchem Muſter; die Gartenanlagen ſind von dem Hofgärtner Morſch; neben dem Garten aber beſtand auch die Schäferei fort und eine Molkenwirthſchaft dazu. Wir wiſſen noch, daß der König die Inſel mit den Pfauen bevölkerte, nach denen ſie dann benannt wurde und daß er auch Adler, Hirſche und Büffel hier hielt, aber ſonſt wiſſen wir aus ſeiner Zeit gar nichts mehr. Es ſollte nach ſeinem Tode eine Glanzepoche für die Pfaueninſel kommen, vor der alles, was ihr vorherging, verſchwand.

Friedrich Wilhelm III., der ſeines Vaters eine Schöpfung, den neuen Garten mit dem Marmorpalais mit ausgeſprochener Ungunſt behandelte, bevorzugte dafür die andere deſto mehr; die Pfaueninſel wurde, beſonders ſeit er 1804 in Ferdinand Fintelmann einen Hofgärtner nach ſeinem Geſchmack dort hatte, ſein Lieblingsaufenthalt. Von der Pfaueninſel werden aus Fintelmann's Zucht wol ſo ziemlich alle die Georginen (Dahlien) ſtammen, die unſere Gärten ſchmücken; ſie ſind ja von hier aus ſelbſt in ihre transatlantiſche Heimat zurückgewandert. Hier wurde, nachdem der König 1821 in ächt königlicher Weiſe die Roſenſammlung des Dr. Behm in Berlin gekauft, von den Fintelmännern jener hochberühmte Roſengarten begründet, der lange ſeines Gleichen nicht hatte. Die Parkanlagen gewannen langſam jenen ſtillen Reiz, der von der Landſchaft allein, ohne irgend welche künſtliche Zuthat hervorgebracht wird, wenn kundige und glückliche Hand alle Vortheile, welche die Natur bietet, zu benutzen weiß. Ein beſondrer Theil des Parks war den Thieren gewidmet; man hatte da eine Hirſchſchlucht, eine Bärengrube, eine Faſanerie, ein Känguruhhaus, ein Lamahaus, ein Affenhaus, eine Volière, Waſſervögelteiche u. ſ. w. Es war hier ein zoologiſcher Garten in einer Zeit, da es dergleichen Anſtalten noch nicht gab. Und faſt den ganzen Beſtand an Thieren hat König Friedrich Wilhelm IV. 1842 der Actiengeſellſchaft des Berliner zoologiſchen Gartens bei deſſen Gründung geſchenkt. Aber es iſt trotzdem noch immer kein Mangel an Gethier auf der Inſel, namentlich bewegt ſich der Pfau ſtolz und ſtill noch immer zahlreich auf dem glattgeſchornen Raſenteppich. Im Jahre 1825 wurde das Cavalierhaus durch die intereſſante Fronte eines alten Danziger Patricierhauſes (dem Grafen Schlieffe gehörig), die der König dort abbrechen und hier wieder errichten ließ, verſchönert. Seitdem nannte man das Cavalierhaus auch das

Danziger Haus; 1830 wurde das Palmenhaus gebaut, da eine Sammlung sehr schöner Exemplare in Paris erworben worden war. Man sagt, die Pfaueninsel werde nur noch des Palmenhauses wegen von Fremden besucht; nun einige kommen doch auch wol noch wegen der dreihundert mächtigen Eichen, die auf der Insel stehen.

Das russische Haus auf dem bewaldeten Berge am andern Ufer der Havel, Nicolskoje genannt, dem damaligen Großfürst Nicolaus, dem Gemal unserer ältesten Königstochter Charlotte zu Ehren, wurde 1819 gebaut. In der Peter Pauls Kirche dabei, die am 13. August 1837 geweiht ist, wurden am 22. Juni 1872 die Prinzessinnen Maria und Elisabeth von Preußen, die Töchter des Prinzen Friedrich Karl, in Gegenwart des königlichen Hauses und verwandter hochfürstlicher Personen confirmirt. Jagdschloß Glinike, der Sommersitz der Prinzessin, gehört zu dem Pfarrsprengel von St. Peter und Paul.

Dem wiederfährt aber keine geringe Gunst, dem es gestattet ist, von der Brücke zwischen den Thürmen des Pfaueninselschlosses hinauszublicken in den Abend, der sich leise über die grünen Buchten und blanken Spiegel des Havelstroms lagert; der die Insel mit ihren duftigen Baum- und Wiesenpartien durchwandeln darf in lauschiger Abendstille — es sind dies Augenblicke, für die man lange ein dankbares Andenken bewahrt.

Das Inselschloß ist ein zierlicher Bau; er ist räumlicher, als er auf den ersten Anblick erscheint und in ihm giebt sich eine Zeit kund, deren Spuren wir im Potsdamer Stadtschloß neben friedericianischer Pracht ärmlich finden, die wir in Paretz mit Rührung charakteristisch nennen, die uns hier aber in edler Eleganz gar freudig begrüßen. Das Pfaueninselschloß zeigt, was man mit den allereinfachsten Mitteln machen kann, wenn man viel Geschmack hat.

Für den preußischen Patrioten bergen diese Räume Schätze von Reliquien aus jener Friedrich Wilhelms- und Louisen-Zeit, die dem preußischen Herzen theuer bleiben wird, wenn uns auch immer mehr ins Bewußtsein tritt, was an Kleinlichem und Falschem gerade jenem Streben nach Einfachheit und Natürlichkeit anhing. Es ist dieses Streben hier, auch wenn es irrte, auf ein solches Stück respectabler Gesinnung und sittlicher Tüchtigkeit gestützt, daß es nirgend wirklich zum Zerrbilde werden kann, so nahe oft die Gefahr dazu gelegen haben mag.

Hier liegen noch, wie einzelne Bausteine eines verschwundenen Tempels, Bruchstücke von jenem königlichen Familienleben, das auf dem Thron ein Muster geworden ist für das Familienleben im ganzen Volke; jene selbst gefertigten Geschenke der Kinder für die königlichen Eltern, jene Spielwerke, die Vater und Mutter für den Geburtstag der Töchter bereiteten. Nach der falschen Seite deuten schon leicht die Bilder hin, auf denen die Kinder als Genien die Bildsäule des Großvaters bekränzen; man wird uns nicht mißverstehen, das Erkennen des Falschen thut unserer herzlichen Verehrung keinen Eintrag, im Gegentheil. Im Pfaueninselschloß finden wir jene reine königliche Familienstube, der es viel tausend Familienstuben im Lande verdanken, daß die Kinder darin in reiner Luft aufwachsen; in dieser Luft ist auch der Prinz aufgewachsen, in welchem die deutschen Völker ihr sichtbares Haupt, ihren Kaiser wiedergefunden haben.

Und je älter König Friedrich Wilhelm III. wurde, desto lieber weilte er auf seiner Pfaueninsel; hier freute er sich vorzüglich auch seines edlen

Alters, und wir Alten, für die der dritte August noch immer ein stiller Festtag ist, an dem wir noch den frischen Festkuchen, den Goldlack, die Levkoye und die Blumengewinde zu riechen glauben, wir finden den lieben alten Herrn nicht klarer und heller wieder, als in einer stillen Stunde auf der Pfaueninsel.

Es ist begreiflich, daß auch Friedrich Wilhelms und Louises Kinder die Pfaueninsel sehr lieben, an die ihre Erinnerung mit so viel zarten Fäden geknüpft ist, und die landschaftlichen Reize der Insel sind ja auch so augenscheinlich, daß selten ein fürstlicher Besuch im königlichen Hoflager verweilt, dem man nicht den Anblick der Pfaueninsel gönnt. In der letzten Zeit ist das freilich seltener geworden; es ist nicht mehr die Zeit jener Familienbesuche, bei dem Berlin und Potsdam in Bewegung gerieth auf das Zauberwort „die Russen kommen!" Das Familienhafte in den Beziehungen des Königshauses zu den Bewohnern der Residenzstädte ist immer mehr zurückgetreten, das muß ja wol so sein und geht nicht anders; aber mit einer gewissen Wehmuth blicken wir doch auf die Tage zurück, da es noch in voller Kraft stand, und die Wehmuth muß uns gestattet sein.

Unter Friedrich Wilhelm IV. kamen noch etliche Familienbesuche vor, die etwas von der alten Art hatten. So waren im Sommer 1852 mal wieder „die Russen gekommen" und Friedrich Wilhelm IV. hatte die Freude, die geliebte Schwester und den Gemal, den Kaiser und die Kaiserin nach der Pfaueninsel zu führen. Der Thee wurde auf der Ostseite des Schlosses, Angesichts der grünen Rasenfläche genommen, die Gesellschaft war zahlreich, es waren noch mehrere fürstliche Herrschaften außer der königlichen Familie zugegen, aber auch sonst Gäste und endlich die berühmte französische Schauspielerin Demoiselle Rachel, bekanntlich erschreckend häßlich, aber eine Virtuosin ersten Ranges. Geheimrath Schneider hatte alle seine diplomatischen Künste aufbieten müssen, die verwöhnte Künstlerin dazu zu bringen, vor der hohen Gesellschaft auf dem Rasen zu spielen. Der König wollte den Kaiser, der die Rachel noch nicht gesehen, überraschen und in der Hoffnung, die sie auch nicht täuschte, der Kaiser Nicolaus werde sie, die Marseillaisesängerin von 1848, nach Petersburg einladen, gab die Rachel nach. Hier, dicht am Rasen stehend, bei einbrechender Dunkelheit schon, gab sie eine Probe ihrer fast dämonischen Virtuosität; sie declamirte eine Bravourstelle aus einer ihrer Rollen (Athalie), was in diesen Umgebungen, unter diesen Verhältnissen gewiß eine Leistung einzig in ihrer Art war. Genau an der Stelle, wo die Rachel an jenem Abend stand, am Rande des Rasens, steht zum Andenken des Tages eine sehr gelungene Marmorstatuette der französischen Schauspielerin von Affinger.

Die Statuette nimmt sich ganz eigenthümlich und pikant aus, wie das ganze Ereigniß pikant zu nennen; wir begreifen aber, daß es braver Leute genug giebt, denen diese Statuette an dieser Stelle störend ist, doch hat man andrerseits auch nicht Unrecht, sie an ihrem Platze zu schützen, den ihr der hochselige Herr zur Erinnerung angewiesen. Gerade in fürstlichen Schlössern und Parks, wo das Conventionelle fast überall den Vortritt hat und haben muß, hat das Besondere ein doppeltes Anrecht auf Schutz, auch wenn es unbequem wird.

Digitized by Google

Ueber ein ſtiliſtiſches Hilfsmittel.

Das „Gegenbuch zum deutſchen Wörterbuch."

Von **Daniel Sanders.**

Die Aufforderung des Herausgebers, einen Beitrag für dieſe Zeitſchrift zu liefern, iſt mir ſehr willkommen, da ich auf dieſe Weiſe Gelegenheit erhalte, dem zahlreichen Leſerkreiſe des „Salon" von einer Arbeit zu berichten, die mich ſchon ſeit geraumer Zeit ausſchließlich in Anſpruch nimmt und die hoffentlich im nächſten Jahr unter dem Titel:

> Deutſcher Sprachſchatz, geordnet nach Begriffen, zur leichten Auffindung und Auswahl des paſſenden Ausdrucks. Ein Gegenbuch zum deutſchen Wörterbuch

erſcheinen wird.

Gewählt aber habe ich gerade dies Thema nicht blos, weil, weß das Herz voll iſt, der Mund leicht überfließt oder — wie ein neugriechiſches Sprichwort es ausdrückt — des Huhns Zunge immer bei der Hirſe iſt, ſondern auch in der Ueberzeugung, daß dies Thema den meiſten Leſern den Reiz vollkommener Neuheit bietet. Denn das „Gegenbuch zum deutſchen Wörterbuch" iſt gewiß für die meiſten Deutſchen ein ſo vollkommen neuer Begriff, daß ich auf ein ſofortiges Verſtändniß des Titels ohne nähere Erläuterung nicht rechnen kann. Und doch iſt mir weſentlich daran gelegen, nicht nur von einem ſolchen Werk, das bisher den Deutſchen gänzlich gefehlt hat, den Leſern einen anſchaulichen Begriff zu geben, ſondern auch in ihnen die Ueberzeugung zu begründen, daß das bisherige Fehlen eines ſolchen Buches ein wirklicher Mangel war und wo möglich das Gefühl dieſes Mangels ihnen ſo lebhaft vorzuführen, daß ein ſolches Werk ihnen nun als ein Bedürfniß erſcheint.

Freilich iſt dies keine leichte Aufgabe; denn wol bei keinem andern Culturvolk iſt weniger als bei uns Deutſchen in den gebildeten Kreiſen das Bewußtſein vorhanden, daß auch die Mutterſprache richtig, gut und ſchön zu handhaben eine Kunſt iſt, zu der man, wie ſie erlernt und mit Bewußtſein fortgeübt ſein will, auch der Hülfsmittel nicht entrathen kann. Gebildete Engländer und Franzoſen z. B. werden zehnmal häufiger ein Wörterbuch ihrer Sprache zu Rathe ziehen, als gebildete Deutſche, die zum großen Theil noch immer in dem Wahne befangen ſind, daß ſie eines ſolchen Werkes nicht bedürfen und Wenig oder Nichts aus demſelben lernen können. „Alles muß der Menſch lernen, der auf Bildung Anſpruch machen will: nur ſeine Sprache will der Deutſche nicht lernen, die ſoll ihm von ſelbſt kommen." So klagte vor mehr als fünfzig Jahren der treffliche Ernſt Moritz Arndt, der an derſelben Stelle ſich ſo ausſpricht: „Keine Sprache iſt von den Eigenen ſo wenig ausgebildet und ſo ſehr vernachläſſigt als die deutſche Sprache, ſo daß man Thränen vergießen könnte, wenn man bedenkt, wie wenige Deutſche den Klang und den Wohllaut und die Gewalt ihrer Sprache kennen, geſchweige denn, daß ſie die innere Tiefe und den ſchweren Reichthum ahnen, der für ſie ein verſunkener Schatz iſt."

Digitized by Google

Freilich ein wenig besser ist es seit jener Zeit schon geworden und auch hier ist dem schärfern Beobachter wenigstens schon das Morgengrauen der richtigern Erkenntniß bemerklich, dem unabweislich die Morgenröthe und dann das volle Licht nachfolgen wird. Eine erfreuliche Wahrnehmung für jeden Vaterlandsfreund und ganz besonders für mich, der ich es mir mit zur Lebensaufgabe gemacht, an meinem Theile nach Maßgabe meiner Kräfte zur rechten Schätzung und Würdigung unserer Sprache beizutragen.

Doch nun zurück zu dem eigentlichen Thema dieser Zeilen, dem „Gegenbuch zum deutschen Wörterbuch", über dessen Begriff und Zweck im Allgemeinen ich mich bereits in einem Aufsatz in Paul Lindau's „Gegenwart" ausgesprochen. Es wird vergönnt sein, daraus das Folgende hier zu wiederholen:

„Das gewöhnliche Wörterbuch führt in einer das sofortige Auffinden jedes Wortes ermöglichenden (in der Regel alphabetischen) Ordnung den gesammten Wortschatz einer Sprache auf und fügt zu jedem Wort die Angabe, welchem Begriff es entspricht und wie dieser sich in einzelnen Anwendungen und Verbindungen mit anderen Wörtern etwa eigens modificirt. Dem Benutzer des Wörterbuches liegt also in jedem einzelnen Fall ein bestimmtes Wort vor und er will durch das Nachschlagen eben erfahren, welchen Begriff er mit dem vorliegenden Worte — allgemein oder in einer bestimmten Anwendung — zu verbinden hat. Für das Gegenbuch findet natürlich gerade das Umgekehrte statt. Hier ist nicht das Wort gegeben und der Begriff wird gesucht, sondern der Begriff ist da und das Wort, der passende, bezeichnende Ausdruck wird gesucht. Der Suchende will und soll in dem Buch, das er nachschlägt, für den Begriff, den er ausdrücken will, sofort das passende Wort, den schlagenden Ausdruck finden."

Engländer und Franzosen, die, wie gesagt, schon früher und lebhafter als wir Deutschen das Bedürfniß lexikographischer Hilfsmittel für den richtigen, guten und schönen Gebrauch ihrer Sprache empfunden, besitzen bereits derartige Werke, die Franzosen ein umfangreicheres, das in seiner Art ganz vortreffliche „Dictionnaire analogique de la langue française. Répertoire complet des mots pour les idées et des idées pour les mots, par P. Boissière, ancien professeur", auf welches mich Paul Lindau aufmerksam gemacht; die Engländer ein kürzeres, den „Thesaurus of English Words and Phrases classified and arranged so as to facilitate the expression of ideas and assist in literary composition, by Peter Mark Roget, M. D., F. R. S.", von welchem Buch in zwanzig Jahren an dreißig Auflagen erschienen sind. Dies englische, durch den Erfolg als so ganz besonders practisch bewährte Werk habe ich in seiner Anordnung und Einrichtung für meine Arbeit im Ganzen und Großen als Muster und Vorbild gewählt und will nun zunächst versuchen, dem geneigten Leser von dieser Anordnung und Einrichtung ein möglichst anschauliches Bild zu geben.

Das Buch besteht aus zwei Hälften, einem Haupttheil und einem alphabetischen Wörterverzeichniß. In dem Haupttheil ist der Sprachschatz nach Begriffen geordnet, und zwar so, daß die entgegengesetzten Begriffssfächer einander auch räumlich unmittelbar gegenübergestellt sind, die Mittelglieder aber und die angrenzenden Begriffsfamilien immer in der unmittelbaren Nähe stehen. In den einzelnen Begriffsfächern sind die Wörter, mit Einschluß der üblichen Wortverbindungen (Redensarten) — grammatisch classificirt nach den Wortclassen als Substantiva, Verba und Adjectiva (zugleich auch als Adverbia) — so geordnet und gruppirt, daß immer die

näheren ſinn- und begriffsverwandten Wörter auch möglichſt nahe beiſammen ſtehen, ſo daß man alſo, wenn man irgend ein Begriffsfach aufſchlägt und dies, wie auch das gegenüber und die näher oder ferner daneben ſtehenden in's Auge faßt, ſofort eine große Zahl von Ausdrücken findet, die unter den aufgeſchlagenen Begriff oder deſſen Gegenſatz fallen oder an den Begriff oder deſſen Gegenſatz näher oder ferner angrenzen. Dieſe Begriffsfächer nun, über deren Anordnungen im Allgemeinen man ſich durch eine beigegebene kurze Ueberſichtstafel einigermaßen orientiren kann, ſind mit fortlaufenden Nummern bezeichnet, und dieſe Nummern ſind in dem zweiten Theil, in dem rein alphabetiſch geordneten Wortverzeichniß bei jedem Wort angegeben, ſo daß man alſo, um einen raſchen Ueberblick über alle unter ein gewiſſes Begriffsfach fallende oder daran grenzende Ausdrücke zu gewinnen, nur in dem alphabetiſchen Verzeichniß irgend einen zu dieſem Fach gehörigen Ausdruck aufzuſuchen und dann in dem eigentlichen Werk die dort gefundene Nummer aufzuſchlagen hat.

In vielen Fällen kann und wird ein derartiges Werk dem Nachſchlagenden von weſentlichem Nutzen ſein.

Zuweilen halten wir beim Reden oder Schreiben ſtockend inne, weil uns plötzlich zum Bewußtſein kommt, daß uns für einen ganz beſtimmten Begriff, den wir eben ausſprechen wollen, der bezeichnende Ausdruck fehlt. Daß ein ſolcher vorhanden, wiſſen wir mit Beſtimmtheit, aber wir können ihn — wenigſtens augenblicklich — nicht finden. Das Wort (ſo pflegen wir dann wol mit quälendem Bewußtſein zu ſagen) liegt uns auf der Zunge, aber wir würden doch einem Freunde dankbar ſein, der uns ſofort darauf hilft. Einen ſolchen Freund kann das Nachſchlagebuch unſeres Sprachſchatzes in derartigen Fällen abgeben, die, wie ich in dem erwähnten Aufſatz an einigen ſchlagenden Beiſpielen nachgewieſen, auch Perſonen begegnen, welchen im Allgemeinen die Sprache wol zu Gebote ſteht.

Ein andermal haben wir einen Entwurf niedergeſchrieben und wenn wir ihn dann überleſen, ſo befriedigt er uns nicht ganz; wir haben das Gefühl, daß unſer Sinn nicht ſeinen ganz entſprechenden Ausdruck gefunden, daß unſere Gedanken nicht in voller Beſtimmtheit, Klarheit und Schärfe hervortreten, daß Das, was wir haben ſagen wollen, nicht ganz und mit allen Nüancen, wie wir es gedacht, auf dem Papier ſteht. Wir fühlen das dringende Bedürfniß, zu ändern, zu beſſern. Hier wäre ein Wort mit einem paſſendern, bezeichnendern zu vertauſchen, da eine langathmige, weitläufige, matte Umſchreibung durch einen einfachen, kurzen, prägnanten Ausdruck zu erſetzen, dort ein das Geſagte etwas modificirendes, anders färbendes Beiwort hinzuzufügen u. A. m. Aber ohne Hilfe werden wir das dem Geiſt vorſchwebende Richtige zu finden uns vielleicht lange, und in manchen Fällen vielleicht überhaupt vergeblich abmühen. Hier dürfte dann wieder unſer Nachſchlagebuch ſich als willkommener Helfer einſtellen, indem es für jeden Begriff mit den angrenzenden Nüancen, Abſchattungen, Abſtufungen und Modificationen ſofort eine möglichſt große Anzahl von Ausdrücken ähnlicher und verwandter Bedeutung darbietet, worunter man mit Leichtigkeit den richtigen, treffenden auffinden und auswählen wird.

Von ganz beſonderm Nutzen aber dürfte das Nachſchlagebuch ſein, wie mir dies für das Roget'ſche von Engländern vielſeitig verſichert worden iſt, wenn es von uns bei ſchriftlichen Ausarbeitungen gehörig zu Rathe gezogen wird. Wenn man, während man ſeine Gedanken über ein zu bearbeitendes

Thema zusammenstellt und ordnet, dabei im „Sprachschatz" ein oder das andere der einschlägigen Begriffsfächer prüfend überblickt, so genügt zuweilen ein einziger Ausdruck, dem Nachschlagenden ein bis dahin übersehenes Gesichtsfeld zu eröffnen, an ein einziges Wort knüpfen sich dann zuweilen ganze Gedankenreihen; denn Gedanke und Wort stehen in fruchtbarer Wechselbeziehung.

Wenn der geneigte Leser die kurzen Andeutungen, auf die ich mich hier begreiflicherweise habe beschränken müssen, bei sich weiter ausführen und durchdenken will, so wird er vielleicht dem bisher besprochenen Nachschlagebuch eine gewisse Berechtigung für manche Fälle nicht mehr ganz absprechen und, wenn es später erscheint, wenigstens den Versuch wagen, in wie weit das Buch sich bei zweckmäßiger Benutzung für ihn als nutzbar und brauchbar bewähren wird. Dann aber hoffe ich, wird es dem freundlichen Leser mit dem „Sprachschatz" ergehen, wie es einem meiner Freunde mit meinem großen „Deutschen Wörterbuch" ergangen. Er hatte sich das Werk angeschafft, wie er mir mit liebenswürdiger Offenheit vertraute, mehr aus freundschaftlicher Rücksicht für den Verfasser als weil er das Bedürfniß eines solchen Buchs für einen gebildeten (nicht gelehrten) Deutschen anerkenne. Ich nahm dagegen dem offenherzigen Freund das Versprechen ab, da er das Buch nun doch einmal habe, es wenigstens auf einige Monate wirklich zu benutzen, so oft sich ihm in dieser Zeit eine Gelegenheit zum Nachschlagen darböte. Dann würde ich es ihm nicht übel nehmen, wenn er das Wörterbuch ein für allemal als überflüssig von seinem Schreibpult entferne. Noch heute aber steht das Buch auf dem Pulte meines Freundes, der mir bisweilen lächelnd vorwirft, ich hätte ihm das Bedürfniß des deutschen Wörterbuchs förmlich eingeimpft. Er versichert mir, es vergehe selten ein Tag, wo er nicht das Buch nachzuschlagen Gelegenheit habe oder nehme und öfters lese er in dem auf's Gerathewohl aufgeschlagenen.

Möge meine Hoffnung auf einen ähnlichen Erfolg in Betreff des „Sprachschatzes" bei dem freundlichen Leser mich nicht trügen. *)

---

*) Wir freuen uns der Gelegenheit, ein neues Werk des berühmten Lexikographen, welchen wir mit obigem Beitrag in den Kreis unserer Mitarbeiter einzuführen das Vergnügen haben, unseren Lesern auf das Eindringlichste empfehlen zu können: „Kurzgefaßtes Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache von Dr. Daniel Sanders (Berlin, G. Langenscheidt, 1872). Man braucht sich des Geständnisses nicht zu schämen, daß uns mitten im Gebrauch unserer schönen und kraftvollen Muttersprache zuweilen ein Zweifel überkommt, der seinen letzten Grund in ihrem unendlichen Reichthum, ihrer Formenfülle hat. Sollen wir sagen: „Wir Deutschen" oder wir „Deutsche"? Heißt es „Zeichenunterricht" oder „Zeichnenunterricht"? Was ist richtig: „Laß dieses Büchlein Dein Freund" oder „Deinen Freund sein"? Bedenken dieser Art löst das genannte kleine Werk, welches wir selbst schon bei unseren Arbeiten als einen treuen Rathgeber kennen gelernt haben. Der Verfasser, dessen großes „Wörterbuch der deutschen Sprache" und „Fremdwörterbuch" (beide bei Wigand in Leipzig), wahrhafte Ehrendenkmale seines Fleißes und Scharfsinns, sich bereits längst zu durchaus unentbehrlichen literarischen Hilfsmitteln der deutschen gebildeten Welt gemacht haben, ist in den „Hauptschwierigkeiten" einem Bedürfniß entgegengekommen, welches man in den unzähligen Fällen, wo die Grammatik als solche keinen Aufschluß giebt, längst schon tief und allgemein empfunden hat. Wir glauben uns daher den Dank unserer Leser zu verdienen, wenn wir ihre Aufmerksamkeit nachdrücklich auf das nützliche Büchlein lenken, von welchem übrigens in weniger als sechs Monaten bereits vier Auflagen erschienen sind. Die Red. des „Salon".

Die Parforcejagd.

Von **W. Br. Warburg.**

II.

Sobald der Morgen des Jagdtages graut, eilt der Jagdzugmeiſter mit den Vorſuchern in das Revier; dort wird der Hirſch von ihm bezeichnet — beſtätigt — welcher gejagt werden ſoll, darnach aber Forſtbediente auf den Hauptwechſeln aufgeſtellt. Die Beſtätigung des Hirſches erfolgt nach ganz beſtimmten waidmänniſchen Principien; fällt das Parforcereiten in die Feiſtzeit, ſo erwählt man jagdbare — jedenfalls die ſtärkſten Hirſche im Revier; jagt man dagegen nach der Brunſt oder während derſelben, ſo werden ſchwächere, überhaupt ſolche Hirſche erwählt, welche ſo ſpät als möglich auf der Brunſt ſtehen; der Grund für dieſe Regel iſt der Erfahrungsſatz, daß eine Meute, welche einmal auf Brunſthirſche anlegte, nur ungern wieder andere Fährten anzieht.

Nachdem der Jagddirigent den Jagdhirſch unter dem Standwild bezeichnet, begiebt er ſich auf das Rendezvous und theilt den dort erſchienenen Reitern mit, welchen Hirſch er beſtätigte, den er ihnen genau beſchreibt; ſodann wählt er aus der Meute vier bis ſechs der bewährteſten Hunde aus, welche er, paarweiſe aufgekoppelt, vielleicht hundert Schritte ſeitabwärts von der Meute führen läßt; hier werden die Hunde gelöſt und unter Leitung ſpeciell dazu deſignirter Jäger, wie auch derjenigen Herren, welche der Jagd von vorn bis hinten folgen wollen, auf den Ort gebracht, wo die Fährte des von den Vorſuchern beſtätigten Hirſches verbrochen iſt. — Nun beginnt das ſogenannte Lanciren; nachdem von den Jägern der Stand des Hirſches ſo feſt ermittelt und eingekreiſt worden iſt, daß dieſer unmöglich entkommen kann, bringt man die Lancirhunde unter: „Töch, töch! Such, ſuch!“ auf die Fährte; die Beſtätigung, daß ſie den richtigen Hirſch angenommen, empfangen ſie durch das dieſen Hunden ſehr wol bekannte Zujuchen ihrer berittenen Begleiter und ſetzen nun mit großem Eifer die Verfolgung des Wildes ſo lange fort, bis ſie von den Piqueuren geſtoppt werden, weil der beſtätigte Hirſch, wie beabſichtigt, iſolirt und in irgend eine Schonung oder Gebüſch hineingedrängt worden iſt.

Während die Lancirhunde ihrem Beruf genügten, hat der Chef der Jagd umſichtig darauf Bedacht genommen, die Meute in nicht allzu weiter Entfernung und zum Anlegen bereit zu halten, wozu er ſich der Vermittlung der Piqueure bedient; ſollte der Fall eintreten, daß der von den Lancirhunden verfolgte Hirſch allzu nahe in die Peripherie der Meute kommen ſollte, ſo daß dieſe dadurch allerdings aus ihrer reſervirten Rolle herausgedrängt und desorganiſirt werden könnte, ſo wird ein Oberpiqueur von Geiſtesgegenwart ſeine Hunde gleichwol mit großer Sicherheit vor ſolchem Unfall zu wahren wiſſen, indem er ohne Säumen eine Veränderung in deren Aufſtellung eintreten läßt und eine Vertiefung im Terrain, Büſche oder anderweitige Terrainhinderniſſe, dazu benutzt, daß die gefahrvolle Aproche des Hirſches an den Hunden unbemerkt vorübergeht; das Geläute der ſich annähernden Lancirhunde muß in dieſem Fall durch Pfeifen und Singen der Piqueure übertönt und die Aufmerkſamkeit der Hunde durch Liebkoſungen abgelenkt werden; dem wol gar direct auf die Meute zuſteuernden Hirſch aber müſſen die Piqueure an den Flanken durch Zurufe und Geſticulationen

mit den Armen, durch Wehen mit Tüchern oder durch Schwenken des Hutes eine andere Richtung geben.

Sobald der Hirsch gestellt, die Lancirhunde gestoppt und die Meute herbei dirigirt worden ist, ist der Moment gekommen, wo die eigentliche Jagd beginnt und auf den Hirsch angelegt wird. Ein erfahrener Jagdchef wird es verstehen, hierzu einen freien Platz vor einem dichten Busch zu wählen, da gerade bei solcher Terrainmodulation die Hunde gezwungen sind, vorsichtig auf der Fährte zu folgen und ihre erste Passion sie hier nicht so leicht zu Uebereilungen induciren kann. Aus ähnlicher Intention scheut man sich auch nicht, selbst da mit der Meute anzulegen, wo mehr Edelwild wechselt und Chance zu erwarten ist; weil die Hunde sich dort anstrengen müssen, um auf richtigem Wege zu bleiben, kräftigen sie sich in corpore in ihrem Urtheil und werden fester und solider, als da, wo allzu leichte Arbeit leicht ein zerfahrenes Wesen erzeugt.

„Herbei die Meute! Vorwärts die Jagd!" so heißt es jetzt. Mit größtmöglichster Geschwindigkeit werden die Hunde losgekoppelt, denen die auseinanderſprengenden Reiter freien Spielraum gewähren, und gerade wie bei der Trainjagd wird nun auf den wirklichen Hirsch angelegt; niemals unter Wind, weil sonst die Meute viel zu ochement und darum unpreciare vorgehen würde.

Das Schlimmste, was für die Meute arriviren kann, ist das, wenn auf einen angeschossenen Hirsch angelegt wird; Hunde, welche ein einziges Mal auf Schweiß gejagt haben, nehmen nie wieder die Fährte an und sind total verdorben.

Nicht nur für die Parforcereiter ist es eine Augencharme, wenn der Hirsch bald à vue kommt, sondern es fördert auch die Ausbildung der Meute; das Signal: „La vue!", der Jagdruf: „Taïant!" verkündet den Eintritt dieses frohen Ereignisses.

Lustig und überaus animirt folgt dann mit sonorem Geläute die Jagd dem Hirsch; es ist etwas Wundervolles für einen Jägersmann von Passion, mit einer frischen Jagdallüre über das Blachfeld dahin reiten zu können!

Der Oberpiqueur hat nun sein Hauptaugenmerk darauf zu richten, daß seine Meute bei einander versammelt bleibe; zu diesem Zweck läßt er je nach Bedürfniß Fanfare „Stoppen" ertönen, um dann, wenn alle Nachzügler heran sind, die Pace wieder aufzunehmen.

Dadurch lernen die Hunde die Fährte richtig wieder aufnehmen, wenn sie auch inzwischen kälter geworden ist.

Geht die wieder angelegte Jagd auf richtiger Fährte weiter, so juchen die Reiter hell auf und die Jagdpfeifer lassen die Fanfare „Gute Jagd" ertönen; kommen die Hunde dagegen auf falsche Fährte zu jagen — machen sie Change — so tönt der Jagdruf: „Hourwari, hourwari!" Die entsprechende Fanfare wird geblasen und nicht eher abgelassen, als bis auf richtiger Spur wieder frisch angelegt ist. — Gerade beim Beginn des Reitens ereignet es sich am leichtesten, daß die Meute, oder auch nur ein Bruchtheil von ihr, Change nimmt, während der andere Theil mit richtiger Witterung unerschütterlich dem bestätigten Hirsche folgt; die Jäger, welche mit den falschen Hunden zogen und gleichwol deren Irrthum erkannten, haben in diesem Fall das sonst auf das Strengste bei der Parforcejagd verpönte Peitschenknallen unter unablässigem Hourwarirufen zu executiren, und mit dieser an und für sich rohen Demonstration nicht eher nachzulassen, als die auf falscher

Fährte jagenden Hunde zu ihren, auf richtiger Spur verbliebenen Cameraden unter belobendem „Hay, hay, hay" zurückdirigirt sind. Damit eine solche Trennung von Kopf und Gliedern in der Meute nicht deren völliges Auseinandergehen nach sich ziehe, wird der unter guter Jagd befindliche Theil der Meute häufig gestoppt und hiermit so lange fortgefahren, bis die Abtrünnigen wieder auf den Pfad der Tugend zurückgekehrt sind. Hat die ganze Meute falsche Fährte angenommen, so muß sie, sobald der Fehler constatirt ist, sofort gestoppt und auf den Punkt zurückcitirt werden, wo das Change eintrat, und darnach, wenn die Fährte nicht anders wieder aufzufinden ist, sogar nach vorgängigem Lanciren, wieder frisch angelegt werden, eine Manipulation, welche auch dann Platz greift, wenn, während die Hunde von falscher auf richtige Fährte zurückgebracht werden, die Fährten kalt geworden sind und die Hunde die weitere Jagd refüsiren.

Eine Illustration der Parforcejagd von eigenthümlichem Colorit ist es, wenn aus der Landjagd eine Wasserjagd wird, und doch tritt dieser Fall häufig ein; theils um sich Abkühlung zu schaffen, theils um seinen Verfolgern zu entgehen, stürzt sich der Hirsch in einen großen See oder Strom, um schnell, die Wasserfläche zertheilend, an's rettende jenseitige Ufer zu gelangen.

Der Jägersmann ruft, sobald er des schwimmenden Hirsches ansichtig wird: „Il bat l'eau!" die Fanfare „Wasser" ertönt, die Meute wird gestoppt, der Ort, an welchem der Hirsch drüben das Ufer betritt, genau vermerkt und in's Auge gefaßt und, um gerade dort zu landen und neu anzulegen, ein Uebergangsmittel, eine Fähre für die ganze oder auch nur für die getheilte Jagdfolge gesucht. Heißt es in solcher Lage nun:

„Und trostlos irrt er an Ufers Rand;
Wie weit er auch spähet und blicket,
Und die Stimme, die rufende, schicket,
Da stoßet kein Nachen von sicherem Strand,
Der ihn setze an das gewünschte Land,
Kein Schiffer lenket die Fähre."

so tritt allerdings auch der Nachsatz in sein unbestreitbares Recht:

„Und der wilde Strom wird zum Meere!"

Die Gesammtgesellschaft mit allen zwei- und vierbeinigen Theilnehmern hat das lange Nachsehen, falls der Hirsch nicht aus eigener Initiative — wir nennen diese, weil sie fast stets eintritt, eine unglückliche Prädestination — an's andere Ufer zurückkehrt, um dort dann allerdings sehr bald Halalit zu werden.

Eine tüchtige Jagdverwaltung, zumal da die Parforcejagden zumeist in einem ganz bestimmten Complexus von Revieren abgehalten werden müssen, wird aber stets solche Möglichkeit vorausgesetzt und für Fähren und Kähne gesorgt haben, damit mindestens das amtliche Personal mit den nöthigsten Hunden über's Wasser geschafft, da drüben frisch angelegt und womöglich der Hirsch wieder zurück vor die Meute gebracht werden könne.

Setzt sich solche Wasserjagd so schnell in Scene, daß die Hunde — bevor sie in pleno gestoppt werden konnten — bereits bei der Verfolgung des Hirsches im Wasser waren, so müssen die Piqueure, wiewol gerade hier Schnelligkeit von größter Wichtigkeit ist, dennoch drüben die anlandenden Hunde sofort stoppen und so lange zusammenhalten, bis die letzten schwimmenden Hunde heran sind, erst dann darf frisch angelegt werden. Die verschiedenen Jäger und Piqueure haben den ganzen Uferrand entlang in

Intervallen Posto zu fassen, um den Moment nicht zu verfäumen, wo der Hirsch etwa wieder zu Wasser geht, und diesen alsdann durch den Ruf: „Il bat l'eau" und die Wasserfanfare laut zu verkünden. Schnellste Nachfolge von Menschen und Hunden, um drüben mit der completen Meute so bald als möglich wieder anlegen zu können, gebietet hier fast selbstverständlich die Jagdtactik.

Bei gut organisirten Parforcejägereien von Routine und Erfahrung wird es stets kundige Piqueure geben, von welchen Etliche die schwierige Aufgabe zu lösen verstehen, dem bestätigten Hirsch à vue zu folgen; ist dies aus ganz besonderm und ungewöhnlichem Anlaß nicht zu ermöglichen, so werfen sich einige von diesen Männern auf den Wechsel vor, um, sobald sie des Hirsches wiederum ansichtig werden, durch lautes Juchen und das Signal: „La vue" zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. So lange diese Avantgarden der Jagd die Meute hinter sich hören, werden sie überhaupt wohl thun, von Zeit zu Zeit laut zu werden und sich zu melden, um überhaupt in Rapport zu bleiben; wird ihnen aber klar, daß die Meute hinter ihnen Change machte, so wird zur fortgesetzten Beobachtung des Jagdhirsches der schnellste Gefährte deputirt, welcher, wenn er ihm nicht à vue aufbleiben kann, seine Fährte verbricht, wo er ihn verlor, und sich dann auf den nächsten Wechsel zurückbegiebt; die anderen Forstmänner bleiben aber auf der Stelle halten, wo ihnen die Gewißheit wurde, daß die Jagd falsch sei, und geben Fanfare-Jagdruf: „Kehr um". Ihr lautes Juchen wird die Meute bald auf bessern Weg zurückschaffen und allerdings zwingen, gewissermaßen wieder in der bereits geschilderten Weise von vorn anzufangen.

Wollte man die Hunde stören oder zu größerer Eile animiren, wenn sie Retouren ausmachen oder Wiedergänge absuchen, welche bei Hirschen zumeist immer nach einer und derselben Seite ihrer Fluchtlinie vorkommen, so würde dies bewirken, daß sie sich für die Folge stets überhaspeln.

Der jüngste Piqueurdienst besteht darin, die Queue der Jagd zu dirigiren und nachzudrängen.

Den Ruhmespunkt, den Schluß jeder Parforcejagd soll das Halalit bilden; es erfolgt, wenn sich der Hirsch zu Land der Meute stellt und weitere Flucht aufgiebt, oder nicht mehr in der Lage ist, aus dem Wasser heraus zu können.

Im ersten Fall erschallt die Fanfare „La vue", im zweiten die Wasserfanfare, um alle Reiter an den Ufern des Gewässers zusammen zu bescheiden.

Beim Land-Halalit erhält der gewöhnlich von den Hunden niedergerissene — oftmals auch von selbst zusammenbrechende — Hirsch von dem vornehmsten Reiter den sogenannten Fang; der Hirschfänger wird ihm bis zum Stichblatt durch die linke Brusthöhle in's Herz gestoßen, daß er sofort verendet.

Bei vielen Parforcejagden wird noch zwischen Ausheben und Abfangen unterschieden; auszuheben, d. h. den gestellten Hirsch zum Fang für den Hauptjäger, wol gar ein gefürstetes Haupt oder der Landesherr, vorzubereiten, ist das Vorrecht Dessen, welcher, Dank der Schnelligkeit seines Rosses und eigener Jagdgewandtheit, zur Stelle war; der Fang wird alsdann ausdrücklich so lange vorbehalten, bis der dazu Berechtigte zum Halalit erscheint.

Während dieser Ceremonie ziehen alle Anwesenden — im Kreise rund herum gruppirt — die Handschuhe ab von der rechten Hand und lüften die

Hirschfänger; alle Jäger rufen: „Halalit! Huch! Halalit!“ und die Jagdpfeifer lassen die entsprechende Siegesfanfare lustig in die Luft erschallen.

Der bewältigte Hirsch giebt häufig sein Leben nur nach einem letzten Kampf der Verzweiflung auf und dieser kann, wenn nicht mit Sachkenntniß große Vorsichtsmaßregeln gebraucht werden, leicht für Menschen, Pferde und Hunde höchst verderblich werden. Die bewährteste Präventivmaßregel ist die, daß, sobald der Hirsch von den Hunden gestellt ist, sich mehrere Jäger zu Fuß unter dem Schutz von Büschen, Bäumen oder Terraingegenständen von hinten an denselben heran machen und ihm über den Knieen der Hinterläufe die Sehnen, die sogenannten Hessen, mit dem Waidmesser durchschneiden.

Liegt es dagegen in der Vorherbestimmung begründet, daß das gejagte Stück Edelwild in Wasserfluthen seinen bewältigenden Verfolgern unterliegen soll, so schießt ihm das Jagdoberhaupt entweder eine Kugel vor den Kopf oder er wird mit Hülfe von Haken und Stangen durch Niederdrücken in's Wasser zum Verenden gebracht; auch in diesem Falle wird von den Jagdpfeifern am Ufer Halalit geblasen, der Hirsch aber an's Land gebracht und ihm dort der Fang ertheilt.

Dem Halalit folgt die Curée; der Hirsch wird zerwirkt und damit angefangen, demselben die Läufe über dem Geäfter im Gelenk abzulösen, wobei die Haut, bis zum Kniegelenk abgetrennt und aufgeschlitzt, an den Läufen durchschlungen sitzen bleibt.

Den rechten Vorderlauf reicht der Jagdzeugmeister dem Jagdherrn oder dem vornehmsten Gast dar, welcher seinerseits wiederum bestimmt, wer von den übrigen Honoratioren des Jagdgefolges die übrigen Läufe als Ehrengeschenk erhalten soll; Gaben, welche die Empfangenden durch reiche Lösung an das Jagdpersonal ehren.

Alle übrigen Jagdtheilnehmer schmücken ihre Hüte für die Dauer des Jagdtages mit grünen, ihnen vom Matador der Jagd dedicirten Büschen von Eichenlaub oder Nadelholz; die Hirschläufe werden an den Hirschfängern befestigt und dort ebenfalls den ganzen Jagdtag getragen.

Darnach wird der Hirsch zerlegt; nachdem er aufgebrochen und der ganze Kopf mit daran verbleibendem Gehörn vorweg abgelöst ist, das Ziemer für die Küche des Jagdherrn reservirt und die besseren Stücken Wildpret für die Jägerin bestimmt worden sind, wird der Aufbruch, das vom Geäse befreite Gescheide, in kleine Stücke zerhackt und dann die abgelöste Hirschhaut darüber hinweggeschlagen, auf welcher oben drauf der Kopfschmuck des Hirsches placirt wird.

Nun wird die Meute unter Fanfaren und Jagdjuchen an den zerlegten Hirsch herangeführt und ihr von einem Piqueur der gehörnte Kopf der Jagdbeute entgegengehalten; nachdem sie durch Vor- und Rückgehen mit demselben, eventuell durch dessen durch den Träger veranlaßte Bewegungen munter, laut und aufgeregt gemacht worden, wird endlich die Haut hinweggezogen und ihnen der Aufbruch preisgegeben.

Die Jagdpfeifer blasen hierzu Curée; sobald dieser Schmaus aber beendet ist, wird der Heimzug angetreten, denn zwei Hirsche dürfen niemals an einem Tage Parforce gejagt werden, schon darum nicht, weil veränderte Witterungen die Hunde lehren würden, Change zu machen, zwei Jagden aber auch eine und dieselbe Meute nicht prästiren könnte.

Bevor aufgebrochen wird, hat der Jagdherr Jagdrecht zu sprechen; Die-

jenigen, welche während des Parforcereitens gegen die ehrwürdigen Vorschriften des Waidwerks, gegen die Observanzen frevelten, sollen jetzt mit dem Blatt gestraft werden; was während der Curée Strafwürdiges sich ereignete, kann aber erst am nächsten Jagdtage Erledigung finden.

Daß der Hundemeister seine Combattanten genau Revue passiren und nach etwa versprengten Kriegern gewissenhafte Recherchen anstellen, den oft übel zugerichteten Blessirten aber die sorgfältigste thierärztliche Pflege sofort angedeihen läßt, das versteht sich eigentlich wol von selbst.

Die Dauer solcher Jagd ist gar relativ; geht Alles in normalem Verlauf, wird wol nach einer halben Stunde Halalit gemacht; sie kann aber auch sechs, acht Stunden andauern.

Den Jagdheimzug eröffnet die von ihren Piqueuren in gewohnter Weise geführte Meute, begleitet von den lustige Fanfaren schmetternden Jagdpfeifern; dann folgt der Oberpiqueur, den gehörnten Hirschkopf vor sich auf dem Sattelknopf haltend; den Schluß macht der Festzug der Jagdreiter, welche paarweise nach ihrem Rang dahinziehen. Ohne aristokratische Formen und Manieren thut's nun der Jägersmann einmal nicht; Eines von unseren Jagdvorbildern bedeutete uns dereinst mit großem Ernste: „daß die Jagd ein vornehmes Geschäft sei und daß daher die Jäger nicht nur keine Lumpe, sondern allesammt vornehme Kerle sein müßten!" Er war es sicherlich, möge die Erde ihm leicht sein!

Von einer Fehljagd kehrt Alles ohne Sang und Klang zurück; an manchen Stellen erstreckt sich der Fluch eines erfolglosen Reitens sogar auch auf das Jagddiner; es darf kein Champagner getrunken werden, wie denn überhaupt nur Denen, welche beim Halalit anwesend waren, der Genuß schäumender Pocale gestattet ist. Den Toast auf das Wohl des Landesherrn auszubringen, ist des Siegers Errungenschaft, sein Herren- und Jägerrecht.

Man gestatte uns, noch einige allgemeine Winke anzuschließen.

Junge Herren, welche dazu gelangen, wirklichen Hirschparforcejagden folgen zu können und in dem beneidenswerthen Stadium ihrer Primitien bei der Parforcejagd sich befinden, werden stets den Ehrgeiz hegen — Allem beiwohnen zu wollen; sie werden daher nicht ermangeln dürfen, mit zu lanciren und an der Seite der die Meute führenden Piqueure zu bleiben und um deswegen nicht ohne Relais bestehen können. Wer schon oft geritten und, wie unser alter Lehrprinz sagte, den Rummel kennt, wird sich dagegen in der Regel nicht in allzu excentrischen Gängen bewegen wollen und sich nur deswegen an der Queue bei den Jagdpfeifern halten, welche schließlich überall sein müssen, wo etwas los ist; dort werden sie in der Regel auch am meisten zu sehen bekommen.

Für diese alten, unfehlbaren Jäger und Habitués der Parforcejagd schreiben wir aber eigentlich nicht; wir beugen uns vielmehr vor ihrer Erfahrung und bitten sie nur inständigst, indem wir unsere großen Irrthümer demüthig erkennen, unserm Aufsatz mindestens den Werth eines dolce nella memoria zugestehen zu wollen.

Alle Die aber, welche nicht fest in der Usance der Parforcejagden sind, haben sich davor zu hüten, daß ihre Passion ihnen nicht ein Schnippchen schlage und sie etwa dadurch, daß sie beim Anblick eines andern, als des bestätigten Hirsches „Taïant" rufen, den Erfolg des ganzen Tages gefährden; ein einziger Peitschenknall am unrichtigen Ort kann die unseligsten Irrthümer

heraufbeſchwören; vorwitzige junge Herren, welche die Fährten verreiten, bevor die Meute denſelben folgte, können deren völliges Verlorengehen ſehr leicht verſchulden; verläßliche, alte Hunde pflegen zwar trotz allen ſolchen Etourderien Fährte und den richtigen Hirſch feſtzuhalten, ſelbſt wenn dieſer auch unter andere Hirſche und in ſtarke Rudel hineingeräth; es iſt das eben ein Probirſtein für einen character indelibilis, nicht von anderen Hirſchen Notiz zu nehmen.

Uebrigens trennt ſich der beſtätigte, einmal gejagte Hirſch ſtets wieder von anderen Hirſchen ab.

Daß Anfänger bei ihren erſten Jagden in Retouren und Windengängen unnöthig ihre Kraft erſchöpfen, wäre eben kein Unglück, da es an und für ſich für den Verlauf der Jagd irrelevant und nur innere Angelegenheit Derer iſt, welche unnütz ihre Pferde zu Grunde richten.

Wir meinen, das getreue Bild einer Parforcejagd auf Hirſche gegeben zu haben — nämlich wie ſie vordem abgehalten werden ſollte und im Weſentlichen auch abgehalten wurde.

Nach dem Gebrauch der modernen Parforcejagd gehört ſehr Vieles von dem, was wir berichtet haben, zu den überwundenen Standpunkten; weder die Mittel werden in dem Maße auf die Jagd verwendet, wie wir ſchilderten, noch auch ſo zunftmäßig, ſo gründlich bei derſelben verfahren.

Nur das erſte Vaterland der Hirſchparforcejagd, Frankreich, kann ſich zur Zeit noch rühmen, nach dem altehrwürdigen Brauch der Altvorderen Parforce zu jagen; allein bei der kaiſerlichen Jagd in Fontainebleau wurde noch nach jenem geſchilderten Ritus mit Relais, Lancirhunden, Jagdpfeifern unter großem Aufwand und Jagdgepränge Hirſche aus dem Freien gejagt.

Bei allen anderen, engliſchen wie deutſchen, ſogenannten Parforcejagden kommt es jetzt weit mehr auf wahnſinniges Reiten als auf das Jagdritual an. Dem edlen Geſchäfte des Waidwerkes, welchem unſere Vorfahren einen ganzen Tag gewährten, zu welchem ſie in Proceſſion mit dem kommenden Büchſenlicht aufbrachen und ruhmgekrönt unter Fackelſchein nach Hauſe zurückkehrten, haben unſere Jagdhabitués und Lions von heute bei Weitem nicht ſo viel Zeit zu opfern; während der Morgenthau ihrem Teint ſchaden könnte und ſie daher erſt um elf Uhr in einem gegen Wind und Zugluft geſchützten Brougham mit raſchen Pferden zum Rendezvous fahren, um dort ihr hochbäumendes, aus ſechs Decken eben herausgeſchältes Roß zu beſteigen, haben ſie höchſtens eine bis anderthalb Stunden für die Jagd ſelbſt disponibel, welche, mit Hunden, faſt ſo raſch wie Windhunde, betrieben, in dahin raſender Pace weder Hören noch Sehen verſtattet; um ſechs Uhr müſſen ſie nach ebenfalls Parforce eingenommenem Diner wieder zu Hauſe ſein, um in's Ballet zu gehen und vorher im Courszettel nachzuſehen, wie ihre Actien per Ultimo ſtehen werden.

Wird, wie dies factiſch bei den Jagden der Königin von England, des Baron Rothſchild, des Lord Berkley, des Fürſten von Thurn und Taxis geſchieht, auf Hirſche angelegt, ſo ſind dies aus den Thiergärten entnommene, eventuell eingefangene Hirſche, welche man ihrer Geweihe, gerade wie bei Saujagden die Schweine der Waffe — beraubte und beim Halalit davor bewahrt, den Hunden zur Beute zu fallen, um — ſie nochmals benutzen zu können. Vom Lanciren, vom Beſtätigen der Hirſche und von ſo vielen anderen Berichteten iſt alſo nicht mehr die Rede! die eigentliche Romantik iſt de facto zum Teufel!

Bei unseren jetzigen deutschen Parforcejagen, wie sie nach dem Muster der englischen Jagden abgehalten werden und, wie jene, meistentheiles Fuchsjagden sind, ist das dort eingeführte Costüm gleichfalls adoptirt und mustergiltig erklärt worden; zwei Gesichtspunkte sind bei dessen Feststellung maßgebend gewesen; zuerst muß der Reiter sich überall ohne Schwierigkeit durchwinden können, ohne daß er Gefahr läuft, in Stangenholz oder an herabgesenkten Zweigen hängen zu bleiben, dann aber muß er selbst aus großer Entfernung schnell und leicht zu erkennen sein, und um deswegen in den Farbentönen seiner Kleidung leuchtende Elemente führen. Weiße Stulpenstiefel, in diese hinein getragene helle Beinkleider, rothe Fracks mit blanken Jagdknöpfen sind vollständig zur Uniformstracht für Parforcereiter geworden; Denjenigen, welche noch unter den Einflüssen jugendlicher Eitelkeit stehen, wird eine blaue oder weiße Weste, ein blauer Shwal um den Hals und zierliche, weiße Stulpenhandschuhe empfohlen. Wir würden glauben, daß eine dunkle Jockeymütze, in der Regel von Sammet gefertigt, wie sie auch oft vom Jagdreiter geführt wird, weit zweckmäßiger sei, als ein schwarzer Cylinderhut, welcher vermöge einer Schnur am Reiter befestigt ist, wenn wir nicht wüßten, daß elegante Sportsleute stets dem Grundsatze: Toujours perdrix! was der Berliner mit „Immer mit dem Hut!“ übersetzt, huldigten. Eine englische Jagpeitsche mit grabem, steifem Styl zur Abwehr von Zacken und Zweigen vollendet ein tadelloses Ajustement. Die Tracht der Parforcejäger war in Frankreich vordem grün, wohl auch blau oder gelb, jetzt ist sie auch wie bei uns.

Die Jagd auf Edelhirsche soll in England fast verschwunden sein und dort nur noch auf Füchse angelegt werden; selbst diese sind bereits, wegen Mangels auf den Inseln, Importartikel geworden; auch in Deutschland, wo man früher, in vereinzelten Fällen sogar auf Elennwild, häufiger (in Dessau) auf Dammwild, und sonst allgemein auf Hirsche anlegte, ist die Hirschjagd zur Mythe geworden, während die Fuchsjagd blüht; aber auch die Sauparforcejagd ist bei uns weit verbreitet und als faire sport sehr en vogue.

Hat die Parforcejagd auf Schweine gleich viel Uebereinstimmendes mit der Hirschjagd, so erfordert sie andererseits dennoch in vielen Punkten ein ganz anderes Verfahren; so macht das Schwein keine Windengänge, sondern geht vor den Hunden her frisch in die weite Welt hinaus; ein Stoppen der Meute ist um deswegen weniger möglich und die Saujagd darum auch viel angreifender, als die Hirschjagd; ein nicht zu feistes Schwein kann drei bis vier Stunden laufen, bevor es Halalit wird. Ein anderer großer Uebelstand bei der Saujagd würde der sein, daß das bestätigte Schwein da, wo ein größerer Schweinestand vorhanden, sehr schwer zu erkennen ist; bei Hirschen fehlen Eigenthümlichkeiten fast nie, welche die einzelnen Subjecte leicht kenntlich machen, deren völliger Mangel bei den Schweinen es dem Parforcejäger sehr erschweren würde, die Meute notorisch auf richtiger Fährte zu erhalten, wenn nicht auch hier blos noch auf ausgesuchte Schweine mit unschädlich gemachten Waffen angelegt würde. Endlich ist es häufig für die Reiter unmöglich, dem gejagten Schweine in Dickichte und Moore hinein zu folgen, welche es sehr gern aufzusuchen pflegt.

Auf alle Schweine, dreijährige Keiler und starke Sauen, wurde, wo vordem die Thiere nicht ausgesetzt und ihrer Waffen beraubt wurden, nicht angelegt, weil sie die Meute zu früh stellten und häufig allzu großen Schaden unter den Hunden anrichteten.

Bemerkt muß werden, daß einem zum Abfangen ausgehobenen Schweine nicht, wie den Hirschen, die hinteren Fessen durchgeschnitten werden. Auf Territorien, wo aus dem natürlichsten Grunde von der Welt weder Hirsche noch Schweine parforce gejagt werden können, weil nämlich keine da sind, wird auch auf Hasen parforce geritten und solch eine Jagd ist, was das Reiten anlangt, unzweifelhaft die animirteste von der Welt; Hunde, welche mit gutem Erfolg auf Hasen gebraucht wurden, werden bei allen anderen Jagden, weil diese im Vergleich zu jener Beschäftigung nur geringe Schwierigkeiten darbieten, glänzen. Für die Hunde erschwert die Hasenjagd der Umstand, daß großes Wild bei Weitem mehr Witterung zurückläßt, als Hasenspuren, und daß diese kleinen Thiere mit großer Verschlagenheit von der Natur ausgerüstet sind. Es giebt Jagdreiter, welche gerade die Hasenjagd für das anregendste Parforcereiten erklären, weil die schnelle Folge der Hunde, denen man aufbleibt, und das lustige Geläute einer so überaus flotten Meute unendliche Jagdlust gewähre; für unsere Person will uns trotzdem bedünken, als lohne es doch nicht recht der Mühe, um so geringer Jagdbeute wegen so anstrengende Jagden zu reiten. Daß der Hase überaus klug zu Werke gehe, um seine Witterung zu verbergen — zu neutralisiren, wie es sehr glücklich im Sporn genannt wurde — ist von uns schon früher erwähnt worden; ein Hasenlager im Schnee liefert den besten Beweis dafür; die Fährte ist plötzlich abgeschnitten, ohne daß man sieht, wo Lampe geblieben ist; umkreist man diesen Finalpunkt jedoch in weiteren Bogen, so hat dies gescheidte Thier vier, fünf gewaltige Luftsätze hintereinander gemacht und liegt nun, selbst vom letzten Einsprung noch mehrere Fuß entfernt unter dem Schnee zusammengekauert — wenn dieser aber in Folge der animalischen Wärme bereits geschmolzen ist, wie ein Tintenfleck auf einem weißen Tischtuche da.

Daß mit Erfolg am Besten nach abgetrocknetem Thau, doch bevor zu weit in den Tag hinein die Fährten erkalten und verdampfen, gejagt wird, berichteten wir ebenfalls bereits früher; wie der Jäger bei regenschwangerer Witterung den Hasen mit Sicherheit auf höherm Terrain und an trockenen Orten, bei Trockenheit im Walde und an heißen Tagen im Klee- oder Krautfelde, eventuell in schattigen Gebüschen finden wird, auch davon sprachen wir schon; die genaue Kenntniß solcher Erfahrungssätze muß allerdings das sichere Eigenthum des kundigen Jägers sein, zumal bei keiner Manier Parforce zu reiten die Meute präciser eingreifen muß und deren schneidige, fehlerlose Anleitung Hauptsache ist, als gerade in diesem Fall. Vor allen Dingen hat nun der Oberpiqueur, der Meister, die Berechtigung, die Meute zu commandiren und die Hunde durch die melodischen Klänge seiner Jagdstückchen — entweder gesungen oder besser gepfiffen — bei Laune zu erhalten. Die Unterhaltungsformen: ho ho Hunde! dorthin, Alter; so recht, mein Kerlchen! hat die Zeit sanctionirt und sind bei allen Meuten dieselben.

Es ist wichtig für die Jagdleiter, zu wissen, ob ein Rammler oder eine Häsin vor den Hunden läuft; wir geben um deswegen deren Unterscheidungen.

Der Rammler hält im Lager die Löffel spitz aufrecht; die Häsin trägt sie auseinander; ein Rammler, welcher, mit den Löffeln spielend, den einen hoch hält, während er den andern cokett niederlegt, ist ein Pfiffikus, der auf die Kraft der Lenden vertraut und den Hunden oft entkommt.

Der Rammler sieht im Lauf hinten wie befiedert — weiß — aus; sein Kopf ist bei Weitem mehr querer, als der der Häsin, auch sind seine Löffel

kürzer und breiter, in's Helle hinein schattirend; Haare und Backenbart trägt er unrasirt lang; die Vorderblätter von röthlichem Farbenton sind ebenfalls behaart; seine Statur aber ist weit kleiner, wiewol compacter als die seiner Damen, deren großer, durch lange Löffel charakterisirter schmaler, langgezogner Kopf von einem fast schwärzlich aussehenden Rücken getragen wird; die Figur ist schwerfälliger, als die des Rammlers, der Leib hängt herab. Der Rammler weist starke Schenkel auf und seine kurzen musculösen Füße sind mit dicken, stets abgelaufenen, der Wolle beraubten Nägeln versehen. — Im Familienleben der Hasen übt die Häsin die häuslichen Pflichten, während der Rammler stets en voûte ist; übrigens weist die Losung am deutlichsten den Unterschied zwischen Rammler und Häsin nach.

Unser Haupteinwand gegen die Hasenparforcejagd beruht darin, daß man bei derselben nie sicher wissen kann, ob auch der Hase, auf welchen man anlegt, Halalit macht; wenn die Organe auch noch so waidmännisch präcis sind, eine Hase sieht doch im Lauf gerade so aus als der andere, und trotz der wahnsinnigen Passion der modernen Jagden bleibt es doch immer wahr, daß die Hetzjagd à vue, die Parforcejagd dagegen auf der Fährte folgt! Das ist eben ihre Natur! — Wer also kann gewährleisten, daß die Hunde nicht Klage gemacht?! — Da läßt sich gut reden, wie der tüchtige Piqueur dieses Klagen hindern und, wenn es vorkommt, schleunig frisch auf rechter Fährte anlegen soll; wer je auf Hasen geritten, weiß, wie schnell es dabei hergeht und daß der bestätigte Hase unterdessen wer weiß wo ist. Für unsern Geschmack ist die Hasenparforcejagd zu viel Rennbahn, zu wenig Jagd! sie war es selbst in jüngeren Tagen.

Was freilich den Engländern zuletzt Parforce zu jagen übrig bleiben wird, mag Gott wissen; so viel ist gewiß, daß für sie die Fuchsjagden eine halbe Existenzfrage sind und daß — der Wahrheit die Ehre — nirgend besser Jagd geritten wird, als dort, wo Menschen, Hunde und Pferde von der Vorsehung zu diesem Berufe ausdrücklich geschaffen zu sein scheinen; die allgemeine Begeisterung für den Sport, die nationelle Färbung einer Insularfuchsjagd hat uns bis ins Innerste hinein erregt, ein so begeistertes ouf if hoo! wenn der Fuchs à vue kommt, kann man eben nur dort hören, so daß Einem das Herz dabei im Leibe lacht. Auch in Ungarn reiten die Söhne der Puszten auf Füchse Parforce! Was aber ist solch einen Reiten gegen eine englische Jagd. Da wir aller Jagdfactoren ausführlich gedachten, muß nothwendig auch dem Jagdinstrument, dem Waldhorn sein Recht wiederfahren.

Sein immer heiteres Allegro ist das belebende Element, die klaren, sonoren, doppelchörigen Weisen der Jagdpfeifer und Piqueure bilden den Pulsschlag bei den Parforcejagden. Pferde und Hunde wie Menschen erfreuen sich in gleicher Weise an diesen Signalen der Jagdlust, denen sie unwillkürliche Folge leisten. Mit absonderlicher Vorliebe haben wir stets den Waldhornklängen gelauscht; nota bene nur draußen im Freien oder im Walde; denn wir haben längere Zeit unter einem Kammermusikus gewohnt, welcher die Morgenstunden zu Etuden auf diesem Instrument nutzte, welche uns, der wir in jener Zeit gewöhnlich erst gegen Morgen nach Hause kamen, dann wie die Weltenposaune des jüngsten Gerichts erklang, so daß wir noch heute seinem Andenken fluchen würden, wenn der biedere Hornvirtuose nicht schon seit einem Jahrzehnt dort oben mit unzähligen Engeln Posaune bliese.

Obgleich wir die vorwiegende Begabung der Deutschen für Musik gebührend würdigen, sind doch die Franzosen unzweifelhaft Meister dieser Kunst,

weil dort die Jagd allein in ihrer vollen Urſprünglichkeit erhalten iſt und allezeit Uebung Meiſter ſchafft.

In alten Zeiten galt das Hornblaſen für ein Zeichen guter Erziehung; wie unſere jungen Herren jetzt Flügel ſchlagen à la Liſzt, oder Geige ſpielen à la Pariót, blieſen ſie damals Waldhorn! der Sporn meint, daß es heute wenige Jäger vom Fach gäbe, welche das könnten und weiſt, was das Muſikaliſche anbelangt, weit mehr auf das Pfeifen auf dem letzten Loche hin. Nach ſeinen „Berichten zur Geſchichte der Jagd" waren Hicot Nantes und Philipp II., Bruder des Herzogs von Orleans, große Hornvirtuoſen und Harduin, Seigneur de Fontaine Gueri hat uns ein fulminantes Werk über jene Branche, ſeine Tricos de la venerie hinterlaſſen. In dieſem 1394 erſchienenen Werke beweiſt er, daß alle Jagdmelodien, welche in Wirklichkeit die Aehnlichkeit mit den noch gebräuchlichen nicht verleugnen können, aus nur G Noten gebildet ſind; auch die jetzt noch in Gebrauch befindlichen acht Species: Anjagd, Hourwari, Gutejagd, Stoppen, La vue, Changeruf, Il bat l'eau oder Waſſerfanfare und Halalit bewegen ſich in geringem muſikaliſchen Kreiſe.

Hier könnten wir unſern Bericht über die jagdbaren Hunde ſchließen, wenn wir dem Vorwurf nicht all und jeden Boden entziehen wollten, als wären wir über die guten Verdienſte zweier, noch nicht angeführter Racen ſtillſchweigend zur Tagesordnung übergegangen; wir gedenken nun deswegen noch kürzlich des Schweiß- oder Pirſchhundes, canis familiaris sanguinarius, auch scoticus und des Spürhundes, canis familiaris venaticus, wiewohl nach unſerer innigſten Ueberzeugung beide Hundegattungen nur Unterabtheilungen der Jagdhundrace ſind, welche durch ſtrenge Abrichtung für einen beſtimmten Zweck und Verwendung für eine ausſchließliche Leiſtung ſich zu Specialitäten heranbildeten. Der Spürhund — von welcher Race man zu alledem nur noch ſelten Exemplare antrifft, da nur wenige Jäger ſo ſituirt ſind, ſich für dieſen ſpeciellen Beruf beſondere Hunde halten zu können, — zeichnet ſich durch ſeine ſtarkbelappte Schnauze, wie durch ſeine breite, kaſtenartig geformte Bruſt aus; vorn niedriger ſtehend als hinten, variiren ſeine Farben zwiſchen ſchwarz, braun, und einem am häufigſten ſchmutzig gelbgrauen Ton; ſeine Leiſtung, die Spur des Wildes, namentlich des Edel- und Hochwildes aufzuſuchen, und den Jäger auf die richtige Fährte zu führen, iſt nicht etwa jetzt entbehrlicher als vordem; unſer Jahrhundert iſt jedoch praktiſcher und rationeller geworden, und ſo wird der Spürhund jetzt zumeiſt durch einen eigends zu dieſem Zweck mit abgerichteten Hühnerhund erſetzt.

Die Schweißhunde gleichen der vorigen Art Hunde in Farbe und Statur wie ein Tropfen Regen dem andern; müßte ein Unterſchied in der äußeren Form geltend gemacht werden, ſo dürfte er darin zu ſuchen ſein, daß die Schweißhunde nicht ſo kräftig conſtruirt zu ſein brauchen — und auch nicht ſo behangen ſind, als die Spürhunde. Die Dienſtleiſtung der letztern iſt in ihrem Namen ausgeſprochen; ſie folgen dem angeſchoſſenen Stück Wildpret auf dem Schweiß und ſind für Hochwildjagden um deswegen durchaus nothwendige Exiſtenzen. Um dieſer ihrer Unentbehrlichkeit wegen wollen wir dieſen Hunden auch weit eher als den Pürſchhunden das Prädicat einer eigenen Race zugeſtehen, wenn es nota bene eben ſein muß; ein Unterſchied, wie zwiſchen Wind- und Hühnerhunden, iſt zwiſchen ihnen und dieſer letzteren Race re vera nicht vorhanden.

Wir ſind nun wirklich zu Rande.

Aber wir haben, als wir über die Dachshunde zu ſchwätzen anfingen

eine Art von Vorrede gehalten; ſo wollen wir denn nicht verabſäumen, auch eine Nachrede zu bringen, vornehmlich darum, daß uns ſelbſt nicht üble Nachrede treffe.

Zwei Hauptvorwürfe, neben ſicherlich manchen anderen wohlberechtigten, ſo befürchten wir, wird man dieſen unſern Berichten machen; zuerſt den, wie man überhaupt Jemandem nur zumuthen kann, ſo viel über Hunde zu leſen oder zu hören; dann, daß das, was wir brachten, lauter alte Neuigkeiten ſind.

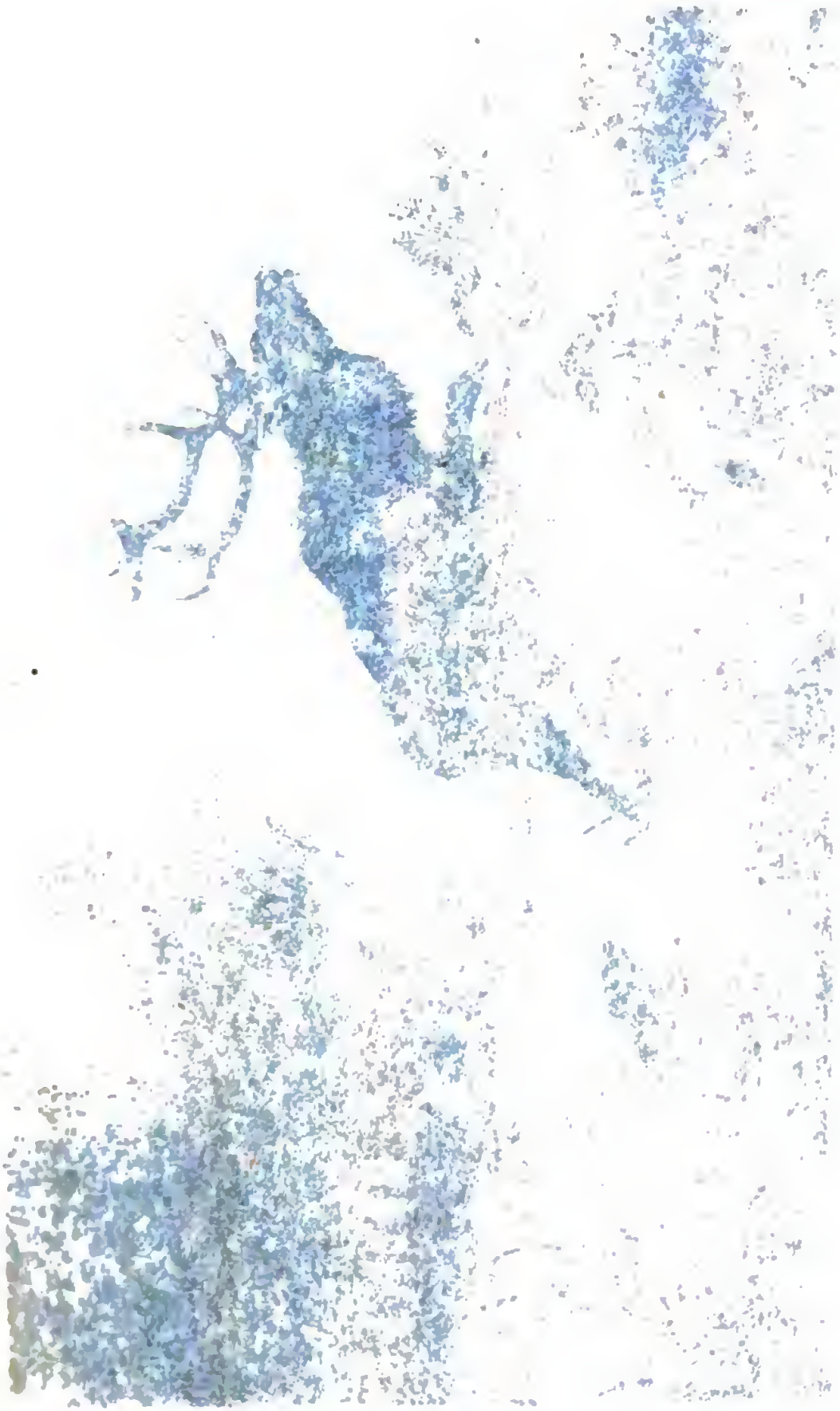
Das Letztere verleugnen wir nicht, denn wir haben in Wirklichkeit Nichts erzählt, was nicht ſchon lange vor uns gekannt und berichtet worden wäre; dürfen wir uns ein kleines Verdienſt vindiciren, ſo beſteht es eben darin, daß wir mit Sorgfalt aus vortrefflichen Quellen compilirten und, durchaus bei der Tradition und Geſchichte, nachdem bei der Wirklichkeit bleibend, dazwiſchen hineinflochten, was wir in der Natur, in der Zeit ſelbſt mit weit aufgeriſſenen Augen beobachtet haben.

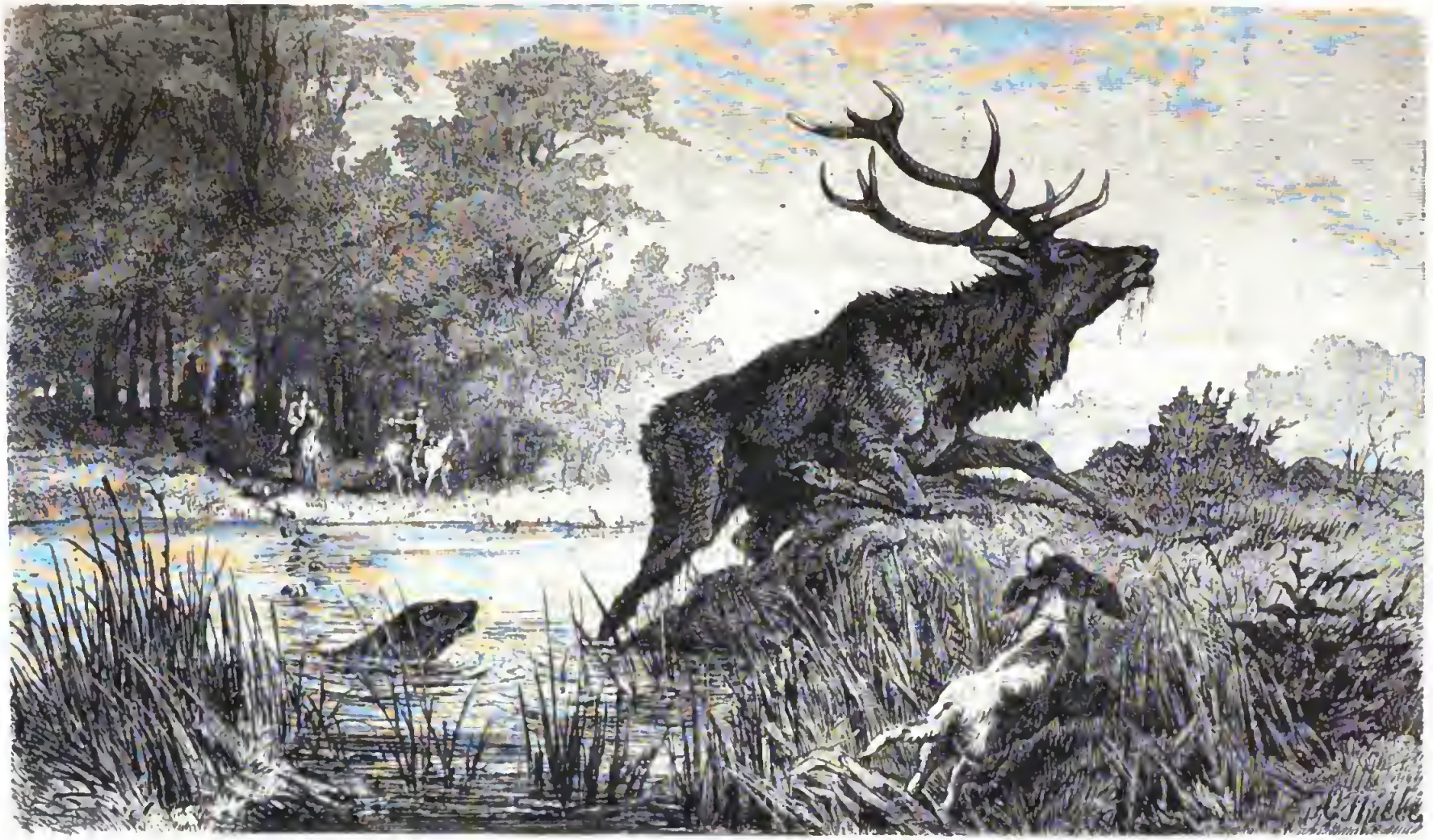
Daß wir aber ſo viel und ſo lang geſchrieben, auch das iſt leider wahr und wir ſelber halten es für ganz unverzeihlich; wir können auch dieſes Attentat nur mit unſerer leidigen Schwäche für alle Hunde entſchuldigen. Da fällt uns die Dichtung eines, in allen Jägerkreiſen wohl beleumundeten alten Humoriſten, des bereits entſchlafenen Generallieutenant Karl von Könneritz ein; es bedünkt uns, als müſſe die Erzählung, deren Inhalt dieſen Aufſatz am Paſſendſten ſchließt, uns wohl gar in Etwas entlaſten.

Der alte General fährt, ſo berichtet uns das eine ſeiner überaus anſprechenden Gedichte, an die offene Pforte eines Gottesackers; gleichzeitig mit ihm fährt der Armenleichenwagen auf den Kirchhof ein, von welchem man über einer offenen Gruft einen ärmlich ausgeſtatteten Sarg abladet, um ihn mit einem, allem Gefühl Hohn ſprechenden Cynismus hinabzuſenken; Niemand gab Dem, der unter ſo trübſeligen Eindrücken ſeine letzte Ruheſtätte fand, das Grabgeleite. Könneritz naht ſich dem Sarge, um zu erfahren wer der verlaſſene Bewohner jenes ominöſen Bretterhauſes geweſen ſein möge; da, als er mit ernſter Wehmuth dem Hineinſenken in den Erdenſchooß zuſchaut, überzeugt er ſich, daß dem Entſchlafenen dennoch ein treuer Freund gefolgt ſei; ein alter, abgemagerter Hund blickt ihn mit dem erſterbenden Blick des rieſigſten Schmerzes an, um ſich dann ebenfalls zum letzten Schlummer am Grabe ſeines Herrn zu betten. Wer war der Todte? Den gefühlvollen Dichter drängt es, den Namen des Unglücklichen zu erfahren, er blickt auf das Halsband des Köters, und ſiehe, der, welcher ſo verlaſſen ſtarb, war dereinſt in den längſt verblichenen Jugendtagen ſein beſter Freund geweſen, welchen er völlig aus den Augen verloren hatte.

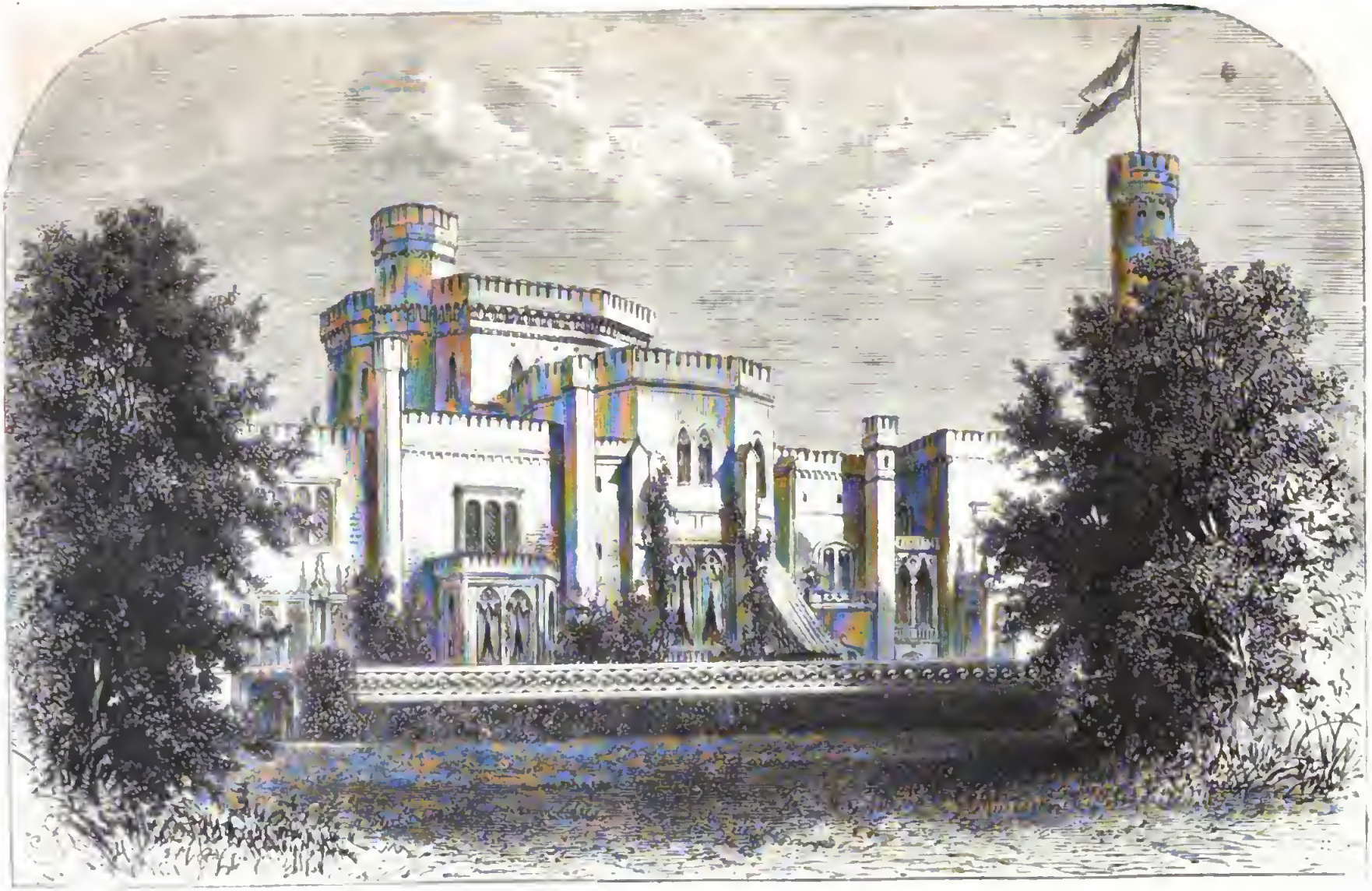
Könneritz — ſo berichtet er uns weiter — konnte den Blick des Hundes nicht ertragen, der ihm wie ein Vorwurf ausſah; er ſchlich beſchämt nach Hauſe, und die Moral ſeines ergreifenden Gedichtes iſt in der Frage enthalten; ob der Menſch, wenn er einen zuverläſſigen Freund ſuche, nicht überhaupt beſſer thue, einen Hund zu wählen, ſtatt ſich an Menſchen zu hängen?

So weit gehen wir nicht! noch ſind wir nicht an den Menſchen, an den Menſchenherzen verzweifelt; aber wir haben doch mit guter Abſicht ſo viel und ſo lange von den Hunden erzählt und — nun die Hunde, die beſten Freunde der Menſchen, alle treuen Hunde ſollen leben!





Die Parforce-Jagd.



Schloss Babelsberg

Eingeſchneit.

Erzählung von **Meta Winzer.**

„Steinach! — Zehn Minuten Aufenthalt!“ rief der Conducteur und riß die Thüren des Coupés auf.

Die Reiſenden, die Neulinge darunter, langten nach Taſchen und Säcken und drängten aus dem engen Wagen hinaus. Vorſichtigere, Erfahrenere aber ſchauten ſich die Gelegenheit erſt an. Es ſchneite ſo dicht und ſtetig, daß der Geſichtskreis ein ziemlich beſchränkter war. Gleich hier gegenüber das Stationshaus, eines der kleinſten ſeiner Gattung, ohne Dachung. Nur die Giebelſparren konnte es aufweiſen; daneben das Fragment eines Lattenzauns, nebſt einer halben Laube, der Obertheil eines mit Stroh eingebundenen Brunnens und hart daneben eine Wagendeichſel und zwei Vorderräder. Auf der andern Seite waren einige Dutzend Holzſcheite zu ſehen, wahrſcheinlich zu einem Holzſtoß gehörig, eine Schuppenthür und eine Hundehütte und im Hintergrund etliche Baumſtämme und einzelne Aeſte, wahrſcheinlich zu einem Walde gehörig, der aber, wie alles Uebrige, im Schnee verſchwunden war. — Sonſt nichts.

„Zehn Minuten in einem ſolchen Neſt!“ grollte ein ſchnurrbärtiger Herr von martialiſchem Ausſehen, der in eine Ecke des Coupés gedrückt ſaß und verdroſſen ein Journal, in dem er geleſen, bei Seite warf. „Zehn Minuten! — Eine wahre Tyrannei von dieſen verkehrten Verkehrsanſtalten, die den hülfloſen Reiſenden als ihren Gefangenen behandeln, ſo lange er ſich in ihren Wagen befindet.“

Er ſprach mehr vor ſich hin, als zu einem der Mitreiſenden, wobei er ärgerlich ſeinen gewaltigen Schnurrbart ſtrich, von welchem nicht ſicher zu ſagen war, ob er ein Ausläufer des Marderkragens, der den Mantel des Herrn zierte, oder dieſer eine Fortſetzung des Schnurrbartes, — ſo ausgiebig ſchoſſen ſich beide in die Haare.

Der Inſaſſe der andern Ecke legte ebenfalls eine kleingedruckte Broſchüre aus der Hand, nahm ſeine Brille ab, um ſie an ſeinem Shawl klar zu reiben, und nachdem er einen Fahrplan examinirt hatte, ſprach er, ebenfalls nur ſo vor ſich hin:

„Auf dieſer Station iſt gar kein Aufenthalt.“

Es war ein unterſetzter, behäbiger Mann, mit einem vollen rothen Geſicht, ſchlauen, lebendigen Augen und einem kahlen Vorderhaupt.

„Nichtswürdig!“ grollte der Schnurrbart, „und wir ſitzen bereits volle fünfzehn Minuten da.“

„Elf und eine halbe“, corrigirte ihn der Behäbige und ließ ſeine Cylinderuhr, ein wahres Prachtſtück, repetiren.

„Ich will nicht hoffen! — Heda! Conducteur! Conducteur!“ rief der Schnurrbart zum Fenſter hinaus. „Können Sie nicht antworten?“ herrſchte er dieſen an, der, eine Semmel im Munde, eine Schinkenſchnitte in der Hand, am Schlag erſchien. „Können Sie nicht antworten? Ich frage jetzt zum dritten Mal, ob wir über Nacht hier bleiben!“

„Ich denke nicht", antwortete der Conducteur, an seiner Semmel würgend, „bis zum Abend werden wir wol wieder flott werden."

„Bis zum Abend! Herr, Sie sind wol betrunken?"

„Verbitte mir alle Anzüglichkeiten, das Bier ist auch ganz miserabel", entgegnete der Conducteur und griff nach seiner Dienstmütze, „soeben wird telegraphirt, daß die Bahn eingeschneit ist und erst geräumt werden muß — hat im Gebirg furchtbar viel Schnee gemacht."

„Bis zum Abend!" fuhr der Schnurrbart auf, „Unsinn. Ich muß weiter!"

„Bis zum Abend? Keine Möglichkeit!" schloß sich ihm der Behäbige an, „ich habe Geschäfte!"

„Haben Sie? Ich auch!" rief der Schnurrbart, „ich schlage vor, wir halten uns an unser Recht, nehmen Extrapost, auf Kosten der Direction natürlich, und leiten eine nachträgliche Klage wegen Zeitversäumniß ein. Diese Herren sollen mich kennen lernen. — Vorwärts, Conducteur, schaffen Sie Extrapost!"

Der Schnurrbart machte Anstalt auszusteigen.

„Ich schließe mich Ihnen an, wenn Sie erlauben", sagte eine dritte Person in bescheidentlicher Frage. Es war eine Dame, die von den beiden Herren gänzlich unbeachtet geblieben. Sie legte dicht über's Kreuz geschriebene Blätter sorgfältig zusammen und zog ihren Mantel an sich.

Der Conducteur schaute erst an seiner eigenen Person hinab, welche bereits auf zwei Drittel reducirt und bis an die Kniee mit Schnee bedeckt war, dann auf die Umgebung. Der Lattenzaun war bis auf etliche Lattenköpfe verschwunden; an der Stelle des Brunnens stand eine weiße, geisterhaft in die Welt blickende Säule; der Wald war fast ganz untergegangen und nichts als ein eifrig und erpicht fallender Flockenfall zu sehen, als wollte jede Flocke die andere überholen.

„Extrapost! — Sie können höchstens im nächsten Dorf einen Leiterwagen bekommen", sagte der Conducteur.

„Wo ist das nächste Dorf?" sagte der Schnurrbart, mit einem Fuße auf dem Wagentritt, „wie weit und wo hinaus?"

Er gehörte zu jenen Leuten, die ein so geschärftes Rechtsgefühl haben, daß sie wegen eines Steins, der unberechtigt vor ihrer Thür liegt, über die Alpen und über die Cordilleren klettern, sollte zufällig die betreffende Gerichtsstelle da drüben liegen, um sich über den unberechtigten Stein zu beklagen, Alles des Princips wegen.

Der Conducteur war nicht localkundig und der herbeigerufene Stationsdiener deutete nach einer Richtung in der weißen Flockenwand hin und sagte: „Dort durch den Wald" — es war keiner zu sehen — „dann über den Berg hinauf" — Berg! eine Chimäre — „bei gutem Wetter fünf Viertelstunden, heute aber können die Herren schon drei Stunden brauchen."

Der Conducteur und der Stationsdiener arbeiteten sich wieder zu dem Stationshaus und der Schnurrbart, welcher verzweifelnd nach der

Richtung des Waldes geschaut hatte, zog den Fuß wieder vom Tritt herein, schloß die Thür und legte sich mürrisch in seine Ecke.

„Also eingeschneit!“ sagte er mit bitterer Resignation. „Wenn das so fort schneit, so sind wir bis zum Abend verschneit und begraben, und dieses elende Nest dazu!“

„Man wird den Bahnschlitten schicken und uns herausschaufeln“, kam es schüchtern aus der andern Ecke.

„Ha, ha! Herausschaufeln. Schaufeln Sie brav, wenn in jeder Minute hunderttausend Kubikfuß Schnee fallen“, sagte der Schnurrbart bitter erregt.

„Bah — bah“, lachte der Mann mit den Augengläsern.

„Was ist da zu lachen?“ zürnte der Schnurrbart, „das ist nicht europäischer Schnee, das ist arktischer Schnee und in acht Tagen schneit es noch.“

„Länger als drei Tage schneit es nicht in unseren Breiten“, erwiederte der Mann in der andern Ecke.

„Aber wir sind nicht in unseren Breiten“, eiferte der Schnurrbart. „Sehen Sie hinaus, welche Massen Schnee es herunterwirft; das ist Polarschnee. In den fünfzehn oder zwanzig Minuten, daß wir hier sind, hat es einen halben Fuß Schnee gemacht.“

„Wir sind dreiundzwanzig und eine halbe Minute hier“, sagte der Mann des Factums und präsentirte seinem Vis-à-vis die Uhr.

„Bah, wer sich auf Uhren verläßt“, warf der Schnurrbart ein, „die taugen alle nichts. Werfen Sie sie hinaus in den Schnee, hinaus damit!“

„Was? — Ein englisches Preiswerk in den Schnee“, sagte der Behäbige warm werdend. „Geben Sie mit der Ihrigen das Beispiel, wenn Sie eine —“

„Wenn ich eine habe —“, fuhr der Schnurrbart auf, „wollen Sie das sagen, Herr —“

Die Dame in der dritten Ecke hatte schon einige Male Miene gemacht, den beginnenden Zank zu unterbrechen. Sie wurde nicht beachtet und war zu schüchtern und zu ängstlich, um sich Beachtung zu erzwingen.

„Ob man sich dort in dem Haus wol erwärmen könnte?“ sagte sie endlich, und schickte sich an auszusteigen.

Offenbar weniger aus Artigkeit — die Dame war nicht mehr sehr jung und auch nicht hübsch — als aus dem Bedürfniß, sich neuen Stoff zu Beschwerden zu holen, stieg der Schnurrbart aus und ging dem Stationshaus zu. — Es war da, wie es bei solchen abgelegenen Stationen der Fall ist, ein Unterkommen nur für Nothfälle, ein einziges Zimmer und dieses völlig angefüllt mit Reisenden größtentheils der dritten Classe. Die rauchten und schmausten, was zu haben war. Jeder Stuhl und jede Bank war besetzt, sogar Tische waren als Sitzmittel herbeigezogen und die Atmosphäre ein Gemisch von Tabakrauch, Ofenhitze, Bier und feuchten Kleidern.

„Schöne Geschichte das!“ rief der Schnurrbart ärgerlich, als er

wieder in den Wagen ſtieg. „Da drüben ſteckt Alles voll Menſchen, nicht daran zu denken, daß man ſich dort aufhalten könnte. Ueberdies nichts zu eſſen — alle Proviſionen aufgezehrt. Und wann bei dieſem Schneefall nun Lebensmittel aus dem Dorfe geſchickt werden können, das weiß noch Keiner. Nur die Idee von dieſen Verkehrsanſtalten, eine Station blos der Breterfracht und des Holzes willen an einen ſo verlorenen Platz zu verlegen! Menſchen gelten ihnen nichts! Ein gelinder Meuchelmord! Drinnen iſt Alles aufgezehrt, Ausſicht, daß es zu ſchneien aufhört, nicht vorhanden; wir haben alſo die Wahl, zu erfrieren oder zu verhungern!“

„Bah“, nahm der Behäbige das Wort, „wir werden nicht erfrieren, der Schnee legt ſich in alle Fugen des Wagens und wir Drei ſtrömen Wärme genug aus, um den kleinen Raum athembar zu erhalten, und ſo lange der Menſch Waſſer, reſpective Schnee genug hat, verhungert er auch nicht.“

„Schnee als Nahrung! — Bedanke mich!“ erwiederte grimmig der Schnurrbart, „wenn wir nicht Entſatz bekommen, bin ich bis morgen Abend todt!“

„Sie ſind nicht todt, ſage ich“, antwortete der Behäbige.

„Herr, was wiſſen Sie von meiner Conſtitution!“ fuhr der Schnurrbart auf, „wollen Sie mich Lügen ſtrafen! Sie meinen wol, weil Sie ſo viel zuzuſetzen haben!“ Bei dieſen Worten ſtreifte ein anzüglicher Seitenblick die runde Geſtalt in der andern Ecke. „Wenn die Dinge bis morgen Abend ſo bleiben, ſo lebe ich beſtimmt nicht mehr“, fügte er reſolut hinzu.

„Sie werden nicht nur morgen Abend, ſondern übermorgen und bis über acht Tage leben“, entgegnete dieſer mit ruhiger Beſtimmtheit.

„Mit einer Hand voll Schnee — Herr! Das iſt eine Unverſchämtheit!“

„Durchaus nicht! Das Waſſer ſetzt Säfte ab, und ſo lange der Menſch Waſſer hat, ſtirbt er nicht. Sie können in vierzehn Tagen auch noch leben.“

„Donnerwetter, das iſt ſtark! Vierzehn Tage von Schnee leben! — Halten Sie mich für einen Laffen? — Das fordert Satisfaction! Hier iſt meine Karte — Gerber, öſterreichiſcher Major, komme von Szigeth!“

„Gehorſamer Diener, freut mich, die Ehre zu haben“, antwortete der Dicke und öffnete ſeine Brieftaſche, „Lawſon, niederländiſcher Stabsarzt, komme von Java.“

„Ort — und Zeit?“ ſchrie der Major.

„Ort — wo Sie wollen; Zeit — in vierzehn Tagen.“

Der Major lachte höhniſch auf. „In vierzehn Tagen! Sie wollen entwiſchen?“

„Keineswegs“, erwiederte der Stabsarzt, „Sie müſſen aber doch erſt den Beweis liefern, daß ich Unrecht habe.“

„Wie? — Was? — Ich ſoll vierzehn Tage von Schnee leben?

— Bin ich ein Eskimo, bin ich ein — ein Seehund? Gleich auf der Stelle thun wir die Sache ab!“ donnerte der Grimmige.

„Draußen im Schnee?“ fragte der Doctor und rieb kühl ſeine Augengläſer mit den Franzen ſeines Shawls, „da könnte ich ja nicht viſiren, wenn eine Schneeflocke auf meine Gläſer fiele. Außerdem leben die Eskimos und die Seehunde nicht von —“

„Hier im Wagen, wenn es nicht anders ſein kann!“ ſchrie der Major, durch die naturwiſſenſchaftliche Bemerkung des Doctors auf's Aeußerſte gebracht. „Die beiden Thüren auf und auf dem Tritt Poſition genommen.“ Er zog ein Käſtchen unter dem Sitz hervor.

„Gut“, erwiederte der Doctor, „ich bedinge mir aber aus, daß, wenn ich falle, Sie zu meiner Rechtfertigung vierzehn Tage lediglich von Schnee leben. — In Ermangelung eines Zeugen“ — der Doctor ſah ſich fragend um — „wird wol dieſe Dame . . .“

„Feuer ſchreie ich und Mord!“ rief dieſe, welche in höchſter Aufregung Alles von ſich geworfen und ſich in die Mitte des Wagens gedrängt hatte. „Dort hinter den Scheiben ſehe ich Waffen blinken, im Wartezimmer iſt ein Gensdarm, ich rufe ihn zu Hülfe, ehe ich es geſchehen laſſe, daß Sie dieſes friedliche Coupé zum Schauplatz eines Mordes machen, daß Sie dieſen reinen, keuſchen Schnee mit Bruderblut beſudeln. Schließen Sie Frieden, legen Sie die Waffen nieder oder ich ſchreie Mord!“

Die Dame hatte bereits die Fenſterriemen in der Hand und ſchien eben ſo entſchloſſen als fähig, den größtmöglichen Scandal zu machen, ſo daß die beiden Streiter in ihrer Hitze für's Erſte nachließen. Der Major klappte den Deckel eines maſſiv beſchlagenen Käſtchens zu, in welchem es von Piſtolen und Revolvern funkelte, und ſchob es wieder unter den Wagenſitz; der Doctor ſetzte ſeine Brille wieder auf, und Beide rückten wieder in ihre Ecken ein, mit Blicken, welche ſagten: „Bis auf Weiteres!“

Viel practiſcher, als ihre gehobene Stimmung hatte vermuthen laſſen, riß die Dame den Moment an ſich. Mit wunderbarer Eile und ohne ein Wort an die feindlichen Parteien zu verlieren, hatte ſie einen anſehnlichen Koffer unter dem Sitz hervorgezogen, hatte angefangen auszupacken und lauter ſauber gewickelte Papierpackete auf den Sitzen auszulegen, die ſie mit einem großen Shawl überdeckte. Als ſie die Packete eines nach dem andern auswickelte, erſchien eine ganze gebratene Gans, eine Ochſenzunge, geräucherte Würſtchen, eine Kalbspaſtete, ein Glas mit eingemachten Gurken, ein ditto mit eingemachten Pflaumen und Weichſeln, eine Citronattorte, ein Wecken feines Weizenbrod. Weiter — drei Flaſchen, eine mit Magenliqueur, eine mit Johannisbeerwein und eine mit Punſcheſſenz. — Die beiden Herren waren mit wachſendem Staunen der ſtillen Geſchäftigkeit der Dame gefolgt, welche überdies noch ein zierlich geſchliffenes Glas und ein ſauber gearbeitetes Beſteck, worin Löffel, Meſſer und Gabel vereinigt waren, zum Vorſchein brachte.

Als ſie die großen Augen, die unverholene Verwunderung ihrer

Reisegefährten über diese Proviantmasse, welche hingereicht hätte, die sämmtlichen Passagiere des verschneiten Zuges zu sättigen, sah, zog eine flüchtige Röthe über ihr schmales Gesicht und sie lud mit freundlichem Wink zum Zulangen ein. — Gleichsam wie entschuldigend sagte sie:

„Bedingungen unserer irdischen Existenz, Ausfluß dankerfüllter Herzen, die Gaben lieber Freunde — mit einem Wort —"

Mit einem Wort waren diese ansehnlichen Provisionen allerdings der Ausdruck dankbarer Gefühle, die sich auf eine andere Art nicht aussprechen konnten. Die Dame gehörte zu jenen weiblichen Hülfsgeistern, welche, alleinstehend, keine eigenen Familienpflichten haben, und das Bedürfniß, diese zu üben, an andere Familien absetzen — eine schöne Eigenschaft des weiblichen Gemüths; ihr Leben ist ein Rundgang von einem befreundeten Hause zum andern, wo es Wochenbetten zu warten, Kranke zu pflegen, Kinder zu bemuttern, Haushalte zu führen, wenn die Eltern in's Bad reisen, oder Reconvalescenten selbst zu begleiten, Aussteuern machen zu helfen, Töchter auf Bälle zu begleiten, oder einen räthselhaft zurückhaltenden Bewunderer auszuholen gab.

Unsere Dame hatte einen großen Theil des Winters auf einem Landgut an dem Bett einer kranken Hausfrau zugebracht, und die Dankbarkeit der Familie hatte sich zum Theil in die Vorrathskammer geworfen und die Reisende versehen, als ob sie eine Grönlandsfahrt machen wollte.

Wie kam ihr das jetzt zu statten! Sie hatte genug in der Welt gelebt, um zu wissen, welch' ein Unterschied zwischen einem hungrigen Menschen stattfindet und einem gesättigten. Ihre Erfahrung hatte sie auch jetzt nicht getäuscht. Beim Anblick dieser schönen, angenehmen Bescheerung, welche die sämmtlichen leeren Plätze einnahm und an das unschätzbare „Tischlein deck' Dich" mahnte, schmolz der Zorn und die Rachsucht der beiden Herren zu theilnehmender Milde herunter und der Doctor nahm seine Augengläser herab, rieb sie an den Franzen seines Shawls, bis sie warm wurden, und beschaute dann die Dame mit einem Blick fast zärtlicher Bewunderung. Wie hatte sich die unscheinbare, bis jetzt geringschätzig übersehene Insassin der dritten Ecke zu einer wohlthätigen Fee entpuppt!

Im Schnee, in der Kälte, ohne Labsal, mit einem erpichten Streiter in einen engen Wagen eingeschlossen sein, an dessen geöffneten Thüren ein Duell wartete — welche widerliche Situation! Und wie angenehm hatte sie sich gelöst!

Die Dame hantirte mit einem feinen Messerchen, welches blitzschnell durch die saftige Brust der Gans und durch die zarte Pastete glitt und sie in Scheiben zerlegte. Teller, Gläser und eine Kanne heißes Wasser lieferte die Restauration, bald hatte jeder der Herren ein Glas Punsch in der Hand und einen Teller ausgesuchter Bissen auf den Knieen, während die Dame in schweigender Geschäftigkeit die Citronattorte anschnitt, Weichseln und Pflaumen aus den Gläsern fischte und eine Liqueurflasche entkorkte. Sie that Alles mit so viel Geschick, so viel

Eifer und Gewandtheit, daß die beiden Ersteren sie mit stiller Anerkennung verfolgten. Es schien, als ob Brod mit Fleischschnitten zu bedecken, Punsch zu mischen, eingemachte Weichseln auf Tortenschnitten zu schichten und für jeden Geschmack das rechte Maß zu treffen, ihr eigentlicher Lebensberuf sei. Erst in seinem eigentlichen Beruf kommt der Mensch zur rechten Geltung, erst in seinem angemessenen Wirkungskreis treten seine Gaben, seine Kräfte in das rechte Licht, und man wundert sich oft über die Tüchtigkeit Dieses und Jenes, der, vorher unbrauchbar und verschroben, in einer neuen Lebenslage so viel Gutes und Tüchtiges entwickelt.

Die beiden Herren thaten der improvisirten Mahlzeit alle Ehre an; die Dame hatte auch eine so besondere, gute Manier zuzusprechen, der Magenliqueur wurde so ausgezeichnet befunden in seiner Art wie die Punschessenz und alles Uebrige.

Im Coupé war es angenehm warm. Draußen fiel der Schnee stetig und gleichmäßig und jede Leiste und jedes Fenster bekam eine dichte Schicht aufgesetzt, welche den Luftzug abhielt, in den Reisenden aber ein behagliches Gefühl über ihre eigene Wohlversorgtheit erweckte. — Sie rückten sich auch geistig näher. Stundenlang hatten sie, Jedes in seiner Ecke, gesessen in Lectüre vertieft, der Major in ein dickes Manuscript, der Stabsarzt in ein kleingedrucktes Journal und die Dame in vergilbte, enggeschriebene, vielseitige Briefe, ohne daß sie andere Worte gewechselt hätten, als die der unumgänglichsten Höflichkeit, welche der Dame gegenüber, als nicht jung und hübsch, noch überdies auf das strengste Pflichtmaß reducirt wurden. — Während sie schmausten, überhäuften sie diese mit Artigkeit. „Es ist ein anderes Ding", sprach der Doctor, in einer Hand ein Stück Torte, in der andern ein Glas Liqueur, seine Nachbarin mit glänzendem Blick betrachtend, „es ist ein anderes Ding, diese Torte da, als eine Hand voll Schnee." Obwol, leben kann man von Schnee."

„Von Schnee! Unsinn! Von Schnee allein kann man nicht leben!" rief der Major, bei welchem der Punsch, der Liqueur und die Zungenschnitte ein Feuer erweckt hatten, das ihn auf's Neue zu jedem Strauß bereit machte. „Vom Schnee allein kann kein Seehund leben."

„Der allerdings nicht", entgegnete der Doctor mit einem spitzen Lächeln, „aber der Mensch! Wir haben ja Beispiele: Gemsenjäger, die sich verstiegen haben oder in eine Gletscherspalte geglitten sind, haben sich wochenlang vom Schnee genährt."

„Und auch damit eingeheizt", lachte der Major bitter auf. „Machen Sie mir nichts weiß!"

„Bester Herr Major, hier ist noch ein Stückchen Torte, das müssen Sie noch essen", drang die Dame und schob ihm eilig eine Portion in die Hände; dann bemächtigte sie sich mit sanfter Gewalt des Liqueurglases, welches der Doctor hielt, und schenkte es voll, wogegen der Doctor nur schwach widerstrebte.

„Und jetzt lassen wir den Schnee Schnee sein, und den Seehund

ſpeiſen, was er findet, und die Herren erzählen etwas. Beliebt durchaus nichts mehr?“

Eilig und geſchickt räumte ſie auf die Verneinung die Ueberreſte des Mahles von den Kiſſen und legte ſie ſo zurecht, daß ſie auf den leiſeſten Nothruf gleich erreichbar waren, und entſchloſſen, keinen Streit mehr aufkommen zu laſſen, wickelte ſie ſich in ihren Mantel und ſetzte ſich in ihre Ecke mit der Miene einer aufmerkſamen, erwartungsvollen Zuhörerin.

Erzählen! — Weniger konnten die Herren wahrlich nicht thun, eine ſo liberale und eifrige Wirthin zu verpflichten; zudem, womit ſollte man die Zeit hinbringen? Draußen fiel der Schnee noch immer, als ſollte er nicht aufhören, bis die Welt eingeſchneit wäre; aber Erzählen iſt nicht Jedermanns Sache. Der Doctor putzte an ſeinen Augengläſern, der Major drehte ſeinen Schnurrbart.

„Der Herr Doctor ſind gereiſt; vielleicht wiſſen Sie ein Beiſpiel, haben ein Volk geſehen, das von Schnee lebt“, ſagte er ſpitz.

„Den Vortritt laſſe ich dem Herrn Major“, erwiederte der Doctor kauſtiſch, „haben vielleicht im Mittelmeer einen Seehund —“

„Um Gottes willen! Fangen Sie nicht wieder an“, ſagte die Dame bittend, „erzählen Sie irgend Etwas oder leſen Sie. Die Herren ſind mit Lectüre verſehen. Was es auch ſei, Sie werden mich auf's Höchſte verpflichten. — Herr Doctor, machen Sie den Anfang. Sie haben da etwas Gedrucktes, das ſich ſchon von außen intereſſant anſieht.“

„Meinen Sie?“ entgegnete der Doctor und langte trocken nach der Druckſchrift. „Es iſt ein anatomiſches Journal. Alſo —“

Die Dame ſchrie auf und erhob abwehrend die Hände. „Nein! Nichts Dergleichen!“

„Nur ruhig!“ ſagte der Doctor. „Eine Geſchichte enthält es — eine wahre dazu. Alſo hören Sie. Machen Sie ſich aber auf Fachgemäßes gefaßt.“

Die Reiſenden drückten ſich in ihre Ecken und der Doctor, der ſeine Brille vorher klar gerieben hatte, begann:

Die Auferſteher.

„Auferſteher?“ fragte der Major, „was ſind das für Leute?“

„Das ſind Leute, welche mit Leichnamen handeln“, antwortete der Doctor kühl. „Begrabene werden ausgegraben.“

„Mit Leichnamen handeln! Hui! Wie gräßlich!“ rief die Dame und ſchüttelte ſich.

„Mit Leichnamen handeln!“ nahm der Major abſprechend das Wort. „Das geſchieht wol nur bei den Menſchenfreſſern, wenn überhaupt.“

„Das geſchieht bis auf den heutigen Tag bei den Engländern“, nahm der Doctor wieder das Wort. „Der Engländer hat ein unbeſiegbares Vorurtheil gegen jegliche Entheiligung einer Leiche, als welche hauptſächlich die Section angeſehen wird. Jetzt frage ich aber: Wo ſoll der Operateur ſeine Geſchicklichkeit hernehmen, die leichte, ſichere Füh-

rung des Messers durch das Labyrinth der Muskeln und Knorpeln, aus welchen der menschliche Körper besteht, die subtile, schnelle Hand und endlich die sanfte Entschiedenheit bei dem kritischen Schnitt! Ich glaube, daß Derjenige, welcher auf dem Operationslager ausgestreckt liegt und den Assistenten mit dem Chloroform neben sich sieht, darauf vorbereitet, sich ein Bein abschneiden oder sonst eine Operation an sich vornehmen zu lassen, die ihm das Leben retten soll, ich glaube, sage ich, daß es ihm in diesem Augenblick ganz gleichgiltig ist, wo und auf welche Art der Operateur seine Geschicklichkeit erwarb. Bei dem Engländer aber können allerdings Nachgedanken kommen. Er weiß nicht, ob der Gegenstand, an welchem sein Chirurg lernte, seinen Weg in den Anatomiesaal vom Kirchhof aus oder vom Galgen gefunden hat, ob in einem lackirten Sarg oder in einem alten Sack. Ja, er kann nicht wissen, ob nicht nächstens ein Freund, ein Verwandter, ja, einst er selbst zur Bereicherung der Wissenschaft dienen wird, und das macht ihn schaudern.

„Unter diesem Vorurtheil aber leiden die anatomischen Theater und ihre Besucher; denn woran sollen sie lernen, als an Leichen? Diese jedoch werden sehr unzureichend für den Bedarf von dem Galgen von Newgate und sehr kostspielig von Frankreich beschafft.

„Liebe zur Wissenschaft und Gewinnsucht haben sich daher zusammengethan, um diesem Mißstand abzuhelfen. Es bestehen weit verzweigte Gesellschaften, die unter dem Schutz der Nacht und des tiefsten Geheimnisses neue Gräber öffnen, die Leichen herausnehmen und sie an die Besteller verhandeln, oft im Detail. Der nimmt einen Arm, der Andere ein Bein, ein Dritter einen Kopf und etwa ein Herz oder eine Lunge dazu."

„Schauderhaft!" rief der Major, sich schüttelnd. „Aber sagen Sie, Doctor, wie sieht es denn da mit dem Leichengift aus, von dem in jüngster Zeit öfter die Rede war? Die Bearbeitung solcher Leichen in vorgeschrittener Verwesung muß ja höchst gefährlich sein. Wie viel Aerzte und Chirurgen sterben in England am Leichengift?"

„Ha, ha! bah — Leichengift — darüber sind die Ansichten getheilt. Es kommt dabei viel auf die Krankheit an, an welcher das Object starb. Es kommt auch viel auf die Säftemischung im lebenden Körper an. Man sagt oft von einem Mann mit Bedauern oder Abscheu, der ist so, und der ist so. Was kann er für seine Blutmischung, für das versteckte Psoragift, das auf seine Nerven drückt? Ist nicht nachgewiesen, daß die Kriegs- und Schlachtenwuth Napoleon's I. rein auf Rechnung seines trägen, kalten Blutes kam, das nur normal circulirte, wenn ihn die höchsten Aufregungen stachelten? Ich habe einen Menschen gekannt — einen simplen Schreiber — galliges Temperament — aufgedunsener Leib — starker Trinker, der lebte nur, wenn er Pasquille schrieb. Schmähartikel für Zeitungen zu liefern, war seine Erholung und Denunciren seine Panacee. Dann kannte ich einst einen Arzt — der Mann war zu bedauern — bei dem wurde Alles zu Gift. Er kochte Gift wie ein Dampfkessel und mußte natürlich das Darüber absetzen. Er mußte,

mochte er wollen oder nicht. Glücklicherweise hatte der Mann ein Armen- und Krankenhaus unter sich, wo er sich nicht Zwang anzuthun brauchte, und — ha — ha — ha — es widerfuhr ihm manchmal, daß er, wie es in der Fabel heißt, anstatt der Krankheit, den — ha — ha — ha — den Kranken mit dem Stock bearbeitete. Die Schwäche hatte er. — Sonst ein ganz guter, ein gescheidter Mann."

„Damit wäre ja gesagt, als hätte der Mensch keinen freien Willen, als wäre er seinem Leibe unterthan, und das ist doch nicht Ihr Ernst, das wäre frevelhaft", warf die Dame ein, „da könnte sich ja jedes Verbrechen, jede Unthat mit der verfehlten Blutmischung des Thäters entschuldigen."

„Das ist ein weites Thema", erwiederte der Doctor; „aber ich will Ihnen beweisen, wessen der menschliche Organismus Alles fähig ist."

„Ach, nein, wir danken", sprach die Dame, die es dem Major ansah, daß er die Zumuthungen, welche der Doctor dem menschlichen Organismus machte, gänzlich verwarf und welche einem neuen Streit vorbeugen wollte. „Lassen Sie uns lieber die Geschichte hören."

„Also die Geschichte", sagte der Doctor, nur ungern ablenkend, und nahm das Journal wieder auf. „Bei diesen Leichenausgrabungen oder Auferstehungsscenen fehlt es natürlich nicht an grauenhaften, ärgerlichen, mitunter auch an lächerlichen Episoden.

Ich war ungefähr fünfzehn Jahre alt — das ist der Held der Geschichte, der spricht — als ich zu dem einzigen Chirurgen in unserm Städtchen in die Lehre kam. Er war leidlich erfahren in den Mysterien des menschlichen Körpers und auch ein ziemlich geschickter Operateur. Aber anstatt sein Wissen und seine Geschicklichkeit practisch anzuwenden und sich wie ein vernünftiger Mann mit den Leibern und Taschen seiner Zeitgenossen zu beschäftigen, schrieb er dicke Bände für zukünftige Anatomen und wendete so den hauptsächlichsten Theil seines Strebens der Zukunft zu. Seine Umstände waren daher nicht glänzend. Das Haus meines Vaters lag außerhalb der Stadt und mein nächster Weg zum Doctor ging — gedankt sei es meinem Genius, der über meinem Geschick waltete — über den Kirchhof.

Ich kann just nicht sagen, daß mir dieser nähere Weg gefiel, besonders da ich erst Abends, nachdem die Officin geschlossen war, nach Hause durfte. Die Schatten, welche die Grabsteine im Mondlicht warfen, das Schwanken und Säuseln einiger großer Trauerweiden war mir unheimlich und ich konnte der ganzen Scenerie keinen Geschmack abgewinnen. Nach dem ersten Probegang verstrichen mehrere Abende, bis ich es wieder über mich gewann, den nähern Weg über den Kirchhof zu machen, obwol der andere beinahe um eine Viertelstunde weiter war.

Endlich, nach einer fröhlichen Spielgesellschaft, in der sich meine Lebensgeister gehoben hatten, wagte ich wieder über den Kirchhof nach Hause zu gehen, und dieses Mal nicht nur, um den Weg abzuschneiden, sondern von einem gewissen Reiz getrieben.

Ich passirte den schauerlichen Ort mit ziemlicher Gemüthsruhe und

ohne durch etwas Fremdartiges betroffen zu werden, ausgenommen durch eine Kuh, welche wahrscheinlich von dem Todtengräber hereingeschmuggelt wurde, um das hohe, fette Gras abzuweiden, und welche hinter einem Grabstein stand, wo sie über die Vergänglichkeit des Erdenlebens philosophiren mochte.

Als ich so unvermuthet ihre Betrachtungen unterbrach, waren wir beiderseits vor einander erschrocken und starrten uns gegenseitig eine Weile an, sprachlos — natürlich, dann gingen wir mit sachten Schritten in entgegengesetzter Richtung auseinander.

Von diesem Abend an ging ich täglich und mit immer festeren Schritten über den Kirchhof, blieb zuweilen stehen, um im Mondlicht eine Grabschrift zu lesen, ja, ich setzte mich wol auf einen Stein, blos um mich an meinem eigenen Muth zu erbauen.

Ich fing nach und nach an, eine Art Genuß dort zu finden, der sonst den Gefühlen der Jugend nicht analog ist. Worin dieser Genuß bestand, kann ich nicht sagen, in der malerischen Umgebung sicherlich nicht, denn die eine Seite des Kirchhofs begrenzte eine baufällige Mauer, auf der andern befanden sich Ställe und Städel, und die Schönheit der Grabsteine war es ebenfalls nicht, die meine Phantasie erregte. Die einen waren weiß, die anderen waren schwarz angestrichen, die einen standen aufrecht und schienen einen Jeden herauszufordern, der nicht gleicher Ansicht mit ihnen war, während andere zerknirscht auf dem Gesicht oder auf dem Rücken lagen. Alle miteinander waren sogar in den Augen eines fünfzehnjährigen Knaben der Gipfel der Geschmacklosigkeit.

Vielleicht war es der instinctmäßige Kampf meines Genius, der unbewußt mit den Gegenständen seines künftigen Strebens in Verkehr tritt; das Picken des Hühnchens, das in Einsamkeit und Finsterniß an der Schale arbeitet, die es noch von der Welt ausschließt.

Es ereignet sich wol auch manchmal, daß dem neuen Geschöpf das Herz noch eher bricht, als die Schale, und daß es über der Arbeit das Leben lassen muß.

Auch mein Genius möchte lange genug und doch erfolglos an der Schale der Ungewißheit gepickt haben, wäre ihm nicht folgendes Ereigniß zu Hülfe gekommen.

An einem sehr dunklen Abend, die Jahreszeit war schon weit vorgerückt, fiel mir auf dem Heimweg ein, daß man heute einen Bekannten meines Vaters begraben hatte, der über seine eigene Treppe herabgestürzt war und auf der Stelle todt blieb — beiläufig die einfältigste Todesart, die man wählen kann — ich wollte sehen, wohin man ihn begraben hatte.

Es war so finster, daß ich mich nur mit Mühe unter den Grabsteinen zurecht fand. In dem obern Theil, dem der Honoratioren, sah ich mich umsonst nach einem frischen Grabe um. Er mußte also in dem untern Theile liegen. Kaum hatte ich mich dorthin gewendet, als mir schien, ich sähe auf der Mauer, da, wo sie am niedrigsten war, sich etwas bewegen.

Ich schlich mit klopfendem Herzen hinter einen Grabstein, die Blicke scharf nach der Mauer gerichtet.

Gleich darauf hörte ich einen dumpfen Fall, wie wenn Jemand herabgesprungen wäre, darauf war Alles still.

Ich war noch unschlüssig, ob ich gehen oder abwarten sollte, als plötzlich das Geräusch eines kräftig geführten Spatens einen Lichtstrahl in dieses dunkle Meer von Vermuthungen warf. Jetzt war mir Alles klar. Ich hatte schon früher von der merkwürdigen Practik der Auferstehen gehört, daß sie aber in unserer kleinen, scrupulösen Stadt geübt würde, das wäre weder mir, noch wol auch sonst Jemandem im Traum eingefallen.

Mit leisen Katzenschritten schlich ich mich näher und konnte, von einem Monument gedeckt, Alles mit ansehen.

Drei Männer, deren Gesichter ich in der Dunkelheit nicht erkennen konnte, waren an einem Grabe geschäftig. Zwei schaufelten die Erde heraus, der Dritte hielt eine Blendlaterne. Sie arbeiteten wie die geübtesten Todtengräber und in kurzer Zeit stießen die Spaten auf einen harten Gegenstand. In diesem Augenblick ließ der Mann mit der Laterne einen Lichtstrahl in die Grube fallen und in den fleißigen Leuten erkannte ich den Küster und seinen Gehülfen.

Nachdem die Erde völlig herausgeschafft und ein Seil um den Sarg geschlungen war, legten alle Drei Hand an, um den kaum eingezogenen Bewohner seiner letzten Heimat wieder zu entziehen. Der Sarg war endlich säuberlich in die Höhe gebracht, der Deckel aufgeschraubt, die Leiche herausgenommen und in einen Sack gesteckt.

„Quiescat in pace", sagte das Haupt der kleinen Gesellschaft, als die Grube wieder ausgefüllt und Alles in Ordnung gebracht war. Ich kannte sie nur zu wol, diese Stimme; sie gehörte meinem Lehrer und Vorbild, Mr. Law.

Da der Todte ein schwerer corpulenter Mann war, kostete es große Mühe, ihn über die Mauer zu bringen. Einer war drüben, der Andere oben auf der Mauer, und mein würdiger gelehrter Herr und Meister unten, sich gewaltig anstrengend, den Sack hinauf zu lüpfen.

„Betson", sagte er keuchend, „hättet Ihr doch Euren faulen Schlingel, den David, mitgebracht, daß er die Laterne hielte. Ich breche noch Hals und Beine zwischen diesen verfluchten Steinen."

„Ich will leuchten", sagte ich, und nahm ihm die Laterne aus der Hand. — Als Mr. Law neben sich eine fremde Stimme hörte, fehlte nicht viel, daß er nicht die Lebendigen und den Todten ihrem Schicksal überließ, und sich über die Mauer davon machte. Sobald er aber die geisterbleichen Züge seines Lehrlings erkannte, verwandelte sich sein Schrecken in simplen Aerger. „Verdammt!" war das einzige Wort, das ich von ihm hörte, bis wir zu Hause waren.

Die darauf folgende Nacht sollten wir die Frucht unserer Unternehmung ernten. Ich bekam von meinem Lehrer die Erlaubniß dabei zu sein. Es mußte jedoch das tiefste Geheimniß beobachtet werden, wenn

wir nicht riskiren wollten, von dem Volke in Stücke zerrissen und unter dem demolirten Hause begraben zu werden. Ich schlief deshalb im Hause des Doctors und wartete in fieberhafter Spannung auf die zwölfte Stunde. Ein Frösteln überlief mich, als die Thurmuhr aushob, und noch hatte der letzte Schlag nicht ausvibrirt, als ich auf Socken in die Studirstube des Doctors schlich, wo ich bei frischem Kaminfeuer und hellem Kerzenlicht meinen Muth noch beim Fittich erwischte.

„Gehe hinein und mache dem alten Herrn einstweilen Dein Compliment, bis ich fertig bin", sagte der Doctor.

Ich machte eine nicht ganz erfolgreiche Anstrengung diesen Scherz zu belächeln, und ging in das Kämmerchen neben dem Studirzimmer. Kaum war ich hinein getreten, so schlug die Thür, die in einem Gewicht hing, mit einem fürchterlichen Krach hinter mir zu. In diesem Augenblick wäre ich für mein Leben gern wieder umgekehrt, aber ich schämte mich vor dem Doctor, und so näherte ich mich mit dem blinden Muthe der Verzweiflung dem Tische, worauf Derjenige lag, steif, kalt, regungslos, den ich noch vor wenigen Tagen gesund und munter in unserm Hause gesehen. Ich war nicht lange diesen melancholischen Betrachtungen überlassen, denn gleich darauf kam Mr. Law mit dem Apparat unter dem Arm in die Kammer.

Ganz in sein Geschäft vertieft nahm er Anfangs keine Notiz von mir, bis er mir ein Instrument zu halten gab. Als er mich bleich, mit verglasten Augen, und augenscheinlich im Begriff ohnmächtig zu werden ihm zur Seite sah, ergriff er mit beispiellosem Gleichmuth eine Schüssel voll Wasser und goß es mir über den Kopf. Von diesem Augenblick an war ich curirt und ein eifriger und brauchbarer Assistent des kleinen Kämmerchens.

Als meine Lehrzeit beendigt war, schloß ich mich einer Privat-Auferstehungs-Gesellschaft an, deren Mitglieder junge Aerzte und Chirurgen waren. Die Chefs derselben waren ein gewisser Clarke und Maloney, wahre Heroen der Wissenschaft.

Maloney, ein heißblütiger Irländer, hatte ausgezeichnetes Talent und lebte nur für seinen Beruf.

Einst hatte man uns ein Object in's Sectionszimmer gebracht, auf loyalem Weg, d. h. vom Galgen, Alles war bereit, und wir umstanden erwartungsvoll den Tisch, da gab das Object durch ein schwaches Heben der Brust unzweifelhafte Lebenszeichen von sich.

Wir waren in großer Bestürzung, was zunächst geschehen sollte. Der Mann lebte, ja lebte unzweifelhaft. Maloney's resoluter Sinn entschied die Sache mit wenigen Worten.

„Was wir thun sollen?" sagte er. „Dieser Mann ist dem Gesetz nach todt. Bringen wir ihn wieder auf die Beine, so ist Zehn gegen Eins zu wetten, er wird nochmal gehenkt. Also —" Mit diesen Worten nahm er eine Sonde aus dem Besteck und stieß sie dem Cumpan so tief in die Brust, daß sein Tod ganz außer Zweifel war.

Armer Maloney! Nicht lange darauf wurde er selbst gehenkt, weil

er dieselbe Operation an einem lebenden Gegenstand practicirte — Alles aus Liebe zur Wissenschaft.

Statt Malony's wurde ein gewisser Roberts Präsident, der uns jedoch seines trägen, schläfrigen Wesens wegen wenig nützte. Wir brauchten ihn blos als Deckmantel, da er ein sehr anständiges Aeußere hatte. Auch sorgte er für das Local, wo wir unsere Beute niederlegten und wöchentlich zusammenkamen."

„Ist das die interessante Geschichte?" frug der Major, als der Doctor eine Pause machte und seine Brille putzte. „Das ist ja ein Journal für Cannibalen!"

„Cannibalen lesen keine Journale", entgegnete der Doctor trocken.

„Nun, ein eigenthümlicher Gegenstand ist es in der That", fiel die Dame ein. „Sectionen, Leichname — Hu — hu! — Nun sie ist wol zu Ende?"

„Nein, sie fängt erst an", erwiederte der Doctor und begann auf's Neue.

„Es war an einem finstern, regnerischen Abend, als ich in unserm Local Roberts allein traf, die Füße auf dem Kaminrand, eine Flasche Porter vor sich, und einen Roman in der Hand. Ueberzeugt, daß jetzt nichts im Stande war, ihn hinaus zu bringen, wollte ich eben wieder gehen, als Curple herein trat, einer unserer thätigsten Agenten.

Schon sein Aeußeres verrieth einen ungewöhnlichen Charakter. Kleine, schwarze, funkelnde Augen, deren eines bedeutend von der Sehlinie abwich, flankirten eine lange, spitze Nase. Die hinaufgezogenen Mundwinkel gaben dem Gesicht etwas Launisches und ließen zwei Reihen großer, weißer Wolfszähne sehen. Um die Schläfe herum stahl sich schwarzes, krauses Haar, während der obere Theil des Kopfes in nacktem Glanze prangte. Sein Anzug zeigte, daß er die Ansicht Howard's theilte, nämlich, daß ein tüchtiger Regenguß die beste Bürste für Tuch und Filz sei. Er war voll Feuer und Leben, und seine Züge waren eben so viele Telegraphen, die eine beständige Fluth von Mittheilungen unterhielten.

Auch heute brachte er eine höchlich wichtige Nachricht. Seine lange Nase hatte eine Auferstehungsgelegenheit gewittert, allein wir Zwei konnten sie nicht unternehmen und Roberts war nicht von seinem Stuhle wegzubringen. Jedoch versprach er aufzubleiben, bis wir kämen.

Wir, Curple und ich, machten uns auf den Weg, um das Terrain zu recognosciren, und einen Recruten zu werben, denn ohne einen dritten Mann konnten wir das Geschäft nicht unternehmen. Wir traten in eine Schänke, erstens, um diesen zu finden, und dann, um eine spätere Stunde abzuwarten; denn noch waren die Straßen zu belebt.

Im Schänkzimmer war Niemand, als ein junger Mann in Matrosenkleidung, aus dessen sorglosem freien Wesen und einem gewissen leichtsinnigen Zug in dem frischen Gesicht Curple sogleich folgerte, daß dieser unser Mann sein könnte.

Ein leichtes Gespräch über das Woher und Wohin war bald eingeleitet. Der Matrose erzählte mit der Geschwätzigkeit eines halb

Betrunkenen, daß er zu einem Ostindienfahrer gehöre, der erst diesen Abend eingelaufen sei, daß er nach einer dreijährigen Abwesenheit in die Arme seiner Mutter und seiner Braut eilte, welche während seiner Abwesenheit in diese fremde Stadt gezogen seien, in welcher er bereits die Zeit seines Hierseins herumgestolpert sei, und da er nicht mehr hoffen dürfe, vor dem Morgen ihre Wohnung zu finden, so wollte er die Nacht hier abwarten.

Es war für ihn kein kleiner Schmerz, die heißersehnte Wiedersehensfreude für morgen aufschieben zu müssen, denn außer sich selbst brachte er der Mutter und der Geliebten einen vollen Beutel mit und die Nachricht, daß er zum Vormastmat vorgerückt sei und auf der nächsten Reise Aussicht habe, Capitain des Mitteldecks zu werden. Natürlich sollte sogleich Hochzeit sein, denn in zwei Monaten mußte er seine reizende Susanne, die er mit dem Feuer eines Verliebten schilderte, wieder verlassen.

In dieser Geschichte sah ich für unsere Absichten nichts Tröstliches. Wer verliebt ist, und so verliebt wie dieser Fremde, hat keinen Sinn für nächtliche Expeditionen. Curple indeß verlor den Muth nicht, und als er sah, wie sich der Matrose ein großes Glas Branntwein bringen ließ, stieß er mich, darauf hindeutend, an und seine kleinen Augen funkelten vor Vergnügen.

Wir gaben nun dem Gespräch eine einleitende Wendung und spielten auf unser nächtliches Abenteuer an. Dieses schien dem Manne durchaus zu mißfallen. Mit einem Blick, als würde er unser erst jetzt gewahr, nahm er sein Glas, und rückte weg von uns so weit er konnte. Ein zweites Glas Branntwein jedoch, welches Curple ihm credenzte, brachte ihn uns wieder näher, und er begann dessen Erzählungen von solchen nächtlichen Unternehmungen mit wachsendem Antheil zuzuhören. Curple's geschickter Darstellung gelang es auch vollkommen den Fremden zu ködern. Nach Allem und Allem war es nichts als ein kühner Spaß, den wir ausführen wollten. Das wirkte. Welche Quelle des Staunens und Grausens würde ein solches Abenteuer bei einer tropischen Windstille, oder dem fliegenden Holländer im Curs, für das Publicum des Hinterdecks sein! — Wie würde Susanne staunen, seinen Muth bewundern, näher an ihn heran rücken, wenn er ihr an einem Winterabend die Geschichte erzählte! Plötzlich rief er: Susanna, theure süße Susanne, ich will, ich muß Dich heute noch sehen.

Mit diesen Worten sprang er auf. Ein Paroxismus, ein Sehnsuchtsfieber hatte ihn plötzlich ergriffen, das ihm die Thränen in die Augen trieb. Er suchte nach seinem Hut und bestand darauf, fortzugehen. Auf die Wirkung des Branntweins rechnend, gaben wir die Sache noch nicht auf. Wir erboten uns, ihn zu begleiten und ihm die Wohnung seiner Mutter suchen zu helfen. Das wirkte. Er ging mit.

Der Wind hatte etwas nachgelassen, aber der Regen schlug uns in eisigen Tropfen in's Gesicht, und die Finsterniß war greifbar. Den Matrosen in der Mitte stolperten wir durch die stillen Straßen und ich

fühlte an meinem Arm seinen starken Herzschlag. Er folgte uns jedoch mehr wie ein Gefangener, denn als ein freiwilliger Begleiter.

An der Kirchhofsmauer angelangt, wäre er zu Boden gestürzt, wenn ich ihn nicht gehalten hätte. Diese Schwäche war jedoch nur physisch. Sobald die Branntweingeister etwas verflogen waren, folgte er uns an die Stelle, an das frische Grab, wo wir schon Alles bereit fanden, und griff dann so rüstig mit an, daß kein Todtengräber im Stande gewesen wäre, den Sarg in kürzerer Zeit auf die Oberfläche zu bringen. Wir öffneten ihn, steckten den Inhalt in einen Sack, löschten die Laterne aus, und nachdem wieder Alles in den vorigen Stand gebracht worden war, machten wir uns auf den Rückweg. Unsern Begleiter mußte ich gewaltsam schütteln, um ihn zum Mitgehen zu bewegen. In tiefer Betäubung lehnte er an der Mauer und schrak auf, wie aus einem Traum erwachend.

„Es ist ein Weib", flüsterte er endlich mit einer Stimme, so tief und hohl, als käme sie aus dem Grabe.

Ich suchte ihm unterwegs begreiflich zu machen, daß ein Leichnam gar keinem Geschlecht angehöre; aber diese Vorstellung hatte so erschreckend auf ihn eingewirkt, daß wir Mühe hatten, ihn mit dem Sack, den wir wechselweise trugen, in das bestimmte Haus zu bringen.

Unsere glückliche Landung dort traf auf kein Hinderniß. Wir trugen unsere Last so still wie möglich die Treppe hinauf in's Zimmer, wo wir Licht und Feuer ausgebraunt, und Robert's von den Ueberresten seines Nachtessens umgeben, in tiefen Schlaf versunken fanden.

Nachdem es uns gelungen war, erstens Licht und Feuer wieder anzuzünden, und zweitens Roberts zu erwecken, was bei Weitem schwieriger war, wurde der Inhalt des Sacks hervorgezogen, welcher Roberts wunderschnell in's Leben rief.

„Himmel!" schrie er, „ein Weib, ein Mädchen, und welch' ein schönes Geschöpf! — Noch im Tode reizend. Wie sich die seidenen, blonden Locken um den weißen Hals schmiegen! — Diese langen Augenwimpern! — Das Grübchen im Kinn — der kleine süße Mund — blaß und kalt, wie die Keuschheit selbst — Du Schöne, warum bist Du gestorben!"

Roberts war ganz versunken in das Anschauen der Leiche. Der Fremde, welcher hartnäckig an der Thür geblieben war, als ob er fürchte, Schreckliches zu sehen, kam bei jedem Ausruf Roberts, einen Schritt näher, bis er das stille, bleiche Antlitz vom hellen Kerzenlicht bestrahlt, vor sich sah. Da stieß er uns auf die Seite, und drängte sich dicht an die Leiche. Da schlug er plötzlich seine harten Hände zusammen, daß es hallte, als ob eine Pistole abgeschossen worden wäre, und mit einem convulsivischen Aechzen, als ob sein Herz bräche, schrie er: „Susanne! — Susanne! — es ist Susanne!" und fiel besinnungslos zu Boden.

(Schluß folgt.)

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Die Liebe.

I. In Frankreich.

Der Salon.

Aus Oesterreichs Bergen.

Eine Dorfnovelle von **Emil Mario Vacano.**

I.

Wie Hanna früh erwachte, war ihr das Herz so schwer von Kummer, als hätte es sein Liebstes begraben, und ihr Kissen war naß von Thränen. Sie mußte im Traume gar bitterlich geweint haben, aber sie erinnerte sich an nichts aus diesem Traume. Man sagt, im Schlummer verlasse die Seele den Körper, um in die Vergangenheit oder in die Zukunft zu schweben, um sich zu erinnern, oder um zu ahnen.

Sie lag, erwacht, mit gefalteten Händen eine Weile in ihrem Bette da, die Hände über dem Federbette gefaltet, die Brust noch von Schluchzen gehoben, das Auge wie nach einem Ufer suchend.

In der Bauernstube, in welcher sie schlief, waltete ein graues Herbstdämmern, noch mehr verdüstert durch das niedrig gelegene Fenster. An der Wand hingen Heiligenbilder, welche den heiligen Petrus, Aloisius und Karl Borromäus vorstellten. Auf dem Schiebkasten standen Tassen, auf dem Hängkasten lagen Aepfel und Birnen, die sich durch Größe oder Mißgestalt ein Anrecht auf die Mumificirung verschafft hatten. Es war eine jener kleinen Nebenstuben der Bauernhäuser, welche sich stets zu wundern scheinen, daß der momentane Bewohner nicht auf dem Felde ist. Diese Zimmer haben Etwas wie die Bibel: ungastlich in Worten für den Bewohner, und liebevoll hinausdeutend auf den Pfad der Pflicht.

Hanna schlief schon seit sechs Jahren in diesem hochgethürmten Bette, in dieser Stube. Sie war ein vom Zaune aufgelesenes Kind, welches der Dornbauer aus Mitleid in sein Haus aufgenommen hatte. Der Dornbauer hatte die Hanna zuerst in die Schule, dann in's Feld geschickt. Die Dornbäuerin hatte gesagt: „Nun haben wir schon ein Kind, den Karl, der will studiren in der Stadt, und der Herr Pfarrer redet ihm das Wort; den schütze Gott! Nun kommt uns noch eine Hanna, die nicht Vater und Mutter hat, und die wollen wir für Krankheit und Alter für uns behalten, und daß das Haus nicht von Fremden geplündert wird, ehe der Karl es nach unserm Tode verkauft."

Die Hanna war ein kleines Bauernkind gewesen wie hundert Andere. Die haben kein Gesicht, nur Hände, keine Gestalt, nur Füße, keine Seele, nur Augen. Sie reden, was sie von den Großen hören, sie arbeiten, was ihnen geheißen wird, und sie denken stets nur die gegenwärtige Minute in ihrem Ausruhen oder in ihrer Arbeit.

An was zogen sich des aus Mitleid aufgenommenen Kindes Gedanken groß? Die krochen langsam vom Stiele des Unkrautes, welches es ausjätete, bis zur Krone desselben hinan: langsam, aber schaft und

Blatt erfassend und durchdringend, mit jedem Aestchen und jeder Zacke. Hanna war ein Waisenkind, und so verglich sie sich mit der Pflanze, die da mitten im reichen Felde aus der Erde sproßte, ungerufen, überflüssig, überall im Wege, ohne Zeichen woher sie kam, oder wozu sie sollte: und wie sie mit fester Hand auszog, that es ihr doch leid um dasselbe, und sie dachte bei sich: „Du armes Ding, was kannst Du dafür, daß Du keine Kornähr' bist, und den Platz, wo Du schädlich bist, hast Du Dir auch nicht ausgesucht. Gerade so wie ich. Ueber mir sind auch viele Hände ausgestreckt, die sagen: „Die Hanna gehört nicht da herein." — Aber sie jätete emsig fort, und wenn's die Dornbauerleute befohlen hätten, hätte sie sich selber ausgerissen von dem Flecke, wo sie stand.

In den ersten Tagen, da sie im Hause war, hatten sie die anderen Dirnen der Nachbarfelder geneckt und gestoßen; aber der Dornbauer-Karl, der auf Ferien zu Hause war, hatte es ihnen gewehrt. „Was wollt Ihr Euch denn mit so einer ersten besten kleinen Dirn' abgeben", hatte er gesagt. Karl war nämlich schon Student in der Kreisstadt geworden und geberdete sich wie ein alter Herr, so wichtig! Er hatte früher als frischer Bauernbursche das Feld bestellt, den Hofübergang gepflastert, die Schweineställe construirt, die Hausnummer gemalt, und war dabei groß und stark geworden. Da hatte sich der Pfarrer des Ortes des jungen Burschen angenommen und hatte die Eltern beredet, sie möchten ihn „auf die Schule" schicken, damit er sein Glück mache. Und man hatte diesen frohen frischen Burschen, der Eins zu sein schien mit seinem Felde und Boden, in die Kreisstadt geschickt, unter Studenten und Wohlthäterfamilien, damit er „glücklich" sei.

Der Dornbauer-Karl war dann ein Student geworden wie hundert andere: blaßwangig, unterthänig, und nicht recht Eins mit sich und seiner Heimat. Aber er war Student, konnte vielleicht einst Beamter werden, und war also „beneidenswerth glücklich" gegen alle seine Dorfkameraden, und gegen seinen blutarmen Vetter Nazi, den die Dornbauerleute auf den Hof genommen hatten, damit er die Arbeit verrichte, die der Hanna zu schwer war.

Die Dornbäuerin war ein noch rüstiges, großes, unermüdliches Weib, welches ihren Mann allerinnigst liebte, die Wirthschaft wie ein Falke übersah, eine gesunde Einsicht in den Himmel, in ihr eigenes Leben und in das ganze Leben ihres Dorfes hatte, und für ihren Mann und für ihr Kind betete, wenn sie des Nachts vom müden Schlafe erwachte durch ein Hundegebell.

Der Dornbauer (recte Franz Gutherz) hatte ein Goldherz für Alles: für seine Angehörigen, für das Feld, welches ihm wol der allernächste Anverwandte war für seine Sorge, und vor Allem für die Freude seines Lebens, für seinen Karl. Denn schon vor der Geburt desselben hatte er überall gesagt: „Wenn mir der liebe Gott nur einen Sohn giebt, der einmal etwas Rechtes und Großes werden kann. Als junger Bursche habe ich immer, wenn die Sonne gesunken ist und ich den Spaten ruhen lassen durfte, auf die Berge hinausgeschaut, und mir

Flügel gewünscht. Flügel, wie ein kleiner Vogel in der Zeit, wo die winterblinden Baumzweige mit grünen Augen zu schauen anfangen. Aber ich hab' nie über diese Berge hinausgekonnt, weil ich meinem Vater hab' die Wirthschaft erhalten müssen, denn er konnte nicht mehr gut aus dem Sessel aufstehen. Und dann mußte ich heirathen — die gute, hübsche Nachbarstochter, damit zwei Nachbarsgründe zu Einem werden möchten. Und wie ich so gar glücklich war mit meinem braven Weibe, da habe ich mir's gedacht: nun soll mir der liebe Gott nur noch einen Sohn bescheeren, der einmal in die Stadt gehen und studiren kann; der über die Berge hinübergeht, die ganz unten am Himmelsrand sind, damit er mir von dort wiederkommt in einem schönen Stadtkleid, und recht viel Gescheidtheit, und daß er mir recht Viel erzählen sollt' von der Welt draußen, die ich so gern gesehen hätte als junger Bursche." — Und der Dornbauer sagte das alle Tage zu seiner Frau, und er lief alle Tage in die Kirche, während er den Pflug beim Beinhause stehen ließ, um einen Sohn zu erbeten, der ihm studiren und die Welt über den Bergen sehen und von ihr erzählen sollte, die ihm stets verschlossen geblieben war.

Und des Dornbauers Kind war ein Sohn, und der ging über die Berge, und wurde Student, und der Dornbauer war glücklich, denn er hatte jetzt keine andere Sorge mehr auf der ganzen Welt, als den Hagel.

Das Dornen- oder Dornbauerhaus hatte seinen Namen von den mächtigen Dornhecken, die den Garten desselben vom Feldwall trennten. Es war hohes Geginster; dicht, daß man kaum durchblicken, um so weniger durchkriechen konnte. Im Herbste zerrissen sich die nassen Nebel dran, und troffen von den stachligen Zweigen; die Vögel, ehe sie fortzogen, gaben sich daran ihre letzten Zusammenkünfte und zwitscherten und schnatterten da im nassen Octoberwetter untereinander, und schwirrten in großen zerstreuten Schwärmen auf, und zogen über die Berge fort.

Der Wall neben dem Garten war voller schwarzer zertretener und gelber frischgefallener Blätter, die den nassen Boden mit einem dicken Teppiche bedeckten. Von diesem Walle aus sah man den Wallfahrtsort Sonnenberg in der Höhe liegen, und die freundlichen Ortschaften, die sich an den Bergwänden hinanzogen.

Der Dornbauernhof selber war rein und nett, geräumig, weißgetüncht, daß es eine Lust war, ihn anzusehen.

Es machte Einem Freude, da einzutreten, und noch mehr Freude, da zu bleiben. Vor dem Thore standen zwei Lindenbäume, welche im Sommer dicken schwarzen Schatten warfen, und die jetzt im Spätherbst halbentblättert fröstelten und die dürren Aeste aneinanderrieben, wie um sich zu wärmen. Manchmal pochten sie auch an's Fenster, wenn der Herbststurm sie allzu derb schüttelte, wie um Einlaß bittend. Ueber dem Thore, dessen Hausnummer zierlich von der Hand des Studenten Karl gemalt war, hing ein Heiligenbild der Dreifaltigkeit, nebst den Figuren des heiligen Florian, der das Haus, und des heiligen Leonhard, der das Vieh schützt.

So nett wie das Aeußere des Hauses, war auch das Innere: die Küche, der Flur, das Schlafzimmer, die Scheune, die Obstweinpresse, der Stall, der Hofraum und die Speisekammer. Es war ein Haus, wo jedes Winkelchen die fleißige Hand und die frohe Eintracht und einen Wohlstand verkündete, der tiefer und sicherer lag, als in dem „Strumpfe mit den harten Thalern."

An diesem trüben, regendrohenden Octobermorgen nun mußte Hanna länger geschlafen haben als sonst. Denn sie hörte schon Stimmen im Flur. „Diese faule Kröte ist noch nicht auf?" — rief der Vetter Nazi, der als Beihülfe im Hause diente. „Na, Die kriegt mir's aber gehörig, die . . ." Darauf ertönte die Stimme des Studenten: „Ich bitte Dich, Nazi, thu' mir den Gefallen und zank' und zerr' Dich nicht so mit der Hanna herum. Ich habe gestern erst gesehen, daß Du ihr einen Puff gegeben hast."

„Na, und wenn's geschehen ist, hat sie mir den Puff nicht zurückgegeben? Wie Du Dich um das faule Mädel annimmst! Thust ja, als ob ich ihr was angethan hätt'."

„Ich rede nicht davon. Aber es schickt sich nicht, daß Du Dich mit ihr so gemein machst. Du bist unser Vetter, und sie ist doch nur ein Zaunschlupferl; Ihr nehmt das hier im Dorfe nicht so genau, aber wir in der Stadt lernen den Unterschied von Herrn und Untergebenem, von Officier und Feldwebel, von Professor und Präparant."

Hanna hörte noch, wie Nazi lachte (er lachte immer, wenn er Etwas nicht verstand), und sprang mit beiden Füßen zugleich aus dem Bett. Sie zitterte vor Zorn. Der „aufgeblasene" Student, wie sie ihn im kochenden Herzen benannte, that ihr zwar nie Etwas zu Leide, aber dennoch haßte sie ihn bitter, weil er sie gar nicht mehr beachtete, während sie dem Nazi, der sie im Prügeln stets besiegte, recht zugethan war. In einem Nu war sie in den Schuhen und hatte das Kopftuch umgebunden und die dicke Jacke angezogen.

Wie sie hinausschoß, lief sie eben der Dornbäuerin in die Hände, die auch aus ihrer Schlafkammer kam, und rief: „Ja, aber Hanna, ich dacht' der Kaffee sei schon fertig, und Du liegst noch in den Federn! Und ich verlaß' mich immer auf Dich! Und heute, wo der Karl wieder in die Stadt zurück muß! Die Burschen waren schon auf dem Feld seit Morgenroth, sagt mir der Vater. Aber Hanna, aber Hanna!"

Die „Burschen" waren wirklich schon vor Morgenroth auf dem Feld gewesen. Der Student war mit der ersten Dämmerung schon aus dem Bett gewesen, und hatte dem Vetter gesagt: „Ich will hinausgehen, ich habe Kopfweh."

„Und dabei kannst Du auch noch einmal Alles grüßen", hatte Nazi gesagt. „Wirst jetzt ohnedem wieder ein halbes Jahr lang die Felder und Berge nit wiedersehen."

„Ach, was!" machte der Student frivol. „Deswegen!"

Und sie gingen über die Felder, sahen den Morgenschein langsam an die hohe Wallfahrtskirche des fernen Sonnenbergs hinankriechen, und

sahen nach und nach alle Häuschen der Berggelände erglühen. An der kleinen Feldkapelle blieb der Student stehen, nur um zu sehen (wie er sagte), ob der Regen seinen Namenszug an der Mauer schon ausgelöscht habe. Und am Friedhofthor blieb er wieder stehen, nur (wie er sagte) um durch das Gitterthor hindurch zu sehen, wie hoch das Gras noch stehe. „Das Alles wirst Du jetzt wieder ein halbes Jahr lang nit seh'n", meinte der Vetter Nazi abermals. Und der Student machte wieder mit wegwerfender Miene: „Ach, was!"

Dann kamen sie heim, tranken Kaffee und der Vater mußte auf's Feld mit dem Nazi. Er küßte den Studenten und gab ihm noch gute Lehren, und der Student sagte „Ja!" und lächelte zuversichtlich.

Dann besuchte Karl noch den Schmied Meinegger gegenüber und den Kaufmann Bergsteiner nebenan, und den Winklerschwager und den Hirschenwirth. Endlich kam das offene Wägelchen, auf welchem der Student nach der Eisenbahnstation fahren sollte. Es fuhren mit ihm ein Fleischer, eine Jahrmarktsmodistin und ein proceßsüchtiger Häusler.

Einige seiner Bekannten standen um den Wagen; er grüßte Alle mit lustigem Studentengesicht. Die Dornbäuerin aber zog ihn noch einmal in den Hausflur zurück, und sagte ihm, er solle nur auf seine Gesundheit schauen, und nicht zu viel lernen; und nur gleich schreiben, wenn er Etwas brauche. Die Dornbäuerin hatte eine starke frische Stimme und sie lachte dabei. Dann aber faßte sie den Kopf des Studenten und küßte ihn und plötzliche heiße Thränen liefen über sein unbeschütztes Haupt. Viel tausend Sorgen spiegelten sich in diesen Thränen. Es ist eine unbeschreibliche Angst, Jemanden so in die Welt hinausziehen zu sehen ohne Schutz und ohne Rath, wenn man die Schlechtigkeit, die Selbstsucht, die Falschheit und die Bosheit dieser Welt auch nur aus dem kleinen Umkreise eines Dorfes kennt. Sie machte dem Studenten das Kreuzeszeichen über Stirn, Mund und Brust; und dieses Zeichen sagte hier: „Denke keine Sünde, sprich kein Unrecht und erhalte Dein Herz rein." Der Student eilte dann zum Wagen; aus manchem Fenster wehte ihm noch eine rauhe Hand ein Lebewohl zu.

Der Weg bis zur Bahnstation führte durch den sogenannten Anforst. Die Mitfahrenden schwatzten; aber der Student sprach nichts auf dem ganzen Wege.

„Nun, jetzt geh' Zider pressen", sagte die Dornbäuerin zu Hanna, nachdem sie sich in die arbeitsstarken Hände, an der Stubenthür lehnend, ausgeweint hatte. „Hast dem Karl Lebewohl gesagt?"

Hanna hatte ihrem Groll Einhalt thun und dem Studenten freundlich Adieu sagen wollen, weil er doch der Sohn ihrer Wohlthäter war, und nun wieder ein Halbjahr hindurch ausblieb. Aber Karl hatte gar nicht an sie gedacht, oder sie auch nur angesehen. Und doch hatte er sogar die Katze beim Kopfe gepackt! — Ihr ganzer Haß war wiedergekehrt, wie sie ihm mit seinem „Ach, was!"-Gesichte fortfahren sah. Sie folgte dem Wagen mit den braunschimmernden Augen: „Vielleicht

stirbt er in diesem halben Jahre!" — athmete sie heftig. Der Gedanke, daß er wiederkommen werde, hätte ihr die ganze nächste Zeit vergiftet.

Auf die Frage der Dornbäuerin antwortete sie jetzt kurz.

„Lebewohl gesagt? Wozu denn?"

Sie war trotzig und verdrossen wie alle Waisenkinder. Und die Dornbäuerin wurde jetzt wirklich zornig und schrie sie an.

II.

Eines Tages kam ein Brief an im Dornhofe, vom Studenten Karl. Er lautete:

„Theuerste Eltern, es ist schon lange her, daß ich Euch einmal geschrieben habe. Ich bin eben immer mit dem Lernen so beschäftigt, daß ich nicht einmal recht Zeit finde, mich zu erholen. Geht, seid doch auch einmal so gut und schreibt mir einen Brief nach Wien, in die große Reichs- und Residenzstadt, wo es mehr Häuser giebt, als Bäume in Eurer Pfarre.

„Nun aber sagt mir, wie geht es denn eigentlich ... Daß Ihr Alle fleißig seid, darnach frage ich natürlich nicht, denn das versteht sich von selbst. Aber habt Ihr schon ausgedroschen? Fressen die Schweine recht fleißig Kartoffelsterz, und giebt ihnen die Hanna fleißig auch saure Milch, damit sie zu Fleisch, Braten, Schmalz und Würsten heranwachsen? Ja? Dann ist's recht. Ich studire gegenwärtig in der Technik, aber das kostet so viel Geld! Ich muß Euch einmal Wien beschreiben: Denkt Euch, wenn die Gegend vom Wallsee angefangen bis Oehling, und von Oehling bis Aschbach und von Aschbach bis Strengberg Alles voll Häuser wäre, und in der Mitte steht ein Thurm, der so hoch ist wie die Hälfte vom Sonnenberg (444 Schuh hoch), so habt Ihr vielleicht einen Begriff von der Stadt Wien. Dort gehen die Leute den ganzen Tag und fahren den ganzen Tag, so daß Einer glauben sollt', die Wiener hätten sonst nichts zu thun, als spazieren zu gehen und herumzufahren. Es schaut gerade so aus, als wenn in Oed Kirchtag wäre. Na, den Kaiser hab' ich schon oft gesehen, das versteht sich von selber.

„Aber noch was, lieber Vater, ich weiß, daß am Vierten Dein Namenstag ist, wo ich Dir als Dein dankbarster Sohn alles Gute wünsche! O, der Landmannstand ist ein schöner Stand, ein glücklicher Stand, wenn man alle Tage in die Felder hinausziehen und Das, was man sich verdient, auch *sein* nennen kann. Also viel Glück, Segen und Wohlergehen! Beifolgendes Billet ist von meiner Freundin Mili, die Dir alles Gute wünscht und auch mit Dir bekannt werden will. Ich küsse Euch tausendmal liebevoll die Hand und küsse Euch innig als Euer dankbarer Sohn Karl."

„Die Hanna laß' ich auch grüßen."

* * *

Der Tag, wo dieser Brief im Dornhofe ankam, war ein Sonntag.

Der Nachbar Bergsteiner, der Kaufmann und Postmeister zugleich war, sendete ihn durch seinen Ladenjungen in den Dornhof nebenan.

Der Brief wurde empfangen, als eben der Vater und die Mutter sich anschickten, in die Kirche zu gehen. Hanna war schon zeitlich früh in der ersten Messe gewesen, um dann das Haus hüten zu können, und trug schon wieder ihre Werktagskleider. Aber der Vater trug den Bratenrock, die Weste mit den Thalerknöpfen und den neuen Hut, und die Mutter trug die Jacke mit den federngefüllten Aermeln, das seidene, schwarze Kopftuch, die seidene schwarze Schürze und den braunen Seidenrock. So standen sie da neben Hanna, die den Brief vorlas. Der Vater, die Hände auf den Stock gelegt, die Mutter, das Gebetbuch und das Sacktuch in den gefalteten Händen auf die Brust gedrückt und mit den leuchtenden Augen jedes gehörte Wort des Briefs gleichsam in der Luft nachbuchstabirend. Der große schwarze Hund Frühauf stand mitten darunter, die Nase schnuppernd zum Briefe emporgehoben, als röche er den Absender und bei den herzlichen Stellen mit dem Schweife wedelnd, als verstehe er sie. Die Vögel, welche draußen über den Frühlingsbaumknospen jubelten, schmetterten in die Worte des Briefes hinein und die Frühlingssonne trug auf ihrem breiten Strahle, der quer durch's Zimmer fiel, Millionen von Silberstäubchen.

„Und das schöne Bildel!" sagte die Dornbäuerin zuletzt. — „Von seiner Freundin! Die muß ihn aber gern haben, da sie uns auch gern hat! Ach Gott, Alle haben den Karl so gern!" — Und sie fing entzückt zu weinen an. Das war der einzige Gedanke, welcher dem Mutterherzen über die „Freundin" ihres Sohnes kam: ein Gedanke des liebevollsten Stolzes.

Hanna wurde sehr blaß und ging rasch in die rauchige Küche hinaus. Sie machte dort Feuer, um das Kraut aufzustellen, während die Uebrigen in der Kirche waren. Dann ging sie in den Bretterstadel hinaus, klopfte an den Schweintrog und schüttelte den „Trank" in die Nusche, dann öffnete sie das breite Breterthor, das auf den Obstgarten hinausführte, rollte die blaue Schürze um die Arme und blieb so stehen und schaute in die frühling-erwachende Sabbathluft hinaus, die sich auf den Bergen am lieblichsten malte in grellen Lichtern und Schatten. Hoch am Kamme des nächsten Berges lag eine weiße Kirche und ein weißes Pfarrhaus; St. Leonhard in der Höh'. Dann weiter rechts St. Veit mit seinem Thurme, der wie ein Blitzableiter des Berges aussah.

Dann noch weiter rechts der hohe Sonnenberg mit seiner großen Wallfahrtskirche. Die fernsten und höchsten Kirchenkreuze blitzten heute hell aus Tannendunkel oder Himmelsblau auf den Dornhof herab. Der nächste Felsabhang, in dessen Mitte sich ein Geröllstrich befand, welcher die Steinritsche hieß, schimmerte schon blumenreich herüber. Da wucherte im Herbst dunkelroth eine Wildniß von Zermatt. Und wenn der Wind vom Lohstampf herüber ging, trug er die Eichenblätter von da oben gerade in den Dornhof. Diese Wand war an Sommerfeierabenden der liebste Gang für Hanna. Dort oben stand eine Marterſäule und auf der Säule stand unter vielen anderen Namen auch der Ihrige; der Karl hatte ihn dort hingeschrieben, als sie einst hinaufge-

Digitized by Google

klettert waren, um für den Frohnleichnamstag Zermatt zu pflücken. An jedem Sonntage nun, wo sie Nachmittags ruhen durfte, ging Hanna zu der Säule und verrichtete da ihr Gebet und schaute dabei mit immer neuer Verwunderung auf ihren Namen. Aber heute, jetzt, an diesem stillsonnigen Vormittage, da leuchtete ihr sammetbraunes Auge grell, wie sie die weiße Säule zu erkennen suchte, und ihr Gesicht hatte einen finstern Ausdruck. Sie hätte viel gegeben, wenn ein Regen ihren Namen verlöscht hätte, sie konnte es nicht ertragen, daß er immer und immer dort stand, von der Hand des Burschen geschrieben, der auch den heutigen Brief geschrieben hatte.

Das Herz war schwer zum Zerspringen, denn nichts thut dem guten Herzen so weh wie Groll.

Da erklangen die Glocken der Wandlung von der Kirche herüber. Sie erinnerte sich plötzlich an den Beichtstuhl, wo sie die erste Beichte abgelegt hatte — mit ihm. Und daß er der Sohn ihrer Wohlthäter sei. Und sie entsetzte sich über sich und legte ihre arbeitsrauhen Hände über das Gesicht und fing an bitterlich zu weinen. Ein, zwei Thränen sickerten zwischen ihren Fingern herab in's Gras und sogen sich da ein wie in ein Grab. Das einfache, unbeachtete, verwaiste Bauernkind wußte nicht, was Liebe sei. Aber sie wußte, daß der Karl, der nie an sie gedacht habe, eine Freundin habe, an die er immer denke, die für ihn sorgen dürfe; und ihr war zu Muthe, als gehe ein Leichenzug durch ihr Herz.

Wie die Dornhofleute aus der Kirche nach Hause kamen rief die Bäuerin gleich beim Eintritte nach Hanna, daß sie ihr die Seidenstücke abnehme und in den blumenbemalten Koffer lege. Später, als die Bäuerin in der Küche über dem Selchfleische wachte und Hanna aus der Truhe des Vorhauses ein Speckstück für das Kraut holte, da trat der Dornbauer in die Zimmerthür; er hatte den Brief des Karl schon zum dritten Male mit Hülfe Nazi's durchgelesen. „Hanna", sagte er — „das ist doch ein Bildel, diese schönen Engel, die das rosafarbene Band in der Hand haben mit der Inschrift: Viel Glück zum Namensfeste, was? Du kannst es in Dein Gebetbuch legen, weil die Mutter schon drei solche in dem ihrigen hat. Verlier's aber nicht. Hörst?"

Sie schaute den Bauer wie verstört an, ihr Speckstück in der Hand. „Aber . . .", machte sie. — Dann setzte sie schnell hinzu: „Viel schönen Dank, Dornbauer. Ja, legt's mir's nur in's Gebetbüchel."

Damit klappte sie die Speisekiste zu und ging in die Küche. Und seitdem betete sie nicht mehr die Gebete, die in dem Büchel standen, wenn sie in der Kirche kniete oder auf der Fensterbank saß, sondern sie schlug nur die Stelle auf, wo das Glückwunschbild lag und schaute darauf nieder. Und dachte so eintönig, wie als ob sie Unkraut ausjäte aus der Saat in ihrem Herzen: „Das ist von ihr. Das ist von ihr!.."

III.

Später kam noch einmal ein Brief von Karl. Ein Brief von Karl! Das war für die Hanna wie ein Sonnenstrahl, der plötzlich und

wunderbar über einem Krankenlager zu leuchten begann. Ein Brief von Karl! Hanna schaute oft auf die niedrigen Berghügel, welche sie von der Eisenbahnstation trennten, ließ ihre Feldarbeit ruhen und dachte an ihn! Wie anders, wie ganz anders war ihr die ganze Welt seit einigen Jahren! Ihr Herz war ihr gleichsam über die Berge hinübergefluthet. Sonst hatten ihre Sorgen und Freuden ganz gut in dem lieblichen Thale Platz gehabt, welches man von den Dornhoffeldern aus übersah. Wie hoch die Frucht stand, wie reich das Nachbarfeld begnadet war, wie die Wolken zogen oder wie das Abendroth fiel, gewitterkündend oder den Himmel verklärend für lange Tage hinaus. Manchmal ein Gruß von einer Nachbarwiese aus, eine Neckerei im Vorbeigehen, das frische Echo eines Jodlers von einem Berge hinaus: das war die hügelbekränzte Welt gewesen für Hanna. Aber jetzt war's schon seit Langem anders. Es war ihr, als ob dem Thale um den Dornhof Saft und Kraft ausgegangen sei: das goldenste Feld hatte keine Farbe mehr und der liebliche Abend keinen friedlichen Heimatsschimmer. Ihre Blicke flogen immer an den Bergen an, gleich armen Vögeln, die sich an den Gitterstangen des Käfigs ihr Köpfchen verwunden. Was nur über den Bergen lag? Weshalb es überhaupt Berge gab? Warum war die Welt nicht eine große Ebene, daß der Blick so nachjagen könnte dem Ziele, wie das Herz der Sehnsucht? . .

Und da kam wieder einmal ein Brief von ihm, worin Karl den Eltern erzählte, daß er sehr fleißig sei, daß er noch immer seiner Freundin viele Gefälligkeiten schulde, daß sie ihr einmal einen Gruß und ein Stück Rauchfleisch schicken sollten, aber dabei sollten sie ganz ruhig sein: er werde sie nicht heirathen, falls er nicht müsse.

Und dieser Brief kam über die Berge herüber in den Dornbauernhof, so still und unschuldigschauend, als sei er gar kein Donnerschlag für ein Herz.

Hanna saß auf der Ofenbank und band sich neue Strümpfe an, wie er vorgelesen wurde. Er wurde zweimal gelesen und dann wurde er noch der Hanna gereicht, damit sie ihn „extra" lese, nachdem ihn Vater, Mutter und Vetter „extra" gelesen hatten; ein Brief ist in einem Bauernhofe stets ein großer Gast, dem Jeder einzeln seine Verbeugung machen muß. Die Sonne schien recht blendend durch die kleinen blinden Fensterscheiben, so daß man der Hanna ihr Gesicht im Ofenschatten gar nicht sah. Sie horchte nur auf die Frage der Dornbäuerin: „Na, mir scheint, mit der Freundin hat der Karl doch eine Liebschaft . . .! Was meinst, Vater?"

„Ach, Gott bewahre!" — sagte der Dornbauer, die Pfeife kopfschüttelnd genießend.

„Na, Nazi?"

„Ach, Liebschaft!" — meinte der Nazi, den neuen Hackenstiel glättend und dabei mächtig schnaufend und lachend.

„Na, sagt was Ihr wollt. Ich bleib' dabei. Wenn er sich nur

nicht verplempert. Ich trau' einmal der Stadt nicht. Ich weiß, was die Stechheimin mir erzählt hat. Nicht wahr, Hanna?"

Hanna antwortete Nichts.

Die Dornbäuerin wandte sich in der grellen Spätnachmittagssonne nach dem tiefdunklen Ofenwinkel: „Na, Hanna, schlafst?"

„Nein, Frau."

„Ich hab' schon geglaubt . . ."

* * *

Am nächsten Tage bat die Hanna in der rauchigen Küche, während die Dornbäuerin das Kraut und die Kartoffeln mischte, herzinnig, daß sie nach Sanct Frein hinaufgehen dürfe. Denn morgen war in St. Frein ein Gottesdienst. St. Frein hat nur dreimal im Jahre einen Gottesdienst: am Ostermontage, an Aloisi und an Mariae Heimsuchung. St. Frein ist eine hübsche Kirche, die einsam auf einem hohen, aber sanft aufsteigendem Berge liegt; sie ist nur von zwei, drei Angebäuden umgeben: in dem einen wohnt ein Küster, im zweiten ein Wirth, im dritten ein Einsiedler. St. Frein ist daher das ganze Jahr über verlassen und einsam, freundlich in's Thal hinabblickend, und von da aus manchen freundlichen Blick eines Wanderers empfangend. Es war ein Wechselverhältniß zwischen der Kirche und den Leuten, aber kein Beisammenleben. Der heilige Frein war ein Knabe gewesen, den man in einen Kessel voll siedenden Oeles geworfen hatte, weil er von seinem Glauben nicht lassen wollte, gleich den Kindern des Makkabäerweibes. Und deshalb ist auch seine Kirche eine Kirche für alle Mütter, welche für ein krankes Kind zu beten haben. Die Mütter strömen aber auch zu den dreimaligen Jahresfeierlichkeiten, gleich Ameisen zum Bau, oder gleich Bienen in die Blumen.

Die drei einzigen „Kirchenhaltungen" des Jahres zeichnen sich aber auch dort droben durch ein famoses Wichtigthun aus: jeder Zuhörer horcht auf die Orgel, wie auf eine Neuigkeit. Die Orgelvirtuosen der Umgegend wissen sich gar nicht zu fassen. Der Landflügelhornist kennzeichnet sich stets durch ein carrirtes, viel zu weites Beinkleid und Schlosserfinger aus; er bläst sich beinahe die Backen wund auf dem grünspanüberdeckten Messinginstrumente; und er bemüht sich, die Noten so hoch als möglich zu nehmen. Der Violinist hat anstatt der G-Saite einen von ihm selber getrockneten vorgestrigen Schafdarm angespannt, dem er die wunderbarsten Töne entlockt, die so unirdisch berühren wie ein Ruf aus dem Orkus. Der erste Sopran, eine sechzigjährige Schullehrerswittwe von St. Lori, wiegt ihr ganzes Wesen, um im Tacte zu bleiben: die Bänder ihrer Haube, die Muskeln ihrer Schultern, die Mittelfinger beider Hände geben den Tact mit einer Kapellmeisterwehemenz, die man nur in den Anecdoten von Gluck zu finden glaubt. In den Kirchenbänken sitzt ein schwarzes Kopftuch neben dem andern, die weibliche Bauerntracht des Sonntags ist fast uniform. Denn die Kattunröcke wurden bei demselben Kaufmann gekauft, die Kopftücher gleich-

falls, und die hochamtliche Gottesdienſthaltung iſt von der Schule her ſchon ein Uebereinkommen. Hanna hielt gleich den Uebrigen ihr Gebetbuch vor ſich hin, ſie kniete nieder an den betreffenden Stellen und ſie erhob ſich gleich den Anderen beim Credo, und ſie ſchlug bei der Wandlung an die Bruſt. Aber Gott verzeihe ihr! Sie dachte während der ganzen Ceremonie nicht an den Himmel. Sie ſah während des Offertoriums genau, wie ein armer Vogel, der ſich in die Kirche verirrt hatte, ſein Köpfchen an den Fenſterſcheiben zerſtieß; und ſie hörte von draußen herein deutlich einen Gruß, den zwei Wanderburſchen wechſelten, die ſich an der Kirchenthür kreuzten. Ihre Seele war gleichſam gedankenlos geworden und ließ ſich ſo auf den Schwingen der Orgelharmonie tragen, hinauf, bis zu den Schwibbogen der gewölbten Kirchendecke. Aber ſie betete nicht. Denn beten kann man nur mit ruhigem und vertrauendem Herzen oder in der Verzweiflung an einem Todtenbett. Aber das Herz der armen Hanna war weder ruhig noch verzweifelt — es war nur wie krank. Ein Gefühl ohne Namen bewegte dieſes dumpfpochende, wunde Herz. „Er wird heirathen, ſeine Freundin, die er lieber hat als die ganze Welt.“ Dieſe Worte klangen tiefdröhnend wieder in den Tönen der Orgel. Es kam der armen Hanna plötzlich wie eine Ohnmacht in's Herz. Und in namenloſer Angſt machte ſie das Gelübde: „Heilige Maria von Zell, ich verlobe mich Dir und mache Dir mein heiliges Gelübde, daß ich barfuß wallfahrten will zu Dir, daß ich den Dienſt hier in der einzigen Heimat, die ich arme Waiſe auf Erden habe, verlaſſen will, und daß ich mein Lebtag nicht tanzen will auf keinem Kirchtag, wenn nur der Karl ſeine „Freundin“ nicht heirathet! Er kann heirathen wen er will auf der ganzen Welt, nur die Freundin nicht!“

Hanna wußte nicht, warum ſie dem Karl eben dieſe Freundin ſo ſehr mißgönne? Sie kannte ſie nicht, ſie hatte ſie nie geſehen. Aber nur ſie ſollte der Karl nicht heirathen! . . . Das Glöcklein der Wandlung tönte vergebens für ſie. Sie ſchlug nicht an ihre Bruſt. Sie dachte an eine ferne große Stadt, die ſie ſich gar nicht vorſtellen konnte, an ein fernes Haus, an eine fremde Stube — und da war ſie, . . . und — arbeitete für ihn! . . .

IV.

Nach langen, langen Monaten und Jahren kam Karl nicht mehr blos zu den kurzen Ferien nach Hauſe, ſondern er wollte jetzt ein paar Monate ausruhen daheim. Denn er hatte ſeine Studien beendet.

Er war mit jedem Jahre ſtattlicher und ſicherer geworden, wie er zu den Ferien nach Hauſe kam auf einige Wochen.

Er hatte da mit den Nachbarn geplaudert, die bekannten Spazierwege geſucht, war Abends mit den Honoratioren, dem Schullehrer, dem Ingenieur, dem Cooperator im Wirthshauſe geſeſſen, hatte mit ſeinen Eltern Hausangelegenheiten beſprochen und war dann wieder zum Studiren gefahren.

Er hatte die Jahre hindurch stets einige Bücher mitgebracht, „die ihn daheim in Wien genirten“. Und er hatte gesagt: „Die darfst Du lesen, Hanna.“

Und sie las sie. Müde von der Arbeit des Tages las sie dieselben in einem Winkel des Hofes, dem letzten Sonnenstrahl nachgehend unter dem finsternden Himmel. Aber, wenn er das nächste Mal kam, fragte er sie niemals, ob sie die Bücher gelesen habe. Und sie hatte sich doch Alles so gut gemerkt.

Der Vetternazi hatte keine Zeit zum Bücherlesen. Der stellte sich in den Feierstunden auf dem Gartenwall hinaus, und schmauchte. Und das Lesen stört bei'm Schmauchen! Er hatte seine Hände in die Hosentaschen gesteckt und feierte so. Ging ihm der Tabak aus, dann jodelte er. Die Mutter hatte immer herumzuschäftern im Hause und der Vater blieb abends in der Stube. Er war müde, und für den Landmann ist die schwüle, engbrüstige Stubenluft zum Nachdenken dasselbe, was für den Städter die Landluft ist: nämlich das Ungewohnte. Der Pflüger hält seine Muße nicht im Freien, sondern in dem traulichen Zuhause der schwülathmigen niedern Stube, in der er aber seine Gedanken wieder sammelt und seine Gebete, die ihm über dem Pfluge oft verstarren.

Jetzt aber kam Karl zu den letzten Ferien nach Hause! Denn dann konnte er schon ein Amt kriegen und Beamter werden. Er war ja fertig mit seinen Studien.

Und gleich am ersten Sonntage, wo er zu Hause war, sagte er nach der Messe zu Hanna:

„Na, Hannerl! Zieh' Dich noch nit aus, behalte Dein Gewandel! Geh, komm einmal mit mir spazieren auf den Wall hinaus. Es muß schon Alles voller Veilchen sein.“

Hanna sagte wie erschreckt. „Sei still, Karl, wenn das die Mutter hörte! Ich hab' ja zu thun!“ — Und dabei klopfte ihr das Herz zum Zerspringen.

Der Karl sagte: „Ah! Mutter!“

„Ist schon recht!“ schrie die alte lustige Dornbäuerin aus der schwarzgeräucherten Küche heraus. „Geht's nur spazieren! Den „Sterz“ muß ich heut' ganz allein machen, da darf mir Niemand in die Kuchel herein!“

Sie gingen nicht weit. Unter dem Lindenbaum des Walles, der am meisten rauschte, blieb Karl stehen. Und hielt die Hanna an der Hand zurück, daß sie auch stillhalte. „Du hast ja Dein schweres, dickes Gebetbuch mitgeschleppt?“ sagte er. „Damit kann man ja gar nicht über den Graben springen!“

Sie drückte das alte Gebetbuch an ihre Brust. „Oh, das Gebetbuch! Das ... Ich weiß selber nicht ... Ich hab' vergessen, es daheim zu lassen“, sagte sie.

„Das thut nichts“, meinte er, und schaute in die weite Gegend hinaus. Er hatte sie zuletzt gar nicht berührt, und er schaute nicht auf

sie, und doch sagte er plötzlich, sich hastig umwendend: „Warum zitterst Du denn so, Hanna?"

„Ich?" machte sie.

„Ja. Schau, daß Du nicht die Gicht kriegst. Ach! Aber der schöne Tag! Nicht wahr? Giebt es etwas Schöneres, als unseren kleinen Marktflecken und unser Haus? Nicht wahr, Hanna, Du hast nichts dagegen, meine Frau zu werden?"

Sie schaute ihn groß an. Dann lachte sie sehr laut.

„Was Du für braune Augen hast", sagte er, und neigte sein ehrliches schönes Gesicht zurück. „Aber schau nicht mit einem einzigen Blick, der in alle Ewigkeit versteinert ist! Hast mich denn nicht verstanden? Ich habe Dich gefragt, ob Du meine Frau sein möchtest?"

Hanna's Blick erlosch jetzt gleichsam. „Ach, freilich!" sagte sie wie erwachend, in dem Tone einer Magd. „Dich wird ja Jede wollen. Und in der Stadt schon gar!"

„Und auf dem Lande nicht?" fragte er.

„Nein. Nein. Denn Du gehst ja jetzt als großer Beamter in die Stadt zurück, und welches Landmädel sollte sich denn getrauen, Dir in die Stadt nachzufolgen? Welche könnte denn eine Frau spielen? Die beste Dirn' hier ist gerade so wie ich: sie weiß den Todl zu locken und die braune Mirzkuh zu zähmen. Aber in der Stadt . . ."

„Ja, wer sagt Dir denn, daß ich in die Stadt zurückgeh'?"

„Du willst ja doch jetzt ein großer Beamter werden!"

„Ich? Gott bewahre! Ich habe ja nur in der Stadt studirt, damit ich unsern großen Bauernhof einmal recht gut und brav verwalten kann, nach einer neuen, verbesserten, kernigen Methode. Das habe ich jetzt gelernt. Beamter will ich nicht werden. Wozu auch? Wenn ich jährlich zehntausend Gulden kriege, dann brauche ich auch so viel. Und wenn ich hier meine Gründe bearbeite, dann brauche ich auch nur so viel, als wie sie tragen. Aber wenn ich meine neuen Kenntnisse verwerthe, daß neue Verbesserungen eingeführt werden, dann kann ich auch ein Beispiel sein für unzählbare Nachbarn, wenn auch erst für ihre Kinder. Und ich habe dann mehr gewirkt, als für einen Seckel oder ein Amt; denn unsere Heimat steht uns doch am nächsten! Und deshalb habe ich so viel gelernt, um in der Arbeit Vielen etwas Neues lehren zu können. Aber dabei brauche ich auch mein liebes Haus: eine Mutter kann uns niemals das häusliche Glück geben, das Herz, dem man alle Sünden beichten kann. Mit der Mutter steht man immer ein Bischen auf der Stufe wie zu unserm Herrgott. Also! Ich brauch' ein Weib. Ein Weib, das ich gern hab', und das bist nur Du!"

„Nein, Deine Freundin ist's!"

„Geh, halt' das Maul, alberne Gredl! Die Freundin? Das ist ja eine alte Tischlerswittwe, bei der ich in Wien ein Cabinet bewohnt hab'. Ohne separirten Eingang. Sie wird mir bei unserer Hochzeit die Brautmutter machen. — Schau, Hanna! Ich hab' Dir niemals ein gutes Wort gegeben, damit ich Dich niemals dazu bringen möchte, mich

zu verachten oder zu betrachten. Ich hab' mich in den Ferien nie um Dich gekümmert bei Dir selber, aber ich habe mir immer von Dir selber erzählen lassen. Und bis heute bist Du ein braves Mädel geblieben, Du wirst meine Frau. Ich frag' Dich nicht, ob Du mich gern hast, denn Du hast ja Niemanden gern und hast auf Niemanden geschaut. Ich weiß aber, daß Dir der Dornbusch um unser Haus fest mit dem Herzen verwachsen ist, und also . . ."

„Die Eltern!" schluchzte sie und führte seine Hände zu ihren Lippen hinauf.

„Die sind ja ganz einverstanden, daß ich glücklich sein will", sagte er. „Aber was hast Du denn? Du bist ja wie krank, Hanna! Magst mich denn nicht?"

„Oh ja, o ja! Aber Du weißt ja gar nicht, wie gern ich Dich schon längst hab'!" athmete sie schwer, und Thränen überflutheten ihr armes, treuherziges Gesicht. „Und es kommt gar so unerwartet, schau! Ich weiß ja gar nicht, was ich denken soll, nur damit ich nicht aufwach'!"

Und Hanna lag lange mit geschlossenen Augen wie ertränkt im Glück an seiner Brust. Er lachte froh auf sie herab, aber nur seine Gedanken küßten sie.

Sie saßen im Garten hinter dem Gebüschwalle.

Er sah, wie der Hirte die Heerde heimtrieb, und wie er dabei ein neugebornes Lämmchen unter dem Arme trug, dessen ungeübte Beinchen hülflos herabschlotterten.

Der Abend kam dunkel. Der Abendstern glitzerte hell auf der Spitze eines Tannenbaumes. Aus vielen Hütten des Ortes heraus erscholl das monotone laute Abendgebet über dem Nachtmahl.

Karl fühlte, wie Hanna aufzuckte. „Wir müssen mitbeten!" sagte sie. „Ich muß hinein, zum Nachtmahl beten."

„Ja", meinte er, und hielt sie zurück. „Aber heute horchen wir nur zu. Heute sagt's die Mutter vor, und morgen erst die Frau."

* * *

Ihr Gelübde hielt die junge Dornbäuerin redlich. Sie vollbrachte ihre Wallfahrt nach Zell, sie diente nicht mehr im Dornhofe, denn sie lenkte ihn fortan. Und sie tanzte nicht mehr auf dem Tanzboden, sondern daheim in der Stube mit lieben, jauchzenden Kindern, so daß sich die alte Dornbäuerin oft vor Lachen schüttelte.

Unter den Neuerungen des „gestudirten" Dorn-Karl's wurde die Wirthschaft bald zum stattlichsten Gehöfte und zum blühendsten Besitzthum des Ortes. Der Vetternazi half redlich mit als Oberknecht. Nur konnte er sich sein Lebtag nicht von der Verblüffung erholen, darüber, daß der Karl die Hanna geheirathet habe. Just, als er selber anfing, sich vorzunehmen, sie gern zu haben.

Digitized by Google

Theater-Erinnerungen.

Von G. zu Putlitz.

Neue Folge.

I.

Ich habe von den vielfachen Bedenken berichtet, die meine Freunde meiner Ueberſiedelung nach Schwerin, der Uebernahme einer Theaterleitung entgegenſtellten. Selbſt Freund Laube ſchrieb aus Wien: „Landgraf, werde hart!“ Verſchweigen darf ich nicht, daß dieſe Bedenken meiſt mehr meine Perſönlichkeit als meine Befähigung trafen, und eine Fluth von Verdrießlichkeiten vorausſetzten, die ich, leicht verletzlich, auf die Länge nicht ertragen würde. Ich meinentheils muß geſtehen, daß ich alle dieſe Befürchtungen nicht allein nicht theilte, ſondern vielmehr, nachdem die äußerlichen kleinen Schwierigkeiten und Bedenken überwunden waren, mich immer mehr in die neue Aufgabe hineindachte und hineinlebte, der ich mit der ganzen, angeborenen Theaterleidenſchaft mich hingab. Wäre mir dieſe Aufgabe in jüngeren Jahren geworden, hätte ſich vielleicht ein egoiſtiſches Vergnügen an der Befriedigung mich nun mit dem Theater rückhaltslos beſchäftigen zu können mit in meine Stimmung gemiſcht; ſo aber, längſt vertraut geworden mit allen kleinen und großen Dornen und Schattenſeiten des Bühnenlebens, kann ich mir nachſagen, daß ich ohne Illuſionen an's Werk ging, mich aber auf die neue Thätigkeit freute, wie das Kind auf Weihnachten, mit derſelben poetiſchen Spannung auf ein geheimnißvolles Glück als jenes. Was ich mir als Ziel ſtellen wollte, war mir ganz klar. Der dramatiſchen Literatur gegenüber wollte ich jede edlere Beſtrebung fördern, heranziehen, unterſtützen, die Darſtellungen, durch ſorgfältigſtes Enſemble zu möglichſter Vollendung bringen, den Geſchmack des Publicums vom Unedlen, Frivolen, nur die Unterhaltung des Augenblickes Fördernden ablenken, und ihn durch vorſichtiges Hinführen zu den poetiſchen Schätzen unſerer dramatiſchen Literatur zu bilden ſuchen, dem ganzen Schauſpielerſtande aber wollte ich eine geachtete Stellung in der Geſellſchaft erringen und ihm gegenüber manches Vorurtheil der öffentlichen Meinung beſiegen. Die Ziele waren die höchſten und werden Manchem ein ungläubiges Lächeln abzwingen und wie Unerreichbares, ja wie eine Schwärmerei erſcheinen. Sie ſind es nicht. Nachdem ich vier Jahre in Schwerin war, nachdem ſeitdem wieder fünf Jahre verfloſſen ſind und ich vorurtheilslos und objectiv auf jene Zeit zurückblicke, muß ich das Zeugniß ablegen, daß alles Das nicht unerreichbar iſt, daß es ſogar in den meiſten Richtungen erreicht wurde, ja, daß ich weiter kam als ich Anfangs ſelbſt zu hoffen wagte. Freilich fand ich alle Wege freundlich geebnet, Vieles angebahnt, Manches ſchon erreicht und nach den meiſten Richtungen, namentlich auch in Eigenthümlichkeiten des kleinen Ortes und im Charakter ſeiner Bewohner, eine Unterſtützung, die ich erſt nach und nach vollkommen zu würdigen lernte. Ich komme ausführlicher darauf zurück, zuerſt aber möchte ich noch bei den Tagen verweilen, die meiner Ueberſiedelung vorangingen, und die mir freundliche Lebenserinnerungen in Menge bieten, zumeiſt freilich, weil ſie getragen wurden von einer

freudig erwartungsvollen Stimmung, die ich nur mit der beglückendſter Production vergleichen kann.

Es war in den Oſtertagen des Jahres 1863 als ich nach Schwerin reiſte, um die letzten Verhandlungen über meine Stellung, die ich zum Herbſt antreten ſollte, abzuſchließen, das Theater und ſeine Kräfte kennen zu lernen, und eine Wohnung zu ſuchen für meinen allerdings ziemlich großen Hausſtand. Es war doch eine eigenthümliche Spannung, mit der ich den neuen Boden betrat, der mir faſt eine neue Heimat werden ſollte. So freudig und zuverſichtlich ich es auch that, ſo kann ich doch nicht leugnen, daß mich eine Empfindung überfiel, wie ſie der Auswanderer haben mag, wenn er trotz der unwiderſtehlichen Sehnſucht nach der Ferne im Herzen, das Schiff beſteigt, das ihn zum Lande ſeiner Hoffnungen hinüber tragen ſoll, und mit der Planke, die hinter ihm zurückgezogen wird, ſeinem Entſchluß das Siegel des Unwiderruflichen aufgedrückt wird. Ich kannte Schwerin und ſein Theater von der Aufführung des Wilhelm von Oranien. Wie anders erſchienen mir Ort und Bühne aber jetzt beim Wiederſehen, und mit wie anderen Augen betrachtete ich ſie. Der Gaſt von damals ſollte heimiſch werden, und das iſt nicht leicht. Alles kam mir klein und eng vor und der eigenen, gehobenen Stimmung gegenüber poeſielos und blaß. Meine geſchäftlichen Verhandlungen gingen zwar leicht, Dank ſei es der freundlichen Fürſorge des Miniſters von Schrötter, meines nunmehr unmittelbaren Vorgeſetzten, eines Mannes von höchſter wiſſenſchaftlicher und literariſcher Bildung, der mir ſein Wohlwollen bewahrte, und Freundſchaft bewies bis zu ſeinem Tode, den ich noch während meiner Schweriner Stellung zu betrauern hatte. Auf den erſten Blick ſahen die Verhandlungen freilich auch nicht leicht aus. Ich erhielt zur Einſicht ein gewaltiges Volumen von Acten, eine Gattung beſchriebenen Papiers, gegen die ich mein Lebenlang die größte Antipathie gehabt habe. Aber pflichtſchuldigſt machte ich mich an das Studium dieſer Blätter. Da war zunächſt eine weitläufige Feſtſtellung aller der Rechte, die das Miniſterium ſich dem Theater gegenüber vorbehielt und die ſo weit gingen, daß, in ein jährlich zu empfangendes Budget hineingezwängt, der Intendant nach keiner Richtung ſelbſtſtändig vorgehen konnte, weder bei Engagements, noch Anſchaffungen, noch in irgend einem untergeordnetern Zweige der Verwaltung. Dann kam, wieder in einem gewaltigen Volumen, die Inſtruction des Directors, dem die Wahl der Stücke, die Beſetzung derſelben, die Aufſtellung des Repertoires, die Controle der Kaſſe, und die Polizei des Hauſes oblag.

Vergebens rieb ich mir den Kopf und fragte mich, was mir denn noch zu thun übrig bliebe. Ich konnte wirklich nichts ausfindig machen und eilte zum Miniſter von Schrötter, um ihm zu eröffnen, daß ich mich entſchieden zwiſchen zwei Stühle ſetzen würde, daß ich zwar noch nicht zu beurtheilen wiſſe, was dem Theater fehle, das aber einſehen müſſe, daß es einen Intendanten zu viel hätte. Miniſter von Schrötter lachte über meine Bedenken, die er freilich, in der Theorie für berechtigt anerkennen mußte, in der Praxis aber für völlig unbegründet erklärte. Er ſeinentheils wolle ſeine Rechte in keiner Weiſe geltend machen, und mich nur als ſeinen eigenen Repräſentanten mit voller Machtvollkommenheit anſehen. Von dieſer Seite frei, ſuchte ich mir nun meine Stellung dem Director Steiner gegenüber ſelbſt zu machen. Wir kamen ſchnell überein zuſammen zu arbeiten, und haben das redlich gethan ohne je in einen Conflict, noch in eine Verſtimmung zu gerathen. Director

Steiner, früher selbst Schauspieler, dann eine kurze Zeit Director des Stadttheaters in Lübeck, unterstützte mich mit seinen Erfahrungen, und da sein Streben immer auf das Edlere und Poetische gerichtet war, fanden wir uns auch gleich in diese Richtung. Seine und meine Instructionen habe ich niemals wieder nöthig gehabt aufzuschlagen. Zum Vorstand gehörte außerdem der Hofkapellmeister Alois Schmitt, mit dem ich mich schnell so befreundete, daß er steter Hausgenosse wurde, und die Rechte der Freundschaft so weit gingen, daß sie einen fortwährenden kleinen Kampf in geschäftlichen Dingen gestatteten, der doch nie den persönlichen Verkehr trübte. Vortrefflicher Dirigent, pflichttreu bis zur äußersten Grenze, nach allen Richtungen hochgebildet, kam er mit seiner idealen Kunstauffassung und seinem musikalischen Gewissen oft in Conflict mit den Interessen meiner Theaterkasse, mit den Concessionen, die ich dem Geschmack des Publicums zu machen nöthig hielt, und denen er gar keine Rechnung tragen wollte. Wie oft haben wir uns in unserem Streit bis zur größten Heftigkeit gesteigert, und eine Viertelstunde später an unserm Familientisch über unsern Eifer gelacht. Wir hatten meist Beide Recht, und er hatte es nur darin nicht, daß er mich für einen musikalischen Barbaren hielt, was ich viel weniger bin, als ich selbst glauben machte; daß ich aber nach dieser Seite hin Sinn und Geschmack erweiterte und mich für Genüsse empfänglicher machte, als bis dahin, verdanke ich zumeist dem Freunde, der vielleicht noch immer nicht weiß, was er mir in dieser Beziehung zuführte. Unterstützt wurde er dabei von dem Rendanten des Theaters, der ein durchgebildeter Musiker war, und zugleich Chordirector und Gesangslehrer, Herrn Stocks. Auch er zählte bald zu den näheren Freunden unseres Hauses, und unterstützte mich ebenso durch seinen Pflichteifer als er mir durch seine liebenswürdige Bescheidenheit, durch Bildung und künstlerische Frische lieb wurde. Er war unermüdlich, neue Kräfte für den Chor heranzubilden, sorgte mit väterlichem Wohlwollen für seine Schüler, und da er bei der Wahl seiner Schülerinnen immer ebenso sehr die Unbescholtenheit der Privatverhältnisse als die musikalische Begabung in's Auge faßte, meist Töchter anständiger Schweriner Familien heranzog, legte er damit das Fundament zu einem sittlichen Ton beim Theater, der weitergreifend die glücklichsten Folgen hatte. Auch Director Steiner hatte nach dieser Seite hin gewirkt, und namentlich alles Frivole, Gemeine, Poesielose dem Repertoire fern gehalten; so fand ich den Boden meiner Thätigkeit auf's Beste vorbereitet, und meinem Ziele die Wege gebahnt, ja auf denselben schon vorgeschritten.

Ich sah in den Tagen noch zwei Theatervorstellungen, die letzten der Saison, und will nicht verschweigen, daß sie mich in etwas enttäuschten. Vielleicht lag das in meiner eigenen, hochgespannten Erwartung, wesentlich aber in der Mattigkeit, die überhaupt letzte Vorstellungen vor den Theaterferien kennzeichnet, und doch entmuthigten sie mich nicht, sondern gaben mir nur neue Anregung auf kleine und größere Veränderungen zu sinnen, und meine Schaffenskraft anzuspannen.

Die Wahl einer Wohnung, das Fundament der Bequemlichkeit in der neuen Heimat, wurde mir, leider kann ich sagen, nicht schwer gemacht. Es war nur eine Wohnung zu haben, und das schnitt alle Skrupel über die Unzulänglichkeit ab.

Durchaus befriedigt, halb eingeführt und vollkommen vertraut in und mit meiner neuen Aufgabe, kam ich von diesem flüchtigen Besuch in Schwerin heim und schaffte und sann nur noch Bearbeitungen älterer Stücke, Inscenie-

rungen, entwarf Repertoire, Besetzungen, kurz, ich lebte und webte in dem Beruf, dem meine Neigung von der Kindheit an zugewandt war, und der mir nun auf einmal so unerwartet wurde. Selbst kleine Geschäftsreisen wurden nothwendig und führten mich namentlich mehrere Mal wieder nach Berlin, um Engagements abzuschließen, Einkäufe für die Garderobe zu machen und überhaupt Alles zusammenzuraffen, was mir an Anschauungen, an Rath, an Aeußerlichkeiten nützlich für Schwerin werden konnte. Namentlich eröffnete sich eine rege Correspondenz mit meinen literarischen Freunden und bald war ich für die nächste, meine erste Saison, reichlich mit Novitäten versorgt. Die lagen alle vor mir, ich richtete sie ein, änderte mit Zustimmung der Autoren, und bereitete so meine Dramaturgenarbeit vor, die ich stets für die wichtigste Seite meiner Theaterleitung angesehen habe, und die mir die Freude und Genugthung gewährt hat, manches noch unaufgeführte Werk auf der Bühne einzuführen, vielen, durch die eigenen Erfahrungen, die ich ihnen zugute kommen ließ, nützlich zu werden, und hier und da sogar eine Dichtung für den Erfolg zu retten, die, wie sie vorlag an kleinen Ungeschicklichkeiten, an Längen oder schwachen Motiven gescheitert wäre. Kaum habe ich solche Freude an dem Gelingen eigener Productionen gehabt als wenn mir das Wagniß mit fremden gelang und jedenfalls habe ich für letztere mehr gezittert als für erstere, denn zu gleicher Theilnahme kam noch die Last der übernommenen Verantwortung hinzu.

Im Laufe des Sommers reiste ich noch einige Mal nach Schwerin und hatte namentlich einmal ein Rendezvous mit meinem Vorgänger Friedrich von Flotow. Er verließ sein Theater mit Bedauern, obgleich ihn seine eigenen Compositionen oft auf längere Zeit demselben entzogen hatten und ihn namentlich auf kürzeren oder längeren Aufenthalt nach Paris riefen, wo seine Opern, namentlich Martha, anfingen sich Bahn zu brechen. Die Popularität dieser Composition, unterstützt durch sehr glückliches, anmuthiges Libretto, hat er nie wieder erreicht, wenige Opern aber auch ähnliche Verbreitung. Friedrich von Flotow, dessen ganze musikalische Ausbildung in Paris gewonnen, und durchaus französisch war, hätte Paris nie verlassen sollen und würde dort viel glücklicher den Boden für sein Talent gefunden haben als in Deutschland, trotz des Glücks, das er mit Stradella und Martha bei seinen Landsleuten machte. Namentlich hätte er leichter gute Librettisten gefunden, die ihm in Deutschland fehlten. Er sah das selbst ein, aber er hatte eine ganze Reihe von Jahren verpaßt und nun wurde es ihm schwerer sich als deutscher Componist in Frankreich wieder einzubürgern, als es ihm geworden wäre dort Wurzel zu schlagen, wodurch ihm die deutschen Bühnen erst recht geöffnet gewesen wären. Er hätte sich in dieser Beziehung an Meyerbeer ein Beispiel nehmen sollen. So vielfach zerstreut und in letzter Zeit meist abwesend, hatte er das Schweriner Theater geleitet, wie man sich einem momentanen Vergnügen hingiebt, und die Zügel, die er zeitweise Anderen in die Hand geben mußte, wollten ihm nicht mehr gehorchen. Dabei hatte er viel Nothwendiges weder selbst gethan noch auch Anderen überlassen, und das hat mir manche Schwierigkeiten bereitet. Namentlich fand ich in Bezug auf Decorationen und Garderobe Vieles abgenutzt und kaum mehr brauchbar neben manchem Neuen, so daß die Ausstattungen der Stücke eine Mischung von Altem und Frischem, von Glänzendem und wieder Verblaßtem zeigten, wodurch eine störende Disharmonie hervorgebracht wurde. Mir, der ich mit frischen Augen hineinsah, fiel das besonders auf. Mit Ausgaben und Ein-

Digitized by Google

nahmen war er nun gar, zum Entsetzen des Ministerii, und allem Budget zum Trotz, mit genialster Unbefangenheit umgesprungen, jeder Jahresabschluß zeigte ein Deficit, das bogenlange Rescripte und Rügen hervorrief. Der Freund erzählte mir das Alles lachend mit größter Offenheit, mit der er mich auch in allerlei Details einweihte, und hatte dann wieder freundschaftlich Manches auf seine Kappe genommen, um mir meine Anfänge nicht zu erschweren. Es war ein lustiger Nachmittag, an dem er mir alle humoristischen Episoden seiner Theaterleitung erzählte, und doch blickte eine gewisse Wehmuth des Abschieds durch seine Erzählungen durch. Meine ernste Auffassung der Aufgabe nahm sich fast sentimental daneben aus und Freund Flotow prophezeite, ich würde diese bald genug aufgeben. Er hätte mir fast Angst gemacht, und mit mancher Personalschilderung that er es wirklich. Um die Stunden noch humoristischer zu machen, war eine Sängerin angekommen, die man halb engagirt und zu der man doch kein rechtes Vertrauen hatte. Sie sollte hingehalten werden und kam nun selbst, um eine Entscheidung zu erzwingen. Da hieß es aus dem Wege gehen, denn dem Verleugnen im Hause glaubte sie nicht mehr. Aber bei jeder Straßenecke, um die wir bogen, fürchteten wir ihr zu begegnen. Dies Spiel hatte mich nun wirklich um meinen Ernst gebracht, und als wir uns zum Abschied die Hände drückten, sagte Flotow lachend: „Nun sehen Sie, wie man es treiben muß; aber amüsant ist es, und zum Lachen giebt's immer etwas dabei."

So eingeweiht, mit allen den Anecdoten im Kopfe fuhr ich weiter nach Doberan, theils um mich zum Antritt meiner Stellung dem Großherzog zu präsentiren, theils um meine Schauspieler, die dort jeden Sommer während zwei Monaten Vorstellungen gaben, mehr und mehr kennen zu lernen. Meine persönlichen Beziehungen zum Schweriner Hof gehören nicht in diese Besprechungen, die lediglich den Erinnerungen meiner literarische Thätigkeit für die Bühne und meinen Erfahrungen beim Theater gewidmet sind. Es wird mir aber schwer, einem Dank hier nicht Worte zu geben, der aus vollem Herzen kommt, und immer ungeschwächt bleiben wird. Nur so viel gehört zu meiner Bühnenleitung. Dem Einfluß, dem Beispiel des Schweriner Hofes verdankt das dortige Theater es zumeist, daß seine Mitglieder eine so geachtete Stellung auch außerhalb der Bühne einzunehmen berechtigt sind. In geschäftlicher Beziehung hat mir der Großherzog vom ersten Augenblick volles Vertrauen, unumschränkte Offenheit gezeigt, und das ist nie einen Moment anders geworden. Niemals hat der Herr Insinuationen über irgend ein Vorkommniß in meiner Amtsführung hinter meinem Rücken das Ohr geliehen, nie irgend eine meiner Entscheidungen desavouirt. Er ging noch weiter. Wenn irgend ein Gesuch an ihn herantrat, das in das Ressort meiner Theaterleitung eingriff — und es kamen deren viele, ihm, der für jeden Unterthan zu sprechen war — so traf er niemals eine Entscheidung, gab nie ein Versprechen, sondern verwies auf mich, und wiederholte es Allen, daß er mir das übertragen hätte, und überzeugt sei, daß ich nach bester Ueberzeugung entscheiden werde. Und doch wußte er ganz genau Bescheid durch die Vorträge, die ich ihm allwöchentlich halten durfte, hatte seine bestimmte Ansicht, und wo ich seine Entscheidung erbat, hat sie mir nie gefehlt. Ich brauche nicht auseinander zu setzen, wie mir das meine Amtsführung erleichterte, welche Autorität es mir gab, und wie viel von dem, was ich erreichte, ich diesem Vertrauen zu danken hatte.

Der Hof weilte in dem dreiviertel Meilen vom Städtchen Doberan

belegenen Bade „Heiligen Damm", einem reizenden Punkte an der Küste der Ostsee, wo elegante Villen, mit dem Blick auf das Meer, sich an schöne schattige Buchenwälder anlehnen. Mein Theatervölkchen fand ich in Doberan selbst, das, seit der Anlage jenes Badeortes, ein stilles Oertchen geworden war, in das nur für wenig Sommermonate, die, damals noch geöffneten, Spielsäle, die Wettrennen, und in etwas das Theater mit dem was dazu gehörte, und was es anzog, einiges Leben brachte. Das niedliche kleine Theater, aus dem man aber unmittelbar in's Freie trat, war immerhin groß genug, dem spärlichen Besuch zu genügen, und die Einnahmen, die es brachte, standen in gar keinem Verhältniß zu den Kosten der Uebersiedelung des ganzen Personals, der Bibliothek, der Garderobe, und eines großen Theils der Decorationen; ja, wenn man den indirecten Schaden, der durch diesen Transport entstand, mit in Anschlag bringen wollte, so genügten die Einnahmen sicher nicht, diesen zu decken. Aber eigentlich gingen unsere Schauspieler gern nach Doberan, wo sie mit besonderer Freude empfangen wurden und der freundlichsten Anerkennung gewiß waren. Freilich, der Ernst für die Sache, namentlich bei den Vorbereitungen, fehlte zuweilen, aber es wurden auch meist Wiederholungen der vergangenen Saison gegeben. Die Verwaltung machte sich diesen Aufenthalt, so viel sie konnte, zum Nutzen. Gastspiele auf Engagement wurden nach Doberan gelegt und einige neue Stücke einstudirt, die dann ziemlich fertig die Wintersaison in Schwerin eröffnen konnten. Es war aber doch auch ein heiteres, frisches Künstlertreiben, das nun einmal in der Wanderlust, in der Anerkennung eines neuen Publicums einen belebenden Anstoß zu neuem Schaffen findet. Ein Flügel des großen Hôtels, in dem die Spielsäle etablirt waren, war für das Theater gemiethet, das wenig Schritte davon lag. Da hatten wir Bureaus, Musikprobezimmer, Bibliothek und einige Zimmer für die Direction, und es ist natürlich, daß ich eines derselben bezog, und so gleich in den Mittelpunkt meiner neuen Thätigkeit eintrat. Das Leben, die Bewegung den ganzen Tag über, die fleißigen Gesangproben, die Zusammenkünfte im Bureau, hatten etwas von dem Treiben künstlerischer Wanderzeiten, von der Poesie des Unstäten, das sich so gern dem Komödiantenwesen anhängt und seine Berechtigung hat. Wenige Jahre vorher hatten die Schweriner Schauspieler noch von Doberan aus einen längern Aufenthalt erst in Rostock dann in Güstrow gemacht, ehe sie ihre Wintersaison begannen. Das hatte freilich seine Unbequemlichkeiten gehabt, und nach vieljährigem Klagen war diese Wanderzeit aufgegeben worden. Ich habe den Verdacht, daß, trotz aller Mißstände, im Grunde des Herzens Jeder diese Reisen regrettirte. Es war doch hübsch das Wandern, das neue Publicum, und künstlerisch hat es gewiß mehr Vortheil als Nachtheil gebracht. Noch heute wandern die Theatergesellschaften in Italien von Ort zu Ort, und dem Umstand verdanken sie es, daß sich eine feste Schule bildet, ein Zusammenspiel, eine Zusammengehörigkeit, die den Leistungen auf der Bühne nur förderlich sind. Nichts ist gefährlicher für den schaffenden Künstler als eine behagliche Kleinstädterei, und das Zusammenwirken der ganzen Gesellschaft an fremdem Ort bietet zugleich die Anregung des Gastspiels, ohne in die Gefahr eines gastspielenden Virtuosenthums zu versetzen. Wie gesagt, Doberan war, trotz der Klagen Einzelner, ein freundlicher Aufenthalt, und unsere Vorstellungen nahmen sich in dem kleinen Raum vortrefflich aus, wenn ihnen auch mitunter eine Zerstreutheit anhing, die erklärlich war. Die Schauspieler traten auf die Bühne, mitten aus dem bunten geselligen Treiben

heraus, in das sie gleich nachher zurückgingen. Sie waren ihres Erfolges sicher. Wo sollte da die Spannung, die Sammlung und die nöthige Illusion herkommen, welche letztere auch sonst noch mehrfach gestört wurde? Da wir mit unserm Theater am Mittelpunkt des ganzen Doberaner Lebens lagen, konnte es nicht fehlen, daß der Lärm desselben, namentlich wenn sich die Thür nach außen für einen Neueintretenden öffnete, bis in unsern Musentempel drang. Zu bestimmter Stunde zogen auch die heimgetriebenen Herden hart am Theater vorüber, und man hörte ihr Blöken in unsere Darstellungen hinein. Und es war doch hübsch.

Mir boten die Tage in Doberan, denn ich hatte mich eigentlich frei davon gemacht mit dorthin zu gehen und blieb immer nur kurze Zeit, die allererwünschtesten Studien und die freundlichste Gelegenheit, den Mitgliedern meines Theaters näher zu treten. Ich sah mit Freuden den guten und ernsten Ton in den Proben, den Eifer des Zusammenwirkens, erkannte manche tüchtige Kraft, neben vielen brauchbaren im Personal, meine Zuversicht wuchs nach allen Richtungen mit der Sicherheit, die ich für das Geschäftliche gewann. Diese Wandertage waren mir vortreffliche Lehrtage, wenngleich ich mich noch durchaus nicht als Meister fühlte.

II.

Mit jedem Tage wuchs mir die Lust an dem neuen Beruf, als ich von Doberan in meine ländliche Stille zurückgekehrt war. In fieberhafter Ungeduld sah ich einen Tag nach dem andern verstreichen, und den October heranrücken, der die Eröffnung der Schweriner Saison bringen sollte. Selbst über die kleinen Schwierigkeiten und Nöthe des Umzugs, die Unbequemlichkeit der unschönen, unbehaglichen Miethswohnung trug mich diese Ungeduld leicht fort. Ich dachte nur an mein Theater. Mehr und mehr hatte ich mir einen Plan entworfen über meine eigene Thätigkeit. Das Einrichten der Stücke, das Vorbereiten derselben, bis ich sie in die Hand des Regisseurs legte, wurde mir leicht. Dabei kamen mir meine früheren Erfahrungen an eigenen Arbeiten zu statten, und in das Amt des Dramaturgen war ich bereits eingeschult. Auch für die Inscenesetzung hatte ich ja schon Studien gemacht; nur meine Wirksamkeit den Darstellern gegenüber mußte ich mir klar machen und dieselbe meinen Fähigkeiten anpassen. Es ist so leicht sich zu überschätzen und davor habe ich immer Furcht gehabt, und bin oft dadurch in eine Unterschätzung meines Könnens gefallen, die wieder ein Fehler ist, an dem Manches scheitert. Eins aber stand als nothwendig da, und es war nur die Frage, wie ich es erreichen könnte. Nicht die Einzelleistung, die Gesammtdarstellung, das Ineinandergreifen der Auffassung, die Harmonie, die die Grundidee des Stückes nirgend verschiebt oder vermischt, giebt den vollen Genuß, den wir von der Bühne empfangen sollen und stellt die Dichtung als ein Ganzes her. Da liegt die Aufgabe des obersten Leiters, die nur er erfüllen kann; denn sie geht über das Ressort des Regisseurs hinaus, der in der Beobachtung des Details, das ihm obliegt, unmöglich den Blick über das Ganze behalten kann. Es ist keine irgend vollkommene Darstellung eines bedeutenderen dramaturgischen Werkes möglich ohne die drei zusammenwirkenden Factoren der Darsteller, des Regisseurs und des dramaturgischen Leiters; die Schwierigkeit für den Letztern liegt darin, daß er einwirken muß ohne zu stören, eingreifen, ohne zu hemmen. Namentlich den Darstellern gegenüber ist das schwer, da man ihnen stets die Empfindung freier

Productionskraft und die Stimmung dafür lassen muß. Sie sollen frisch selbstschaffend bleiben und nie zur Marionette herabsinken. Wo man ihre Auffassnng und Durchführung zum Besten des Ganzen corrigiren muß, ist es die Aufgabe zu überzeugen, nicht zu befehlen und das wird immer schwierig sein, wenn sie einen Einzeleffect zum Besten des Ganzen aufgeben müssen, namentlich wenn ihnen in dieser Beziehung Traditionen, oder bereits selbst erreichte Erfolge zur Seite stehen. Ich habe den Eindruck ganzer Stücke zu Grunde gehen sehen an dem Beifall, den ein einzelner Darsteller davon trug. Die hochtragische Darstellung des Shylock, die in England nach Kean beliebt wurde und von dort zu uns herüber kam, hat vielen Schauspielern große Triumphe, Applaus und Hervorrufe eingetragen, das phantastische Lustspiel aber zum Zwitterding zwischen Tragödie und Komödie gemacht, und das Interesse für die Hauptfiguren der Handlung und damit — für diese selbst — vollkommen abgeschwächt. Ein hochkomischer Malvolio in „Was Ihr wollt" wird leicht den Löwenantheil der drastischen Wirkung an sich reißen, aber dadurch die Harmonie des Stückes über den Haufen werfen, und eine ganze Gruppe von Figuren unnöthig machen.

Ich machte mir klar, was vor mir die bedeutendsten Männer des Faches in dieser Richtung erreicht hatten, und wie sie zu ihrem Ziele gelangten, um mir selbst, nach meinen Kräften, den eigenen Weg vorzuzeichnen. Karl Immermann hatte in Düsseldorf mit mäßigen Talenten und noch mäßigeren Mitteln ein Theater geschaffen, das die anderen Bühnen seiner Zeit, die begünstigter waren durch Aeußerlichkeiten, mit seinen Darstellungen weit überragte. Mit eiserner Kraft, mit der ganzen Wucht seiner Autorität hatte er die Darsteller in seine Idee hineingezwungen, unermüdlich jeden Accent dictirt, jedes Wort der Dichtung überwacht. Seine Schauspieler mußten aus seinem Geist spielen, zu sclavischen Vermittlern seiner Auffassung werden. Einheitlich wurden seine Vorstellungen, freilich aber auch starr, übervorsichtig, und es mußte ihnen der belebende Reiz verloren gehen, den die Inspiration des Momentes dem Schauspieler erzeugt. Er hielt die Productionskraft seiner Schauspieler unter einem Bann, der zwar alle falschen Auswüchse abschnitt aber auch die frischen Blüthen verkümmerte. Seine Aufführungen lassen sich vergleichen mit der Darstellung eines unserer bedeutendsten deutschen Schauspieler, Carl Seydelmann — bei dem der Verstand Alles vorbereitet hatte, Alles correct und consequent war, den man immer bewundern mußte, gegen den man selten etwas einwenden konnte, der aber oft kalt ließ und niemals hinriß. Die Immermann'sche Bühnenleitung gab Lehre und Warnung zugleich. Wenn ich nicht hoffen konnte seine Vorzüge zu erreichen, wollte ich doch versuchen seine Fehler zu vermeiden.

Eduard Devrient, der gründlichste Kenner und Biograph des deutschen Theaters, zugleich längere Zeit selbst hochverdienter Schauspieler, hatte die Bühne in Karlsruhe zu großer und verdienter Anerkennung gebracht. Er vereinigte durch Anlagen, Fleiß und Studium Alles, was ihn befähigte, an der Spitze eines solchen Kunstinstitutes zu stehen. Wie er wirkte und schaffte, hatte ich, wenn auch nicht aus eigener Anschauung, doch durch genaue Mittheilung gemeinsamer Freunde, seit Jahren mit größter Theilnahme verfolgt, und er war ein Muster für jeden Theaterintendanten. Ich mußte mir aber eingestehen, daß er einen großen, für mich nicht einzuholenden Vorsprung dadurch hatte, daß er, selbst Schauspieler, seinen Mitgliedern auch nach dieser Richtung Lehrer sein konnte. Ich konnte nur sagen, was sie falsch machten,

Digitized by Google

er konnte auch zeigen wie es richtig zu machen sei. Damit war es ihm möglich die ganz Unbedeutenden, denen jede eigene Schaffenskraft abging, zur Mittelmäßigkeit emporzubringen, aber nicht selten mußte er auch die Bedeutenderen zur Mittelmäßigkeit hinabdrücken. Hätte ich es ganz Devrient nachthun wollen, so hätten meine Schauspieler von mir wenig empfangen und aus sich noch Vieles aufgegeben.

Der in Allem practische Heinrich Laube war wol der bedeutendste Regisseur, den die deutsche Bühne besaß. Ihn hatte ich in seiner Wirksamkeit kennen gelernt. Er verstand es, wie kein Anderer, Effecte herauszuarbeiten, und Das zu entfernen, was den Effect hemmen oder mindern konnte. Er arbeitete die Wirkungen auf die Oberfläche heraus und stellte sie ins Licht. Applaus und überraschender rapider Einschlag war ihm wichtig. Daher auch seine Vorliebe für belebte Massenwirkung, das schnelle Tempo, das Entfernen aller Pausen. Aber ich war weniger Realist als er und in wie Vielem er mir auch Vorbild war, der Wirkung einzelner Momente konnte ich niemals den Werth beilegen, den er ihr gab. Das Conversationsstück überstürzte er, und das Lustspiel übertrieb er der drastischen Wirkung zu Liebe. Dabei habe ich doch von ihm gelernt, welchen Werth das Tempo der Rede hat, und wie in der Gleichmäßigkeit desselben die Harmonie der Darstellung begründet ist.

Ich machte mir also für mich meine Theorie dahin: Ich wollte die Stücke, die dessen bedurften, dramaturgisch bearbeiten oder einrichten und dann abwartend den Proben assistiren, jeden Darsteller sich selbst entwickeln lassen, und nur dann mit Rath und Besprechung eingreifen, wenn die Einzelleistung mir aus der Gesammtidee des Stückes herauszulenken schien. Das schloß natürlich nicht aus, auf diese oder jene Nuance aufmerksam zu machen. Die Theorie hat sich bewährt, und die Besprechungen jeder Leistung vor und nach der Vorstellung, meist in den Zwischenacten, erhöhte nur das Interesse an den Aufgaben, und durch aufrichtige Anerkennung dieses oder jenes gelungenen Momentes, den das Publicum unbeachtet ließ, habe ich Verstimmung der Schauspieler abgewandt und den frischen Eifer rege gehalten. Ich wurde somit nicht strenger zuschauender Kritiker, sondern Mitarbeiter, und meine Freude an dem Geglückten stand der der Schauspieler nicht nach. Dadurch gestaltete sich gleich ein freundliches Verhältniß mit allen Mitgliedern der Bühne, bis zum Letzten hinunter und das ist wirklich kaum je, und dann sicher nur vorübergehend getrübt worden. Ich bin immer aufrichtig gewesen, im Anerkennen, wie im Gegentheil, und stets bereit, Diesem oder Jenem, wo er sich durch meine Anordnungen beeinträchtigt glaubte, meine Motive auseinander zu setzen. Fast ohne Ausnahme gab mir der Betheiligte Recht. Wissentlich habe ich gewiß Keinen gekränkt, noch zurückgesetzt, aber ich habe auch selbst fast keine Kränkung erfahren, und wo etwa, und es ist höchst selten vorgekommen, Ueberschätzung und Empfindlichkeit mir einen unangenehmen Moment bereiteten, ist das schnell vorüber gegangen. Von Intriguen, von Chicanen, von Böswilligkeiten und absichtlichen Störungen, die das Publicum so gern als unzertrennlich von dem Schauspielerleben anzusehen pflegt, vor denen man mir auch Angst machen wollte, habe ich in den vier Jahren meiner Bühnenleitung nicht das Geringste kennen gelernt, wol aber von opferfreudigstem Entgegenkommen, von Hingabe weit über das Berechtigte, oft über die Kräfte hinaus, wo es nur galt Etwas zu Stande zu bringen; vor keiner Anstrengung sind wir je zurückgeschreckt, und es wurde den Mitgliedern wahrlich nichts Geringes zugemuthet. Ich bin mir bewußt,

daß ich das Verhältniß nicht verschönere in der Rückerinnerung, aber es ist mir eine Freude es zu zeigen wie es war, schon um einmal weit verbreiteten Vorurtheilen gegen den Schauspielerstand zu begegnen. Jeder Stand hat seine besonderen Generalschwächen und Eigenthümlichkeiten, und ich weiß wol, daß die Schauspieler zu den allgemeinen Künstlerschwächen noch ihre besonderen haben. Aber sie liegen in der Natur der Sache, in der Eigenthümlichkeit der Production, die wir von ihnen fordern, und deshalb muß man ihnen Rechnung tragen. Soll Der nicht leicht aufbrausend, leicht empfindlich sein, für den das Schaffen aus der Erregbarkeit des Momentes Bedingung ist? Aber eben so schnell verschwindet dies Aufbrausen, ohne eine Spur zurückzulassen. Vielfach begegnet man dem aus Ueberschätzung hervorgegangenen Verdacht, zurückgesetzt zu sein. Aber man bedenke nur, daß der Schauspieler, im Gegensatz zu anderen productiven Künstlern, seine eigene Schöpfung niemals sieht, und deshalb nur seine Intentionen kennt, nicht aber weiß, in wie weit er dieselben zu erfüllen im Stande war. Auf diese Schwächen muß man gefaßt sein, aber man darf sich durch dieselben nicht zu ungerechter Verletzbarkeit hinreißen lassen. Wer nur einen Tropfen Künstlerblutes in sich hat, prüfe an sich selbst, ob wir nicht die Künstler mit anderem Maße messen sollen, wenigstens in einzelnen Momenten, als andere Menschen. Ereifere man sich nur nicht gegen die kleine rauhe, bizare Rückseite des Künstlerthums, die doch desselben Ursprunges ist als die viel größere, bunte Lichtseite, an der wir uns erfreuen, die uns mit ihren Gaben beschenkt. Wie gesagt, da ich allem dem Rechnung trug, sind mir Schauspielerlaunen selten entgegengetreten, und haben mich fast nie gekränkt. Wohl aber könnte ich viele Züge freundlichster Willfährigkeit und ganz uneigennütziger Aufopferung für die Sache anführen. Auf einen unermüdlichen Eifer konnte ich immer rechnen. Als mir einmal im Zwischenacte gemeldet wurde, daß eine Schauspielerin, die in den nächsten Tagen die Goneril im König Lear und Tags darauf die Commissionsräthin Zucker im Ball zu Ellerbrunn spielen sollte, für längere Zeit erkrankt sei, und ich namentlich über den Ausfall der Lear-Vorstellung jammerte, auf die ich mich freute und die schon von Woche zu Woche hinausgeschoben war, weil bei dem vollen Inanspruchnehmen des gesammten Personals jedes Unwohlsein sie störte, traten Frau Otto-Martineck, die tragische Schauspielerin und Heroine, und Fräulein Röckel, die jugendliche Liebhaberin, unaufgefordert heran und erboten sich, um aus der Verlegenheit zu retten, Erstere die Goneril, Letztere die Commissionsräthin Zucker zu übernehmen, beides Rollen, die sie erst lernen mußten, die beide nicht in ihr Fach gehörten, und beide zu den allerundankbarsten gezählt werden. Das eine Beispiel für viele. Wie oft aber habe ich, um schnell eine Novität herauszubringen, Copisten, Decorationsmaler, Darsteller um ihre Nachtruhe gebracht, angreifendste Proben angesetzt, und bin niemals auf eine Weigerung gestoßen. Was nun mein persönliches Verhältniß zu den Mitgliedern des Theaters betrifft, so war das das allerfreundlichste.

Viel schwerer kam ich mit dem Publicum zurecht, mit dem ich in fast beständigem Kampfe und meinerseits in einer ununterbrochenen, freilich nicht tief gehenden nnd immer nur humoristischen Gereiztheit blieb.

In dem kleinen, an sonstigen Vergnügungen nicht reich bedachten Ort war das Theater der Mittelpunkt geselligen Zusammenseins und Alles, was auf der Bühne, hinter den Coulissen und im häuslichen Leben der Schauspieler

vorging, der Mittelpunkt des Intereſſes. Der größte Theil des Publicums war allabendlich derſelbe, und nahm ſtets den gleichen, durch die Gewohnheit von Jahren bequem gewordenen Platz ein. Wenn das nun auch ſeine unverkennbaren Vorzüge hatte, ſo entſtanden dadurch doch der Intendanz große Schwierigkeiten, namentlich durch die Macht gemeinſamer Anforderungen und Urtheile, die oft auf Unmögliches, vielfach auf ganz Falſches gerichtet waren. Einestheils bedingte es einen ſteten Wechſel des Repertoires, denn ſelbſt die einſchlagendſte Vorſtellung konnte nur höchſtens drei Mal in der Saiſon wiederholt werden, und viele waren mit einer Vorführung abgethan. Welche Arbeit für die Darſteller! Denn faſt nie wurde eine Vorſtellung geboten, ohne vorhergehende Probe, ſelbſt wenn das Stück eben erſt ſorgfältig einſtudirt war. Dann zeigte das Publicum große Nachſicht gegen die Schauſpieler, die ihm durch die Gewohnheit lieb geworden waren, übertriebene Treue für die, die fortgingen, ſogar für die, die vor Jahrzehnten ſchon der Tod oder ein anderes Engagement ihm entführt hatte, verglich fortwährend, hatte Mißtrauen gegen alles Neue, Unbekannte, Abneigung gegen Neuerungen, Vorurtheile gegen Künſtler, die erſt in das Engagement traten, und ſcheute jede ſichtbare Hingabe, jedes Zeichen, hingeriſſen, gerührt oder erheitert zu ſein. Alle dieſe Eigenſchaften haben mich während meiner Amtsführung oft zu komiſcher Verzweiflung gebracht, bis ſie mich, als ich ſelbſt meine Stellung und Schwerin verließ, und ich nun auch, als ein Scheidender, manch' Zeichen freundlicher Anerkennung und ſpäter ein treues Andenken empfing, tief rührten, und mir Das, was mich oft gereizt, zuweilen gekränkt hatte, nun in ſeiner Rückſeite anerkennenswerth erſchien. Neben dieſer nachträglichen Anerkennung muß ich aber eine andere ausſprechen, die ich ſelbſt in den Tagen des Kampfes freudig empfand. Alles Außergewöhnliche, aber damit auch alles Unnatürliche, entſchieden aber alles Frivole und Unſittliche, wies das ſchweriner Publicum auf das Beſtimmteſte zurück, und wenn ſich etwa bei Gelegenheit eines Gaſtſpiels dergleichen einſchmuggeln wollte, hatte ich immer die Freude, daß die Schweriner meine Abneigung dagegen theilten.

Die Kritik der Tagesblätter kam mir in jeder Beziehung freundlich entgegen.

So waren meine Anfänge vorbereitet, geebnet, meine Anordnungen ſo frei als möglich, der gute Wille zur Unterſtützung allſeitig. Und doch mußte ich gleich mit der erſten Aufführung, mit der ich meine Thätigkeit eröffnete, erfahren, daß ich fehlgegriffen hatte. Mit einem claſſiſchen Stück wollte ich beginnen und hatte den Nathan dazu gewählt, der ſeit langer Zeit nicht auf dem Repertoire geweſen war. Schon meine Schauſpieler waren nicht recht damit zufrieden, weil ihnen, wie ſie meinten, das Stück keine dankbaren Antrittsrollen böte. Nicht ohne Kampf ſetzte ich die Vorſtellung als erſte durch. Nun aber empörte ſich das Publicum über die, wie es ſagte, langweilige Komödie; kein Zeichen der Theilnahme gab ſich in dem leeren Hauſe kund, obgleich die Aufführung präcis ging. Wir hatten mit Verkehrtem angefangen. Mit dem Wallenſtein, den ich dann am Neujahrstage brachte, ging es noch ſchlechter. Man finge das Jahr ſo luſtig als möglich an, hieß es, und ein Trauerſpiel als Neujahrswunſch ſei ein böſes Omen. Das Publicum blieb zu Haus und das Stück verlief ſo leiſe, als der Abſchied der Gräfin Terzky in der Tragödie.

Die erſte bedeutendere Novität, die ich brachte, und der ich ganz beſondere Sorgfalt und Theilnahme zugewendet hatte, war zugleich ein Act der

Dankbarkeit gegen meinen Freund Münch-Bellinghausen, für mich aber noch besonders lehrreich. Im Sommer hatte Julie Rettich in Berlin gastirt und mir ein neues Drama von Halm zur Lectüre mitgebracht, daß, wie sie selbst sagte und wie auch die Ansicht des Dichters wäre, durch Stoff und Behandlung sich der Darstellung auf der Bühne entzöge. Die Dichtung führte den wunderlichen Titel „Wildfeuer" und hatte sich allerdings einen eigenthümlichen Vorwurf gewählt, der eher zu einer übermüthigen Novelle für Boccaccio als zur Verkörperung auf der modernen Bühne geeignet gewesen wäre. Eine Mutter erzieht die Tochter als Knaben, um ihr einentheils die Lehen der Familie zu sichern und zu bewahren, anderntheils diese nicht den ihr feindlichen Sprossen der Seitenlinie zukommen zu lassen. Das Mädchen, in übermüthigem Knabentrotz aufgesprossen, ahnt nichts von seinem Geschlecht und der Liebe bleibt es überlassen, das Räthsel zu lösen und den Conflict zu entwirren. Die Behandlung des Stoffes Seitens des Dichters war zart, poetisch, höchst dramatisch, aber das Stück bewegte sich doch auf so gefährlichem Boden, einzelne Scenen waren gar so unmöglich für die Darstellung, daß ich, auf die eigene Meinuug des Freundes eingehend, seine Dichtung zwar mit großem Interesse las, aber mit dem Bedauern, es unaufführbar zu sehen, zurückgeben wollte. Inzwischen hatte meine Frau, ohne das Vorurtheil einer unmöglichen Darstellung, auch gelesen und war erstaunt, daß ich daß wirksame Stück nicht aufführen lassen wolle. Eine Umarbeitung, meinte sie, sei freilich nothwendig, aber da sie mir die Fähigkeit zu derselben zutraute, hielt sie die Sache für gar nicht so schwierig. Ich sah mir das Stück noch einmal darauf an und mußte ihre Ansicht für richtig erkennen. Dazu kam, daß wir gerade eine junge Schauspielerin für Schwerin gewonnen hatten, die ich in Doberan hatte spielen sehen, und die mir alle Eigenschaften zu vereinigen schien, die die weibliche Hauptrolle des Dramas verlangt und ohne die sie unmöglich war: Jugend, Schönheit, Natürlichkeit, frischer Humor und eine Decenz ohne alle Prüderie, die jeden Schein von Frivolität unmöglich machte.

Ich schrieb das Münch und erhielt zwar die Erlaubniß zur Aufführung, aber auch die Weigerung seinerseits die Aenderungen vorzunehmen, die ich für unabläßlich bezeichnet hatte. Dafür gab er mir freie Hand selbst zu ändern, umzuarbeiten, zu streichen, was mir irgend nothwendig erschiene. Das war nun freilich eine große Verantwortlichkeit, aber ich hatte den Muth dieselbe zu übernehmen; wenngleich meine Aenderungen sehr eingreifend wurden, bei mancher poetischen Stelle sogar barbarisch.

Die Rollen waren vertheilt und paßten meinem Personal vortrefflich, denn auch für den Liebhaber des Stückes hatte ich an Herrn Bethge einen Darsteller von seltener männlichen Schönheit, vornehmen Anstand und Natürlichkeit, während sich die unbedeutenden Rollen immerhin noch so wirksam zeigten, daß ich sie meist mit ersten Kräften besetzen konnte. Als ich zur Leseprobe ging traf ich auf der Straße Fräulein Röckel, eben meine Darstellerin des Wildfeuer, und fragte ganz unbefangen: „Nun, wie gefällt Ihnen Ihre Rolle?" — Sie wurde dunkelroth und erwiederte: „Die Rolle ist gewiß eine sehr dankbare Aufgabe, aber, ich weiß nicht woher es kommt, ich schäme mich dieselbe zu spielen, ja nur heute zu lesen. Es ist kein unanständiges Wort in derselben und doch, mir ist immer als hätte ich etwas Unpassendes zu sagen. Vielleicht liegt das in der Situation, die ich noch nicht kenne, da ich ja bisher nur meine eigene Rolle gesehen habe." Das

Urtheil machte mich doch ſtutzig und ich ging etwas erſchüttert in meiner Zuverſicht und mehr als je meiner Verantwortlichkeit bewußt in die Leſeprobe. Die übrigen Schauſpieler wußten natürlich noch weniger von dem Stück als Fräulein Röckel, da ihre Rollen nichts von der Situation verriethen, und ſo fing ich denn damit an, ihnen mein ganzes Wagniß und wie ich dazu gekommen ſei, zu erzählen; ja, ich erklärte, ich mache ſie Alle mit dafür verantwortlich, denn ich werde zum Schluß abſtimmen laſſen ob wir das Stück überhaupt aufführen wollten, während der Leſeprobe aber, wie auch bei allen folgenden Proben, möge Jeder genau aufpaſſen, beſonders bei den Scenen, in denen er nichts zu thun hätte und alles Bedenkliche, namentlich Mißverſtändliche, zur Beſprechung, reſpective Abhülfe bringen. Dadurch gingen Alle mit ganz anderer Theilnahme, als man ſonſt in den Leſeproben zu finden gewöhnt iſt, an das Stück, für das Jeder die allgemeine Verantwortlichkeit übernahm, die er ſonſt nur für die eigene Rolle empfängt.

Während des Leſens wurden mancherlei Bedenken laut, jedoch zum Schluß waren Alle einſtimmig für die Aufführung, mein Einfall aber, dies Geſammturtheil zu fordern, hatte ſich vortrefflich bewährt und erzeugte einen Eifer, ein Zuſammenwirken, eine Sorgfalt alle Gefahren der Situation, auf die immer wieder aufmerkſam gemacht wurde, zu überwinden, und dadurch eine Subtilität in der Behandlung einzelner Scenen, die unzählige Mal unermüdlich wiederholt wurden, daß ich darauf einen großen Theil des Erfolges ſchieben muß. Wir waren ſchon mitten in den Proben, die uns immer zuverſichtlicher machten, als ein Brief vom Baron Münch ankam, der entſchieden gegen die Aufführung ſeines Stückes proteſtirte. Es ſei ihm leid geworden, ſchrieb er, ein Wagniß zu machen, das, falls es leidlich glückte, ohne große Bedeutung wäre, denn ich ſei und bleibe der Einzige, dem er ſeine Dichtung anvertrauen könne und werde und auf der andern Seite wolle er mich, gleich im Anfange meiner Theaterleitung nicht der Unannehmlichkeit ausſetzen, aus Freundſchaft für ihn, mit einer Aufführung die mir verdacht werden könne Anſtoß zu erregen. Ich konnte ihm ſchon nach wenig Tagen durch die Nachricht antworten, die ich nach jedem Act über den friſchen Eindruck ſchrieb, daß ſein Stück, ohne das leiſeſte Bedenken hervorzurufen, vollſtändig durchgeſchlagen hätte.

Die Vorſtellung von Wildfeuer war aber auch eine muſtergiltige und das Stück blieb ein beliebtes Repertoireſtück in Schwerin, ſo lange uns nämlich Fräulein Röckel blieb, durch drei Jahre, und hat ſich überall, wo es mit dieſer Darſtellerin von den ſchweriner Schauſpielern im Geſammtgaſtſpiel gegeben wurde, vollſtändiger Anerkennung zu erfreuen gehabt, während es mit einer berühmten Schauſpielerin, auf deren Talent das Stück von Anfang durch den Dichter berechnet war, in Frankfurt a. M. und Mannheim, mit Entrüſtung ſeitens des Publicums zurückgewieſen wurde. Als ſpäter Fräulein Röckel vom ſchweriner Theater an das Burgtheater in Wien ging hat ſie, unter des Dichters Augen, das Stück in einer langen Reihe von Wiederholungen zur vollkommenen Geltung gebracht.

Mir iſt der recht beklommen begonnene Abend in meiner Theaterloge in Schwerin, den der Erfolg von „Wildfeuer" zu einem ſo freudigen geſtaltete, in unvergeßlicher Erinnerung geblieben. Es war mir wie ein Dank, den ich dem Freunde abtragen konnte, und Alles, was ich im Verkehr mit ihm und durch ihn gelernt hatte, trat mir lebendig vor die Seele. War doch auch dieſer Abend, der dem deutſchen Theaterrepertoire eine werthvolle

poetiſche Gabe ſchenkte, ein Reſultat der gegenſeitig fördernden Freundſchaft zwiſchen redlich und ernſt ſtrebenden Schriftſtellern, der unmittelbare Gewinn aus dem Zuſammenarbeiten des Bühnenlenkers mit ſeinen ſchauſpieleriſchen Kräften. Und nie hat mich der Erfolg einer eigenen Production ſo ſtolz gemacht, ſo freudig erhoben als dieſer, nicht obgleich, aber weil ich ihm nur zum kleinen Bruchtheil mir ſelbſt zuſchreiben konnte.

Verſchweigen kann ich freilich nicht, daß Freund Münch, als ich ihm das von mir hergerichtete Bühnenmanuſcript ſchickte, Anfangs entſetzt war, ſeine Dichtung um die beſte Poeſie gebracht meinte, und ſich nur allmälig, mit ſehr geringen Reſtitutionen, an die neue Geſtalt gewöhnte.

Einer Weltdame.

Adieu! — Nicht gar zu herzlich klingt es,
So voll nicht aus der Seele ſingt es,
Als wenn wir ſagten: Lebe wohl!
Recht ſo! Wir ſind geſchiedne Leute,
Und Beide wiſſen wir es heute:
Das, was uns je verband, war falſch und hohl.

Ein rechtes Weib iſt gleich der friſchen Au,
Gebadet und begnadet von dem Thau.
Leis wächſt das zarte Gras und grünt allſtund,
Nur hinzuſeh'n macht ſchon das Aug' geſund.
Viel tauſend wilde Blumen blüh'n in Luſt,
Sich ſelbſt erquickend, an der Erde Bruſt;
Ein liebend Brünnlein tränkt ſie hold mit Güte,
Und Jahr um Jahr erneut ſich ihre Blüthe.
Klein mag die Au ſein — ſie iſt immer grün,
Süß iſt die Raſt dort nach des Tages Glüh'n.

Du aber, ja Du biſt ein Fleckchen Sand,
Vom Gluthauch Deiner Eitelkeit verbrannt.
Doch kauft Dein Geld Dir manchen fleiß'gen Tropf,
Der in Dich einſetzt manchen Blumentopf.
Du prangſt und prunkſt mit Düften vor der Welt,
Die all' erwuchſen auf dem fremden Feld;
Die bunt'ſten Farben ſchmücken Dich und ſcheinen
Zum grünen Gartenbeet ſich zu vereinen,
So lang ſie friſch ſind: doch kein Lebensquell
Aus Deinem Boden hält ſie grün und hell —
Wurzel ſchlägt keine, keine trägt Dir Samen,
Sie dorren ab und gehen wie ſie kamen.
Dich ſelber drum erquickt kein Blumenflor,
Sand biſt Du, bleibſt Du, wie Du warſt zuvor,
Ein dürrer Feenring auf Elvershöh' —
Und drum: Adieu!

Gottfried Kinkel.

Sprechende Vögel.

Vom Pfarrer **Karl Müller.**

Unter allen Vögeln, welche die Gabe beſitzen, ſprechen zu lernen, ragt als unvergleichlich Bevorzugter das Urbild der Papageien hervor, der graue oder rothſchwänzige Papagei (Psittacus erithacus). Sein Stimmorgan ſetzt ihn in den Stand, in täuſchend menſchenähnlicher Weiſe Worte und Sätze auszuſprechen, genau den Ton zu treffen, das Steigen und Sinken deſſelben wiederzugeben, Ernſt, Strenge, herriſches und gebieteriſches Weſen, Härte und Rohheit, ſowie andererſeits Heiterkeit, Komik, Gutmüthigkeit, Sanftmuth und Zärtlichkeit in den Ausdruck zu legen, und ſo die Stimmungen der menſchlichen Seele zu charakteriſiren, daß man den Vortrag anſtatt als Nachahmung in der That als Aeußerungen der Vogelſeele ſelbſt anzuſehen verſucht wird. Bei beſonders beanlagten Exemplaren iſt das Gedächtniß ſtaunenswerth, wodurch es ihnen möglich wird, eine Fülle von Rufen, Namen, Redensarten und Frage- und Antwortsſätzen zu behalten, ohne das Verſchiedenartige in wirrer Weiſe durcheinander zu werfen oder gar ſinnentſtellende Verſetzungen der Worte vorzunehmen. Wo Letzteres geſchieht, hat man die Urſache in fehlerhafter Unterrichtung oder in Altersſchwäche des Vogels zu ſuchen. Denn man hat die Beobachtung an ſechzig bis ſiebzigjährigen Papageien gemacht, daß ſie in den letzten Jahren ihres Lebens mehr und mehr das Gedächtniß verloren und ſich da wie alte, ſchwachſinnige Menſchen geberdeten. So lange der Vogel geſund und kräftig bleibt, ſind aber Fehler der erwähnten Art nur in der Behandlungsweiſe von Seiten des Lehrmeiſters urſächlich begründet. Uebrigens giebt es der minder begabten Individuen unter den grauen Papageien nicht wenige, und es kommt dann immer wieder auf das Verſtändniß und die Rückſichtsnahme an, womit der Unterricht gegeben wird. Dieſer darf in ſolchem Falle keineswegs an Ueberfüllung leiden; die Aufgaben müſſen vielmehr nothwendiger Weiſe auf ein geringes Maß des Umfangs zurückgeführt werden. Während die Intelligenten, Geweckten, mit raſcher Auffaſſungsfähigkeit, gutem Gedächtniß und geläufigem Sprachwerkzeug Begabten, ſpielend nicht blos ihr Penſum, ſondern auch noch Vieles nebenher lernen, was ihnen zufällig zu Ohren dringt, bauen die Schwächeren mühſam nach und nach auf und laſſen in ihren Leiſtungen gar Mancherlei zu wünſchen übrig. Da der Vogel ſehr große Neigung zeigt, auffallendes, die Ohren beleidigendes Geräuſch oder Geknarre nachzuahmen, ſo muß man vor Allem den wenig begabten Schüler womöglich außer dem Bereich ſolcher Töne halten, wenn er nicht zerſtreut und von dem Ernſt der Aufgaben abgelenkt werden ſoll. Schwer iſt dies freilich zu bewerkſtelligen, und gerade im bewegten Leben der Menſchen, vorzüglich der Hausbewohner, wird der graue Papagei erſt recht liebenswürdig und anſchmiegend, und darum will man ihm keinen Platz an abgeſchiedenem Orte anweiſen. Ein talentvolles Exemplar iſt nun einmal gar nicht von der Annahme unangenehmer Töne zu bewahren, denn bei ihm genügt oft ein mehrmaliges, ſogar in einzelnen Fällen einmaliges Anhören derſelben, um ihren dauernden Sitz in ſeinem Gedächtniß zu ſichern. Hiervon legte ein außerordentlich gelehriger Papagei meines verſtorbenen Großvaters in Hanau glänzendes Zeugniß ab. Sein Standort befand ſich in einem Zimmer, welches dem Markte unmittelbar zugekehrt war. Hier auf dem Marktplatz war der

Sammelort der Schuljugend, und die Folge davon war, daß der Papagei zuweilen in einem Tage mehr lernte, als die meisten seiner unwillkürlichen Vorschwatzer und Vorpfeifer in der Schule in einer Woche gelernt haben mögen. Wenn großer Krämer-, Gänse- oder Schweinemarkt gehalten wurde, bereicherte der Papagei sich stets an Kenntnissen und Fertigkeiten durch neue Zuthaten. Das Knallen der Peitschen, das Grunzen der Schweine, das Locken, Drohen, Fluchen und Schreien ihrer Verkäufer, das Handeln derselben mit den Käufern — das ganze Leben und Treiben schilderte dieser Papagei auf eine höchst ergötzliche Art. Weiber schrieen und boten die Gänse feil, letztere schnatterten, dann klirrten die Töpfe der Krämer und mitten im Dialecte der Bauern und Bürger klang plötzlich drastisch-komisch ein Satz in jüdischer Mundart. Sollte ich die Gaben jenes Wundervogels und seine Leistungen einigermaßen umfassend schildern, so müßte mir ein ausgedehnterer Raum zur Auskramung solcher Schätze gestattet sein. Und welches liebenswürdige Betragen zeichnete den Künstler aus! Mit unverkennbarer Liebe hing er an sämmtlichen Hausbewohnern, deren Namen er bei ihrem Anblick rief, ohne sich jemals in der Person zu täuschen oder mit der Betitelung Verwechslungen vorzunehmen. Er achtete genau auf Das, was um ihn her vorging. Sein Lehrmeister hatte seine Lehrmethode derartig gehandhabt, daß er die Sprachaufgaben in Beziehung setzte mit entsprechenden Auftritten und Erscheinungen. Dadurch wurde die Täuschung so perfect, daß man sich der Meinung nicht entschlagen konnte, die Leistungen des Vogels seien das Product eigener Gedanken und sonstiger Seelenvorgänge. Daß eine gewisse Ueberlegung, ein Verständniß innerhalb unübersteiglicher Grenzen vorhanden war, daran zweifelte kein Vorurtheilsloser. Wie wäre es denn sonst auch erklärlich, daß ein Papagei eine große Menge von Rufen, Anreden, Fragen, Wünschen und Drohungen ꝛc. in richtige Verbindung mit Vorgängen und Erscheinungen brächte? Das Gedächtniß ist es nicht allein, sondern es kommt auch das Schlußvermögen nicht unwesentlich zu Hülfe.

Die Gewohnheit beherrscht den Papagei um so mehr, je älter er wird. Mit der Trennung von den liebgewonnenen Pflegern ist oft tiefe Trauer des Vogels verbunden, die gerade dann tödtlich werden kann, wenn die geistige Befähigung eine hervorragende ist. An fremde Erscheinungen schließt sich der graue Papagei nicht leicht an. Tritt ein Fremdling in sein Zimmer, so schweigt er in der Regel hartnäckig; ist aber derselbe wieder verschwunden, so haucht er um so eifriger, gleichsam sich zu entschädigen, sein Bedürfniß in Wort und Lied aus. Gewisse Personen sind und bleiben ihm auch oft verhaßt, während andere schnell sich in seiner Gunst festzusetzen vermögen. Der Grund ist keineswegs in der Behandlung zu suchen, sondern in sympathischen oder antipathischen Gefühlen. Die Abneigung ist zuweilen selbst durch langwierige, zärtliche Behandlung nicht zu überwinden. Daß indessen eine sanfte, zärtliche Behandlung auf des Vogels Stimmung und Betragen wesentlichen Einfluß übt, lehrt die Erfahrung zur Genüge. Nie und nimmer reize, necke und erschrecke man den Papagei, sonst erzieht man ihn zu einem leidenschaftlichen, boshaften Hausgenossen, der unter Umständen einen Unvorsichtigen die Derbheit seines Schnabels empfindlich fühlen läßt.

Bei einfachem Futter hält sich der Papagei am besten. Verschiedene Sämereien bilden seine Hauptnahrung. Wiewol er sich auch an allerlei Futter gewöhnen läßt, so möchte ich doch ernstlich vor den vielen Leckerbissen warnen, welche ihm den Magen verderben, dagegen Salz auf's Wärmste

empfehlen, welches von ihm mit sichtlichem Wohlgeschmack beleckt wird. Reinlichkeit seiner Wohnung und erquickende Badeanstalt sind Grundbedingungen seiner Gesundheit.

Unter unseren einheimischen Singvögeln zeichnet sich unser Staar (Sturnus vulgaris) durch Sprechtalent in hohem Grade aus. Es versteht sich von selbst, daß sein Organ weit schwächer und unvollkommener, als dasjenige des grauen Papagei's ist; die Stimme klingt nicht so rein und deutlich, nicht so männlich und laut, vielmehr tragen seine Worte eine heisere Bekleidung und den Charakter des Bauchrednerischen, es ist als würden sie stets unter großer Anstrengung hervorgebracht. Aber trotzdem spricht der Staar immer noch vortrefflich genug, um den Hörer in Erstaunen zu versetzen und ihm Bewunderung abzunöthigen. Um ihn zu einem Meister heranzubilden, müssen strenge Regeln befolgt werden. Frühzeitig wird der junge, männliche Staar mit seinen Geschwistern dem Neste entnommen und mit ihnen mittelst frischer Ameisenpuppen oder in Ermangelung solcher mit von Milch befeuchteter Semmel aufgezogen. Sobald man sich an dem dunklern, glänzenden Gefieder von dem Geschlechte des Männchens überzeugt hat, versetzt man den Lehrling an einen stillen, abgeschiedenen Ort, wo er nichts hört, als die Worte und das Liedchen, welche ihm vorgesprochen und vorgepfiffen werden. Der Lehrer setzt sich natürlich in einige Beziehung zu seinen Schülern durch sanfte, geduldige Behandlung und spricht ihm die Worte und Sätze stets in derselben Reihenfolge ohne die geringste Unterbrechung klar und deutlich vor. Nirgends darf ihm zur Zeit, wo er mit der Wiedergabe des Gehörten beginnt, stückweise Hülfe geleistet werden, sondern nur durch Vortrag des Ganzen von Anfang bis Ende. Die Frühstunden eignen sich ganz besonders zum Lehrunterricht, überhaupt nimmt man dabei Rücksicht auf Wohlbefinden und Aufgeräumtheit des Vogels. Wenn man es mit einem recht talentvollen Staare zu thun hat, so läßt dieser nicht lange auf gute Fortschritte warten, sondern erfreut im Laufe des Winters, insbesondere gegen das Frühjahr hin seinen Herrn und Meister durch treue Wiedergabe des Vorgesprochenen, welches sich selbstverständlich in den Grenzen von Namen und kurzen Sätzen zu bewegen hat. Ich will zum Muster und Beispiel die Leistungen eines Staares mittheilen, der, von einem Mainzer Schuhmacher gelehrt, durch Kauf in die Hände meines Onkels kam und durch diesen in mein elterliches Haus versetzt wurde. Sein Lehrmeister litt am Stockschnupfen und da das Sprechen des Staares stets auf genauer Nachahmung beruht, so mußte natürlich der Lehrling dem Tone nach ebenfalls mit Stockschnupfen behaftet sein. Dieser Umstand mehrte zwar die heisere Bekleidung der Stimme, beeinträchtigte aber keineswegs die Verständlichkeit der Worte. Mit einem warnenden Pfiff begann der Staar seine Lection. Sein Lehrer hatte ihn gleichsam auf Wache gestellt, denn in herrischem, gebieterischem Ton rief er: „Halt! wer da? — Jakob hol' die Wacht! — Du Spitzbub! —" Nach dieser Wachtdienstkatastrophe übernahm unser Staar die Rolle des Hausherrn, indem er gebot, jedoch schon in milderer Weise: „Marie, koch' den Kaffee! — Gretchen, mach' die Thür zu! — Liesel, Babettchen, steh' auf!" — Nach diesen Befehlen ertönte wie aus fernem Raum die Antwort für Alle mit: „Ja!" — Nun kam eine neue Metamorphose, denn in schmeichelndem Ausdruck bat er wie ein Liebender seine Braut: „Lottchen, küß' mich!" — und hinterdrein schwatzte er so laut, wie es sicherlich kein anständiges Brautpaar thut. Gleichsam entzückt und von dem Bewußtsein der Unwiderstehlichkeit seiner Reize gehoben

und eitel gemacht, ließ er jetzt das duftendſte Eigenlob folgen: „Schön Staarchen!“ — und als wollte er ſagen, Lottchen ſei nicht die Einzige, die ihm huldige, nannte er zum Schluß noch die Namen: „Röschen!“ „Julchen!“ Zu allerletzt zeigte er ſich noch ſehr profan und leichtfertig, denn er pfiff auf dieſe Herzensergießungen den bekannten Schäferpfiff ſo laut, durchdringend und ohrzerreißend, daß wir ihn aus dem Wohnzimmer in ein entlegenes verſetzen mußten. Dort plauderte und pfiff der Verbannte, als gelte es, die Welt zu verdienen; aber wirklich, wir waren ſeiner eine Zeit lang müde geworden. Erſt als er eines Tages das ſchlecht ſchließende Thürchen ſeines Käfigs mit dem Schnabel geöffnet und durch das Fenſter in das Freie entwiſcht war, fühlten wir wieder, welch' einen köſtlichen Schatz wir beſeſſen und nun verloren hatten. Es half kein Suchen, Forſchen und Allarmſchlagen, wie ſehr auch die Nachbarn, ja Alle, die je den Staar kennen gelernt hatten, ſuchen halfen. Der herrliche Vogel blieb verloren. Ein alter pfiffiger Landmann erzählte uns Pfarrersbuben zwar, er habe den Staar mit mehreren wilden Brüdern und Schweſtern eines Morgens auf dem Dachfenſter ſeines Hauſes ſprechend wahrgenommen und die fremde Geſellſchaft habe dem Redner ſtaunenerregt zugehört, die Wilden hätten mit offenen Schnäbeln wie verſteinert dageſeſſen; aber der Schalk blickte dem launigen Alten zu ſehr aus den Augen, als daß wir ſeiner Erzählung hätten Glauben beimeſſen dürfen.

Der Staar benimmt ſich im Käfige recht artig. Seine Geſundheit vorausgeſetzt, iſt er ſtets munter und unterhaltend. Leicht erregbar, will er jedoch vor Aergerniß und Schrecken bewahrt ſein. Man giebt ihm einen Käfig, der die Größe eines Droſſelkäfigs und auch deſſen Einrichtung hat. Zum Baden zeigt ſich der Staar ſehr geneigt, weshalb ihm ein umfangreiches, flaches Gefäß mit friſchem, reinem Waſſer außer dem Trinkwaſſer täglich womöglich um die Mittagsſtunde vorgeſetzt werden muß. Wir erlebten mit unſerm Staar die poſſirlichſten Scenen, wenn Einer von uns die ausgebreitete Hand über das Badeſchüſſelchen deckte. Wüthend hieb der Staar mit dem Schnabel auf die Hand los, um an das Waſſer zu gelangen. Vor ſolchen Aufregungen warne ich aber nachdrücklich, denn ſie ſind Quälereien und können dem Vogel den größten Schaden zufügen.

Das beſte Futter, welches man dem Staar reicht, iſt das gewöhnliche Nachtigallenfutter, welches aus geriebenen Möhren, Ameiſenpuppen und klein gehacktem, abgekochtem Rinderherz beſteht, und dem man noch geriebene, trockene Semmel beimengt. Zuweilen reicht man ihm Mehlwürmer, dann und wann wol auch einmal einen Regenwurm, eine Schnecke, ein Inſect oder einige Stückchen rohen Fleiſches, Obſt und Hollunderbeeren. Bei gewiſſenhafter Wartung und Behandlung dauert dieſer Vogel zwanzig Jahre aus.

Es bleibt mir nun noch übrig, die Eigenſchaften des aufgezogenen, in der Gefangenſchaft lebenden Kolkraben (Corax nobilis), des Repräſentanten aller Raben, zu ſchildern. Meine verehrten Leſer würden ſehr irren, wenn ſie annehmen wollten, es ſei eine geringe Mühe, dieſen Vogel zum Nachſprechen von vielen Worten und kleinen Sätzchen anzuleiten. Die Belehrung dieſes Vogels erfordert vielmehr Geduld und Ausdauer, wie überhaupt das Unterrichten der befiederten Hausbewohner, und wenn Vorzügliches gefordert werden ſoll, ſo muß mit den Leiſtungen auch die Mühewaltung im Verhältniß ſtehen. Zwar läßt man den aufgezogenen Kolkraben mit beſchnittenem Flügel frei in einem abgeſonderten Hofraum umherſpazieren, aber der Unterricht bedingt doch immer eine ganz ſpecielle und hingebende Beſchäftigung

mit ihm. Regelmäßig erhält der aufmerksame, intelligente Kolkrabe täglich mehrmals die Lection, so daß er seinen Pfleger und Meister kennen und lieben lernt und um so begieriger aufhorcht, wenn dessen Stimme ertönt. Vor Allem sind es Namen, kurze, bezeichnende Rufe, die man ihn lehrt. Schreitet man zu Sätzen, so wähle man ganz einfache und klangvolle, also solche, die sich durch Reichthum der Vocale auszeichnen. Nebenher ahmt der Kolkrabe zufällig wahrgenommene, auffallende Töne von Menschen und Thieren nach, vorzüglich solche, die ihm häufig zu Ohr dringen. Meine Tante, die Frau Hofkammerrath Schüler in Höchst a. M. besaß zu Lebzeiten meines Onkels einen Kolkraben, der im dortigen Schloßhof einen eingefriedigten Raum bewohnte und diesen letztern mit Eifersucht gegen das überfliegende und eindringende Hühnervolk vertheidigte, wobei unter der Wucht seiner Schnabelhiebe manches Federbündel und Hautfetzen der gackernd davoneilenden Hühner sich löste. Die Namen meiner Vettern: Karl, Wilhelm, Adolf, Gustav rief er laut und deutlich. Dieb, Spitzbub und andere Schimpf- und Tadelworte sprach er nicht minder deutlich aus, ebenso die verschiedenen Tagesgrüße. Ein alter, halbblinder Recepturdiener, der täglich räuspernd, spuckend, seufzend und klagend die hohe, steinerne Treppe zum Büreau meines Onkels hinaufstieg, hörte eines Morgens in seiner Nähe eine Stimme alle seine eigenthümlichen Aeußerungen nachahmen. Er blieb, um Forschungen anzustellen, auf einer Stufe der Treppe stehen und vernahm nun deutlich das Räuspern, Spucken, Seufzen und Klagen. Nun begann eine Scene, die eben so rührend als komisch war. Der Alte hielt dem vermeintlichen menschlichen Spötter, unter dem er einen der muthwilligen Buben des Schlosses vermuthete, eine sehr ernste Standrede, wies auf seine Gebrechlichkeit, sein hohes Alter, sein graues Haupt, seine Verdienste um die herzogliche Receptur hin und drohte, dem Herrn Hofkammerrath, der mit seiner soldatischen Haltung, die ihm als einstigem Major und Kämpfer in der Schlacht bei Waterloo wol anstand, der Schreck der bösen Buben war, den Vorfall zu berichten. Unterdessen spottete der Rabe unaufhörlich fort, so daß der gekränkte Mann mit Thränen in den Augen vor seinen theilnehmend um die Ursache der Betrübniß fragenden Herrn trat und das Ereigniß berichtete. Da klärte sich denn für den Alten die Sache auf, und ob es ihm gleich nicht angenehm war, auch nur von einem Vogel verspottet zu werden, so machte er doch fernerhin eine gute oder doch wenigstens geduldige Miene zum bösen Spiel.

Die Schlauheit und List, welche der wilde Kolkrabe bei seinen Räubereien bekundet, verleugnet sich nicht im Gefangenleben des aufgezogenen. Scheinbar gleichgiltig sitzt er da, als ob er an den Vorgängen um sich her nicht den geringsten Antheil nähme. Neben ihm steht sein Freßnapf. Diebisch nahen sich mehrere Sperlinge dem Futter, und erst wenn einer derselben ihm als Opfer eines rasch ausgeführten Schnabelhiebes sicher dünkt, fährt er plötzlich los. Ebenso schlau bemächtigt er sich der Mäuse, die er alsbald verzehrt. Junge Hühnchen und Entchen hält man fern vom Bereich seiner mörderischen Anfälle. Selbst wenn der Kolkrabe noch so zahm und harmlos unter dem Federvieh des Hofes wandelt, so ist man doch nicht sicher, daß nicht in unbewachten Augenblicken die Mordlust sich in ihm regt, und die Schwachen, Hülflosen in seiner Nähe in große Gefahr kommen. Seine Vorliebe für glänzende Dinge, namentlich für Ringe und andere Schmucksachen empfehlen eine große Vorsicht der Hausbewohner, bezüglich der Aufbewahrung dieser Werthgegenstände. Diese Eigenschaft theilt der Kolkrabe mit der

Elster und dem Häher, welche ebenfalls im Stande sind, Worte nachzusprechen. Die Elster (Pica caudata) habe ich als Knabe mehrmals aufgezogen und unterrichtet, jedoch gelang mir es nur mit zwei sehr begabten Männchen, sie zum ziemlich deutlichen Aussprechen mehrerer ein- und zweisilbiger Namen fähig zu machen. Dieser Vogel ist leichtfertigen Charakters und neigt sehr zur Zerstreuung hin. Deshalb wählt man am besten diejenigen Augenblicke zum Unterrichten, in welchen die Elster gesättigt ist und der Ruhe pflegt. Auf gewisse gewohnte Lockrufe kommt die junge Elster herangeflogen und setzt sich in die Nähe oder gar auf die Hand ihres Lehrmeisters, des Leckerbissens gewärtig, den sie unvergeßlicher Erfahrung nach zu empfangen hat. Ueberhaupt läßt sie sich leicht zähmen und läuft dann ihrem Herrn auf Weg und Steg nach wie ein treuer Hund. Unterhaltend ist ihr trippelnder Gang, ihr kluges verstohlenes Auge, ihr tändelndes Spiel, ihre täuschende Verstellungskunst. Während sie im Sonnenschein kleine Steinchen mit dem Schnabel hin und her trägt oder da- und dorthin schleudert, übt sie ihre Lection wie ein vor sich hinmurmelndes spielendes Kind ein. Ein rauhes Zwitschern begleitete die nach und nach deutlicher sich erhebenden Worte. Endlich werden diese vernehmbar und abgebrochen vorgetragen. Meine Elstern sprachen die Worte: „Jakob, Haha, Räuber, Lullu, o weh! Halt!" recht gut aus. Ihre Anhänglichkeit an mich war außerordentlich, sie begleiteten mich oft bis zur Schule. Stets mußte ich jedoch vor ihrer Lüsternheit nach glänzenden Werthgegenständen auf der Hut sein. Meine Schwester vermißte eines Tages ihren Ring. Der Verdacht fiel der Erfahrung gemäß sogleich auf meine Elster. Aber vergeblich blieb tagelang mein Suchen. Nun kam ich auf den Gedanken, der Elster einen werthlosen metallenen Ring als verlockenden Gegenstand hinzulegen, vermuthend, sie werde denselben an derselben Stelle verbergen, wo der goldene Ring versteckt war. Gut gedeckt, beobachtete ich den Vogel, der mit großer Aufmerksamkeit die Umgebung ausforschte, um sicher zu sein, daß er nicht beobachtet werde. Rasch nahm er plötzlich den Ring in den Schnabel und flog einem Steinschutthaufen zu, wo er ihn versteckte. Ich hatte richtig vermuthet, der Ring meiner Schwester lag neben dem metallenen und noch anderen glänzenden Dingen, gut unter Ziegelsteinen vergraben.

Der Häher (Corvus glandarius) steht in Bezug auf Sprachtalent noch unter der Elster, deshalb muß der ganze Unterricht sich auf wenige kurze Rufe und Worte beschränken. Sein Organ ist heiser und schwach. Leichter als Worte lernt er die verschiedenen Töne aus dem Hühnerhof nachahmen, z. B. das Krähen eines Hahnes und das Gackern des Berghuhns. Schon das schöne Gefieder, welches hauptsächlich durch die blauen Federchen auf den Flügeln sich auszeichnet, macht ihn als Hausgenosse empfehlenswerth. Nicht minder erfreut sein munteres, zutrauliches und unterhaltendes Wesen. An das Aus- und Einfliegen ist er mit geringer Mühe zu gewöhnen, ebenso an das Erscheinen auf Commando nach einem Pfiff oder Ruf. Doch auch seine Sippschaft betreibt das Diebshandwerk mit besonderer Vorliebe, ungeachtet man nach seinem vornehmen Kleide, welches ihm den Namen Herrnvogel erworben hat, von ihm solche verbrecherische Thaten nicht erwarten sollte. Ein Beweis, daß auch unter den Vögeln gleich den menschlichen Verhältnissen der Teufel über das Seidengewand eben so gut verfügt wie über das gemeine Lumpenkleid.

Arrohmche Nachtigall.

Erzählung von **M. Goldschmidt** in Kopenhagen.

Dieſes iſt der Bericht über einen ältlichen Juden, der ſich aus Liebe erhenkte, aber herabgeſchnitten wurde und dennoch hängen blieb. Man hat es für richtig erachtet, ein ſolches Ereigniß mit allen Nebenumſtänden mitzutheilen, und daher mit dem Anfang, das heißt mit Leißer Suß, anzufangen.

Jetzt ſind es wahrſcheinlich nur noch Wenige, die ſich des Leißer Suß erinnern, theils weil er ſchon lange todt iſt, theils weil er im bürgerlichen Leben nicht unter dem Namen Suß bekannt war, ſondern Lazarus — eine Ueberſetzung von Leißer — genannt wurde. Den Beinamen Suß hatte er entweder geerbt oder durch Zufall bekommen; denn er bedeutet „Pferd", und dumm wie ein Pferd war er keineswegs. Er genoß in gewiſſer Beziehung die Achtung der Gemeinde, denn er war ſehr fromm, das heißt, er beobachtete genau alle Ceremonien, und man hatte ihm daher, als er arm wurde, das Amt eines Schauchet — das heißt eines Schlächters und Verhändlers von Fleiſch, das von der Gemeinde genoſſen werden durfte — übertragen.

Uebrigens iſt wenig von ihm zu ſagen. Er ging ſtill und unbemerkt aus der Welt, hinterließ aber eine Wittwe mit ſechs Kindern, die Schreiber dieſer Zeilen, wenn auch nicht berühmt, doch ſtadtkundig zu machen ſich anſchickt. Es waren eine Tochter und fünf Söhne, und er hatte für die Söhne alle geſorgt, nämlich ſie bis zum dreizehnten Jahre nach dem Geſetz erzogen und dann ausgeſchickt, ſich ſelbſt zu ernähren, den Aelteſten zu einem Krämer in Altona, die Anderen zu Krämern in dieſer Stadt.

Jahre vergingen und die Familie lebte glücklich nach der lateiniſchen Regel: „Bene vixit, qui bene latuit", ſchön lebt, wer unbemerkt lebt. Die Mutter ward alt, gegen Sechzig, ohne jedoch von ihrer Rüſtigkeit viel einzubüßen; die Tochter, Gitte, nahte ſich den Vierzigen, noch ledig, entweder weil ſie unvermögend und nur die Tochter eines Schauchet — Mängel, die ihre hübſchen, braunen Augen nicht hatten erſetzen können — oder weil ſie „nicht wirkſam genug für ihr eigenes Glück" war. Es gab wol mehrere Gründe, und zuſammen wurden ſie Gottes Wille genannt. Die Brüder ſuchten ihr darüber hinwegzuhelfen mit ſtiller Freundlichkeit, bisweilen mit Scherz, öfter mit Geſchenken. Durch ihren Fleiß und ihre Sparſamkeit konnten ſie von ihrem ſteigenden Lohn oder Einkommen einen ſteigenden Beitrag zum Unterhalt der Mutter und Schweſter hergeben. Alle Vier, die hier in der Stadt geblieben, fanden ſich bei der Mutter am Freitag Abend ſo ſicher und regelmäßig ein, als dieſe die Sabbathlichter anzündete und ſegnete.

Mit Ausnahme des langsam, sachte steigenden Wohlstandes war seit des Vaters Tod keine Neuerung eingetreten, die Thatsache ausgenommen, daß die Familie eine kleine Aenderung ihres Namens vorgenommen hatte, und die Veranlassung dazu war aus Altona gekommen. Der älteste Sohn, Michael, der, wie schon gesagt, dort untergebracht war, sollte als Associé in das „Haus" — es war ein Herrenequipirungsladen — aufgenommen werden, und eines Tages sagte der Chef des Hauses, der auch Lazarus hieß, zu ihm: „Du heiß'st Lazarus. Nun, 's ist ein guter Name — ich werde gewiß Nichts dawider sagen. Aber man kann auch vom Guten zu viel bekommen! Lazarus & Lazarus — sag', was Du willst, es nimmt sich auf einem Schild nicht aus."

„Aber Lazarus & Co.", antwortete bescheiden der werdende Associé.

„Lazarus & Co. Und wenn man dann fragt: Wer ist Co.? — Lazarus! — Wende und drehe es, wie Du willst: Lazarus & Lazarus!"

„Aber —", sagte Michael und wagte nicht, den Satz zu vollenden: „Kann ich denn nicht Associé werden?"

Nach einer kleinen Pause fuhr der Chef fort: „Sag' 'mal, hatte Dein Vater nicht noch einen andern Namen, als Leißer?"

Michael ward roth und antwortete nicht.

„Nun, es ist ja unter uns, und es soll Deinen seligen Vater in seinem Grab nicht stören; aber wurde er nicht zuweilen Leißer Suß genannt?"

„Es ist wol möglich", antwortete Michael.

„Nun, da haben wir es ja! Wer sagt, Du sollst an jedem Buchstaben in Deines Vaters Namen festhalten, zudem er ihn nie mit seinem guten Willen trug? Wir setzen ein a für das u. Saß ist ein guter Name. Lazarus und Saß — das läßt sich hören!"

Dabei blieb's, und weil Michael, jetzt das Haupt der Familie, sich Saß nannte, folgten die Brüder und zuletzt die Mutter seinem Beispiel. Sie suchten und erhielten ministerielle oder königliche Sanction und wagten sich, erst schüchtern, dann dreister und dreister, als Sasse vor die Welt. Sie hatten in der Gemeinde nicht laut gesprochen, drum sprach man auch von ihnen nicht laut, und wurde in einer Ecke ein wenig gespöttelt, verhallte es bald — immer nach der Regel: Bene vixit, qui bene latuit.

Der Einzige, der diese Namensänderung allen Ernstes nicht leiden mochte, war Avrohmche Nachtigall. Er war von seiner frühesten Jugend her gewohnt, in die Familie zu kommen; am Freitag Abend war er ein so sicherer Gast, als einer der Söhne; er hatte sie alle aufwachsen sehen — er war acht Jahre älter als der älteste Sohn — er hatte mit ihnen gespielt, Freuden und Leiden mit ihnen getheilt. Es war einmal die Rede davon gewesen, daß er Gitte heirathen sollte; es war aber vorübergegangen, ohne irgend eine Störung zu hinterlassen. Jetzt, als der neue Name, von etlichen neuen Möbeln und wie von einem gewissen „Air", einer größern Prätension, begleitet, seinen Einzug hielt, war es

ihm, als glitte er auf die Seite, als ſtiege er eine Stufe hinab, als fiele ſeine unbedeutende oder niedrige Lebensſtellung mehr in die Augen, als früher. Er konnte der Empfindung keinen rechten Ausdruck geben; es war nur ein unbeſtimmtes, wehevolles Gefühl, das im einen Augenblick ſein Herz ergriff, im nächſten verſchwunden war; es war ihm aber genug, um gegen den neuen Namen Saß einen Groll zu hegen.

„Welche war denn ſeine Lebensſtellung?“ wird man fragen. Es ſei erlaubt, nicht mit der Thür in's Haus zu fallen, ſondern den Leſer auf glimpfliche Art vorzubereiten.

Er war der Sohn eines Mannes, der in der Gemeinde Reb Schaie, mit dem Beinamen Pollock, hieß, einer der Letzten, die hier Kaftan und Pelzmütze trugen. Während aber Reb Schaie im Aeußern einem verlaufenen „Pollacken“ glich, war er ein wirkſamer und verſtändiger Mann in der menſchlichen Geſellſchaft und trieb ein nicht unbedeutendes Fell- und Pelzwaarengeſchäft. Er führte Bücher — eine Seltenheit in der damaligen jüdiſchen Handelswelt — und war überhaupt ein äußerſt genauer, ernſthafter, ſtrenger Mann. Der Sohn ſollte ſelbſtverſtändlich in ſein Geſchäft treten; aber bei dem Abraham (hebr. Avrohom, Diminutiv: Avrohmche) zeigte ſich eine immer ſteigende Leidenſchaft für Muſik und Geſang. Nicht genug, daß er ſo oft als möglich in's Theater gehen und Muſik hören wollte, es entſchlüpften ihm auch Aeußerungen, die darauf hindeuteten, daß er wünſchte, ja begeiſterungsvoll hoffte, einſt auf die Bretter ſelbſt zu treten. Eine Zeit lang behandelte der Vater dieſes als eine Kinderei, eine närriſche Grille, die ihm im Geſchäft vergehen würde, ja, ganz gegen ſeine Gewohnheit konnte er mit der Sache ſcherzen und ſagte bisweilen; „Avrohmche wird noch Chaſan (Vorſänger in der Synagoge).“

Allein eines Abends, als der Zufall ihn in das Dachſtübchen ſeines Sohnes führte, überraſchte er Avrohmche in Tricots, mit Barett auf dem Kopfe, eine Bravour-Arie ausführend, vom alten Muſiklehrer Leibche Schwein, auch Schwan-Levin genannt, accompagnirt. Reb Schaie jagte Leibche Schwein die Treppen hinab und ſagte zum Sohne: „In geſtrickten Unterhoſen und mit Federhut! Warum nicht gar mit dem Großkreuz des Elephanten- und Schwanenordens! Na! Den Meſchuggas*) ſollen meine Augen ſchauen! Weißt Du ſelbſt, wie toll Du biſt? Ich ſage Dir nur ein Wort; höre mich: Die Dich im Theater nicht Deiner langen Naſe und Deines ſchiefen Mundes wegen ausziſchen werden, weswegen werden Die Dich ausziſchen? Weißt Du es?“ — „Nein, Ette.“ — „Wegen Deiner ſchiefen Bein'!“

Dieſe grauſamen, aber nicht ganz ungerechten Worte zerſchlugen in Avrohmche's Innerem ein Ideal, eine Hoffnung, ein Lebensziel. Er war erſt neunzehn Jahre, aber von dieſem Augenblick an nicht mehr jung. Er betrug ſich nicht wie ein Verzweifelter, beklagte ſich vor Niemandem; indem eine Sprungfeder in ihm geborſten war, ſchien auch die Erinne-

*) Thorheit, Tollheit.

rung vom einstigen Dasein einer solchen Feder in ihm vertilgt; damit war aber Etwas vom Leben selbst erloschen. Eine tiefe, stille Leidenschaft blieb ihm: die Sehnsucht nach Musik, und weil der Vater, damit er keinen Musiklehrer halte, sein Taschengeld einzog oder auf's Aeußerste abknappte, verfiel Avrohmche auf den Gedanken, eine ganze Loge zu miethen und die Billette einzeln zu verkaufen, damit er einen Freiplatz habe. Während einiger Zeit ging es gut; gleich wie aber die Pflanze, um zu gedeihen und Blüthe und Frucht anzusetzen, eine gewisse Summe von Wärme nöthig hat, bedarf auch ein jedes Geschäft, wie bescheiden es auch sein mag, auf die Länge einer gewissen Summe von Zeit und Sorgfalt. Alle Billette zu einer Loge gehen nicht immer ab wie warme Semmeln; man muß emsig und gewandt sein, es sind auch auf diesem Felde Chancen, Conjuncturen und Concurrenten, und Avrohmche war oft auf's Peinlichste zwischen den Pflichten, die er seines Vaters Waaren, und denen, die er seiner Loge schuldig war, getheilt. Die Folge davon war, daß er nach keiner Seite hin genügen konnte. Ohne die wahre Ursache zu kennen, fand der Vater immer mehr Veranlassung zu Aerger und Verdruß, und zuletzt kam Alles an den Tag: Avrohmche hatte Schulden zu einem höhern Betrag gemacht, als ein abendlicher Platz hätte kosten können, und die Creditoren wandten sich an den Vater, um befriedigt zu werden.

Reb Schaie zahlte, händigte dem Avrohmche eine kleine Summe Geldes ein und sagte in gedämpftem Ton, in Hebräisch, dessen geheimnißvoller Klang den Worten etwas besonders Düsteres verlieh: „Geh' aus meinem Haus! Um des Theaters willen wirst Du Dich noch nach einem Nagel umschauen, um Dich zu erhenken! Du bist unnütz und unbrauchbar auf dieser Erde! Geh!"

Um diese Zeit war es, daß sich Leißer Suß und seine Frau als Avrohmche's treueste, vielleicht einzige Freunde bewährten. Leißer Suß unterfing sich sogar eines Ungewöhnlichen: er ging schnurstracks zu Reb Schaie, um ihm seine Härte gegen den Sohn vor Augen zu halten und eine Aussöhnung zu vermitteln, kehrte aber verschnupft nach Haus zurück und sprach nie von Dem, was ihm widerfahren war. Zu Avrohmche aber sagte er: „Du sollst doch, so lange ich und meine Frau ein Stückchen Fleisch im Hause haben, keine Noth leiden." Er und seine Frau halfen jetzt auch nach bester Einsicht dem Avrohmche, einen Lebensplan zu entwerfen, einen Beruf zu erwählen. Weil keine Hoffnung da war, daß er seiner Leidenschaft würde entsagen können, ward es für richtig erachtet, daß er sich ganz dem Theater, nicht der Bühne, sondern einer oder mehreren Logen und einer gewissen Strecke des Theaterplatzes widmen sollte — kurz und gut: er ward Billethändler.

Jetzt ist es gesagt und nach einer Einleitung nimmt es sich nicht so schlimm aus und wird hoffentlich die Theilnahme der Leser für Avrohmche Nachtigall nicht verringern. Beinahe vergaß ich: Woher kam der Name Nachtigall? — Von seinem verunglückten Gesang. Die Juden haben ein großes Talent dafür, solche Spitznamen aufzufinden. Als

Madame Suß den Namen zum erſten Mal hörte, war ſie darüber entzückt, bei Weitem nicht aus Bosheit, ſondern weil ſie eine geſunde, derbe Frau war, die die Mängel eines Freundes ſehen konnte, ohne die Freundſchaft aufzugeben. Sie ſagte: „Sehr gut! Wahrhaftig! Warum iſt er eine Nachtigall? Weil die Nachtigall nur ſingt, und das kann er auch nicht!“

Leißer Suß ſtarb und einige Zeit darauf auch Reb Schaie, dem Sohn ein kleines Vermögen hinterlaſſend. Es war viel kleiner, als man erwartet hatte, immer aber noch groß genug, um ihm, der vom Daſein ſo wenig forderte, zu erlauben, ſich aus dem öffentlichen Leben zurückzuziehen und von ſeinen Zinſen zu leben. Die Kunſt aber hat, ſelbſt in ihrem äußerſten Vorhof, einen Reiz, dem ſich Diejenigen, die ihn einmal geſpürt, ſchwerlich zu entziehen vermögen. Auch das Logenſpiel führt Gemüthsbewegung und Aufregung mit ſich, es giebt Triumphe, die, obgleich klein, doch dem Herzen wohl thun; es giebt Abende, wo man eine gewiſſe Bedeutung erlangt — am Leben, das darinnen pulſirt, Antheil hat, — von der Flamme, die darinnen lodert, einen Widerſchein wirft. Es mag dem Helden, der auf dem Schlachtfeld ein feindliches Regiment umzingelt und zum Waffenſtrecken zwingt, vor Stolz das Herz im Buſen laut klopfen; aber dem Billethändler, wenn er vor einem „großen“ Abend ſeine Dispoſitionen gut getroffen hat und wenn nach Eröffnung der Kaſſe das verlangende, getäuſchte Publicum in ſeine Arme geworfen, ſich ihm auf Gnade und Ungnade ergeben muß, ſchlägt auch das Herz mit einer gewiſſen Befriedigung. Immerhin mag das Geſchäft ſeine Täuſchungen bringen, und hätte man einen Sohn, man möchte ihn nicht dazu erziehen; aber man iſt nun 'mal darin und kann ſich der Gewohnheit nicht entſchlagen. Und der Zutritt zu allem Andern iſt verſchloſſen, oder man hat weder Begehr noch Kraft, ſich eine andere Bahn zu öffnen. So blieb Avrohmche Nachtigall Billethändler.

Ein Augenblick war da geweſen, wo er vielleicht ſeine Beſchäftigung hätte aufgeben können, nämlich kurz nach ſeines Vaters Tode, als er, zum Dank für alle erwieſene Güte, Gitte einen Gatten verſchaffen wollte und ihr daher ſeine Hand und ſeine Erbſchaft anbot. Aber Gitte war nicht geneigt und ihre Mutter wollte ſie nicht zwingen, ſie ſpähte vielleicht noch hoffnungsvoll anderswohin. Antrag und Korb wurden in aller Friedlichkeit ausgewechſelt, und Avrohmche's Verhältniß zum Hauſe blieb daſſelbe.

Er wohnte im dritten Stock in einem Hintergebäude bei einem Tiſchler, oder eigentlich nicht bei dem Tiſchler ſelbſt, ſondern in einem Zimmer, das an die Werkſtatte ſtieß, und daher hatten ſeine Kleider immer einen kleinen Geruch oder Duft von Hobelſpänen, weshalb ſeine Rivalen am Theater ſeine Loge den „Sarg“ nannten. Er rächte ſich bei paſſenden Gelegenheiten nicht ohne Witz und Malice, zog es indeß vor, ſeine treffenden Bemerkungen ſtill vor ſich hin zu murmeln; es genügte ihm ſein Bewußtſein, daß er mit gleicher Münze zahlen konnte, und

außerdem fühlte er sich, als frommer Jude und als Derjenige, der nicht aus Wahl Billethändler geworden war, über die kleinen Neckereien und über sein Geschäft selbst erhaben.

Wer ihm zu dieser Zeit — in seinem acht- oder neunundvierzigsten Lebensjahre — auf der Straße begegnet wäre: in langem Rock, etwas vornüber gebeugt, die Hände über einander in den Rockärmeln, blaß, mit einem schwachen, stillstehenden Lächeln, mit einer kleinen Bewegung des Kopfes, als ob er immerwährend und verstohlen Tact schlüge, und mit einem Zwinkern der Augen und Augenlider im selben Tact — der würde von ihm den Eindruck eines Menschen empfangen haben, dessen Geschick abgeschlossen war, und der still und friedlich seinem Grabe zutrippelt.

Weit gefehlt! Die Sturm- und Drangperiode in Avrohmche's Leben war erst im Anzug, und sie wurde von einem einzigen unvorsichtigen Wort oder durch unvorsichtigen Gebrauch eines einzigen Wortes heraufbeschworen.

Eines Abends, als er seinen gewohnten Besuch bei Madame Saß abstattete, war ein neues Dienstmädchen eingetreten, und indem Avrohmche die neue Gestalt, die ihm die Thür öffnete, sah, begriff er geschwind, was vorgefallen war, und kam eben so geschwind, wegen seines alten Grolles gegen den neuen Namen Saß, auf den maliciösen Einfall, zu fragen: „Ist Madame Suß zu Hause?" Es entfiel, es entschlüpfte ihm. Er wollte eigentlich gar nicht dem neuen Dienstmädchen erzählen, daß ihre Herrschaft von Rechtswegen Suß heißen sollte; er wünschte vielleicht, daß sie seine Frage nicht recht hören möchte, und dennoch verlangte ihn im dämonischen Augenblick nach einem Vertrauten, wie dem Barbier des Königs Midas, der ein Loch im Felde grub und diesem verrieth, sein Herr und König habe Eselsohren. Es war ihm eine Befriedigung, es that ihm wohl, das Wort heraus zu haben; aber schon im nächsten Augenblick, als das Mädchen ruhig und höflich die Antwort gab: „Ja, Madame Saß ist zu Hause", gereute es ihn, theils weil er die Antwort als einen wolverdienten Verweis hinnahm, theils weil er von dem Gedanken ergriffen wurde, das Mädchen möchte es seiner Herrschaft wiedersagen. Was sollte er thun? Sie bitten, ja nichts zu verrathen, mochte Schlimmes ärger machen, und es blieb ihm außerdem keine Zeit, denn schon hatte ihm das Mädchen die Thür zur Wohnstube geöffnet. Den ganzen Abend und die folgenden Tage war er unglücklich. Er sagte bei sich selbst: „Wenn ich das nächste Mal komme, dann weiß ich, wie man mich tractiren wird. Madame Saß wird thun, als sehe sie mich nicht, und nieße ich, wird sie überrascht sein und rufen: Wer ist da? Ach, der Pollack — denn Avrohmche sagt sie nicht. Und wenn sie später am Abend eine Apfelsine vorschneidet, läßt sie die Stückchen auf der Seite herumgehen, wo ich nicht bin, und dann bleibt keines für mich. Was schiert mich die Apfelsine? Aber es ist die Miene! Es ist ihr Gesicht! Es schnürt mir das Herz im Leibe zusammen. So hält sie mich acht, vierzehn Tage, bis ein gutes Stück kommt und ich ihr ein Billet bringe.

Arrahmche Nachtigall.

„Keine Ursache", sagte Arrahmche „Sie sind ein gutes Mädchen." (Seite 169.)

Und dann ſagt ſie: Na, laß Madame Suß auch wieder 'mal in die Komödie gehen! — und ſie wirft mir zwei Augen zu, zwei Nadeln in's Herz. Das hab' ich von meinem verfluchten Mund!"

Er wagte es nicht hinzugehen und auch nicht wegzubleiben, und endlich mußte er daran. Er wurde in der gewohnten, gleichgiltigen Weiſe empfangen, und er glaubte erſt, es ſei die Stille vor dem Sturm, man habe ſich ſorgfältig vorbereitet, damit der Blitz deſto mehr überraſchend und zerſchmetternd auf ihn herabfahre. Es wurde ihm jedoch nach einer Weile klar, daß der Barometer zuverläſſig auf gutes Wetter ſtand, und er fühlte eine große Erleichterung und Dankbarkeit, Dankbarkeit gegen den Himmel und gegen das Mädchen, das ſeine unglückliche Aeußerung verſchwiegen hatte. An einem der nächſten Abende machte er ſich bei der Familie Etwas zu thun und brachte dem Mädchen als Geſchenk einen Zweigroſchen-Weihnachtskuchen. Damals waren wahrſcheinlich die Dienſtmädchen wie die Weihnachtskuchen beſſer als jetzt, denn das Mädchen empfing den Kuchen mit vielem Dank, und als ſie ihm die Treppen hinableuchtete und die Hausthür öffnete, dankte ſie noch einmal.

„Keine Urſache", ſagte Avrohmche, „Sie ſind ein gutes Mädchen. Ich ſage Ihnen nicht, warum Sie ein gutes Mädchen ſind. Sie ſind ein gutes Mädchen. Wie heißen Sie?"

„Emilie."

„Emilie. Ein guter Name. Wie alt ſind Sie?"

„Neunzehn Jahre."

„Neunzehn Jahre", ſagte Avrohmche und ſchaute zum erſten Mal aufmerkſam in das jugendliche, friſche Geſicht. Er hub in naiver Befriedigung wieder an: „Sie ſehen auch wie ein gutes Mädchen aus. Wahrhaftig! Woher ſind Sie? Sind Sie von hier?"

„Nein, ich bin aus Nakſkov."

„Aus Nakſkov? Was war Ihr Vater?"

„Er iſt Fellbereiter."

„Er lebt noch? Warum blieben Sie nicht bei ihm zu Hauſe?"

„Er heirathete wieder, und meine Stiefmutter meinte, ich ſei zu alt, um zu Hauſe zu bleiben."

„Armes Kind! — Sie ſind ein gutes Mädchen. — Fahren Sie fort, ein gutes Mädchen zu ſein!"

„Das werde ich gewiß", antwortete ſie. Ob Beide bei dem Worte daſſelbe verſtanden, iſt unſicher; Avrohmche wollte ſagen, daß ſie von ſeinem unglücklichen „Suß" fortwährend ſchweigen ſolle.

Dieſen Abend und die folgenden Tage war es Avrohmche, ohne daß er ſich die Urſache klar machen konnte, zu Muthe, als ob er etwas Ungewöhnliches erlebt hätte. Freilich konnte er ſich ſagen, daß er von einer großen Angſt und Gefahr befreit worden war; aber dieſes war der einzige Grund nicht. Wie unbedeutend auch ſein Geſpräch mit dem Mädchen geweſen, war es doch etwas ganz Neues in ſeinem Leben. Wann ſprach er mit irgend einer Seele, ausgenommen von Billetten

Digitized by Google

oder von den trägen Kleinigkeiten, die den Gegenstand der Unterhaltung bei Madame Saß bildeten? Wann that er mit Interesse eine Frage, und wann brachte ihm die Antwort etwas so mild Anregendes wie von diesem Mädchen, das kraft der Jugend froh und erfreuend war? Es kommt im Leben eines jeden Menschen eine Zeit, wo die Jugend auf ihn mit einer Gewalt wirkt, von der er in seiner eigenen Jugend keine Ahnung hatte; aber auf Avrohmche wirkte diese Gewalt um so viel stärker, als es ihm ganz neu und fremd war, daß Jemand zu ihm mit so viel Wohlwollen sprach und zugleich so hübsch war. Es leuchtete im Gemüth des alternden Mannes, als ob er auf wunderbare Weise eine Schwester gefunden hätte, die er nicht anerkennen dürfe — und auch nicht anerkennen wolle, denn es war seinen Gedanken unendlich fern, daß zwischen ihm und einem christlichen Dienstmädchen oder einer Christin irgend ein Verhältniß, geschweige ein herzliches, stattfinden könne.

Und dennoch war es ihm jedes Mal eine neue Erquickung, wenn sie ihm die Treppen hinableuchtete und er mit ihr ein Gespräch führen konnte, das beinahe in eben denselben Worten als am ersten Abend bestand. Denn ihm, der nur ihre Stimme hören und ab und zu einen Blick in ihr frisches Antlitz werfen wollte, war es gleichgiltig, wonach er frug und was sie antwortete, und er wußte es selbst nicht, daß er sich bei immerwährender Wiederholung des Einen und Selbigen lächerlich machte. „Sie sind aus Nakskov?“ — „Ja.“ — „Und Ihr Vater ist Fellbereiter?“ — „Ja.“ — „Und Sie haben eine Stiefmutter, die Sie nicht im Hause lassen will?“ — „Ja.“ — „Sie sind ein gutes Mädchen. Gute Nacht!“ — Und wenn sie dann mit klarer, lachender Stimme „Gute Nacht“ antwortete, fühlte er sich glücklich, diesen Klang mit sich nehmen zu können.

Er hatte außerhalb seines gewohnten, trockenen Lebens Etwas bekommen, woran er denken und wonach er sich sehnen konnte, und er ward jünger dabei. Er schritt weniger vornüber gebeugt einher, sah den Menschen kühner und freier in die Augen und legte eine Mürrischkeit ab, die mit den Jahren über ihn gekommen war und ihm schon Kunden entfremdet hatte. Er ließ sich einen neuen Rock machen, und obgleich ein guter, natürlicher Grund dazu war — der alte war so alt! — erregte es doch ein gewisses Aufsehen, sowol auf dem Theaterplatz als bei Madame Saß. „Was ist's mit dem Nachtigall?“ frug man. Bei jedem andern Manne, selbst einem neunzigjährigen, der sich solchermaßen verändert hätte, würde man, wenigstens im Scherz, gesagt haben: „Er wirbt, er freit“; aber Avrohmche gegenüber kam der Gedanke Niemandem, selbst nicht einmal im Scherz, obgleich es Ernst war, während Avrohmche selbst keine Ahnung davon hatte. Er fühlte nur zum ersten Male Freude am Leben, zum ersten Male seit seiner frühesten Jugend war in seiner Seele eine Sehnsucht mit Behagen vermischt. Die Feder, die sein Vater zerknickt, hatte auf eigenthümliche, seltsame Weise neue Springkraft bekommen. Und es war ihm so sachte und sanft gekommen, war so wenig von Unruhe begleitet,

war so kindlich oder naiv, daß er selbst nur insofern darauf Acht gab, als er sich froh fühlte. So ist es vielleicht dem Walde an einem Novembertag zumuthe, wenn die Sonne wie im Frühling scheint.

Um diese Zeit wurde das romantische Schauspiel „Svend Düring's Haus" zum ersten Mal aufgeführt und machte nicht allein großes Glück, sondern erregte auch, besonders bei dem weiblichen Theil des Publicums, eine außerordentliche Gemüthsbewegung. Mehrere Damen, sagte man, wären aus Rührung in Ohnmacht gefallen. Am folgenden Freitag Abend, als die Söhne bei Madame Saß beisammen waren, hatten sie Alle das Stück gesehen und waren darüber entzückt oder vom öffentlichen Entzücken ergriffen; sie waren aber darüber einig, daß die Mutter nicht gehen dürfe, sie werde die Aufregung nicht ertragen können. Avrohmche stand dem Stück sehr unparteiisch gegenüber; es füllte, ja überfüllte die Logen und war demnach gut, aber von einer andern Seite, aus seinem ästhetischen Standpunkt betrachtet, war es schlecht, weil es keine Oper war, und weil ihm die nordische Musik, die es enthielt, unverständlich war. „Die Stumme von Portici", die zur selben Zeit aufgeführt wurde, füllte, künstlerisch genommen, sein ganzes Herz, und er sah auf die Begeisterung des Publicums für „Svend Düring's Haus" als auf eine Art von Wahnsinn. Allein, weil es ihm jetzt weit lieber als je war, eine Freude in dieses Haus zu bringen und weil er durch das Geschenk zweier Billete wieder auf einige Augenblicke zu Bedeutung im Hause gelangen würde, lag es ihm am Herzen, daß Madame Saß und Gitte in seine Loge gehen und von dem allgemeinen Wahnsinn ergriffen werden sollten. Er widersprach daher mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit der Meinung der Söhne, daß die Mutter das Stück nicht würde ertragen können.

„Ertragen?" rief er aus, „was ist da zu ertragen? Was ist da, um ohnmächtig zu werden? Ich verstehe es nicht! Es wurde eine Frau in der Loge nebenbei ohnmächtig; ganz richtig! Aber warum wurde sie ohnmächtig? Weil sie eine dicke Brauersfrau war, und weil der Heinrichs zu voll gepackt hatte. Der Heinrichs ist ein Retseiach*). Werde ich aber zu voll packen, wenn gute Freunde dahin gehen, und wird Madame Saß nicht einen guten Platz bekommen in der ersten Reihe, und ohne daß Jemand sie drückt oder stößt oder sich auf sie lehnt? Bin ich nicht da? Ertragen? Ohnmacht? Schnack!"

Einer der Söhne wiederholte aber seine Meinung und suchte sie durch Hinweisung auf den Inhalt des Stückes zu kräftigen, besonders auf die Scene, wo die verstorbene Frau als Gespenst kommt und ihr von der Stiefmutter vernachlässigtes Kind an die Brust legt. Er citirte ziemlich genau die Verse:

„Jedwede Mutter wird es wissen mit Beben,
Welch' eine Milch meine Brust Dir kann geben."

„Wie würde die Mutter Solches ertragen können?" fügte er hinzu.

*) Rücksichtsloser, brutaler Mensch.

„Warum nicht?“ rief Avrohmche; „muß Einer in der Loge ein Frauenzimmer sein, um Das zu verstehen? Bin ich ein Frauenzimmer und weiß ich nicht, daß eine Frau, wenn sie todt und begraben und nichts als ein Gespenst ist, keine Milch in der Brust hat? Und wenn ich es weiß, wird Deine Mutter es auch wissen und wird nicht beben und nicht ohnmächtig werden!“

Ein anderer Sohn sagte mit stillem Ernst: „Die Mutter wird an unsern Vater, Olov ha Scholaum *), denken. Da, wo die Todte weggeht, und wo Herr Düring seine Arme ausstreckt und sie bittet zu bleiben, da wird die Mutter an unsern seligen Vater denken, wie er in seinem Leichentuch war.“

„Der Herr soll Schaumer und Matzil sein **)!“ rief Avrohmche. „Das darf nicht geschehen! Nicht um meine Neschomme †)! Aber, Isaak leb, ist nicht Deine Mutter ein verständiges Frauenzimmer? Wird sie nicht verständig sein und sich selbst sagen: Das eine der Weiber muß fort, sonst hat der Düring zwei Weiber, und welche muß fort? Welche sonst als die, die schon todt und gestorben?“

Alle Beredsamkeit Avrohmche's hätte sich vielleicht machtlos erwiesen, wenn nicht die Söhne eine Beweisart gewählt hätten, die zum Entgegengesetzten von Dem, was sie beabsichtigten, führen mußte; denn die Damen, obgleich sie es nicht gestehen, haben es ja eben gern, in Gemüthsbewegung gebracht zu werden, und Madame Saß entschied mit Würde: „Ich werde an Euren Vater, Olov ha Scholaum, nicht denken. Warum sollt' ich? Ein Mann hat eine Frau gehabt, und sie ist todt und kömmt herein — was geht es mich an? Ich will gehen.“

Während dieses Gesprächs hatte Emilie den Tisch gedeckt, und sie, die nie in einem Theater gewesen war, bekam eine noch buntere Vorstellung vom Schauspiel im Allgemeinen und von „Svend Düring's Haus“ im Besondern, als irgend eine Sterbliche aus der Provinz. Das geheimnißvoll Schreckenhafte und märchenhaft Anziehende steigerte sich, wenn möglich, als Madame Saß und Gitte, von Avrohmche begleitet, aus dem Theater zurückkehrten, während die Söhne, um sie, wie nach einer Reise, zu empfangen, versammelt waren. Sie rief, als sie zur Thür hereintrat, mit Stolz aus: „Wurde ich ohnmächtig? Fehlte mir was? Sag' Du es, Gitte! Nicht einmal weinen that ich — was ist da, um zu weinen? Aber um der Leute willen schnäuzte ich mir die Nase, als die Anderen weinten. Ach, aber schön ist es! Ach, wie schön! Und wie die verliebt ist, die Ragnhild, und die Regisse auch — na, wären sie meine Töchter, ich würde — aber damals schrieb man Zauberrunen, das thut man heute nicht mehr — — ja, schön ist es! Und die Ritter und die Damen, Alle in Seide und Sammet, und das Sporengeklirr — ich habe mich wirklich amüsirt; dafür soll Avrohmche am nächsten Freitag Abend ein Stück Allianz-Torte extra haben!“

*) Er sei zum Frieden gestiegen!
**) Soll behüten und vertheidigen.
†) Seele.

Dem Mädchen dünkte es, daß man Jahre seines Lebens geben könnte, um solch' Wunderbares zu sehen; aber wie sollte man es machen, wie käme man dahin? Weil Avrohmche Nachtigall ihr einen Weihnachtskuchen geschenkt, war er ihr kein Komödienbillet schuldig. Zwar war sie im Besitze seines gefährlichen Geheimnisses; allein sie wußte es selber nicht, sie hatte das Wort nicht gehört, oder den bedeutungsvollen Unterschied zwischen Suß und Saß nicht verstanden, und hätte sie auch das Geheimniß gekannt, würde sie wahrscheinlich davon keinen Gebrauch gemacht haben, selbst um ein Billet zu bekommen. Bei Avrohmche aber war das Gefühl seiner Schuld nicht allein nicht geschwächt, sondern gestiegen; in das Silber der Dankbarkeit hatte sich, ihm selbst unbewußt, der Liebe Gold gemischt, und an einem der nächsten Abende, als er wieder das Glück hatte, von ihr die Treppen hinab begleitet zu werden, änderte er das Conversationsthema und frug nach langem Zaudern ganz zaghaft: „Hätten Sie wol Lust das Stück ..... Sie wissen, das Düring'sche Haus ..... zu sehen?"

„Ach, Herr Nachtigall!" rief sie aus und hätte, indem sie unwillkürlich die Hände falten wollte, beinahe das Licht fallen lassen.

„Nun, ich heiße eigentlich nicht Nachtigall. Ich heiße Pollock. Aber es thut nichts. Wollen Sie Nachtigall sagen, sagen Sie Nachtigall. Aber im Grunde ist es Pollock."

Gewiß ohne bei der Veränderung ein Verschönerung zu bemerken, sagte sie: „Um Verzeihung! Ach, Herr Pollock, wie gut sind Sie!"

Und sie sagte es mit einer solchen Innigkeit des Tons und mit einem solchen Blick, daß Avrohmche, wenn er ein junger Mann gewesen wäre, und sich nicht nach dem Portrait, das sein Vater einst gezeichnet, entwickelt, wol hätte glauben können, daß auch bei ihr das Silber der Dankbarkeit mit einem gewichtigern Metall vermischt wäre. Avrohmche sah nur sie, nicht sich selbst, und mit dem Ausruf: „Wir sprechen näher darüber!" eilte er glücklich davon.

Die Sache erwies sich schwieriger, aber eben wegen der Schwierigkeiten angenehmer und reizender für Avrohmche, als er zuerst gedacht hatte. Emilie konnte nur jeden zweiten Sonntag ausgehen, und sie wußte kaum, wo das Theater, geschweige wo die Loge war. Es kam daher von selbst, daß er sich anbot, sie abzuholen, sie vor der Thür zu erwarten, sie in's Theater und zurück nach Haus zu führen. Ihre eigene Mutter, wäre sie noch am Leben gewesen, würde ihr nicht eine unschuldigere Begleitung gewünscht haben — und für Avrohmche war es ein wirkliches, ein spät gekommenes Stelldichein, sehnsuchts- und geheimnißvoll — auch er war einmal jung und glücklich geworden!

Emilie hatte sich wie zum Ball gekleidet, in einem ausgeschnittenen Jaconetkleid, aber ein kleines seidenes Tuch züchtig um den Hals. Sie sah so niedlich, fast damenhaft aus, daß Avrohmche ganz stolz darauf war, sie in seine Loge zu führen; damit sie aber dem Publico nicht zu sehr in die Augen fallen möchte, placirte er sie auf der zweiten Bank und blieb selbst hinter der dritten Bank stehen, sich zu ihr hinabbeugend, was auf der Bühne vor-

Digitized by Google

ging erklärend, und auf das, was kommen würde, vorbereitend. Höflich und für seine Aufmerksamkeit, wie ermüdend sie auch war, dankbar, kehrte sie sich so oft als möglich zu ihm um, und durch diese Bewegungen glitt, ohne daß sie in der Wärme darauf Acht gab, das Seidentuch hinab. Avrohmche, der da fühlte, daß dadurch seinen Augen Etwas geöffnet wurde, woran sie kein Recht hatten, brachte wieder und wieder, gewissenhaft und sachte, das Tuch auf seinen Platz zurück. Dieses Manöver fing an, einem jungen Mann oder einem jungen Herrn, der in der Nebenloge dicht an Emilie saß, und dessen Augen nicht so gewissenhaft als Avrohmche's waren, aufzufallen. Erst glaubte er, es sei ein alter, eifersüchtiger Ehemann, der seine junge Frau in's Theater geführt hatte; bald aber erkannte er Avrohmche Nachtigall, und die Sache ward ihm unverständlich oder richtiger: pikant; es schien so ein liebes kleines Mädchen zu sein, das der Billethändler unberufen zudeckte. Als der erste Act vorüber war, knüpfte er ein Gespräch mit ihr an, und weil es ihr vorkam, als wären die Anwesenden alle eine Gesellschaft von Bekannten oder Freunden, und sie nicht verrathen wollte, daß sie nicht hingehöre, antwortete sie ihm freundlich und dankbar, was wiederum von dem jungen Manne ganz mißverstanden wurde. Avrohmche konnte ihr die Unterhaltung nicht verbieten, ihr auch keinen Rath oder Wink geben, und er fühlte außerdem alle Qualen der Eifersucht, mochte der junge Mensch zu ihr sprechen, oder sie nur ansehen. Er wünschte sich die Kraft und den Muth von zehn Männern, um ihn zu erdrosseln oder hinauszuwerfen.

Der Vorhang ging wieder auf und während das Stück weiter schritt, berührte es Avrohmche's Innerstes in einer Weise, von der er früher keine Ahnung gehabt. Ein tief verborgener, plötzlich erwachender, poetischer Sinn sagte ihm, daß sich da unten auf der Bühne eine seltsame, um sich greifende Stimmung — wir nennen sie eine romantische — entwickele, der er längst entwachsen, und an der Theil zu haben man seinem Herzen nicht gestatte, während Emilie und selbst der abscheuliche junge Mensch der Meinung der Welt nach dahin gehörten. Er fühlte es mit unsäglicher Pein, er war wie bei einem Todesurtheil über sich selbst, wie bei seinem eignen Begräbniß zugegen. Nie hatte die Bühne das mit ihm gethan, was jetzt geschah. Die Ritter und die Damen und die jungen Liebenden erinnerten sich plötzlich der Worte seines Vaters: Warum wirst Du ausgezischt werden? Wegen Deiner krummen Nase, Deines schiefen Mundes, Deiner schiefen Beine! Und so wie sie ihn beschrieben, so fühlte er sich, abschreckend, fremd, elend, verstoßen. Dann aber kam die Musik, die er früher verworfen und gehöhnt, weil sie nicht wie die der „Stummen" war, und mit neuer, unbekannter Gewalt bemächtigte sie sich seines Gehirns, seines Herzens, seines ganzen Daseins, wirbelte ihn umher, gab ihm eine neue Jugend, sprach zu ihm, als ob er hingehöre, obgleich er nicht hingehörte, nur ein Fremder war. Sie sprach so zauberhaft süß, so tröstend, so erhebend, beinahe als wäre er selbst ein Rittersmann. Warum sollte nicht auch er in der Welt glücklich werden können? Er könnte das Mädchen hei-

rathen, ja, er könnte der Fellbereitertochter die Ehe antragen — was konnte der Windbeutel in der Nebenloge? Er, Avrohmche, würde von der Gemeinde verstoßen werden, aber im tiefsten Herzen dennoch ein Jude bleiben — und wenn auch nicht? Was sonst, als kalten Nebel, hatte ihm bisher das Dasein geboten? Von ihr, die jetzt, sei es zum Segen oder zum Fluche, der Sonnenschein seines Lebens geworden war, sich scheiden, sie von sich wegreißen lassen — unmöglich, sinnverwirrend! Er habe nicht nöthig in der Stadt zu bleiben, er könne einen stillen, billigen, verborgenen Platz auf dem Lande finden; er habe nur zu wollen, und warum denn nicht? Er wollte! — Da fiel der Vorhang.

Wo war jetzt die Wirklichkeit? Da saß das Mädchen, frisch und lieblich, Gegenstand seiner Sehnsucht und Eifersucht, und wenn er sich zu ihr beugte, und ihr sagen wollte: „Siehe Niemanden an, sprich zu Niemandem, werde mein Weib!“ hörte er mit tiefstem Mißfallen seine eigne Stimme: „Ist es gut? Gefällt es Ihnen? Amüsiren Sie sich?“ Wo war die Wirklichkeit, die er eben geschaut? Wo war er selbst? Er war zwei Menschen, er war ein Ritter und ein Jude, und der Ritter wollte den Juden hinauswerfen, wurde aber von ihm eingekerkert — bis sich der Vorhang wieder erhob und Jugend und Muth zurückkehrten und der Entschluß wieder fest stand. Wahrlich, der Sturm war über Avrohmche losgebrochen! All' Ihr fühlenden Herzen, Ihr würdet, wenn Ihr in sein Inneres geschaut, geweint, und wenn Ihr ihn angesehen hättet, gelacht haben.

Von so vielen Gemüthsbewegungen umtaumelt, führte er nach dem Schlusse des Stückes Emilien wie von der hohen See in den Hafen. Aber der junge Mensch folgte ihnen dicht nach, und als auf der untersten Treppe, wo der Strom aus dem Parterre dem aus den Logen begegnete, ein starkes Andrängen stattfand, schob sich der junge Mensch zwischen ihn und Emilien und bot ihr den Arm. Avrohmche stieß einen Schrei, einen Ausruf aus, dessen Inhalt nur aus den Erlebnissen des Abends erklärbar war — vielleicht aber auch davon herrührte, daß er sich bei den Umstehenden Sympathie und Hülfe verschaffen wollte — er schrie: „Gewalt! Hülfe! Er nimmt meine Frau!“ Der junge Mensch glitt wie ein Aal davon; aber von der Vorhalle aus waren im selben Augenblicke hunderte von Augen auf den wolbekannten Nachtigall gerichtet, in einem reißend vorüberrauschenden Moment ward er der Held einer kleinen drolligen Geschichte, die man nach Haus oder in's Café mit sich führte.

Noch ein Paar Secunden und sie waren auf dem Platz. Der Augenblick war gekommen, Avrohmche wollte reden; aber auf dem Platze waren zu viel Menschen und er wollte in eine ruhige Straße, um da ihre Beistimmung zu seinem gereiften Entschluß, ihr beglückendes Jawort zu erhalten. Als er sich endlich zu ihr wendete, sah er, daß sie weinte.

„Was ist's? Warum weinen Sie?“ rief er bestürzt.

„Weil Sie mich da vor den Leuten Ihre Frau nannten“, antwortete sie.

Er begriff nicht, daß ein jedes junges Mädchen, das öffentlich und gegen seinen Willen als verheirathet vorgestellt wird, sich beschämt fühlt, und daß das Provinzmädchen mit scharfem Sinn bemerkt hatte, daß sie an einem Scandal hatte Theil nehmen müssen. Er faßte ihre Worte in dem Sinne auf, daß sie eine Heirath mit ihm, dem Juden, als eine Schande ansehe, und in demselben Augenblick war er, wenn auch nicht von seiner Leidenschaft geheilt, doch aus seinem Himmel herabgestürzt. Er sagte kein Wort mehr, nicht einmal „Gute Nacht", als er von ihr schied.

Er sagte auch dem Tischlergesellen nicht „Gute Nacht" und nicht „Guten Abend", der ihm wie gewöhnlich auf der Treppe entgegenkam und die kleine Lampe darreichte — denn, nach alter, strenger Sitte durfte Keiner ein unbedecktes Licht in der Werkstatt oder in der Nähe derselben haben, und ein Geselle hatte als Nachtwache Wohnung droben. Sobald Avrohmche in sein Zimmer getreten, machte er seinen Gefühlen Luft:

„Ausgefallene Strof! Ich muß im Mutterleib gesündigt haben, um nicht blos meschugge*), sondern meschugge und metorf**) zu werden! Es ihnen Allen laut zu schreien! Wo war mein Seichel***)? Hab' ich je einen gehabt? Bin ich blind, taub, toll geboren? Schema Jisroeil†)! Es wird mein Tod werden! Wie kann man leben, wenn man ein so verschwärzter Narr geworden ist? Wie kann man? Oi, oi, oi! Sie haben es Alles gehört, und sie haben noch mehr gehört! Morgen hab' ich schon Kinder in der Stadt herumlaufen! Und wie kann ich beweisen, daß es Alles Dichtung und Schkorum††) ist, daß ich mir es selbst angelogen hab'? Sie vorführen und es wiederholen lassen, daß sie nicht will — das kann ich nicht, ich kann es nicht! — Sau m'chulle und sau m'chulle*)! Na, das eine m'chulle ist ärger als das andre! Hätte sie nur gewollt! Aber ich wollte, ich Chamor**), ich Posche Jisroeil***)! Ich habe mich an meinen Owaus Owauseinu†) versündigt! Und das soll ich eingestehen! das kann ich nit eingestehen! Avrohmche, Avrohmche, bist in einer Minute ein unglücklicher Mensch geworden! In einer Minute! Wegen des verdammten, verfluchten Düring'schen Hauses und wegen meiner eignen — — Oi, oi! Ach und Weh!"

Es ereignete sich bei dieser Gelegenheit etwas Sonderbares: er konnte sein Unglück fühlen, aber nicht recht verstehen. Das Eingetroffene war wie naturwidrig. Sein Verstand, seine Erfahrung, seine geistige Existenz sträubte sich gegen die Thatsache, daß er sich dem Publicum und der Gemeinde gegenüber um einer Glückseligkeit willen compromittirt,

---

*) Wahnsinnig.
**) Völlig toll.
***) Verstand.
†) Hör' Israel!
††) Lüge.
*) Auf diese und auf jene Weise ruinirt.
**) Vieh.
***) Verhöhner Israels.
†) Väter und Vorväter.

die sich in Demüthigung und Schmerz verwandelt hatte, während seine Beschimpfung sich nicht verwandeln wollte und hartnäckig da blieb. Sein Denkvermögen kreiste um die Thatsache herum, ohne ihrer habhaft und ohne sie los werden zu können, ward gefoltert und gepeinigt und kreiste immer weiter.

Alles dieses ging nicht im Stillen vor sich: durch die dünne Wand konnte der Tischlergeselle hören, wie er auf und nieder fuhr, stöhnte, klagte und laut schrie, und weil er schon auf der Treppe das leidende Aussehen Nachtigalls bemerkt hatte, ging er zu ihm.

„Sind Sie unwohl, Herr Pollock?" frug er, den Kopf zur Thür hineinsteckend.

Avrohmche griff sich nach dem Kopfe und antwortete: „Zahnweh — ja, Zahnweh! Schrecklich!"

„Ist es ein Backenzahn?" frug der Geselle näher tretend.

„Ein Backenzahn? Ich sag Ihnen, es ist ärger als ein Backenzahn! Es ist eine Schickse!" *) antwortete Avrohmche mit einer gewissen Befriedigung, daß er sich aussprechen konnte, ohne sich zu verrathen.

„Dann ist es wol ein Hundszahn?" **)

„Nun, so weit geh' ich nicht. Aber ich bin selber wie ein Hund und leide wie ein Hund — oh, oh!"

„Aber wo schmerzt es denn?" frug der Geselle, indem er die Lampe Avrohmche's Gesicht näher brachte.

„Es ist Gicht! Man wird alt. Ich bin ein altes Pferd, ein großes Pferd, ein dummes Pferd, und wie die anderen alten Pferde tauge ich zu nichts, als zum Schinder gezogen zu werden."

„Der Zahn muß heraus, dann wird Alles wieder gut."

„Ich sag' Ihnen, es kömmt heraus, und es wird Alles so schlecht — so schlimm — — oh, oh!"

„Geduld, Herr Pollock, Geduld bis morgen, dann gehen Sie zum Zahnarzt, heute Abend ist es zu spät."

„Morgen! Möge es nie morgen werden!"

„Nu, nu, Herr Pollock! — — Wollen Sie nichts gebrauchen?"

„Gebrauchen? Ist da was zu gebrauchen? Was verstehen Sie davon? Ein junger, hübscher Mann, wie Sie, ist glücklich — — ich meine", fügte er sich zusammenfassend hinzu, „ich meine, ein junger Mann mit guten Zähnen . . . ."

„Hab' es doch auch probirt."

„Haben Sie es probirt? Was thaten Sie? Ich sag' Ihnen, Sie haben es nicht probirt!"

„Ich that Branntwein an den Zahn."

„Branntwein", sagte Avrohmche. Er fühlte ein instinctmäßiges Bedürfniß zu etwas Erwärmendem und Stärkendem, und der Rath schien ihm gut. „Wie bekommt man ein Bischen Branntwein? Haben Sie was?"

*) Christenmädchen.
**) Hundszahn, vulgärer Ausdruck für Eckzahn.

Mit der ſtillen Befriedigung eines Laien, der in Krankheitsfällen ſein Mittel vorſchlägt und es angenommen ſieht, ging der Geſelle in die Werkſtatt und kam mit einer flachen, blauen Flaſche und einem niedrigen, breitfüßigen Glaſe zurück.

Avrohmche wollte, indem er das gefüllte Glas nahm, den hebräiſchen Segen ſtill vor ſich hin ſagen, erinnerte ſich aber mit Schrecken, daß er in Wollen und Abſicht ſeinem Gotte und ſeinem Volke treulos geworden war, und leerte das Glas ohne Einleitung. Als er ſich von der erſten Wirkung des ungewohnten, ſtarken Getränkes erholt hatte und die Wärme in allen Adern ſpürte, ſagte er: „Es that dennoch wohl!“

„Es kam nicht viel an den Zahn“, ſagte der Geſelle.

Avrohmche antwortete mit einem Gelächter: „Es kam nicht an den Zahn und doch an den Zahn!“

„Ja, ſchaden kann es jedenfalls nicht“, ſagte der Geſelle und leerte ein Glas.

„Wie hätte es an den richtigen Zahn kommen können?“ fuhr Avrohmche fort; „könnte es an den richtigen Zahn kommen, wäre ich nicht hier, und Sie wären nicht hier, und die Welt wäre eine andere.“

Der Geſelle verſtand dieſe dunkle, talmudiſche Rede nicht und begnügte ſich mit der Frage: „Noch ein kleines Schnäppschen?“

„Ja, aber ein ganz kleines.“

Avrohmche that noch einen Schluck und erklärte dann dem Geſellen dankbar, daß er ſich ganz wohl fühle, worauf der Geſelle ihm gute Nacht wünſchte und in die Werkſtatt zurückkehrte.

Allein, als der Geſelle fort war, war auch die menſchliche Theilnahme und die Zerſtreuung des Augenblicks fort, und die furchtbare Wirklichkeit trat mit neuer, fieberhafter Gewalt vor das vom Getränk erhitzte Bewußtſein Avrohmche's. Es ſchien ihm unmöglich, daß es ſo ſein könne, wie es war, und dennoch war es. Es wurde wie ein Weſen, das mit ihm zuſammen im Zimmer war und den einen Augenblick ſich in eine Ecke verkroch, den andern gegen ihn heranfuhr, ihn an der Kehle packte und ihn zu Boden werfen wollte. Und es war nicht ein Weſen, es waren viele. Gefühle und Gedanken wirbelten in einem Rundtanz, und er ſah auf einmal die verſchiedenſten Dinge: Emilie auf dem Platz, von ihm wie ein Schatten weggleitend, den jungen Menſchen in der Nebenloge ihm in's Geſicht lachend, das Publicum in der Vorhalle und die Ritter auf der Bühne. Es brummte und lachte, es rauſchte die Muſik aus der „Stummen“ und aus „Svend Düring's Haus“ auf's Entſetzlichſte durch einander, und mitten im Aufruhr ſtand ſein todter Vater, ſagte mit dem fluchſchweren Blick: „Sollſt noch um des Theaters willen nach einem Nagel ſuchen, um Dich zu erhenken!“ Und wenn der Vater fort war, ſchwankte die ganze Gemeinde, mit ſonderbaren Tanzſchritten, wie betrunken vorüber und ſchrie oder ſang oder brummte: Haſt eine Schickſe in Deiner Loge, willſt heirathen, Avrohmche!

Es war nicht zu ertragen und nicht abzuſchütteln. Er vermochte nicht einmal zu ſchreien, ſondern ſtand im halbdunklen Zimmer unbe-

Digitized by Google

weglich, nach Athem haſchend, mit einem einzigen Wunſch: das Leben, das ihm keine Zuflucht bot, loszuwerden.

Wie kommt der Selbſtmordgedanke? Die Aerzte ſagen, es iſt eine Krankheit, eine Art Wahnſinn. Aber in welchem Augenblick, und wie macht unſer geheimnißvoller innerer Organismus den Uebergang, den Sprung von der Einheit mit ſich ſelbſt zu der Zwietracht, die der Wahnſinn iſt und den Stoß giebt? Und wie kann der Wahnſinn einen Menſchen dahin bringen, ſich zu erhenken — eine Operation, die für einen vernünftigen Menſchen ſehr ſchwierig iſt und eine beſondere Umſicht erfordert? Bei den anderen Todesarten hat man eine gewiſſe Uebung. Jeder hat verſucht, ſich zu ſchneiden, Etwas zu trinken oder zu eſſen, das Unwohlſein verurſacht; die Meiſten kennen auch die Wirkung der Feuerwaffe. Aber ſich ſelbſt mit einer Schnur an einen Nagel zu hängen, liegt außerhalb aller Uebung, und dennoch thun es die Leute mit einer Sicherheit, die wie eine unheimliche Genialität des Wahnſinns erſcheint.

Wie kam Avrohmche Nachtigall darauf, ſich zu erhenken? Er ſtand am Rande des Wahnſinns, war aber noch über den Rand nicht hinüber getaumelt. Sein verſtorbener Vater deutete auf einen Nagel; aber Avrohmche hatte es kaum je anders als ein Bild, eine Metapher verſtanden. Er wünſchte ſich vom Leben weg, hatte aber noch nicht den Selbſterhaltungstrieb, die Liebe zu ſich ſelbſt als lebender Perſon verloren. Eine anſcheinende Kleinigkeit gab den Ausſchlag. Während der ſchreckliche Rundtanz vor ſich ging, ſah er Etwas an der Wand, etwas Feſtes, das wie ein Menſch ausſah. Es war ſein alter Rock, der da hing; aber ihm dünkte, er habe Geſellſchaft, etwas Menſchliches ſei ihm nahe, und es ergriff ihn ein heftiger Wunſch, ſich an den Menſchen zu ſtützen, ſeinen Kopf auf ſeine Schulter zu legen. Nach einiger Zeit, die ihm ſelbſt unendlich lang erſchien, gelang es ihm, einen Schritt zu thun und den Freund, den Befreier zu ergreifen — und es war nur die welke Hülle eines Menſchen. Von den erſchreckten Fingerſpitzen drang zum Gehirn ein Gefühl, das den Wahnſinn vollendete. Mit einer unerklärlichen Haſt und Sicherheit erinnerte er ſich, daß das Dienſtmädchen ſeines Wirthes vor Kurzem Schnüre vor dem Fenſter zum Aufhängen der Wäſche gezogen hatte, und mit eben ſo großer Sicherheit erinnerte er ſich eines Nagels an der Wand. Im nächſten Moment hatte er die Schnur — und war erhenkt.

Aber auch diesmal hatte er mehr Lärm gemacht, als ihm ſelbſt bewußt war, und kaum hing er, als ſchon der Geſelle da war und ihn herabſchnitt.

Avrohmche war alſo nicht am Strange geſtorben, aber dennoch mehr todt als lebendig; der Geſelle rief Leute herbei, und er wurde in das Hoſpital gebracht.

In der Stadt erfuhr man faſt zu gleicher Zeit, daß er verheirathet ſei, und daß er als wahnſinnig oder fieberkrank im Hoſpital läge. Das Letzte verſchlang das Erſte; wenn ein Mann von einem alltäglichen Un-

glück befallen wird, hört er auf interessant zu sein. Eine Ausnahme machte jedoch die Familie Saß. Sie waren über seine Verheirathung eben so erstaunt als entrüstet, waren jedoch nicht im Stande, dem Gerücht völligen Glauben zu schenken; jedenfalls kämpften Unwillen, Mitleid, Neugier einen ununterbrochenen Kampf in ihren Köpfen und Herzen. Sie suchten auf alle mögliche Weise sichere Erkundigungen einzuziehen, gelangten aber überall an ein geschlossenes Thor. In Avrohmche's Wohnung wußte man von seinem Wahnsinn oder seiner Krankheit und seiner Erhenkung den genauesten Bescheid, stutzte und erstaunte aber, als nach seiner Frau gefragt wurde. In der Vorhalle des Theaters hatten die Leute zwar seinen Ausruf gehört, aber seine Frau nicht gesehen. Er war in jenem interessanten Augenblick von vielen Frauengestalten umgeben gewesen, und hätte man auch Emilie bemerkt, so würde sie doch die letzte gewesen sein, an die man als seine Gattin gedacht hätte. Einige meinten, daß, wenn Avrohmche Nachtigall wirklich verheirathet, es wol mit Gitte Saß sei, und die Sasses wurden solchermaßen auf ihr eigenes Haus gewiesen. Da, in ihrer Küche war freilich der Gegenstand, und hätte man da gefragt, würde man Bescheid bekommen haben; aber das fiel ihnen nicht einmal ein.

Indessen lag Der, der am besten Auskunft hätte geben können, im Hospital, und weil die Aerzte Anfangs nicht wußten, wie es sich mit seinem Verstand verhielt, wurde Niemand zu ihm gelassen. Da lag er denn, gegen die Welt von seiner Krankheit selbst geschützt, sicher und ruhig wie ein Schutzflehender in einem Heiligthum, und als er endlich zu genesen anfing, stand das Vorgefallene wie ein verschollenes Märchen vor seiner Erinnerung. Er konnte mit Behagen sich selbst sagen, daß er nicht verheirathet sei; wenn auch die ganze Welt es sagte, und wenngleich er es selbst gesagt hatte, war es doch nicht wahr. Er war auch nicht mehr liebeskrank; der Rausch war ihm entweder durch den Branntwein oder durch die Erhenkung vergangen. Aber er war verliebt gewesen, er hatte das Mädchen in's Theater geführt, und würde sie von seiner Liebe schweigen? Das erfüllte ihn noch mit Angst. Er wußte nicht, daß er ihr nie ein Wort der Liebe gesprochen, und daß sie nicht die leiseste Ahnung hatte vom Sturme, der in ihrer Nähe so furchtbar getobt.

Zur selben Zeit überlegte auch Madame Saß sich die Sache reiflich. War er verheirathet? Das freilich blieb, bis sie ihn sehen und sprechen konnte, räthselhaft. Selbst aber, wenn er nicht verheirathet war, stellte sich ihr die Möglichkeit vor Augen, daß er heirathen könne. Es waren viele ältliche Mädchen in der Gemeinde, und es wußten Viele, daß er ein Capital habe. Es fiel ihr wie Schuppen von den Augen, daß sie seit Jahren sich einer unverzeihlichen Sorglosigkeit hingegeben hatte. Wäre er jetzt verheirathet, geschah ihr nur Recht; sie hatte es verdient, wenn sein Geld einer Familie, die ihm in den trüben Tagen nicht ihre Thür hätte öffnen wollen, in die Hand fiel. War er denn nun verheirathet, oder war er es nicht? Zum ersten Mal in seinem Leben hielt er sie in einer Spannung, die sie vor Ungeduld fast bersten machte.

Endlich schlug die ersehnte Stunde; sie konnte ihn besuchen, sehen, sprechen, fragen, und sie frug — nein, sie frug nicht, sie sagte: „Weißt Du, Avrohmche, alle Welt sagt, Deine Krankheit komme daher, daß Du so allein herumgehst und Niemanden hast, der sich Deiner annehme."

„Wer sollte sich meiner annehmen?" sagte Avrohmche mit matter Stimme und berechneter, großer Unschuld. Sogleich als er seine eigenen Worte hörte, wurde er jedoch von einer großen Angst befallen; sie waren gar unvorsichtig, die Antwort mochte lauten: „Soll es nicht unsere Magd Emilie?" Die Angst machte ihn so tödtlich blaß, daß Madame Saß bange wurde und ihn für einige Tage in Ruhe ließ. Eine Ueberzeugung brachte sie jedoch nach Hause; sie sagte: „Er verheirathet? Wie ein Siebenmonats-Kind ist er verheirathet!"

Bei dem nächsten Besuch sagte sie: „Avrohmche, kannst Du es ertragen, daß von Deiner Zukunft gesprochen wird?"

Gegen die Zukunft hatte er Nichts, wenn man nur die Vergangenheit lassen wollte. Er antwortete: „Die Zukunft ist, daß Lewaie*) gehalten werden soll."

„Unsinn, Avrohmche! Mit Dir ist Nichts im Wege. Hast niemals besser ausgesehen als jetzt."

Er zerbrach sich nicht den Kopf damit, den Sinn des zweideutigen Compliments herauszufinden, sondern lag wie eine Schnecke in ihrer Behausung und horchte.

Sie fuhr fort: „Wir haben schon früher einmal von Deiner Zukunft gesprochen — erinnerst Du Dich? Als mein seliger Mann noch lebte?"

„Gebenscht**) soll er sein. Wenn irgend Einer, wird er in Gan Eiden***) sein!"

„Mit Gottes Hülf' und Gnade wird er da sein. Weißt Du, was er, lebte er jetzt, sagen würde?"

Jetzt kam die Angst wieder mit großer Gewalt über Avrohmche. Er fürchtete die Antwort: „Mein Leißer selig würde sagen: Avrohmche, mach' Dich nicht mit unserm Dienstmädchen zum Narren." Er vermochte nur zu flüstern: „Er würde sanft reden."

Sie antwortete mit langsamem, bedeutenden Kopfnicken: „Er würde sanft reden. Er würde sagen: Avrohmche, Du bist zu gut dazu, um in Regen, Nässe und Kälte da am Theater herumzulaufen und krank zu werden und im Hospital zu sterben. Sollst Jemanden haben, der Dich im Alter pflegen kann — sollst heirathen, Avrohmche!"

Jetzt rückte es heran, jetzt war es nur eine Haaresbreite davon, im nächsten Augenblick würde es zerschmetternd lauten: „Mit Emilie, Avrohmche." — Er schloß die Augen vor dem Blitze und stöhnte: „Mit mir ist's vorbei."

„Schnack, Avrohmche, es ist niemals vorbei. — Glaubst Du, daß mein Sohn Isaak ein ehrlicher, honnetter und strebsamer Mensch ist?"

---

*) Leichenbegängniß.
**) Gesegnet.
***) Edens Garten.

Was war das? Sie sprach von ihrem Sohne? Ihre Gedanken waren nicht am gefürchteten Ort! Avrohmche öffnete wieder die Augen.

„Glaubst Du es?“ frug sie.

„Und wie glaub' ich es!“

„Und meinst Du, daß er ein tüchtiger Mensch in seinem Geschäft ist?“

„Kol Jisroeil*) soll Söhne haben, wie Isaak! Kann ich mehr sagen?“

„Nun, Isaak will sich etabliren. Du schießest Dein kleines Capitälchen ein und gehst in Compagnie mit ihm, und für den Rest wird Gott im Himmel sorgen.“

Jetzt verstand Avrohmche vollständig. Er begriff, daß er gerettet sei, durch ein Wunder gerettet, und zum Dank dafür, daß der Himmel seine späte Jugendlichkeit unentdeckt ließ, solle er Gitte heirathen.

Er wandte sich in Hast mit einem stillen Dank und Segen an Gott und sagte dann, beinahe gedankenlos: „Was wird Gitte sagen?“

„Gitte“, antwortete Madame Saß, „Gitte ist ein vernünftiges Mädchen und über die Kinderjahre hinaus — und wo bin ich?“

Am folgenden Tag kam Gitte allein.

Sie sagte ohne Einleitung: „Pollock, die Mutter sagt, daß wir uns heirathen sollen.“

Avrohmche antwortete: „Sie hat mir dasselbe gesagt.“

Sie fuhr fort: „Wir sind jetzt keine Kinder mehr. Sie bekommen ein armes, alterndes Mädchen; na, das wissen Sie. Aber es ist Etwas, worüber ich Sie fragen muß.“

„Wenn ich antworten kann, fragen Sie, Gitte.“

„Sie können antworten. Sie sind der Einzige, der kann, und der Einzige, der soll. Ist es eine Sünde, einem Christen gut zu sein — ich meine, vom Herzen gut, lieben?“

Avrohmche hatte sich vollständig sicher gewähnt, und jetzt kam diese Frage so forschend, so drohend, so überwältigend, daß er beinahe ohnmächtig wurde. Er sammelte indeß alle Kräfte des Geistes wie des Körpers, um eine Verschanzung vor sich aufzuwerfen. „Sünde?“ antwortete er, „es giebt größere Sünden.“

„Wenn aber ich einen Christen geliebt hätte, was dann?“

„Sie?!“ rief Avrohmche aus, und eine neue Empfindung stieg in seinem Innern hervor: er war Mann, er war des Weibes Herr und Richter. Aber eben so geschwind wurde er bedenklich: War die Frage nicht eine Falle? Oder was war es? Er wagte kein Wort zu sagen.

Ohne auf ihn Acht zu geben fuhr sie fort: „Es würde ja eine Sünde gegen Gott sein, wenn ich Etwas dem Ehemanne, den er mir giebt, verhehlte.“

---

*) Ganz Israel.

Es war also Ernst, und der Gedanke machte Avrohmche schwindlig. „Wer ist der Mann?“ rief er, „was ist's für ein Mann? Wie sind Sie zu dem Mann gekommen?“

„Es war ein Officier.“

„Ein Officier! — Um unserer Sünde willen sind Soldaten da, um unserer großen Sünde willen sind Officiere da! — Ein Officier! — Wie kamen Sie zu dem Officier?“

„Ich weiß es nicht, Pollock. Es war wol g'sar din*). Ich ging auf der Straße, und mit einem Mal sahen seine Augen in meine Augen. Ich hatte ihn nie früher gesehen. Es war, als ob er im selben Augenblick erschaffen worden wär', und ich auch im selben Augenblick erschaffen.“

„Man geht einer solchen Schöpfung vorüber — einem Officier!“

„Ging ich denn nicht vorüber? Ich machte Platz; es war, als wich ich in die Häuser hinein; ich wurde zu Nichts, zu Luft, und kam vorbei.“

„Nun, vorbei ist vorbei; dann war es vorbei — nicht?“

„Nein. Eines Tags als ich am Fenster saß und nähte, stand er auf der Straße und sah zu mir herauf. Ich konnte nicht dafür.“

„Ausgefallene Strof!“ rief Avrohmche mit bitterm Humor. „Und dann begreife ich, Sie sind ihm wieder auf der Straße begegnet.“

„Ich begegnete ihm wieder auf der Straße.“

„Und was sagte er?“

„Um Gottes willen, Pollock! Wie hätte er mich anreden können? Ich hätte geschrieen, ich wäre todt hingefallen! . . . Mit einem Officier auf der Straße sprechen! . . . Ich sah ihn nie mehr an.“

„Nun“, sagte Avrohmche mit einem schwachen Lächeln, „wenn Sie mit ihm nicht gesprochen und ihn nicht angesehen haben —“

„Pollock, ich soll die Wahrheit sagen, darum bin ich gekommen. Ich sprach nicht mit ihm, aber ich dachte an ihn, und wenn ich ihm begegnete, konnte ich merken, daß er es wußte.“

„Und Sie sagen, Sie sahen ihn nicht an!“

„Ich sah ihn nicht an.“

„Schkorum!“**) sagte Avrohmche und machte eine halbe Wendung gegen die Wand.

„Ich sah ihn nicht an und saß nicht mehr am Fenster, und ging nicht mehr auf der Straße allein.“

„Gut, sehr gut. So ist es gut!“

„Aber er schrieb mir.“

„Er sprach nicht, sondern er schrieb! — Was werde ich noch hören, Gitte? Warum ein Hei vor dem Wof setzen?†) Sagen Sie doch lieber das Ganze auf ein Mal!“

„Ich sage es Ihnen ja, er schrieb mir.“

„Was schrieb er?“

---

*) Geschriebenes Urtheil, schicksalbestimmt.
**) Lüge.
†) Unnütze Umschweife machen.

„Er schrieb — was schreibt man einem Mädchen? Er wollte mich sehen, er wollte mit mir sprechen, er hätte mir Vieles und Wichtiges zu sagen."

„So schreiben Sie an alle Mädchen. Man kehrt sich nicht daran."

„Man kehrt sich nicht daran. — Pollock, als wir im Theater waren und „Svend Düring's Haus" sahen, wo er ihr Zauberrunen schreibt, da verstand ich's, aber Sie haben es nicht verstanden, Pollock."

„Sie weiß viel!" murmelte Avrohmche und hub nach einer kleinen Pause an: „Runen! Im Stück, auf dem Theater läuft sie ihm nach!"

„Ich lief ihm nicht nach. Wie hätte ich gekonnt? Wie hätte ich von meiner Mutter und meinen Brüdern weg bleiben können?"

„'S ist wahr. Sie sind ein gutes Mädchen, Gitte. Sie blieben zu Haus. Und dann war es endlich vorbei, in Emmes *) vorbei?"

„Dann kam an einem Freitag Nachmittag ein Brief von ihm. Er sollte am Sonntag Morgen wegreisen, und er hatte einen Wunsch, schrieb er, wie ein Mann vor seinem Tode, er wollte mich sehen und mir Lebewohl sagen, und er bat und beschwor mich, einen Ort und eine Stunde am Samstag Abend zu bestimmen. Und das konnte ich; denn an dem Abend sollte die Mutter in's Theater, und die Brüder würden nicht nach Haus kommen. Und er bat wie ein Mann vor dem Tode."

„Runen!" sagte Avrohmche; „das verschwärzte Schreiben! Die verfluchten Runen! Der Herr vertilge und verstoße von seinem Angesicht, wer sie erfand! Omein! **) — Nun, und Sie gingen?"

„Nein; denn im Augenblick, als ich schreiben wollte und die Stunde bestimmen, war es Eref †) geworden, und die Mutter hatte die Sabbathlichter gezündet, und dann darf man ja nicht schreiben."

„Und Sie schrieben nicht, wirklich nicht?" frug Avrohmche, obgleich er es ganz natürlich fand.

„Ich hatte die Feder in der Hand; aber als ich sie auf das Papier setzen und zum ersten Mal in meinem Leben mechalle Schabbas ††) sein wollte, da stand der Vater da im Leichentuch."

„Nun?"

„Nun. Und Samstag Abend, als ich schreiben durfte, war es zu spät, und es war vorüber, und ich dankte Gott."

„Wann geschah das? Wie lange ist es her?"

„Es war um die Zeit, als Sie zum ersten Mal um mich freiten, vor zwanzig Jahren."

„Vor zwanzig Jahren!" schrie Avrohmche und erhob sich im Bett; „Gitte! Im Namen des allmächtigen Gottes! Ich bin in ein Christenmädchen verliebt gewesen, und es ist nicht zwanzig Tage her!"

„Sie, Pollock? — Armes Avrohmche!"

„Willst Du es mir vergeben, Gitte? — Um ihretwegen wollte

---

*) In Wahrheit.
**) Amen.
†) Vorabend des Feiertags.
††) Sabbathgesetz zuwider handelnd.

ich mich erhenken — ich war wahnſinnig, toll, krank — darum liege ich ja auch hier! Aber jetzt iſt es vorbei, Gitte; willſt Du es mir vergeben?“

„Armes Avrohmche, mein Gatte in Gottes Namen! Laßt uns der Verſtorbenen gedenken und beiſammen halten, bis der Bal Hamoves*) kommt!“

Einige Zeit nachher fand ſich Avrohmche in ſeinem alten Logis ein, um ſeine Habſeligkeiten in die neue Wohnung, die ihm bereitet worden war, fortbringen zu laſſen. Er hatte ſich ſeit den großen Begebenheiten nicht verändert, war nur etwas blaſſer, vielleicht angenehmer blaß. Der Geſelle kam hervor, um von ihm Abſchied zu nehmen und machte im Stillen die Bemerkung, daß er ausſähe, als wäre er von Innen heraus weißgetüncht worden; aber er ward verlegen, und Avrohmche war auch verlegen. Endlich brach Avrohmche das Eis und ſagte: „Na, ich war von Sinnen, ich war toll, toll zum Anbinden, und wollte mir das Leben nehmen und mich erhenken, und Sie ſchnitten mich herab — — und ich bin doch hängen geblieben! — Aber dies Mal hänge ich richtig!“

*) Herr des Todes, Todesengel.

Wanderungen durch Vorarlberg.

Hohenems.

Von **Alfred Meißner.**

Eine Fahrt von kaum einer Stunde bringt den Reiſenden auf der neu-eröffneten Eiſenbahn von Bregenz nach Hohenems; der Ausflug gehört zu den anmuthigſten, und das Ziel, zu dem er uns führt, iſt ja wol einer nähern Umſchau werth.

Wir ſind um halb Acht ausgefahren, der Bodenſee, ein Ocean in Miniatur, liegt in klarer Bläue vor uns, eine unabſehbare, glänzende Fläche. Noch nicht beruhigt vom Sturm, in welchen er Tags zuvor aufgewallt, brauſt er gegen das Ufer, einzelne Sprühwellen ſchlagen in regelmäßigem Tact an den Damm und ſchießen über mannshoch empor. In der Ferne ziehen ein paar Dampfer ihre Schleppſchiffe, der Rauch ſchwimmt wie ein ſchwarzer Flocken in der klaren Luft, hier und dort ſchimmert ein weißes Segel, ſonſt unterbricht nichts das weite, klare, mit Silberflimmern funkelnde Blau. Mit ſeinen weißen Mauern und Uferbauten grüßt Lindau herüber.

Wir verlaſſen das maleriſch am Fuße des Pfänders und Gebhardtsbergs gelegene Städtchen, durchſchneiden einen Tannenwald, hinter welchem die Mehrerau, eine weitläufige Abtei, emporblickt, überfliegen die Aach auf einer zierlichen Brücke von Eiſenconſtruction und weit und herrlich liegt das Rheinthal vor uns geöffnet da.

Die Bahn läuft fortwährend eine das Thal begrenzende Bergkette entlang. Wir paſſiren das große Dorf Lauterach, von wo bald eine Flügelbahn zum Anſchluß an die Chur-Rohrſchacher-Linie abgehen wird, Schwarzach, das Thor des Bregenzerwaldes, durch deſſen Tobel (Felsſchlucht mit tobendem Waſſer) der Touriſt ſeinen Weg nach Schwarzberg ſucht — immer wieder öffnen ſich Einblicke in grüne Thäler, feſſeln Schlöſſer und Kirchlein auf romantiſchen Höhen das Auge. Nach der andern Seite hin dehnt ſich die weite, grüne Fläche, von den Schlangenwindungen des Rheins durchzogen und vor uns ſtehen und rücken immer näher die mächtigen Contouren der Alpen: der Sentis und die Balfrieder Berge, zur Churfürſtengruppe gehörig, die Grau- und Rieſelhörner.

Was jetzt herrlich grünes Wieſen- und Ackerland, war einſt mit Waſſer bedeckt, die Geologie bezeugt es und ein auch nur oberflächlicher Blick über die Configuration des Bodens läßt es erkennen. Es muß eine Zeit gegeben haben, wo der Bodenſee, der damals die vielleicht dreifache Ausdehnung von heute hatte, von einem Gebirge zum andern ging und die ganze Ebene ausfüllte, in welche jetzt der Rhein ausmündet. Damals gab's ſomit hier noch keinen Rhein. In hiſtoriſcher Zeit iſt er ſchon da und dem römiſchen Schilderer (Ammianus Marcellinus) erſcheint der Bodenſee als ein ungeheurer, von Wäldern eingefaßter Sumpf, in den ſich der Rhein ergießt und noch auf eine weite Strecke hin ſich durch ſeine Farbe vom See abſcheidet. Der Ausdruck Sumpf iſt ganz begreiflich und durch die vielen Untiefen erklärlich, die

schwer zu dem eigentlichen Spiegel gelangen lassen. Noch in geschichtlicher Zeit ging der See viel weiter als jetzt. So hat sich in Dornbirn, das jetzt zwei Stunden vom Seeufer entfernt ist, die Ueberlieferung erhalten, daß das erste Haus der Gemeinde, der Rhauinger, auf einer Anhöhe gelegen, von den Wellen bespült worden sei.

Um Dornbirn herum, einem großen, wohlhabenden Markt, dem Hauptsitz der vorarlberger Industrie, eigentlich ein Collectivum von Dörfern und Weilern, wachsen die Berge im Hintergrund immer mächtiger empor, auf einer trotzigen Bergkuppe, der Glopper genannt, zeigt sich zuerst Neuems, ein an der Felswand wie hingezaubertes, altes Castell, dann die Ruine des alten Schlosses Hohenems. Der Ort gleichen Namens, hinter Nußbaumalleen halb versteckt, erscheint mit seinem weitläufigen Herrensitz unter fast überhangenden Felsen.

Wer sollte meinen, daß das kleine, zur Hälfte von Juden bewohnte Städtchen mit den beiden Burgen in der Höhe einst gar wichtig gewesen als der Sitz eines uralten, gewaltigen Dynastengeschlechts, das bestimmt war, bedeutsam in die Geschichte einzugreifen?

Schon in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts treten uns diese Edlen von Ems entgegen. Ursprünglich Dienstmänner der mächtigen Grafen von Montfort zu Bregenz und Werdenfels, wissen sie sich von ihren Herren, die sich in drei Linien getheilt haben und sich gegenseitig befehden, dienstfrei zu machen. Sie erwerben Güter, Höfe und Weinberge, bauen eine Burg, wachsen empor im Kronstreite Friedrich des Schönen mit Ludwig dem Bayer und werden berühmte Kriegsleute. Zu ihnen gehört Rudolf von Ems, der Dichter, den Literarhistorikern wohlbekannt. (1220—1254.) Ursprünglich der Richtung Gottfried's von Straßburg angeschlossen, schreibt er auf Begehren Kaiser Konrad's eine „Weltchronik", vorerst die Zeiten des alten Testaments behandelnd, sodann die historische Dichtung „Wilhelm von Orleans", veranlaßt durch Wilhelm des Eroberers Zug nach England, der keine hundert Jahre hinter ihm zurücklag. Schließlich, sich von den literarischen Sünden zu reinigen, die er, wie er meint, durch seine Hinneigung zu Gottfried begangen, wird die im Mittelalter vielgelesene Legende Barlaam und Josaphat gedichtet, in welcher die Bekehrung des indischen Königssohns Josaphat durch den Einsiedler Barlaam erzählt und der Sieg der christlichen Lehre über alle übrigen Religionen verkündet werden soll.

Vom Jahre 1488 an hatte die Gewohnheit, Solddienste für fremde Mächte zu thun, alle Bewohner des rechten Rheinufers von Feldkirch bis Bregenz ergriffen, der Landstrich, über welchen die Edlen von Ems herrschten, bekam den Spottnamen „Landsknechtsland'l". Auch der kleine Adel und die Junkerschaft der Umgegend schloß sich den Capitainen an, denen es weder an blutigem Ruhm, noch an Beute fehlte.

Große Namen erwerben sich, namentlich in König Maximilian's italienischen Kriegen (von 1508—1517), Jacob II. und Marx (Marcus) Sittich von Ems. Ersterer hatte großen Antheil an der Einnahme Brescias durch Gaston de Foix; Letzterer siegt mit dem Herzog von Pescara in der Schlacht bei Romagnons, in welcher der edle Bayard fällt, greift mit seinen achtzehn Fähnlein Knechten entscheidend in die Schlacht von Pavia ein und hilft noch in demselben Jahre den Bauernaufstand am Bodensee niederschlagen. Noch zeigt man die „Hängeeichen" an der Straße nach Lindau. Er stirbt als österreichischer Vogt und Oberstthauptmann der vorarlbergischen Herrschaften

Sein Sohn, Wolf Dietrich, tritt in des Vaters Fußstapfen und heirathet, ein berühmter Condottiere nach italienischem Zuschnitt geworden, Clara von Medicis, eine Schwester des nachherigen Papstes Pius IV. und des Feldhauptmanns Jacob von Medicis, Herzog von Marignano. Damit ist der Grund zu großem Glanz seines Hauses gelegt. Aus seiner Ehe mit der Medicäerin werden ihm zwei Söhne geboren, welche die Leiter der Macht immer höher hinansteigen und, fast ganz Italiener geworden, es diesen in List, Trug und Gewaltsamkeit völlig gleich thun.

Beide lernen das Kriegshandwerk unter ihrem Onkel. Der Eine, wieder ein Marx Sittich, wird, kaum achtundzwanzig Jahre alt, Cardinal. Natürlich ist, jener Zeit entsprechend, das Priesterkleid nur Maske, weltlicher Gewinn das Ziel, es gilt ihm ein reiches Bisthum gewinnen. In Constanz sitzt ein alter gelehrter Mann, Metzler, auf dem bischöflichen Stuhle, man giebt ihm den ehemaligen Officier zum Coadjutor, worüber er sich so grämt, daß er auf sein Schloß nach Meersburg zieht und bald stirbt. Marx Sittich wird Bischof und findet in der Kasse die damals enorme Summe von 24,000 Gulden. Da baut er den schönen Palast von Hohenems, da die Zeit, auf der Höhe zu wohnen, längst vorüber; weilt aber nicht lange im Vaterland. Noch jung und unerfahren, sendet Pius IV. seinen lieben Nepoten als Legaten a latere auf das Trienter Concil. Wieder zum Schwert greifend, bändigt er Aufstände in der Mark Ancona und zerstört an einem Tage halb Ascoli, nachdem er ein Fort auf einem Absturze errichten ließ, von welchem aus die Artillerie die Bevölkerung niederschießt. Als Maximilian II. den Thron besteigt, wird er vom Papst abgesandt, ihm zu gratuliren, auf dem Reichstage zu Augsburg empfängt er in eigener Person die Investitur. Das Füllhorn päpstlicher Gunst scheint unerschöpflich, er wird Großpönitentiar, Gouverneur von Copranica und erhält einen Theil der confiscirten Güter der Caraffa, der übermüthigen Nepoten des Papstes, die Pius IV. mit Strang und Schwert hinrichten läßt. Zeitlebens schwimmt er in Gold und stirbt im Alter von zweiundsechzig Jahren in Rom, nachdem er an sieben Conclaves theilgenommen. Er liegt in S. Marco Transtevere in der von ihm gestifteten Kapelle begraben.

Zwei uneheliche Kinder, die ihm von einer schönen Genueserin geboren waren, hatten ihm viel zu thun gemacht. Der Sohn, Robert, ein Capitain der päpstlichen Garde, verursacht durch Entführung einer vornehmen Römerin, Julia Frangipane, großen Scandal. Eine Tochter, die Althea hieß, im Sinne jener Zeit an die Schwester der Leda und Mutter des Meleager gemahnend, ging nach einer unglücklichen Liebe in's Kloster.

Berühmter noch als der Kirchenfürst Sittich ward sein Bruder Jacob Hannibal, der sich unter Karl V. auf afrikanischem Boden auszeichnet. Er wurde Civil- und Militairgouverneur des Kirchenstaates, erhielt von Kaiser Ferdinand I. im Jahr 1550 den Reichsgrafenstand mit Sitz und Stimme auf dem Reichstage, und wurde von Philipp II. wegen Behauptung Antwerpens im Jahre 1578 mit der mailändischen Grafschaft Gallarate belehnt. Unmittelbar darauf finden wir ihn mit Don Juan d'Austria, damaligem Oberbefehlshaber der Niederlande, in Correspondenz, er schlägt Werbeplätze in Vorarlberg auf, zieht mit seinem Fähnlein vor Mastricht und wirkt bei der Einnahme dieser Festung entscheidend mit. Inzwischen Witwer geworden — er war mit Hortensia von Borromeo, der Schwester des später heilig gesprochenen Erzbischofs Karl Borromeo vermält — mit unberichtigten

Rechnungen, Forderungen an das ungern seine Schulden zahlende Spanien in der Tasche, wendet er sich nach Mailand und später nach Rom und stirbt 1587 in der Heimat. Seine Gebeine ruhen in der Pfarrkirche zu Hohenems.

Es ist selbstverständlich, daß die Herrschaft solcher Halbitaliener von eingreifender Wirkung auf's Land war. Unter so eifrigen Verfechtern des katholischen Glaubens wurde dem Vordringen der Reformation, die in nächster Nähe immer mehr Boden gewann, auf's Energischste Schranken gesetzt. Ueberdies hatte die Gewohnheit des Solddienstes kein Bürgerthum aufkommen lassen, wodurch das fortwährende Zurückrücken der Cultur erklärlich.

Marx Sittich und Jacob Hannibal hatten Ehren auf Ehren angehäuft und auch den Besitz zu mehren verstanden. Der Palast zu Hohenems war prachtvoll und mit Werken deutscher und italienischer Kunst angefüllt. Große Wandgemälde stellten Abschnitte der Familiengeschichte der Hohenemser dar. Man sah die Ureltern der Grafen auf der Wanderung von Hetrurien nach Rhätien, die Erbauung der Veste Neuems durch Ulrich von Ems, die Darstellung der Kämpfe mit den Appenzellern und die neuen Kämpfe Jacob Hannibals. Das Haus hatte seine eigene Buchdruckerei, aus welcher als erstes Werk die Emser „Chronik" hervorgegangen war. Der Büchersaal hatte Tausende von Büchern deutscher, französischer, italienischer und spanischer Sprache aufzuweisen; zur Manuscriptensammlung gehörten zwei Pergamentabschriften des Nibelungenliedes.

Obwol nun ein Fideicommiß für den Glanz des alten Geschlechts hatte sorgen wollen, nahm doch dessen Bedeutung von Generation zu Generation stetig ab. Einen Namen hat noch ein dritter Marx Sittich, Hannibal's Sohn, der als Erzbischof von Salzburg die Schlösser Mirtill und Hellbrunn baut und das dortige Gymnasium stiftet; ferner Kaspar „Graf von Hohenems und Gallarate", welcher Vaduz und Schellenberg von seinem Schwager an sich bringt, bis diese Herrschaften 1705 an das Haus Lichtenstein veräußert werden. Von da beginnt ein grimmiges, schreckliches: Herunter! Die hausväterlichen Anordnungen der Ahnherren finden nur Mißachtung bei den entarteten Enkeln. Unglückliche Ehen stören den Frieden und decken den sittlichen Verfall der Familien auf, das noch immer große Vermögen sinkt bei unsinnigem Aufwand mehr und mehr. Die Sammlungen werden verschleudert und nach allen vier Winden fortgetragen, kein Kunstgegenstand bleibt am Orte. Die Rüstungen kommen in die Ambraser Sammlung, die beiden Codices des Nibelungenliedes in die Laßberg'sche Sammlung und nach München. Nur die nicht veräußerbaren Wandgemälde erinnern noch an die alte Zeit.

Es war 1759, wo der letzte Graf von Hohenems, Franz Wilhelm, als k. k. Generalmajor in Graz starb. Sogleich zog Oesterreich die Grafschaft als erledigtes Manns- und Stammlehen ein. Seitdem hat der „Graf" oder die „Gräfin von Hohenems" oft das Incognito des Kaisers oder der Kaiserin auf Reisen gedeckt.

Und so steht nun der Palast Marx Sittich's, ein mächtiges Viereck von vier Seitenthürmen flankirt, wie ausgeraubt, ausgeplündert da, mit verschlossenen Fensterläden und schadhaftem Dache. Die Ornamentik und Bemalung der Außenmauern ist fort, der Verfall hat seinen Stempel allenthalben aufgeprägt. Der jetzige Besitzer, Graf Waldburg-Zeil, wohnt dem Schlosse gegenüber im Verwaltershäuschen. Im Jahre 1850 sollten auch

die Fresken verschwinden. Bei dem Herannahen eines Conflicts mit Preußen war der Palast als Kaserne verwendet worden. Man übertünchte alle Wände.

Die allerletzten, mehr als spärlichen Reste der einst so hochberühmten Hohenemser Bibliothek sind — etwa zweihundert Nummern — im Museum zu Bregenz aufbewahrt. Es sind fast durchgehends italienische und spanische Romane und Memoirenbücher, die Jacob Hannibal und Marx Sittich angehört. Fast alle sind in Schweinsleder gebunden, mit dem aufgedrückten Wappen des Hauses, dem springenden Steinbock. Manchmal ist der Cardinalshut beigegeben, auch manches Monogramm Jacob Hannibal's ist zu finden. Ob die Sammlung einen bibliographischen Werth hat, wage ich nicht zu bestimmen.

Wir machen uns nun zu den beiden alten Burgen auf den Weg. Wiewol sie auf zwei getrennten Kuppen liegen, läßt sich der Besuch derselben bequem in einem Nachmittag verbinden. Die erste Weghälfte ist beiden gemeinsam. Man geht durch den alten Thorbogen des „Hauptplatzes", umgeht den mit Reben bepflanzten, in der Höhe mit Laub und Tannenwald bewachsenen Felsvorsprung, der auf den Markt fast beängstigend niederblickt, und gelangt allmälig an die letzten Häuser. Am heißen Sommertag sitzen da die Frauen im Schatten irgend eines Dachvorsprungs, Jung und Alt, in Gruppen bei ihren Stickrahmen, jede mit der Tamburirnadel in der Hand. Alle Frauen des Bregenzerwaldes sind Stickerinnen, die ihre Arbeit an schweizer Fabriken abliefern.

Nun an Mühlen und Spinnereien vorbei, denen die Wasserkraft des jäh herabschießenden Baches gar sehr zu statten kommt; und gar angenehm wandelt sich's unter den schattigen, den Weg ganz überdachenden Buchen die Bergstraße hinan, bis sich das Thal erweitert und die Aussicht auf einen prachtvollen Hintergrund öffnet. Mächtige Berge stehen im Halbkreis um den Gipfel, dem wir zustreben, ihr unterer Abhang sanftgrüne Matten, darüber emporsteigend schwarzer Wald, die Kuppen grauer Fels, welchen sich die Phantasie, des Hohenemser Wappens gedenkend, mit Gemsen bevölkert. Es ist wahrlich, als habe auch die Natur auf jeder dieser Höhen eine Burg bauen wollen — so mauergleich steigen die Wände empor. In der Tiefe den Blick auf die Thalebene — es läßt sich kaum etwas Reizvolleres denken.

Von da ab steigt man sacht durch Almwiesen hinan, bis plötzlich auf dem äußersten Felsvorsprung des Glopper das Schloß erscheint.

Dieses Neuems (auch die Taunenburg genannt) ist trotz seines ruinenhaften Zustandes doch noch bewohnt. Als Käuzlein haust darin mit Weib und Kind ein Waldburg-Zeil'scher Jäger, schläft im Stumpfe des uralten halbzerstörten Thurms und baut seine Kartoffeln in der ehemaligen Kemnate.

Elende, halbsbrecherisch baufällige Leitern führen von Stockwerk zu Stock — und welche Aussicht hätte man, wenn die ellendicken Mauern nicht allenthalben den Blick behinderten und ein großes Bild in lauter kleine zerschnitten. Der blitzende, zwischen grünen Ufern hinwallende Rhein — der blaue Bodensee in meergleicher Ausdehnung — die Glarner und Graubündner Alpen — es ist ein glorreicher Blick, in seiner Art einzig.

Noch schenken wir einen Moment der halbzerstörten Kapelle, an deren Wand die uralten Fresken — wol aus dem fünfzehnten Jahrhundert — zerbröckeln — dann treten wir den Weg zur zweiten Burg an.

Zu dieser geht's erst hinab, dann über ein Grat und durch den Wald

hinan. Dieſe ältere, urſprüngliche Burg der Hohenemſer iſt weit grandioſer als die Tannenburg. Die Ruinen von Mauern, Thürmen und Wällen ſind geradezu rieſig. Man erkennt noch die Waffenkammern, die Säle, die Kapelle, die Zwinger mit Gartenanlagen.

Wie jedes Schloß hat auch dieſes ſeine düſtere Geſchichte, ſeinen alten hiſtoriſchen Greuel. Hier hat König Wilhelm von Sicilien, der letzte Sproſſe des normanniſchen Königsſtamms, geblendet ſein Leben vertrauert. Es iſt nicht Jedermanns Sache, ſo hohenſtaufenfeſt zu ſein, wie es unſere Profeſſoren verlangen und ſo ſei denn der Sachverhalt kurz angedeutet. Heinrich III., des Rothbarts genialer, aber grauſamer und despotiſcher Sohn, machte, wie allbekannt, als Gatte Conſtanzen's, der einzigen Tochter Rogers von Apulien, Anſprüche auf deſſen Länder, als dieſer ohne männliche Nachkommenſchaft ſtarb. Tancred, ein unehelicher Sohn Roger's (dem größern Publicum mindeſtens aus Grabbe's Trauerſpiel bekannt), war ihm zuvorgekommen und hatte ſich in Palermo krönen laſſen. Heinrich rückte vor Neapel, ſeine Gemalin aber wurde inzwiſchen von Sorrent, wo ſie weilte, an Tancred ausgeliefert, Heinrich mußte mit einem halbaufgeriebenen Heere heimkehren . . .

Aber Tancred hatte damit nichts gewonnen. Es bildete ſich eine Partei für die gefangene Conſtanze, die er daher freiwillig wieder entließ; man glaubte nicht, daß er der großen Macht des Kaiſers werde widerſtehen können. Er ſtarb und ſein unmündiger Sohn Wilhelm und deſſen Mutter, Roger's Gemahlin Sibylle, konnten um ſo weniger Trotz bieten. Heinrich kam, Neapel öffnete ihm die Thore, Palermo wurde geſtürmt und geplündert, Sicilien unterwarf ſich, nachdem des Kaiſers großer General Heinrich von Palatin in der Schlacht von Catania geſiegt hatte. Urplötzlich bewilligte der Kaiſer der unglücklichen Sibylle, daß ihr Sohn des Vaters Erbe Lecce und Tarent behalte. Kaum hatte ſie ſich darauf hin in ſeine Hand gegeben, als er den jeder eigenen Schuld unfähigen Knaben unter dem Vorwand einer Verſchwörung feſtnehmen, blenden und — entmannen ließ. (26. Dec. 1194.) Die Königin Sibylle und deren Töchter kamen in das elſäſſiſche Kloſter Hohenburg, der unglückliche Knabe nach Hohenems. Es iſt wol nur eine Sage, daß er entkam und im Gebirge als Einſiedler weiterlebte.

So die Geſchichte, welche hier an die Epiſode von Conſtanze und den kleinen Arthur gemahnt. Gewiß, die Hohenſtaufen ſind unſer deutſches Titanengeſchlecht; deſſenungeachtet kehrt ſich an ihnen immer wieder ein grauſamer, barbariſcher Zug hervor, der keine rechte Liebe zu ihnen aufkommen läßt.

Thomas Carlyle.

Von **Friedrich Althaus.**

Von der Schaar genialer Männer, in denen während der letzten hundert Jahre die schöpferische Kraft des schottischen Volksthums sich so glänzend verkörpert hat, ist noch einer am Leben, der Nestor der schottischen und englischen Literaturrepublik: Thomas Carlyle. Eröffnet wurde der Reigen um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts von David Hume und Adam Smith. Gegen das Ende des Jahrhunderts folgte Robert Burns; nach Burns kam Walter Scott, nach Scott Henry Brougham, nach Brougham Thomas Carlyle. Das bloße Nennen dieser Namen genügt, eine seltene Reihe selbstständiger Charaktergestalten und weiter Gebiete des geistigen Schaffens vor die Seele zu rufen. Der Philosoph, der Geschichtsschreiber, der Nationalökonom, der lyrische Dichter und der epische Dichter, der Redner und der Staatsmann treten in Persönlichkeiten vor uns auf, deren Einfluß bis in die Gegenwart fortwirkt und deren Schöpfungen zu einem Gemeingut aller gebildeten Völker geworden sind. Aber so weit diese Männer in Talent und Sinnesart von einander abweichen und so unzweifelhaft sie im weitern Sinne des Worts Söhne ihrer Zeit waren, ein Zug des schottischen Volksthums ist in Allen deutlich erkennbar. Auch Carlyle kann ohne diese Hinweisung auf seine schottische Herkunft nicht richtig verstanden und gewürdigt werden. Sie wurzelt tief in ihm, wie der schottische Dialect, dessen er sich, trotz eines vierzigjährigen Aufenthalts in London, nie hat entwöhnen können. Und einsam und nur sich selbst vergleichbar wie er unter seinen Zeitgenossen in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts dasteht, findet er einen naturgemäßen Platz in der Gruppe jener großen Schotten, die er allein in hohem Alter noch überlebt.

Es sind jetzt fast zwanzig Jahre, seit ich Carlyle zuerst kennen lernte: — in Italien, aus einer deutschen Uebersetzung seiner „Geschichte der französischen Revolution", die mir an einem Frühlingstage in dem damals noch nicht französischen Nizza zufällig in die Hände kam. Ich erinnere mich noch sehr wohl des bedeutenden Eindrucks, den die Lectüre dieses Werkes auf mich hervorbrachte und mein Interesse für den Autor gründete sich auf diese wunderbare Schöpfung, die Alles, was ich früher über denselben Gegenstand gelesen, in Schatten setzte. Das ganze Werk ließ eine von Grund aus eigenartige, kraftvolle Persönlichkeit erkennen. Es war eben so viel von dem Feuer und der Phantasie des Dichters (und eines Dichters in großem Stile) darin, als von dem wissenschaftlichen Geist des Geschichtschreibers. Eine künstlerische Gestaltungskraft, welche die Ereignisse und die Charaktere, in ihren großen Zügen wie in ihren kleinsten Details mit unvergleichbarer Lebendigkeit in allen Nuancen des Costüms und der Stimmung sichtbar, gegenwärtig vor die Seele zauberte, wirkte zusammen mit einem großartigen philosophischen Denken, das sie in stetem Zusammenhang mit der Geschichte der

Thomas Carlyle

Welt und der Menschheit erscheinen ließ, mit einem Humor, der zugleich Mitgefühl für sie erweckte und über sie emporhob. Es war nicht das Werk eines Geschichtsschreibers im gewöhnlichen Sinne des Worts; es war das Werk eines die Geschichte in ihren elementarischen und sittlichen Energien reproducirenden Genius. Auch in Stil und Ausdrucksweise machte diese geniale Eigenthümlichkeit sich geltend. Nicht selten rief sie den Eindruck des Wunderlichen, Grotesken, Absonderlichen hervor, so daß man sie für Manier hätte halten mögen. Doch was so erschien, trat wieder mit so ungezwungener Selbstständigkeit auf, stand in so naturwüchsigem Zusammenhang mit allen anderen Eigenschaften des Darstellers, daß jener Eindruck bald dem Zauber eines Stils wich, dessen Rhythmus und Melodie unwiderstehlich fortrissen. Gern hätte ich schon damals mehr von diesem modernen Landsmann Shakespeare's, Scott's, Byron's, Shelley's, Dickens' und Macaulay's erfahren. Doch weitere Wanderungen durch Italien verzögerten die Erfüllung meines Wunsches. Erst als ich zu Ende desselben Jahres nach London übersiedelte, trat der Gedanke an Carlyle mir wieder näher. Ich las seine Werke. Ich suchte und fand Gelegenheit, die Ansichten verschiedener englischer Kreise über ihn zu hören. Wie zu erwarten, waren diese Ansichten äußerst getheilt. In der That ist es verhältnißmäßig leicht, sich über die obengenannten Landsleute Carlyle's, über Hume, Scott, Burns u. A. ein Urtheil zu bilden, während ein einigermaßen umfassendes Urtheil über Carlyle verhältnißmäßig schwer ist. Die Gründe braucht man nicht weit zu suchen. Carlyle ist nicht nur eins der eigenartigsten Genies unserer Zeit, er hat auch seine Philosophie in keinem wissenschaftlich ausgearbeiteten System dargelegt, sondern überläßt es dem Leser, sich dieselbe aus seinen historischen Werken und seinen socialpolitischen Betrachtungen zu construiren. Abgesehen davon, lassen diese Werke, so unzweifelhaft consequent sie aus seiner ganzen schriftstellerischen Entwicklung hervorgingen, eine Reihe von Phasen erkennen, deren Zusammenhang dem oberflächlichen Blicke nicht sofort klar ist. Und mehr als das: Carlyle hat sich nicht begnügt, auf dem Boden der Geschichte oder der Speculation stehen zu bleiben, sondern seine Stimme mit einem Ernst, einem Feuereifer, einem prophetischen Schwung und einer philosophischen Unabhängigkeit gegen die bestehenden Zustände der gegenwärtigen Welt erhoben, in der die strengsten Parteiansichten sich bewähren und die doch alle Parteien ohne Ausnahme verurtheilte. Wer ihn endlich im Uebrigen gelten ließ, mochte immerhin über seinen wunderlichen, „unenglischen" Stil die Achseln zucken. So verschiedene Ansichten mir jedoch zu Ohren kamen, mein schließlicher Eindruck blieb, daß man diesen Mann in England als eine geistige Macht, als eine der hervorragendsten intellectuellen Gestalten seiner Epoche anerkannte. Und dieser Eindruck hat sich seitdem, nach allem widersprechenden Gerede über ihn, nur befestigt. Der Einfluß des „Philosophen von Chelsea" hat mit den Jahren nicht abgenommen. Von manchen zufälligen Schlacken der Zeit gelöst, wirkt er geläutert fort. Neues freilich erwartet man von dem Sechsundsiebzigjährigen nicht mehr. Mit ernstem Sinne von früh auf thätig, hat er seine Lebensarbeit gethan und sich das Recht erworben, auf seinen wohlverdienten Lorbeeren zu ruhen. Aber wenn er gelegentlich mit noch immer ungebrochener Kraft seine Stimme erhebt, sei es auch nur in wenigen Zeilen eines Briefes, der in die Zeitungen seinen Weg findet, so lauscht alle Welt mit Interesse seinen Worten und wenige literarische Unternehmungen haben sich eines so glänzenden Erfolges rühmen kön-

nen, als die seit zwei Jahren erscheinende Volksausgabe von Carlyle's Werken, die in vielen Tausenden von Exemplaren in die weitesten Volkskreise eingedrungen ist.

Bei uns in Deutschland scheint Carlyle weniger bekannt, oder doch weniger nach seinem Werthe gewürdigt. Dennoch berechtigen ihn zu einer solchen Würdigung nicht blos seine genialen Leistungen; vor allen anderen großen Engländern unseres Jahrhunderts darf er auch ganz besondere Ansprüche darauf erheben. Der erste dieser Ansprüche gründet sich auf sein Verhältniß zu deutscher Literatur und deutschem Geistesleben, für dessen internationale Vermittelung und Anerkennung kein Ausländer in beiden Hemisphären mit gleicher Hingabe und gleichem Erfolge gewirkt hat wie er. Einen zweiten Anspruch aber hat Carlyle sich durch seine „Geschichte Friedrich's des Großen" erworben, ein Werk, eben so ausgezeichnet durch das geist- und lebensvolle Charakterbild des großen Königs und seiner Zeit, als durch den prophetischen Sinn, womit es die politische Neugestaltung Deutschlands voraus verkündet hat. Carlyle war es auch, der noch vor Kurzem, im Spätherbst 1870, als nach der Katastrophe von Sedan in England wie überall sonst die öffentliche Meinung sich von dem siegreichen Deutschland dem geschlagenen Frankreich zuwendete, mit dem vollen Gewicht seiner Autorität auftrat für die deutsche Sache, unbeirrt wie immer durch das verworrene Gerede um ihn her. Schon als dem sympathischsten Vertreter der geistigen Schöpferkraft und der nationalen Wiedergeburt unseres Volkes sollte ihm daher unsere theilnahmvolle Sympathie entgegenkommen; doch unabhängig davon fordert auch sein Charakter und seine Lebensarbeit eine solche heraus. Freilich wird er mit seinen charakteristischen Eigenthümlichkeiten wol kaum je so heimisch bei uns werden als Shakespeare, als Sir Walter Scott, oder als Dickens. Aber alle ernsteren Naturen müssen sich durch seine geniale Größe angezogen fühlen. Ja, das Geistesbild unserer gährenden Epoche, die sich aus den Formen und Anschauungen eines zerfallenden Ideals zu befreien und ihr Dasein nach neuen Idealen zu gestalten strebt, muß unvollständig bleiben für Jeden, der es nicht in dem Spiegel dieser tiefen, ernsten, großartigen Philosophen- und Dichterseele betrachtet.

Der äußere Verlauf von Carlyle's Lebensgeschichte ist einfach genug. Als Sohn eines Pächters am 4. December 1795 in dem Dorfe Ecclefechan in der Grafschaft Dumfries in Süd-Schottland geboren, besuchte er die Schule seines Geburtsorts, dann seit 1806 das Gymnasium der benachbarten Stadt Annan und seit 1809 mit der Absicht, sich eventuell der theologischen Laufbahn zu widmen, die Universität Edinburgh. Nachdem er hier bis 1814 den allgemeinen classischen und mathematischen Cursus durchgemacht, erhielt er eine Anstellung als Lehrer der Mathematik in Annan und 1816 eine ähnliche in Kirkaldy. Unbefriedigt durch diese Thätigkeit, aber auch über seinen künftigen Lebensberuf unschlüssiger als je, kehrte er 1818 nach Edinburgh zurück, wo er nun, mit vielfachen Studien beschäftigt, bis 1821 als Privatlehrer fungirte. Für die Laufbahn des Schriftstellers entschied ihn die Bekanntschaft mit der neuern deutschen Literatur und besonders mit Goethe's Werken. Seine ersten schriftstellerischen Leistungen (biographische Beiträge zu Brewster's Edinburgh Encyclopädie und eine Uebersetzung von Legendre's Geometrie) datiren aus dem Jahre 1823. 1824 erschien seine Uebersetzung Wilhelm Meister's, 1825 sein Leben Schiller's. Seit 1827 war er als Mitarbeiter an der Edinburgh Review und an Frazer's Magazine, seit 1828

an der Foreign Review thätig. In demſelben Jahre zog er, nachdem er ſich 1827 verheirathet, von Edinburgh auf das kleine abgelegene Landgut Craigenputtock in Dumfriesſhire. Hier wohnte er, eifrig literariſch beſchäftigt, in größter Zurückgezogenheit bis 1832. Zu Ende dieſes Jahres ſiedelte Carlyle nach London über, wo er in der ſüdweſtlichen Vorſtadt Chelſea ſeinen Wohnſitz nahm. Und in philoſophiſcher Unabhängigkeit blieb er ſeitdem bis auf den heutigen Tag in ſeinem alten Hauſe in Chelſea wohnen, nur der ſelbſtgewählten Arbeit des Geiſtes lebend. Zu Localſtudien für ſeine Geſchichte Cromwell's unternahm er während des Jahres 1844 Reiſen durch verſchiedene Theile Englands und Schottlands. Das europäiſche Feſtland betrat er, einen flüchtigen Beſuch in Paris im Jahre 1825 abgerechnet, zum erſtenmal im Jahr 1852, um in Deutſchland Studien für ſeine Geſchichte Friedrich's des Großen zu machen. Eine zweite Reiſe zu demſelben Zwecke folgte 1858. Den Winter von 1866—67 brachte Carlyle zur Stärkung ſeiner durch den plötzlichen Tod ſeiner Frau erſchütterten Geſundheit in Mentone zu. Außerdem machte er öftere Fahrten in ſeine ſchottiſche Heimat; unter welchen letzteren die Fahrt im April 1866, nachdem die Studentenſchaft von Edinburgh ihn zum Lord-Rector der Univerſität gewählt hatte, die merkwürdigſte war. Dies Rectorat in Edinburgh war das einzige öffentliche Amt, zu deſſen Annahme er ſich entſchloß, ſo wie die Inauguralrede, mit der er ſeine Amtsführung einweihte, abgeſehen von einigen ſpäter zu erwähnenden Curſen von Vorleſungen, ſein einziges öffentliches Auftreten als Redner bezeichnete.

In dieſen einfachen, biographiſchen Rahmen fügt Carlyle's ſchriftſtelleriſche Thätigkeit ſich ein. Ihrem Inhalt und ihrer Entwickelung nach zerfällt ſie in drei Hauptepochen: eine deutſche, eine franzöſiſche und eine engliſche, die in genannter Reihenfolge die Jahre 1823—32, 1832—37 und 1837—72 umfaſſen, ſo jedoch, daß während der letzten Hälfte der dritten Epoche die erſte ſich gewiſſermaßen noch einmal erneuerte, indem die Beſchäftigung mit einem deutſchen Gegenſtande ihren Hauptinhalt ausmachte. Für die Jahre, welche dem Beginn ſeines ſchriftſtelleriſchen Wirkens vorangingen, und für das Verſtändniß ſeines Weſens und ſeiner Entwicklung überhaupt muß vor Allem jenes ſchon Eingangs ſo entſchieden hervorgehobene Grundelement im Auge behalten werden: — ſeine ſchottiſche Abkunft, ſeine Geburt und Erziehung in dem claſſiſchen Lande des Puritanismus, inmitten eines Volksthums, in dem Geiſt und Sinn der reformatoriſch-revolutionären Epoche der engliſchen Geſchichte, der Zeiten John Knox's und Oliver Cromwell's, tiefere Spuren hinterlaſſen haben und noch jetzt unveränderter fortbeſtehen, als irgendwo ſonſt. Es heißt, ich weiß nicht mit welchem Grunde, eine verwandtſchaftliche Abſtammung verknüpfe Carlyle's Familie mit der des ſchottiſchen Reformators. Thatſache iſt, daß Carlyle's Eltern nach jenem Sinne geartet waren und wie mächtig ſein eigenes Aufwachſen unter ſolchen Umſtänden, in einfachen, frugalen Verhältniſſen, in ländlicher Einſamkeit die Ausbildung dieſes naturgegebenen Charakters förderte, ſteht klar in ſeinen Werken zu leſen. Auch blieb, ſo weit ſeine ſpätere Entwickelung ihn über die ſchottiſchen Volksſchranken hinausführte, jener ernſte, religiöſe, enthuſiaſtiſche Grundzug ihm unauslöſchlich tief eingeprägt. So wenig Burns ohne die ſchottiſchen Berge, Haiden und Seen, Scott ohne die ſchottiſchen Volksſagen und Legenden verſtanden werden kann, ſo wenig Carlyle ohne die Erinnerung an den ſchottiſchen Puritanismus. Aber neben dieſem angeborenen Ele-

mente des Beharrens erfüllen ihn schon von frühauf ein freier Bildungstrieb, ein unwiderstehlicher Erkenntnißdrang, ein tiefes, speculatives Bedürfniß selbstständigen Denkens, die ihn vor der Knechtschaft in der puritanischen Formel bewahrten. Wie wenig sein Schulunterricht, wie wenig die Universitätsstudien den nach allem Höchsten dürstenden Geist des Jünglings befriedigten, hat er er in dem merkwürdigen Buche, worin er die Geschichte seiner inneren Kämpfe niederlegte, dem „Sartor Resartus" geschildert. Wie alle großen und tiefen Geister, durchlebte er in dem Uebergang vom Knaben- zum Mannesalter eine Sturm- und Drangperiode, die ihn bis in den tiefsten Grund seiner Natur erschütterte. Gegen das Gebäude des überlieferten Glaubens liefen bald die erwachenden Zweifel Sturm. Unfähig zwischen seinem Denken und dem religiösen Dogma eine Uebereinkunft zu treffen, entsagte er endlich widerstrebend der theologischen Laufbahn. Aber auch die weltliche Philosophie, welche ihm als Ersatz geboten wurde, der Skepticismus und die Erfahrungsphilosophie des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts genügten der jungen, feurigen Seele nicht. Von der alten Welt des Glaubens losgerissen, doch unvermögend auf ihren Trümmern eine neue zu gestalten, glich er lange einem Schiffbrüchigen, der mitten im stürmischen Meere vergebens nach Land sucht. Was ihn aus seiner verzweiflungsvollen Zerrissenheit rettete und den erlösenden Entschluß, sich der freien Arbeit des geistigen Schaffens zu widmen, in ihm entzündete, war sein Bekanntwerden mit den Schöpfungen der großen Dichter und Denker unserer deutschen, classischen Literaturepoche. In der menschlich schönen Geisteswelt, welche diese Schöpfungen offenbarten, gingen ihm neue Ideale auf, welche die verlorenen ersetzten; und das Bemühen, sich mit ihrem Geist zu erfüllen, ihre Schätze seinen Landsleuten zugänglich zu machen, bildete zugleich den Anfang seiner schriftstellerischen Laufbahn und das belebende Princip jener ersten Phase derselben, die ich als die deutsche bezeichnete.

Von den Erzeugnissen dieser deutschen Epoche wurden bereits die Uebersetzung von Goethe's „Wilhelm Meister" und das „Life of Schiller" erwähnt. 1827 folgten unter dem Titel „German Romance" vier Bände Uebersetzung aus Goethe, Jean Paul, Tieck, Musäus und Hoffmann; 1828—32 eine Reihe vorzüglicher Beiträge zu der Edinburgh Review und der Foreign Review, über Goethe, Schiller, Jean Paul, Novalis, Zacharias Werner, Johann Gottlob Heyne, die neueren deutschen Dramatiker, die Geschichte und Zustände der deutschen Literatur im Allgemeinen, die tiefer in den Geist des deutschen Denkens und Dichtens eindrangen und nachhaltiger zur Beförderung eines verständnißvollen Studiums der deutschen Literatur wirkten als Alles, was bis dahin nach derselben Richtung in England geschrieben war oder seitdem geschrieben ist. Ueberhaupt müssen diese Arbeiten Carlyle's an Geist, Kraft, Fülle und Originalität noch jetzt den werthvollsten kritischen Beiträgen zur Geschichte der deutschen Literatur zugezählt werden. Auf ihn persönlich übten vor Allem drei Männer eine tiefgehende Wirkung aus: Jean Paul, Fichte und Goethe. In Jean Paul fesselte ihn der unendliche Reichthum des dichterischen Humors, in Fichte die Idealphilosophie und das sittliche Pathos, in Goethe die Harmonie der in sich vollendeten menschlich schönen Persönlichkeit. Die größte Bewunderung empfand er für Goethe; aber Fichte und Jean Paul standen seinem eigenen Wesen näher und ein starker Anklang von Beiden hallt durch sein ganzes späteres Wirken wieder. Nicht der Anklang der Reminiscenz, aber der Anklang der geistigen Verwandt-

schaft. Jene deutschen Einflüsse zeitigten die Geisteskräfte, die in ihm selbst nach freier Entwickelung rangen. Wenn Fichte eine mächtige Anziehung auf ihn ausübte, so war es, weil er wie dieser berufen war, dem lebenden Geschlecht zürnend die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters vorzuhalten, ihm als ideeller Censor und Prophet mahnend in's Gewissen zu reden. Wenn Jean Paul ihn hinriß, so geschah es, weil dem Genie des großen deutschen Humoristen in ihm selbst eine naturwüchsige, humoristische Empfindung entsprach, die ihm sein ganzes Leben hindurch treu geblieben ist. Uebrigens müssen bedeutende Abzüge gemacht werden, wenn man Carlyle als einen englischen Jean Paul bezeichnet.

Er war aus herberm Stoffe geschaffen, als der Verfasser des Hesperus; sein Geist war bei allem Idealismus in höherm Maße dem wirklichen Leben und der Geschichte zugewandt, seinem Humor endlich stand mehr eine tiefe, danteske Melancholie zur Seite, als die überschwängliche Sentimentalität seines deutschen Vorgängers. Nichtsdestoweniger waren jene deutschen Einflüsse auf ihn groß und unzweifelhaft. So erklärte auch sein eigenthümlich unenglischer Stil sich ohne Frage zum Theil aus dem Einfluß Jean Paul's, während die Gattung des Werkes, worin er, am Wendepunkt zweier Lebensepochen, seine der Fichte'schen Idealphilosophie verwandte philosophische Weltansicht am umfassendsten entwickelte, der „Sartor Resartus", unverkennbar auf Jean Paul'sche Vorbilder hinweist. Als gemeinsam anregende und befeuernde Wirkung seiner Bekanntschaft mit unserer deutschen Literatur und Philosophie muß endlich der lebensvolle Eindruck der völlig unconventionellen, in edler Unabhängigkeit nur den höchsten Interessen der Menschheit geweihten Charaktergröße unserer großen Dichter und Denker hervorgehoben werden. Eingeengt von einer Welt der Formeln und der Observanzen, der es in allen geistigen Dingen vor Allem um die Heilighaltung der herrschenden Sitte, um die Anpassung an das Hergebrachte zu thun war, fühlte er sich befreit und beflügelt durch eine Genossenschaft verwandter Geister, die nur *eine* Ehrfurcht kannten: die Ehrfurcht vor dem Wahren, dem Guten und dem Schönen. Einer von dieser Genossenschaft weilte damals noch unter den Lebenden, Goethe — und die Erinnerung an den Verkehr Carlyle's mit diesem Altvater unserer Literatur darf auch einer so gedrängten Darstellung wie der gegenwärtigen nicht fehlen. Wir müssen dieses Verkehrs um so mehr gedenken, als Goethe demselben in dem über auswärtige Literatur handelnden Bande seiner nachgelassenen Schriften kein unwürdiges Denkmal gesetzt hat. Angeknüpft wurde er von Carlyle durch die Sendung seiner Uebersetzung Wilhelm Meister's und seines „Life of Schiller" (1825). Goethe erwiederte durch ein freundliches Schreiben und eine wohlwollende Besprechung des letztgenannten Werkes; und so entspann sich ein Briefwechsel, der bis zu Goethe's Tode fortdauerte. Auch die vier Bände „German Romance" wurden von Goethe rühmend erwähnt. Im Jahre 1830 erschien eine deutsche Uebersetzung des „Life of Schiller" mit einem Vorwort von Goethe, worin dieser Veranlassung nahm, seine Ideen über Weltliteratur auszusprechen und einen Brief Carlyle's mittheilte, der über die Jahre seines Lebens in der Einsamkeit von Craigenputtock ein eben so anziehendes als historisch interessantes Zeugniß ablegt. Solche Beziehungen mußten den deutschen Studien Carlyle's neue Weihe und Schwung verleihen. Sie bilden zugleich eine der erfreulichsten Episoden in der neuern Geschichte des internationalen Ideenverkehrs und hallen jene einleitende

Epoche in Carlyle's schriftstellerischer Thätigkeit mit einem warmen, menschlich schönen Lichte auf.

Diese Epoche dauerte, wie schon bemerkt, bis zum Jahre 1832, schloß also ab mit dem Tode Goethe's. Schon vorher hatte es nicht an Zeichen gefehlt, daß das Wandeln in den Palmenhainen der Idealwelt den schottischen Autor nicht auf immer befriedigen werde. Das Geräusch des Lebens, das Rollen der Begebenheiten drang in seine Einsamkeit hinüber und er war nicht der Mann, ihre Forderungen abzuweisen. Noch ehe die französische Julirevolution die stagnirende Geschichte Europas in frischen Fluß brachte, hatte er seine Gedanken über die Weltlage in dem tiefsinnigen Essay „Zeichen der Zeit" in der Edinburgh Review ausgesprochen. 1831 behandelte er dasselbe Thema in dem Essay „Charakteristiken" und der ebenfalls 1831 verfaßte „Sartor Resartus" schließt mit der Nachricht von dem Ausbrechen der Revolution und der Abreise des Helden, Professor Teufelsdröckh, nach Paris. Bekanntlich begann um dieselbe Zeit auch in England die große Reformbewegung, deren Nachwirkungen bis auf den heutigen Tag fortdauern. Das Zusammentreffen dieser bedeutungsvollen Begebenheiten beschleunigte vermuthlich den Abschluß der ersten, eben geschilderten Phase in Carlyle's Autorleben und den Beginn einer neuen. Die idealen deutschen Errungenschaften blieben ihm als unveräußerliches Besitzthum; aber seine Aufmerksamkeit wandte sich seitdem von der Literatur ab, den großen Fragen der Zeit und der Geschichte zu. Daß es eben um diese Zeit war, als er von Craigenputtock nach London übersiedelte, aus der Einsamkeit in die Weltstadt, wurde bereits erwähnt. Ich nannte diese zweite die Jahre 1832—37 umfassende Epoche, die *französische*, weil sie fast ausschließlich von Studien über die französische Geschichte erfüllt war und ihren Höhepunkt erreichte in dem großen Werke über die französische Revolution. Der ganze ruhelose Zustand der Gegenwart, die anarchisch-revolutionäre Zersetzung, in welcher Carlyle das Zeitalter begriffen sah, erklärte sich ihm als nothwendige Nachwirkung jener gewaltigen Katastrophe des achtzehnten Jahrhunderts; und dieser Katastrophe in ihren Ursachen nachzuspüren, sie in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung zu erfassen und darzustellen, schien ihm seine nächste Lebensaufgabe. Seine hohen Ansprüche an die Geschichtschreibung, als die adäquate Darstellung der wirklichen Ereignisse des Menschenlebens, setzte er noch 1832 in den Artikeln „Ueber Biographie" und „Boswell's Leben Johnson's" auseinander. 1833 erschienen, als unmittelbare Vorarbeiten zu der „Geschichte der Revolution", in der Edinburgh Review die meisterhaften Artikel über Diderot und Cagliostro, später die eben so vorzüglichen Monographien über Voltaire, Mirabeau und die Halsbandgeschichte. Das Jahr 1837 brachte in drei Bänden das Hauptwerk: „The French Revolution. A History. By Thomas Carlyle." Es war das erste Mal, daß Carlyle sich als Autor nannte und diese erste große Leistung errang ihm sofort einen nationalen Ruf. Was er damit geleistet, habe ich oben versucht zu sagen. Hier muß hinzugefügt werden, was er selbst über die schließliche Bedeutung der französischen Revolution für die Menschheit dachte. Von ihrer historischen Nothwendigkeit, ihrer welterschütternden Consequenz und Energie konnte Niemand tiefer durchdrungen sein, als er. Der philosophische Radicalismus, womit er sich in diesem Sinne aussprach, entrüstete seine conservativen Landsleute eben so sehr, als seine glänzende Darstellung sie hinriß. Aber andererseits gehörte er keineswegs zu Denen, die in dem Siege der Revolution die ideale Höhe, das

letzte wünschenswerthe Resultat des Kampfes zwischen menschlicher Freiheit und Knechtschaft priesen. Ihre Größe lag für ihn in der Nemesis, die mit erbarmungsloser Hand das Verrottete, das Halbe, das Unwahre, die todten Formeln der Vergangenheit zerstörte in dem Gewittersturm, der die schwere, dunstgetrübte Atmosphäre des Jahrhunderts reinigte. Doch höher als diese zerstörenden Gewalten galt ihm die Schöpfung eines neuen, harmonischen Zustandes der Dinge, welche die Revolution nicht vollbrachte. Das gährende Chaos der alten Zeit war zu schroffen, gewaltigen Contrasten auseinandergerissen; aber der revolutionäre Zeitgott verschlang seine Kinder; das große Problem, aus den wilden Elementen einen Kosmos der Freiheit und des menschenwürdigen Lebens zu erschaffen, blieb ungelöst. In diesem anarchischen Zwischenzustand zwischen dem unvermeidlichen Zerfall einer alten und dem Aufbau einer neuen Welt sah er nun das gegenwärtige Geschlecht haltlos schwanken, ohne die Stütze des frühern Glaubens, der mehr und mehr zu einem sinnlosen Formelwesen herabgesunken, ohne die Freudigkeit eines neuen Glaubens, der noch nicht geboren war. Seiner Meinung nach konnte dieses Zwischenreich noch lange dauern, vielleicht noch Jahrhunderte; und das Unglück der gegenwärtigen Menschheit, das eine der Klage werthe Lebenselend lag für ihn in dieser Anarchie, dieser Gebrochenheit, dieser Glaubenslosigkeit, die verworren schwankte zwischen Unglauben und Heuchelei, Pflicht und Neigung, Sittlichkeit und Sitte, die weder zu gehorchen verstand noch zu befehlen, die das Leben in der Selbstsucht, in dem Alltäglichen, Respectabeln, Hergebrachten, dem resoluten Leben in dem Wahren, Guten und Schönen vorzog. Diese Anarchie zu bekämpfen, in diesem täuschenden Irrlichtglanz die Flamme des Ideals hoch zu halten, in der zerfallenden die werdende Welt zu verkünden, schien ihm vor Allem der Beruf des Denkers. Für die ordnende Gestaltung der chaotischen menschlichen Zustände sehnte er das Erscheinen großer heroischer Herrscher herbei.

Carlyle's ganze spätere Thätigkeit hebt sich von diesem großen geschichtsphilosophischen Hintergrund ab und kann nur im Hinblick darauf verstanden werden. Die Geschichte der „französischen Revolution" war für ihn keine blos wissenschaftliche Arbeit gewesen, sondern ein Werk der Ueberzeugung, ein Act der Erkenntniß und ganz naturgemäß griff er, nachdem er sie vollendet, seinen nächsten Gegenstand aus dem unmittelbaren Leben der Gegenwart heraus. Der „Geschichte der französischen Revolution" folgte 1839 das Buch über den Chartismus. Er behandelte in demselben Das, was man die sociale Frage nennt, mit einer Wärme der Sympathie und einer Tiefe der Einsicht, die eben so sehr dem Herzen als dem Geist des Socialphilosophen zur Ehre gereichte. Die gährende Noth der Massen war ihm eins der furchtbaren Symptome der herrschenden Anarchie und der wilde Aufschrei ihrer Empörung in dem Chartismus erweckte ein verständnißvolles Echo in seiner Seele. Was er beklagte, war, daß es diesen Massen an wahren Führern fehlte, daß die herrschenden Mächte, befangen in dem trägen Laissez-faire des Constitutionalismus, sich seiner Meinung nach völlig unfähig zeigten, eine große nationale Lebensfrage zu verstehen. Die Charte war ihm Nebensache. An ihrer Realisirung oder an der irgend eines socialistischen Systems lag ihm eben so wenig, als an der bestehenden parlamentarischen Regierung. Worauf es ihm ankam, war das practische Handeln im Einklang mit den Naturgesetzen, die Leitung der Unwissenden durch die Weisen, die Geltendmachung der Macht, welche Recht sei. Seine Ansicht

über diesen letzten Punkt setzte er in dem „Macht und Recht" betitelten berühmten Capitel seines Buchs auseinander. Es war eine seiner praetischen Grundlehren, eine der vielbestrittensten und zu bestreitenden, die er hier zuerst mit systematischer Consequenz vortrug. Denn zweischneidig und gefährlich, wie diese Lehre von der Einheit der Macht und des Rechts schon in dem geschichtsphilosophischen Sinne gelten muß, demgemäß das Wirkliche vernünftig ist, ist sie dies doppelt in dem Sinne, in dem Carlyle sie geltend machte: zu Gunsten einer genialen Dictatur über das Bestehende, einer heroischen Persönlichkeit, welche die Anarchie bändigt und mit Macht das Rechte thut. Keine seiner Doctrinen hat daher mehr Angriffe erfahren und keine bedarf, wenn man ihre Berechtigung zugesteht, einer sorgfältigern Beschränkung. Sie bezeichnet einen der kritischen Wendepunkte, wo die Extreme des philosophischen Radicalismus und der Theorie von dem göttlichen Recht der Könige einander berühren. Uebrigens war das Erscheinen eines solchen genialen Dictators auch mehr, als Carlyle von unserer nivellirenden Zeit zu hoffen wagte. In seiner Abwesenheit und wie die Dinge sind, empfahl er deshalb (ein Rath, dessen Weisheit sich mehr und mehr bewährt hat) als die einzigen gründlichen Mittel zur Ueberwindung des Pauperismus: allgemeine Erziehung und Auswanderung.

Der Schrift über den Chartismus folgte 1840 das Buch über „Heroen und Heroenverehrung." Schon einige Jahre vorher hatte Carlyle angefangen, in London öffentliche Vorlesungen zu halten: zuerst 1837 über deutsche Literatur, dann 1838 über die Geschichte der europäischen Cultur, 1839 über die Revolutionen des neuern Europa. Den letzten, 1840 gehaltenen Cursus veröffentlichte er in dem genannten Werke. Dasselbe schloß sich in seinem Grundgedanken unmittelbar an die Schrift über den Chartismus an. Denn sein Zweck war die Darstellung des Heldenthums in der Geschichte, die Ausführung der Idee: daß Fortschritt, Macht, Glück und Erkenntniß der Menschheit wesentlich bedingt werden durch die großen heroischen Persönlichkeiten, die von Epoche zu Epoche als Priester, Propheten, Dichter, Philosophen und Könige auf allen Lebensgebieten das Evangelium und die Vernunft ihrer Zeit offenbaren und daß die wahre, ihr dauerndes Glück begründende, praetische Religion der Menschheit zu suchen und zu finden sei in der Verehrung und Nachfolge dieser Heroen. Die wesentlich synthetisch gehaltene, unpolemische Entwickelung dieser heroischen Geschichtsphilosophie entfaltete die schönsten Eigenschaften von Carlyle's Genius und das Buch über die Heroenverehrung gehört noch jetzt zu seinen vielgelesensten, populärsten Werken. In der That hatte er damit den Grundton seines Denkens angeschlagen. Dem Mammonsdienst und dem Materialismus, der kühlen Weltklugheit und dem mechanischen Maschinenwesen, dem Skepticismus und der Zerrissenheit der Gegenwart die Anschauung heroischer, idealer Größe entgegenzustellen, gebot ihm eben so sehr eine unwiderstehliche, innere Nothwendigkeit, als die tiefe Ueberzeugung der Erkenntniß. Von der Verkündung des Heroischen in einer unheroischen Zeit hoffte er das einzige Heil: in ihr fand er seine Mission. Und eindringlicher hätte diese heroische Philosphie nicht verkündet werden können als von ihm, dem ernsten Puritanergeist, der durch die Schule der deutschen Idealphilosophie und der französischen Revolution hindurchgegangen war. Eine reiche Welterfahrung, ein kräftiger Humor stand seinem idealen Denken zur Seite. Gleich empfänglich für die Schönheit und für die sittliche Größe des Ideals, verkörperte er beide in

einer Sprache, die ſprichwörtliche Körnigkeit mit dichteriſchem Schwung und philoſophiſcher Tiefe verband. Widerſpruch konnte nur die ſchon oben angedeutete Tendenz einer unmittelbaren practiſchen Anwendung dieſer heroiſchen Philoſophie auf die Löſung der Wirren der Gegenwart erregen, das Verlangen nach Dem, was ich eine geniale Dictatur nannte. Nach dieſer Seite erleidet das oben in Hinſicht auf den Chartismus Geſagte auch hier Anwendung. Denn dieſe heroiſche Philoſophie wird einer bedeutungsvollen Thatſache nicht gerecht: daß nämlich unſer revolutionäres Zeitalter ſich der Gefahren und Mängel einer genialen Dictatur bewußt geworden iſt, und, ſo wenig die Fähigkeit, heroiſche Größe zu bewundern, auch in ihm erloſchen iſt, mit Recht weniger von der unbeſchränkten Herrſchaft einzelner Männer erwartet, als von der allmäligen Ausbreitung und Verwirklichung humaner Principien, der ſelbſtthätigen Freiheit der Nationen. Der Weg zu dieſem Ziel iſt ein langer, aber er ſcheint unvermeidlich — ein Weg, welcher durch die Leitung genialer Führer wol erhellt und verkürzt, aber nicht umgangen werden kann. Die Heroen ſterben, die Menſchheit bleibt und höher als die Verkünder der Naturgeſetze ſtehen dieſe Geſetze ſelbſt, deren dauernde Herrſchaft am Ende nur die ſelbſtändige Arbeit der Erkenntniß und die freie gemeinſame Uebung der Kräfte begründet.

Daß übrigens Carlyle, trotz ſeines Heroencultus, den angedeuteten Geſichtspunkt nicht aus den Augen verlor, bewies ſeine nächſte Schrift, die drei Jahre ſpäter (1843) unter dem Titel „Past and Present" (Vergangenheit und Gegenwart) erſchien. Man hat dies Werk nicht mit Unrecht ein Evangelium der Arbeit genannt und als ſolches, als verſöhnende Ergänzung von Carlyle's Heroenevangelismus, iſt es vor Allem der Beachtung werth. Beginnend mit einer romantiſchen Flucht aus der Gegenwart, in der Alles als ſchlecht, unedel, gemein, zerfallen, rath- und thatlos geſchildert wird, in die mittelalterliche Vergangenheit, aus der die dichteriſche Phantaſie des Geſchichtsſchreibers das Bild eines thatkräftigen, ſelbſtbewußten, glaubensſtarken Geſchlechts hervorzaubert, ſchließt dieſe disharmoniſche Parallele mit einer Seligpreiſung der Arbeit, der ſelbſtgewählten oder der ſchickſalgegebenen, die, wenn ſie nur aufrichtig gethan werde, allerorten und zu allen Zeiten die Mißklänge des Lebens verſöhnt. Fürwahr (das iſt der letzte Schluß ſeines Denkens), es giebt nur ein Ungeheuer in der Welt, den trägen, thatloſen Mann. Ein ewiger Adel wohnt aller Arbeit inne und ſelig, wer Arbeit gefunden — er fordere keine andere Seligkeit! Der Menſch bedarf keiner neuen Religion, noch iſt es wahrſcheinlich, daß er ſie erhalten wird. Die einzige wahre Liturgie iſt die des Gebets der Arbeit. „Ja, groß iſt es, die einzige, wahre Größe, ein Stückchen der Schöpfung etwas fruchtbar zu machen, ein paar Menſchenherzen etwas weiſer, männlicher, glücklicher zu machen — ein Werk für einen Gott!" — Als ergänzende Betrachtung zu dem Capitel über Macht und Recht darf dies Evangelium der Arbeit nicht vergeſſen werden, wenn man der Philoſophie Carlyle's gerecht werden will. Ein verwandter Gedankengang führte ihn von der Bewunderung des großen, offenbaren, welterſchütternden Heroismus zu der Seligpreiſung des ſtillen verborgenen Heroismus ausdauernder Arbeit. Groß, herrlich, verehrungswürdig iſt ihm der Heros, der die Geſchicke einer Welt aufregt und geſtaltet; aber verehrungswürdig und glücklich zu preiſen iſt auch der unbekannte Mann, der die Welt in ſeinem Innern vollendet und muthig kämpfend und entſagend ſein Sandkorn zu dem großen Bau der Ewigkeiten beiträgt.

Digitized by Google

So lebhaft anregend und befruchtend jedoch die erwähnten Schriften wirkten, das größte Werk dieser englischen Epoche in Carlyle's Laufbahn war unzweifelhaft seine Geschichte der englischen Revolution, die kritisch und historisch erläuternde Ausgabe der „Briefe und Reden Oliver Cromwell's" (1845). Alles, was von der genialen Größe der „Geschichte der französischen Revolution" gesagt wurde, findet im höchsten Sinne auf dies gewaltige Werk Anwendung Es ist wie jene keine blos geschichtliche Erzählung, sondern eine schöpferische Reproduction der Vergangenheit. Neben dem modernen Dichter und Denker tritt hier der Schotte Carlyle, der Nachkomme der alten Puritaner, in seiner ganzen herben Charaktergröße hervor. Es ist, als fühle er sich in dieser Geschichte auf seinem urheimischen Gebiet und er macht auch den Leser heimisch darin, wie in einer lebendigen Gegenwart. Seiner Ansicht nach war das Zeitalter Cromwell's und der englischen Revolution die letzte heroische Geschichtsepoche und wenigstens das Andenken an sie zu retten, ehe sie ganz unter der „Lawine menschlicher Stupidität" in Vergessenheit versinke, schien ihm jeder Anstrengung würdig. Daß diese Ehrenrettung ihm gelungen, wird allgemein zugestanden. Als Ideal, das gab er selbst zu, gehörte der Puritanismus unwiderruflich der Vergessenheit an; doch wenn er den glaubensstarken Sinn jener Republikaner, die zweckgemäße, siegesgewisse Herrschaft eines Regenten wie Cromwell mit dem anarchischen Treiben der Gegenwart verglich, konnte er nicht umhin, ihren Heroismus zu preisen und zu beneiden, ihren Untergang zu beklagen.

Carlyle findet demnach seine Ideale, obgleich sie die Hoffnung auf die Zukunft nicht ausschließen, wesentlich in der Vergangenheit und insofern schließt er sich den neueren Romantikern an. Nach Geist und Inhalt und in seinem Verhältniß zu dem Ideal ist und bleibt er dagegen wesentlich von jenen verschieden. Der Feudalismus ist ihm eine untergegangene Welt und sein Heilmittel für die Leiden der Gegenwart ist nicht die Erneuernng der Vergangenheit, sondern die humane Arbeit. Nichtsdestoweniger kann er dem allgemeinen Vorwurf gegen die Romantiker, daß sie die Gegenwart über Gebühr gegen die Vergangenheit herabsetzen, nicht entgehen. Die Klagen über die Schlechtigkeit der Gegenwart sind so alt als die Welt; sie wurden zu allen Zeiten und auch von denjenigen Geschlechtern erhoben, welche die geschichtliche Ferne gegenwärtig in eine ideale Vergangenheit zurückversetzt hat. Seine bittersten und erbarmungslosesten Angriffe auf die Gegenwart sammelte Carlyle wie in einer Rüstkammer in dem berühmten Werke, das der Geschichte der englischen Revolution folgte und diese dritte, wesentlich englische Epoche seines Wirkens der Hauptsache nach schließt, in den „Latter-Day-Pamphlets." Zwischen dem Erscheinen dieses und jenes Werkes lag die irische Hungersnoth, der irische Exodus, die Revolutionsjahre 1848—49; und die „Pamphlets" entstanden unter dem bittern Eindruck dieser Ereignisse und des kläglichen Ausgangs der revolutionären Bewegung. Man findet darin Alles, was der idealistische Censor seiner Zeit vorzuwerfen hat, auf's geistvollste und großartigste, aber auch auf's schroffste, wie unter einem unaufhörlichen gewitterhaften Zusammenstoß der Extreme, ausgesprochen. Ein gegen die Sclavenemancipation gerichteter „Occasional Discourse on the Nigger Question" eröffnet die Reihe der Pamphlete in bezeichnender Weise. Der Pamphletist verurtheilt die Sclavenemancipation als falsche Philanthropie; der Neger gehört seiner Ansicht nach einmal einer untergeordneten Race an, wird mithin die ihm verliehene Freiheit stets mißbrauchen und hat

vielmehr ein unveräußerliches Recht, von der höher begabten weißen Race beherrscht zu werden. Die Sclaverei alten Stils freilich ist schlecht; aber Hörigkeit nach mittelalterlicher Art, ein „Miethsverhältniß auf Lebenslänge", würde der Natur des Negers am vollkommensten entsprechen, sie deshalb am glücklichsten machen. Das folgende Pamphlet hat „Die Gegenwart" im Allgemeinen zum Thema. Ihre gesammten Zustände erscheinen dem Pamphletisten verrottet und nichtswürdig: die industrielle Existenz Englands „ist ein großer Giftsumpf rauchender Pestilenz", die englische Constitution „ein unvollendbares und der Vollendung unwürdiges Ideal", die Nationalökonomie eine „Unheilswissenschaft". Nur ein wahrhafter Herrscher, eine vernunftgemäße Organisation der Arbeit kann helfen. In ähnlicher Weise bespricht ein drittes Pamphlet („Downing Street") die bestehende politische Verwaltung. Der Autor sieht darin nichts als ein elendes System verworrener Routine, ohne Energie und Vernunft. An die Stelle desselben solle ein großer Staatsmann treten, oder ein Rath der zehn fähigsten Männer, erwählt, wo man sie auch finden möge, aus einem Volke von siebenundzwanzig Millionen. Ein ferneres Pamphlet erklärt das öffentliche und das Privatleben, den Staat und die Religion in ihrem gegenwärtigen Zustande für ein Gewebe von halben Wahrheiten und ganzen Lügen; für das Bedürfniß aller Bedürfnisse aber die Vernichtung des Pauperismus, „unserer großen socialen Sünde", die Herrschaft von Männern, welche befähigt seien, die Realisirung des Guten zu gebieten. Nur wer befehlen und wer gehorchen könne, sei gut; wer keins von Beiden könne, sei schlecht. Zur Erlangung dieser wesentlichen Tugenden solle man demnach vor Allem das gegenwärtige Geschlecht erziehen, statt wie es bisher „mit bloßen Krumen der Rede" abzufüttern. Weiter ausgeführt wird dieser Gedankengang in dem Pamphlet „Stump Orator", das dem Laster der Redseligkeit unseres Zeitalters den Stab bricht. Es ist wie in Hamlet: nichts als Worte, Worte, Worte. Alle Welt huldigt dem Moloch öffentlichen Redens, parlamentarischer Beredsamkeit, und geistiger Tod ist die Folge. Es scheint dem Pamphletisten deshalb ein wolvollendeter Reformplan für unsere umnachtete Welt, könnte wenigstens eine Nation ihr Leben in Schweigen dahin bringen. Wie würde da die Spreu aus den Menschen und Dingen ausgesiebt werden! Vom Parlament erwartet er Nichts und es erscheint ihm nutzlos, dessen Reform zu versuchen. Die höchste Aufgabe ist nicht ein vollkommener erwähltes Parlament, als das jetzige, sondern die Reellität eines regirenden Herrschers, der seine Verhandlungen leitet. Die Masse der Menschen, die sich um die Weltbühne sammelt, ist eine so häßliche Darstellung menschlicher Stupidität, als die Welt je gesehen. Könnte man das Votum des Sclaven ganz ausschließen und nur das Votum des freien heroischen Mannes zulassen, dann wäre die neue Aera und der beste Zustand der menschlichen Angelegenheiten herbeigekommen. Aber vorläufig, so setzt das Pamphlet Hudsons Statue auseinander, ist keine Hoffnung auf den baldigen Anbruch dieser schönen Zeit. Denn ach, Hudson, der Eisenbahnkönig, und unzählige andere Fetische, sind die angebeteten Heroen, nicht Cromwell. Auch in die Kunst ist die allgemeine Lüge und Entartung eingedrungen. „Fürwahr, diese unedle Trägheit, diese skeptische Erstarrung kann nicht unser Endzustand bleiben. Unter dieser rohen Versumpfung liegt schmerzlich eingekerkert eine Geistesrichtung, die einst heroisch werden kann."

Das gewaltige Aufsehen, welches diese „Latter Day Pamphlets" zur Zeit

ihres Erſcheinens hervorriefen, bedarf keiner Erklärung. Sie behandelten die großen Fragen der Zeit mit einer grenzenloſen leidenſchaftlichen Einſeitigkeit und unterlagen ohne Ausnahme dem Vorwurf, daß der Pamphletiſt die Mittel verwechsle mit den Zwecken und weder den factiſchen Leiſtungen der Gegenwart noch der Nothwendigkeit des langſamen geſchichtlichen Werdens gerecht werde. Doch bei alledem trafen ſie das Gewiſſen der Zeit und übten durch Geiſt und Originalität eine unverkennbare nachhaltig anregende und gedankenerweckende Wirkung. Aus ihnen beſonders wurde das große Publicum mit den „Schrullen" und „Grillen", den Abſonderlichkeiten des Stils und der Ausdrucksweiſe des Philoſophen von Chelſea vertraut und ihr Nachhall beſonders iſt es, dem man in der ſtark verbreiteten kritiſchen Oppoſition gegen Carlyle begegnet. Wenn die mitgetheilten Andeutungen zeigen, daß ſeine Philoſophie noch immer auf der alten revolutionären Grundlage des Denkens ruhte, ſo enthielten die „Latter Day Pamphlets" andererſeits mehr als eine Gedankenfolge, die als Ausdruck des reactionären Zeitgeiſtes gelten konnte und eine Deutung im Sinne des Cultus der Macht und des Erfolges zuließ.

Ein größerer Gegenſatz in Ton und Empfindung ließ ſich nicht denken als das Buch, welches 1851 den „Latter Day Pamphlets" folgte, die Lebensbeſchreibung von Carlyles Freund John Sterling. Auch dieſer Darſtellung fehlt es nicht an Ernſt und Schwermuth, doch ein weicher Hauch der Erinnerung weht darüber hin und ſtatt des Propheten, der im Tempel des unbekannten Gottes weiſſagt, ſtatt des Richters, der das Verdammungsurtheil über eine verderbte Zeit ausſpricht, hört man den Menſchen Carlyle, wie er mit den Menſchen durch's Leben wandelt, an ihren Leiden und Freuden ſympathiſch theilnimmt und in dem Erdenwallen ſeines Freundes ein Stück zeitgenöſſiſcher Geſchichte gleichſam geſprächsweiſe darſtellt. Aus keinem andern Buche tritt ſein Charakterbild ſo perſönlich unmittelbar hervor, keins bringt ihm den Leſer ſo unbefangen menſchlich nahe, keins iſt ſo vollkommen geſchrieben wie er ſpricht. Darin und in einem vorzüglichen Capitel über den Dichter und Philoſophen Coleridge liegt das Hauptintereſſe des „Life of John Sterling". Dem Verfaſſer perſönlich gab ſeine Vollendung die nöthige Seelenruhe für ſein letztes großes Werk, deſſen Bearbeitung ihn noch einmal auf deutſchen Boden hinüber führen ſollte, die Geſchichte Friedrichs des Großen.

Mit der Geſchichte Friedrichs war Carlyle von 1852—65 beſchäftigt. Ein näheres Eingehen auf dieſelbe iſt an dieſem Orte unnöthig. Es genügt zu ſagen, daß es vor Allem das Heldenhafte in dem Charakter des großen Königs war, was den Autor anzog, dann aber auch die durch Friedrich geſicherte Bildung der Macht, in der er die Wiedergeburt Deutſchlands, eines Landes und Volkes, für daß er ſo viele Jahre das tiefſte Intereſſe empfunden, vorgebildet ſah. Was die vollendete Leiſtung betrifft, ſo bietet dieſe Geſchichte Friedrich's, trotz mancher Mängel, wozu beſonders eine gewiſſe Ueberladung mit Detail gezählt werden muß, unſerer Meinung nach das vortrefflichſte Charakterbild des großen Königs und ſeiner Zeit, das der hiſtoriſchen Kunſt bis jetzt gelungen iſt. Die unvergleichliche dramatiſche Lebendigkeit des Hiſtorikers der franzöſiſchen und engliſchen Revolution kommt auch hier zu ihrer vollen Geltung und was dem deutſchen Leſer in der Behandlung zuerſt fremdartig erſcheinen mag, vergißt ſich in der Fülle des Charakteriſtiſchen und Intereſſanten, die von Capitel zu Capitel das ganze Werk belebt und durchdringt.

Digitized by Google

Seit der Vollendung der Geſchichte Friedrich's war es beſonders die Vorbereitung der ſchon erwähnten Geſammtausgabe ſeiner Werke, die Carlyle in Anſpruch nahm und deren glänzender Erfolg ebenfalls bereits erwähnt wurde. Wie ſie da ſind, von ihm durchgeſehen und durch Anmerkungen ergänzt, bilden ſie das vollſtändige Material für die Beurtheilung ſeines Wirkens; denn daß bei ſeinem hohen Alter noch eine nennenswerthe Zugabe bevorſteht, iſt nicht wahrſcheinlich. Nachdem ich den Gang dieſes Wirkens in ſeinen Hauptepochen angedeutet habe, bleibt mir noch übrig, einige Worte über den Menſchen Carlyle hinzuzufügen. Im Grunde genügt in dieſer Hinſicht eine einzige Bemerkung; die nämlich, daß in ſeinem Falle der Schriftſteller und der Menſch identiſch ſind. Sein Leben war ganz der Arbeit des Geiſtes gewidmet und dieſe ideale Einheit des Lebens und des Denkens iſt in ſeiner Perſönlichkeit verkörpert. So verſchieden daher die Urtheile über ſeine Grundſätze, und über die Art, wie er dieſelben gepredigt, auch lauten mögen: über ſeine großartige, unabhängige, furchtloſe Aufrichtigkeit und Conſequenz herrſcht bei Denen, die überhaupt eines Urtheils fähig ſind, kein Unterſchied der Meinungen. Daß er ſpricht, wie er ſchreibt, daß demnach ſeine charakteriſtiſche Ausdrucksweiſe keine Manier, ſondern die Naturform ſeines Gedankens iſt, kann ich aus eigener Erfahrung bezeugen. In dem Ton ſeiner Rede fällt neben dem unauslöſchlichen ſchottiſchen Accent der puritaniſche Anklang auf, der Klang einer Stimme, die lange Jahre gewohnt geweſen, ein weltliches Evangelium mit Ernſt und Nachdruck zu verkünden. Den Humoriſten läßt der plötzliche Uebergang von dem Ernſt in ein lautes herzliches Lachen und wieder von dieſem in jenen erkennen. Im geſelligen Verkehr von unerſchöpflichem Fluß der Rede, hat Carlyle — bei einem Manne, der den größten Theil ſeines Lebens in der Studirſtube zugebracht, eine bemerkenswerthe Thatſache! — ſich bei den ſeltenen Gelegenheiten, wo er öffentlich auftrat, als glänzender Redner aus dem Stegreif erwieſen. Seine anderthalbſtündige Antrittsrede hielt der Siebzigjährige vollkommen frei, ohne jede Vorbereitung oder ſchriftliche Nachhülfe. Einfach und regelmäßig in ſeinen Lebensgewohnheiten, macht er in ſeiner äußern Erſcheinung noch immer den Eindruck rüſtiger Friſche. Noch bis vor Kurzem ſah man die wolbekannte hohe hagere Geſtalt des Philoſophen von Chelſea, mit dem bärtigen Geſicht und den bald träumeriſch, melancholiſch, bald blitzartig ſcharf blickenden Augen auf weiten Spazierritten zu Pferde; ſtundenlange Spaziergänge durch das wolbekannte Labyrinth der Londoner Straßen und Parks gehören noch jetzt zu ſeiner täglichen Erholung. Was ſeine geſellſchaftlichen Beziehungen betrifft, ſo iſt er wie alle berühmten Männer genöthigt geweſen, ſich gegen zudringliche Neugier zu ſchützen; doch ſchließt er ſich dabei keineswegs gegen die äußere Welt ab, ſondern verkehrt gern in befreundeten Kreiſen. Von ſeiner fortdauernden lebhaften Theilnahme an den Weltereigniſſen gab noch vor Kurzem ſein Brief über den deutſch-franzöſiſchen Krieg Kunde. So iſt ihm denn, nach einem Leben voll Kampf und Arbeit, ein ruhiges, würdiges Alter beſchieden, deſſen Vollgenuß ihm noch lange erhalten bleiben möge!

Digitized by Google

Blanckenberghe.

Blanckenberghe fängt nachgerade an Oſtende als Seebadeplatz den Rang abzulaufen. Während die untere Stadt faſt dieſelbe geblieben, und hier und da mit ihren niedrigen Fiſcherwohnungen an Scheveningen erinnert, iſt eine neue Stadt von Paläſten auf dem Damm (digue) in voller Entwickelung begriffen. Von Jahr zu Jahr mehrt ſich die Zahl der Villen, wovon eine der anderen nicht ähnlich ſieht, und welche die größte Mannigfaltigkeit architektoniſcher Phantaſie bekunden, den Mittelpunkt bildet der, im mauriſchen Styl, in geſchmackvoller Weiſe aufgefaßte und in harmoniſchen Verhältniſſen ausgeführte Kurſaal; an ihn reihen ſich von beiden Seiten die reizendſten Bauten; helle, lichte italieniſche Pavillons grenzen an einen im finſtern mittelalterlichen Kloſterſtyl ſich erhebenden Wohnungscomplex mit Thürmen, Erker und Niſchen voller Heiligen. Selbſt ein Wappen war der Front eingemeißelt, iſt aber heute verſchwunden, da der frühere Eigenthümer dieſes ſteinernen Anachronismus, Herr d'Heuleville, einer der Matadore der clericalen Gründerbande, welche zur Ausbeutung leichtgläubiger Actionäre das fromme Aushängeſchild der „Verchriſtlichung des Kapitals" erfunden, wie ſein Herr und Meiſter, Langrand-Dumonceau und ſeine übrigen hocharistokratiſchen Patrone, ruinirt iſt und ſeine Anweſen verkaufen mußte, obgleich er aus dem Schiffbruch noch hinlänglich genug gerettet, um ſich ein kleines Abſteigequartier dort vorzubehalten.

Wie ein Jockey gekleidet, ſchlendert er herum und wirft zuweilen, wenn er ſich unbemerkt glaubt, einen wehmüthig ärgerlich-giftigen Blick auf die weiße Stelle, wo früher ſein Wappen glänzte.

Etwas weiter unten erhebt ſich, mit einem runden vorſpringenden Säulenperiſtil, die Villa Pio Nono.

Auch ihr hat das Schickſal bereits eine Naſe gedreht. Voriges Jahr ſah ich noch dort ihren Erbauer, einen armen Millionär; es war ein vom Schlag gelähmter und paraliſirter Mann; auf einem Rollſeſſel fuhren ihn einige barmherzige Schweſtern und ein feiſter, rothwangiger, gut bebauchter Beichtvater in dem kleinen Gärtchen herum, vor der Villa, wo Roſen und Nelken ſproßten und blühten; ſein müder, erloſchener Blick ſtreifte bald aufs Meer, bald auf die Blumen, die zuſammenſchauerten unter einer leichten Seebriſe, und nur um ſo herrlicher dufteten. Eine der Nonnen pflückte eine hochrothe, ſchwellende Roſe und warf ſie dem Siechen in den Schooß; der neckiſche Seewind aber faßte ſie im Flug und führte ſie dem Pater zu, der ſie mit ſeinen Fettfingern auffing und ſich nicht ſatt daran riechen konnte. War es der Reflex der Roſe? Die Schweſter ward blutroth unter ihrem weißen Kopfputz mit den großen Flügeln, und, trotz der Entfernung ſchien es mir, als werfe ſie unter den geſenkten Augenlidern einen ſtrafenden, glühenden Blick auf den Räuber ihrer Roſe.

Digitized by Google

Auch eine Kapelle enthielt früher beſagte Villa und der Biſchof von Brügge war eigens mit einem ganzen geiſtlichen Gefolge zu ihrer Einweihung nach Blanckenberghe herübergekommen; jetzt, da die fromme Beſitzung in andere Hände übergegangen, ſind die heiligen Räume, wo der Prälat die erſte Meſſe las, in warme Schlafzimmer umgewandelt. — Häuſer haben ihre Schickſale wie Menſchen.

Einſtweilen iſt Blanckenberghe noch, par excellence, ein Familienbad. Schaaren von Kindern ſieht man zu jeder Tagesſtunde, ohne alle Aufſicht, im fluthbefeuchteten, von der Sonne aber mit unglaublicher Schnelle getrockneten und gebleichten Meeresſand, ſich tummeln und ſpielen; mit aufgeſchürzten Röckchen oder weit heraufgekrämpten Höschen trippeln ſie hin und her und laſſen ſich von den weiß gekräuſelten, das Geſtade umſpielenden und umkoſenden Wellen benetzen. Die ſchon erwachſeneren Knaben und Mädchen verſuchen es, bei kommender Fluth durch Aufwerfung großer, mit Wallgräben umgebener Sandhügel den vordringenden Wellen Halt zu gebieten; man ſchaufelt, man gräbt, man ſchreit, man jauchzt; Commandoworte erſchallen; der Feind droht bald hier, bald da; zuletzt drängen ſich alle Kräfte auf einem Punkt zuſammen; die Fluth ſteigt; auf allen Seiten giebt es Breſchen, das Element bricht ſich Bahn, und die Beſatzung, welche ſich glücklicher Weiſe den Rückzug offen gehalten, weicht muthig zurück; ſie ſucht in allgemeiner Flucht ihre Rettung. Nur ein einziger Knabe, — ſein gelblich ſonniger Teint kennzeichnete ihn als Südfranzoſen, — wollte dieſer Lage nicht weichen; als alle ſeine Mitgeſpielen ſchon auf dem trockenen Sand, ſtand er allein auf einem hochgethürmten Sandhügel und während das Waſſer ſchon ſeine Füße benetzte, ſchwenkte er ſeine Hacke, an welcher er ſein rothſeidenes Halstuch gebunden, und ſchrie: Victoire! Victoire!

Der Junge war wirklich zum Malen ſchön; tollkühn wollte er ausharren; zuletzt mußte ihn noch einer der in den Rettungskähnen ſtets gegenwärtigen Aufſeher faſt gewaltſam ſeinem Poſten entreißen.

„In dem Knaben“, meinte ein norddeutſcher Banquier, „verkörpert und verſinnlicht ſich das ganze tolle Streben Frankreichs. Die Nationaleitelkeit läßt ſie nicht nur die Gefahr verkennen und geringſchätzen, ſie rennen ſehenden Auges mit dem Hirn gegen die Wand, und das nennen ſie Gloire.“

Die Kinderwelt in ihrem Thun und Treiben erinnerte mich lebhaft an den Kaulbach'ſchen Fries im berliner Muſeum, der die Weltgeſchichte komiſch tragirt. Der Unterſchied zwiſchen Kindern und Erwachſenen iſt oft minder groß als unſere Eigenliebe und unſer Dünkel es ſich träumen läßt. Man ſehe die Menſchen in ihrem himmelſtürmenden Streben und in ihren Kämpfen; ſie glauben für die Ewigkeit gebaut zu haben und rufen ſtolz das Horaziſche Wort: Exegi monumentum.

Die Zeit ſchreitet darüber hinweg und begräbt Alles ſpurlos, wie die Erdhügel der Kinder, worüber einige Minuten ſpäter die See ihre Fluthen wälzte.

Im Allgemeinen iſt es gewiſſermaßen ein Vorzug des Meeres, daß es wenig zum Nachdenken oder Philoſophiren reizt; ſein Eindruck iſt ein ſo gigantiſcher, ſtets wechſelnder; er nimmt unſer ganzes Weſen ſo in Anſpruch, daß der Geiſt, ehe er einen empfangenen Eindruck verarbeitet, wieder ſchleunigſt von einem andern fortgeriſſen wird, wie eine Welle der andern folgt. Gerade dieſe Anregung, die nie zur eigentlichen Aufregung führt, der Anblick des Unendlichen, der den Menſchen gleichzeitig erhebt und niederſchlägt, erzeugt

die Seelenſtimmung, welche der phyſiſchen und geiſtigen Erholung ermatteter Großſtädter und müder Cabinetsmenſchen ſo außerordentlich zuträglich iſt.

Darum geben auch ſchon ſeit langen Jahren Künſtler und Literaten Blanckenberghe den Vorzug vor Oſtende. In Blanckenberghe hat die See weit mehr den Charakter des Weltmeeres, als in Oſtende, wo das Geſtade enger und weniger ausgedehnt; dann mangelt es auch dort an Dünen, mit ihrem weißen Flugſand, worin es ſich ſo herrlich ſchlafen läßt, mit dem blauen Himmel über ſich, eingelullt vom Schlummerlied des raſtloſen, tauſendſtimmigen Orcheſter des Meers.

Als ich in der zweiten Hälfte des verfloſſenen Septembermonats in dem kleinen aber freundlichen Stationsgebäude zu Blankenberghe ankam, war ich denn auch ſicher, trotz der ſchon vorgeſchrittenen Saiſon, noch ein kleines Häuflein von Bekannten und Freunden zu treffen.

Kaum tritt man über die Schwelle des Stationsgebäudes, ſo iſt man in voller Dorfidylle; zur Linken erblickt man den Kirchhof mit einigen ſchlichten Holzkreuzen und einer ſchmuckloſen Kirche, hart daran erhebt ſich eine weißgetünchte niedrige Kapelle; hier beten die Fiſcher ehe ſie zum Fiſchfang in die See hinausfahren; ihre Frauen ſuchen dort Troſt, wenn während der Abweſenheit ihrer Männer, welche ſie ſtets bis zu den Schiffen begleiten, ein Sturm ſich erhebt oder ein Unwetter ausbricht. Eine Dame, die mit mir in demſelben Coupé gefahren, ging geraden Wegs auf den Kirchhof zu; ich ſah ſie dort im Hauſe niederknien und inbrünſtig beten; ich dachte mir, ſie hätte einen der Ihrigen dort begraben, ſpäter erfuhr ich zufällig daß dies keineswegs der Fall, ſondern daß ſie für alle dort Ruhenden gebetet; ein echt katholiſcher Gedanke.

Ich ſchlug dagegen eiligſt die Straße zu meiner Rechten ein, legte raſch unterwegs meine Reiſetaſche ab, und ſtieg dann beflügelten Schrittes die Treppe hinan, welche zum Damm führt. Schon am Fuße deſſelben hört man das Rauſchen der See; das Herz klopfte mir vor Erwartung, wie oft war ich dieſe Stufen hinaufgeeilt! Und trotzdem welche Ueberraſchung! Ich jubelte förmlich auf und unwillkürlich flüſterte ich den Heine'ſchen Gruß.

„Thalatta! Thalatta!
Sei mir gegrüßt du ewiges Meer!
Sei mir gegrüßt zehntauſendmal
Aus jauchzendem Herzen!"

Ich ſchaute und ſchaute und konnte mich nicht ſatt ſehen; es abenddämmerte ſchon; die Fluth war ſo hoch geſtiegen, daß alle Badekutſchen hart gegen den Perron gedrängt ſtanden und der Giſcht der Wellen an ſie heranſpritzte; wie in einem Halbbogen lag das Meer, bleiern und dunkel; ein einziger lichter Punkt zu meiner Rechten kam und ging; es iſt der ſchwimmende Leuchtthurm an der Scheldemündung.

Wie lange ich ſo daſtand, weiß ich nicht; da fühlte ich plötzlich mich von ſtarken Armen umfaßt und eine Freundesſtimme rief:

„Du kommſt ſpät, aber Du kommſt! Ich beneide Dich ſchon ſeit einer Viertelſtunde. Ich bin ſeit ſechs Wochen hier und jeden Morgen, wenn ich die Treppe heraufſteige, habe ich immer das Gefühl, als erblickte ich das Meer zum erſten Male. Eben deshalb möchte ich um keinen Preis meine Wohnung in der untern Stadt vertauſchen. Der Morgen iſt für mich ein Hochgenuß. — Doch jetzt komm zum Strand; in einer halben Stunde beginnt das Meerleuchten."

„Biſt Du deſſen ſo ſicher?“

„Siehſt Du die Gruppe greiſer Schiffer dort? Sie haben es mir verrathen, und in Allem, was die See betrifft, kannſt Du ihr Wort als ein Evangelium betrachten. Zu alt, um mehr in See zu gehen, findeſt Du dieſe Invaliden von Morgens früh bis Abends ſpät, in Wetter und Wind, ob die Sonne brennt oder ob es regnet, ſchneit und friert, auf dem Deich, das Geſicht unverrückt dem Meer zugewandt; was um ſie herum vorgeht, läßt ſie vollkommen gleichgiltig, ſie haben nur Augen und Ohren für das Meer; ſprechen ſie untereinander, was ſelten, ſo iſt das ſtehende Thema das Meer. Dr. Mullem, unſer Wirth, erzählte mir unlängſt, er ſei im verfloſſenen Winter in grimmer Kälte zu einem jener Seeveteranen gerufen worden, der, hieß es, plötzlich eine Ohnmacht bekommen. Als er in die Schifferhütte kam, fand er ſie leer. Wo glaubſt Du wol, daß er ſeinen Patienten ſuchte und fand? Auf dem Damm; der faſt achtzigjährige Greis hielt ſich mit beiden zitternden Händen an dem eiſernen Geländer der Treppe geklammert, den Blick auf's Meer. — „Aber, Bieter“, frug der Doctor, „warum bleibt Ihr bei einer ſolchen Kälte nicht in Eurem warmen Neſt?“ — „Hier iſt mir am wohlſten“, meinte der Alte lakoniſch. . . . Bitten und Drohungen brachten ihn nicht vom Platze.“

„Ich ſtehe“, plauderte mein Freund fort, indem wir über den Flugſand am Geſtade einherſchritten wie über einen weichen, ſmyrner Teppich, „mit dieſen invaliden Matroſen auf dem beſten Fuß. Sie kennen mich als Seeenthuſiaſt. Während ſie ſonſt Badegäſte keines Blickes würdigen, geſchweige einer Anſprache, theilen ſie mir zuweilen die Reſultate ihrer meteorologiſchen Beobachtungen mit. Der Alte dort mit ſeinem Stummel im zahnloſen Mund, in Hemdärmeln und dem großen, ſchwarzen Cylinderhut, ſagte mir vor einer halben Stunde, es wird meerleuchten; das iſt ſicherer als das delphiſche Orakel.“

Es war unterdeß ganz Nacht geworden. Die See wogte in dunkler, voller Brandung. Hier und da glitzerte der Schaum der ſchlangenähnlich ſich windenden und krümmenden Kämme der Wellen. Bald aber leuchtete es von der Ferne, kam näher und näher, und bald war das Meer wie von feurigen Zungen durchfurcht. Wo die Wogen hoch bäumend überſchlugen oder am Geſtade ſich brachen, ſprühte es von elektriſchen, ſilberhell blitzenden Funken, ja, ſelbſt unter unſeren Füßen, wenn wir auf den feuchten Sand ſtark auftraten, zeigte ſich durch bloße Reibung die Phosphorescenz. Vor unſeren Augen vollzog ſich das Wunder der Vermälung der beiden feindlichen Elemente, des Waſſers und des Feuers. Wer löſt dieſes Räthſel?

„Wie wär's, wenn wir jetzt ein Bad nähmen?“ frug ich.

„Was meint Ihr dazu, Auguſt“, wandte ſich mein Freund an einen Bademeiſter, der in unſerer Nähe ſeine Badekutſchen aus dem Bereich der Fluth brachte.

Der Mann bekreuzte ſich. „Dazu bedarf es der beſondern Erlaubniß, aber ſelbſt wenn Sie eine hätten, ſo können Sie nicht auf mich rechnen . . .“

„Warum denn nicht? Fürchtet Ihr Euch davor?“

„Ja“, ſagte er leiſe und ſcheu, „bitte, bringen Sie mich nicht in Verſuchung. Ich habe der heiligen Jungfrau gelobt, nie und nimmermehr die Hand dazu zu bieten . . . nein, nein, um keinen Preis!“

„Was ficht Euch an?“ lachte mein Freund und ſtreckte ſich in den Sand. „Heraus mit der Sprache. Da ſteckt etwas dahinter . . .“

„Nun ja, ich habe nur dies eine Mal in meinem Leben Furcht gehabt, ich hätte Sie an meinem Platze sehen mögen."

„Wann, wie und wo?"

Der Mann sah sich um. „Das will ich Ihnen erzählen; außer meiner Frau hat noch Niemand aus meinem Mund ein Sterbenswörtchen darüber erfahren.

„Es mögen jetzt zehn Jahre her sein; damals gab es hier noch nicht so viele Curgäste, da kam ein vornehmer russischer Herr mit einem fünfzehnjährigen Mädchen, das er für seine Tochter ausgab, nach Blanckenberghe. Es hieß, es sei ein Prinz; steinreich, die Taschen voller Gold. Er hatte im Cursaal die erste Etage gemiethet und bezahlte königlich. In der ersten Woche sah man ihn kaum auf dem Damm. Wol aber saß er von früh bis spät, ja bis in die tiefe Nacht auf dem Balcon; ich sehe ihn noch mit seinem bleichen Gesicht, den tiefliegenden, stechenden Augen, dem schwarzen Bart; er glich dem Schächer auf dem Kreuzigungsbilde unseres Heilands unten in der Kirche; dagegen war das Mädchen engelschön, aber so zart, so fein, so schwank, so traurig, so todtbetrübt; man mußte fast fürchten, sie mit einem Blick zu verletzen. Als sie mich einmal zufällig ansah, ward ich ganz verwirrt; ihre Augen waren blau, so blau wie das Meer bei hellem, sonnigen Wetter, wenn der wolkenlose Himmel sich darin widerspiegelt.

„Eines Abends sitze ich mit meiner Frau zusammen und zähle unsere Tageseinnahme, die damals noch recht kärglich war, da klopft es und herein tritt der Prinz mit dem Mädchen; sie war ganz in Weiß gekleidet; ich erschrak und war wie geblendet; meine Frau war aufgestanden und der Prinz wandte sich zu ihr mit den Worten: „Der Bürgermeister hat Sie mir empfohlen, liebe Frau; meine Tochter und ich wollen nach Mitternacht ein Seebad nehmen. Halten Sie die Badekutschen bereit; Sie sollen reichlich bezahlt werden. Hier einstweilen ein kleines Douceur." Dabei legte er ein glitzerndes Goldstück auf den Tisch. „Ich zähle auf strengste Verschwiegenheit", setzte er, schon in der Thür, sich nochmals umwendend, hinzu; „Sie allein sollen uns begleiten, Ihr Mann kann wol im Voraus Alles in Bereitschaft setzen und ruhig schlafen gehen."

„Meine Frau war überglücklich. Sie hatte noch nie einen Goldthaler in Händen gehabt, geschweige besessen. Sie spielte mit der Münze wie ein Kind, ließ sie rollen und ich rief zuletzt erstaunt: „Du glaubst wol, es sei ein Spielzeug?" — Ich nahm das Goldstück; es brannte mir in den Händen; ich tauchte es in Weihwasser — warum wußte ich eigentlich selbst nicht.

„„Hältst Du es etwa für Teufelsgeld?" frug sie neckisch lachend. Ich erwiederte nichts und ging zum Strande, rollte zwei unserer saubersten Badekutschen möglichst nahe der Fluth, die erst nach Mitternacht abnahm, und schickte mich bereits an, wie mir geheißen worden, nach Hause zurückzukehren, als mir plötzlich der Gedanke durch den Kopf fuhr: Wenn Du Dich in eine der zufällig ganz in der Nähe vergessenen Badekutschen versteckteſt! Was mich dazu bewegte, weiß ich heute noch nicht. Aber kaum gedacht, war ich schon in meinem Versteck. Ich wartete und wartete; es ward mir unheimlich zu Muthe; der salbe Schein des Meerleuchtens blendete mich zuweilen, dem Blitze gleich.

„Da endlich hörte ich den Sand knistern; es war meine Frau mit den Fremden. Noch einige Minuten und nun sah ich zuerst den Prinzen; er hatte ein dunkelrothes Badecostüm, sehnige, kräftige Arme und Beine und eine mar-

tialiſche Bruſt, über welche der lange, ſchwarze Bart herunterfiel; er wartete eine Weile, ſchritt dann, ohne ſich umzuſehen, als er die Thür der andern Badekutſche knarren hörte, dem Meere zu; jetzt trat auch ſeine Tochter heraus; ohne Hülle, von ihrem langen Goldhaar wie mit einem undurchdringlichen Schleier bedeckt, eilte ſie, ein ſcheues Reh, ganz wie man die heilige Genoveva abconterfeit ſieht, dem Waſſer zu; es war wunderbar lieblich anzuſehen, wie ſie, anfangs von den Armen ihres Vaters gehalten, in den feuerſprühenden Wellen herumſpielte; mit ihren kleinen Händchen ſchöpfte ſie den perlenden weißen Schaum und ließ ihn dann wieder entgleiten . . . man hätte geſchworen, es ſeien Sternſchnuppen. Urplötzlich aber entriß ſie ſich den ſchützenden Armen. Sie ſtürzte ſich in die heranbrauſenden Wellen, verſchwand, kam dann wieder zum Vorſchein, hüpfte bald wie ein Gummiball, bald ſchwebte ſie einer Seiltänzerin auf hohem Seile gleich über's Meer, mit aalgleicher Gewandtheit dem Prinzen ausweichend, furchtloſer Schwimmer, der das Unmögliche that, um ſie zu halten, aber unaufhaltſam eilte die Unglückliche, wie in einem Feuermeer ſich bewegend, der bodenloſen See zu. . . . Sie verſchwand, fortgeriſſen von einer gewaltigen Sturzwelle und jetzt ſtürzte ſich auch der Vater in die Brandung, welche ſich über Beiden ſchloß.

„Die Haare ſtanden mir zu Berge; den Todesſchweiß auf der Stirn, eine Höllenangſt im Herzen, denn Das konnte nicht mit rechten Dingen zugehen, rannte ich über den Sand zum Damm und meiner Behauſung zu. Mehr als einmal ſtolperte ich über einem Anker, aber ich ſah mich nicht um und betete laut ein Vaterunſer nach dem andern, der Verfolger war mir auf den Ferſen, ich hörte ſeinen keuchenden Athem. Endlich war ich an Ort und Stelle. Gottlob — — da faßt mich eine kalte, feuchte Hand . . . Ich ſchlug beſinnungslos zu Boden . . .

„Als ich wieder aufwachte, ſah ich meine Frau, die mir die Schläfen mit Branntwein eingerieben. Wir Beide thaten einen herzhaften Schluck von dem lebensweckenden Trank und nun erklärte mir meine Frau, auch ſie hätte, von Grauen und Entſetzen gepackt, Reißaus genommen; ſie hätte mich erkannt und gerufen, aber vergebens . . . was beginnen? Sollten wir Alarm ſchlagen? Jetzt war es ſicher zu ſpät. Das Meer oder der Teufel hatte längſt ſein Opfer.

„Wir hätten hiermit nur eine exemplariſche Strafe für meine Frau erzielt, welche ihren Poſten verlaſſen und davongelaufen. — Der Tag fand uns hin- und herſinnend, ohne daß wir zu einem Entſchluß gekommen.

„Da klopfte es wieder an unſere Thür. Entſetzt ſehen wir uns an; ich öffne, da tritt der Bürgermeiſter herein. Auch er war bleich wie ein Mann, deſſen Nachtruhe man geſtört. „Hier", ſagte er, „iſt noch ein Ducaten für Euch, den der Fremde zurückgelaſſen; doch kein Wort an Niemanden über die Vorgängniſſe der Nacht, ſonſt . . . ." Wir gelobten es Beide mit Handſchlag, glücklich, ſo wohlfeilen Kaufs davon gekommen zu ſein. Auf dem Damm ſagte er andern Tages, der Prinz und ſeine Tochter ſeien in aller Frühe abgereiſt."

. . . . . .

Am Tage vor meiner Abreiſe gab der ſehr liebenswürdige und zuvorkommende Bürgermeiſter Herr Dujardin mir und einigen Freunden ein kleines Bankett. Als der Wein die Zungen etwas entfeſſelt, erzählte einer der Anweſenden die pikante Geſchichte eines hocharistokratiſchen ruſſiſch-deutſchen Pärchens, das nach Blankenberghe gekommen faſt bei Thorſchluß der Saiſon,

um die Flitterwochen zu verleben. Sie waren im Kursaal abgestiegen, Beide waren jung. Der Gatte trug einen, in der Diplomatie in den letzten zwanzig Jahren oft genannten Namen. Seine junge Frau, war eine Russin, nicht gerade schön — aber ziemlich kokett und ließ sich von ihren Tänzern gern den Hof machen. Der junge blasirte Ehemann trieb Klopfgeisterei und bis Abends spät mußte ihm der Wirth des Hôtels oft Gesellschaft leisten — während Madame auf dem Damm mit einem ihrer Tänzer sich erging und Mondscheinstudien machte. Eines Tages vernimmt der Wirth einen ungewohnten Lärm in dem Appartement des genannten Ehepaars. Er eilt hinauf; es qualmt ihm wie Rauch aus dem Schlüsselloch entgegen. Mit einem kräftigen Fußtritt sprengt er die Thür und findet den Baron und die Baronin im Faustkampfe begriffen, während im Hintergrund die Bettgardinen in heller Flamme standen. Mit nerviger Faust trennt er die Kämpfenden, schleudert sie Beide zu Boden, und löscht eiligst den, man weiß noch nicht wie und warum, angezündeten Brand.

Es folgte hierauf eine unbeschreibliche Scene, da Jeder der Gatten den Andern auklagt. Das Ende war, daß Beide, wenn auch nicht in demselben Eisenbahncoupé, doch in einem und demselben Zuge, am nächsten Morgen ihre Fahrbillets bis nach Berlin lösten und sich von dort aus nach St. Petersburg begaben, um ihre Trennung einzuleiten. Die Baronin willigte nur in die Abreise unter der Bedingung ein, daß der Wirth sie bis zum Bahnhofe begleite. Dort umarmten Beide denselben als ihren Retter . . .

Da wir einmal bei diesem Capitel, fiel mir die Geschichte des Bademeisters ein und ich frug, welche Bewandtniß dieselbe eigentlich hätte. Ganz erfunden konnte sie nicht sein. „Allerdings!“ lächelte der Bürgermeister, „mein Vorgänger hat mir den Schlüssel dazu gegeben. Der Mann hat nichts erfunden. Ein Unglück kam nicht vor. Nach tausend Todesängsten und selbst gegen dräuende Todesgefahr kämpfend, war es dem Prinzen gelungen, seine Tochter mit starkem Arm zu umfangen und sie dem Gestade zurückzuführen. Das Mädchen litt am Veitstanz.

„Der Vater hatte sich eingebildet, ein Bad während des Meerleuchtens dürfte vielleicht, der Elektricität halber, eine heilsame Wirkung auf ihren Zustand ausüben. Um jedem Aufsehen zu entgehen, beschloß er stehenden Fußes Blanckenberghe zu verlassen und hatte noch in der Nacht eine Unterredung mit dem Bürgermeister, der ihm dann auch gern behülflich war und versprach, den Vorgang zu verschweigen.“

Max Sulzberger.

Preußens Königliche Schlösser.

Von **George Hesekiel.**

Das Stadtschloß in Potsdam.

Das königliche Schloß zu Potsdam hat den Namen Stadtschloß erhalten, als der große Friedrich sein Weinbergschloß anlegte, das erst später den Namen „Sanssouci" erhielt, dem nach dem Siebenjährigen Kriege in einem andern Gegensatz das Neue Schloß entgegengestellt wurde; das damalige Neue Schloß heißt jetzt noch das Neue Palais. Man hat gesagt, die brandenburgisch-preußische Geschichte sei die Geschichte der Fürsten aus dem Hause Zollern-Brandenburg, darum möchten wir das Stadtschloß ein Stück brandenburgisch-preußischer Geschichte in Stein nennen, denn kein Bau im ganzen Land zeigt so greifbar wie dieser die hervorstechenden Eigenschaften der verschiedenen Regenten.

Der Gründer des Stadtschlosses, wie der Großmacht Preußens, der Erbauer des Hauptgebäudes, mit der Front nach dem Lustgarten und der Havel, ist der große Kurfürst Friedrich Wilhelm; schlicht, aber fest und gediegen nach Außen hin, im Innern räumlich, nicht ohne fürstliche Pracht. Ihm folgte sein Sohn Friedrich III., der als König Friedrich I. hieß, er erhöhte und verlängerte die Flügel und schloß den schönen, großen Hof im Norden mit dem Portal, von der Stadt erbaut, und den halbrunden Wachtgebäuden. Er stellte ein königliches Schloß dahin, wo zuvor nur ein kurfürstliches gewesen war, er schmückte es innerlich mit verschwenderischer Pracht aus, aber die Pracht galt vorzugsweise der Verherrlichung seines großen Vaters und der Schmuck kam meist aus der reichen oranischen Erbschaft seiner Mutter Louise Henriette von Oranien aus Holland, das damals so unermeßlich reich an Kunstschätzen war.

Der große Kurfürst liebte das Schloß vorzüglich seiner zweiten Gemalin wegen; er vermachte es auch der Kurfürstin Dorothea; Friedrich I. reluirte es erst nach ihrem Tode von seinen Herren Brüdern.

Friedrich I. hielt hier sein Beilager mit seiner ersten Gemahlin, der Prinzessin von Hessen-Cassel. Das treue Andenken an diese liebenswürdige Dame, die so jung an seiner Seite starb, soll ihm das Schloß vorzüglich werth gemacht haben.

Friedrich Wilhelm I. verwandelte gleich einen guten Theil der großen Prachträume in kleine, schlichte, bürgerlich enge Zimmer, nur das Gemach, worin er sein Tabakscollegium hielt, behielt die räumliche Ausdehnung. Alles wurde einfach und reinlich bis auf den hölzernen Stuhl; sparsamste Wirthschaft und der Soldat theilten sich ins Königsschloß, bis unser einziger Friedrich den Thron bestieg. Da kam der reichste Glanz über das Stadtschloß; da stellte Er das Haus des Ersten Friedrich in aller Pracht wieder her, da schmückte Er den Marmorsaal mit der Apotheose des großen Kurfürsten, da belegte Er die Fußböden mit dem schlesischen Marmor, den Er erobert hatte, da baute sein Knobelsdorff die Marmortreppe und die Marmorgalerie; da erhielten die Kammern im Innern ihren edlen Schmuck, wie die Außenseite und die Dachständer im besten Geschmack ornamentirt wurden; neben dem preußischen Adler aber und dem alten rothen Aar von Brandenburg nahm

Digitized by Google

seinen Platz überall der schlesische Adler mit dem Klarmond und dem Kreuzlein. Unter den Gemächern des Königs selbst wurde freilich dem Götzen Voltaire eine Gastwohnung eingeräumt, wie unser trefflicher Freund Dr. Georg Horn gründlich nachgewiesen, im harten Kampfe mit der potsdamer Tradition, nach welcher Voltaire gar nicht im Schlosse, sondern in einem Bürgerhause gegenüber gewohnt haben sollte *). Voltaire genoß des Königs Gastfreundschaft, bis der Götze sank und nur ein geistreicher Schriftsteller, oder ein gemeiner Kerl übrig blieb; mit dem geistreichen Schriftsteller hat der geistreiche Philosoph von Sanssouci noch manchen witzigen Brief gewechselt, den gemeinen Kerl aber hat sich der König von Preußen niemals wieder zu nahe kommen lassen.

Voltaire's Gemach wurde später als Gastzimmer gebraucht; jetzt ist es das Absteigequartier des Obristen, Hof- und Hausmarschalls Grafen Pückler, der mit seinem Verständniß und dem besten Geschmack die königlichen Schlösser in Ordnung zu halten weiß.

Und als Friedrichs Auge in Sanssouci erlosch, da wurde sein Leichnam hier im Schloß in Parade ausgestellt, bevor sie ihn in seine Gruft in die Garnisonskirche trugen, deren Kanzel sein frommer Vater mit den Statuen einer Minerva und eines Mars schmückte, um sie als Garnisonskirche deutlich zu bezeichnen. Eine wahrhaft königliche Geschmacklosigkeit, die übrigens durch Friedrich Wilhelm II. beseitigt ist, der den beiden steinernen Kriegsgöttern im Schloß an Knobelsdorff's Treppe einen neuen Stand verlieh. Friedrichs Nachfolger haben am Stadtschloß im Wesentlichen nicht viel geändert und was sie änderten, war nicht eben zu rühmen; die Zeit Friedrich Wilhelm's II. kannte die Tugend der Pietät nicht; sie ging auf der einen Seite oft mit einer Rücksichtslosigkeit vor, die wir heute als helle Barbarei ansprechen würden, auf der andern Seite aber war sie wieder noch so gefangen von dem Zauber des großen Königs, daß sie vor jedem Schritt scheute, der über die Kreise hinaus führte, die Friedrich's Hand gezogen. Friedrich Wilhelm II. wohnte im Winter auf der Westseite, im Sommer auf der Ostseite des Schlosses, daher entstanden die Bezeichnungen: der Sommerflügel und der Winterflügel. Von Friedrich Wilhelm II. ist kaum eine Spur erhalten im Stadtschloß, man muß in's Marmor-Palais gehen, um ihn zu finden. Aber von seinem Sohn Friedrich Wilhelm III. und von der Königin Louise reden laut diese Kammern auf dem westlichen Flügel und die im Norden über dem Wachtgebäude, jene heiteren und hellen, aber bis zur Aermlichkeit einfach ausgestatteten Zimmer, in welchen ein königliches Familienglück wohnte, wie das nicht seines Gleichen gefunden.

Wie Friedrich II. in der brandenburgisch-preußischen Geschichte herrschend in den Vordergrund tritt, so ist es auch im potsdamer Stadtschloß; daß er aber auch hier in den Vordergrund tritt, das ist das Verdienst seines pietätvollen und kunstsinnigen Nachfolgers, des Königs Friedrich Wilhelm IV. Er war es, der dem Stadtschloß seinen friedericianischen Charakter voll und ganz wiedergab, bis in's Kleinste wurde Alles restaurirt, wie es unter dem großen Könige gewesen, bis auf den vergoldeten Drachenkopf, der einst die erwärmte Luft in das Schreibcabinet Friedrich's geleitet. Das ganze Schloß

*) Dieser Aufsatz Horn's ist gedruckt in den „Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Potsdams", die viele treffliche Arbeiten von Geh. Rath L. Schneider, Domherrn von Ledebur, Präsidenten Engelcke u. a. m. enthalten und uns von wesentlichem Nutzen gewesen sind.

Digitized by Google

redet von Friedrich dem Großen; Der aber, der es reden machte, der hat sich still zurückgezogen in die Zimmer an der nordöstlichen Ecke des Schlosses im zweiten Stockwerk, die Friedrich Wilhelm IV. bewohnte. Sie werden dem Publicum nicht geöffnet. Sie glänzen durch eine Anzahl der schönsten, modernen Bilder von Kalckreuth, Hildebrandt u. A. m.

Die brandenburgisch-preußische Geschichte ist zu Ende; mit König Wilhelm, dem ersten Kaiser, beginnt die preußisch-deutsche Geschichte. Möchte dem brandenburg-zollernschen Hause gleicher Ruhm für die kommende Zeit beschieden sein, wie es in der Vergangenheit gewonnen!

Der Kaiser wie der Kronprinz haben im Stadtschloß keine eigenen Kammern; wenn sie hier Audienz ertheilen, oder Vortrag annehmen, so benutzen sie dazu einige Zimmer auf dem westlichen Flügel, die aus dem großen Tabakscollegium Friedrich Wilhelm's I. hergestellt sind.

Das Stadtschloß hat zwei äußere Treppen, die grüne Treppe und die goldene Treppe; die goldene, von den vergoldeten Kinderköpfen, die sie schmücken, so genannt, führt aus dem Lustgarten an der Westseite des Schlosses herauf zu der ehemaligen Fahnenkammer, die Friedrich der Große mit Cedernholz täfeln ließ. Die Treppe wurde unter Friedrich Wilhelm III. abgebrochen, von Friedrich Wilhelm IV. aber wieder hergestellt. Die grüne Treppe, von dem Hauptportal zum Marmorsaal, ist gar keine Treppe mehr, sondern eine Rampe, eine Auffahrt. Unter dem großen Kurfürsten war es eine wirkliche, mit Orangerie besetzte Treppe, daher der Name. Der Kellerraum unter der Treppe war einst ein Prunkkeller, wo der jagdlustige Schloßherr und die Seinen, ehe sie zu Holz zogen, den Satteltrunk nahmen; eine Grotte, wo unter Friedrich I. ein reicher Schenktisch unter der „Rocaille" aufgestellt wurde, an dem sich die Cavaliers mit ihren Dames „desalterirten", wenn sie im Lustgarten spazierten. Als der rauhe Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. den reizenden Lustgarten zu einem Exercierplatz eingeebnet hatte, hörte auch die Wirthschaft in der Grotte auf und sie diente sehr nüchtern den Löschapparaten zur Aufbewahrung.

Hinter der grünen Treppe ist das große Portal, durch das man in die weite, kühle Prachthalle tritt, die der Marmorsaal heißt; der große Kurfürst hat sie erbaut und so wie sie jetzt ist, ist sie das Werk des großen Königs; Wände und Fußböden von grauem, grünen, rothen Marmor, Capitäle und Simse von vergoldetem Erz; riesenhafte Decken- und Wandgemälde, Alles zielend auf die Verherrlichung des großen Kurfürsten. Links von dieser Halle liegen nun die Kammern des großen Friedrich, in denen Alles unverändert bleibt, wie auch in der Wohnung Friedrich Wilhelm's III. und der Königin Louise, auf der andern Seite, Alles unverändert geblieben ist. Diese beiden Wohnungen werden auch nie fremden Herrschaften als Gastzimmer gegeben. Die Wohnung des großen Friedrich besteht aus einem Corridor, der, wie alle Corridore in diesem Schloß, mit Brustbildern von Generälen und Officieren behängt war, bis er von Friedrich Wilhelm IV. mit Gemälden von Kalckreuth geschmückt wurde; dann stößt der Saal für die Marschallstafel, an der alle Officiere vom Gefolge des großen Königs speisten, daran; dann folgt das Speisezimmer des Königs, länglich rund, mit einem Portrait der Barbarina von Anton Pesne; darauf das Concertzimmer, grün mit Gold, darin der Flügel von Silbermann, auf dem Quanz den König begleitete, es liegen noch authographische Musikalien Friedrich's darauf. Dann kommt ein Cedernholzcabinet, das wol rückwärts mit der Dienststreppe und

dem Corridor in Verbindung steht; dann das Schreibcabinet mit dem Drachenkopf als Ofen und dem Spiegel, durch welchen der vor dem Schreibtisch sitzende Friedrich jeden Eintretenden gleich von allen Seiten sehen und auch Lustgarten und Straße überblicken konnte. Dem Fenster nach der Straße zu gegenüber stehen noch heute die Linden, die man Bittschriftenlinden nennt. Wer was beim König anzubringen hatte, der stellte sich unter eine dieser Linden und hielt seine Bittschrift hoch. Der König bemerkte es sofort im Spiegel und schickte einen Diener, der ihm die Bittschrift brachte. An der ersten dieser Linden soll auch die Schmähschrift gegen den König angeheftet gewesen sein, welche Friedrich bekanntlich niedriger hängen ließ, damit sie die Leute bequemer lesen könnten. Ueber den Vorfall selbst ist kein Zweifel, über die Linde aber sind die Gelehrten nicht einig. Einige verlegen die Scene dieses Vorfalls sogar nach Berlin. An das Schreibcabinet schließt sich das Schlafzimmer des Königs, das zugleich seine Bibliothek und das reichste seiner Gemächer war. Die beiden Bücherschränke sind mit silbernen Henkelvasen und lesenden Kindern von Silber besetzt. Die Balustrade, die den Alkoven vom Zimmer trennt, ist von gegossenem Silber mit silbernen Kinderköpfen verziert. Man zeigt da auch noch allerlei Reliquien vom großen König, unter anderm ein Paar Stiefel, die auf den kleinsten und zierlichsten Fuß schließen lassen, den Friedrich gehabt haben muß, in der Vorpodagraperiode, wie sich von selbst versteht. Dagegen sind ein Paar riesenhafte weiße Lederhandschuhe da, deren Echtheit uns immer problematisch bleiben wird, denn die zierliche kleine Hand des Königs steht unbezweifelt fest. Durch den Alkoven kommt man in das sogenannte Confidenzzimmer, das nur ein Fenster hat; ein lauschiger Winkel ist's mehr als ein Zimmer; hier speiste der König selbdritt oder selbviert im tiefsten Geheimniß, von Dienerschaft unbelästigt, denn die Tafel wurde im Erdgeschoß gedeckt und stieg durch eine Maschinerie auf und nieder. Das war die Wohnung des Königs. — Die nächsten vierzehn Zimmer des Flügels im ersten Stock waren zur Aufnahme von fremden Gästen meist höchsten Ranges bestimmt; am Ende nach dem Markt zu war das von Knobelsdorff erbaute Theater, das später in andere Zimmer verbaut worden ist, aber seiner Zeit prächtig genug war.

Westlich oder rechts von dem großen Marmorsaal, in Verbindung gesetzt mit dem Ostflügel durch die Knobelsdorff'sche Marmorgalerie, betritt man die Paradekammern; zuerst einen Speisesaal, der zwei Fenster nach dem Lustgarten, mit einem höchst anmuthigen Blick auf die Havel und zwei nach dem Schloßhof hat; der Saal ist sehr prachtvoll durch riesige Spiegel, kostbare Tischplatten und Bronzeverzierungen, nach denen er auch die „Bronzekammer" genannt wurde. Zwei Thüren rechts und links von dem Kamin führen in das Audienzzimmer. Ueber dem Kaminsims das bekannte Bild: August der Starke von Polen, Hand in Hand mit Friedrich Wilhelm I. von Preußen; der Hofmaler Herr Ludwig von Sylvester hat dem sächsischen Polenkönig gar nicht geschmeichelt, er sieht aus wie der „Polterer", eine stehende Figur der Komödie. Dem derben Preußenkönig aber hat er sehr ungeschickt geschmeichelt, solch' zierliche Tanzmeisterschritte hat der zornige Herr sicher nie gemacht, er pflegte derb aufzutreten im Leben, wie in der Geschichte.

Das Staats- oder Audienzzimmer ist gelb mit Silber. Darauf folgen die Zimmer, welche Anfangs dieses Jahrhunderts für einen Besuch des Kaisers von Rußland neu eingerichtet und danach „Neue Kammern" oder „Rüssische Kammern" genannt wurden. Es sind diese Gemächer aber

einst die Gemächer des großen Kurfürsten und seines Sohnes, des ersten Königs, gewesen. An das erste Zimmer, der große Kurfürst soll hier gestorben sein, stößt eine kleine Galerie, die drei Fenster nach dem Lustgarten und eins nach Westen, nach der breiten Straße hin, hat. Diese Galerie war das Cabinet des großen Kurfürsten. An einem wunderschönen Tage des Monats Mai 1872 sah die wunderschöne Kronprinzessin Margaretha von Italien, mit den Prinzessinnen des königl. Hauses von Preußen, von hier aus die Parade an, die der deutsche Kaiser, unser König Wilhelm, in dem Lustgarten abhielt, der jetzt Garten und Exercierplatz zugleich ist, den die Erzbilder der Helden aus dem Befreiungskrieg zugleich mit den Marmorbildsäulen aus der Oranischen Erbschaft schmücken. Dann folgt ein Schlafgemach mit einem Bilde der Königin Louise Ulrike von Schweden von Pesne und einem von dieser durchlauchtigen Dame in Chenille gestickten Feuerschirm vor dem rothen Marmorkamin. Dann kommt das ehemalige Concertzimmer Friedrich's II., jetzt auch ein Schlafzimmer, die Ecke einnehmend, und im Westflügel das Lesezimmer oder die ehemalige Fahnenkammer, aus welcher man auf der schon erwähnten goldenen Treppe in den Lustgarten niedersteigt. Die nächsten Zimmer bieten kein besonderes Interesse, auch die beiden letzten nicht, die man aus des grimmigen Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm's I. Tabakscollegium gemacht hat. Dann aber kommt dessen Schlafzimmer, einfenstrig, alles eng, klein, nicht behaglich, aber höchst charakteristisch, auch ohne die geradezu furchtbaren Gemälde von hoher königlicher Hand mit der Unterschrift: „Fridericus Guilelmus Rex pinxit." Es steht nicht dabei „in tormentis", er hatte also nicht einmal das Podagra, als er diese Scheusale schuf; es waren Erzeugnisse seiner guten Stunden! Und das war auch das Sterbezimmer dieser gewaltigen Natur, dieser mächtigen Herrscherkraft, die man anerkennen muß, wenn man sich auch höchst unsympathisch berührt fühlt! Zu diesem Fenster neigte er das todesmüde Haupt, um seine Soldaten unten im Lustgarten zu sehen, und dort, durch das ebenfalls enge Wohnzimmer, ließ er seine „Grenadiere" marschiren, seine Riesen, die er zärtlich wie ein Vater seine Kinder liebte, wenn er sie auch streng hielt; ihr Anblick war seine letzte Erquickung auf Erden, fast im Todeskampf noch. „Er starb mit der Ruhe eines Christen und mit der Neugierde eines Naturforschers" sagt Friedrich von seinem Vater; der wunderliche Herr brannte nämlich vor Neugierde, zu erfahren, wie es nach dem Tode sein werde.

Zu dem Wohnzimmer, es ist nicht getäfelt und hat nur gemeine Dielen, gehörte noch das Eingangszimmer mit der Thür nach dem Corridor, — das war die ganze Wohnung König Friedrich's Wilhelm I.

Nun folgt eine Reihe von Zimmern, die Friedrich der Große 1756 höchst elegant für den Grafen Schaffgotsch, den Fürstbischof von Breslau, einrichten ließ und die deßhalb die fürstlichen Kammern hießen. Später bewohnte dieselben Prinz Friedrich von Preußen. Nach diesen Kammern kommt die Treppe ohne Stufen, auf der sich König Friedrich Wilhelm I. auf einem Rollstuhl in den Lustgarten zum Exereieren hinunterfahren ließ, wenn er das Podagra hatte. Der lange Corridor vor diesen Kammern ist wieder mit Portraits von Officieren und Bildern von Friedrich Wilhelm's furchtbarem Pinsel behängt.

Die Zimmer an der nordwestlichen Ecke des Schlosses sind die der Königin Louise; das Eckzimmer war ihr Schreibzimmer, es hat grüne Tapeten; das Schlafzimmer mit einem Cabinet und einem Toilettezimmer daran,

nach Norden, nach dem Markt zu gelegen, befinden sich über der Wache, und sind wirklich nicht besser als ärmlich, die Bettstellen von Birnbaumholz. Sie sind aus der Zeit, in welcher die Einfachheit als die höchste Zierde auch des Königslebens galt, wo man Luxus mit der Anspruchslosigkeit trieb und wo man sich freute, natürlich zu sein. Es liegt freilich etwas Bestechendes in diesem Zuge, aber es hat auch sein sehr Bedenkliches, ihm ganz zu folgen. Der mächtige Einfluß Rousseau'scher Declamationen hat nirgends eine so edle und anmuthige Form gewonnen, wie im preußischen Königshause. Das südlich an das Schreibzimmer stoßende Musikzimmer ist etwas reicher mit blauseidenem Damast tapezirt, das Thurmzimmer daneben hat gelben, weißgeblümten Damast. Im Speisesaal aber ist wieder eine Papiertapete. Es ist hier alles, wie sie es verlassen hat, im Speisesaal hängt noch ihr großer grüner Fächer an einem Gardinenhalter, dorthin hing sie ihn, wenn sie sich zum Speisen setzte; und hier, dicht neben dem Fächer der edlen Königin, stehen die Fahnen und Standarten, Ehrentrompeten und Pauken der potsdamer Garnison. Wo wären die Feldzeichen mit eisernem Kreuz besser aufgehoben, als bei der Mutter des Königs?

Dort im Schreibzimmer steht auch noch der Königin Arbeitskörbchen und unter dem Spiegel die Spielsachen der königlichen Kinder. Jeder Bürgersmann schenkt jetzt seinen Kindern viel kostbarere Spielwerke. Die thönernen Pfeifchen dort, sie kosteten das Stück einen Dreier, wie wir aus eigener Erfahrung wissen, hat sich Prinz Wilhelm auf dem letzten Jahrmarkt gekauft. Der mächtige König Wilhelm von Preußen, der erste deutsche Kaiser, und das grüne thönerne Pfeifchen für einen Dreier!

Prächtig und königlich ist in dieser ganzen Wohnung nichts als die Sopraporten der weißen Thüren mit goldenen Palmbäumen, oder goldenen Pfauenschweifen darin. Und in der Wohnung des Königs, im zweiten Stock gerade darüber gelegen, sieht es, wenn möglich, noch einfacher aus; auch hier Papiertapeten, Möbel von Birnbaumholz, die Bettstellen sogar von gemeinem „Kiehn", wie der Berliner sagt, das heißt von Kiefernholz. So aber liebte es König Friedrich Wilhelm III.

Die Wohnung, die König Friedrich Wilhelm IV. im Stadtschloß bewohnte, liegt auf der Südostecke, in der zweiten Etage; sie wurde für ihn 1823 bei seiner Vermählung eingerichtet und er hat sie nie verlassen wollen. Hat Friedrich Wilhelm IV., der die ganze Umgegend Potsdams kunstsinnig in einen meilenweiten Park verwandelt, der für Sanssouci, Charlottenhof, den Neuen Garten und so viele andere Gärten und Schlösser so viel gethan, auch am Stadtschloß wesentlich nichts geändert, so hat er ihm doch durch die Kuppel, die er der vor dem Schloßportal auf dem Markte liegende Nicolaikirche aufsetzte, für das Auge einen künstlerischen Abschluß gegeben. Man trete in die südwestliche Ecke des Schloßhofes und blicke nach der südöstlichen, man wird sich des Anblicks freuen.

Wenn man vor dem de Bodtschen Portale auf dem Markte steht, so hat man zur rechten Hand die stehende Wache der ehemaligen ersten Bataillonsgarde, zur linken Hand die andern Gardetruppen, innerhalb des Portals aber soll stets, Hand an Sattelknauf, ein Husarencommando gehalten haben, um etwa flüchtigen Deserteurs gleich nachsetzen zu können. Die potsdam'sche Tradition ist reich an Erzählungen aus der Deserteurzeit; sie sind meist traurig, diese Geschichten, aber die traurigste Geschichte aus der Chronik des Stadtschlosses ist die vom Besuche des Kaisers Napoleon.

Am 24. October 1806 Vormittags um elf Uhr, kam Napoleon mit zahlreichem Gefolge durch das Thor in der Colonnade, welche den Lustgarten von der Straße abschließt, und stieg auf der grünen Treppe vom Pferd. Sein Gesicht war unbeweglich, eine liebe, fromme Dame, die ihn beobachtete, sagte angstvoll: „Das ist der Reiter aus der Offenbarung.“ Aber ein alter Officier des großen Königs bemerkte derb: „Die Kerle im Gefolge sehen wüster aus, als eine Bande polnischer Recruten!“

Das königliche Hofmarschallamt war vertreten durch den Kammerherrn von Bardeleben, den Hofstaatssecretair Meinert und den Kammerdiener Tamonti. Duroc, Napoleons Groß-Palastmarschall, führte seinen Herrn durch den Broncesaal in die für ihn in Bereitschaft gesetzten russischen Kammern; im Marmorsaal wurde sofort eine Wache aufgestellt, welche Posten aussetzte in dem Corridor vor des Kaisers Gemächern, der dienstthuende Generaladjutant blieb in dem Audienzzimmer, welches damals blau war, die übrigen Officiere vom Dienst hielten sich in dem Broncesaal auf. Der Kaiser Napoleon sprach sein Wohlgefallen an den schönen und prachtvollen Zimmern aus, schien Werth darauf zu legen, daß er in demselben Bette schlafe, welches auch dem Kaiser von Rußland gedient und ließ Tische zusammentragen, auf denen er mit Duroc's Hilfe seine Karten ausbreitete. Um zwölf Uhr verlangte er Frühstück, sein Bruder Jerôme und sein Schwager Mürat speisten mit ihm. Der große Feldherr erregte das Erstaunen der preußischen Hofbeamten und Hofdiener durch seine auffallend unreinliche Art des Speisens; er faßte z. B. ganz tapfer mit den Fingern in die Schüssel, zerriß ein Stück Geflügel mit den Händen und spritzte die Tunke auf das Tafeltuch. Um zwei Uhr wurde der Schloßcastellan geholt; der Kaiser wollte die Wohnung des großen Königs Friedrich sehen. Im Gehen fragte er nach der Bestimmung jedes einzelnen Raumes, wozu Friedrich ihn benutzt. So erfuhr er, daß König Friedrich Wilhelm I. seinen Sohn Fritz im Marmorsaal wehrhaft gemacht, d. h. in die Armee einrangirt hatte.

Im Ganzen war es, trotz des sichtlichen Respectes vor dem großen König doch nur ein sehr flüchtiges Durchschreiten der Gemächer, das meiste Interesse schien Napoleon noch an der Maschinentafel im Confidenzzimmer zu nehmen; doch zeigte er den Officieren seiner Begleitung den vom König selbst geschriebenen Catalog seiner Werke und sagte, auf die Musikalien deutend: „Der König war auch ein großer Musiker!“ Durch allerlei Fragen, die er an den Kammerdiener Tamonti und Andere richtete, suchte er sich zu vergewissern, daß der Degen und der Stern vom Schwarzen Adlerorden, die dort lagen, von Friedrich wirklich getragen worden seien. Er hatte gleich die Absicht, diese Reliquien als Beutestücke mit zu nehmen.*) Als man ihm sagte, die Wohnung sei ziemlich unverändert so wie sie der König verlassen, äußerte er, sie verdiene immer unverändert erhalten zu bleiben zum Andenken an den großen Mann. Beim Weggehen fragte er den Schloßcastellan Knopf, ob er schon dem König Friedrich gedient? Der antwortete ihm, daß er bei demselben Lakai gewesen und von ihm selbst noch

*) Sonderbarer Weise sagt Napoleon in seinem Tagebuch von Sanct Helena, er habe Degen und Ordensstern des Großen Friedrich von Sanssouci mitgenommen. War ihm da sein Gedächtniß untreu, oder wollte er was besonderes damit andeuten? Es ist ganz unbezweifelt, daß er die Reliquien aus dem Stadtschloß mitnahm. Uebrigens war der Degen kein preußischer; er gehörte zu Friedrichs russischer Uniform.

Digitized by Google

zum Caſtellan gemacht worden ſei. Darauf wendete ſich der Kaiſer lebhaft an ſein Gefolge und ſagte: „Sehen Sie, dieſer Mann hat noch unter dem großen König gedient!“

Danach ließ der Kaiſer ſein Roß vorführen und ritt, geführt von des Königs Stallmeiſter Müller, mit einer ganzen Heerſchaar von Generälen und Officieren nach Sansſouci und dem neuen Schloß. Nach der Rückkehr ertheilte er Sauvegarden für die königlichen Schlöſſer und die Pfaueninſel, was freilich nicht hinderte, daß dieſelben von ſeinen Officieren und hohen Beamten arg geplündert wurden. Doch wurde, was man uns 1806 an Kunſtſchätzen nahm, 1814 und 15 zum guten Theil wenigſtens zurückgebracht. Nach dem Diner arbeitete Napoleon mit dem Generalſtabschef der Armee Berthier, mit dem Miniſter-Staatsſecretair Maret, mit dem Generalintendanten der Armee Daru und mit Duroc bis ſpät in der Nacht. Ebenſo am Morgen des folgenden Tages, wo er nur einen Abgeſandten des Fürſten von Deſſau in anhaltiſcher Jagduniform empfing, der einen Brief ſeines Fürſten überreichte. Gegen zwölf Uhr wurde die befohlene Deputation der Stadt Berlin gemeldet, welche dem Sieger die Schlüſſel der Hauptſtadt überreichen ſollte. Die Schlüſſel wurden einige Tage ſpäter in Berlin ſelbſt überreicht. Duroc führte die Herren, die im Marmorſaale harrten, nachdem er ſie gemeldet in das gelbe Zimmer, die Wohnung des Kaiſers. Die Deputation, der ſich auch die Landräthe der Kreiſe Teltow und Niederbarnim angeſchloſſen, baten um Milde und Schonung für Berlin, um Schonung und Nachſicht für die Landſchaft. Die Antwort des Kaiſers klang bedauernd, auch war es ganz richtig, wenn er einen Theil der Leiden unvermeidlich nannte. Es war aber ganz ungroßmüthig, daß er die Gelegenheit benutzte, den König und die Königin, den Adel des Landes, mit bittern Schmähungen zu überhäufen, ganz abſcheulich endlich war es, daß er im Bulletin vom 26. Oct. (Spener'ſche Zeitung 1806 Nr. 137) lügenhafter Weiſe ſagte: die Deputation habe über König, Königin und Adel in jener Audienz Beſchwerde geführt und nun ſeine eigenen Schmähungen den Mitgliedern der Deputation in den Mund legte. Die tief gekränkten Männer durften nicht wiederſprechen, ſie hatten aber die Genugthuung, daß Niemand im Lande die Schändlichkeit glaubte, die ihnen der franzöſiſche Kaiſer anzulügen niedrig genug war. „Großes Genie, aber auch große Beſtie“, ſagte General von der Marwitz. Herr Arouet von Voltaire und Herr Napoleon Bonaparte, die beiden traurigſten Gäſte im Schloſſe zu Potsdam!

Nach dem Frühſtück hielt Napoleon im Luſtgarten Revue über die Artillerie der Garde, dann ſetzte er ſich zu Pferd, ritt nach der Garniſonkirche und beſuchte das Grab des großen Friedrich. Nach dem Mittagseſſen arbeitete er wieder bis ſpät. Am 26. October hielt er abermals Parade über Gardetruppen, empfing eine Deputation des potsdamer Magiſtrats, dem er die möglichſte Schonung der Stadt verhieß, dann ritt er nach drei Uhr Nachmittags über Spandau nach Charlottenburg. In der Stadt wurde er noch von zwei Einwohnern, dem Kaufmann Dohndorf und dem Bürger Fretz, der es ſogar wagte, des Kaiſers Pferd anzuhalten, um Schonung der Stadt gebeten. Napoleon verſprach, daß Potsdam frei ſein ſolle, wahrſcheinlich aber nur um ſchneller loszukommen, denn in der Folge wurde der Stadt Potsdam auch nicht die geringſte Nachſicht oder Schonung gezeigt. Das war Napoleons Beſuch im Stadtſchloß zu Potsdam, an Preußens trübſten Tagen eine ganz dunkle Stunde, ein bittrer Tropfen mehr in dem Leidenskelch von Anno Sechs.

Sanssouci.

Sanssouci ist nicht, wie man gewöhnlich glaubt, nur der Name des Schlosses, welches Friedrich der Große sich auf einem Weinberg bei Potsdam erbaute, sondern es ist der Name einer ganzen Anzahl von Schlössern, Gärten, Hainen, Villen, Pavillons, Tempeln und Wasserstrecken, welche König Friedrich Wilhelm IV. künstlerisch und landschaftlich vereinigt, deren Bewohnern er, der unermüdliche fromme Kirchenerbauer, in seiner Friedenskirche, wo jetzt der Leib des Vielduldenden ruht, den geistlichen Mittelpunkt gegeben hat. Unter dem 22. April 1845 schrieb der hochselige Herr an Bischof Eylert ..... „Es scheint mir passend, eine Kirche, welche zu einem Palastbezirk gehört, der den Namen Sanssouci, „Ohne Sorge", trägt, dem ewigen Friedensfürsten zu weihen und so das weltlich Negative „Ohne Sorge" dem geistlich positiven „Frieden" entgegen oder vielmehr gegenüber zu stellen ..... Der Name „Friedenskirche" als die vulgäre Bezeichnung der neuen Kirche, lächelt mich so an, daß ich mich für dieselbe entscheide — falls Sie nichts Unpassendes darin finden."

Die Friedenskirche ist die Pfarrkirche für den Palastbezirk Sanssouci, so wie Saint Germain l'Auxerrois in Paris die Pfarrkirche für Louvre und Tuillerien war.

Von den Palästen von Sanssouci sind zwei vom großen Friedrich, zwei von Wilhelm IV. erbaut; die Gartenanlagen, der Paradiesgarten, das Veronawäldchen, der Sicilianische Garten, der Nordische Garten, der alle Arten von Nadelholz enthält, die im Norden vorkommen, u. a. m. sind mit ihren geschmackvollen Gärtnerwohnungen meist Schöpfungen dieses feinsinnigen Königs, der eine ganze Anzahl berühmter Baumeister und ganze Geschlechter von Gärtnern herbeigerufen, gebildet und großgezogen.

Die erste Anlage Friedrich Wilhelm's IV. in Sanssouci schreibt sich aus seiner Kronprinzenzeit her: es ist Charlottenhof, das er 1826 durch Schinkel und Persius bauen, dessen Gartenanlage er durch Lenné und Sello ausführen ließ, ganz nach seinen Ideen und ganz nach seinem Geschmack. Wir finden da ein sonniges Gartenhaus mit hohen Weinlaubarkaden; einen Gartensitz an einer Quelle mit Skulpturen und Statuen, einen Wassergraben von einer grünen Laube überbrückt; ein römisches Bad, darin Alles prächtig in kühlem Marmor ausgeführt; italienische Blumen- und Fruchtgärten, Beete in Buchsbaumfassung mit weißen und bunten Knochen und Muscheln nach niederländischer Art ausgeführt, Taubenhäuser, Schildkrötenhäuser, einen Fasanengarten und endlich dicht am Schloß den Rosengarten, der den berühmten Rosengarten auf der Pfaueninsel den Rang abgelaufen hat. Endlich ist da vom Rosengarten und Baumpartieen umgeben das Schlößlein Charlottenhof selbst, rückwärts von einer Terrasse begrenzt, wo silberklar die Wasserkünste sprudeln, Kühlung und Behagen spendend. Das war wol ein schöner Tag im Leben des Kronprinzen, da er seine geliebte Gemalin, die bayerische Elisabeth, hier einführte und über dem klaren Wasser ihre Büste von Erz aufstellte auf einer Säule von bayerischem Marmor!

Damals zogen Lust und Liebe, Scherz und frohe Laune ein mit dem kronprinzlichen Ehepaar in das Schlößlein und selbst der Uebermuth waltete noch, in dem Vestibule wenigstens. In dem Vestibule, da, wo jetzt ein Wasserstrahl in eherne Becken plätschert und mildes blaues Licht dem Auge schmeichelt, hatte der Kronprinz einst die Tafel aufstellen lassen; er speiste dort mit seiner Gemalin und seinen Schwestern. Plötzlich fühlten die Prinzessinnen

Digitized by Google

ihre Füße naß werden und ehe sie sich dessen noch kaum bewußt wurden, lief ihnen das Wasser in die Schuhe; der Kronprinz hatte heimlich die Wasserleitung geöffnet und schickte die Damen nun lachend hinauf, ihre Fußbekleidung zu wechseln. Wie schön stand dem Kronprinzen einst dieser jugendliche Uebermuth!

Die beiden Vasen hier in dem Vestibule sind von Blutjaspis, Geschenke des Kaisers Nicolaus. Der Zimmer sind wenige; in des Königs Ankleidezimmer mit den Stühlen von Rosenholz liegt ein Reitstock des großen Friedrich mit einem ruhenden Löwen von Bernstein am Griff; daneben ist ein kleines grünes Eckzimmer, wo Friedrich Wilhelm's Schreibtisch mit vielen Zeichnungen von seiner Hand steht; dann kommt ein Schlafzimmer mit Spiegelthüren und der Marmorbüste des dritten Friedrich Wilhelm und der Königin Louise; dann das Cabinet der Königin Elisabeth, vielfach mit Silber geschmückt und mit einem Lehnstuhl in Stahl und Silber, angeblich von Peter den Großen geschmiedet; das Wohnzimmer der Königin mit schönen Landschaftsbildern; der Speisesaal mit einer Tischplatte von Rosso Carolino, Alabasterschaalen und Statuen; das Gesellschaftszimmer, das Cafézimmer und endlich das Humboldtzimmer mit den Kinderstatuen des Nero und des Pompejus. Schon damals hatte der große Gelehrte in Friedrich Wilhem's Umgebung immer sein eigenes Zimmer. Es war wol die heiterste Zeit seines Lebens, die Friedrich Wilhelm hier durchlebt hat; als König ist er zwar noch oft zum Besuch hier gewesen, gewohnt hat er niemals hier, seit er den Thron bestiegen.

Einst, im Anfang der fünfziger Jahre, hatte er eine Anzahl von Geistlichen, eine in Potsdam versammelte Synode, wenn wir nicht irren, zum Frühstück nach Charlottenhof eingeladen; die Tafel stand in dem Seitengang vor dem Vestibule gedeckt; als der König vorfuhr, sagte er in seiner lebhaften Weise: „Dummes Zeug, ich habe befohlen die Tafel auf der andern Seite zu decken, bin wieder falsch verstanden!" Dann ging er die Treppe hinauf, um sich umzukleiden. Als er aber damit fertig war und an's Fenster trat, brach er in jenes Gelächter aus, dessen hinreißenden Ton Keiner vergißt, der es jemals vernommen hat, jenes Gelächter, das auch die Kaiserin von Rußland, seine Schwester, hatte, obwol es bei dieser eine tiefere Klangfärbung annahm. Der König sah etwas wie eine weiße Riesenschildkröte heraukommen, die Lakaien waren nämlich unter die Tafel gekrochen, hatten sie emporgehoben und trugen sie nun davon zu der vom König ausersehenen Stelle. Neben dieser Riesenschildkröte her aber schritten rechts und links die geistlichen Herren im Ornat höchst feierlich und Jeder trug säuberlich Löffel, Messer und Gabel, Serviette und Becher. Das mag gar zu lustig ausgesehen haben in dem grünen Hain mit den zahlreichen Büsten der Dichter und Philosophen. Jetzt aber kann man bei Charlottenhof einen Anblick haben, der ist nicht lustig, sondern die Augen werden naß und die Wehmuth tritt an's Herz, Dem der's sieht!

Es ist eine alternde Dame, die wird von einem Diener in einem Rollstuhl durch den Rosengarten und rund in Charlottenhof herum gefahren; ernst sinnend blickt ihr Auge auf das Schlößlein, ihr Ohr lauscht dem Geräusch des Wasserstrahls, der auf der Terrasse sprudelt, und jedes Fenster redet zu ihr — die alternde Dame ist die Königin Elisabeth von Preußen, die verehrte Wittwe Friedrich Wilhelm's IV. Sie besucht Charlottenhof oft, er ist ihre Jugend, ihre Freude, sie umkreist das Schlößlein und dann fährt sie wieder hinauf nach dem Terrassenschloß, wo der König litt und

ſtarb, oder hinunter nach der Friedenskirche, wo er begraben liegt und dort ſitzt ſie manche Stunde.

Im Weſten grenzt an Charlottenhof der Wildpark, darin die Pirſchhaide mit ſchönem Wildſtand, ebenfalls eine Anlage Friedrich Wilhelm's IV. Hier iſt auch das bayeriſche Häuschen, wehmüthigen Andenkens. Der König hatte es für die Königin, eine Erinnerung an die bayeriſche Heimat, gebaut, es wurde ihr Lieblingsausflug während ſeiner letzten ſchweren Krankheit.

Friedrich Wilhelm's ſtolzeſte Schöpfung aber in Sansſouci führt den beſcheidenen Namen Orangeriehaus, oder das Neue Orangeriehaus; aber es iſt die großartigſte Palaſtanlage in Norddeutſchland. Der Bau hat eine Länge von 330 Fuß, zwei Thürme und bietet von ſeinem platten Dache eine wundervolle Ausſicht in die verſchiedenen Gärten und Haine und darüber hin einen Blick weit hinein in die Landſchaft. Auf Terraſſen, die mit Cedern, Palmen, Orangen, Vaſen, Statuen beſetzt, mit Blumenbeeten geſchmückt ſind, ſteigt man auf zu dem Palaſt, deſſen Portal gegenüber ein Erzabguß des Farneſiſchen Stiers ſteht.

In dem Mittelbau befindet ſich nur der berühmte Raſaelſaal, ſo genannt, weil ſich hier jene einzige Sammlung Raſael'ſcher Bilder in werthvollen Copien befindet. Dieſe Sammlung und Aufſtellung war eine Idee Friedrich Wilhelm's IV., die eine glänzendere Ausführung nicht finden konnte. Rechts und links vom Raſaelſaal ließ Friedrich Wilhelm IV. einige Zimmer für ſeine geliebte Schweſter Charlotte, die verewigte Kaiſerin Alexandra von Rußland, einrichten. Neueſter Zeit werden fürſtliche Beſuche, die man beſonders ehrt, hier einlogirt. So im Juni 1872 der Prinz und die Prinzeſſin von Piemont (Kronprinz von Italien). Prinzeſſin Margherite bewohnte die Zimmer auf der linken Seite; ſie ſind prachtvoll eingerichtet.

Das Schlafgemach iſt das ſogenannte Malachitzimmer, die Vaſen, die Fenſteraufſätze, die Conſolen, die mächtigen Tiſchplatten, die Waſchgefäße, Alles iſt von Malachit. In einem runden Eckgemach ſteht eine vorzügliche Statue Friedrich Wilhelm's IV. Eine Veranda, rückwärts des Raſaelſaals, verbindet dieſe Zimmer mit denen auf der rechten Seite, welche der Kronprinz von Italien bewohnte. Auf dieſer reich mit Blumen beſetzten Veranda nahmen die Herrſchaften den Thee; der Blick öffnet ſich nach der neuen Anlage zu und hat zunächſt vor ſich auf hoher Marmorſäule einen Erzabguß der Juno Ludoviſi, von zwei ſchönen Pyramidenpappeln flankirt. Das erſte Zimmer auf der andern Seite zeigt viel ſeltenes Porzellan, namentlich auf dem Kamin wahre Koſtbarkeiten von vieux Saxe, das zweite Zimmer hat prächtige Boule-Meubles und iſt mit Anſichten von Jeruſalem geziert. Der König von Italien iſt bekanntlich auch Titularkönig von Jeruſalem. In dem dritten, dem Schlafzimmer des Kronprinzen, ſteht eine alte reiche Kommode des großen Kurfürſten. Wir wüßten in allen königlichen Schlöſſern keine Wohnung, in welcher künſtleriſcher Geſchmack mit fürſtlicher Pracht zu einem ſo ſchönen Ganzen verbunden wäre. Auf und nieder bleibt man in den Säulengängen, die von Baumgängen jenſeits der Säulenpforten fortgeſetzt werden und in das Endloſe zu verlaufen ſcheinen; man begreift, in wie großartigem Sinne die Anlage gedacht und mit wie feinem Kunſtſinn ſie ausgeführt iſt.

Gehen wir nun von der letzten Schöpfung König Friedrich Wilhelm's IV. zu dem ältern Schloß Friedrich's des Großen, wir werden auch dort, und gerade dort, Friedrich Wilhelm IV. finden. Die große Fontaine ſchleudert brau-

Digitized by Google

send ihren Wasserstrahl in die laue Sommerluft, die Caseaden plätschern und rauschen, Brunnen und klare Wasser murmeln und rieseln, Blumendüfte wehen fast betäubend, wir steigen über die mit der alten, weltberühmten Orangerie besetzten Terrasse, auf zu dem Terrassenschloß, das Friedrich's des Großen „Sanssouci" mit einem unerklärlichen Komma in Goldschrift an der Stirn trägt. Von der obersten Terrasse, die erst Friedrich Wilhelm IV. mit einer Marmorbalustrade umgab, blickt man in eine Landschaft, die wirkliche Bergzüge zeigt, vielleicht das lieblichste Stück von Kurmark Brandenburg; links hat man die Halbrotunde, wo des großen Königs Lieblingshunde begraben sind, rechts ist eine ganz gleiche Halbrotunde, wo der Einzige selbst begraben sein wollte. Sein Nachfolger aber begrub ihn mit richtigem Gefühl unten in der Garnisonkirche, wo er neben Friedrich Wilhelm I. liegt.

Aber an dieser Stelle empfing das Schloß seinen Namen, denn Friedrich sagte einst zu d'Argens auf die selbst gewählte Begräbnißstelle deutend: „je serai sans souci, quand je serai là!"

Die Cabinetsordre, welche den Bau des Schlosses auf dem obern Plateau des terrassirten Weinbergs befahl, erfolgte am 13. Januar 1745 an den Kriegsrath Neubauer, den Rendanten der Baukasse. Der König selbst hatte mit seinem Freunde Knobelsdorff die Pläne zu dem „Lusthause", wie das Schloß damals noch genannt wurde, entworfen, Kriegsrath Dietrichs leitete zunächst den Bau, der so gefördert wurde, daß, trotz des Krieges, das Schloß bis zum Spätherbst im Rohbau fertig wurde. Am 19. Juli 1746 hat König Friedrich, ganz allein, zum ersten Mal auf Sanssouci gespeist. Er bezog Sanssouci officiell am 1. Mai 1747. In Wirklichkeit hat er erst am 19. Juli dieses Jahres zum ersten Male dort geschlafen. Aus diesen Tagen sind die ersten Briefe Friedrich's von Sanssouci datirt. In den Hofrechnungen kommt der Name Sanssouci erst im folgenden Jahre vor.

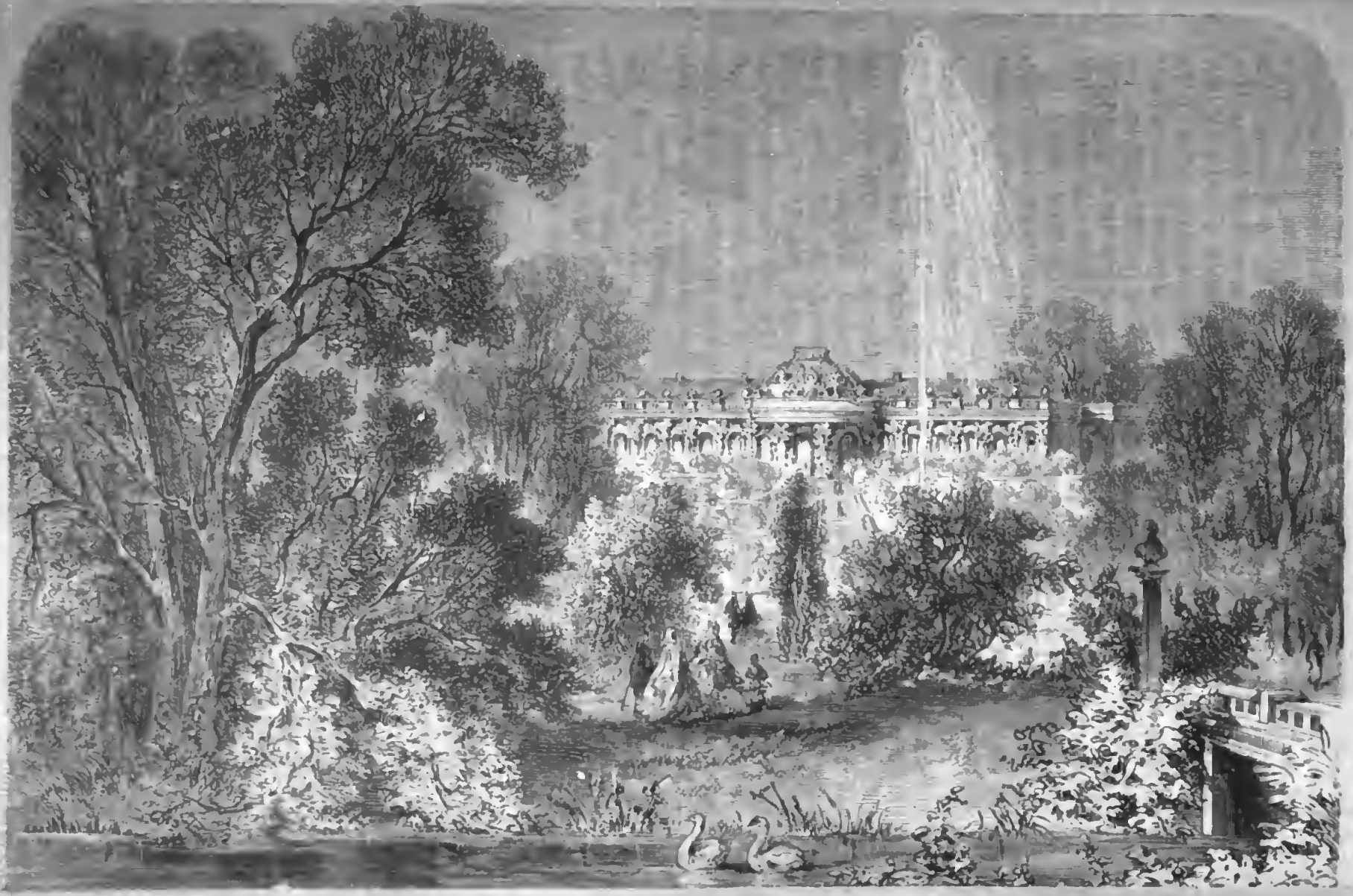
Das Schloß selbst ist fast unscheinbar; es hat nur einen Stock, die Kuppel in der Mitte ist ganz anspruchslos, doch ist die Façade reich verziert. Die Flügelgebäude, die Küche und Fremdenzimmer enthaltend, hat erst Friedrich Wilhelm IV. im Geschmack des Schlosses an Stelle älterer Häuser, durch Persius aufführen lassen und reich ausgestattet.

Die vielbesprochene Mühle des Müllers Grevenitz, der dieselbe nicht an den großen König verkaufen wollte und sich zorniger Gewaltdrohung gegenüber stracks auf's Kammergericht berief, ist auch längst in ein Gebäude zum Gebrauch des Hofes verwandelt, bewahrt aber die äußere Form. Die Dynastie der Müller von Sanssouci hat sich neben der des Königs nicht zu halten vermocht. König Friedrich Wilhelm III. wollte sie, dem großen Ohm zu Ehren, durchaus retten, bezahlte mehrmals die Schulden der Mühle und gab mehrfach reiche Geldgeschenke — es ging aber nicht; der letzte Müller von Sanssouci bat den König flehend, ihm die Mühle endlich abzukaufen.

Das Innere des Schlosses ist fast noch ganz so wie zu König Friedrich's Zeit, denn König Friedrich Wilhelm IV. hat in seiner pietätvollen Weise alle seit dem Tode des alten Fritz vorgenommenen Veränderungen wieder beseitigen lassen.

In dem marmorreichen Vestibule, wo Friedrich öfter speiste, tritt uns der würdige Castellan entgegen; Herr Woytasch ist eine sehr geachtete Person am Hofe, er war der Treuesten Einer, lange Jahre Kammerdiener Friedrich Wilhelm's IV. und bei ihm bis zur Sterbestunde.

Aus dem Marmorsaale tritt man links zuerst in das Audienzimmer,



Sanssouci.

Friedrich's mit rothseidener Tapete, vielen werthvollen Bildern und einer prächtigen Tischplatte von Achat; dann folgt Friedrich's Musikzimmer mit dem grünen Marmorkamin, dann das Wohn-, Schlaf- und Sterbezimmer des großen Königs; es ist ein weites Gemach nebst Alkoven, mit grünseidenen Tapeten und einer herrlichen Amethysttischplatte; auf dem Sessel dort ist der Einzige verschieden, die Uhr dort ist in seiner Todesstunde stehen geblieben. Napoleon hat die Uhr mit nach Paris genommen, aber er hat nicht gewagt, sie aufzuziehen; sie zeigt noch immer zwanzig Minuten nach zwei Uhr, wie am Morgen jenes 17. August 1786. Dahinter ist noch das runde Cedernholzzimmer, wo die Bibliothek des Königs in schönen Schränken steht, ein gar traulicher, lauschiger Winkel. Sehr hübsch und anheimelnd ist auch die weiße Galerie hinter diesen Zimmern; der König ging hier bei schlechtem Wetter spazieren, sie ist mit heiteren Bildern, namentlich Watteau's, verziert.

Diese Friedrich's-Zimmer benutzte Friedrich Wilhelm IV. gern zu seinen Abendgesellschaften; hier haben auch wir ihn gesehen an einem Novemberabend des Jahres 1855, helle Feuer brannten in den Kaminen, am nächsten Tage schon sollte das Hoflager nach Charlottenburg verlegt werden. In gemüthvollster Ruhe ging der König hier zwischen seinen Gästen umher in Sammetstiefeln, den bequemen Uniformüberrock halb aufgeknöpft, in jeder Hand ein Taschentuch. Dann setzte er sich nieder im Concert- oder Musikzimmer, neben ihm die Königin Elisabeth mit ihren Damen, einige vornehme Hofherren, der musikkundige Graf Redern, der Graf Keller und Alexander von Humboldt. Der Vorleser, Geheimrath Schneider, las ein Gedicht von George Hesekiel: „Das erste Capitel des Schwarzen Adlerordens", das episodisch die Musikstücke einer Ceremonialmusik von R. Tschirch verband; Sänger und Musik standen in dem Marmorvestibule, der Militairmusikdirector Wieprecht dirigirte, Dichter und Componist waren zugegen; sie ernteten hier reichen Beifall, der ihnen bei einer spätern Aufführung im Schauspielhause zu Berlin nicht zu Theil wurde. Beide hatten die Ehre bei dem Souper des Königs bleiben zu dürfen, zu dem nicht besonders gedeckt wurde. Man legte eine kleine Strohmatte für jedes Gedeck auf, der Wein wurde, nach alter preußischer Hofsitte, eingeschenkt in den Pocalen angeboten. Friedrich Wilhelm III. hat als Kronprinz zuerst am preußischen Hofe Wein in Flaschen auf die Tafel stellen lassen. Durch das Auflegen der Strohmatte wurde das lebhafte Gespräch keinen Augenblick unterbrochen, eben so wenig durch das Wegnehmen derselben; danach wurde geräuchert, um den Dunst der Speisen zu vertreiben. Der Heiterste und Witzigste an jenem unvergeßlichen Abend war ohne Widerspruch König Friedrich Wilhelm selbst. Und nun, gehen wir aus dem Audienzzimmer Friedrich's in das erste Zimmer auf der andern Seite des Marmorsaals: es ist das Schlafzimmer, das Sterbezimmer Friedrich Wilhelm's IV. Auf jenem Bette, es ist von der Hand der Königin dicht mit Palmen bestreut, hat er gelitten und ausgelitten. Seine Leiche war ausgestellt in Parade drüben im Sterbezimmer des großen Friedrich. Noch sieht man hier den Schreibtisch mit den Büchern, die man sicher auf allen Schreibtischen der preußischen Könige und Prinzen findet: Bibel, Gesangbuch, Rang- und Quartierliste, Staatskalender, Ordensliste und die Gotha'schen Almanache; die Kommodenplatte mit der kleinen Reisebibliothek, unter der viel von Shakespeare; das Original der Todtenmaske, die ja auch durch Photographien bekannt geworden, hier mit einem Spitzentuch der Königin verhüllt, von dieser Königin ein Bild, das sie als Braut zeigt. Dort stehen die

Wagen, in denen er gefahren wurde, als ihn die schreckliche Krankheit ergriffen; dort liegen die Handschuhe und die Mütze, die er zuletzt gebraucht. Unter den Bildern bemerken wir besonders die Portraits des Freiherrn von Knobelsdorff und des Grafen Gotter von Pesne. Auf das Zimmer des Königs folgt das Wohnzimmer der Königin Elisabeth, das Schlafzimmer derselben und endlich, am Ende, die sogenannte Blumenkammer, in welcher die Königin zuweilen frühstückt.

Diese Zimmer hießen sonst die Fürstlichkeitskammern und dienten Fürstlichkeiten und besonders den Freunden Friedrich's zur Wohnung; Erzbischof Krasicki, d'Argens, von Winterfeld, Lord-Marschall Keith, Voltaire u. A. haben hier gewohnt; die Zimmer haben noch ganz die Einrichtung behalten, die ihnen Friedrich gegeben, es sind nur wenige moderne Meubles darin. Voltaire bewohnte das letzte in der Reihe, die Blumenkammer; es sind allerlei Gethiere, als Affen, Bären u. drgl. m. dort angebracht, man sagt, der König habe Voltaire damit verspotten wollen.

Neben dem Schloß liegt die Bildergalerie, doch sind, wie aus allen königlichen Schlössern, auch von hier die besten Stücke an das Museum in Berlin abgegeben worden. Auf der andern Seite steht das Cavalierhaus, oder die Neuen Kammern, am Englischen Garten. Es enthält reich decorirte Säle und Galerien nebst sieben Fremdenzimmern.

Von der großen Fontaine am Fuß der Terrasse führt die prächtigste Allee gerade hinunter zu König Friedrich's neuem Schloß, das jetzt gemeiniglich das Neue Palais genannt wird. Es ist jenes Prachtschloß, welches der große Friedrich nach dem Hubertusburger Frieden 1763 bis 69 baute, um der Welt zu zeigen, daß er den letzten Groschen in der Tasche behalten habe, wie er spöttisch sagte; im Ernst wol, um den verabschiedeten Soldaten Arbeit und Nahrung zu geben. Da steht röthlich schimmernd der Bau Brüning's nach einem Muster von Palladio, da liegen mehr als zweihundert Prunksäle und Prachtzimmer unter der Königskrone, welche von den drei Grazien auf der Kuppel des Frontons getragen wird, während der preußische Adler, nec soli cedit, über dem Hauptgesims die gewaltigen Schwingen entfaltet. Aus 322 Fenstern blickt noch heute die friedericianische Pracht, 425 Sandsteinfiguren zieren Podest und Flügel, und weite Halbbogen von Hecken, Kugelakazien, Orangerie und Marmorhermen bilden die Avenuen von der Gartenseite; auf der Rückseite ist der Paradeplatz und die beiden wunderlichen Gebäude mit kühn geschwungenen Freitreppen, welche „Communs" heißen und ehemals zu Wohnungen für die Hofcavaliere dienten, jetzt aber als Caserne für das Lehr-Infanterie-Bataillon benutzt werden. Es hat wol kein Truppentheil eine schönere Caserne.

Wir wollen unsere Leser nun nicht durch die glänzenden Zimmer des Schlosses führen, die Reise ist gar zu lang. Das große Vestibule in schlesischem Marmor, der Muschelsaal und die Marmorgalerie, die Paradezimmer des großen Königs, die Fremdenzimmer ꝛc., sie alle sind gefüllt mit kostbaren Meubles, Seltenheiten, Merkwürdigkeiten, Bilderwerken und Gemälden, Andenken und kostbaren Erinnerungen. Man sieht da noch Portraits auf Stühlen stehen, so das des Kaisers Joseph und das der Kurfürstin Marie Antonie von Sachsen; wollte Friedrich der Große Freunden eine besondere Ehre erweisen, dann ließ er deren Portrait nicht an die Wand hängen, sondern auf einen Stuhl stellen. Die Zimmer auf der rechten Seite bewohnt der Kronprinz mit seiner Familie den günstigsten Theil des Sommers über.

Digitized by Google

Am 18. October 1831 wurde der Kronprinz im Neuen Palais geboren und Sonntag 13. November im rothen Damastzimmer*) hier getauft und zwar, als der erste Prinz des königlichen Hauses, aus der von Hossauer kunstreich gefertigten Taufschale von schlesischem Gold. Friedrich Wilhelm Nicolaus Karl ist der erste Name, welcher dem Taufstein eingravirt wurde. Friedrich Wilhelm IV. hat 1858 noch eine goldene Taufkanne von Hossauer, nach einer Zeichnung von Stüler, dazu anfertigen lassen. Am 4. Juni 1872 ward die Jaspisgalerie zu einer Taufkapelle umgestaltet. Da stand unter rothsammetnem Thronhimmel der Altar und auf dem Taufstisch davor die Taufkanne und das Taufbecken von Reichensteiner Gold, in das Taufbecken aber ließ der Kronprinz nun schon seines achten Kindes Namen einschreiben. Und als nun der Domchor feierlich intonirte: „Du Hirte Israels!“ — da reichten zwei jugendliche Prinzessinnen des Hauses das zu taufende Prinzeßlein einer wunderschönen Frau, der Kronprinzessin Margaretha von Italien, die ihm als Taufpathin ihren Namen geben sollte. Anzuschauen, wie ein schönes Märchen, zart in theerosenfarbener Seide und Tüll gekleidet, die ganze, schlanke Gestalt von einem silbergestickten Schleier, vom Haupte niederwallend, umhüllt und von Demanten funkelnd: so hielt Margaretha von Italien die kleine Margaretha von Preußen über der Taufe. Es lag auch eine politische Bedeutung in dieser Scene, Preußen und Italien reichten sich die Hand; es dachten wol Wenige daran, daß der verewigte Vater dieser schönen, mädchenhaften Frau, der junge kriegerische Herzog von Genua, gerade einundzwanzig Jahre zuvor zu uns gekommen war, um an der Enthüllung des Denkmals Friedrich's des Großen Theil zu nehmen. Nach der Taufe nahm die Mutter des Kindes Cour an und fuhr dann nach Sanssouci zur Königin-Wittwe, welche ihr, wie's bei Hof heißt, die „Wochensuppe giebt“, während die Festtafel in dem Riesensaale des Neuen Palais stattfand, jenem Saal, von dem man erzählt, daß man das ganze Marmor-Palais hineinsetzen könne, ohne anzustoßen.

Die Räume zwischen dem Schlosse und den Communs haben manches strahlende Hoffest gesehen, das glänzendste war jedenfalls das Turnier, das zu Ehren der Kaiserin von Rußland 1829 an ihrem Geburtstag, 13. Juli, gehalten wurde. In bildlicher Darstellung ist uns jenes Fest vielfach erhalten. Ein Fest aber sehen diese Räume alljährlich, wenn nicht Krieg ist. Wir meinen das Stiftungsfest des Lehr-Infanterie-Bataillons. Dieses Bataillon soll, wie es in seiner Stiftungsurkunde steht, dazu dienen: „Gleichmäßigkeit und Uebereinstimmung im Dienst und in den Exercierübungen, so wie in der Kleidung und Armatur der Infanterie zu befördern!“ Es besteht aus den gewandtesten Mannschaften aus allen Armeecorps, die hier, alljährlich erneut, vom 15. April bis 15. October mit Hülfe des ersten Garderegiments zu Fuß bis zur Vollkommenheit ausgebildet werden und dann heimkehren, um in ihren Armeecorps wieder zu lehren, was sie in Potsdam gelernt haben. Haben nun die am 15. April eingerückten Mannschaften ihre Ausbildung so weit gebracht, daß sie die ganze Exereierschule durchmachten, so findet die sogenannte Schnurparade statt, die ihnen das Recht giebt, am untern Ende der Achselklappe und mit der Aermeltresse parallel laufend eine Schnur von der Farbe des Regiments tragen zu dürfen. Nach der Schnur-

*) In diesem selben Zimmer wurde Prinz Friedrich Wilhelm am 18. Oct. 1849 in das Capitel vom Schwarzen Adler aufgenommen.

Digitized by Google

parade aber werden die Mannschaften sogleich bewirthet, zu welcher Bewirthung dann auch Weißbrödchen von einer gewissen Form gehören, die im Volksmunde „Schrippen" heißen; wie diese Brödchen hat das Fest des Lehr-Infanterie-Bataillons den Namen „Schrippenfest" erhalten. Im Jahre 1820 hat Friedrich Wilhelm III. das Bataillon gestiftet und das Fest wird noch heute ganz in denselben Formen gefeiert wie vor zwanzig und dreißig Jahren; nur hingen im Jahre 1872 an den Säulen der Communs auch die Wappen von Elsaß und Lothringen und an den Credenztischen machten auch Officiere von Baden und Bayern, Sachsen und Württemberg die Honneurs.

An einem wundervollen Sonntag (9. Juni) fand 1872 das Fest statt. Der Feldaltar stand unter den blühenden Linden an dem südlichen Pavillon des Palastes, das Lehr-Infanterie-Bataillon war im offnen Quarrée darum aufmarschirt. Um elf Uhr kam der Kaiser und König von Babelsberg, der zu Ehren seines hochseligen Herrn Vaters, des Stifters des Lehrbataillons, die Uniform des Leib-Grenadier-Regiments Nr. 8. trug, und mit ihm kamen die Generalfeldmarschalle, der Kronprinz und Prinz Friedrich Karl, aber auch die Kronprinzessin und die Prinzessinnen Karl und Friedrich Karl mit ihren Kindern. Nach dem Gottesdienst erfolgte der Vorbeimarsch vor dem Kaiser an der Gartenseite des Schlosses; dann begann das Festmahl der Mannschaften.

Die gedeckten Tische standen in zwei Reihen unter den mit Fahnen, Flaggen, Wappen und Kränzen reich geschmückten Colonnaden der Communs. Tiefe Schüsseln voll Milchreis mit feistem Speck, gewaltige Stücke dustigen Schmorbratens mit Backpflaumen und Gurken waren die Festgerichte, zu welchem jedem Mann eine halbe Flasche Rheinwein und des schäumenden Bieres die Fülle gereicht wurde. Als die Mannschaften Platz genommen, ging der Kaiser mit sämmtlichen Prinzen und Prinzessinnen an den Tafeln entlang bis zum Mittelpavillon, hier wurde ihm der Wein credenzt und er brachte ein Hoch auf die Armee aus unter dem Tusch aller Musikcorps, darauf folgte das Hoch auf den Kaiser. Dann sah man den Kaiser, die Prinzen und die Prinzessinnen von der Soldatenkost essen, der Eroberer von Metz speiste mit seinem kleinen Söhnlein von einem Teller. Uebrigens sind diese festlichen Schmorbraten gar nicht zu verachten, es werden zur Bereitung besondere Oefen erbaut, in denen sie vierundzwanzig Stunden dünsten. Die Officiere des Lehrbataillons speisen an diesem Tage an der Tafel des Kaisers, die im Muschelsaal des Palais aufgestellt wird. Draußen dauert das Fest fort, besonders auf den beiden Tanzplätzen, die aber lange nicht ausreichen für die ungeheure Menschenmenge, die namentlich von Berlin auf Extrazügen herkommt und mit Buden und Glücksspielen und allerlei Genuß im Freien an den festen Kern des Soldatenfestes ein kometenschweifartiges Volksfest hängt; aber beide Feste gehen vielfach ineinander über. Zum alten Programm des Festes gehört auch eine Theatervorstellung in dem sehr anmuthigen Schauspielsaal des Palastes. Das Stück „Das Stiftungsfest" entsprach dieses Jahr gerade nicht der Feier des Tages. Der Kaiser erschien im Schauspiel die Prinzeß Karl führend, welche höchst geschmackvoll die preußischen Farben trug, eine Robe von weißer Gaze-Chambry mit schwarzen Sammetschleifen. Mit dem Geknatter von Raketen, Leuchtkugeln und allerlei anderm funkensprühenden Feuerwerk endete wie immer auch dieses Mal das Schrippenfest.

Eingeschneit.

Erzählung von **Meta Winzer.**

(Schluß.)

Das war ein Schlag für uns! Nach kurzer Berathung trugen wir den Matrosen, der völlig besinnungslos war, in eine ferne Straße, wo wir ihn in ein leeres Schilderhaus setzten. Unter dem Einfluß des Rausches, der Nervenaufregung und dem Gewühl einer fremden Stadt hofften wir, daß er unsere Spur nicht auffinden werde. Das Mädchen begruben wir wieder, noch dieselbe Nacht.

Die Sache blieb ohne Folgen. Unsere Unternehmungen aber waren für lange Zeit unterbrochen."

„Schauerlich!" seufzte die Dame, und trocknete sich die Augen. „Schauerlich!" warf der Major ein, „hm — aber nicht ganz glaublich. Ein Matrose, und in Ohnmacht fallen — das ist nicht wahrscheinlich, und wie sollte denn die Sache vertuscht worden sein! — Ein Matrose und Nerven, wie eine —"

„Ein Matrose aber hat Nerven, das kann ich Sie versichern", entgegnete ihm der Doctor, der sein Journal aus der Hand gelegt hatte, und seine Brillengläser rieb. „Ein Matrose hat Nerven. Oder glauben Sie, ein Matrose entledigt sich seiner Nerven, sobald er das Deck betritt? — Es wäre eine schwierige Operation."

„Er hat Nerven, die spricht man ihm nicht ab", entgegnete der Major gereizt. „Nerven kann er immerhin haben; aber ich frage, ob ein Mensch, der beständig mit Sturm und Wellen und Gewitternächten zu kämpfen hat, ob der so schwache Nerven haben kann, um bei der ersten besten Gelegenheit in Ohnmacht zu fallen? — Das frage ich!"

Der Doctor, der seine Augengläser wieder an Ort und Stelle gebracht hatte, schaute den Major ernsthaft an und sagte mit kühler Belehrung:

„Für's Erste müssen Sie sich die See nicht wie einen kochenden Topf vorstellen, auf dem die Schiffe Tag für Tag auf- und abfliegen und von haushohen oder auch bergehohen Wellen verschlungen werden. Das sind bildliche Redensarten; das Meer ist häufig sehr ruhig — häufig. Außerdem ist auf dem Meer nicht beständig Nacht."

„Herr Doctor!" fuhr der Major auf.

„Geduld, Herr Major! Geduld", fuhr der Doctor eifrig fort. „Es wechseln dort, wie auf dem festen Lande Tag und Nacht, und was die Nervenempfindlichkeit des Matrosen betrifft, so ist sein Muth, seine Unerschrockenheit ein concentrirtes Vermögen; er übt sie nur im Kampf gegen die Elemente. Jahr aus, Jahr ein auf dem Schiffe isolirt, ist er im Weltverkehr ein Kind. Es ist ja bekannt, daß sich der kühnste, wildeste Seemann vor Gespenstern fürchtet. Die Gedanken unseres Matrosen waren mit der lebendigen Susanne beschäftigt. Blühend, lebenswarm an seiner Mutter Hand, hat er sie sich gedacht, und statt

Digitized by Google

dessen kommt sie starr und steif aus einem Sack heraus. Ganz abgesehen von der Naturgeschichte der Seehunde und der Lebensweise der Eskimos, so muß ich darauf bestehen, daß der Matrose Nerven hat, mitunter sehr erregbare."

Der Doctor nickte mit dem Kopf und lächelte bedeutsam.

„Jetzt streiten sie schon wieder", seufzte die Dame innerlich trostlos, als der Major, von dem kaustischen Wesen des Doctors gereizt, heftig das Fenster niederließ und sich anschickte auszusteigen. Sie hielt ihn am Arm.

„Jetzt ist die Reihe an Ihnen, Herr Major", sagte sie dringlich. „Ich habe schon lange sehnsüchtige Blicke auf Ihre Lectüre geworfen. Und Sie haben ein vortreffliches Organ. Bitte, wenn Sie nichts erzählen wollen, lesen Sie uns etwas vor. Ich dürste darnach, Sie zu hören." Mit diesen Worten drückte sie dem Major das broschirte Heft in die Hand, das neben ihm auf dem Sitze lag. „Sie müssen ganz vortrefflich lesen."

Sie seufzte ein innerliches Dankgebet, als der Major geschmeidigt von ihrer Schmeichelei das Heft ergriff, sich räusperte, und mit einem Blick sein Auditorium streifte, um sich dessen Aufmerksamkeit zu versichern.

„Nun müssen Sie wissen, daß das eine ganz wahre Geschichte ist", sagte er. „Mein Schwager hat sie in Nizza selbst erlebt. Er treibt ein wenig Schriftstellerei und hat sie historisch getreu niedergeschrieben. Ja — er hat diese Leute genau gekannt, und es gab viel zu reden darüber. — Der Titel heißt:

Die Nemesis.

In der Rue pont neuf liegt das Hôtel des Etrangers. In einem eleganten Zimmer desselben stand ein luxuriös gerüsteter Frühstückstisch mit gesiegelten Flaschen und fremdartigen Leckereien, und harrte der Gäste.

Aus einer geöffneten Toilette strömte köstlicher Parfüm, und eine Anzahl der verschiedenartigsten Büchsen, Schachteln, Fläschchen, Krystallflacons, Kämme, Schwämme und Bürsten hätte zu der Vermuthung führen können, daß das Zimmer einer Dame zugehörte, aber dem war nicht so. Der Bewohner war ein Mann, ein hübscher, schlanker Mann, mit feinen etwas mitgenommenen Zügen, mattblauen Augen und hellbraunen Haaren, die von der fashionabelsten Dressur glänzten. Mit derselben Sorgfalt waren der Schnurrbart und die Favorits gesalbt und gekräuselt. Seine Zähne waren tadellos weiß und egal und seine Hände zart und gepflegt wie die einer Dame. Er hatte einen prachtvollen türkischen Schlafrock an, der mit einer fingerdicken Seidenschnur gegürtet war, ein schwer mit Gold gesticktes Käppchen auf dem Kopf und türkische goldgestickte Pantoffeln an den Füßen.

Es war schon Mittag. Hohe, bis auf den Boden herabgehende Fenster waren theilweise mit Jalousieen verschlossen. Obwol die Früh-

lingssonne warm und lieblich durch die Läden spielte, braunte doch im Kamin ein helles Feuer von knisterndem Olivenholz.

Die Parade zog mit klingendem Spiel über die Piazza Dominico; aber der junge Mann lag noch in seiner Morgenkleidung in seinem Fauteuil, der einem Ankleidespiegel gegenüber stand, in welchem er sich von Zeit zu Zeit beschaute, indem er mit einem schildkrötenen Kämmchen durch die glänzenden Haare fuhr, und sich dann überdrüssig wieder einem großen hagern Mann zuwendete, der neben ihm saß, und offenbar ein mißliebiges Thema besprach.

„A propos, auf was warten wir denn noch?" fragte der hagere Mann mit dem gelben Gesicht, indem er den Frühstückstisch anblickte.

„Auf Capitain Lereux, den Befehlshaber der Fregatte da draußen", er deutete nach dem Hafen. „Er ist ein Freund von mir. Wir haben uns seit Jahren nicht gesehen und uns zufällig gestern auf der Terrasse getroffen."

„Ah so", sagte der Hagere; „auch in dieser Affaire beschäftigt?"

„N — — ein", antwortete der junge Mann mit einiger Zurückhaltung. „Ich rechne blos auf Sie, Colonel."

„Gut! Alles ist in Ordnung, der Wagen ist bestellt, der Doctor ist bestellt, er bringt seinen Kasten mit. Die Pistolen liefere ich. Meinen Bedienten lasse ich zu Hause, ihm ist nicht zu trauen. Vergessen Sie auch Ihre letztwillige Verfügung nicht, lieber Baron. Man weiß nie zum Voraus, wie diese Sachen enden. Er ist brav, Ihr Gegner, obwol jung und schmächtig, er ist wirklich brav, hat trotz seiner Jugend Muth und Feuer wie ein Grenadier der alten Garde, und ein entschlossener, fester Sinn thut bei solchen Dingen mehr als die geübteste Hand. Sollte Ihnen daher etwas — passiren, so ordnen Sie auf alle Fälle Ihre Angelegenheiten, lieber Baron Celard."

„Alles besorgt, Alles besorgt, Colonel", erwiederte Baron Celard, wie unter einer innern Pein zusammenzuckend. Wilden Blicks schaute er in das knisternde Feuer, ergriff das Schüreisen, stieß damit in die Glut und warf es wieder auf den Rost, daß es klirrte.

„Gut, Baron! Sehr gut! — Aber ruhig — die innere Ruhe fest gehalten — Sorge, Furcht gehen in's Blut und machen die Hand unsicher."

Der Colonel drehte seinen kohlschwarzen Schnurrbart und schaute dem Baron forschend in's Gesicht.

„Ein horribler Winkel, dieser Fremdenkirchhof, ich ging heute dort vorüber — aber, à propos, Baron", fuhr er, die Arme gemüthlich verschränkend, fort, „sagen Sie mir, warum haben Sie denn den Polen gefordert? Ist's wirklich wegen dieser modernen Armida, diesem Fräulein Oerlin?"

„Gott bewahre", antwortete der Baron, lebhaft sich in die neue Gesprächsströmung stürzend, „was ich mit dem Polen habe, datirt sich lange zurück. Sie sollen Alles wissen. Ich traf diesen Miaroswsky zum erstenmal in Paris. Es sind jetzt drei Jahre. Ist es Ihnen nicht schon

Digitized by Google

vorgekommen, daß sich auf dem Lebensweg ein paar Menschen begegnen, denen abstoßende Kräfte in's Blut geimpft sind? Mir ist es mit diesem Miaroswsky so gegangen. Vom ersten Augenblick, da ich diesen Laffen sah, haßte ich ihn, haßte ihn aus tiefster Seele. — Ich hatte nöthig mich zu poussiren, ich sollte heirathen, reich heirathen, verstehen Sie. — Ich habe gewöhnlich Glück in der Gesellschaft, nehme überall leicht und schnell eine Stellung. Wohin ich kam, da war auch der Pole mit seiner sanften Mädchenlarve, spöttelte, witzelte, und war, dieses Confiturengesicht, das Schooßkind aller Damen. Hören Sie jetzt, wie er mich provocirte. Ein Freund meines Vaters vermittelte eine Verbindung. Meine Braut war ein hübsches, wohlerzogenes Mädchen mit vierzigtausend Franken Rente. Die ganze Familie galt für fromm, streng moralisch. Mich genirte das nicht. Ich dachte nicht in Paris zu bleiben, und einmal außer dem Einfluß der Eltern — war die Frau mein. Weiß der Himmel, wie der Elende dahinter kam, daß ich mit einem Bürgermädchen eine kleine Affaire hatte. Die Creatur wollte ein Heirathsversprechen geltend machen, ich bitte Sie! Die Tochter eines Zollbeamten — und quälte mich bis auf's Blut. Sie war mit keiner Abfindung zufrieden zu stellen, und fand in dem Polen einen eifrigen Advocaten. Dieser hinterbrachte die Geschichte den Eltern meiner Braut, die frommen Leute zogen sich zurück und ich war um meine vierzigtausend Franken. Ueberdies wurde ich lächerlich. Sie begreifen, was ich sagen will!"

Selbstvergessen fuhr der Baron mit allen fünf Fingern durch seine schön frisirten Haare, verschob das goldgestickte Mützchen, und richtete arge Verwüstung in dem studirten Lockenfall an. Doch eben so schnell war auch ein Schildkrötkämmchen kleinster Art zur Hand und ordnete wieder, was die fünf Finger in der Aufregung verdorben.

„Ich mußte Paris verlassen, ohne etwas für meine Zukunft erreicht zu haben."

„Nun, und Sie ließen es ihm so hingehen?" fragte der Colonel, als Celard in Schweigen versank.

„Nein!" antwortete dieser nach einer Pause. „Ich forderte ihn — natürlich, wie konnte ich anders! Wir schlugen uns auf Degen. Er ist ein vorzüglicher Fechter — das sind sie alle, diese Polen — und mir überlegen. Gleichsam wie spielend stand er mir gegenüber, und hieb wie nur zum Spaß — hieb mir den obern Theil vom Ohr weg!"

Bleich vor Bewegung schob der Baron das glänzende Haar vom linken Ohr, als der Colonel darnach verlangte, und dieser sagte bewundernd, indem er die Stelle genau ansah:

„Ma foi! säuberlich herausgeschnitten, wie mit dem Messer. Ein Teufelskerl, dieser Pole!"

Der Baron ordnete wieder Haare und Mütze über dem linken Ohr und fuhr mit vor Galle und Scham bebender Stimme fort:

„Einige Zeit darnach begegnete ich ihm in Bagnères. Der Zorn übermannte mich. Ich beleidigte ihn auf öffentlicher Straße — unge-

ſchickt — in einem Anfall von Wuth, die immer unüberlegt handelt. Er verbeugte ſich in ſeiner höhniſch ſanften Weiſe und frug mich, ob er mich egaliſiren ſolle, das andere Ohr dem linken gleich machen! auf öffentlicher Straße! — in einem Kreiſe von Zuſchauern! ich bitte Sie! — Wir ſchlugen uns wieder. Ich erhielt einen Hieb über die rechte Hand. Die Zeugen erklärten, der Ehre ſei genug geſchehen und ich mußte es dabei belaſſen — mußte — denn die Schlange hatte mich verleumdet und man hielt mich der Ehre eines zweiten Ganges nicht für werth. — Ich verſtand es wol."

Der Baron war aufgeſprungen und ſchritt haſtig auf und ab. Schnell gefaßt nahm er ſeinen Platz wieder ein.

„Ich habe geſchworen, dieſen Menſchen zu tödten — hoch und heilig habe ich es geſchworen, und ich tödte ihn — ich tödte ihn. Seit zehn Monaten übe ich mich im Piſtolenſchießen, ich treffe einen Kirſchkern auf fünfzig Schritte. Und hier löſe ich mein Wort. Warte Bürſchchen, jetzt werden wir quitt. Ich habe ihn geſchlagen mit der Reitgerte, auf offener Straße und jetzt werden wir quitt."

„Ja, ja, ja, ja", ſagte der Colonel, und wiegte ſein ausgeſtrecktes Bein, er ſelbſt lag zurückgeſtreckt im Fauteuil und ſchaute nach dem Plafond, „ja, ja, ja, ja, es giebt ſonderbare Verwicklungen im Menſchenleben. — Alſo ſo iſt die Sache! — Nun, mein guter Baron — — aber, à propos, bin ich recht berichtet, daß ſeine Mutter lebensgefährlich darnieder lag und er ſie gepflegt hat Tag und Nacht? — Ja? — Alſo nun ſehen Sie, wenn Sie denn entſchloſſen ſind, den Burſchen zu liefern, ſo haben Sie ſchöne Chancen, Vortheile wie man zu ſagen pflegt. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß nichts ſo ſehr ſchwächt als Kummer und Nachtwachen. Sehen Sie, da hat er ſchon ein müdes Auge und eine unſichere Hand. Sie dagegen ſind gekräftigt an Leib und Seele durch die Ausſicht, Den, den Sie nicht leiden mögen und der Sie nicht leiden mag, zu Ihren Füßen hingeſtreckt zu ſehen. Ja, ja — indeſſen, wie geſagt — — — à propos, Baron, waren Sie ſchon einmal dabei — —? bei einem Piſtolenduell, meine ich —? Ein curioſes Ding, wenn die Kugel dem Gegner das Leben ausbläſt! Da ſteht er ſtockſtill vor Ihnen aufrecht, kerzengerade, er ſchaut Sie ſteif an und mit ſo wilden entſetzten Blicken, als wolle er auf Sie losgehen. Auf einmal dreht er ſich um, ſcharf und kurz, gleich als ob Sie ihm zu nichtswürdig wären und — da liegt er. Ha, ha, man vergißt ſo was nicht wieder. Man vergißt ſo was nicht wieder, das kann ich Sie verſichern."

Der Colonel ſtreckte ſich behaglich in ſeinem Fauteuil und ein grimmes Behagen malte ſich in ſeinem gelben Geſicht, als er ſeinen Wirth aufſpringen und mit gerunzelter Stirn auf und ab gehen ſah.

„Ja", fuhr er fort, „mit der Todesfurcht geht es wie mit der Geſpenſterfurcht. Man kennt ſie nicht, verlacht ſie, fordert ſie heraus. Auf einmal rückt ſie einem kältend auf den Leib und dann — — fort iſt der Muth."

Todtfroh im eigentlichsten Sinne war der Baron, als sein Bedienter in der Thür erschien und den Capitain anmeldete.

„Sie haben lange auf sich warten lassen, Capitain Leroux — Colonel Duponteil. Und nun zum Frühstück."

Der Baron schellte. Kellner traten ein mit rauchenden Platten und staubüberzogenen Flaschen. Alles war bald im Gange und Celard der artigste, beflissenste Wirth.

Capitain Leroux war ein ziemlich junger Mann, von ruhigem besonnenen Wesen, was ihn älter erscheinen ließ. Durch den Ernst des Seemanns lachte indeß nicht selten eine frohe, gezähmte Lebenslust.

Baron Celard war glücklich, daß Leroux und Duponteil sich bald in ein Gespräch über maritime Angelegenheiten verwickelten und ihn sich selbst überließen. In seinem Kopfe wirbelten unangenehme Reflexionen durch einander, die der Colonel mit seinem „à propos" wach gerufen hatte. Mit dem Polen hatte er Unglück, unbestreitbares Unglück. Welche Möglichkeiten stiegen in seinem Geiste auf! Wie spielt nicht der Zufall und macht die festesten Berechnungen zu Nichte! Gesetzt, er fehlte den Polen dennoch, trotz seiner eifrig erstrebten Geschicklichkeit, und dieser machte ihn zum Krüppel!

Ein banges Vorgefühl vermochte er nicht niederzukämpfen. Es fehlte ihm durchaus nicht an Muth. Auch den Tod fürchtete er nicht. Aber verwundet, verunstaltet zu werden, zum dritten Male! — Das ist ominös, und da haben wir das „A propos" des Colonel und die Gespensterfurcht. Seine Gedanken zu ertränken, stürzte er ein Glas nach dem andern hinunter.

„Ich muß die Herren zu meinem Bedauern verlassen, ich muß zum Präfecten", sagte der Colonel, nach seinem Hute langend. „A propos, werden wol die Leichen plötzlich Verstorbener hier secirt? Das Gouvernement sorgt sonst für seine Anstalten recht gut, und gegen das lebendig Begrabenwerden ist Seciren die beste Maßregel. — Nun auf Wiedersehen! — Adieu Baron. Rechnen Sie ganz auf mich. Ich besorge Alles!"

Der Baron wünschte den Colonel mit seinem „A propos" und seiner Biederkeit zu allen Teufeln und setzte sich nach dessen Abgang wieder zu Tisch.

„Nun, Leroux, jetzt erzählen Sie mir aber von Ihnen. Es ist eine schöne Zeit, seit wir uns nicht gesehen haben. — Sprechen wir von vergangenen Zeiten."

Leroux fixirte den Baron.

„Sie sind krank gewesen, Celard?"

„Warum? — Sehe ich mitgenommen aus? Mein Gott! Das Leben in der Gesellschaft ruinirt die beste Constitution. Man opfert sich, verschwärmt die Nächte und ist des andern Tags betäubt."

„Vom gestreuten Weihrauch. Nun, das ist das Loos des Schönen auf der Erde", sagte Leroux trocken und zündete sich eine Cigarre an.

„Sie haben gut spotten! Auf Ihrer Fregatte, in keuscher Nüchtern-

heit der offenen See haben Sie keine Verſuchungen zu beſtehen. Aber erzählen Sie mir von den alten Freunden, wie geht es Cadre, dem fidelen Haus? — Wo iſt Sablon der Wüſtling, Blaireau der Troubadour und die Anderen?"

„Cadre iſt ein Ehemann geworden, ein ſolider überdies, Sablon ein Philoſoph, der ſeinen Acker baut und ſein Gemüſe ſelbſt zu Markte bringt, und Blaireau, der ſangreiche Troubadour, ein Trunkenbold."

„Iſt es die Möglichkeit!" lachte der Baron laut auf. „Cadre ein Ehemann! Sablon, der ärgſte Wüſtling der Garniſon, ein Philoſoph! und Blaireau ein Säufer! — Ja, ſo gehen die Schickſale der Menſchen! Nach dem ſchönen ritterlichen Montemard wage ich kaum zu fragen."

„Mit Recht, denn er hat aufgehört ſchön zu ſein, und hat ſomit aufgehört zu exiſtiren. In einem Duell hat er ein Auge und die halbe Naſe verloren."

Baron Celard athmete ſchwer und zog mit dem Deſertmeſſer geometriſche Linien auf dem Tiſchtuch; dann in ſeinen lebhaften Ton zurückfallend, rief er aus: „Es iſt merkwürdig, wie das Leben den Menſchen umwandelt . . . Der Schwärmer wird ſolid, der Wüſtling hält ſich an eine Frau, was hat da Unſereiner zu gewärtigen. Halten Sie es wol für möglich, eine Frau allein zu lieben, wenn man von vielen geliebt wird? Doch halt! an wen ſtelle ich dieſe Frage! Sie waren ja ſchon auf der Militairſchule ein Moraliſt, haben der Mama Garn gewickelt, wenn wir Anderen auf Abenteuer ausgingen, haben Strategie ſtudirt, wenn wir in Cupido's Werken blätterten. Hören Sie, Leroux, ich glaube Sie haben nie ein Weib weinen gemacht!"

Leroux ſah etwas befremdet auf, vielleicht über die Familiarität des Barons. Endlich ſagte er: „Mit Wiſſen nie!"

„Das ſoll ein Vorwurf ſein", entgegnete Celard. „Aber um's Himmels willen, was ſoll man thun, wenn ſich ſo ein liebenswürdiges Geſchöpf in Einen vergafft? Alle kann man doch nicht heirathen; nur Eine auf einmal, und auch nur dann, wenn ſie die gehörigen Tugenden und Eigenſchaften an Gütern oder Staatspapieren hat."

Ganz im Gegenſatz zu dem ſcherzhaften Ton Celard's antwortete Leroux ernſt und trocken:

„Ich halte es nicht für neidenswerth, ein gebrochenes Herz auf dem Gewiſſen zu haben."

„Gebrochenes Herz! Das iſt nur ſo eine Hyperbel. Herzen, die ſo leicht gebrochen ſind, die heilen im Umſehen. Und, übrigens — — — giebt es wol für einen Mann einen raffinirtern Genuß, als ein junges kaum erwachtes Mädchenherz zu erobern, das ganze neue friſche Daſein fürweg zu nehmen? Ich kann nicht leugnen, ich habe ſchon manches Weiberherz gebrochen."

Leroux warf ſeine kaum halb abgerauchte Cigarre verächtlich in's Feuer und ſagte leichthin: „Dafür haben Sie einſt die Nemeſis zu fürchten."

„Ha, ha, ha, darauf laſſe ich es ankommen", lachte Celard. „Lieber

Freund, wer so geschult ist, wie ich, den führt Keiner hinter's Licht. Aber, à propos, um mit dem Colonel zu reden, wenn er mißliebige Dinge einleiten will — Sie sind doch nicht etwa verheirathet? Ich meine, einst etwas Derartiges gehört zu haben —"

„Nein, ich bin nicht verheirathet", antwortete der Capitain.

„Aber Sie waren einmal nahe daran. Ich irre mich nicht. Ich habe davon gehört, ganz bestimmt."

„Ja, ich sollte heirathen, aber es wurde nichts daraus."

„Zu Ihrem Leide?"

„Nein, o nein! Es war eine Befreiung, und diese verdanke ich einer Katze."

„Einer Katze! Vermuthlich rettete Sie eine von der andern. Erzählen Sie doch, lieber Capitain — mir zum Nutzen, denn — ich will mich ebenfalls verheirathen. — Sie zweifeln? — In allem Ernste, Sie sehen einen Verlobten vor sich, also lassen Sie mir Ihre Erfahrungen zugutekommen und erzählen Sie."

Der Capitain zögerte. In dem Ernste, der gewöhnlich sein jugendliches Gesicht beherrschte, zuckte es auf wie Humor. Er bedachte sich, zündete eine frische Cigarre an und begann.

„In Toulon, wo meine Mutter lebt, wurde einst ein junges Mädchen Gegenstand der allgemeinsten Theilnahme. Sie war von guter Familie, d. h., ihr Vater war Hafencapitain, von Adel, und die Mutter eine geborene Marquise So und So; durch schlechten Haushalt kamen sie in Schulden und endlich in die tiefste Armuth, welcher die Cholera ein Ende machte. — Vater und Mutter starben innerhalb acht Tagen. Heloise war ein schönes Mädchen und für ihre vierzehn Jahre groß und entwickelt; sie wohnte mit ihren Eltern meiner Mutter gegenüber, diese sah ihr oft zu, wie sie ihre Aschenbrödeldienste — ihre Eltern konnten sich keine Magd halten — mit eben so viel gutem Willen als schlechtem Geschick verrichtete. Das arme Kind hatte Nichts, um anständig auf der Straße zu erscheinen, und meine Mutter konnte lange nicht den Blick vergessen, mit dem das Mädchen weinend und trostlos vom Fenster aus dem Sarg ihrer Mutter nachschaute, dem sie aus Mangel an jeder schicklichen Kleidung nicht folgen konnte.

„Wie wäre es, wenn ich das verlassene Kind zu mir nähme", sagte sie eines Tages, „sie würde mir Gesellschaft leisten, wenn Du einem Schiffe zugetheilt wirst und jahrelang abwesend bist."

„Heloise kam und meine Mutter war ganz glücklich, sie den niedrigen und verderblichen Umgebungen zu entziehen, in denen sie aufgewachsen war. Sie war verwahrlost in Allem, was Sitte und Bildung heißt, aber sie war voll Verstand und Talent und hatte außerdem ein so liebenswürdiges, geduldiges Wesen, eine solche gefällige und kluge Fügsamkeit in die Eigenheiten Anderer, daß sie meiner Mutter eine liebe Gefährtin ward. Ihre geringe Arbeitslust, ihren Hang zur Unordnung, zur Verschwendung hoffte sie noch zu überwinden. Sie war nie zu einer geregelten Thätigkeit angehalten worden und ihre hauptsächliche

Beschäftigung bei ihren Eltern bestand darin, Gläubiger zu vertrösten, oder ihnen Geld abzuschwätzen, was sie ihren Eltern bei ihrem liebenswürdigen Wesen äußerst werth und nützlich machte.

„Sie wurde außerordentlich hübsch, ihr blühendes Gesicht, ihre hohe Gestalt, voll und schlank wie eine Pappel, zogen aller Augen auf sie. Auch die meinen — und bei meinem nächsten Besuch in Toulon ward sie meine Braut. Ich war damals erster Lieutenant auf dem Candon. Nach zweijähriger Reise sollte ich ein Commando erhalten und dann wollten wir uns heirathen.

„Während einer Seereise kann kein frequenter Briefwechsel bestehen, das Thema aller Briefe aber war Heloise."

„Ein schöner Name", schaltete Celard ein, „meine Braut führt ihn auch."

„Meine Mutter hing mit großer Zärtlichkeit an dem Mädchen, doch unterließ sie nicht, dort und da, schonend zwar, doch absichtlich Andeutungen einfließen zu lassen, daß sie hoffe, meiner Mannesliebe werde es besser gelingen, als ihrer Zärtlichkeit und Schwachheit für das Mädchen, gewisse Anhängsel ihrer Kindheit und ihrer schlechten Erziehung zu bekämpfen — Mangel an Fleiß, Häuslichkeit u. s. w.

„Was bei dem Ehemann die ersten absoluten Erfordernisse sind, die er an seine Frau macht, häuslicher Sinn, Wille und Fähigkeit für sein häusliches Behagen zu sorgen, darüber geht der Liebhaber mißachtend hinweg. Diese Eigenschaften erhalten erst ihre Geltung, wenn dieser in jenen übergeht.

„Ich gedachte der schreinartigen Nettigkeit und Sauberkeit in meiner Mutter Haushalt, ihres wenig beschäftigten Sinnes, der sich auf Kleinigkeiten heftete, und der übertriebenen Vorstellungen, die sie sich zu machen pflegte von Küche und dem äußern Haushalt, den sie nicht selbst überwachen konnte. Sie hatte ein Fußleiden und konnte ihr Sofa fast nie verlassen.

„Meine Beförderung verzögerte sich. Endlich erhielt ich das Commando meiner kleinen Fregatte da draußen. Ich eilte sogleich nach Toulon, um Mutter und Braut zu begrüßen und war überrascht, entzückt von der Verwandlung, welche mit Heloise vorgegangen war. — Ein vollkommen schönes Weib war sie geworden, welches die Reize der Person mit einer unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit verband. Ihr Tact, ihre einschmeichelnde Fügsamkeit erwarben ihr die Bewunderung aller Menschen. Es ist mir nie Jemand im Leben begegnet, der so wie sie die Gabe habe, alle Menschen, und anscheinend ganz absichtslos, für sich einzunehmen. Personen, welche damals bei ihrer Eltern Tod den Entschluß meiner Mutter, sie in's Haus zu nehmen, für einen Narrenstreich und das Mädchen für verwahrlost und unverbesserlich erklärten, diese waren jetzt ihre eifrigsten Bewunderer. Ich habe oft die Erfahrung gemacht, daß es eine zweideutige Eigenschaft ist, Jedermann zu gefallen. Entweder sind es Menschen ohne Charakter, die ihre ganze Habe auf die Oberfläche sammeln, oder es sind solche, die ihr Inneres

Digitized by Google

zu verbergen wissen und sich mit einer glatten Haut überziehen, die überall passirt

„Ihre Anmuth, mit der sie Alles beherrschte, machte mich blind. — Was bedeutete es, daß ihre Briefe schlecht waren in Schrift und Stil, daß ihr Zimmer eine Wüste war von Unordnung. Das machte mich nicht irre. Die Mutter gab ihr allerdings viel zu thun; fand ich daher keinen Stuhl, so schob ich eine Masse Wäsche, Kleider, Bücher von ihrem Tische und setzte mich auf eine Ecke desselben.

„Ungleichheiten im Charakter thun dem Eheglück keinen Abbruch. Im Streben, sich gegenseitig zu gefallen, zu befriedigen, übt sich die Selbstverleugnung, Ecken und Schärfen stoßen sich ab, man achtet besser auf die eigenen Schwächen und wird duldsamer gegen die des andern. Nur auf die Antipathien soll man achten; diese sind mit unserm tiefsten Innern verschmolzen.

„Wenn mir an Heloise etwas mißfiel, so war es ihre Abneigung gegen Kinder und Thiere. Namentlich haßte sie die Katzen. Meine Mutter dagegen hatte besonders für Katzen eine Vorliebe. Diese reinlichen, geselligen Thiere waren ihr bei ihrer Abgeschlossenheit unterhaltende Gefährten; allein, wie viele Katzen ihr auch von gefälligen Freunden gebracht wurden, sie verschwanden alle nach kurzer Zeit, ohne daß man wußte wohin sie kamen. Ich konnte mir wol denken, daß Heloise sie beseitigte und suchte ihre Abneigung gegen diese Thiere zu bekämpfen, was sie schon aus dankbarer Rücksicht für meine Mutter hätte thun sollen. Mit ihrer gewöhnlichen Liebenswürdigkeit klagte sie sich an und versprach, nach meiner Abreise ein Dutzend Katzen für meine Mutter zu halten.

„Vier Monate hatte ich in Toulon verlebt, die glücklichsten, die ein nach allen Seiten beglückter Mann leben kann, und unser Hochzeitstag war vor der Thüre. Es war der vorletzte Abend und ich schickte mich an, nach meinem Schiff zu gehen, denn ich hatte meinem Lieutenant für diese Nacht Urlaub versprochen. Es war der Uebergang vom Spätherbst in den Winter und eine häßliche Nacht. Es regnete schwere schneeige Tropfen, der Wind strich vom Hafen her und bewegte in heftigen Stößen die Lichter in den Laternen.

„Ich zog den Mantelkragen herauf und kämpfte dem schneidenden Wind entgegen. Fast bereute ich meine Willfährigkeit, mit der ich meinem Lieutenant diesen Abend opferte, den ich im warmen Zimmer an der Seite meiner liebreizenden Heloise viel besser zugebracht haben könnte, als in der Einsamkeit des Schiffes; da hörte ich, als ich um eine Ecke bog, eine Katze jämmerlich miauen. Ich entdeckte in einem Winkel ein kleines weißes Kätzchen, das in der nassen Kälte schauerte und das Mitleid der Menschen ansprach. Ich konnte niemals in meinem Leben einem Flehen widerstehen. Ich nahm das arme Geschöpf unter meinen Mantel und ging schnell entschlossen wieder unserer Wohnung zu. Ich wollte meiner Mutter eine Freude machen und zugleich Heloisen's gute Vorsätze prüfen. Ich wollte in Bezug auf diese Katze zum ersten Mal

Hausherrenautorität üben, und es Heloisen zur Bedingung machen, daß sie dieselbe, welche durch ihre Sprünge und ihren Humor die Einsamkeit meiner Mutter erheitern sollte, duldete und pflegte.

„Ich legte den ziemlich weiten Weg zu meiner Mutter Wohnung im Doppelschritt zurück. Die Mutter schlief schon, ihre Fenster waren dunkel. In Heloisen's Stube war noch Licht. Schatten bewegten sich hin und her. — Aha! dachte ich, da wird das Brautkleid probirt, das sie mir heute so hartnäckig zu zeigen verweigerte. — Gut, jetzt überrasche ich sie. — Mein Schlüssel öffnete leise die Thür. In der Wohnung Alles still. Ich öffne Heloisen's Thür, und da saß meine schöne Braut auf dem Schooße meines — — — Cajütenburschen!"

„Teufel! Das nenne ich eine Ueberraschung!" fiel der Baron ein, „was geschah nachher? sie bat — sie flehte?"

Leroux schüttelte den Kopf.

„Heloise war ein sublim gescheidtes Mädchen. Sie kannte mich und den einzigen Weg, den sie einzuschlagen hatte und war am andern Morgen sammt ihrem Freunde, der ein bildhübscher und gewandter Junge war, verschwunden, nicht ohne ihre ganze Aussteuer in Wäsche und Kleidung, die sie der Güte meiner Mutter dankte, mitgenommen und sich aus meinem Bureau das Reisegeld entlehnt zu haben. Ich wünschte glückliche Reise; und nie ist wol eine Katze höher gehalten und dankbarer gepflegt worden, als der weiße Findling."

„An welchen Kleinigkeiten hängt oft das Wohl und Wehe der Menschen! Hätten Sie sich nicht der Katze erbarmt — —"

„So wäre ich einem traurigen Schicksal verfallen. Heloise war ein ganz verderbtes Geschöpf, bei welchem die Eindrücke der Kindheit nur verdeckt, nicht ausgerottet waren. Ich hatte eine hübsche Summe zu zahlen, für Schulden, die sie gemacht hatte, und nicht etwa nur beim Fleischer und beim Bäcker, beim Schuster und Schneider, sondern auch beim Charcutier, Conditor, in Leihbibliotheken, beim Weinhändler, und in ihrem Zimmer standen alle Winkel voll geleerter Likörflaschen."

„Ha! welch' ein Entrinnen! Ein schuldenmachendes Weib ist das schrecklichste, was ich mir denken kann. In ihm ist all' das Widerliche und Schamlose gesammelt, was sonst auf Einzelne vertheilt ist. Was ist aus Ihrer Heloise geworden?"

„Sie soll mit ihrem Schatz nach Algier gegangen sein."

„O ihr Götter! wenn so was Einem widerführe! Doch dazu sind wir zu gut geschult, wenn wir auch unsere Reputation darüber einbüßten, so ist die Lehre schon ihr Lehrgeld werth. Hören Sie, Leroux", fuhr der Baron fort, indem er seine glänzenden Locken über das linke Ohr mit schneeweißen Fingern dressirte, „hören Sie, Capitain, ich könnte jetzt so eine Schicksalskatze brauchen."

„Sie wollen wirklich heirathen?"

„Ja, mit Ihrem Beistand nämlich!"

„Mit meinem Beistand —?" Der Capitain blickte nach dem Hafen hinaus.

Digitized by Google

„Sorgen Sie nicht. Ich betrachte es als eine Fügung, daß ich gestern, als Sie landeten, der erste Bekannte war, der Ihnen zu Gesicht kam. Nun lassen Sie mich Ihnen nur einen kurzen Bericht über meine Verhältnisse hier geben. Sie wissen, daß mein Vater ein schönes Vermögen hinterließ, aber auch, daß er sehr sparsam war, und besonders mich außerordentlich kurz hielt.

„Das Erste ist eine schöne Seite eines Vaters, das Zweite ist meistens von üblen Folgen, indem die Söhne, wenn sie zu einem Besitz kommen, das wieder einzubringen trachten, was sie bei Lebzeiten der Väter versäumten. So that auch ich, und bin jetzt ohne Vermögen. Was blieb mir übrig, als eine reiche Partie zu suchen? — Gut, ich suchte, suchte lange, denn nebst dem Vermögen muß meine Frau auch andere Eigenschaften haben, die einer Dame, und — ich fand . . ."

„Sie fanden?"

„Ich fand. Fräulein Vertin ist reich, klug, schön, interessant sogar, voll Tact, und vom feinsten Weltlauf. — Zwar nicht mehr so ganz jung, etwa sechs oder siebenundzwanzig Jahre, und das ist mir vor Allem lieb. So ganz junge Frauen sind verzogen, wollen von früh bis spät den Mann um sich haben, und werden hysterisch, wenn sie sehen, daß jenseits der Berge die Glocken anders hängen als diesseits. Eine reife Frau dagegen weiß im Voraus, was sie zu erwarten hat, und was sie zugestehen muß, und thut es ohne Thränen und Scenen."

„Und ich? — was soll denn ich dabei?" fragte der Capitain gedehnt, als der Baron eine Pause machte, und ihm forschend in's Gesicht sah.

„Sie sollen mir die Braut entführen."

„Ich! — ich soll sie entführen?"

„Hören Sie nur, die Sache ist gar nicht so verzweifelt, wie sie zu glauben scheinen. Hören Sie. Meine Braut hat ein sehr bedeutendes Vermögen. Sie ist elternlos, und ihr Bruder, einer der reichsten Besitzer in Turin, verwaltet es. Nun, dieser Herr Bruder möchte das Vermögen der Dame gern seinen Kindern zuwenden, und gedenkt die Schwester in ein Kloster zu stecken, mit dem er Halbpart macht. Sie ist nämlich dort erzogen worden. Wo Pfaffen dahinter stecken, wird hier zu Lande Alles durchgesetzt. Der Herr Bruder hat sie hierher geschickt, und sie einem alten intriguanten Weibe übergeben, einer Madame Lagrue, unter dem Vorwand, sie hier die Leerheit und Schalheit des Weltlebens kennen und verachten lernen, eigentlich und in der That aber von einem Pfaffen bearbeiten zu lassen, der früher in ihrem Kloster Beichtvater war und dort großen Einfluß auf sie hatte. Er ist jetzt Pfarrer in St. Reparata, der fromme Mann, und umgiebt sie mit einem ganzen Hof geistlicher Gesellschaft, die sie belagern und bearbeiten.

„Die Madame Lagrue aber habe ich bearbeitet, und sie ist ganz auf meiner Seite — natürlich gegen ein angemessenes Douceur. — Wir sind übereingekommen, sie, die Lagrue und ich, daß eine Entführung das Kürzeste und Sicherste ist den Knoten zu durchschneiden,

und der Weigerung des Bruders, ſo wie den Intriguen der Pfaffen mit einem Schlag ein Ende macht. — Um die Lagrue nicht allzuſehr zu compromittiren — denn ſicherlich würde ihr Bruder großen Spectakel machen, erführe er, daß ſie dazu geholfen hätte — gehen wir nach Var, laſſen uns dort trauen, und dann raſch zu dem Herrn Bruder nach Turin, um Abrechnung zu halten. Ich habe dort eine Abſchrift ihres Vermögensbeſtandes — ganz anſehnlich! Auf Ehre!"

„Das iſt eine delicate Sache!" warf der Capitain kopfſchüttelnd ein. „Ich möchte lieber Nichts damit zu thun haben."

„Aber — was wollen Sie? Meine Braut iſt unabhängig, volljährig und überdies hat ſie mir ſelbſt den Vorſchlag gemacht, ſie zu entführen."

„Sie ſelbſt! — — Und Sie ſtoßen ſich nicht an ſolcher — — wie ſoll ich ſagen — — an ſolcher Reſolution?"

„Durchaus nicht. Im Gegentheil, das giebt mir eine feſte Stellung für die Zukunft. Man weiß ja, wie oft reiche Frauen ihr Eingebrachtes zu einer Zwangsjacke für den Ehemann, eingebildete Rechte geltend machen, ihn überall beſchränken wollen. Das brauche ich mir in meinem Falle nicht gefallen zu laſſen und, will ſie rebelliren, ſo ſage ich: tu l'as voulu, ma belle. Sehen Sie, das giebt mir ein immenſes Uebergewicht."

„Gegenſeitiger Vertrag alſo", ſprach der Capitain, und brach in ein luſtiges Gelächter aus. „Wie ſind Sie denn mit der Dame bekannt geworden?"

„Auf einem Balle beim Präfecten, und das in etwas ungewöhnlicher Weiſe. Die Lagrue geht nicht in Geſellſchaft und Fräulein Vertin ſollte mit einer Generalsfamilie zu dem Balle fahren, zu welchem Alles geladen war, was Nizza aufzuweiſen hat.

„Der Wagen des Generals kam früher als verabredet war; das Fräulein hatte ihre Toilette noch nicht beendet, und — ſehr rückſichtslos, wie nicht zu leugnen iſt — der Generalswagen fuhr davon. — Was war zu thun? ſie hatte Toilette gemacht, und mußte doch hin. Sie nahm einen Wagen, und fuhr allein zum Palais, begab ſich in den Vorſaal, und ſchickte einen Bedienten in die Appartements, um die Generalin Ch .... herauszurufen. Der Bediente kam zurück; er konnte keine Generalin Ch .... finden. Sie ſchickte ihn nochmals hinein und ließ die Frau des Präfecten herausbitten. Dieſe hatte einen Schwall von Repräſentationen abzufertigen und kam nicht. Der Ball fing an. Da ſtand die ſchöne, glänzende, geſchmückte Vertin im Vorſaal, der Gegenſtand eines gaffenden, Gloſſen machenden Domeſtiquenvolks. — Mein Glücksſtern — ich ſage es nochmals —, mein Glücksſtern führte heute meinen Bedienten in einen Weinkeller wo er ſich betrank, Alles unrecht angriff und mir zu guterletzt, gerade als ich die Treppe hinunterſteigen wollte, in ſeinem Taumel die Lampe gegen die Bruſt ſtieß, und einen guten Theil Petroleum auf meine Kleider ſchüttete. — Der Geruch! — Ich mußte mich von Fuß bis zum Kopf umkleiden, und

Massen von Parfüm vergießen, um mich duldbar zu machen. Daher kam ich spät, und war erstaunt, überrascht, mich beim Eintritt in die Säle von einer Juno angesprochen zu sehen, die mir ihren Unfall erzählte und mich um meinen Arm bat. An jeder Andern hätte dieser Muth frappirt; aber sie weiß Alles mit einer Feinheit im Stil und in einer Art zu thun, die bewunderungswürdig ist. Ich führte sie in den Saal und mein Herz triumphirte, ich wußte, daß das die Rechte sei, die ich schon lange suchte. Und so hat sich's auch herausgestellt. — Wer so viel mit Weibern zu thun hatte, wie ich — nein, Leroux, werfen Sie mich nicht zu den Verdammten — der kennt sie, der durchschaut sie bis in's Innerste, und ich habe gefunden, je näher ich Fräulein Bertin kennen lernte, daß sie ganz für mich geschaffen ist und wir Piraten auf dem Meere der Liebe sind eigen, sehr eigen, sollen wir uns einmal für eine Frau allein entscheiden. Aber Sie werden sie sehen, und meine Wahl bewundern! Nicht wahr, Sie helfen mir?"

Leroux hatte mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört. Zuweilen zuckte ein Lächeln über sein Gesicht, bisweilen begleitete er die Erzählung des Barons mit einem gedankenvollen „Hm". Endlich sagte er mit seinem gewöhnlichen ruhigen Ernste:

„Hören Sie, Baron! Wäre Ihre Erkorene ein junges unerfahrenes Mädchen, so hätte ich es nicht nur gewarnt, sondern ich hätte Himmel und Hölle gegen Sie in Bewegung gesetzt. Bei einer Dame, die so selbständig auftritt, ist nichts gewagt, und wenn ich Ihnen dabei helfen kann, soll es geschehen. Ich kann nur nicht verstehen, da die Dame volljährig und unabhängig ist, warum Sie sie nicht auf dem gewöhnlichen Wege heirathen? Der Bruder muß dann ihr Vermögen herausgeben, ob er will oder nicht!"

„Allerdings. Aber hier in Nizza kann ich sie nicht so hinter der Thür weg heirathen. Die Dame ist von Familie. Und träfe ich erst Vorbereitungen, so erführen es natürlich die Geistlichen und auch sogleich der Herr Bruder. Der würde kommen, giebt als zärtlicher Bruder seine Einwilligung, nimmt sie mit nach Turin, wo ich sie standesgemäß holen soll; aber inzwischen erhebt man Hindernisse, es giebt Dies und Jenes zu beseitigen, und am Ende — wird aus der Heirath nichts; wie er es schon öfters machte. — Sie wissen nicht, was in diesem bigotten Lande die Pfaffen vermögen. Aber nach unserm Plan schlichtet sich Alles kurz und bündig. Sie begreifen doch —"

„Ich muß aber doch noch bemerken, daß Ihre Braut und Sie ihre Papiere geordnet haben müssen, wenn Sie hier oder in Frankreich getraut werden wollen."

„Alles in Ordnung! Die meinen sind längst bereit, und Fräulein Bertin brachte die Ihren kluger Weise auf die Seite, als sie schon früher einmal versprochen war, und ihr Herr Bruder, wie schon öfter, die Verbindung auflöste. — So ist es das Beste, lassen wir es dabei. — Also auf Sie, Leroux, kann ich rechnen?"

Der Capitain, welcher bis kurz noch eine große Zurückhaltung beobachtet hatte, brach in ein ungemessenes Gelächter aus. Die Affaire schien ihm je länger je besser zu gefallen.

„Nun, unterrichten Sie mich aber", sagte er endlich, als der Baron ungeduldig seine Mütze von dem linken Ohr auf das rechte, und von da gleich wieder auf das linke rückte.

„Also, hören Sie. Morgen punkt drei Uhr verlasse ich das Hôtel und fahre gegen Var zu. Ich habe nämlich vorher noch eine kleine Ehrensache zu schlichten, die wird dort in der Richtung abgemacht."

„Baron Celard! Eine Entführung und ein Duell an einem Tage? — Ich bewundere Ihre Gemüthsruhe. Haben Sie aber auch auf alle Fälle gedacht?"

„Keine Sorge, keine Sorge, keine Sorge!" entgegnete Celard, der aufgesprungen war, und das Zimmer rasch auf und ab schritt, indem er mit der weißen Hand seine Haare über das Ohr schlichtete, als ob ihm doch nicht so ganz sorglos zu Muth wäre und er etwas abzuschütteln hätte „Keine Sorge!" wiederholte er, und setzte sich wieder. „Bis morgen Abend ist Alles abgethan. Eine Kleinigkeit. Sonst nichts. Ich habe die unerschütterliche Ueberzeugung, daß Alles gut geht — für mich. Bis acht Uhr bin ich in Var. Pferde und Wagen habe ich verkauft, doch sind sie bis morgen Abend noch zu Ihrem Dienst bestimmt. Nun merken Sie wol! Mein Kutscher hat den Befehl Sie um halb sieben zur Villa Drumond zu fahren, dort wird am hintern Thor eine Dame einsteigen. Sie begleiten sie auf die Straße nach Var und da, wo auf der Bergseite eine einzelne Cypresse steht, da treffen wir zusammen. Mein Geschäft ist — dann — abgemacht. — Sie steigen mit meiner Braut in den gemietheten Wagen, der andere geht zurück an seinen Eigenthümer. Sie gehen mit uns bis Var, wo uns der Geistliche am Altar erwartet und sind mein Zeuge. In der Nacht kommt der Courirzug durch, der bringt Sie bis übermorgen früh wieder nach Nizza."

„Sie schlagen sich auf — —?"

„Pistolen. Ich habe den ersten Schuß", antwortete der Baron tiefaufathmend, in gesättigter Befriedigung.

„Gut! Aber es ist dieses eine Lotterie, wie eine andere", mahnte Leroux; „denken Sie doch an mögliche Fälle. Sie können wenigstens verwundet werden, und es ist immer gut für alle Fälle gesorgt zu haben."

„Nichts werde ich. Ich gehe heil aus diesem Streit. Morgen Abend um acht Uhr stehen wir zusammen am Altar in Var. Verlassen Sie sich darauf. Morgen Abend sind wir gesund und heil in Var. Ein Anderer — — nun das ist seine Sache!"

Ein wilder Ingrimm flammte aus dem Gesicht Celard's und er biß die weißen Zähne aufeinander, daß sie knirschten.

Leroux schüttelte den Kopf in ernster Warnung.

„Seien Sie nicht so zuversichtlich. Das Glück wendet sich gerne von Jenen, die es braviren."

„Das Glück neigt sich Denen zu, die wagen. Auf Wiedersehen, Leroux! Vergessen Sie nicht! Um acht Uhr morgen stehe ich so gewiß am Altare mit meiner herrlichen Heloise, als Sie jetzt vor mir."

In einem einsamen heimlichen Thälchen, von dem Var durchströmt, lag eine Waldwiese, vom stillen klaren Sonnenstrahl beglänzt. Alter Oelwald umgab sie von allen Seiten, und beschirmte den stillen freundlichen Ort vor Eindringlingen, kaum eine Vogelstimme unterbrach seine heilige Ruhe. Sachte, wie verstohlen, glitt der wilde Var an den grünen Ufern hin, unter den wilden Lorbeeren hinweg. Klangvoll, in süßen langgezogenen Noten begrüßte die Amsel im alten knorrigen Oelbaum den nahenden Frühling. Ein rothblühender Mandelbaum schüttelte, von einem Lüftchen bewegt, zarte rosenrothe Blätter auf die zahllosen sammetaugigen Anemonen und süß coketten Narcissen herab, die auf dem Grün der Wiese sprießten. Vom Bergpaß tönte das tactmäßige Klingeln der Saumthiere herunter.

Auf dieser Stelle des Friedens und der Stille, unter einer Korkeiche saß ein Mensch, der die wilde Leidenschaft und ihre Thaten in diese keusche Natureinsamkeit trug. Er saß im Grase, den Rücken an den Baum gelehnt, und rauchte eine Cigarre, nicht mit der behaglichen Ruhe des Rauchers aus Gewohnheit, sondern in abgesetzten Stößen, nach welchen er mit der Cigarre in der Hand scharf durch das Dickicht blickte, hinter welcher die Straße lag. Die hübschen, aber etwas schlaffen Züge hatten einen Ausdruck von Wildheit und Härte angenommen, der ihnen einige Bedeutung verlieh, fast einen Anflug von Kraft, und jedenfalls von großer Entschiedenheit, um nicht zu sagen Gier auf den Ertrag der nächsten Stunden.

Das war der Baron Celard. Der Oberst und der Arzt Dr. Gurney waren etwas weiter in den Oelwald gedrungen und kehrten nun zurück voller Anschläge, einigen Kaninchen, die sie aufgespürt, nächster Tage das Lebenslicht auszublasen.

„Ich sage Ihnen, kein Schuß ist sicherer als in's Auge", docirte der Arzt; „hinter dem Auge liegt das Leben."

„Zerreißt aber so furchtbar, und, gesetzt Sie kommen einige Linien zu tief, so dringt der Schrot in den Backen, nimmt die Zunge mit, oder ein Ohr und man kann sich mit der Beute nicht anständig sehen lassen. Sie ist oft nicht einmal todt."

„Nicht todt! Herr Oberst! Nicht todt mit einem Schuß im Kopf? Was fällt Ihnen ein!"

„A propos, ich will Ihnen erzählen, was mir einfällt. Bei Jena nahmen wir einen deutschen Lieutenant gefangen. Ein bildschöner Mann und ein liebenswürdiger. Nach einiger Zeit wurde er ausgewechselt. Nach mehreren Jahren begegnete ich ihm in Paris. Ein Officier, decorirt, mit der Auszeichnung eines Obersten, redete mich an, als einen alten Bekannten. Bekannt schien er mir allerdings, aber ich besann mich vergebens, woher er mir bekannt war. Er nannte sich, ehemaliger

Lieutenant Z., jetzt Oberſt. — War es möglich, war das der ſchöne Officier, der alle Weiber bezauberte! — Eine Flintenkugel war ihm unterm Auge eingedrungen, hatte ſich geſenkt und das Geſicht zu einem häßlichen Dreieck verſchoben — à propos, Baron. — Dort kommen unſere Leute. Achtung. Halten Sie ſich zuſammen!“

Die gewöhnlichen Formalitäten wurden vorgenommen, vom Verſuch zur Sühne an, bis man ſich gegenüber ſtand, mit kalten Worten und heißer Erbitterung. Sie ſtanden Beide zwei Schritte von der Schwelle in die Ewigkeit.

Der Pole ſah bleich aus, angegriffen. Ueber Wange und Kinn zog ſich ein rother Streifen, der Streich der Reitgerte. Aber ſeine Augen funkelten von innerm Feuer und um ſeinen jugendlich friſchen Mund zuckte es wie Humor.

Der Oberſt ſchwenkte ſeinen Foulard. Celard hob den Arm. In dieſem Augenblick ertönte wieder der Ruf der Amſel ſo klar und voll und lieblich wie ein Friedensherold, und Alles überbietend. Alle lauſchten. Der Pole zeigte mit dem Mordwerkzeug nach der Anhöhe, von wo das Amſellied kam. Ein faſt kindliches Lächeln flog über die jugendlich zarten Züge.

„Wenn das die Mutter hörte!“

„Allons, meine Herren!“ ſchrie Celard hitzig, „wir ſind nicht hier, um Sentiments zu pflegen, fangen wir an!“

Der Colonel ſchwenkte den Foulard.

Eine Minute, und der Pole lag im Gras, das vom purpurnen Blut überrieſelt war, mit zum Tod verblichenen Zügen.

Der Doctor nahm ſein Inſtrument heraus und zerſchnitt deſſen Kleidung.

„Die Achſel zerſchmettert, Baron!“ rief der Colonel.

„Nur! und ich zielte ſo ſicher auf das Herz!“ ſchrie Celard mit dem Fuße ſtampfend.

„Kann ſeine Mutter nicht mehr ſtützen auf der Terraſſe. Doch iſt es möglich er bleibt am Leben, wenn er die Heilung überſteht. Drei Söhne hat ſie ſchon verloren auf verſchiedenen Schlachtfeldern. Adieu Baron. Machen Sie, daß Sie fortkommen. A propos, nehmen Sie ſich vor der Nemeſis in Acht!“

Die Korkeichen und Pinien warfen lange Schatten über das Goldgrün der Wieſe, als der junge Pole verbunden war und in todesähnlicher Ohnmacht in den Wagen gelegt wurde. Die Amſel ſang ihr einſam frohes Lied über die Abendlandſchaft hinaus.

Es war ſchon tiefe Nacht und noch immer harrte Baron Celard an der verabredeten Stelle auf den Wagen mit der Braut und ihrem Begleiter. Es war Alles todtſtill. Er fluchte leiſe, dann laut, ließ ſeine Uhr repetiren und quälte ſich ab, indem er alle Verzögerungen, die ſich ergeben konnten, der Reihe nach abzählte.

„Sollte ſie ſich eines Andern beſonnen haben? — Wäre etwa gar der Bruder gekommen? Hätte mich dieſes feile Weib, die Lagrue, ver-

Digitized by Google

rathen? — oder wie? — wenn der Capitain die reiche Prise für sich behalten, sie auf seine Fregatte gebracht hätte? Hölle und Teufel! wie konnte ich so unvorsichtig sein. Wenn sie schon auf dem Meere wären! Möglich, das ist die Nemesis des Colonels, und ich — ich — ihr Narr. Hätte der Leroux sich von ihrem Gelde blenden lassen! Das wäre ein Streich!"

„Monsieur!" rief der Postillon, „jetzt kommt ein Wagen."

„Ruhig Bastian, still."

Der Postillon nahm seine Pferde zusammen, daß sie keine Fiber rühren konnten.

Richtig. Im raschen Laufe nahte sich ein Wagen. Es waren die Erwarteten.

„Wo blieben Sie nur so lange? Ich machte mir schon alle möglichen Gedanken", sagte der Baron und öffnete den Schlag. „Nun, was habe ich gestern gesagt? Fortuna hat mir beigestanden. Der Pole ist abgefertigt, der mischt sich nicht mehr in meine Angelegenheiten. Aber jetzt schnell in meinen Wagen, wir haben die größte Eile."

Er half der in Kaputze und Schleier gehüllten Dame heraus und setzte sie in den anderen Wagen.

„Kommen Sie, Capitain —"

„Ihre Braut bringt eben keine bräutliche Freudigkeit mit", flüsterte dieser. „Sie schrak zurück, als sie den Wagen und mich sah und zeigte nicht übel Lust wieder umzukehren. Auf Ehre, Baron, ich bat sie, wenn sie nicht gern und freiwillig folgte, umzukehren. Ich hätte ihre Sache bei Ihnen schon geführt. Es war ein kurzer Kampf, dann stieg sie ein. Doch sprach sie kein Wort auf der ganzen Fahrt. Da braucht es Glück, und das wünsche ich Ihnen."

„Das findet sich!" rief der Baron, der einstieg und sich neben die Dame setzte, „kommen Sie nur — und dann fort, Postillon — halt, halt, das Portefeuille, die Dame hat ihr Portefeuille verloren. Bitte, lieber Freund, sehen Sie nach. Louis, gieb die Laterne von dem Wagen herunter."

Capitain Leroux nahm die Laterne und bückte sich. „Gefunden!" rief er, und reichte das Portefeuille in den Wagen.

Die Dame, in der Hast es in Empfang zu nehmen, stieß an das niedere Steckdach und streifte Schleier und Kaputze ab.

Leroux ließ die Laterne fallen, daß sie zerbrach.

„Gute Nacht, Baron, und glückliche Reise!" schrie er und sprang schnell in den andern Wagen. Schnell, Louis, so schnell Deine Pferde laufen wollen nach Nizza zurück. Nur schnell!"

„Was machen Sie denn, Leroux?" schrie Celard aus dem andern Wagen erzürnt herüber. „Sie sollen ja mit uns! Was ficht Sie denn an? Wohin wollen Sie denn?"

„Meiner Katze eine Bratwurst kaufen!" schrie Leroux zurück und trieb den Kutscher zur Eile an. Die Wagen rollten auseinander.

Leroux, eine besonnen zusammengefaßte Natur, geberdete sich im Wagen wie ein Unsinniger. Er lachte, er schüttelte sich, er beugte sich vorwärts, er lehnte sich im Uebermaß der Aufregung zurück und horchte endlich auf die Straße hinaus, ob der andere Wagen auch wirklich fern sei.

„O, heilige Nemesis, wer wollte an Deinem Walten zweifeln!“ rief er endlich — „Die Spitzbübin! Wie sie ihn nur einzufädeln wußte! Vermögen — Bruder — o Heloise, das sieht Dir ganz ähnlich. Miarowsky, Du bist gerächt, Du bist gerächt. Jetzt sind sie in Var, vielleicht stehen sie am Altar — Heloise, verschmitzteste Deines Geschlechts!“

„Befehlen Sie etwas?“ sagte Louis und hielt die Pferde an.

„Um Gotteswillen fahre zu“, antwortete der Capitain, „lasse die Pferde laufen, wie sie laufen wollen.“

Der Major legte das Heft aus der Hand, räusperte sich, und sah die Zuhörer wechselweise an.

„Das ist eine wahre Geschichte, das kann ich Sie versichern, rein historisch; machte in Nizza viel Aufsehen! Merkwürdige Fügung! Solche Schicksalskatzen sollte man in Gold fassen.“

„Hm — hm —“, lächelte der Doctor kaustisch, und rieb seine Brillengläser zur Abwechselung an seinem grauen Slips. „Mit der Fregatte und dem Duell jedoch hat sich der Historiker einige Freiheiten erlaubt — poetische Licenzen, wie man zu sagen pflegt. Hat wol selbst noch keine Fregatte gesehen!“

„Wie so?“ fuhr der Major auf. „Mein Gewährsmann ist ein Ehrenmann! Sie wissen in Alles eine Spitze zu legen. Was soll's mit der Fregatte?“

„Mein Gott! jetzt fangen sie schon wieder an“, stöhnte die Dame innerlich. „Giebt es nicht Vögel, die man Fregattenvögel nennt?“ Sie holte dabei schnell ihren Koffer hervor, langte die Packete heraus und richtete ein zweites Frühstück zu.

„Ja“, antwortete der Doctor „solche Vögel giebt es“, und nahm eine Schnitte Gänsebrust, und eine Scheibe feinen Brodes mit Sardellenbutter bestrichen an. „Man sieht deren viele in gewissen Breiten“ fügte er kauend hinzu.

„Aber bitte, warum heißen sie so?“ fuhr die Dame fort und drückte dem Major eine Ladung der Wildpretpastete, über welche er sich vorher sehr günstig ausgesprochen hatte, in die Hand.

Der Doctor hatte die Gänsebrust so eifrig angegriffen, daß er nicht sogleich zu antworten vermochte. In verbindlicher Anerkennung der Dame trat der Major für ihn ein.

„Die Fregattenvögel mögen wohl zu den lebenden Provisionen einer Fregatte gehören und deshalb so heißen“, sagte er.

Ueber des Doctors breites Gesicht ergoß sich eine ganze Fluth von Zustimmung und Beifall.

Digitized by Google

„Richtig. Es giebt auch Fregattenferkel, Fregattenschafe, Fregattene — — —“

Der Major schaute mit dem Bissen im Munde hoch auf „Wie meinen Sie?“ sagte er, und legte sein Stück Pastete auf den Papierteller neben sich nieder. „Was meinen Sie?“

„Meine Herren, aus Schonung für mich halten Sie Frieden“, flehte die Dame, und drang auf Jeden mit einem Glas Likör und einem Stück Torte ein. Bitte, Herr Doctor, ich kann Ihnen keine Friedenspfeife bieten, trinken Sie also einen Friedensschluck.“

„Was thue ich denn, daß Sie gerade mich als den Friedensbrecher bezeichnen?“ sagte der Doctor, mit halbgeschlossenen Augen die geistvollen Tropfen schlürfend.

„Herr Major!“ schmeichelte die Dame, und bot ihm das Glas, „trinken wir auf unverbrüchlichen Waffenstillstand.“

„Gewisse Leute haben eine Art, ihre Meinung anzubringen, als ob alle übrigen Menschen Esel und es ihre leidige Pflicht wäre, den Ueberfluß an eigener Weisheit an sie abzutreten“, murrte der Major.

„Jetzt ist die Reihe an mir“, sagte die Dame, welche den Herren die Gläser abgenommen, die Flasche zum Nachfüllen handrecht gestellt, und eine Anzahl vergilbter Blätter hervorgebracht hatte.

„Ich kann nicht so pikant vortragen, wie der Herr Doctor, und habe nicht das vortreffliche Organ des Herrn Majors, aber meine Geschichte dürfte Sie dennoch interessiren. Sie ist nicht minder wahr, wie Ihre beiden so interessanten Vorträge, nur viel trauriger. Eine Freundin, die sie selbst miterlebt, hat sie mir mitgetheilt, sie war mir eine wahre, theure Freundin. Ich besuche alle Jahre ihr Grab —“ Die Dame trocknete sich die Augen — „In unserer eiskalten Zeit giebt es keine Freundschaft mehr wie früher, der Hauch der Selbstsucht ertödtet, wie ich glaube, jede Herzensblüthe.

„Diese Geschichte ereignete sich vor vielen Jahren, aber so oft in einer Zeitung von einer Zwangsbekehrung erzählt wird, muß ich an sie denken.“

In dichten, schweren, stetigen Flocken fiel draußen der Schnee, in bauschigen Schichten lag er auf den Bäumen; jedes Staket, jede Querlatte trug einen kleinen Bau, jeder Sims, jeder Vorsprung an dem Hause einen kleinen Wall. Jede kleine Fläche war das Gerüst zu einer Schneepyramide, und die Wagen selbst waren in allen Theilen, in allen Fugen und Linien mit einer saubern glänzenden Schneewabe ausgefüllt. Im Stationshause war es still geworden; kein Mensch, kein Thier belebte diese einsame Stätte und dicht und lautlos fiel der Schnee. Die Herren legten sich in ihre Wagenecken und die Dame las:

„Liebe Freundin! Könnte ich Dich an meine Seite wünschen und mit Dir meine Umschau theilen! Ich befinde mich in unserm Garten auf dem Capitol. Im klaren flüssigen Silberschein des Mondes liegt die alte Stadt, dort unten die Tiber, die großen Steinmassen von St. Spirito und Michele, und gerade mir gegenüber mit seinen Pinien

und Cypreſſen der Janiculus. Schimmernd wie flüſſiger Diamant ſchießen die ſchweren Waſſermaſſen der Fontaine von St. Onofrio in Cascatellen heraus, fließen zuſammen, trennen ſich und verſchwinden ſpurlos dem geblendeten Auge — gleich dem Daſein ſo mancher Menſchen. — Zur Seite die rieſigen Maſſen des Vaticans, St. Peters, des Caſtells und zu meinen Füßen ein Feuerwerk, das ſeltſamſte, das man ſich denken kann. Am Fuße der Terraſſenmauer, die unſern Garten trägt, iſt ein Artiſchockenfeld, welches von Tauſenden von Feuerfliegen wimmelt. Dieſe ſind wol noch einmal ſo groß als unſere Johanniskäfer, und auch von doppelter Leuchtkraft. Sie lieben die Artiſchocken und das Feld unten iſt völlig illuminirt von ihnen. In lebendiger Beweglichkeit ſpringen ſie von einem Stock zum andern und die Pflanzung ſcheint überſponnen mit einem Netz feuriger Bogen. Wie viel Schönes, Reizendes hat dieſe Welt, und wie ſchwer iſt mein Herz von der Bosheit der Menſchen, die unter dem Mantel des Chriſtenthums — — Gefühle zertreten — — — Menſchenelend — — —“ Die Dame ſchaute auf. In des Majors Geſicht entwickelte ſich ein Gähnen, der Doctor öffnete die Augen und ſchaute verwundert um ſich. Sie überſchlug daher eine Seite, die noch nachträgliche Beobachtungen enthielt, und fing direct bei der Geſchichte an:

„In unſer Haus — meine Freundin lebte nämlich im Hauſe des P....'ſchen Geſandten — kam öfters eine Frau, welche für die Geſandtin Näharbeit beſorgte. Sie war eine Deutſche, eine große ſtattliche Geſtalt. Ihr Geſicht war bleich und hager. Eine lange Geſchichte von Sorge und Kummer, von einem harten herben Kampf mit dem Leben war darin zu leſen. Aber die Geſtalt war nicht gebeugt, die Züge waren feſt, der Ausdruck ruhige Geduld; ein Herz, das geprüft war, nicht gebrochen. Die Geſandtin erzählte mir ihre Geſchichte. — Sie iſt aus Königsberg, eines Goldarbeiters Tochter. Ein junger Römer, Namens R . . . kam einſt nach Königsberg (die Römer ſind bekanntlich vorzügliche Goldarbeiter) und trat in ihres Vaters Geſchäft, deſſen er ſich mit Eifer und Geſchick annahm. Er ſchickte ſich überaus gut in deutſches Leben und deutſche Sitte. Das gefiel der Tochter des alten Goldarbeiters und die Tochter gefiel ihm, und als der Vater auf dem Sterbebett lag, übergab er ihm das Geſchäft und ſein einziges Kind. R . . . hatte in allen Unternehmungen Glück, er war von ſeinen Mitbürgern hoch geachtet, ſeine Frau liebte und ehrte ihn und nichts fehlte zu ſeiner Zufriedenheit, als die Einigung mit ſeiner Familie. Als er dem alten R. ſeine Heirath mit einer Proteſtantin anzeigte, ſpie dieſer Feuer und Flamme. Er verabſcheute die ketzeriſche Schwiegertochter, er entſetzte ſich vor proteſtantiſchen Enkeln. Er bedrohte den Sohn mit ſeinem Fluch, mit Enterbung, wenn nicht Frau und Kinder katholiſch würden, oder er ſich von ihnen ſchiede und ſogleich nach Rom zurück käme. Keines von beiden geſchah und jegliche Beziehung zu ſeinem väterlichen Hauſe hörte auf.

Nach einer Reihe von Jahren, die R. geſegnet und beglückt in Königsberg verlebte, erkrankte er an einem Bruſtübel und die Aerzte

wußten bald keinen Rath mehr, als das heimatliche Klima. R. fühlte im Geheimen, daß dieses der beste und einzige Rath für ihn sei. Es zog ihn mächtig zu den heimatlichen Pinien und Cypressen.

Das Haus sammt dem Geschäft ward verkauft und R. reiste mit Frau und Kindern nach Rom.

Sein erster Gang war nach dem väterlichen Hause. Er wollte sich mit seinen Verwandten versöhnen, er wollte auch seinen Kindern sein Erbe zuwenden.

Aber der Empfang war anders, als er erwartet hatte. Der alte R. war gestorben und hatte den beiden noch übrigen Söhnen seine ganze Habe, aber auch seinen Groll und seine Unversöhnlichkeit vererbt.

In gehässigem Abscheu wiesen sie ihm und seiner ketzerischen „Concubine" die Thür. Ihre Weiber wiesen mit Fingern auf sie und ihre Kinder schaarten sich neugierig um die jungen Ketzerbastarde, und spuckten auf sie.

Gebrochen verließ R. sein väterliches Haus. Er kam nicht dazu, ein eigenes Geschäft zu etabliren, er stieß überall auf Hindernisse und Widerstand. Die R.'s waren angesehene Leute und hatten gar bald die Priesterschaft in ihr Interesse gezogen, und so erreichte der Aermste nirgends ein Ziel.

Frau und Kinder sollten katholisch werden, und dann mögen sie kommen, ihren Antheil am Erbe und Hausrecht zu holen. Aber R. blieb unerschütterlich. Der Aufenthalt in Deutschland und das Leben mit einer deutschen Frau hatte ihm die Augen geöffnet für die Bedeutung eines innern religiösen Lebens, für den Werth der Treue und Wahrheit. Er selbst war nicht aus seiner Kirche ausgetreten, aber er war in ihr geblieben nicht im Sinne der römischen, sondern der deutschen Kirche.

Nicht allein, daß er seine Frau nicht zwingen, nicht verlocken wollte, er scheute sich nicht, zu gestehen, daß er selber ihr jeden Gedanken an einen äußerlichen Uebertritt ausgeredet, wenn sie bisweilen aus Rücksicht auf ihn, auf die Kinder verzagt wurde. „Wenn Du Deinem Gott nicht treu bleibst, kann ich kein Vertrauen mehr in Deine Treue gegen mich haben." Er wies die Priester mit Ernst aus seinem Hause. Anhaben konnte man ihm weiter nichts, da er selbst seine kirchlichen Pflichten erfüllte.

So lebte die Familie still und zuletzt wenig beachtet hin. Seine Krankheit entwickelte sich zwar, aber die Beschaffenheit des römischen Klimas gewährt Schwindsüchtigen und Brustkranken eine grausam lange Lebensfrist. Er siechte mehrere Jahre, während das aus Deutschland mitgebrachte Capital mit der kleinen Arbeit, die R. thun konnte, und gelegentlichem Verdienst der Frau ausreichte.

Da kam die Cholera, R. wurde von ihr ergriffen. Die Priester kamen wieder — aber sie wagten sich nicht in die Nähe der Ansteckung. Ein Freund hat mir erzählt, daß er bei einem Besuch R.'s den Priester in der Thür des Krankenzimmers stehend fand, verlangend, daß der Kranke, von der entfernten Ecke des Gemaches aus, in welchem sein Bett

ſtand, ihm beichten ſollte! Aber an geiſtlichem Zuſpruch hat es ihm nicht gefehlt. Unſer evangeliſcher Geſandtſchaftsprediger, der ihn durch die Frau kannte und ihn dem Geiſte nach zu ſeiner Gemeinde zählen durfte, hat ihn in den letzten Tagen mehrfach beſucht; darüber drückten denn damals die Prieſter ein Auge zu — froh, wenn an ſie ſelbſt keine Anſprüche gemacht wurden. Doch laß mich nicht ungerecht ſein! Es gab ſehr rühmliche ſchöne Ausnahmen, mit Beiſpielen der reinſten, treuſten Hingebung und Selbſtverleugnung in der Pflege der Cholerakranken, und zu dieſen Ausnahmen gehörte — der Wahrheit die Ehre! — der ganze Orden der Jeſuiten in Rom! —

R. ſtarb, wie ſo viele andere Opfer jener ſchrecklichen Zeit, welche die Bevölkerung Roms in wenigen Wochen buchſtäblich decimirte, nicht an der Cholera, ſondern an dem, den entkräfteten Körper gleich darauf ergreifenden Typhus.

Seine Krankheit hatte große Ausgaben nöthig gemacht; Rom iſt ein theurer Ort.

Als der Mann beſtattet war (wie in jener Zeit beſtattet wurde — hinausgefahren auf dem Karren, der jeden Morgen durch die Straßen zog, um die Opfer der vergangenen Nacht aufzunehmen, ohne geiſtliche Begleitung, hineingeworfen in die allgemeinen Gräber) zählte ſeine Wittwe den Reſt des Capitals, das ihr geblieben, und es war eine ſehr kleine Summe; aber ſie verzweifelte darum nicht. Sie that ſich nach Arbeit um. Saubere Nadelarbeit wird in Rom ſehr gut bezahlt, und ſie war geſchickt im Nähen, hatte auch dabei ihre älteſte Tochter ſchon zur Beihülfe. Ein Mädchen war ihr geſtorben; ſie hatte außer der Tochter zwei Knaben, von denen der jüngſte rhachitiſch war und ſein Bettchen nie verlaſſen konnte. Sie lebten ein leidlich gemächliches Leben, und konnten auch dem kranken Kinde die Erquickungen beſchaffen, deren es bedurfte; Mutter und Tochter arbeiteten Tag und Nacht, aber es ging.

Geduldig, treu und muthig hat die R. ausgehalten, und mit gläubigem ſchlichten Sinn ſchwere Lebensproben beſtanden. Fremd im fremden Lande, hatte ſie nicht einen Menſchen, an den ſie ſich anlehnen konnte, der ihr eine Stütze geweſen wäre, bis ſie in das Geſandtſchaftshaus kam und die Geſandtin ſie bekannten Damen empfahl und ſie unter ihren beſondern Schutz nahm. Sie bettelte nicht, ſie war nicht unterwürfig, aber ſie war für Alles dankbar, nnd in ihrem abgetragenen ſchwarzen Terneauxkleide trat ſie mit einer Würdigkeit einher, die alles Almoſen außer Frage ſetzte. Ruhig und neidlos ging ſie mit ihrer fertigen Arbeit an dem großen ſtattlichen Hauſe vorüber, das ihres Mannes Brüder beſaßen, und ſchlug die Blicke nicht nieder, wenn dieſe hinter ihren glänzenden Ladenfenſtern auf die „Concubine" heraus ziſchten und höhnten. Sie beſaß den rechtlichen Stolz unverdienter Armuth, und ertrug ihr Schickſal gelaſſen; wären nur die Prieſter nicht geweſen!

Seit R.'s Tode hatten die Prieſter ſie nicht aus den Augen verloren. Sie, oder die Schwäger, oder Beide, konnten es nicht verwinden,

daß echt katholiſches römiſches Blut in Ketzeradern fließen ſollte. Von Zeit zu Zeit ſtellte ſich dieſer Pfarrer oder jener Prälat ein, um ſie zu überreden, ſammt den Kindern katholiſch zu werden. Der Eine verhieß ihr einen Himmel behaglichen Wohllebens, wenn ſie katholiſch würde, der Andere zeitliche und ewige Qualen, wenn ſie in der Irrlehre verharrte. Hatte der Eine verſteckter Weiſe den Hausherrn oder den Apotheker oder ſonſt einen Gläubiger wegen einer unbedeutenden Schuld auf ſie gehetzt, ſo erſchien in der ärmlichen Wohnung ein Anderer im ſchwarzen Talar mit einer Rolle nagelneuer Scudi und den Schuldſcheinen, die ſofort quittirt ſein ſollten, ſobald ſie ihre Rechnung mit der falſchen Lehre abgeſchloſſen hätte. Hatte der Eine bei einer Morgenviſite ihr die Schrecken, das Elend einer Obdachloſen ausgemalt, ſo erſchien am Nachmittag ein Anderer, der ihr ein nettes Gartenhäuschen an der Porta Latina beſchrieb, das den Brüdern R. gehörte, und ihr auf Lebenszeit nebſt einer jährlichen Apanage zugeſchrieben werden ſollte. Hatte der Eine ihr Mutterherz gepeinigt, wenn er ihr vorrechnete, was ihre armen Kinder Alles entbehren müßten, das ihnen eigentlich zuſtände, ſo zählte ihr der Andere die Annehmlichkeiten vor, die ſie ihnen nur aus Verſtocktheit vorenthielte. Als ſie ſie in ihrer ſchlichten Weiſe feſt und unerſchütterlich fanden, machten die frommen Herren Conceſſionen. Sie verlangten blos den Uebertritt der Kinder, welche für ihr Leben lang und gut verſorgt werden ſollten. Sie nannten die beſten Schulen, die vorzüglichſten Anſtalten, wo die Knaben erzogen und zu einem Fache herangebildet werden ſollten; ſie nannten das Kloſter, von welchem ihre Tochter ein lebenslängliches Stipendium beziehen und den berühmten Arzt, der das kranke Kind behandeln ſollte. Der Eine ſprach zu ihrem Herzen mit milder Ueberredung, der Andere donnerte ſie in finſterm Eifer an, und ſtellte ihr Hölle und Fegfeuer vor. Unter allen Prüfungen ihres Lebens waren ihr dieſe die härteſten und peinlichſten. Wie ein beſtändig fallender Tropfen den Stein aushöhlt, ſo wurde ihre Kraft ausgeſogen, jede Fiber ihrer Seele zerſetzt, mit ihren Muttergefühlen experimentirt und jede moraliſche Tortur verſucht, welche fanatiſche Prieſterſchlauheit erdenken konnte. Aber ſie war nicht zu beugen; gerade die Erinnerung an ihren Mann und an deſſen Mahnungen zur Standhaftigkeit hielt ſie aufrecht und endlich nach jahrelanger Folter ließ man ſie fallen. Ueberredung hatte auf den ſchlichten feſten Charakter keine Wirkung, und gewaltſam einzugreifen ließ man wohlweislich. Die R. ſtand unter dem ſpeciellen Schutz des Geſandten, und dieſer genoß die beſondere Gunſt des damaligen Papſtes, Gregor's des Sechzehnten, das war eine allbekannte Sache.

Aber dieſe ganz beſondere Gunſt verwandelte ſich, als die kölniſchen Wirren eintraten, in die höchſte Ungunſt. Alle Preußen wurden angefeindet, der Geſandte ſelbſt am Meiſten. Unſer Leben war ſeitdem kein glückliches. Die klerikale Partei verſchmähte keine feindſelige Demonſtration, ſie mochte noch ſo kleinlich, ſo armſelig, oder ſo giftig und boshaft ſein. Der Geſandte, der während eines zwanzigjährigen Aufent-

halts ſich eine begeiſterte Verehrung in allen Schichten der Bevölkerung erworben hatte, den begeiferten ſie mit den abſurdeſten Schmähungen; ſo z. B. wurde unter dem Volke verbreitet, daß auf ſeine Veranlaſſung der Erzbiſchof von Köln gezwungen werde ſolle, zu heirathen. Die arme R. hatte dieſen Umſchlag der Verhältniſſe am Erſten zu empfinden. Sobald bekannt wurde, daß des Geſandten Stellung unhaltbar geworden, drangen wieder die Prieſter auf ſie ein. Es wurde der Hauseigenthümer auf ſie gehetzt, damit er ihr die Wohnung kündige. Sie ſuchte eine andere, aber überall, wohin ſie kam, waren die Prieſter ſchon geweſen, und Niemand wollte ſie ins Haus nehmen. In ihrer eigenen Wohnung aber gab ein Prieſter dem andern die Thür in die Hand, und die arme Witwe wurde hitziger bedrängt als je; denn ſie kamen nicht mehr wie früher mit wohlmeinender Werbung, jetzt waren es offene Drohungen, herbe unverhohlene Angriffe.

Der Geſandte konnte ſie nicht mehr ſchützen, ſeine Abreiſe war vorbereitet. Sein edles menſchenfreundliches Herz ließ es nicht zu, die arme Familie der Willkür der Prieſter, oder den haltloſen römiſchen Rechtszuſtänden preiszugeben. Es war vorauszuſehen, daß man die Frau und ihre Kinder peinigen würde, bis ſie convertirten. Um ſie ihren Verfolgern mit einem Mal zu entziehen, beſchloß der Geſandte, ſie in aller Stille nach Neapel zu ſenden, und ſie dort unter den Schutz des dortigen Geſandten zu ſtellen. Der Wagen, die Päſſe und ſonſtige Einrichtungen waren durch vertraute Leute der hieſigen Geſandtſchaft beſorgt worden, in Heimlichkeit, um fernere Intriguen der Prieſter abzuſchneiden. So war denn Alles gut und wir Alle empfanden die heitere Befriedigung, welche eine zweifelhafte, ſchwierige Sache, die ſich glücklich durchgewunden hat, einflößt. Alle freuten wir uns, daß die ſo brave und würdige R., wie arm und verlaſſen ſie auch war, doch in dieſem Kampfe mit den mächtigen Prieſtern nicht unterliegen ſollte.

Niemals werde ich den vorgeſtrigen Abend vergeſſen; es war das letzte Mal, daß ſich auf dem Capitol der gewohnte Kreis zuſammen fand. Wir ſaßen beiſammen, wehmüthig erregt von den Vorgängen der letzten Tage, deren jeder ein Stück Exiſtenz zuſammenbrach, und gedachten der nächſten Tage. Die Umſtände hatten die Abreiſe des Geſandten überraſchend nahegerückt. Die Freunde, welche ſo lange tägliche Gäſte in dieſen Räumen, dieſem Sitz der edelſten Gaſtlichkeit geweſen — man konnte ſich nicht in den Gedanken finden, daß ſie in wenig Tagen verödet und verlaſſen ſein würden. Wir hatten dort ſo ſchöne Stunden verbracht! Keiner, der nicht glaubte, ein hohes Gut zurücklaſſen zu müſſen. Das Geſpräch war ſehr belebt, um die Gefühle niederzukämpfen. Die Reiſe ſammt ihren Einzelheiten wurde beſprochen, das, was mitgenommen, was zurückgelaſſen werden ſollte. Jeder der Anweſenden bekam als Vermächtniß einen Armen, einen zu Beſchützenden, zugetheilt. Für den Geringſten war geſorgt worden, das edle warme Herz des Geſandten wollte keinen Trauernden zurücklaſſen.

„Ich bin nur froh“, ſprach er, „daß die arme R. verſorgt iſt. Mor-

gen ist sie der Gewalt ihrer Quäler entrückt. Ich hätte sie nicht mehr schützen können, und man würde es ihr sauer genug gemacht haben. Agrisani, der Unternehmer der Eilpost zwischen Rom und Neapel, hat versprochen, aus den Thoren der Stadt zu sein, ehe der Morgen graut."

Kaum waren diese Worte gesprochen, so that sich die Thür auf, und hinter dem verdutzten Bedienten erschien die R. Sie stürzte mitten im Salon auf die Kniee nieder, und nimmer werde ich den Schmerzensausdruck vergessen, mit dem sie schrie:

„Meine Kinder! Excellenz, meine Kinder!" Die sonst so ruhige, gemäßigte, disciplinirte Frau war ein Bild der Verzweiflung. Ohne Hut, mit hängenden Haaren, mit schmerzlich verzogenem, von Thränen überschwemmten Gesicht, kniete sie da; die gefalteten Hände auf die zuckende Brust gedrückt, erzählte sie:

Als sie vor wenigen Stunden den Palast verlassen, wo sie die letzten Anweisungen ihre Reise betreffend, Geld und Kleider und noch manches Nützliche erhalten hatte, und sich in ihre Wohnung begab, fand sie diese zu ihrer höchsten Befremdung verschlossen. Ihre älteste Tochter, ein siebzehnjähriges Mädchen, hatte während ihrer Abwesenheit die Kinder zu hüten, aber weder diese, noch die anderen Kinder ließen die Mutter ein. Sie ging bei einer Nachbarin nachzufragen, ob die Kinder, wie sie so oft pflegten, bei ihr eingesprochen hätten. Die Nachbarin stand vor ihrer Thür in angelegentlicher Unterhaltung vor einer Gruppe von anderen Frauen, die bestürzt und aufgeregt durcheinander redeten. Sie berichteten der Mutter, daß kurz darauf, als sie das Haus verlassen, ein Wagen vor ihrer Thür gehalten habe, aus welchem zwei Geistliche gestiegen seien, die sich in das Haus begeben hätten. Alsbald seien sie mit den Kindern herabgekommen; diese wurden gutwillig oder nicht in den Wagen gebracht, die Geistlichen stiegen ebenfalls ein und der Wagen fuhr fort.

„Nach St. Michele", setzte die Nachbarin mit bedenklichem Seufzen hinzu.

Von einer furchtbaren Ahnung geschlagen, warf die R. ihre Päcke nieder und eilte den weiten Weg von Quattro fontane bis hinaus an das Ufer der Tiber, wo das ungeheure Gebäude, Kloster und Spital zugleich, steht.

Stürmisch verlangte sie eingelassen zu werden, flehend verlangte sie nach ihren Kindern. Aber die Thür wurde nicht geöffnet, nur die Klappe that sich auf, und die Pförtnerin that ihr zu wissen, daß ihre Kinder der alleinseligmachenden Kirche angehörten und das Haus nicht mehr verlassen sollten.

„Großer Gott im Himmel, ist denn das so bald geschehen! Seid Ihr Menschen, schlägt unter Eurem Priesterkleide kein Herz!"

Die arme Mutter warf sich auf die steinernen Stufen des Gotteshauses nieder. Mit strömenden Thränen, die Hände ringend, mit der Beredsamkeit der Mutterangst, der Mutterliebe flehte sie um ihre Kinder.

„Sobald ihr katholiſch ſeid“, war die Antwort.

„Wohlan!“ ſagte ſie endlich erſchöpft vom Ringen, „behaltet die Großen! Sie ſind Euer! Ich entſage ihnen hiermit feierlich. Nur das kranke Kind gebt mir heraus. Es iſt ja ſo elend, es kann ohne die Mutter nicht leben. Die Angſt wird es tödten. Habt doch Erbarmen, wenn nicht mit mir, die ich die harten Steine hier mit meinen Thränen waſche, ſo doch mit dem armen Wurm. Seine Zeit iſt ſo bald abgelaufen, laßt es doch in meinen Armen ſterben!“ —

„Werdet katholiſch!“

„Nur ſehen laßt es mich! Nur einen Augenblick laßt mich zu ihm, daß ich es ſegnen kann. Nur ſchauen laßt es mich noch einmal. Ich will dann fortgehen, ganz ruhig, und Euch nicht mehr beläſtigen. Nur einmal laßt mich mein krankes Kind noch ſchauen!“

„Sobald Ihr katholiſch geworden ſeid!“ war die gelaſſene Antwort, und damit ſchloß ſich die Klappe und hart und ſtumm lag der ſteinerne Bau vor ihr.

Tief erſchüttert hatten wir Alle zugehört und ſchauten auf die Frau, die da vor uns ſtand und ſchamhaft ihren leidenſchaftlichen Schmerz niederzukämpfen ſuchte, aber vergebens nach Faſſung und Ruhe rang. Es war fürchterlich, dieſe ſonſt ſo ruhige, geſetzte Frau von Jammer und Schmerz erbeben, dieſe ſtarke Seele ſo unterliegen zu ſehen.

„Hülfe, Excellenz! Helfen Sie mir, was ſoll ich thun, um zu meinen Kindern zu kommen! Helfen Sie, rathen Sie, was ſoll ich thun!“

„Ich kann es Ihnen nicht ſagen“, antwortete der Geſandte nach einer Pauſe ſchmerzlichen Schweigens, „denn ich kann Ihnen nicht rathen, katholiſch zu werden!“

Die Frau ſchrak auf.

„Excellenz!“

„Ich kann Ihnen nicht helfen. Was ich auch thun wollte, es würde Ihre Sache nur verſchlimmern. Dieſer Hieb gilt mehr mir, als Ihnen. Es iſt eine von den zahlloſen Kränkungen, die mir täglich wurden. Nur wenn Sie katholiſch werden, werden Ihre Kinder eine Mutter haben, denn — glauben Sie mir, der ich Ihre Verhältniſſe kenne — Sie ſehen Ihre Kinder ſonſt nicht wieder.“

Er ſprach mit trübem Ernſt, und ſtarr und ſtumm hatte ihn die R. angehört.

„So ſehe ich ſie nicht wieder“, ſagte ſie nach einer Pauſe innern Kampfes. „Morgen, Excellenz, gehe ich nach Deutſchland und laſſe mich dort begraben. Behaltet die Kinder, Ihr geiſtlichen Henker!“

Sie wandte ſich um und ſchritt ohne Wort und Gruß der Thür zu. Es war ſo ſchauerlich! Wie ein Kämpfer, der den Todesſtreich empfangen, ſterbend, doch aufrecht von der Wahlſtatt geht, ſo ſchritt die Frau hinaus.

Und Solches geſchah im April, im Jahre 18.., genau ſo wie ich es Dir erzähle. — Iſt Das zu glauben? wirſt Du fragen. — Und überläßt man die Aermſte ihrem Schickſal, das ſie erdrücken muß, zernichtet

man eine ganze Familie, blos um einen Dritten zu kränken? Was ſoll weiter werden? ..... Was? ....."

„Einſteigen, meine Herren, einſteigen!" ſchrie es draußen. Es waren die Conducteure, die in dem Schnee herumſtampften und die Thüren aufriſſen.

Erſchreckt ließ die Dame ihre Blätter fallen und blickte auf. Der Major öffnete ſchlaftrunken die Augen; der Doctor ſeufzte tief auf und rieb die ſeinen, und dann die Brille. Wie hatte ſich draußen Alles verändert! Der Schneefall hatte aufgehört, der zartblaue Himmel ſtrahlte in wunderbarer Reinheit. Ein blendendweißes Gewebe deckte Feld und Haus und Wald. Alles ſah ſo ſauber, ſo zierlich, ſo geordnet aus, jede Latte, jeder Stock prangte mit einem künſtlichen Flockenaufſatz, und im ſchrägen Abendſonnenſtrahl funkelten Millionen Lichtkörperchen.

Draußen war es lebendig geworden. Eine rührige laute Menge mit Päcken und Säcken, mit Taſchen und Flaſchen entſtrömte dem Stationshaus, kämpfte ſich lachend und ſcheltend durch den knietiefen Schnee zu ihren Plätzen, die Conducteure riefen und ordneten und ſignaliſirten, und die Maſchine rauchte und blies, gleichwie froh, wieder in Wärme und Bewegung zu kommen.

„So ſind wir doch endlich flott. Es war höchſte Zeit. Aber kalt wird es dieſe Nacht", ſagte der Major, und zog das Fenſter auf.

„Es iſt aber ſehr dunſtig hier", meinte der Doctor, „wir brauchen Luftwechſel. Wir haben wenigſtens neun Grad Wärme." Er ließ das Fenſter nieder.

„Die mögen Sie haben. Ich aber habe einen Rheumatismus in der linken Schulter, und erlaube mir daher das Fenſter wieder zu ſchließen", entgegnete der Major ſcharf, und zog das Fenſter wieder herauf.

„Wir athmen ſchon ſeit Stunden geſchloſſene Luft", ſagte der Doctor, und langte nach dem Riemen, „wir athmen die Dünſte von Punſch und Wein, und Gott weiß was noch, und ich als Mann von Fach muß wiſſen, was dem menſchlichen Gebein gut iſt. .Einen von uns kann der Schlag treffen."

Das Fenſter ging ſachte nieder.

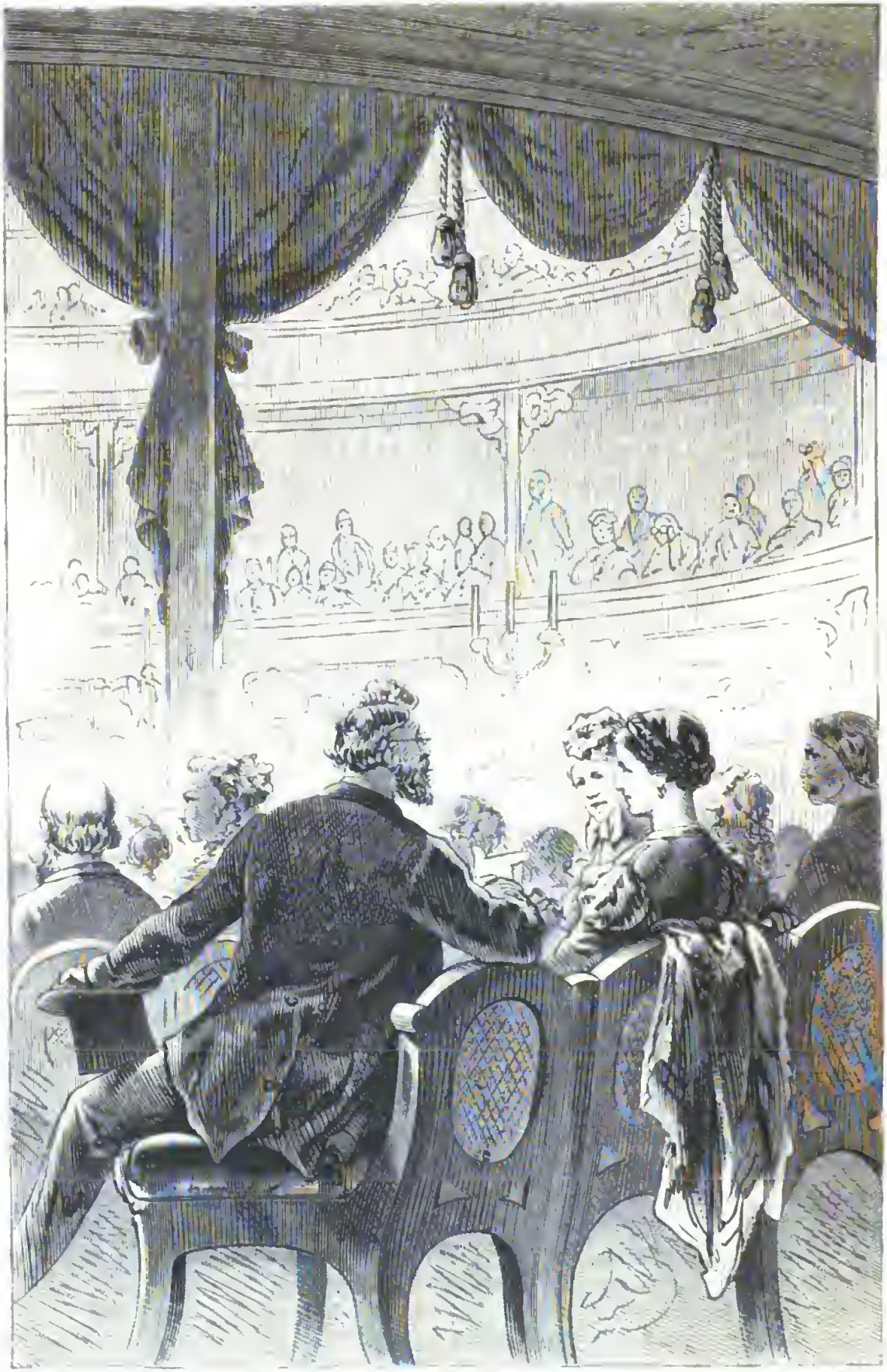
„Wechſeln wir den Platz", ſprach die Dame und drängte den Doctor an die andere Seite des Coupé's wo ſie das halbe Fenſter niedergelaſſen hatte, und ſetzte ſich in die Mitte.

„Gott ſei gedankt", ſeufzte ſie innerlich, „jetzt geht es weiter, in anderthalb Stunden ſind wir am Ziel, und dort mögen ſie ſtreiten nach Herzensluſt."

Die Pfeife ſchrillte, ein Ruck, ein Knarren, und fort ging es in die kalte ſtille Nacht hinaus.

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Ueberſetzungsrecht ſind vorbehalten.

Digitized by Google



Eine Ehe.

„Sind Sie nicht Herr Schmidt? Erkennen Sie mich nicht?“ (Seite 261.)

Digitized by Google

Der Salon.

Eine Ehe.

Erzählung von **W. von † † †**

Ein äußerſt flotter Burſch war Heinrich Schmidt während ſeiner Studienjahre in Bonn, Göttingen und ſchließlich in Heidelberg. Das winzige, reich geſtickte Mützchen auf dem blonden Haupte ſtand ihm ſehr gut, ſo lange der Wind es nicht weg blies; er beſaß einen großen Hund, der aber ſo wenig händelſüchtig war wie ſein Herr, und ruhig unter dem Tiſch lag, während dieſer Bier trank. Und der Studioſus Heinrich Schmidt trank oft und reichlich Bier. Aber auch die Studien wurden nicht vernachläſſigt, und nach dem letzten Semeſter war ein tüchtiger Juriſt aus ihm geworden. Dabei hatte ihn ſeine ſprichwörtlich gewordene Gutmüthigkeit zu einem ſehr beliebten Kameraden gemacht, und großartig waren die Demonſtrationen an der Eiſenbahn, als er ſchied. Aber nicht nur ſeinen Freunden war er theuer; auch das ſchöne Geſchlecht der Univerſitätsſtadt fand Wohlgefallen an ihm, und vor Allen hatte ſich ein Herz dem Jüngling zugewandt. Heinrich hatte nichts Beſonderes gethan, um die Schläge dieſes Herzens in ein ſchnelleres Tempo zu bringen, und in ihm ſelbſt entbrannte keine ausgeſprochene Leidenſchaft, aber es that ihm wohl, ſich von einem anerkannt vortrefflichen Mädchen geliebt zu wiſſen, und ein junger Mann iſt immer geneigt, dieſes Gefühl mit dem Namen Liebe zu taufen. Das that er denn auch ohne Weiteres, verſprach der Geliebten wieder zu kommen um ſie zu heirathen, und ſchenkte ihr beim Abſchied einen Canarienvogel.

Heinrich war ein grundehrlicher Menſch und blieb dem Mädchen treu. Obgleich ſeine Eltern wohlhabend waren, verlangten ſie aber doch von dem Sohn, er ſolle mit dem Schließen des Ehebundes bis zu einer feſten Anſtellung warten; daher kam es, daß die Hochzeit erſt drei Jahre ſpäter ſtattfand. Das junge Paar etablirte ſich in Karlsruhe. Und noch ein Jahr ſpäter war er Wittwer — die junge Frau, die mit ſo vollem Vertrauen auf lange Dauer dem Glück entgegen gejubelt hatte, ſchenkte ihm ein Töchterchen und ſtarb wenige Wochen ſpäter. Eine lange Krankheit war dem Scheiden vorausgegangen — und hatte es dem Zurückbleibenden erleichtert! Das Wort klingt hart, iſt aber tief begründet auf dem innern Weſen des Menſchen: auch der Beſte iſt Egoiſt, und hat bei dem Anblick der Leiden eines geliebten Gegenſtandes ſich ſelbſt gegenüber die Entſchuldigung, daß ja die Rettung ohnehin unmöglich war, daß der Tod von der Kranken ſelbſt als willkommener Erlöſer herbeigewünſcht werden mußte.

Es gab jedoch der ſchmerzlich bewegten Stunden noch viele für den einſam Zurückgebliebenen, und noch viele Thränen floſſen, wenn er ſein

armes, hülfloſes Töchterchen in die Arme ſchloß. Aber der Himmel hatte ihm eine bedeutende Doſis leichten Sinns zugemeſſen. Nach zwei Monaten fragte er ſich ſchon hin und wieder, ob der Anſtand dem Trauernden geſtatte Dies oder Jenes zu thun — und ſobald das Wörtchen „Anſtand“ um Rath befragt wird, ſchimmert es unfehlbar ſchon verſchiedenfarbig durch den ſchwarzen Flor am Hut und Arm. Es kam ſogar einmal vor, daß er die erſten Tacte eines Liedchens pfiff als er die Treppe hinunterſtieg, und ſich erſchrocken umſah, ob nicht Jemand Zeuge ſeiner unpaſſenden muſikaliſchen Uebungen geweſen. — „Du biſt ein ganz gefühlloſer Menſch!“ ſchalt er ſich ſelbſt. Das war aber im Grunde nicht der Fall: für das Lebendige, Greifbare fühlte er lebendig und warm; wäre ſeine Frau nicht geſtorben, die Ehe wäre wahrſcheinlich eine glückliche geblieben. Und dabei dürfen wir nicht vergeſſen, daß ſein Herz noch nie eine recht tiefe, aufopferungsfähige Liebe empfunden.

Die Zeit verſtrich; die kleine Franziska hatte ihre zwei erſten Lebensjahre zurückgelegt und gehen und etwas ſprechen gelernt. Schmidt hatte bei dem Anblick des Kindes oft überlegt, ob es nicht ſeine Pflicht ſei, wieder zu heirathen — er liebte es unausſprechlich und ſah mit Sorge den Jahren entgegen, wo das fehlende Mutterauge oft entſcheidend für das Schickſal eines Mädchens werden kann. Aber zum Entſchluß kam es erſt in Folge einer anſcheinend unbedeutenden Scene. Die Parade war mit dem Schlage Zwölf durch die Langeſtraße dem großherzoglichen Schloſſe zugezogen, und das Straßenpublicum folgte, unwillkürlich Tact haltend mit den Klängen der Muſik. Auch Schmidt marſchirte mit. Da ſah er unter den Bäumen des Schloßplatzes ſein Herzblättchen Franziska, an der Hand einer Jugendfreundin gleichen Alters wackeligen Ganges dahinſchreiten, während die Wärterin vorausgegangen war, mit einer gleichgeſtimmten Seele koſend. Es mochte ihr wohl zufällig das ihr anvertraute kleine Weſen eingefallen ſein; ſie wandte ſich zurück und rief drohend im Hochdeutſch der Karlsruher dienſtbaren Geiſter: „Fränzle, kommſcht? Oder wenn i komm, ſo kriegſcht!“ Franziska hatte gewiß ſchon bittere Erfahrungen gemacht in Betreff der Folgen des Nachbleibens — ſie ſchrie laut auf und eilte der Magd zu, ſo ſchnell die kleinen Beinchen ſie tragen wollten, während die Jugendfreundin, plötzlich aus dem Gleichgewicht gebracht, hinplumpte und verwundert ſitzen blieb.

So durfte ſein armes Kind nicht behandelt werden, eine zweite Mutter mußte es unter ihren Schutz nehmen. Aber vielleicht hätte Schmidt doch noch die Entſcheidung aufgeſchoben, wenn nicht in der Zwiſchenzeit Folgendes vorgefallen wäre.

Der leichte Sinn, mit dem Schmidt ſo reichlich verſehen war, iſt ſchon hervorgehoben worden; eben ſo ſeine Gutmüthigkeit, die ihn überall beliebt machen mußte. Was aus dieſen beiden Eigenſchaften für das geſellige Leben entſpringt, weiß Jeder aus eigener Anſchauung: große Bereitwilligkeit, einen Dienſt zu erweiſen, wenn es gleich geſchehen kann, auch Verſprechungen für die Zukunft, ſogar Halten des gegebenen Worts,

Digitized by Google

wenn nicht zu viel dazwischen kommt, und eine innere, naive Heiterkeit, die in raschen Körperbewegungen und humoristischen, bisweilen etwas burschikosen Einfällen auf die Außenseite des Menschen tritt. Aber aus Schmidt wäre eigentlich doch noch mehr zu machen gewesen als ein angenehmer Gesellschafter; schon die Art, wie er seine Studienzeit, trotz aller Jugendstreiche, angewandt, wies auf einen tieferen, festeren Boden. In den seltenen Momenten ernster Unterhaltung mußte man unwillkürlich bedauern, daß er zur Fristung seiner Existenz nicht ausschließlich auf den Staatsdienst angewiesen war — mit einigem Zwang wäre gewiß etwas Tüchtiges aus ihm geworden. Vielleicht trug auch seine Lebensweise dazu bei, ihn von der Richtung selbstbewußten Strebens abzubringen. Wenige Monate nach dem Verlust, der ihn betroffen, zog ihn das Junggesellenleben unwiderstehlich auf der Bahn des Nichtsthuns fort; er hatte einen klaren, in Dingen, die nicht ihn selbst betrafen sicher urtheilenden Verstand, aber eine Trägheit des Geistes, die ihm eine geregelte Beschäftigung zur Sklaverei machte, und es fiel ihm so wenig ein, dagegen anzukämpfen, daß er sehr bald den Dienst verließ, um als Rentier zu leben. „Wozu soll ich mich im Ministerium abquälen?“ meinte er; „man kann sich ja zu Hause viel nützlicher beschäftigen.“ Und das that er: er las alle Tage in der Frühe die Karlsruher- und die Landeszeitung und rauchte nicht schlechte Cigarren dabei. Wenn man aber in der Laugenstraße einen jungen Mann mit ziemlich langem, zurückgestrichenen blonden Haar gehen sah, eine goldene Brille auf der wohlgebildeten Nase, ein freundliches Lächeln für Jedermann auf den Lippen, den schlanken, nicht sehr hoch aufgeschossenen Körper in feine Sommer- oder Winterkleider gehüllt, so wußte man daß es eben Zwölf geschlagen hatte, und daß der Vorübergehende Heinrich Schmidt, der liebenswürdige Rentier war, der sich einen wohlthätigen Spaziergang angedeihen ließ, um dann im Wirthshaus zu speisen, Nachmittags im Wirthshaus Billard zu spielen und endlich im Wirthshaus zu Nacht zu essen. Bald nach Elf war er aber immer wieder zu Hause.

Schmidt fühlte sich sehr glücklich bei dieser Lebensart. Die alten Eltern hatten sich in Freiburg im Breisgau niedergelassen, woher seine Mutter stammte, und ihre Abwesenheit befreite ihn von allen Fesseln der gesellschaftlichen Verpflichtungen; — mußte er dennoch einmal eine Visite machen, so wurde der Entschluß dazu erst nach langer Ueberwindung reif.

Auf diese Weise war das zweite Jahr seines Wittwerstandes schon einige Monate alt geworden, als er sich eines Abends befragte, ob er nicht ins Theater gehen wollte, das er lange nicht besucht. Er beantwortete sich die Frage mit einem ahnungslosen Ja und ging hinein. Es wurden die „Hugenotten“ gegeben und nur ein Platz in der letzten Reihe der Fremdenloge zweiten Ranges war noch frei, von wo der Blick wol über die Köpfe der mehr Begünstigten auf die Bühne schweifen kann, des Musterns der übrigen Zuschauerräume sich aber gewissenhaft enthalten muß. Schmidt sah sich mißmuthig in seiner nächsten Nachbarschaft um,

begrüßte einzelne Bekannte mit einem nachläſſigen Kopfnicken und putzte ſeine Brille mit der Abſicht, ſie nicht allzu lange zum Beſchauen der ſchönen äußeren Ausſtattung der Oper zu benutzen. Sie ſollte ihm aber bald ganz andere Dienſte erweiſen.

Die Ouverture hatte ſchon begonnen, als zwei Damen mit möglichſt wenig Geräuſch hereintraten und nach der üblichen Regelung der Falten der Rückſeite des Kleides neben ihm Platz nahmen — Mutter und Tochter, nach der auffallenden Aehnlichkeit zwiſchen Beiden. Die Jüngere kam dicht an ſeine Seite zu ſitzen, und ihre ganze Aufmerkſamkeit wandte ſich dem Orcheſter und dem Vorhang zu, nachdem ſie den Hut abgenommen. Ein edles Profil ſtellte ſich dem Blicke des Nachbarn dar; der kaſtanienbraune Zopf ſchlang ſich kunſtlos um den nicht großen Kopf, der damals — es war im Jahre 1863 — noch nicht den verſchwenderiſchen Schmuck von Haaren aufzuweiſen hatte, den die Damen nur deswegen ihr Eigenthum nennen können, weil ſie ihn aus ihrer eigenen Taſche bezahlt haben; — die Röthe der Erwartung der kommenden Herrlichkeiten bedeckte die Wange, und das ſchöne tiefblaue Auge ſah mit einem Ausdruck der Spannung vor ſich hin, der anzudeuten ſchien, daß die Freuden des heutigen Abends zu den ſelten genoſſenen gehörten. Der Anzug war einfach und ſchlicht, bis zu dem glatten Goldreif in dem halbbedeckten Ohrläppchen hinauf, und dennoch mußte man gefeſſelt werden von der intereſſanten Erſcheinung; — es lag eine faſt kindliche Jungfräulichkeit in der ganzen, nicht vollen Geſtalt und dabei war man von dem Moment des erſten Anblicks geneigt, dem Mädchen die intelligenteſten Antworten zuzutrauen, ohne je eine Frage an ſie gerichtet zu haben. Sie war übrigens en face weniger hübſch als im Profil; die Augen lagen etwas zu nah bei einander und die Rundung fehlte dem Geſicht; — aber anziehend blieb ſie immer.

Auch in der Mutter war der Ausdruck der Intelligenz unverkennbar. Ihre Toilette entſprach der ihrer Tochter, entbehrte jedoch jener kleinen unſchuldigen Ausſchmückungen, mit denen die Jugend das leichteſte Fähnchen zu bereichern weiß. Störend waren an ihr nur die à jour gewebten ſchwarzen Handſchuhe, die an dem Zeigefinger der rechten Hand einem großen Siegelringe erlaubten, ſeinen Goldglanz durchſchimmern zu laſſen.

Schmidt konnte die Augen nicht abwenden von ſeiner Nachbarin. Wer waren dieſe Damen? Die Aeltere kam ihm bekannt vor, aber ſein Gedächtniß wollte ihm trotz aller Marter keinen Namen liefern. Aus Karlsruhe waren ſie nicht — das ſtand feſt; wer täglich, wie er, mit unermüdlichem Eifer die Straßen der Reſidenz durchwanderte, der hätte ja von der Natur vollſtändig vernachläſſigt ſein müſſen, um nicht alle hübſchen Mädchen ſeiner Vaterſtadt, wenigſtens dem Aeußern nach, zu kennen. Mutter und Tochter kommen alſo aus der Ferne — am Ende benutzen ſie den Nachtzug, um wieder abzureiſen?! Bei dieſem Gedanken brach Schmidt in ein lautes Räuſpern aus, um die Aufmerkſamkeit der jungen Dame auf ſich zu lenken — aber vergebens: die unhar-

monischen Laute des Nachbarn verschwanden in dem Meer der Meyerbeer'schen Melodien.

Ganz ohne Resultat blieben jedoch Schmidt's Anstrengungen nicht: nach einem zweiten Räuspern neigte sich der Kopf der Mutter langsam vor und warf einen prüfenden Blick auf den mit seiner improvisirten Heiserkeit kämpfenden jungen Mann. Dem ersten Blick folgte ein zweiter, längerer, und endlich nach gefallenem Vorhang sogar die Frage: „Sind Sie nicht Herr Schmidt? Erkennen Sie mich nicht?" Das Mädchen lehnte sich erröthend schnell zurück, um der Antwort des Angesprochenen den Durchgang zu gestatten. „Entschuldigen Sie — meine Kurzsichtigkeit spielt mir manchen bösen Streich" — stotterte er.

„Ich bin ja die Kirchenräthin Braumann aus Freiburg", fuhr die Mutter fort, „und habe Sie vor einem Jahr ein paar Mal im Hause Ihrer Eltern gesehen."

Schmidt schlug sich mit solcher Gewalt vor die Stirn, daß die Umhersitzenden sich theilnehmend nach der Ursache der Mißhandlung umsahen. „Ja freilich!" rief er — „es ist ein wahres Unglück, wenn man schlecht sieht" — und nun begann, an die frischesten Nachrichten aus Freiburg anknüpfend, eine lebhafte Unterhaltung. „Meine Tochter Albertine", war die schnell hingeworfene Schlußphrase, als der zweite Act begann.

Albertine hatte während der ganzen Zeit still dagesessen; — die Begegnung war ihr nicht angenehm gewesen, noch weniger das laut geführte Gespräch, das einen Theil der Aufmerksamkeit des Publicums auf sie lenken konnte, während sie gern ganz unbemerkt und ungestört die Eindrücke der Vorstellung in sich aufgenommen hätte. Im zweiten Zwischenact versuchte Schmidt kleine Proben seiner Liebenswürdigkeit zu Tage zu fördern, indem er geschickt die Hitze im Theater als Einleitung benutzte. Eine Gattung von Logenconversation war ihm Gottlob fremd — das alberne Witzereißen in Momenten, wo das Gefühl des Zuschauers in Anspruch genommen wird, und das spöttelnde Schlechtmachen Dessen, was Anderen Freude gewährt; wenn Jemand das Unglück hat, auch nur die Miene eines Lächelns anzunehmen bei dergleichen Bemerkungen, so wird der Witzling unerschöpflich und die Nachbarn thun gut, nach Hause zu gehen, denn mit der Freude am Theater ist es für diesen Abend doch aus. — Schmidt hatte also, wie gesagt, keinen solchen, mit stark abgegriffenen Kupferpfennigen um sich werfenden Geist; aber auch seine in den Grenzen schüchterner Bescheidenheit bleibenden Bemerkungen schienen der Nachbarin kein Vergnügen zu machen — sie antwortete mit kaum vernehmbaren halben Worten, und angesehen hatte sie ihn noch gar nicht. Ein entscheidender Schritt mußte jedoch gethan werden vor Schluß der Vorstellung; hätte der junge Mann analysirt, warum ihm so viel daran lag, es wäre ihm schwer gewesen klar zu sehen in seinem eigenen Innern. „Wie lange bleiben Sie noch in Karlsruhe?" fragte er endlich die Frau Kirchenräthin nach einiger Ueberwindung.

„Wir wollen übermorgen Nachmittag mit dem Schnellzuge zurück nach Freiburg", war die Antwort.

— „Und wo sind Sie abgestiegen? Darf ich Sie besuchen?"

„Das wird wol nicht angehen, wir haben nur ein Zimmer im Gasthof, und sind den ganzen Tag über bei einer Freundin, der zu Liebe ich die Reise gemacht. Kommen Sie aber einmal hinauf in's Oberland, um Ihre Eltern zu sehen, so sollen Sie auch mir willkommen sein."

Die letzten Accorde der Oper waren verhallt und das Publicum strömte zum Theater hinaus. Schmidt wagte es nicht, den beiden Damen seine Begleitung anzubieten; von der stattlichen Säulenhalle vor dem Gebäude sah er ihnen nach, so lange die Dunkelheit es erlaubte — und bog dann links dem Schloßgarten zu.

Charaktere wie der hier vorliegende fassen gewöhnlich neue Eindrücke mit großer Lebhaftigkeit auf; sie lassen sich vollständig gefangen nehmen von Dem, was ihnen schön und anziehend erscheint — wie lange die Gefangenschaft dauert, ist später Sache der Umstände und Verhältnisse. Sie betrachten das Schöne im ersten Augenblick als unbedingt erreichbar, als ihr Eigenthum, was ihrem Streben danach einen gewissen Anschein der Energie giebt. Es liegt hierin ein naiver Egoismus, der auf den unparteiischen Beobachter sehr erheiternd wirken kann.

Unter der Macht eines Eindrucks, wie er noch keinen empfunden, ging also Schmidt, trotz der späten Nachtstunde, in den Schloßgarten, der nach wenigen Schritten in seiner imposanten nächtlichen Ruhe vor ihm lag. Es war im Mai — eine belebende Kühle wehte ihn an nach der Hitze im Theater. Kein Mondstrahl beleuchtete seinen Weg und das Laub der alten Bäume verschwamm in eine dunkle Wand, an der der Blick mit Bewunderung zum klaren, sternbesäeten Himmel empor glitt. Hin und wieder drängte sich ein Ast aus dem Dickicht, überreich mit weißen Blüthen bedeckt, als beleuchte der Mond die einzelne Stelle. Die Wasser spielten nicht mehr, kein Spaziergänger störte die Einsamkeit und nur die gemessenen Schritte einer Schildwache und eine Reihe erleuchteter Fenster im Schloß erinnerten an die Nähe der Residenz. Um so lauter sprachen die Düfte des Frühlings zum Gemüth, und das leise Rauschen in den Wipfeln der Bäume. Schmidt warf sich auf eine Bank; seine Stimmung überraschte ihn selbst so sehr, daß er nahe dran war, seine Sentimentalität zu belächeln — aber der Ernst behielt die Oberhand, und nach langer Zeit stieg zum ersten Mal der Gedanke in ihm auf, daß das Leben doch vielleicht anders zu nehmen sei, als er es nahm. Wie benutzte der junge, kräftige Mann seine Kenntnisse — was that er für das unschuldige, kleine Wesen, das ihm der Himmel geschenkt? Es überkam ihn momentan wie eine unheimliche Aengstlichkeit und das Blut stieg ihm in die Wangen. Und nicht seine dahingeschiedene Frau war es, die vor ihm stand; — der Ideengang entsprang der Mädchengestalt, die ihm heute Abend erschienen; — sie, mit der er kaum ein paar unbedeutende Worte gewechselt, sah ihn mit einem Blick an, in dem er einen Vorwurf zu lesen glaubte!

Schmidt saß lange da; aber nur ein planloses Träumen war es, was seinen Geist beschäftigte — ein bestimmtes Streben nach einem deutlich vor Augen stehenden Ziele wurde nicht reif. Der empfangene Eindruck schwächte sich allmälig ab in den Grübeleien; er fing an, sich umzusehen, zog zerstreut die Uhr ohne zu bedenken, daß sie ihm in der Dunkelheit nichts sagen konnte, und stand auf, als es oben am Schloßthurm zehn Uhr schlug. Schnellen Schrittes kehrte er in die Stadt zurück — dem freundlichen Locale zu, wo er zu Nacht zu speisen pflegte. Die Augen schlossen sich geblendet hinter der Brille beim Eintritt und er begrüßte seine gewöhnlichen Gefährten bei den Tafelfreuden mit einem ungewöhnlich nichtssagenden Lächeln; aber das Klappern der Teller brachte ihn bald wieder in's Geleis und seine Witze waren burschikoser als je.

Am folgenden Morgen war von der gestrigen Aufregung nicht viel mehr übrig als eine liebe Rückerinnerung; diese steigerte sich im Laufe des Tages bis zu dem Vorsatz, den Damen einen Besuch im Gasthof zu machen — aber an der Thüre kehrte Schmidt wieder um, er hatte ja keine Erlaubniß dazu, und dieser Vorwand kam ihm sehr gelegen, um eine nicht zu überwindende Schüchternheit auf eine anständige Weise zu entschuldigen. Die Stunde der Abreise hatte er sich jedoch gemerkt und erschien an der Eisenbahn in dem Augenblick, wo Frau Braumann nebst Tochter Albertine aus der Droschke stiegen. Unaussprechlich lieblich sah das junge Mädchen aus unter ihrem schwarzen Strohhütchen, dem ein hübsch geordneter Strauß von Kornblumen alles Düstre nahm, und in dem lichtgrauen, mit blauen Bändern besetzten Kleide, über das eine Mantille von demselben Stoffe hing, die mit ihren lustigen, ungezwungenen Falten eine behagliche Bequemlichkeit für die Reise versprach. Imposant war die Erscheinung nicht; das fast Kindliche derselben fiel Schmidt auf wie im Theater, aber wie dort fühlte er sich mächtig angezogen. Frau Braumann empfing ihn mit einem freundlichen Gruß, bat um Aufträge für die Eltern nach Freiburg und wiederholte die Einladung zu einem Besuch — Alles in einem ruhigen, absichtslosen Ton, ohne Förmlichkeit wie ohne Familiarität. Den jungen Mann überkam eine Bescheidenheit, von der seine Seele bisher keine rechte Ahnung gehabt hatte; er sprach halblaut und mit einem angenehmen Lächeln, ohne sich zu der Höhe einer interessanten Unterhaltung emporschwingen zu können und ergriff mit sanfter Gewalt das Handgepäck der Damen als es an das Einsteigen ging. Aber die liebliche Albertine mußte doch noch ein bedeutungsvolles Wort von ihm hören — es sauste ihm in den Ohren als er erröthend den Entschluß dazu faßte. „Bestätigen Sie die Einladung der Frau Kirchenräthin?" fragte er. Das Blut stieg ihr in's Gesicht und sie warf ihrer Mutter einen überraschten Blick zu — die Antwort aber unterblieb, weil der Zug sich schon in Bewegung gesetzt hatte.

Schmidt sah der Dampfwolke nach so lange sie sichtbar blieb und

ging dann dem Ettlinger Thore zu. Er wüthete innerlich über seine alberne Einsilbigkeit dem Mädchen gegenüber, das er so reizend fand und schlug mit seinem Stock nach einem Hunde, der ahnungs- und schuldlos seines Weges dahertrabte und heulend entfloh, ohne getroffen worden zu sein. „Kann ein Mensch, dem es doch nicht an Verstand fehlt, so vernagelt sein!“ schalt er sich. Eigenthümlich war es, daß er allmälig so weit kam, die Unzufriedenheit mit sich selbst der unschuldigen Albertine zum Vorwurf zu machen. „Sie ist Schuld daran“, demonstrirte er sich vor; „sie geht auf kein Gespräch ein, wer kann da immer etwas Neues improvisiren; das wird am Ende langweilig.“ Aber bei alledem saß der Eindruck fest, und nachdem Schmidt drei Wochen lang mit dem Bilde in seinem Herzen geschmollt hatte, beschloß er in der vierten, seine Eltern im Oberlande zu besuchen.

Das alte Ehepaar führte kein sehr gemüthliches Leben in Freiburg. Der Vater war einer jener Egoisten, die mit den fortschreitenden Jahren immer mehr verlassen dastehen, weil sie Alles auf sich beziehen, der Umgebung eine ganz untergeordnete Stellung einräumen, und nur daran Vergnügen finden, die eigene Vergangenheit den gelangweilten Zuhörern aufzutischen; — die Mutter hatte sich so eingelebt in das Wesen des Mannes, daß sie ebenfalls allmälig das Bedürfniß geselligen Umgangs verlor; — Beide bildeten sich ein, der Welt den Rücken gekehrt zu haben, während im Laufe der Jahre der umgekehrte Fall eingetreten war. So saßen die Alten meist allein in ihrer saubern, blankgeputzten Wohnung, die auf jedem Schritt Wohlhabenheit verrieth, und geräuschlos thaten die Dienstboten ihre Pflicht. Auch die seltenen Besuche des Sohnes brachten kaum eine Veränderung im Hause hervor; er mußte im Gasthof absteigen, und nach dem ersten Wiedersehen, das herkömmlicher Weise immer als ein freudiges betrachtet wurde, war von Zärtlichkeitsbezeugungen nicht viel zu merken. Dem Vater genügte es zu wissen, daß es Heinrich wohl ging und daß er in wenigen Stunden zu erreichen war; die Mutter liebte den Sohn mit Gemüthsruhe und strickte Strümpfe für das Großtöchterchen. Die Frau Kirchenräthin Braumann gehörte zu den alten Freundinnen des Ehepaars, aber auch mit ihr waren die Begegnungen selten. Auf diese Weise geschah es, daß Heinrich Schmidt nach wenigen Tagen sehr verstimmt wieder in Karlsruhe eintraf. Er hatte Albertine zweimal in ihrer Häuslichkeit gesehen und war um keinen Schritt weiter gekommen. Wie weit er überhaupt kommen wollte, das war ihm noch nicht recht klar; sie hätte nur vorläufig mehr Entzücken über seine Ankunft zeigen sollen; — daß sie innerlich erfreut war, ihn wiederzusehen, das glaubte er sich zugestehen zu können. Das Dasein unentwickelter Pläne in seiner Brust, und die Scheu, seine Existenz mit einem kräftigen Ruck umzugestalten, trübte ihm die Freude an seinem Junggesellenleben, die Regelmäßigkeit der Eintheilung seiner Zeit wollte ihm nicht gleich wieder geläufig werden, und es kam sogar zu verschiedenen Malen vor, daß er ein Buch zur Hand nahm, um eine gewisse Unbehaglichkeit zu vertreiben, die ihn zu überwältigen drohte.

Selbst in den Räumen des Museums fühlte er sich nicht immer zu Hause!

Die geschlossenen Gesellschaften sind gewiß eine große Wohlthat für die Mitglieder, besonders in einer kleinen Stadt. Der jüngere Mann hat — nämlich wenn er sie aufsuchen will — Gelegenheit sich auszubilden in dem Umgange mit intelligenten Leuten; der Ehemann vergißt bei einem Zeitungsblatt die häuslichen Sorgen, die Launen seiner Frau und das Kindergeschrei, das in der vielleicht engen Wohnung ihm zur Last fiel, und der Greis, dem der Himmel Alles geraubt, was er liebte, verlebt den Rest seiner Tage im Kreise von Gewohnheits- und Herzensfreunden, die ihm warm die Hand drücken, bis sein Stuhl einst leer wird und seine Altersgenossen ihm einen tief empfundenen Nachruf widmen; — daß Niemand unersetzlich ist, weiß er aus Erfahrung, und diese Betrachtung treibt ihm keine Wolke vor die untergehende Sonne. Dem siebenundzwanzigjährigen Schmidt war der Sonnenuntergang noch fern; an die intelligenten Männer machte er sich nur ausnahmsweise, und ergötzte sich am liebsten an der harmlosen Heiterkeit Solcher, die ohne vieles Nachdenken in den Tag hineinleben und erst merken, daß der Frühling wieder da ist, wenn die Schwalben schwirren und die Pudel geschoren herumlaufen.

Ganz still arbeitete es unterdeß fort in der Werkstatt seines Herzens. Daß er das Mädchen bis jetzt nur viermal gesehen und kein Gespräch mit ihr gehabt, das als näher führender Austausch der Ideen hätte gelten können, schwand ihm allmälig ganz aus dem Sinne; er hatte sich so viel und oft ganz unwillkürlich mit ihr beschäftigt, daß sie ihm wie eine seit Jahren liebgewonnene Bekanntschaft erschien; er sprach mit ihr auf einsamen Spaziergängen und glaubte ihre Antworten zu hören — bis endlich der oben beschriebene Auftritt zwischen seinem Kinde und der Wärterin plötzlich einen Entschluß in ihm zur Reife brachte. Er ging nach Hause und schrieb folgenden Brief: „Hochverehrte Frau Kirchenräthin! Ihre Fräulein Tochter hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Ich habe Wochen und Monate lang meine Gefühle und mich selbst einer gewissenhaften Prüfung unterworfen und glaube ehrlich sagen zu können, daß mein Herz kein schlechtes ist, und daß ich im Stande bin das Glück einer Frau zu schaffen, die sich entschließen könnte, dem Wittwer die Hand zu reichen. Wie Fräulein Albertine darüber denkt, das leuchtet mir nur wie ein Hoffnungsschimmer vor den Augen; wer wahrhaft liebt, der baut auf Gegenliebe. Wenn Sie mich nicht zurückweisen, so komme ich auf den leisesten Wink nach Freiburg, und Sie werden mich näher kennen lernen — jedenfalls erwarte ich Ihre Antwort mit brennender Ungeduld." — Und in dem Moment, wo der Brief in den Schalter glitt, fühlte Schmidt in der That, daß die Ungeduld eine brennende war; mächtig loderte die Liebe in ihm auf, die bis dahin nur geglimmt hatte, und er fragte sich überrascht, warum er den entscheidenden Schritt nicht früher gethan? Mit glühenden Wangen eilte er zur Stadt hinaus, um durch Ermüdung seine

Aufregung zu bekämpfen — und eben so schnell kehrte er in seine Wohnung zurück, ohne das Blut in ruhigern Kreislauf gebracht zu haben. Seine Freunde sahen ihn heute nicht.

Frau Braumann war nicht ohne Vermögen. Ein Bruder des seligen Kirchenraths, ein alternder Junggeselle, hatte eine Spinnerei besessen, die ihm anfänglich viel eingetragen; als aber das Geschäft später schlechter gegangen, hatte er schnell die Fabrik verkauft, um nicht Alles zu verlieren und das Gerettete nach seinem bald darauf erfolgten Tode der Schwägerin und ihrem Kinde vermacht. Etwa zehn Minuten von dem Freiburger Bahnhof besaß die Wittwe ein Haus, dessen Erdgeschoß sie bewohnte. Von einem Eisengeländer begrenzt, lag ein freundliches Blumengärtchen zwischen dem Hause und der Straße; ohne groß zu sein, hatte das ganze Besitzthum etwas Gediegenes und bewies, daß die Eigenthümerin Ordnung und bis zur Eleganz getriebene Reinlichkeit zu handhaben verstand. Und eben so sah es im Innern aus. Die Köchin und eine Dienerin, die ihre Laufbahn als Hausmagd begonnen und sich im Laufe ihrer sechzehnjährigen Dienstzeit zum Factotum emporgeschwungen — die alte Christel, wie sie sich selbst nannte — bildeten die Hausgenossenschaft und klopften an jedem Sonnabend die Möbel mit einem Eifer aus, der für die Dauerhaftigkeit der Stoffe zeugte. Die Wohnung bestand nur aus vier Zimmern, aber alle vier hatten den Charakter des Bewohntseins; die feierlich im Halbkreise um das Sopha stehenden Armsessel und Stühle fehlten, die immer auf die Erwartung eines ceremoniellen Besuchs zu deuten scheinen, und vorläufig die Langeweile eines solchen mit sich führen. Das einzige Störende in dem traulichen kleinen Salon war ein großes Oelbild des seligen Schwagers; der brave Spinnereibesitzer konnte unmöglich bei lebendigem Leibe eine solche Gesichtsfarbe gehabt haben. Aber man vergaß leicht das schlechtgemachte Conterfei, denn an dem Fenster, nicht weit davon, zwischen zwei Epheupflanzen, die fast bis an die Decke hinauf rankten und ein Arbeitstischchen beschatteten, erschien dem Eintretenden ein anziehenderes Bild — Albertine, die Tochter des Hauses.

Vater und Mutter hatten in gleichem Maße wohlthätig gewirkt auf die Erziehung des Mädchens. Der Kirchenrath war erst vor sechs Jahren gestorben und hatte noch Zeit gehabt, ihr manche seiner ruhigen, gesunden Lebensansichten und jene tiefe Religiosität einzuflößen, die, ohne Frömmelei, der Seele einen festen Halt giebt und den Blick nach Oben erheitert, statt ihn zu verdüstern; von der Mutter hatte sie ein Gefühl der Weiblichkeit und weiblichen Würde, das in Allem was sie that und sagte, an den Tag trat und unwillkürlich Achtung gebot vor dem noch so jungen Wesen. Ein großes Glück für Albertine war dieser läuternde und befestigende Einfluß der Eltern — sie hätte sonst mit ihrer reichen Einbildungskraft und dem Durst nach Poesie leicht etwas überspannt werden können. Schiller's Gedichte waren schon im zwölften

Jahre ihre Lieblingslectüre, und es war gut, daß sie oft den Band bei Seite legen und ein Kochbuch zur Hand nehmen — neben Rosen und Nelken auch Kraut und Rüben pflanzen mußte. Jetzt, in ihrem einundzwanzigsten Jahre, war sie eingeweiht in Alles, was die fleißige, practische Hausfrau für ihren Wirkungskreis braucht; — das Verständniß für die Erzeugnisse der großen Dichter Deutschlands aber war ihr geblieben, war gereift in Kopf und Herzen, und aus dem Zusammenwirken der Anweisungen für das tägliche prosaische Leben, der eigenen schönen Instincte und der Gedankenfülle, mit der die geistige Bildung sie bereichert, war ein Charakter entstanden, der, ohne das jugendlich Frische abzustreifen, in gewissenhafter Pflichterfüllung die Aufgabe des Frauenlebens vor Augen sah. Eine kleine Dosis Sentimentalität war dabei in einem Mädchen von ihrem Alter gewiß zu entschuldigen; es ergriff sie bisweilen eine Art heiliger Scheu vor dem Ernste der Anforderungen, die das Leben an sie stellen würde. Sie konnte ja noch nicht ahnen, wie oft später die flachste Prosa solchen Stimmungen entgegentritt, wie oft jene Opferfreudigkeit gegenstandslos bleibt, die gewöhnlich zu den ersten erhebenden Empfindungen einer jungen, sanften Mädchenseele gehört. Aber bei alledem war sie sehr heiter, ohne auch als Kind je ausgelassen muthwillig gewesen zu sein; die schönen dunkelblauen Augen konnten herzlich mitlachen, wenn der Mund es that. Wo sie die anmuthigen, aristokratischen Körperbewegungen her hatte, blieb ein Räthsel; sie stand in dieser Hinsicht hoch über den sämmtlichen Gespielinnen der Kindheit, und auch in dem Wesen der Mutter war das ungezwungen Zierliche nie vorherrschend gewesen.

Es war natürlich, daß Albertine sich auch schon mit dem Gedanken beschäftigt hatte, einmal heirathen zu müssen. Aber ein rechtes Ideal ihres Zukünftigen war noch nicht zu Stande gekommen. „Er soll ein gutes Herz haben, und ich darf ihn in geistiger Hinsicht nicht übersehen" — das waren vorläufig die Haupterfordernisse; „und ein Ungeheuer von Häßlichkeit braucht er gerade auch nicht zu sein." Seit der Karlsruher Reise und Schmidt's Besuch hatten derartige Gedanken sie häufiger beschäftigt. Ein Mädchen hat für die leisesten Herzensregungen einen merkwürdigen, gleichsam instinctartigen Scharfblick, so lange die Eitelkeit der Phantasie nicht nie Dagewesenes vorspiegelt; der Mann mag noch so unbefangen erscheinen, er mag vielleicht selbst noch nicht wissen was in ihm vorgeht — der Gegenstand seiner Zuneigung erkennt den ersten Keim in seinem ahnungslosen Entstehen. So hatte auch Albertine Schmidt's Geheimniß errathen. Eine plötzliche Liebe war daraus nicht entstanden, aber doch ein erhöhtes Interesse für den Theaternachbar, der sonst wahrscheinlich gleich vergessen worden wäre. Einsam bei ihrer Arbeit sitzend musterte sie ihn wiederholt, und gestand sich unbefangen, daß das Aeußere nicht unvortheilhaft war, und je häufiger die Musterungen wiederkamen, um so länger dauerten sie. Auch Frau Braumann hatte sich beifällig über ihn geäußert. Dann fielen ihr noch einzelne Kleinigkeiten ein, die schon einen Schluß auf den Charakter gestat-

Digitized by Google

teten — seine zurückhaltende Bescheidenheit ihrer Mutter und ihr selbst gegenüber und dergleichen. „Im Grunde ist er ein ganz netter Mensch", war gewöhnlich das Resultat ihrer Betrachtungen. Aber eine große Sehnsucht nach dem Abwesenden stellte sich nicht ein, und an die Möglichkeit einer Verbindung mit ihm hatte sie wahrscheinlich noch gar nicht gedacht. Wer kann übrigens wissen, woran die jungen Mädchen denken, wenn sie einsam bei ihrer Arbeit sitzen!

Da kam an einem freundlichen Septembermorgen Schmidt's Brief im Braumann'schen Hause an.

Die unbekannte Handschrift der Adresse und der Poststempel „Karlsruhe" brachten in Albertine eine Aufregung hervor, die eigentlich durch gar Nichts motivirt war. Und als vollends die Mutter ihr den geöffneten Brief nach Entzifferung der Unterschrift, mit den Worten hinschob: „Lies mir vor Kind, was Schmidt von uns haben will" — da überflog sie den Inhalt mit einem Blick, und die Stimme versagte ihr, es schnürte ihr die Kehle zusammen, und nur mit Mühe kam das Vorlesen zu Stande.

„Das ist eine Ueberraschung!" rief Frau Braumann nach einer Pause; — „was meinst Du zu dem Antrag?"

— „Ich kenne ihn ja kaum!" entgegnete Albertine hastig — aber merkwürdig bekannter war Schmidt ihr in den wenigen Augenblicken geworden, die Sympathie wuchs mit zauberhafter Schnelle in der Wärme der Gefühle, die sie ihm eingeflößt. So ein jugendliches Wesen mag noch so ernst nachgedacht haben über die Zukunft, mag noch so gediegene Ansichten haben über die Anforderungen, die sie an das Leben zu machen berechtigt ist — sagt man ihr von einem gut aussehenden, frei und ehrlich in die Welt hinausschauenden Manne: „er liebt Dich — er bietet Dir die Hand zum heiligsten Bunde", so antwortet sie vielleicht eben so schnell wie Albertine: „Ich kenne ihn ja kaum!" — aber das Herz wird schon zum bestochenen Fürsprecher des Liebenden, alle Vorsätze langer Prüfung desselben sind vergessen, und bringt die Annäherung keine zu bittere Enttäuschung, so läßt die Gegenliebe selten auf sich warten! Als der liebe Gott sprach: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei", war die Frau eben so gut darunter gemeint, als der Mann.

Der Ankunft des Briefes folgte ein bewegter Tag in der Wohnung der Wittwe Braumann; auch Thränen flossen, Mutter und Tochter lagen sich ein paar Mal weinend in den Armen, und selbst die alte Christel schluchzte: sie hatte ein Vorurtheil gegen Wittwer, wenngleich Schmidt bei seinen flüchtigen Besuchen ihr keinen unvortheilhaften Eindruck gemacht hatte. Es wurde endlich in den Abendstunden des nächsten Tages beschlossen, weder ablehnend noch zusagend zu antworten, die Erlaubniß zum Besuch des Hauses aber zu gewähren; die nähere Bekanntschaft sollte die Entscheidung bringen. Ein Brief in diesem Sinne wurde dem Nachtzug nach Karlsruhe anvertraut.

Wie veredelnd schon die Hoffnung auf den Besitz eines geliebten Mädchens wirken kann, so lange das Gemüth des Mannes offen ist für den Begriff des höchsten Lebensglücks, das bewies unterdeß Schmidt. Sein sanguinisches Temperament ließ die Möglichkeit eines Fehlschlagens gar nicht zu; wie sollten seine Gefühle, die sich schnell bis zur Leidenschaft gesteigert, nicht auch Albertinen's Herz entzünden? Und in dieser Ueberzeugung hatte er keinen andern Gedanken als eine helle Zukunft an ihrer Seite. In Momenten ruhigern Nachdenkens suchte er schon im Voraus seiner Häuslichkeit eine feste Gestaltung zu geben, und was in der Gegenwart seine Zeit ausfüllte, hatte keinen Antheil an den Plänen — er ahnte, daß seine Frau wenig Gefallen finden würde an seinen Wirthshausfreuden. Intellectuelle Genüsse, die ja der Fröhlichkeit erst recht die Thür öffnen, statt sie zu verschließen, sollten die Stunden schmücken, die sich die Liebe rauben ließ. Vergebens klingelte es während dieser Zeit draußen an seinem Hause — er fühlte sich außer Stande, seine sonst täglichen Genossen zu empfangen; jeder Besuch wäre ihm wie eine Entweihung seines Heiligthums vorgekommen. Sogar sein Freund Rellinger, den wir wol später kennen lernen, mußte es sich gefallen lassen, abgewiesen zu werden, und er hatte doch Schmidt am Fenster gesehen — aber Schmidt hatte es aufgerissen, um nach dem Briefträger auszuschauen, der um diese Stunde endlich kommen mußte, wenn nicht alle Donnerwetter des Himmels den Postsack in tausend Millionen Fetzen zerrissen hatten. Und der Briefträger kam — Schmidt stürzte ihm entgegen — „Aus Freiburg?!“ — „Ja, aus Freiburg“ — zwei zitternde Finger langten einen Gulden aus der Westentasche, und der Mann mit dem rothen Kragen entfernte sich vergnügt. Jetzt im entscheidenden Moment stieg der erste Zweifel in der Seele des Liebenden auf, aber nur wie ein schnell vorübergehender undeutlicher Druck — noch auf der Treppe riß er den Brief auf und las ihn mit einem Blick — das war Gewißheit! Er durfte kommen — das konnte nur Gewißheit sein!

Fort! Einpacken! Die Kleidungsstücke flogen aus dem Schrank, die Wäsche aus der Commode — einige fortgeschleuderte Stiefel schmiegten sich ängstlich in einer Ecke aneinander. „Aber wenn ich heute noch abreise, so komme ich in der Nacht nach Freiburg! Was mache ich die lange Nacht in Freiburg — in ihrer Nähe!“ — Diese Betrachtung brachte einige Ruhe in die Vorbereitungen, und mit der äußern Ruhe kamen auch die Gedanken allmälig in Ordnung. „Mein Gott, ich danke Dir!“ rief Schmidt halblaut; „an der Hand des Glücks will ich meinen Weg gehen, daß die Leute sich freuen sollen darüber, was aus mir geworden! Das Mädchen, das sich mir anvertraut, soll sich nicht getäuscht fühlen!“ Seine ganze Herzensgüte trat auf die Oberfläche heraus, eine alles umfassende Liebe durchbebte ihn mit unnennbarer Seligkeit.

Aber der Fieberparoxismus ergriff ihn immer wieder von Zeit zu Zeit, und erst recht, als er am andern Morgen früh im Wagen saß. Er hätte die Mitreisenden für ihre freundliche Begleitung umarmen und die Schaffner für die Langsamkeit der Locomotive vernichten mögen.

Im hellen Schein eines warmen, sonnigen Septembertages glitten die Landschaften an ihm vorüber; alles entzückte ihn — die höher und höher ansteigenden Berge des Schwarzwaldes zu seiner Linken, die herbstliche Färbung der Höhen, wo das ewige, ernste Grün der Tannen so heimatlich schön aus dem gelben Laube der Buchen emportauchte, die Georginen in den Gärten der weinumrankten Bahnwärterhäuschen, die im Sonnenschein silbern glänzenden Herbstfäden auf den Furchen der Aecker und am Gesträuch! Alles sah so freundlich und festlich aus, doppelt festlich in ihm; es jubelte ihm hörbar in der Brust. Erschöpft von der Aufregung sank er endlich in stille, süße Träumereien; der Blick folgte dem Spiel des Dampfes, der bald sich anzuklammern schien an Gras und Bäume, bald vom Winde gejagt weit in die Luft hinaus wirbelte. „Nimm mit, was noch Unreines an mir haftet — makellos will ich vor dem reinen Engel erscheinen", flüsterte es in ihm.

„Ein schöner, kühner Bau, der Freiburger Dom!" rief Jemand im Wagen und wies zum Fenster hinaus. Schmidt sprang auf, hoch über die Ziegeldächer der Stadt erhoben sich die gothischen Thürme, und ein lange anhaltendes Pfeifen der Locomotive verkündete die Ankunft.

Sollte die Feder bis in die kleinsten Einzelheiten Alles schildern, was nun im Hause der Frau Kirchenräthin vorging? Der Berichterstatter würde sich unfehlbar dem Vorwurf aussetzen, langweilig zu sein. Man freut sich wohl, ein Paar junger Leute glücklich zu wissen, aber als unsichtbare Lauscher ihren Herzensergießungen beizuwohnen, das wäre keine leichte Aufgabe. Die Wiederholung eines Gesprächs, in welchem die Liebenden begeistert geschwelgt, würde uns schwerlich mehr als den Ausruf entlocken: „Herr des Himmels, können zwei vernünftige Menschen so viel läppisches Zeug zusammenreden und ihre Freude daran haben!" Die Beiden aber, die sich gegenüber stehen, hören mehr als was die Stimme sagt; das eigene Herz und Alles, was darin vorgeht, senkt einen tiefern Sinn in jedes Wort des Andern, und jedes Wort hallt nach in der Brust, wie die Verheißung nahen Glücks. Albertine verlor bald ihre anfängliche Schüchternheit; die Mutter war stets bei Schmidt's Besuchen zugegen und leitete das Gespräch mit verständiger Ruhe. Die Befangenheit des jungen Mannes machte bald einem natürlichen Wesen Platz und er war liebenswürdig; sein Humor leistete ihm vortreffliche Dienste, wenn er auf seine Rückerinnerungen aus den Universitätsjahren kam, und überaus angenehm und gemüthlich waren die Abende, welche die Drei zusammen zubrachten. Die gegenseitige Annäherung machte riesige Fortschritte — und auch die Liebe in Albertinen's Herzen. Vergleiche anzustellen im Kreise der Männerwelt hatte sie nie Gelegenheit gehabt; Schmidt's Umgang erschien ihr sehr fein, sein Geist reif und vielseitig gebildet. Es fehlte ihm ja auch wirklich durchaus nicht an Geist — und daß er sie liebte, das sprach aus jedem seiner Worte und Blicke, das war es vor Allem, was sie unwiderstehlich anzog! — Schon nach den ersten sechs Tagen sprach Frau Braumann offen ihr Wohlgefallen an dem Gaste aus, als sie mit ihrer Tochter allein geblieben, und

dieſe warf ſich ihr erröthend an die Bruſt, während die alte Chriſtel, die dem Scheidenden hinausgeleuchtet, an der Thür erſchien und ſagte: „Das iſt ein Mann für uns — den nehmen wir!“ Es dauerte auch nicht mehr lange und die jungen Leute wurden ein glückliches, von allen Seiten mit dem gehörigen Segen verſehenes Brautpaar; Schmidt's Eltern brachten perſönlich ihre Einwilligung, ſogar der Vater, der ſich jedoch ſpäter wenig mehr um die Sache bekümmerte; die Mutter aber ſoll noch mehrere Mal bei der Wittwe Braumann Kaffee getrunken und dabei wiederholt einige Freudenthränen vergoſſen haben.

Es wurde beſchloſſen, den Brautſtand nach Möglichkeit abzukürzen und die große Angelegenheit der Ausſteuer kam auf die Tagesordnung. Dabei war aber Schmidt mit ſeiner plötzlich über ihn gekommenen ungeheuren Heiterkeit überall im Wege; ſogar Albertine, die wol gewöhnlich von ganzem Herzen mitlachte, war bisweilen nicht angenehm berührt von der Art, wie er die alte Chriſtel im Kreiſe herumdrehte; ſie hätte in dieſer Zeit der Weihe lieber den Ausdruck zarter Empfindungen auch auf dem äußern Menſchen geſehen. „Bleiben Sie uns jetzt nicht auf dem Halſe“, erklärte daher die practiſche Kirchenräthin eines Morgens dem zukünftigen Schwiegerſohne: „Gehen Sie nach Karlsruhe, um Ihre Vorbereitungen zum Einzug der Hausfrau zu treffen, in ſechs Wochen machen wir Hochzeit und drei Tage vorher dürfen Sie hier ſein.“ Die Erlaubniß zu einem Beſuch auf achtundvierzig Stunden wurde noch errungen für die Zwiſchenzeit. — „Dann bringſt Du mir ein Geſchenk mit, Heinrich“ — ſagte Albertine mit einem Blick, der tief in's Herz drang. — „Sprich' Deinen Wunſch aus — Alles was ich habe iſt Dein!“ rief Schmidt begeiſtert. — „Dein Fränzchen muß mein ſein von jetzt an“ — das ahnende Muttergefühl überwältigte die Jungfrau; ſie ſank erröthend an die Bruſt des Geliebten, der ihr gerührt einen Kuß auf die Stirn drückte.

Der Transport des kleinen Weſens wurde acht Tage ſpäter bewerkſtelligt, und zwar nicht ohne Mühe; es hatte unterwegs bald dieſes, bald jenes Anliegen, das dem Vater auf der Eiſenbahn ſehr läſtig fiel, und Beide langweilten ſich grenzenlos auf der Reiſe; — dem Ausbruch einer lauten Verzweiflung wurde mit einem Apfel Einhalt gethan, der glücklicher Weiſe groß genug war, um unter allmäligem Verſchwinden die Aufmerkſamkeit des Kindes faſt bis Freiburg in Anſpruch zu nehmen.

In Karlsruhe gab es jetzt mancherlei zu thun für den Bräutigam; es wurde eine Wohnung in der Amalienſtraße gemiethet, und Vieles mußte ergänzt werden, was in dem früheren Haushalt gefehlt zu haben ſchien. Seine Stimmung war faſt durchgängig eine gehobene; er fühlte ſich unausſprechlich glücklich, und ſchrieb ſeiner Braut Briefe, in denen ſein vortreffliches Herz offen dalag; manches ſtrenge Urtheil über ſich ſelbſt flocht er in die Betheuerungen ſeiner Liebe, die ihn immer würdiger machen mußte, das Kleinod zu beſitzen, das der Himmel ihm, dem Unwürdigen, geſchenkt. Aber es kamen auch hin und wieder nüchterne Momente vor, und in ſolchen ſuchte er ſeine Freunde auf. Zerſtreuung

Digitized by Google

mußte er doch haben, und die Freunde sollten auch erfahren, welche Wendung sein Schicksal plötzlich genommen. Er begab sich in ein gastliches Local, wo er überzeugt sein konnte, um die gewählte Stunde eine Anzahl seiner bisherigen Gefährten zu treffen. Heimisch, wie dem Sennhirten die Frühlingsluft, wenn er hinaufzieht in die Berge, wehte Schmidt die Atmosphäre in dem geräumigen Gastzimmer an — ein fast greifbares Gemisch von Cigarrendampf und dem lieblichen, in säuerlichen Atomen dahinschwebenden Dufte des Bieres; er fühlte sich zu Hause von dem Moment an, wo er die Thürklinke in der Hand hielt, und trat mit einem lauten „Grüß Gott" über die Schwelle. Der Empfang war über alle Erwartung schmeichelhaft für den lange Vermißten — jubelnde Exclamationen bewiesen, wie gern er gesehen wurde, und im Triumph führte man ihn an einen Tisch der privilegirten Stammgäste. „Ich bitte um das Wort!" rief er, mit einem Käsemesser an ein leeres Glas klopfend; — „meine Herren, bringen Sie mir Ihre Glückwünsche dar — ich bin Bräutigam!" Man konnte anfänglich nicht recht klug daraus werden, ob die wirr durcheinander fahrenden Gegenäußerungen der Gesellschaft Freude oder inniges Beileid bezeugen sollten — „hat der Teufel Den zum zweiten Mal beim Kragen!" rief Rellinger. Aber eine gewisse gutmüthige Theilnahme gewann bald die Oberhand im Kreise; man schüttelte dem Glücklichen herzlich die Rechte; — „Schmidt heirathet Fräulein Braumann!" hieß es von einem Tisch zum andern, und sogar die Billardspieler im Nebenzimmer brachten ihm ein Hoch.

Der Bräutigam ging spät und sehr befriedigt nach Hause. Ein Brief von Albertine lag auf dem Tisch. „Mein theurer Heinrich!" schrieb sie ihm unter Anderm: „Du beurtheilst Dich selbst ohne Nachsicht — Dich, den edelsten Menschen! Deine Liebe soll Dich meiner würdig machen! Du lieber, lieber Heinrich, was soll ich denn thun, um Deiner würdig zu werden?" Eine Blume entfiel dem entfalteten Blatt — sein Kind hatte sie für ihn gepflückt, und die Braut einen Kuß darauf gedrückt. Schmidt legte sich unzufrieden zu Bett. Unzufrieden mit wem? womit? „Ich glaube, das Bier war schlecht", meinte er, und konnte lange nicht einschlafen.

Aber beim Erwachen war die Geliebte immer sein erster Gedanke, und das Frohlocken in der vollen Brust verdrängte alle anderen Eindrücke — auch solche, wie die eben geschilderten. Er zählte die Tage, die schleichend ihn dem ersehnten Ziele näher brachten, bis endlich die Stunde der Abreise schlug. Am Bahnhof in Freiburg erwartete ihn Albertine, neben ihr stand Christel mit Fränzchen auf dem Arm — „Da ist Papa!" rief sie, und das Kind klatschte fröhlich in die Hände. Schmidt schwenkte den Hut aus dem Wagenfenster als wollte er ihn weit fortschleudern, und im nächsten Augenblicke erfolgte eine Umarmung, deren Seligkeit nur mitfühlen kann, wem selbst vergönnt war, nach einer Trennung ein heißgeliebtes und liebendes Mädchen an die Brust zu drücken. Das Haus war festlich geschmückt zum Empfang, Frau Braumann küßte den Ankommenden mit wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit — es war ein

Wiedersehen in dem nicht Wochen, Jahre ungeduldiger Sehnsucht vergessen dahingeschwunden wären. Ein warmer Kaffee stand auf dem Tisch mit dem Feinsten, was die Zunft der Freiburger Bäcker an Backwerk zu schaffen vermag; Franziska schleppte, geschäftig plaudernd, ihr Spielzeug herbei, das der Vater bewundern mußte — sie war ganz heimisch in der neuen Behausung; Christel nickte vertraulich bei jedem neuen Eintreten. Albertine sprach wenig, aber ihr schönes dunkelblaues Auge schwelgte in dem Anblick des Geliebten, und ihre Hand ruhte in der seinigen. Da konnte wohl der graue Novemberhimmel regnen und thun und lassen, was er wollte — in den Herzen des Brautpaars prangte ein Frühling, der ewigen Sonnenschein, ewigen Blumenschmuck am Lebenswege zu versprechen schien.

Auch die letzten drei Tage waren überstanden und sie gingen zum Altar. Frau Braumann war überzeugt, ihre Tochter werde glücklich werden, und dennoch waren es nicht Thränen der Freude allein, die sie in der Kirche vergoß. Da stand ihr liebes Kind vor ihr, den Kranz von Orangenblüthen im einfach geordneten Haar, eingehüllt in den lang herabwallenden durchsichtigen Schleier, und der ganze Zeitraum von einundzwanzig Jahren zog in deutlichen Bildern an ihr vorüber, von dem Moment an, wo der erste Schrei der Neugeborenen ihr Mutterherz mit Seligkeit erfüllt. „Fromm und treu habe ich über sie gewacht und jeden verderblichen Hauch fern gehalten von ihrer Seele", sprach es in ihr; — „jetzt nimmt mir ein Fremder, was ich sorgsam gepflegt! Gottes heiliger Wille geschehe! — — Das hättest Du auch noch mit erleben sollen, mein guter Alter da oben", fügte sie wehmüthig hinzu.

Schmidt's Eltern wohnten natürlich der Trauung bei und sahen sehr anständig aus. Der Vater hatte seit Jahren zum ersten Mal einen schwarzen Frack an.

Der stark vorgerückte Herbst war einer Hochzeitsreise nicht günstig, aber einige Tage wollten die Neuvermälten doch allein bleiben, und die Eisenbahn entführte sie nach Heidelberg und Frankfurt. Die Hochzeitsreisen sind ja so zur Nothwendigkeit geworden, daß ein Cigarrenhändler einmal seinen Schwiegervater bat, er möchte seine ihm soeben angetraute Gattin begleiten, weil er selbst ohne empfindlichen Verlust seinen Laden nicht verlassen konnte. Frau Braumann sollte unterdeß Franziska und die Aussteuer nach Karlsruhe bringen, die Zurückkehrenden empfangen und dann wieder nach Freiburg gehen, den Bitten der Tochter und des Schwiegersohns, in ihr Haus überzusiedeln, hatte sie energisch widerstanden, von dem durch tausend Erfahrungen bestätigten Grundsatz ausgehend, daß ein junges Ehepaar sich selbst überlassen bleiben muß. Das gegenseitige Vertrauen kann sich nur kräftigen, wenn keine dritte Stimme drein zu reden hat. Christel hatte sich so gewöhnt an das Kind, daß es ihr nicht allzu große Ueberwindung und ein verhältnißmäßig geringes Quantum Thränen kostete, mit dem neuen Liebling nach Karlsruhe zu ziehen, und die Kirchenräthin freute sich, eine alte, bewährte Freundin in der nächsten Umgebung ihrer Tochter zu wissen.

Wir wollen die jungen Eheleute nicht belauschen in dem Taumel der Flitterwochen, der, bald nach dem Eintritt in die mit Blumengewinden gezierte Thür der Wohnung in der Amalienstraße, nur eine Störung erlitt: den Abschied von der Mutter. Bei aller Tiefe ihrer kindlichen Gefühle überwand Albertine die Trennung leicht und vernünftige Eltern sprechen bei solchen Gelegenheiten nicht von Undank; sie erinnern sich ihrer eigenen Jugend, wo sie es eben so gemacht. Und die Flitterwochen dauerten lange; er und sie konnten sich nicht entschließen, aus dem engen Kreise der Häuslichkeit hinauszutreten und Berührungen zu suchen mit der Außenwelt. Erst im Januar kam es zur Entscheidung: wir machen Besuche. Schmidt hatte, wie wir wissen, wenig Beziehungen in der Stadt, die ihm dergleichen Verbindlichkeiten aufbürdeten, aber doch einzelne, die seiner Frau einen freundlichen Empfang verhießen — den Hauptmann von Kreideburg mit seiner hübschen jungen Gattin, und zwei bis drei andere Familien. Albertine ihrerseits hatte die schmählich vernachlässigte Freundin ihrer Mutter aufzusuchen, die ja die Veranlassung zu der Reise nach Karlsruhe im Mai gewesen und dadurch ihr Glück begründete; diese Freundin hatte noch einige intime Freundinnen und so bildete sich für die junge Frau ein sehr angenehmer Umgangskreis. Zwei halbe Plätze im Theater nahmen auch wöchentlich ein paar Abende in Anspruch, und es gab bald der geselligen Freuden fast zu viel, Mann und Frau wurden zu oft des Genusses beraubt, traulich bei der Lampe zu Hause zu sitzen, mit dem Kinde zu spielen, das eine wahre Glückseligkeit darin fand auf dem Vater herumzuklettern, und dann, nachdem Franziska von Christel's Arm sich herabgebeugt, um mit einem Kuß „gute Nacht" zu sagen, ein gutes Buch zur Hand zu nehmen, bis es halb Elf schlug. Schmidt las nicht übel vor und wählte die Bücher; sehr ernste Sachen mochte er nicht, er behauptete, sie machten ihn schläfrig. Letzteres konnte wohl für eine späte Stunde wahr sein, am Tage aber vertiefte er sich oft in Werke juristischen Inhalts, die Freunde seiner Studienjahre, und Albertine zog sich schnell zurück, wenn sie ihn bei einer solchen Lectüre traf. Sie war stolz auf ihren so ernst beschäftigten Mann, der sich übrigens nicht ungern stören ließ.

Sonderbar genug war, was in dieser Zeit in dem Ehemann vorging. Die Hochzeit war, wie wir wissen, im November gewesen und der ganze Winter in einem poetischen Rausch dahingeflogen; im März aber kam es ihm schon bisweilen vor als langweile er sich, als fehle ihm etwas. Albertine war immer dieselbe, wenn auch die Ausdrücke der Zärtlichkeit ihren ersten Blüthenstaub naturgemäß abgestreift hatten; die Hausfrau, die sich nicht scheut an die Prosa des Lebens Hand anzulegen, war mehr in den Vordergrund getreten, aber die Liebe, die besonnenere Liebe brach sogar durch ihr stilles Walten in Küche und Keller. Von dieser Seite hatte also Schmidt über keine Täuschung zu klagen, im Gegentheil: seine Existenz ließ keine Schattirung des zauberhaft schönen Farbenschimmers häuslicher Ruhe und Glückseligkeit vermissen. Und doch langweilte er sich bisweilen nicht unbedeutend. Er merkte wol,

wohin es ihn zog, schämte sich aber, dem Drange zu gehorchen, und nahm die obenerwähnten juristischen Werke vor. Nach kurzem Lesen putzte er jedoch gewöhnlich die Brille — die war vielleicht Schuld daran, daß es ihm schien, als habe er das Tageblatt vor sich mit der Anzeige verschiedener in Originalverpackung angekommener Delicatessen, die in Gesellschaft guter Freunde sehr schmackhaft sind, auf dem eigenen Tisch neben der schlichten Hausmannskost aber fast allen Reiz verlieren. Noch hielten ihn die Versprechungen zurück, die er sich selbst gegeben — doch hatte ja Albertine gewiß nicht die Absicht, ihn zu tyrannisiren, und eine Sünde war es wohl auch nicht, einmal nachzusehen, ob die Frühstückslocale noch so ausschauten wie früher. In Momenten richtiger Selbsterkenntniß gestand er sich, daß der Zwang, den er sich auferlegte, einer guten Regung entsprang: das Fundament, auf welchem seine Frau sich ihre Vorstellung von dem gediegenen Wesen des Gatten errichtet, sollte keinen Stoß erleiden — „das Mädchen, das sich mir anvertraut, soll keine Enttäuschung fühlen!“ hatte er sich ja einst zugerufen. — Aber im Lesezimmer des Museums die Zeitungen studiren! — Das war ein vortrefflicher Gedanke — das ist nicht unerlaubt, es ist sogar lehrreich; ein jeder Mann, der etwas auf sich hält, thut das regelmäßig — die politischen Ideen erweitern sich bei der Beleuchtung der Tagesfragen von verschiedenen Seiten, und man hat außerdem den Vortheil, zu Hause allerlei Merkwürdiges erzählen zu können, das sich in der Welt zugetragen.

Von nun an ging Schmidt täglich vor zwölf Uhr von Hause, folgte der Parade durch die Langestraße mit einem Gefühl der Freiheit, die er sich selbst gewährt und die ihm Niemand übel nehmen konnte, durchblätterte die Zeitungen im Museum und war um ein Uhr zu Tisch wieder zurück. Wenn er unterwegs einen seiner Freunde ihm entgegen kommen sah, so bog er in eine andere Straße: er wollte die Erklärungen vermeiden über den kitzlichen Punkt, warum sie ihn nicht mehr sahen. Albertine freute sich des heitern Gesichts, mit dem ihr Heinrich heimkehrte — „wie schön, wenn ein Mann so eifrig danach strebt, mitzuleben mit den Ereignissen der rastlos fortschreitenden Weltgeschichte“, sagte sie sich.

Da begab es sich eines Tages, daß genannter Heinrich sehr eilig, weil etwas verspätet, den Weg nach Hause einschlug, und dabei, des reichlich herabströmenden Wassers wegen, einen Regenschirm über sich gespannt hielt. An der Ecke der Waldstraße carambolirte er mit einem andern Regenschirm, dessen Besitzer ärgerlich aufschaute. Schmidt wollte mit einem schnell hingeworfenen „bitte um Entschuldigung“ vorbei, aber eine Hand hielt ihn auf. „Sieht man Sie auch einmal frei herumlaufen! Das ist eine Merkwürdigkeit!“ und ein heiseres Lachen folgte dem Ausruf. Es war Rellinger.

Wir haben den Namen desselben schon ein paar Mal gelesen, ohne den Träger desselben näher anzusehen. In dem Augenblick, wo wir ihn im Regen stehen lassen, mußte er, seinem Aeußern nach, schon stark über sechzig Jahre zählen. Hätte Rellinger sich nicht Herr Doctor tituliren

lassen, es wäre schwer gewesen, ihm auf der Stufenleiter der menschlichen Gesellschaft den ihm zukommenden Platz anzuweisen, so schäbig sah er aus. Ein Filzhut ohne Form und Farbe bedeckte sein gelblich graues Haupt, von dem einzelne Haarbüschel über die großen fleischigen Ohren fielen; die Augenbrauen von der gleichen gemischten Schattirung, die nur die Hälfte des ihnen von der Natur angewiesenen Raumes einnahmen, strebten immer der faltenreichen Stirn zu, als mache eine ermüdete Sehkraft die stete Anstrengung des Aufziehens derselben nöthig; eine kolossale, stark geröthete und mit ganz unerklärlichen Unebenheiten versehene Nase beschattete den eben so kolossalen Mund, der noch eine kleine Anzahl brauchbarer Zähne barg: Kinn und Wangen wurden einmal wöchentlich ihrer Stoppeln beraubt, die besonders in den letzten Tagen vor der Säuberungsoperation sehr wild empor wucherten. Sein schwarzer Anzug war seit Jahren derselbe und trug die mannigfaltigsten Spuren langer Dienstzeit. Ein kleines wollenes Tuch diente als Halsbinde, deren Enden bis tief in die Weste hinabfielen, um sorgsam die Wäsche zu schonen. Keine Handschuhe beengten die knochigen Hände. Die ganze Gestalt, die sich etwas gebückt trug, war nicht groß, und weder voll noch mager; seiner Constitution vertrauend, behauptete Rellinger, noch ein sehr langes Leben vor sich zu haben, und der lebhafte Geist, der aus den kleinen grauen Augen sprach, schien der kühnen Behauptung zu Hülfe zu kommen.

Wenn man diese außerordentlich wenig anziehende Erscheinung vor sich sah, war es unerklärlich, wie die Gesellschaft eines solchen Mannes eine gesuchte sein konnte. Und doch war es so. Die Zahl seiner Genossen, von der Gattung, die weiter oben mit dem Namen „Gewohnheitsfreunde" bezeichnet ist, war nicht gering. Der Grund dazu lag nicht in dem täglichen Zusammentreffen allein: Rellinger's Charakter — wenigstens was derselbe einst gewesen und was die Tradition darüber aufbewahrt — trug viel dazu bei, ihn in seinem Kreise beliebt zu machen. Nicht nur hatte er sich eine lange Reihe von Jahren hindurch als Advocat den Ruf eines streng rechtlichen Geschäftsführers zu bewahren gewußt, man erzählte sich auch aus seinem Privatleben Züge, die seinem Herzen zur Ehre gereichten. Dabei hatten Widerwärtigkeiten und Ungemach nie den geringsten Einfluß auf seine Stimmung; sein berühmter Humor war immer wieder derselbe, sobald er in den Kreis seiner Genossen trat. Und die Widerwärtigkeiten waren ihm doch sehr reichlich zugemessen gewesen. Er hatte eine Frau — einst eine vielgepriesene Karlsruher Schönheit mit frischen rothen Wangen, blondem Haar und lebenslustig umherblickenden blauen Augen, jetzt fast eine Greisin, ohne eine Spur des einstigen anziehenden Wesens in der äußern Erscheinung. In abgetretenen Pantoffeln schlurfte sie durch das Haus, das mit seinen trüb angelaufenen Fensterscheiben so grämlich aussah, wie sie selbst; die Vorhänge hingen schief wie ihre Haube; kein lebendiges Wesen war sicher vor ihrer Zunge, der ein helltönendes Organ zur Verfügung stand, und es war, als hielte sie auch ihren Schooßhund nur, um ihrer Laune

con amore freien Lauf zu laſſen, wenn ſie ſich in gymnaſtiſchen Handübungen ergehen wollte. Freilich hatte das Unglück viel beigetragen zu der Bitterkeit ihres Charakters; ſie hatte drei Kinder gehabt, und alle drei lagen auf dem Friedhof; — daß der Schmerz edlen Naturen eine Richtung nach oben giebt, davon ahnte jedoch ihre Seele nichts. Daß Rellinger ſeine Häuslichkeit zu fliehen anfing, als die Strümpfe ſeiner Frau auf ſeinem Schreibtiſch lagen, das Brod, das er verdiente, ihm mit hämiſchen Bemerkungen verſalzen wurde, und Keifen und Zanken in der Frühe das Lied „Wach' auf mein Herz und ſinge" erſetzte, war natürlich; Gewohnheit that bald das Uebrige. Er hatte auch nicht immer ſo ſchäbig ausgeſehen wie jetzt; die Unſauberkeit ſeines Haushalts und ſeiner Gattin hatte ihm allmälig eine vollſtändige Gleichgiltigkeit für dergleichen Aeußerlichkeiten eingeflößt. Der Mann mag ſich noch ſo ſtolz einbilden, unabhängig zu ſein von Kleinigkeiten, von der Einwirkung derſelben auf ſein Weſen — er entgeht dem Stempel nicht, den ihm die Exiſtenz innerhalb ſeiner vier Mauern aufdrückt, und ſteht nicht eine gleichgeſtimmte Frauenſeele ihm zur Seite, ſo kann nur ein Charakter von eiſerner Feſtigkeit dieſe zu ſich heraufziehen — der ſchwächere ſteigt zu ihr hinab und verliert bald das Bewußtſein, daß er es thut. Von Eiſen war Rellinger leider nie geweſen.

Dieſer Mann alſo war der Träger des Regenſchirms, auf den Schmidt an der Ecke der Waldſtraße ſo heftig geſtoßen.

„Ah! lieber Doctor, ich freue mich unendlich Sie zu ſehen", entgegnete Schmidt auf die Anrede.

„Die Freude hätten Sie ſich ſchon längſt wieder verſchaffen können", fuhr Rellinger fort und lachte; „aber Ihre — wie heißt Ihre Frau?"

„Albertine".

„Aber Ihre Albertine hat wol viel Garn zu wickeln? Vielleicht Häkelarbeiten? Kinderjäckchen? — Na, laufen Sie nur zu, Sie ſtehen ja wie auf Kohlen — die Suppe wird kalt — Marſch!" — Noch ein heiſeres Lachen ertönte, während Schmidt ſchon ohne ein Wort der Erwiederung weiter geeilt war.

Zerſtreut kam er heute nach Hauſe — aber in dem ſo innig liebevollen Empfang an ſeiner Schwelle verlor ſich der Eindruck der Begegnung bald — vielleicht um ſpäter einmal wieder aufzutauchen. Vorläufig hatten Rellinger's ſpöttelnde Apoſtrophen ſogar einen guten Einfluß. Schmidt wußte ſich frei von jeder demüthigenden Vormundſchaft von Seiten ſeiner Frau — was kümmerte es ihn, ob die Tiſchgenoſſen des Junggeſellenlebens über einen vermeintlichen Pantoffel faſelten. „Ich habe nur ein einziges Mal Garn gewickelt, und das im Scherz, ganz zufällig", ſagte er ſich; „ich vermeide lieber die Leute, um mich nicht ihren Witzen auszuſetzen." Und dabei blieb es. Wenn auch die Langeweile den an keine nachhaltige Beſchäftigung Gewöhnten ganz leiſe

Digitized by Google

heranſchleichend überfiel, er ließ nicht von dem Vorſatz, ſich wieder hinein zu arbeiten in die Studien, die er in ſeiner Jugend ſo lieb gehabt, und je mehr er ſich ſeiner guten Abſicht bewußt wurde, um ſo häufiger widerfuhr es ihm, überraſcht zu ſein über die leichtſinnige Eile, mit der die Uhr unterdeß ihre Zeiger vorwärts getrieben. Dazu kam bald der Frühling mit ſeinen blühenden Kaſtanienbäumen in den Straßen der Stadt, den Nachtigallen im Schloßgarten, und den kleinen Ausfahrten, die das ſchöne Wetter auch in die weitere Umgegend erlaubte. Anfangs Juni wurden die Fenſterläden hermetiſch geſchloſſen, und der Hausſchlüſſel einer zuverläſſigen Nachbarin anvertraut; die ganze Familie Schmidt reiſte ab, um, einer dringenden Einladung der Frau Kirchenräthin folgend, drei Sommermonate in Freiburg zuzubringen. Die Leute blieben auf der Straße ſtehen bei dem weitſchallenden Jubel des Kindes in der Droſchke, die langſamen Trabes zum Bahnhof rollte. „Glückliche Menſchen!“ ſagten ſie. Wohl waren es glückliche Menſchen!

Von dem gaſtlichen, freudigen Empfang in Freiburg bis zu dem Augenblick der Rückreiſe trübte nichts den Aufenthalt im Hauſe der Frau Braumann, die dem Himmel gerührt für die eheliche Zufriedenheit ihrer Tochter dankte, während im Frühjahr Einzelnes in den Briefen derſelben, ohne die geringſte greifbare Anſpielung, ihr eine gewiſſe ahnende Beklemmung verurſacht hatte; das Herz der Mutter hat in ſolchen Sachen einen Inſtinct, der in dem geſchriebenen, anſcheinend harmloſen Wort durchfühlt, was ihr Kind vielleicht ſich ſelbſt noch nicht eingeſteht. Den Spaziergängen in der nächſten Umgegend folgten weitere Ausflüge in den Schwarzwald. Beſondere Freude machte es dem jungen Ehepaar, hin und wieder auch einmal zu übernachten in einer Dorfherberge; ſie ſaßen dann lange draußen im Schatten der Tannen, während an der gegenüber liegenden Bergwand der goldene Schein der allmälig ſcheidenden Sonne immer höher hinauf glitt und endlich nur noch den Abendhimmel färbte; die Hühner ſuchten ihre Lagerſtätte auf, die Tauben kamen heimgeflattert und ſagten ſich girrend gute Nacht; einzelne leiſe Glockentöne zitterten aus dem Stall herüber, wenn eine Kuh ſich zum Schlafe niederlegte; die Mägde wuſchen Salat am Brunnen und ſchäkerten bis die beleibte Frau Wirthin dem Geſchwätz ein Ende machte. Dann kam wol auch noch ein hoch beladener Laſtwagen an, und der Spitz des Fuhrmanns ereiferte ſich gegen den Haushund, der ihn keines Blickes würdigte und nur nach einem kargen letzten Imbiß umherſchnupperte. Der Hufſchlag der einkehrenden Pferde ſchallte unter dem gepflaſterten Hofthor, und von dem Meſſingſchmuck des Geſchirrs zog noch eine Weile ein Klingen und Singen durch die Luft — dann wurde Alles ſtill — ruhig war es unter dem gaſtlichen Dach. Auch Heinrich fehlte es nicht an Sinn für dergleichen Bilder ländlichen Treibens — Albertine aber konnte ſchwelgen in ihrem Genuß und ſaß dann ſchweigend da, den Kopf an die Schulter des Mannes gelehnt.

Der September führte das Ehepaar nach Karlsruhe zurück, und Schmidt ſchien anfänglich der Kämpfe gar nicht zu gedenken, die er zu

bestehen gehabt. Das Leben in seiner einförmigen Häuslichkeit genügte ihm; er las viel, und schrieb sogar die Schilderung einzelner Lustpartien des verflossenen Sommers nieder, die seiner Frau außerordentlich gelungen vorkamen. So etwas hat ja auch als Rückerinnerung viel Werth, mag der Stil fließend sein oder nicht. Der erste Jahrestag der Hochzeit kam heran und wurde Beiden zu einem herzerfreuenden Fest. Im December aber war das Wetter sehr schlecht, und Schmidt spürte bisweilen ein dumpfes Unbehagen in seinem Hause; seine Frau erschien ihm dann wie ein moralisches Hinderniß in seinem Thun und Lassen, obgleich sie nie mit einem Wort oder einer Miene seinen Wünschen entgegen getreten; er bekleidete den Mahner in der eigenen Brust mit Albertinen's Gestalt, ohne sich dessen bewußt zu werden.

An einem Nachmittage saß er in seinem Arbeitszimmer, oder in dem Zimmer, das er so zu nennen gewohnt war; ein mit Schnee gemischter Regen schlug an die Fenster; die schweren Wolken, die der Wind über die Stadt dahinjagte, hüllten alles in eine vorzeitige Dämmerung. Schmidt ruhte in einem bequemen Sorgenstuhl — der Kopf senkte sich etwas seitwärts und er verfiel in einen halben Schlummer, während der Mund mechanisch fortfuhr an der erloschenen Cigarre zu saugen. Das Geklapper von Tassen im Nebenzimmer weckte ihn — die Kaffeestunde hatte geschlagen. „Das ist mir denn doch zu nüchtern", sprach er halblaut, sprang auf und griff, ohne sich lange zu besinnen, nach Hut und Ueberzieher.

Die Thür öffnete sich. „Kommst Du, Heinrich?" fragte Albertine.

„Nein Kind, ich trinke heute keinen Kaffee, ich gehe von Hause", entgegnete Schmidt.

„Bei dem Wetter?"

„Das Bischen Regen schadet mir nichts, ich bin nicht von Marzipan; wenn ich mir keine Bewegung mache, so geht meine Gesundheit zu Grunde. Adieu!" Albertine sah ihn überrascht an — es hatte ein ihr ganz fremder Ton des Mißmuths in seiner Stimme gelegen. Sie wußte noch nicht, daß Mancher, der ein „ganzer Kerl" sein will, etwas barsch auftreten muß, um sich zu überzeugen, daß er Charakter hat.

Billardkugeln rollten auf ihren schlau berechneten Wegen, von freundlichen Erdöllampen beleuchtet. Viel Bier perlte in vielen Gläsern, eine lustige Gesellschaft war versammelt und empfing den Eintretenden mit biedern Händedrucke. Auch die Witze über das lange Ausbleiben des einst täglichen Genossen hielten sich in den Schranken eines gewissen mitleidigen Zartgefühls, genug, es ging Alles vortrefflich. Schmidt lebte plötzlich auf, und die Schleußen seines Humors öffneten sich so weit, daß sogar Rellinger gegen ihn nicht aufkam, was viel sagen wollte. Er trat an das Billard und spielte einige Partien mit dem verabschiedeten Oberlieutenant Reilhof. Dieser Reilhof war ein curioses Männchen von etwa achtundvierzig Jahren, von bedeutender Corpulenz, mit völlig haarlosem Schädel, einem kurzen Halse und noch kürzerm Athem. Er sprach daher auch nur in abgebrochenen Sätzen und hörte

lieber zu, aber ohne je eine Miene zu verziehen — das Ernſte wie das Heitere ließ ſeine Seele unberührt. Nur beim Spiel wurden ſeine Bewegungen lebhaft — er trippelte mit kleinen Schritten umher und überblickte das Schlachtfeld auf dem grünen Tuch mit einem Feldherrnauge, bis er kühn zum Stoß auslegte und dabei das eine Bein ſo weit von ſich ſtreckte als die Natur es ihm geſtatten wollte. Schmidt war in früheren Zeiten ein ebenbürtiger Gegner Keilhof's geweſen; heute unterlag er und ärgerte ſich, wozu die Galerie der Zuſchauer nicht wenig mit ihren Bemerkungen beitrug. „Ich habe die Uebung verloren", rief er — „aber warten Sie nur, meine Herren, wir wollen ſehen, wer morgen Sieger bleibt!"

Es regte ſich endlich eine Mahnung in ihm, als ſei es Zeit nach Hauſe zu gehen. Albertine empfing ihn an der Thür. „Um Gotteswillen, es iſt Dir doch nichts begegnet, Heinrich!" rief ſie ängſtlich.

„Ich bitte Dich, was ſoll mir denn begegnen in den Straßen von Karlsruhe?" entgegnete Schmidt verdrießlich; — „ich habe Billard geſpielt."

„Gott ſei ewig Dank! Meine Angſt war fürchterlich — Du warſt vier Stunden fort — jetzt iſt Alles vergeſſen!" Und ſie ſchloß ihn zärtlich in die Arme, was ihren Heinrich nicht unempfindlich ließ; das Nachteſſen ſtand auf dem Tiſch und ſie ſpeiſten heiter zuſammen als wäre nichts Störendes vorgefallen.

Schon am folgenden Nachmittag wiederholte ſich das Geſpräch zur Kaffeeſtunde, nur mit dem Zuſatze, die Frau möchte ſich um des Himmelswillen nicht ängſtigen, wenn er zufällig etwas länger ausbleibe, er könne ja den Moment nicht ſo genau beſtimmen, wo die Schicklichkeit ihm erlauben würde, die Geſellſchaft zu verlaſſen.

Dem äußern Anſchein nach hätte man glauben können, Schmidt ſei ohne alle Veranlaſſung ſeinen vierzehn Monate lang ſiegreich bekämpften Neigungen wieder unterlegen. Das war aber nicht der Fall; ſiegreich war das Bekämpfen nur geblieben, weil die hohe Poeſie einer heiß erwiederten Liebe im Ehebunde ihn gefangen hielt; ſchon die Nothwendigkeit des Kämpfens in einer ſolchen Zeit bewies, wie tief ſeine Gewohnheiten wurzeln mußten; je ſchwächer der Reiz der Neuheit wurde, je weniger der blendende Glanz der Gegenwart die Vergangenheit in den Schatten ſtellte, um ſo mehr mußte dieſe ihre Rechte geltend machen. Die Liebe allein kann das Leben des Mannes nicht ausfüllen — ſein Geiſt nährt ſich nicht von Roſenduft allein, ſo köſtlich dieſer als Zugabe iſt, er braucht eine kräftigere Speiſe, wenn er nicht zu Grunde gehen und ſeine Liebe mit hinabziehen ſoll in eine entwürdigende Alltäglichkeit. Es bedarf dann nur des leiſeſten Anſtoßes — und das Gleichgewicht iſt verloren; der Mann, dem die Ehe das Nichtsthun erſetzt hat, verfällt dem Nichtsthun wieder. Hätte Schmidt bei dem argen Wetter im Dezember nicht das Bedürfniß gefühlt, ſich Bewegung zu machen, er wäre vielleicht noch einige Tage länger zu Hauſe geblieben, aber ſehr lange hätte es nicht mehr gedauert. Und dann hatte er ja auch die Entſchul-

digung daß es im Grunde lächerlich wäre, das Gefangensitzen in seinen vier Mauern für eine Tugend, und das Aufsuchen einer heitern Gesellschaft für ein Verbrechen zu halten; der Mann bedarf der Berührung mit Männern — ob dabei Bier oder Wein getrunken wird, bleibt ganz gleichgiltig.

Von nun an besuchte Schmidt den altgewohnten Kreis regelmäßig. Anfänglich wurde an den Theaterabenden eine Ausnahme gemacht; er begleitete seine Frau auf das Tugendhafteste hinein und wieder zurück. Aber bald wurde er auch des Theaters überdrüssig und gab seinen Platz auf. Albertine konnte ja allein hingehen, die rings um sie herumsitzenden Abonnenten waren ihr ja bekannt und befreundet, und eine junge Frau kann, auch wenn sie hübsch ist, zwischen neun und zehn Uhr Abends ungefährdet ohne Begleitung durch die Straßen von Karlsruhe gehen. Auf diese Weise fehlte es Schmidt nicht an Zerstreuung; er brachte die frühen Morgenstunden zu Hause zu, war vielleicht auch Nachmittags noch recht liebenswürdig mit seiner Gattin, und verschwand dann, um erst gegen zehn Uhr zurückzukehren; das einst so gemüthliche Nachtessen wurde nur in seltenen Fällen gemeinschaftlich verzehrt. Später fing er auch an, hin und wieder ein kleines Gastmahl für seine Freunde im Wirthshaus zu veranstalten, wo man durch das Präsidium einer Hausfrau nicht beeugt ist in der Wahl der Anecdoten beim Glase Wein. Sein Kind sah er nur, wenn er an seinem eigenen Tisch saß; es gedieh vortrefflich und machte ihm keine Sorgen mehr — mit einem noch nicht vierjährigen Wesen sich in Schäkereien einzulassen, war ihm nicht gegeben. Dabei vermißte er bei der Heimkehr auf Albertinen's Gesicht nie die liebe, freundliche Miene, die ihm so wohl that — sie mußte also zufrieden sein mit der Art, wie sich ihre Lebensweise in den letzten Monaten gestaltet; er selbst war auch zufrieden — also der schönste Einklang, die blühendste eheliche Zufriedenheit.

Wohl lächelte die junge Frau wie früher ihrem Gatten entgegen — aber sie that es nicht mehr, wenn sie ihn trällernd die Treppe hinuntereilen hörte. Es war im Anfang ein Gefühl der Ueberraschung, das sie ergriff, als die schönen Abende bei der Lampe plötzlich der Tag für Tag wiederkehrenden Einsamkeit wichen. „Warum das?“ fragte sie sich verwundert, und ging zwecklos aus einem Zimmer in's andere, ohne irgend eine Beschäftigung vornehmen zu können. Die Brust wurde ihr so unheimlich leer wie das Gemach, wo sie sonst zu sitzen pflegten. Dann suchte sie wohl Franziska auf, die sich von Christel die Münchener Bilderbogen in der abenteuerlichsten Weise erklären ließ — aber die Alte hatte einen fragenden Blick der, wenn auch gleich wieder einer gefallenen Masche ihres Strickstrumpfs zugewandt, die Eingetretene hinaustrieb. Allmälig gewöhnte sie sich auch an diesen, ihrem Manne geltenden wortlosen Vorwurf; die Beleuchtung erlosch in den anderen Räumen, und die Abende wurden in dem Zimmer des Kindes zugebracht. Albertine las und antwortete dabei zerstreut auf die zahllosen Fragen der kleinen Franziska, der es Gottlob auf einen logischen Zusammenhang der Ideen

nicht ankam — Christel sprach fast gar nicht bei solchen Gelegenheiten — eine innere Empörung schien in ihr zu arbeiten, äußerte sich aber nur in der krampfhaften Geschwindigkeit, mit der in einzelnen Momenten die Stricknadeln die blaue Hülle einer kräftigen Wade förderten. Nicht selten trat vollständige Stille ein — dann blickte Albertine mit einem Seufzer und wie aus einem Traume erwachend auf, und ein dumpfes, drückendes Gefühl beengte ihr die Brust.

Dieses widerstandslose Dulden konnte nicht ewig dauern: auch die sanfteste Frau stellt am Ende Betrachtungen an, wenn ihre Existenz sie nicht mehr befriedigt. Sie blickt dann zurück auf die noch nah liegende Zeit, wo sie dem Gatten ein für ihn vom Himmel herabgestiegener Engel war, und dieser Rückerinnerung fließt ihre erste Thräne; noch manche andere folgt auf dem Wege von der Poesie zur Wirklichkeit. Dann taucht die Frage auf: „Habe ich verschuldet, was gekommen ist?" und wohl der Frau, die darauf mit einem laut aufjauchzenden „Nein" antworten kann. Albertine antwortete mit einem solchen „Nein" — sie blickte um sich und sah ihre anheimelnde Wohnung mit dem Seitenstück einer sauber gehaltenen Küche; sie sah sich selbst im Spiegel und wußte, wie tief ihr Herz zu fühlen vermochte. Da lag also die Schuld auf einer andern Seite, und die Wahrheit erschien ihr in ihrer ganzen entmuthigenden Klarheit. Aber unerschüttert fest blieb ihre Liebe zu dem Gatten; ob die Träume der Jungfrau in Erfüllung gegangen, war eine andere Frage, der ja die Zukunft noch eine freundliche Lösung vorbehalten konnte — sie liebte ihren Heinrich wie er war, und hätte sie sich die Möglichkeit denken können, ihr Herz würde aufhören in ihm sein Glück zu suchen — trostlos und öde wäre ihr Alles vorgekommen, was jenseit der Scheidelinie lag.

Wenn man solche Verhältnisse in der Nähe betrachtet, so bedauert man unwillkürlich, daß die jungen Mädchen von Albertinen's Charakter nicht ihren kleinen Schatz von Sentimentalität zu Hause lassen, statt ihn mit in die Aussteuer zu packen. Später machen sie dann zu große Ansprüche an die Poesie des Lebens, und vernachlässigen andererseits — wenn der Himmel ihnen einen Gefährten wie Schmidt zugeführt — ein sehr wirksames Mittel zur Befestigung der häuslichen Zufriedenheit: die Handhabung eines leichten, kaum fühlbaren Pantoffels, den die intelligente, besonnene Frau zum allgemeinen Besten so zu führen weiß, daß der Mann keine Ahnung davon hat, und Alles aus eigenem Antriebe zu thun und zu lassen glaubt. „Wie soll ich meinen Peter oder Hans, oder wie das Kleinod sonst heißen mag, leiten wollen! Er ist mein Alles!" ruft das zartfühlende Gemüth mit Begeisterung, und lebt verlassen, während Hans oder Peter sich vortrefflich amüsirt; — „ich kann doch meinen Mann nicht nach einem System behandeln — die Liebe opfert sich und schweigt — das Herz, das über Systeme grübelt, ist kalt!" Das ist aber grundfalsch — die Liebe, die nicht Alles aufsucht, was ihr Nest vor Stürmen bewahren kann, ist eine Närrin.

Albertine nahm ſich wol bisweilen vor, ihren Mann zu bitten, ſie nicht ganz dem Umgang mit ſeinen Freunden zu opfern; aber der Moment, wo ſie ihn nach Hauſe kommen hörte, bewegte ſie immer ſo freudig, daß ſie ſich nicht entſchließen konnte, ſich auszuſprechen. Dazu hatte ſie irgendwo geleſen, die Frau dürfe ihrem Mann nie ein unzufriedenes Geſicht zeigen, um ihm nicht ſeine Häuslichkeit zu verleiden, und es war rührend, wie ſie den Mund zum Lächeln zwang, der den eben Heimkehrenden küßte. Auf dieſe Weiſe wußte Heinrich eigentlich nicht, wie quälend ſeiner Gattin die Einſamkeit war, und die Vorwürfe, die er ſich anfänglich ſelbſt gemacht hatte, entſprangen mehr der Ahnung; er ſchrieb dieſelben ſeiner übertriebenen Gutmüthigkeit zu und fand, daß er im Grunde ein ſehr lieber Menſch war.

Nach Monaten erſt wurde ihm die Sache klarer. An einem Nachmittage, wo Schmidt wieder mit der freundlichſten Miene von ſeiner Frau Abſchied nehmen wollte, um den gewohnten Zerſtreuungen nachzugehen, fiel ihm auf, daß Albertine angegriffen ausſah; die Friſche der Wangen war nicht mehr dieſelbe, und ein Zug der Ermüdung lagerte in den Winkeln des Mundes, der ſich nur mit Anſtrengung zum Lächeln zu bequemen ſchien. „Biſt Du geſund?“ fragte Heinrich überraſcht?

„Ja, Heinrich“, entgegnete ſie, und die letzte Röthe ſchwand aus dem Geſicht.

— „Du ſagſt Ja, und erbleichſt — es fehlt Dir Etwas — ſetze Dich her zu mir — warum verſchweigſt Du mir die Wahrheit?“ Es klang eine ungeheuchelte Zärtlichkeit aus den Worten des Gatten. — Albertine warf ſich an ſeine Bruſt und brach in einen Strom von Thränen aus. Sie hatte die Monate lang fortgeſetzte Vernachläſſigung tief empfunden, aber immer nur wie einen dumpfen Schmerz, dem die Hoffnung auf die Rückkehr beſſerer Tage treulich zur Seite geſtanden; was ſich in ihrem Innern geſammelt, lag noch ungeordnet durcheinander, von keinem deutlich bezeichneten Worte geſtempelt, und die Liebe deckte Alles ängſtlich zu. Jetzt, wo ihre Thränen floſſen, fühlte ſie ſich zum erſten Male wahrhaft unglücklich, und ſchmiegte ſich an ihren Gatten wie ein Kind, das ein Geſpenſt zu ſehen wähnt. Schmidt erbebte unter der leidenſchaftlichen Umarmung.

„Um Gotteswillen, was iſt Dir? Albertine, was iſt Dir?“ rief er, und ließ ſie in einen Armſeſſel nieder. Alles, was er von Nervenanfällen bei Frauen gehört, zuckte ihm durch das Gedächtniß, und zwar in ſehr unangenehmer Weiſe — es ſchwebte ihm gleich Allerlei wie Krankenſtuben und geräuſchloſes Auftreten im Hauſe vor. Die junge Frau erholte ſich endlich; ſie trocknete die Augen und es kam eine Antwort auf die wiederholten drängenden Fragen.

„Vergieb mir meine Aufregung“, ſagte ſie, „ich habe ſie nicht bemeiſtern können. Ich bleibe auch heute wieder allein, wie alle Tage — und da gedachte ich der erſten Monate unſerer Ehe — der Abende, wo ich an Deiner Seite ſo glücklich war.“ —

„Und darüber haſt Du geweint — ? —“

Albertine blickte überraſcht auf; — war denn ihm, dem Fragenden, die Rückerinnerung an jene Zeit gleichgiltig geworden? War ſie ihm nicht ſo viel werth als ihr? Es entſtand eine lange Pauſe, während welcher Schmidt ſeiner Frau nachdenkend in die Augen ſah — der Ernſt ſchwand aus ſeinem Geſicht und machte allmälig einem Lächeln Platz, das Mühe zu haben ſchien, nicht in ein übrigens ganz gutmüthiges Lachen auszuarten. „Und darüber haſt Du geweint?“ wiederholte er — „Weil ich nicht immer bei Dir ſitzen kann, und bisweilen Männergeſellſchaft aufſuche —?“ — Sie wollte ihn unterbrechen, aber ſchwieg, weil ſie fühlte, daß ſie es nicht mit Ruhe würde thun können, und leicht ein raſches Wort den Weg auf die Zunge gefunden hätte. „Ihr Frauen könnt doch die Sentimentalität nicht los werden. Aber warum haſt Du mir nie eine Silbe von Deinen eingebildeten Leiden geſagt? Ich wäre ja oft ſehr gern bei Dir geblieben“ — er ſtellte langſam den Stock in die Ecke und warf den Hut auf den Tiſch — „ſiehſt Du, auch heute bleibe ich bei Dir.“ —

Wieder ſchmiegte ſich Albertine an ſeine Bruſt — ſie mußte ſich doch freuen über Schmidt's Entſchluß. Aber die Art, wie er ihr denſelben angekündigt, genügte ihr nicht, und es war ihr unmöglich, ihre Empfindungen auf die Höhe innern und äußern Jubels hinauf zu ſchrauben. Es erfolgte ein ziemlich kühler Kuß, und die Gatten ließen ſich nieder, um zu plaudern. Auch Franziska wurde herbeigeholt, um zur Erheiterung beizutragen. Doch es ſtellte ſich heraus, daß der Uebergang von einer Scene, wie die eben beſchriebene, zum unbefangenen, gemüthlichen Zuſammenſitzen ſchwer zu bewerkſtelligen iſt. Auf Beiden laſtete ein nicht zu überwindender Zwang; ſie fühlte die Nothwendigkeit, liebenswürdig zu ſein, und machte die Erfahrung, daß man nur gleichgiltigen Leuten gegenüber ſich dazu zwingen kann; er ſeinerſeits erhob einige Anſprüche darauf, amüſirt zu werden, da er ja ſoeben ein nicht zu unterſchätzendes Opfer gebracht. So geſtaltete ſich denn der Nachmittag zu einem ſehr unerquicklichen; Albertine war wieder dem Weinen nahe, ſtand endlich auf, um Etwas in der Wirthſchaft zu beſorgen, und blieb lange aus. Als ſie wieder kam, war Schmidt fort — und ſie freute ſich darüber; zum erſten Mal war es ihr eine Erleichterung, ihn nicht zu Hauſe zu wiſſen.

Etwas beſſer wurde es denn doch für eine Zeitlang in dem Hauſe der Amalienſtraße nach der erwähnten halben Explication; Schmidt wußte nun, daß ſein ewiges Ausbleiben ſeiner Frau ſehr peinlich war, er liebte ſie innig und kürzte nicht ſelten die Billardpartieen ab. Die Nachbarn behaupten, er ſei damals ſogar ein paar Mal für den ganzen Abend zu Hauſe geblieben; die Ausſagen klingen aber widerſprechend über dieſen Punkt. Frühling und Sommer kamen wieder, brachten jedoch für dieſes Jahr keine Ueberſiedelung nach Freiburg; Frau Braumann mußte ihrer Geſundheit zu Liebe nach Wiesbaden, und von dort in's Seebad. Auf ihrer Hin- und Rückreiſe brachte ſie natürlich einige Tage in Karlsruhe zu, und ſchien dem ehelichen Glück ihrer Tochter

vollen Glauben zu ſchenken, da in ihrer Gegenwart die beiderſeitige und gewiß nicht erheuchelte Zärtlichkeit der Gatten nichts zu wünſchen übrig ließ. Als vernünftige Frau vermied ſie es ſorgfältig, der Tochter Anlaß zu Herzensergießungen zu geben, und auch dieſe mütterliche Vorſicht hätte ſie ſich erſparen können: Albertine hätte nie über ihren Heinrich geklagt. Um ſo offener war freilich Chriſtel der Frau Kirchenräthin gegenüber: ſie ſchüttete das ganze Füllhorn ihres Zorns aus über den liebloſen Ehemann, wie ſie ihn nannte. Die Mutter blieb ſtandhaft in ihrer Discretion. Sie wußte ſich in der Nähe ihres geliebten Kindes und konnte in einem entſcheidenden Augenblicke leicht bei der Hand ſein mit Rath und That.

Die Zeit fliegt. Wieder raubte der Herbſt dem Walde ſein grünes Kleid und faſt zwei Jahre waren vergangen, ſeit Schmidt ſeine Albertine geheirathet. In einer Hinſicht war die Ehe eine überaus glückliche: nie hatte ein heftiger Auftritt oder auch nur ein Wortwechſel die Ruhe des Hauſes geſtört. Es war der jungen Frau ſogar einmal vorgekommen, als könnte ſie ſich daran gewöhnen, ihren Gatten ſo wenig zu ſehen; — aber ein Schreck durchbebte ſie bei dem Gedanken. Sich an das negative Glück, an die Abweſenheit des poſitiven Unglücks gewöhnen, erſchien ihr wie eine Entweihung des häuslichen Altars — ſie durfte auf dieſe Weiſe nicht zufrieden ſein, wenn die Ehe nicht auf alle höhere Bedeutung verzichten und hinabſinken ſollte zum gemeinſamen Eſſen und Trinken ohne Zank. Es kamen Tage vor, wo ſie ſich recht elend fühlte — aber um ſo feſter klammerte ſie ſich an ihre Liebe: die Hoffnung verließ ſie nicht, und trat Schmidt in ihr Zimmer, ſo war das ſanfte Lächeln immer wieder da zu ſeinem Empfange.

Ein unbedeutendes Vorkommniß gab bald dem Grau des Eheſtandshimmels eine noch trübere Färbung. Albertine war im Theater geweſen, und als ſie wieder hinaustrat, ſtrömte ein reichlicher Herbſtregen herab. Es wimmelte in der Vorhalle von Stubenmädchen mit Ueberſchuhen und Regenſchirmen, und die Damen, die ſich in Karlsruhe durch ſolche Ueberraſchungen Gottlob nicht einſchüchtern laſſen, wagten ſich Eine nach der Andern lachend und ſcherzend in die Fluth hinaus, wo man die ſchweren Tropfen wie Hagel auf den ſeidenen Schutzdächern trommeln hörte. Unſchlüſſig ſtand Albertine da — ſie hatte keinen Schirm und die Halle leerte ſich ſchnell. Da hörte ſie Jemand freundlich rufen: „Frau Schmidt, Sie ſind dort im eiſigen Luftzuge — kommen Sie hierher — hier ſind Sie geſchützt!“ — Es war die Frau des Hauptmanns von Kreideburg, die, an einen Pfeiler gelehnt, ruhig daſtand. — „Um des Himmels willen, wie kommen wir fort“, entgegnete die Angeredete; „Sie haben auch keinen Schirm?“

„Seien Sie ruhig, ich bringe Sie nach Hauſe, mein Mann läßt mich nicht im Stich!“ — Und kaum war das letzte Wort verklungen, als ſich ein triefender Regenmantel durch die letzten Hinausgehenden drängte; der Träger deſſelben war Herr von Kreideburg. „Ich habe eine Droſchke!“ rief er; „nur ſchnell einſteigen, der Kutſcher will nicht warten, ſein Pferd

könnte Zahnschmerzen bekommen!“ Ohne weitere Einladung wurde Albertine in den Wagen geschoben und wohlbehalten an ihrer Thür abgesetzt.

Der edelste Charakter kann einmal einer Kleinigkeit unterliegen, wenn lange anhaltender, begründeter Mißmuth fort und fort an demselben genagt hat. Als die alte Christel ihrer Herrin die naßgewordenen Bottinen auszog, brach Albertine in ein heftiges Schluchzen aus; ein Gefühl gänzlichen Verlassenseins überwältigte sie, und mit nie empfundener Bitterkeit verglich sie schnell die liebende Sorgfalt Kreideburg's mit der Gleichgiltigkeit ihres Gatten, der ruhig Whist oder Billard spielte, ohne sich um seine Frau zu kümmern. Zum ersten Male stieg die Eigenliebe in ihr auf und weckte, was schon in der Brust geschlummert hatte. „Andere Frauen sind von Sorgfalt umgeben — und ich — mit meiner tiefen, innigen Liebe“ — die Sehnsucht nach dem schützenden Mutterarm überkam sie, die Thränen strömten unaufhaltsam. Dazu machte auch Christel ihrem Herzen Luft, und eine wahre Fluth von malerischen Ausdrücken sprudelte hervor über den rücksichtslosen Herrn Schmidt, der den ihm vom Himmel geschenkten Schatz nicht verdiente und sich lieber gleich in einer Kneipe hätte einmiethen sollen. Albertine legte ihr dieses Mal nicht bei dem ersten Worte Schweigen auf, wie es sonst immer geschehen, und entkleidete sich schnell, ohne Heinrichs Rückkehr abzuwarten.

Schwarze Finsterniß herrschte im Hause, als Schmidt die Treppe hinaufstieg. — „Warum denn schon Alles ausgelöscht?“ brummte er vor sich hin; — „hier müssen wohl die Zündhölzchen stehen —“, er tappte auf einem Tisch im Vorsaal herum und fand, was er suchte; auch ein messingener Küchenleuchter stand da. Er zündete das Licht an und trat in das Schlafzimmer. „Du bist schon zu Bett, Albertine?“

„Ja, Heinrich.“

„Es ist ja kaum zehn Uhr. Bist Du krank?“

Keine Antwort. Nur ein zitternder Seufzer entwand sich der Brust. Schmidt näherte sich mit dem Lichte ihrem Lager; sie bedeckte, wie geblendet, die Augen mit dem Arm, aber die glühenden Wangen blieben sichtbar. „Ich glaube, Du hast geweint?“

Sie schwieg.

„Hast Du geweint, Albertine?“

Eine lange Pause. „Lasse mich“, sagte sie endlich; „Du bekümmerst Dich ja doch sonst nicht darum, was ich thue.“ Und der Kopf verbarg sich in den Kissen — es klang wie ein mühsam unterdrücktes Schluchzen.

(Schluß folgt.)

Briefe des Fürsten Hermann von Pückler-Muskau,

an seine geschiedene Gattin, die Fürstin Lucie von Pückler-Muskau.

Zur Einleitung.

Den literarischen Nachlaß des Fürsten Pückler, dessen Erwähnung bereits häufig die Runde durch die Blätter gemacht hat, wird nunmehr das mystische Dunkel, in das bisher seine Existenz gehüllt war, verlassen und im Verlage von Hoffmann u. Campe in Hamburg im Druck erscheinen. Das Material ist durch die Herausgeberin Fräulein Ludmilla Assing vollständig geordnet und enthält namentlich Reisetagebücher, kleine Schriften und einen Briefwechsel, wie ihn vielleicht kein zweiter Mann jemals gehabt hat.

Nur durch Anführung eines Auszuges aus dem Namenregister läßt sich eine ungefähre Andeutung über die Reichhaltigkeit geben.

Von gekrönten Häuptern sind vertreten: König Wilhelm und Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, Louis Philipp von Frankreich, Otto von Griechenland, Königin Sophie von Holland, der Großherzog von Weimar, Bernhard Erbgroßherzog von Weimar, Großherzogin Louise von Baden, Landgräfin von Hessen, Bernadotte. Ferner Prinz und Prinzeß Karl, Prinz und Prinzeß Friedrich Karl, Prinz Friedrich von Preußen, Prinz Friedrich der Niederlande, Prinzeß Marie von Württemberg, Prinz von Holstein, Herzogin von Hamilton, geborene Prinzeß von Baden, Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen, Fürst Wittgenstein, Fürst Felix Lichnowsky, Fürst und Fürstin Metternich, Fürst Felix Schwarzenberg, Fürst und Fürstin Karolath, Fürst Lynar.

Fürst (damals noch Graf) Bismarck, Minister von Roon, von Manteuffel, von Bülow, Graf Eulenburg. Minister Ancillon. Drouin de Lhuis.

Ferner eine bunte Reihe von Notabilitäten der Geburt und des Geistes, von denen wir nur die bekanntesten hervorheben:

Karoline von Fouqué, Lady Morgan, Leopold Schefer, Goethe, Béranger, Schinkel, Clauren, Raupach, Lätitia Buonaparte, Gräfin Kielmannsegge, Sabine Heinesetter, Gräfin Goltz, Varnhagen, Rahel, Ludmilla Assing, Bettina von Arnim, Gräfin Hahn-Hahn, Heinrich Laube, Eugenie Marlitt, Gräfin Tacher de la Pagerie, Gräfin Merveldt, Friedrich Förster, Lenné, Stägemann, Reichsminister Gräwell, Muktar Bey, Nostitz, Willisen, Alexander von Humboldt, Theodor Mundt, Theodor Kobbe, Heine, Wolfgang Menzel, Minutoli, Prokesch-Osten, Lesseps, Graf Rhedern, Nagler, Friedrich Krauß, Tettenborn, Machuba die Abyssinierin, Franz Liszt, Schnorr von Karolsfeld, Gottfried Semper, Esther Stanhope, Ida von Düringsfeld, Heideloff, Fr. Fröbel, Zeune, Hackländer, Holtei, Maltitz, Dr. Barth, Ferd. Lassalle, General von Rahden, Freiherr von Zedlitz, Feldmarschall Wrangel.

Es gereicht uns zum besondern Vergnügen, durch die Freundlichkeit der Herausgeberin und des Verlegers in den Stand gesetzt worden zu sein, aus dieser Publication, bisher ohne Gleichen in der deutschen Brief- und Memoirenliteratur, unseren Lesern die nachfolgenden Stücke mittheilen zu können, welche, wie man sich überzeugen wird, von ungewöhnlichem Interesse sind.

Digitized by Google

I.

Dover, den 3 November 1851.

Meine gute Schnucke*), ich befinde mich wieder besser, und danke dies meinem galvanischen Leibgurt, patentirte Erfindung eines englischen Professors, die dazu bestimmt ist, das Gleichgewicht oder vielmehr die gleiche Circulation des elektrischen Fluidums im Körper zu erhalten, deren Störung alle rheumatischen und von der Witterung herrührenden Beschwerden hervorbringen soll. — Das veränderte Wetter, das sehr schön geworden ist, war sehr verführerisch für mich, die Gelegenheit noch zu der projectirten Excursion zu benutzen, da ich diesmal von England gar nichts, als die Straße von Dover nach London und zurück gesehen habe, und doch so sehr gewünscht hätte die berühmte Brücke**) sowol, als noch mehr einige der schönsten Parks in Devonshire, die mir noch unbekannt geblieben sind, zu besuchen, hauptsächlich als Instruction für mich, was seit zwanzig Jahren Neues in dieser Hinsicht hier aufgetaucht sein mag, und um Ideen bei mir anzuregen, den Babelsberger pleasure ground zu vollenden, wozu die Prinzeß mich so dringend eben wieder aufgefordert hat. Indeß, da Du so lebhaft meine Rückkunft wünschest, die Jahreszeit schon sehr weit vorgerückt ist, und mir doch für einen Aufenthalt in England noch eine Menge anderer pia desideria bleiben, so gab ich es auf, und werde blos heute noch einen sieben englische Meilen von hier liegenden Park besuchen, der freilich nur zweiter Classe ist, mir aber doch vielleicht einige neue Anleitung geben mag. Der Tag ist prachtvoll, ohne ein Wölkchen am Himmel, und obgleich ich mich selbst noch keineswegs recht wohl fühle, so bin ich doch hinlänglich in der Besserung, um mit Vergnügen diesen kleinen Ausflug zu unternehmen. Morgen, so Gott will, geht es über den Canal; und schon schauert mir ein wenig vor der unvermeidlichen Brechcur! Einige Tage will ich mich in Brüssel aufhalten, und den 10. bis 12. in Hannover eintreffen; acht Tage später lade ich mich zum Diner in Dresden ein. Antworte mir gleich nach Brüssel, ob dies mit Deinen Reiseprojecten übereinstimmt. Auf der Fahrt hierher machte ich die Bekanntschaft eines sehr liebenswürdigen alten Engländers, der die ganze Welt durchirrt hat, und selbst von Deutschland mehr kennt als ich, ein Freund des ehemaligen Gesandten Rose in Berlin, der noch lebt. Adieu, liebe Schnucke, pour aujourd'hui. Der treue Lou.

II.

Gent, den 6. November 1851.

Meine gute Schnucke!

Die Parkpartie von Dover aus war sehr unterhaltend und vom schönsten Wetter begünstigt. Ich sah erst den großen Park des Lord Guilford, und den eines Mr. Plumptree, M. of. P. in Feadwell. Im letzten Ort befindet sich eine der drei größten historischen Eichen in England, fünfundvierzig Fuß der Stamm im Umfang, ein ungeheurer Baum, dessen Aeste schon an Dicke die meisten unserer alten Eichbäume übertreffen. Hinsichtlich der pleasure grounds und Blumengärten aber bin ich weiter, was den Geschmack der Anlage betrifft, und nach Allem, was ich um London herum und hier gesehen, finde ich, daß die Engländer in diesem Fache eher zurück — als vorgegangen

*) Diesen Scherznamen pflegte der Fürst fast immer seiner Gemalin zu geben, wie sich selbst den Scherznamen: Lou.

**) Die Menai-Brücke, welche von Bangor in Wales nach Anglesea hinüberführt, ist hier gemeint.

sind. Ihr großer Vorzug bleibt nur der uralter Bäume, Reichthum der Pflanzen u. s. w. und ein zehnmal günstigeres Klima. Dies können wir uns nicht geben. Doch kann ich mit Ueberzeugung sagen, daß, hätte ich Muskau nach meinem Plane vollenden können, nichts Gleiches in England existirt haben würde. Nun denke Dir, daß nach diesem Tage des wundervollsten Wetters, mit einem Mondschein so wie in Italien, der andere Tag schon früh schauderhaft war, ein Schneesturm ohne Aufhören bis tief in die Nacht hinein, so daß man nicht aus dem Hause konnte, der Wind durch alle Fenster drang und ein Schiff im Hafen fast vor meinen Fenstern, an die hohe Mauer des Quai geschleudert, und vom Anker losgerissen, scheiterte und versank.

Den Tag darauf war es wieder ganz schön, und obgleich das Meer noch sehr bewegt sich zeigte, schiffte ich mich doch mit dem französischen Packet um zwei Uhr Nachmittags ein. Du weißt, daß ich kein Günstling Neptuns bin, diesmal aber glaubte ich eines seltenen Glückes zu genießen, denn mit einem scharfen Winde im Rücken, und der doppelten Kraft des Dampfes und des Windes bei ausgespannten Segeln, waren wir schon vor vier Uhr vor der französischen Küste, aber was geschah? Die Ebbe so stark, daß wir aus Mangel an Wasser nicht einlaufen konnten! Wir mußten also das Feuer löschen, und draußen im Angesicht aller einladenden Lichter Calais bis sieben Uhr bleiben, wo die Fluth eintrat. Mit jeder Minute ward unterdessen der Wind heftiger und die Bewegung des von einer Seite zur andern bis auf die Wasserkante fortwährend schaukelnden Schiffes so unerträglich, daß fast alle sehr zahlreichen Passagiere, worunter viele Damen, in den höchsten Grad von Seekrankheit geriethen. Als ein halbes Wunder muß ich es betrachten, daß ich diesmal trotz aller Erwartung (sonst immer einer der Ersten) gar nicht seekrank wurde, sondern nur Hitze und Kopfweh bekam, aber von dem durchdringenden kalten Winde eine heftige Grippe davontrug, die in der Nacht in Calais in ein heftiges Fieber und Beklemmung des Athems überging, sich aber gegen Morgen ganz wieder gab, und nur als starker Schnupfen ohne den fernern Charakter der Grippe zurückblieb, was ich nur dem galvanischen Gürtel zuschreiben kann, den ich noch immer trage. Heute fuhr ich nun nach Gent, das ich noch nicht kenne, und wo einige berühmte Gemälde und der berühmteste Handelsgärtner in Europa zu besuchen sind. Das Wetter ist abermals schrecklich, und ich kam erst um halb elf Uhr Nachts hier an, weil ich mit einem Waarenzug den halben Weg reisen mußte, die hier sehr langsam gehen, dagegen der train de vitesse viel schneller als bei uns, der aber zu früh von Calais abging, um ihn mit Comfort benutzen zu können. Also gute Nacht für heute.

Den 7. November.

Die alte achthundert Jahre alte Kathedrale ist sehr schön und außer den schönen Bildern von Rubens, dem weltberühmten von van Dyk und einem andern für mich anziehenden Gemälde von Porbus (Lehrer des Otto Venius, der wiederum Rubens Meister war), Christus als Kind im Tempel, auf dem zwei schöne Portraits Karl's V. und Philipp's II. angebracht sind, fand ich eine ganz vortreffliche Statue des Bischofs Triest darin von Duquesnoy, der im sechzehnten Jahrhundert lebte, die ich allen modernen Statuen vorziehe, sprechend und lebend nicht nur im Kopf, sondern in jedem Gliede, vollkommen Natur in edelster künstlerischer Auffassung. Wunderschön ist auch die eine alte Hälfte des Rathhauses im allerreichsten gothischen

Stil. Mehrere Stunden brachte ich in Herrn van Hutt's Gewächshäuſern und Gärten zu, mit großem Intereſſe. Hier iſt faſt Alles zu haben, was bekannt, und viel zu lernen, eine ſehr werthvolle Bekanntſchaft für mich in vieler Hinſicht.

Zwei der größten Gemäldeſammlungen in Europa, die hier exiſtirten, ſind leider in den letzten Jahren verauctionirt worden, von den verſchwenderiſchen Söhnen ſammelnder reicher Väter. Abends beſuchte ich das Theater, ein ſchönes, großes Gebäude, wo zwei Operetten ſehr gut gegeben wurden. Morgen fahre ich nach Brüſſel, und Dank meinem Gürtel iſt der heftige Katharr und Schnupfenanfall ſchon halb vorüber, ſo daß ich die ſehr nöthige Färbeoperation morgen vorzunehmen hoffen darf, ohne die ich mich bei Graf Seckendorf nicht gut ſehen laſſen darf. Ich freue mich auf die Briefe, die ich dort von Dir zu finden hoffe, und bin ganz munter und guter Dinge. Wenn es mich nicht zu ſehr aufhält, mache ich vielleicht dem König meine Aufwartung pour profiter de l'occasion. Ganz gern wäre ich auch auf eine Woche nach Paris gegangen. Giebſt Du mir Urlaub dazu, ſo ſchreib es mir gleich mit umgehender Poſt nach Brüſſel, aber ohne beſondere Autoriſation thue ich es nicht, als Dein gehorſamer, treuer Lou.

III.

Brüſſel, den 9. November 1851 Abends.

Geſtern alſo beſah ich noch am Morgen den Concert- und Ballſaal im Theater, wo eine geſchloſſene Geſellſchaft des Adels im Winter ſehr ſchöne Feſte geben ſoll (trotz der Liberalität ſind Adel und Bürgerthum in Belgien ſehr geſchieden), die Ueberreſte des alten Schloſſes von John von Gaunt aus dem zehnten Jahrhundert, das Caſino, eine reiche moderne Anlage, und die öffentliche Promenade am großen Canal, nebſt einigen merkwürdigen alten Häuſern, und fuhr dann hierher, wo ich gerade zum Theater ankam. Ich wählte das Vaudeville, weil eine Actrice von Paris annoncirt war, fand aber Alles erbärmlich — Haus, Geſellſchaft und Pariſerin, die Letztere ein wahres Monſtrum von Häßlichkeit und ekelhafter Minauderie. Dagegen lernte ich nach dem Theater einen excellenten franzöſiſchen Reſtaurateur kennen, mit einem ſehr hübſchen Mädchen am Comptoir. Von hier ging ich erſt in's Hôtel um ein Uhr, wo unterdeſſen Garbe Alles häuslich und comfortabel eingerichtet hatte, um meinen Tſchibuk in wohlgewärmter Stube zu rauchen.

Heute früh ſtand ich ſchon um acht Uhr auf, um mit der Eiſenbahn eine Excurſion nach Malines, und einem noch weiter links gelegenen berühmten Park, Wespelair, beim Dorfe Aecht zu machen. Hier erging es mir nun ſonderbar. Die Station bei Aecht iſt nicht im Dorfe, ſondern mitten im Felde, wo ich abgeſetzt wurde. Ich frug nach dem Park, und hörte, daß er eine halbe deutſche Meile von hier läge; Fuhrwerk gab es nicht, ich mußte alſo zu Fuß gehen, und mich noch glücklich ſchätzen, daß ich einen Bauer fand, der meinen Fußſack, Regenſchirm, Mantel und Bücher trug, aber kein Wort franzöſiſch, ſondern nur flämiſch ſprechen konnte. Als wir nun nach einem langen Marſch ankamen, hieß es vorm Thore, der Herr ſei anweſend, und ſchon vom October an der Eintritt nicht mehr geſtattet. Zugleich erklärte mir der anweſende Bediente auf meine Erkundigung wegen der Rückkehr, daß vor acht Uhr Abends kein Zug zurück nach Brüſſel durchkäme, der hier in der Gegend anhielte, auch nirgends hier ein Wagen auf Meilen in der Runde zu bekommen ſei, mir alſo nichts Anderes übrig bleibe als entweder

bis acht Uhr (es war halb zwölf) in der Dorfschänke zu warten, oder zu Fuß bis Malines zu gehen (zwei deutsche Meilen weit). Jetzt fing mir an bange zu werden; indessen ein Reisender muß, wie der Soldat, auf Alles gefaßt sein, und ich bemühte mich daher nur noch, um mit der Tour nicht ganz in den April geschickt zu sein, wenigstens den Park zu besichtigen. Zu diesem Ende gab ich dem Bedienten meine Karte, mit der Bitte, sie seinem Herrn zu bringen und ihn ausnahmsweise um eine Einlaßerlaubniß zu ersuchen. A présent vous verrez, ma chère Schnucke, l'avantage d'avoir jadis barbouillé du papier. Kaum waren zehn Minuten verflossen, als ein alter stattlicher Herr mit einem Begleiter ankam, sich mir als den Herrn des Parks vorstellte (beiläufig einer der ersten Millionäre Belgiens) und sich Glück wünschte, den berühmten liebenswürdigen Schriftsteller (ma modestie vous en demande pardon) in seinem Hause bewirthen und seine Anlagen dem Urtheil des Meisters unterwerfen zu dürfen. Er werde mir selbst als Cicerone dienen, und hoffe, daß ich bei ihm speisen, und den Tag bei ihm zubringen und zugleich erlauben werde, daß er mich dann mit seiner Equipage nach Malines zurückbringen dürfe. Je me voyais donc, comme par le coup de baguette d'un enchanteur, hors de tout embarras. Du kannst denken, daß ich es an den aimabelsten Phrasen nicht fehlen ließ, Park und Garten (die auch wirklich sehr hübsch waren) auf das Feinste zu loben suchte, und den alten Herrn dadurch in die beste Laune versetzte. Die Einladung lehnte ich indessen, als immer génant und langweilig für mich ab, nahm aber mit großem Danke die Equipage an, le proclamant ma providence dans le mauvais pas, où je m'étais fourré. Nachdem wir den Garten gehörig besehen, wo eine hübsche Partie, Elysium genannt, mit den Büsten der berühmtesten Helden und Weisen recht sinnig geschmückt war, mit einem Marmortempel in der Mitte, führte er mich in's Schloß, um mich seiner Frau vorzustellen, die mich durch sich selbst und ihr trauriges Schicksal sehr interessirte. Mit einem Vermögen von 400,000 Gulden Revenuen hatte sie alle ihre vier Kinder verloren, und zuletzt ihre Tochter, deren reizendes Portrait von dem berühmten Maler der Abdication Karl's V. (von dem ich Dir geschrieben) in ihrer Stube hing. Diese Tochter war vor drei Jahren am gebrochenen Herzen gestorben, und sie selbst brach bei der Erwähnung in bittere Thränen aus. Ein kränkliches Kind dieser Tochter, von sieben Jahren, der Erbe eines kolossalen Besitzthums, ist die einzige ihr übrig gebliebene Hoffnung, und der Vater desselben, der Mann ihrer Tochter, der ihr und der Tochter Herz gebrochen, ist derselbe Graf Vilain 14., den Du in Berlin gesehen, und der sich abscheulich gegen die arme Frau benommen haben soll.

In dem Bücherschranke der guten Dame fand ich die französische Uebersetzung meiner Schriften, und mit den herzlichsten Einladungen ihr Haus, wenn ich wieder in das Land käme, als das meinige anzusehen, verließ ich ganz gerührt das interessante Paar, von magnifiken englischen Pferden im Fluge nach Malines gebracht, wo ich noch Zeit hatte, in den schönen gothischen Kirchen dieser Stadt die weltberühmten Gemälde von Rubens, die Anbetung der Könige und Petri Fischzug zu bewundern. Dann mit dem nächsten Zuge nach Brüssel zurückfahrend, führte mich der Zufall in einen Wagen mit einer wunderschönen Frau in tiefe Trauer gekleidet, leider mit ihrem Gemal an der Seite. Ich beschloß meinen Abend wieder mit einem excellenten Diner bei den frères provençaux, vis-à-vis der lieblichen Tochter hinter dem Comptoir, en coquetterie assidue mit derselben, und wanderte

dann bei Mondſchein nach Hauſe, um Dir zu ſchreiben und jetzt, Mitternacht, zu färben, da der Schnupfen, obgleich nicht im Geringſten geſchont, doch nun ſchon ſo weit vorüber iſt, um die Operation wagen zu können. Hélas! C'est une calamité, ein ſchwarzer Faden, der durch mein Leben zieht, aber es erhält mich zehn Jahre jünger, das iſt nicht zu leugnen, et le diable de la vanité ne me l'accorde pas pour rien! Adieu Schnucke, beklage mich heute, und gratulire mir morgen, wenn es überſtanden ſein wird.

Dein Lou.

Morgen erſt kann ich mich bei Seckendorf ſehen laſſen, und meine Briefe abfordern, die ich bisher entbehren mußte, denn mein Haupt iſt nicht in Aſche, aber in Schnee.

IV.

Brüſſel, den 10. November 1851.

Von Hannover erhalte ich traurige Nachrichten. Der König iſt dahin, und kann höchſtens nur noch einige Monate vegetiren. Er thut mir leid, und ſein Tod iſt ein Verluſt; denn er war, trotz aller Fehler, kein gewöhnlicher Mann, und die Neigung, die er mir gezeigt, war mir ſchmeichelhafter als ſein Orden, wäre es auch der große geweſen; denn das Letztere iſt Spielzeug, das Erſtere war eine wahre Auszeichnung.

Ich hoffe, daß Dir Teplitz gut bekommt, und Du meinetwegen Deinen Aufenthalt dort nicht abkürzeſt, da Du ja jederzeit von mir bei Zeiten den Tag erfährſt, wo ich in Dresden eintreffen kann, und dieſer vorher nicht ſo genau zu beſtimmen iſt. Seckendorf's habe ich Alles ausgerichtet. Sie waren ſehr artig, ſagten mir, daß ſie alle Abend empfingen, aber meiſtens allein wären, weil alle Geſellſchaft noch auf dem Lande ſei; eine weitere Einladung erhielt ich aber nicht. Beim König habe ich S. gebeten, mich zu melden, Geſellſchaft in der Stadt, meinte er, gebe es nicht. Ich glaube, er iſt ſelbſt nicht ſehr repandirt. Im Ganzen muß ich geſtehen, daß der Empfang geſtern bei Herrn von Dernat viel herzlicher war. Preußen bleiben Preußen. Ich war früh mit S. in den Kammern, wo die Redner ſehr mittelmäßig waren. Abends im großen Theater, noch ſchlechter. Gute Nacht.

Dein Lou.

Brüſſel, den 11. November 1851.

Heute erſt, liebe Mama, habe ich Deinen recommandirten Brief von Teplitz erhalten, und freue mich, daß es Dir dort leidlich gefällt, und Du die gute Juſtizräthin bei Dir haſt, der ich mich auf das Herzlichſte empfehle. Genire Dich ja nicht mit der Rückkehr nach Dresden, bis ich Dir von Hannover geſchrieben, an welchem Tage ich in Dresden eintreffen kann, was jetzt doch noch nicht ſo genau zu beſtimmen, und es auch auf ein paar Tage mehr oder weniger nicht ankommt.

Brüſſel, den 12. November 1851.

Da es geſtern regnete, bin ich nur ein wenig shopping gegangen, und habe dann im Schlafrock am Kamin recht bequem zu Hauſe gegeſſen, und einen Roman geleſen, mit deſſen Beendigung im Bett ich einſchlief. Beim Erwachen um 10 Uhr bekam ich ein Billet von Seckendorf, daß der König mich um ein halb ein Uhr in Laeken zur Audienz erwarte, glücklicherweiſe im Frack, da meine Uniform noch nicht ausgepackt iſt. So hatte ich denn noch Zeit zur rechten Zeit anzukommen. Der König war ſehr freundlich, und die Unterhaltung dauerte $^5/_4$ Stunden. Er ſpricht ſehr gut über Politik, mit

großer Erfahrung, philoſophirt auch gern, und ſagte Etwas, das ſich mir als ſehr ſtaatsmänniſch eingeprägt, nämlich meinte er: Es giebt gewiſſe Elemente, ohne welche die Geſellſchaft, ein Staat, nicht beſtehen können, dieſe ſind eine Wahrheit, und ein Gouvernement, das ſich bemüht, dieſe Wahrheiten trotz aller Verſchiedenheit der Form zu erhalten, und dem Volke verſtändlich zu machen, das wird ſich genug gethan haben, und eine dauernde Zukunft erwarten dürfen. Er ſprach ſehr beſcheiden von ſeinem eigenen Wirken in Belgien, aber mit dem ſehr billigen und ſichtlichen Bewußtſein, das Regieren beſſer zu verſtehen, als ſeine Herren Collegen in Deutſchland.

Beim Abſchied ſagte er mir, er habe ſich lange nicht mit ſo viel Vergnügen ausgeſprochen, und ich erwiederte mit einer Dankſagung, mir geſtattet zu haben ihn ſo lange anzuhören. „Ich verlaſſe Ew. Maj.“, ſetzte ich hinzu, „viel unterrichteter, als ich gekommen bin, und um eine ſchöne Erinnerung reicher.“

Je vous l'ai dit quelquefois — si je voulais être courtisan, je ne le serais pas mal — mais Dieu m'en garde. Je ne fais la cour constamment qu'à mon Impératrice, Schnucke, et c'est déjà assez difficile.

Lupus.

Brüſſel, den 13. November 1851.

Nachdem ich alſo geſtern von Laeken zurückgekommen war, und Dir geſchrieben, nahm ich mein Diner in Geſellſchaft einer echt nationalengliſchen Familie an der Table d'hôte ein, und ging Abends zu Seckendorf, wo ich eine ziemlich zahlreiche Geſellſchaft des corps diplomatique antraf, außerdem einige Fremde, Lord Ormond mit einer hübſchen Frau, und einige Andere, deren Namen ich heute ſchon wieder vergeſſen, da ich doch keine Zeit habe, mich in die hieſige Geſellſchaft zu lanciren, und dieſe wenigen Tage mir keine gêne ohne Noth aufbürden will. Man machte Muſik, wo Graf Flemming, der ſich Dir vielmals empfiehlt, am beſten ſpielte. Die Gräfin lud mich endlich auf morgen zu Tiſch, und wir ſprachen viel von Dir. Den Morgen darauf beſah ich noch einige ſchöne gothiſche Kirchen, und einige intereſſante Bilderſammlungen neuerer Maler, worauf ich mich zum Diner begab. Die Gäſte waren außer den Hausgenoſſen ein intereſſanter Graf Jenniſſon, ehemals bayeriſcher Geſandter an verſchiedenen Höfen (ein Bruder der Gräfin Schönburg), mit dem ich mich viel unterhielt, der hieſige bayriſche Geſandte, Graf M . . . ., Graf Flemming, und noch ein anderer Reſident von irgend einem Hofe, der nur aß und nicht ſprach. Das Diner war ganz anſtändig, und die Unterhaltung recht angenehm belebt. Nach Tiſche kamen noch der ſardiniſche Geſandte, Graf Montalto, der hier eine artige Belgierin, ehemalige Hofdame, geheirathet, welche ſich als eine Freundin, und, ich glaube gar, Collegin, meiner Tante auswies. Die Empfehlungen, die ſie mir aufgetragen, bitte ich Dich auszurichten. A propos, Gräfin Auersperg iſt noch in Bonn und kommt erſt zum Januar hieher. Die gute Fernemont ennuyirte mich gar nicht, obgleich ſie mir viel erzählte. Ich habe ſie im Grunde gern, weil ſie natürlich und gewiſſermaßen noch naiv iſt, was ich manchen brillanten Erſcheinungen vorziehe, die nicht génuine ſind, ſondern eingelernte Komödie. Au reste, elle vous est, je crois, sincèrement attachée. — Um Mitternacht empfahl man ſich, und da es jetzt 1 Uhr iſt, ſage ich Dir felice notte. Ich habe mir hier mehrere Sachen beſtellt, die ich nöthig brauche, Hemden, Stiefel und einige Orden, was mich zwingt noch zwei Tage hier zu bleiben. Sonntag

reiſe ich ab, muß aber noch einen Abſtecher nach Hamburg machen, um dort mehrere der von England hingeſchickten Sachen in Empfang zu nehmen, um ſie zollfrei über Hannover einzubringen. Dies hält mich aber nicht lange auf, und wenn der König ſo krank iſt, werde ich in Hannover nicht lange zu verweilen brauchen. Ich hoffe, daß Dir der Aufenthalt in Teplitz gut bekommt, und Giulia nebſt Billy und den beiden Kakadus Dich angenehm unterhalten. Ich hoffe auch, daß das Salzburger Gedicht nun eine Fortſetzung erhalten wird, da das Trio wieder auf Reiſen vereinigt iſt, Lucia, Billy, Giulia, denen ſich in Gedanken herzlich anſchließt: Lou.

Brüſſel, den 15. November 1851, früh.

Geſtern ging ich noch einmal in die herrliche alte gothiſche Kirche St. Gudule, die man leider friſch geweißt hat, und erfreute mich eine Stunde lang an den prächtigen alten Fenſtern, die der Küſter, ein recht geſcheidter Mann, ſehr gut nebſt den anderen intereſſanten Monumenten erklärte. Während dem erging ich mich in Lobeserhebungen der katholiſchen Religion mit ſo viel Enthuſiasmus, daß der eifrige Katholik vor einer wundervollen, in natürlichen Farben bemalten und in reizenden Gewändern ſtrahlenden Maria (Mutter und Kind von edelſter und bezauberndſter Schönheit) meine Bekehrung ernſtlich verſuchte, und zuletzt meinte, vor meinem Tode würde Gott mich gewiß noch der alleinſeligmachenden Kirche zuführen. Es iſt ein glücklicher, wie wohl mir unbegreiflicher Zuſtand, wenn man ſolche Dinge wie etwas Unumſtößliches glauben kann. Mein Gott, dachte ich in mir, iſt doch größer aufgefaßt, als dieſer jüdiſche, katholiſche oder proteſtantiſche zu menſchlich gebildete — ſo wie der Tempel der Natur größer iſt, als jede Kirche. Nachher beſuchte ich die ſehr viel Gutes enthaltende moderne Gemäldeſammlung des Herrn van der Bergen. Von einer ſehr hübſchen Maria von Navet, die aber, gleich dem Kinde, nichts weniger als heilig ausſah, erzählte mir der Beſitzer ganz naiv, ſie ſei das Portrait eines hier lebenden Freudenmädchens.

Den Abend brachte ich bei Seckendorf Abſchied nehmend zu. Heute will ich ich noch eine Excurſion nach Waterloo's Schlachtfeld machen und morgen abziehen.

Abends.

Mit Waterloo war es nichts; denn es regnete von Mittag an. Ich aß daher zeitig an table d'hôte im Hotel de Flandre, die viel beſſer iſt als in dem meinigen, aber auch nur mit häßlichen und lächerlichen Engländerinnen und ſteifen Engländern beſetzt, was wenigſtens das Gute hat, daß man kaum ein lautes Wort hört, denn ſie ſprechen ſo leiſe mit einander wie in der Kirche. Dann ging ich in das Théatre du parc; das einzige, das ich noch nicht kannte und wo ein Zauberſtück „Le pied de mouton" gegeben wurde, das ſchon zum zehnten Mal ein volles Haus machte — ein unbegreiflich albernes und langweiliges Stück, worin mich aber doch die ungeheure Freude einiger Kinder, nicht weit von mir, ergötzte. Glückliches Alter, wo ſolcher ſchlecht dargeſtellter Unſinn ſo beglücken kann! Erwachſene aber, die es in ſolchen Enthuſiasmus verſetzt wie dies Publicum, müſſen auf einer tiefen Stufe der Bildung ſtehen. Morgen geht es nun fort, wahrſcheinlich bei eben ſo ſchlechtem Wetter als bei meiner Abreiſe von Hannover; denn es regnet fortwährend in Strömen. Vor acht bis zehn Tagen darfſt Du aber nicht auf mich rechnen, liebe Schnucke, denn ich habe noch allerlei zu thun

und ein bischen mußt Du daher noch Geduld haben. In Hannover hoffe ich Briefe von Dir zu finden, da ich hier keinen mehr von Dir gefunden.

Dein treuer Lou.

VIII.

Hannover, den 18. November 1851 früh.

Denke Dir, wie wunderbar! Der König ist gerade in derselben Stunde meiner Ankunft gestorben!

Noch habe ich meine Anwesenheit nicht kund gethan und ruhe mich im Bett von zwei nuits blanches nach einander aus.

Den 16. Abends fuhr ich, sehr unwohl, bei Platzregen, der auch nicht aufhörte bis Köln, wo man um vier Uhr in der Nacht ankommt und in ungeheizten Räumen bis sieben Uhr auf die Weiterfahrt warten muß — eine infame Einrichtung. Dennoch war ich indeß wohler geworden, und fand auf der Fahrt nach Düsseldorf im Coupé den französischen Gesandten in Hannover, den großen Reisenden in Indien, Neuholland, China, von dessen interessanter Vorlesung ich Dir früher geschrieben. Diese Gesellschaft machte mir den Weg sehr kurz. In Düsseldorf stieg ich in einem vortrefflichen Gasthofe ab, Domhart's Hôtel, wo ein besserer Koch ist, als ich in irgend einem Hôtel auf dieser Reise angetroffen. Nach einem copiösen Frühstück ging ich zu Fuß aus bei Schnee und schneidendem Winde, um mein Geschäft zu besorgen, weshalb ich hergekommen und dann die Merkwürdigkeiten der Stadt zu sehen. Das erste bestand darin, einen Gärtner im Dienst des Gouvernements zu besuchen, der mir von Van Hutten in Gent sehr für mich empfohlen worden ist. Ich mußte lange laufen, bis ich ihn fand. Er gefiel mir sehr und hat die besten antecédents.

Die mir übrigen Stunden wandte ich auf Besichtigung der Gemäldesammlung aus der hiesigen berühmten Schule auf der Akademie und einiger Ateliers der vornehmsten Maler.

Vier Bilder zogen mich besonders an. Eine höchst belebte Scene aus dem Dreißigjährigen Kriege mit einer herrlich gemalten Landschaft von Lessing, eine südliche Gegend, wundervoll behandelt und erleuchtet, von Schirmer; eine schauerliche norwegische Felsenlandschaft von Achenbach, und Tasso mit den beiden herrlich dargestellten Leonoren, von Sohn — alle vier berühmte Maler.

Im Atelier des Letztern bewunderte ich eine Diana, in der der Ausdruck jungfräulichen Zorns in höchster Schönheit wundervoll gelungen war. Auch in Schirmer's Atelier waren reizende Studien in großer Menge. Am wenigsten gefielen mir die Sachen des Directors der Schule, des Berliner Schadow.

Die Promenaden um die Stadt sind sehr ausgedehnt und angenehm und auch die Stadt recht freundlich, aber todt, seit die Demokraten und der Hatzfeldsche Proceß den Prinzen Friedrich und den reichen Adel von hier verjagt haben. Um elf Uhr ging es wieder fort bei heftigem Frost. So lange meine Laterne brannte, las ich, dann schlief ich ganz gut und kam um sechs Uhr an, wo mein erster Besuch Lory gewidmet war, der mich erst vorsichtig berach, dann aber in ungeheure Freude ausbrach. Die Pferde fand ich alle wohl und im besten Stande. Der alte Postwagen ist magnific geworden. Von Dir zu meinem Erstaunen gar kein Brief, worüber entrüstet ist

Lou.

Digitized by Google

IX.

Hannover, den 20. November 1851.

Ich habe alſo geſtern meine Trauervisiten gemacht bei der armen, troſtloſen Grote, Malorti und dem guten König ſelbſt, der, ſchon zur morgenden Ausſtellung in eine rothe engliſche Huſarenuniform gekleidet, in ſeinem Bette lag und ſich im Geſicht und Ausdruck ſo ganz und gar nicht verändert hatte, daß ich ihn lebend geglaubt hätte, wenn ich ſeinen Tod nicht gewußt. Der Kammerdiener hielt ſich im Nebenzimmer auf, faſt nahm ſchon Niemand mehr Notiz von dem todten König, jeder dachte nur an den neuen: Le Roi est mort, vive le Roi. Er iſt ohne alle Schmerzen, ohne Beängſtigung, ſelbſt ohne Röcheln geſtorben — glücklich eingeſchlafen, wie er glücklich gelebt, eine der bevorzugteſten Exiſtenzen; ſo weit irdiſches Glück reicht, beſonders für die Hochgeſtellten. Die Noſtitz iſt hier, die ich auch beſucht habe. Man heuchelt dort eine große Verehrung für mich, mais je sais ce qu'en vaut l'aune. Den Abend brachte ich bei S. zu. Du weißt, daß Auguſte jetzt eine Malerin von Ruf geworden iſt. Sie will mich nun durchaus malen und da ich doch jetzt, ſchon Anſtands halber, zum Begräbniß bleiben muß, ſo laſſe ich mir's gefallen und gebe ihr heute die erſte Seſſion von zwei Stunden im Schlafrock. Daß ich noch immer keinen Brief von Dir habe, beweiſt mir, daß Julie und Billy mich ſo gut erſetzen, daß Du meiner ganz gut entbehren kannſt.

Fräulein Auguſte hat Abends mich alſo zwei volle Stunden während eines ſehr lebhaften Geſprächs mit den beiden Schweſtern und der Mama gemalt, im Schlafrock, und das Bild ſcheint ähnlich zu werden. Mittags aß ich bei dem franzöſiſchen Geſandten, der nach Dresden kommt (Marquis de la Ferrière), der hier nur en garçon zum Abſchied nehmen kommt, et que je Vous recommande zu Mittag à la fortune du pot. Vous lui rendrez cela à Dresde, car il est aimable et bon enfant, et pas difficile du tout, ni chez lui, ni chez les autres. Votre diner sera en tout cas assez bon. Du haſt ſehr Unrecht, nicht öfter Leuten, die Dich beſuchen, zu offeriren, mit Dir sans façon à la fortune du pot zu diniren.

Nichts macht populärer und es würde Dich gewiß gut unterhalten. Morgen mehr.

Lou.

X.

Hannover, den 21. November 1851, Abends.

Das Diner des franzöſiſchen Geſandten beſtand alſo aus folgenden Schüſſeln (pour vous encourager de lui en donner un d'une manière aimable à la fortune du pot).

Potage, boeuf, poulet roti, écrevisses, légumes, plat doux, dessert, quatre assiettes.

Den Abend brachte ich bei den beiden Hardenbergen mit der Familie Schulten zu.

* * *

Heute machte ich auch die letzten Hofviſiten und dinirte bei dem öſterreichiſchen Geſandten, wo wir ſehr luſtig waren. Früh wieder zwei Stunden Seſſion bei Auguſte entre les deux soeurs, qui se disputent Votre pauvre vieux Lou.

Nun aber die Noth. Meine Sachen ſind von London abgegangen, aber noch keine Nachricht ihrer Ankunft in Hamburg. Heute iſt Freitag,

Dienſtag beginnen die Beerdigungsfeierlichkeiten, Mittwoch iſt die Beerdigung ſelbſt. Ich kann Ehren halber dieſe nicht verſäumen. Es iſt mir alſo unmöglich, vor Donnerſtag nach Hamburg zu gehen, wo dann jedenfalls die Sachen angekommen ſein müſſen. Dort muß ich den Wagen ein paar Mal fahren, um ihn als gebraucht einbringen zu können, eben ſo Sättel und Zäume auflegen. Dies erfordert drei Tage. Dann wieder mit Wagen und Sätteln hierher. Augenblicklich geht dann Alles von hier ab, ainsi que moi même! Ich kann alſo vor Montag oder Dienſtag, den 1. oder 2. December nicht in Dresden eintreffen. Dort, liebſte Schnucke, muß ich ſehr bald nach Branitz gehen und bei meiner Zurückkunft von da erſt länger bei Dir bleiben. C'est vraiment impossible de faire mieux avec la meilleure volonté de faire autrement. Ich muß auch wegen aller Branitzer Affairen über Berlin nach Dresden reiſen, wo ich jedoch in zwei Tagen fertig werde — alſo kann es doch noch einige Tage länger dauern, ehe ich nach Dresden komme. Alſo ſtelle als letzten Termin im ſchlimmſten Falle den 6. December. Ich habe wahrlich gethan, was ich konnte, und Alles übereilt ſogar, ſo viel ich konnte, ainsi ayez un peu de patience.

Eben erhalte ich Deinen Brief vom 15. bis 19., Schnucke, Du hätteſt mir längſt nach Hannover ſchreiben können, da Du wol wußteſt, daß ich dahin gehen mußte. Aber Julia und Billy füllten damals Deine Zeit und ich bin ſehr eiferſüchtig. Alſo dix jours encore, et je baiserais les mains à ma maman tyrannique, et j'ai l'honneur d'être

le Lou bonace.

XI.

Hannover, 23. November 1851.

Geſtern alſo, liebe Schnucke, nahm ich ein Bad ſtatt der Sitzung, von der ich mich losmachte, und dinirte dann bei Noſtitz, dem ſeine Frau nun eine Art von Haushaltung einrichtet, wobei in der That unſere alte Köchin Wunder thut im Vergleich mit den früheren Gelagen, die Noſtitz auftiſchte. C'est étonnant, comme une bonne école ne s'oublie jamais entièrement. — Rindfleiſch, Braten und Pudding waren ganz wie wir es bei uns gewohnt ſind. Den Abend brachte ich bei den Schulten zu bis elf Uhr, wo hier Alles zu Bett geht.

Heute war die erſte große Feierlichkeit in der ſehr pittoresken Schloßkapelle in Weiß und Gold mit hübſchen, bunten, gothiſchen Fenſtern in brennenden Arabesken. Eine Stunden-lange und höchſt alberne Predigt, in der der Redner unter Anderm ſagte: „Wir ſehen in Gedanken die troſtloſe Familie in Schmerz aufgelöſt am kranken Sterbebette des ſterbenden Königs und Vaters knieen.“ Nachher ſchrie er mit lächerlich überſchnappender Stimme: „O Land, Land! Dein Auge iſt erloſchen, das Licht iſt von Dir gewichen!“ — eine ſchmeichelhafte Aeußerung für den neuen blinden König. Zuletzt brauchte er eine Viertelſtunde dazu, um uns zu verſichern, daß auch Könige ſterben müßten und der Herr der Herren mächtiger ſei als der König von Hannover. Kurz, Alles war noch abgeſchmackter als Predigten in unſeren Kirchen gewöhnlich ſind, et c'est beaucoup dire! Was jedoch die Feierlichkeit ſelbſt betrifft, ſo war Local, Decoration und die ſtille, ſchwarze Menge, durch einzelne glänzende Uniformen als Streiflichter gehoben und erhellt, recht impoſant.

Nach der Kirche eine Seſſion bei Fräulein Auguſte, deren Bild von meiner Wenigkeit ſehr ähnlich zu werden verſpricht, dann diner en table

d'hôte, wo ein junger Mann mich sehr angenehm von Amerika und den Cordilleren, dem herrlichen Klima von Süd-Peru und den schönen Karolinen unterhielt, et le soir bei Nostitz, wo ich einen Fürsten Lobkowitz und den Sohn des Fürsten Adolph Schwarzenberg kennen lernte. Der Letztere erzählte mir, daß er kürzlich mit seinem Vater Muskau besucht und Rehder gebeten, ihm einen Gärtner zu empfehlen, der ihm auch sogleich seinen Sohn abgetreten. Rehder hat durch mich eine Reputation erlangt, die bis England geht. Adieu Schnucke, et toujours Votre fidele berger.

Lou.

XII.

Hannover, den 24. November 1851

Gute Schnucke, heute habe ich eine merkwürdige Avanture gehabt. Ich fuhr Visiten in meinem Cabriolet von ein Uhr bis halb vier Uhr, und fuhr eben von dem Minister von Hammerstein weg. Es war sehr glatt, worauf ich nicht geachtet, und als ich in den kleinen Straßen der Vorstadt, wo der Minister wohnt, schnell um eine Ecke fuhr, glitschte das Pferd mit allen vier Beinen dermaßen aus, daß es, wie mit der Pistole geschossen, mit solcher Vehemenz niederstürzte, daß ich und Tschepel, der neben mir saß, in derselben Secunde aus dem gleichfalls niederstürzenden Wagen bis über das Pferd hinausgeschleudert wurden auf das gefrorene Pflaster, Einer rechts, der Andere links. Tschepel fiel auf die linke Backe, die etwas geschunden ist, ich mit dem Kopfe gerade gegen die Kante des Trottoirs, wo mir mein hoher und fester brüsseler Hut, der glücklicherweise nicht abgefallen war, ohne Zweifel das Leben rettete; denn ich bekam nicht einmal eine Erschütterung, obgleich ich mich vor der Gewalt des Wurfes noch einmal seitwärts überschlug, wahrscheinlich der erste Purzelbaum, den ich mir seit fünfundfünfzig Jahren habe zu Schulden kommen lassen. Ich hatte mir nur die eine Hand etwas verstaucht, ganz unbedeutend und sprang gleich wieder auf, um an Pferd und Wagen zu helfen, so auch Tschepel. Ich war nicht einmal erschrocken; denn Alles ging so schnell, daß kaum Zeit dazu war. Das Pferd lag wie todt da und rührte sich nicht, weil es ungeheuer gescheidt ist; denn es hätte Alles zerrissen und zerbrochen, wenn es, ohne vom Geschirr los zu sein, sich debattirt hätte. Ich bemächtigte mich gleich seines Kopfes und erhielt es mit Streicheln und Kosen in völliger Ruhe, während es mich ganz rührend und wie beschämt ansah, daß es gefallen, was ihm sein Gewissen wahrscheinlich als eine Sünde darstellte. Tschepel und ein paar Leute des Ministers, die hinzugekommen waren, hatten viel Mühe, das arme Thier frei zu machen, das sich aber nicht rührte, bis ich ihm zurief: Allons, Brillant, wo er mit einem Satz in die Höhe sprang und bis auf zwei kleine Schrammen am Vorderschenkel nicht die mindeste Beschädigung davon trug. Eben so unglaublich glücklich war weder der Wagen beschädigt, noch vom Geschirr etwas zerrissen. Ich gab nun ein Trinkgeld an die Leute, überließ das Weitere Tschepel und setzte meine noch übrigen Visiten zu Fuße fort, tout en jeune homme, comme je le suis.

Mittag aß ich bei Graf Montgelas, dem bayrischen Ministre résident, wo man sehr lustig war und viel Cigarren bei Anisette und Kirschwasserpunsch geraucht wurden. Erst spät kam ich nach Hause, wo ich sehr erfreut war, zwei Briefe von Dir vorzufinden, vom 22. und 23.

Sehr leid thut es mir, daß Du immer noch so sehr über Deine Gesundheit zu klagen Ursache hast, arme Schnucke, aber göttlich ist es wirklich

über mich zu klagen, als was „ich Phantaſieungethüm mit Dir vornähme", weil ich einmal eine kleine Reiſe gemacht und alle Tage Dir ein regelmäßiges Tagebuch geſandt, was wol wenig Söhne in der Welt ihrer Mama zu Liebe zu thun vermögen möchten. O, Schnucke, fürchte Dich der Sünde, mit Deinem Engel von Lou ſo umzuſpringen! Dennoch willſt Du mir aus Schwäche für mich verzeihen!! Oh, vraiment, c'est trop fort und meine Collegen im Himmel ſchämen ſich und verhüllen ihr Antlitz.

Au reste, ce ne sont vraiment pas les agréments d'Hannovre, qui me retiennent ici — mais concevrez-vous ma conduite comme décente, si aprés avoir fait si assidûment ma cour au Roi vivant, et aprés avoir été traité avec une véritable amitié de sa part, arrivant au moment de sa mort, je refusais de me joindre aux derniers hommages, présentés à la mémoire du defunt, en partant d'ici avant son enterrement?

Une telle conduite ne serait pas honorable, quoique je désirerais de tout mon coeur, que les choses eussent pu se passer autrement. Après cela, les affaires à Hambourg sont indispensables, mais je ne perdrai pas un moment pour m'en débarasser le plutôt possible. Notre Roi vient aussi pour l'enterrement, et s'en retourne tout de suite après.

Von dem unglaublichen Schneefall in Dresden hatte mir ſchon Fürſt Lobkowitz erzählt. Hier iſt nur ſehr wenig Schnee gefallen und jetzt gar keiner mehr, aber es friert ſtark, und leider prophezeit man von allen Seiten einen ſehr ſtarken Winter.

Aber jetzt bin ich ſehr müde und muß gute Nacht ſagen. Der Himmel ſchenke ſie Dir gut und einen angenehmen Traum vom

alten Lou.

XIII.

Hannover, den 27. November 1851.

Geſtern war alſo der Begräbnißtag, eine ſchreckliche Operation. Schon um neun Uhr ſtanden wir mitten im Felde im Schnee an der Eiſenbahn, um unſern König mit allen ſeinen Brüdern zu erwarten, der erſt um halb elf Uhr ankam. Une poignée de main ward mir von allen Herrſchaften zu Theil, dann ging es nach dem Schloß, wo wieder eine Stunde banale Warteverſammlung. Hierauf tauſend Schritte Marſch nach dem Mauſoleum im Garten, wo Rauch's ſchöne Statue der Königin liegt und unten die Gruft. Auf dem kalten Marmor mit naſſen Füßen ſtehend, mußte nebſt verſchiedenen Gebeten eine deutſche und eine engliſche Predigt ausgehalten werden.

Ich habe aber jetzt fürchterlich mit Schreiben und Packen zu thun, da ich Nachmittag nach Hamburg abreiſe, wo ich Deine Commiſſion an Senatorin * ausrichten und meine Geſchäfte nach Möglichkeit beeilen werde.

Sobald ich kann, komme ich zu Dir, ainsi ne soyez pas impatiente comme la petite Lucie de qninze ans, et ne m'écrivez pas des lettres aussi mordantes que celle, que je viens de recevoir à l'instant, et qui me met en fureur. Dieſe raffinirten Sarkasmen, die mir ſo teufliſch mein Liebesunglück in der Jugend und jetzt die insuffisance meines ehrwürdigen Alters vorwerfen, ſind zu unverzeihlich und verrathen keineswegs einen ſehr ſchwachen Zuſtand. Alſo, Schnucke, gare à Vous, méchante, et ne vous moquez pas de moi de toutes les manières.

J'ai l'honneur d'être,

Princesse, Votre digne fils Lou.

Theater-Erinnerungen.

Von G. zu Putlitz.

III.

In dem Maße, als ich ſelbſt mehr und mehr Sicherheit gewonnen in den Zielen, die ich mir geſtellt hatte, ließ ich es mir angelegen ſein, die Talente meiner Schauſpieler und die Ausdehnung und Begrenzung ihrer Darſtellungskraft kennen zu lernen und zu erproben. Es ſcheint mir das eine der ſchwierigſten und gefährlichſten, wenn auch wichtigſten Aufgaben eines Bühnenlenkers. Selten beurtheilen die Schauſpieler Das, was ihrer Begabung beſonders zuſagt, richtig und meiſt legen ſie viel größeren Werth auf Das, was ſie nicht, oder doch in untergeordneter Weiſe, vermögen, als auf die Leiſtungen, die ihrem Naturell entſprechen und ihnen ſo leicht werden. Viele und bedeutende Talente haben lange hingekrankt in falſcher Sphäre, manche ſind ganz darüber zu Grunde gegangen, namentlich wenn ein überragenderes Talent an derſelben Bühne ſie ausſchloß, ſich in ihrem eigentlichen Fach Geltung zu verſchaffen. Zuweilen bricht ein Zufall und dann überraſchend plötzlich die Bahn; der Bühnenlenker darf dieſe Aufgabe aber nicht dem Zufall überlaſſen, ſondern muß unabläſſig prüfen, wo irgend eine Schattirung einer Rolle, ein unſcheinbarer Zug derſelben, eine bis dahin unbekannte Begabung bei dem Darſteller verräth und auf dieſe weiter verſuchen. Aber er hüte ſich vor zu kühnem Experimentiren. Eine nicht zuſagende Rolle ſchadet mehr als man glaubt, zuerſt im Credit beim Publicum, dann im eigenen Selbſtgefühl und macht unſicher und ſchwankend. Nur wenn das Zutrauen des Publicums und Selbſtgefühl ganz feſtſtehen, kann man Vieles wagen. Eben ſo vorſichtig muß aber auch in der Combination der Kräfte einer Bühne verfahren werden, denn zwei ziemlich gleich begabte Talente in einem Fache ſchaden ſich mehr als ſie ſich durch Wetteifern fördern, abgeſehen davon, daß dadurch Rivalitäten erzeugt werden, die, namentlich das Publicum, ungerecht machen. Das Alterniren der Schauſpieler iſt eine ſehr gefährliche Sache, denn es deckt immer mehr die Schwächen auf als die Vorzüge. In dieſer Beziehung objectiv und klar zu bleiben und mit richtiger Abwägung der Talente, die ihm zu Gebot ſtehen, bei der Beſetzung eines Stückes zu verfahren, iſt die ſchwere, aber wichtigſte Aufgabe des Bühnenlenkers und iſt Gewiſſensſache, denn mehr als man denken ſollte, hängt davon die Erhaltung, Entwickelung oder Verkümmerung, ja Vernichtung der ſeiner Obhut anvertrauten Talente ab. Dem Künſtler gegenüber darf man nie meinen, daß man ihm befehlen kann, weil man ihn bezahlt, ſondern annehmen, daß man mehr Verpflichtung übernimmt als Rechte und den mehr oder minder bedeutenden Funken des Talentes zu wahren hat, weil aus ihm die gottgegebene heilige Flamme der Kunſt auflodert. Bei dem Künſtler iſt eine Beeinträchtigung ſeiner Begabung, ein Verkümmern und Unterdrücken derſelben, wie ein Mord am Leben. Ich ſelbſt hatte

das als dramatiſcher Schriftſteller erfahren und nahm mir feſt vor, meine Schauſpieler, ſo viel in meinen Kräften ſtände, dagegen zu ſchützen. Gewiß nicht an meinem guten Willen hat es gelegen, wo mir das nicht gelang; im Ganzen aber kann ich jetzt, wo ich wenige, unausbleibliche Conflicte zwiſchen meiner Entſcheidung und der Anſicht einzelner Schauſpieler, ja der Meinung des Publicums, wieder prüfe, behaupten, daß ich mir immer meiner Verpflichtung bewußt geblieben bin und mich niemals von perſönlicher Vorliebe oder Gereiztheit hinreißen ließ, gegen mein künſtleriſches Gewiſſen zu verfahren. Meine Schauſpieler haben mir das auch, mit unbedeutenden Ausnahmsfällen, ſtets anerkannt. Vielleicht beurtheilen ſie dieſe Ausnahmsfälle jetzt auch anders als damals.

Ich ging alſo an ein unermüdliches Studium der ſchauſpieleriſchen Kräfte, die ich vorfand, und habe von dem nie abgelaſſen, denn in den vier Jahren meiner Theaterleitung habe ich höchſt ſelten auch nur eine Secunde einer Theatervorſtellung und ſehr wenig Proben verſäumt, gewiß aber auch nur, wenn unabweisliche Hinderniſſe mich abhielten. Für das Luſtſpiel fand ich vortreffliche Kräfte und namentlich einige ältere Mitglieder, die in allererſter Reihe ſtanden und neben dem Vertrautſein mit der Bühne und dem Publicum noch, wie man ſagt, zur „alten Schule" gehörten. Der oft gebräuchliche Ausdruck iſt freilich ſchwer zu definiren, und Laube leugnet ſogar, daß er irgend eine Bedeutung habe, mir aber iſt dieſe immer ſehr deutlich entgegengetreten. Ich verſtehe darunter die Spielweiſe, die ſich im Gegenſatz zum Naturaliſiren, das ſich ohne Studium der Eingebung des Augenblicks überläßt, alle kleinen Details der Rolle ſorgfältig ausarbeitet und dann auf das Geſammtbild mehr Werth legt, als auf einzelne Effectmomente. Das aber kommt nur im Geſammtſpiel zur Geltung, denn es kann allein auf die Kenntniß des Gegenſpiels baſiren, und dadurch nur kann eine unbedingte Natürlichkeit in der Darſtellung begründet werden. Im Luſtſpiel, indem ſich die jüngeren Kräfte der Spielweiſe der älteren Mitglieder anſchloſſen, fand ich, wie geſagt, dieſe Durchführung vor. Weniger ausgeglichen war der Stil im Converſationsſtück und Schauſpiel, am wenigſten in der Tragödie. Ich nahm mir alſo vor, auf dem Luſtſpiel fußend, allmälig die ernſteren Aufgaben vorzubereiten und gemeinſame, unermüdliche Anſtrengungen ließen uns dem Ziele der Vollendung immer näher kommen, ſo daß wir nach einiger Zeit ſogar im höhern Drama nahezu muſtergiltiges Enſemble aufweiſen konnten. Für das Converſationsſtück, das ich als beſte Schule für die Schauſpieler möglichſt cultivirte, kam mir neben dem Fleiße des Regiſſeurs Feltſcher, der, ſelbſt ein tüchtiger Darſteller für Bonvivants, ſich ſchnell in meine Wünſche betreffs der Redetempos und der Arrangements der Scene fügte, noch ein Zufall zu Statten, von dem meine Schauſpieler und ich ſelbſt viel lernten. Gleich im erſten Winter mußte eines Ausbaues und neuer Decorirung des Zuſchauerraumes wegen das Theater vier Wochen lang geſchloſſen werden und fünf meiner Schauſpieler beſchloſſen, dieſen außergewöhnlichen Urlaub zu einem Geſammtgaſtſpiel zu benutzen. Sie ſuchten natürlich nach Stücken, in denen ſie allein, oder doch in bedeutenderen Rollen beſchäftigt waren und wählten vor allen das „Glas Waſſer" von Scribe, das ſie ſo fleißig anfingen zuſammen zu ſtudiren, daß ihnen bald der Gedanke kam, das Stück ganz ohne die Unterſtützung des Souffleurs zu ſpielen. Ich faßte den Gedanken lebhaft auf und unterſtützte ihn nach Kräften. In jedem freien Augenblick, oft zu früheſter Morgenſtunde, wurde auf der Bühne und wenn

dieſe etwa durch Opernproben beanſprucht war, im Concertſaal probirt, und ich fehlte nie und unterſtützte die Darſtellung durch allerlei kleine Pointen des Zuſammenſpiels, die mir aus der Erinnerung unzähliger deutſcher und franzöſiſcher Aufführungen, zum Theil der bedeutendſten Künſtler, die ich geſehen hatte, im Gedächtniß waren. Es wurde in der That Alles ſo in einander gefügt, eine Reihe von kleinen Effecten dem Einen immer vom Andern vorbereitet, die ſich nun ganz natürlich entwickelten, im Gegenſatz zu der Manier, in der jeder einzelne Darſteller ſeine Effectſtellen gewiſſermaßen vom Zaun brechen muß, daß wir ſchon in den Proben große Freude an dem Studium hatten. Jeder vergaß ſeine eigene Rolle über das ganze Stück, das er nun auch vollſtänig auswendig wußte; ſpielte ſicher alle Reden der Anderen mit und es entſtand eine ſo vollkommene Einheit des Redetempos, der Accentuation, der Gruppirung, die ſich ungemacht belebte, daß in der That der Eindruck eines feſtgefügten Baues entſtand. Wie ein Feſt erwarteten wir Alle den Tag der Aufführung und ich entſinne mich, daß ich mitten in einem Diner, das eigentlich mir zu Ehren gegeben war, zum höchſten Staunen der Wirthin aufbrach, weil ich natürlich dem Wagniß vom erſten Wort an beiwohnen wollte. Das Publicum merkte es kaum, daß der Kaſten des Souffleurs fehlte, denn der war verſchwunden, ja ſchon vor den letzten Proben fortgeſchickt worden und faſt nahmen es meine Schauſpieler übel, daß ich ihn doch, der Sicherheit halber, hinter die erſte Couliſſe geſtellt hatte; das oft geſehene Stück mit den bekannten heimiſchen Kräften beſetzt, erregte keine beſondere Spannung, aber ſchon nach den erſten Scenen belebte ſich das Intereſſe. So hatte man das Stück doch noch niemals ſpielen ſehen; befremdet fragte man ſich nach der Urſache und ſchließlich, in immer wärmer werdender Theilnahme, ſteigerte ſich der Erfolg, der Beifall, die Hervorrufe, als gälte das Alles einer Novität, oder einem berühmten, virtuoſen Gaſte. Das alte, faſt abgeſtandene Glas Waſſer ſprudelte, ſo credenzt, wie eine friſche, noch unbekannte Quelle des Vergnügens. Sehr bald konnten wir das Stück wiederholen und das Publicum fand ſich außergewöhnlich zahlreich ein, eben ſo beifallsluſtig als das erſte Mal, obgleich es nicht verſtehen konnte, daß lediglich die Entfernung des Souffleurkaſtens ſolche Umwandlung hatte hervorrufen können. Diesmal hatten die Schauſpieler, ſchon ehe ich kam, den Souffleur in's Parterre geſchickt, damit er ſich doch einmal ein Stück anſehen könnte und in der That — er war unnöthig. Als der Vorhang zum letzten Mal gefallen war und ich auf die Bühne trat, umringten mich die fünf Darſteller mit der freudigen Erregung eines errungenen Triumphes. „Und keine Silbe hat gefehlt", rief der Regiſſeur Feltſcher. „Nur Sie haben vergeſſen zu ſagen „Weigern Sie ſich!" erwiederte ich ihm. „Hoxar (der Darſteller des Maſham), der ſich nicht einmal von ſeinem Mitſpieler etwas zuflüſtern laſſen wollte, hatte ſich aber, auch ohne Ihren Rath abzuwarten, ſchon geweigert." Ich konnte wirklich das Stück auch auswendig.

Der Vortheil dieſer Uebung, die übrigens auf der franzöſiſchen Bühne nichts Ungewöhnliches iſt, wo jedem Stücke wenigſtens zehnmal ſo viel Proben werden, als auf den meiſten deutſchen Theatern, was das Geheimniß des weit vollendetern Enſembles erklärt, ſtellte ſich augenſcheinlich dar und trug uns für die Zukunft reichliche Früchte. Bei dem immer wechſelnden Repertoire, der geringen Zahl von Wiederholungen, die das kleine Publicum nur geſtattete, wäre eine ſo ſorgfältige Vorbereitung für jedes Stück unmöglich geweſen; aber der einheitliche Ton war doch gegeben, das Geheimniß des

Zuſammenſpiels gelernt und bewährt und kleinere Stücke wurden ſpäter noch vielfach, gleich von Anfang, ſo einſtudirt, daß ſie des Souffleurs entbehren konnten, ja ein kleines, freilich oft gegebenes, aber nicht ohne Souffleur einſtudirtes Stück, das einmal, bei plötzlicher Erkrankung einer Schauſpielerin während der Vorſtellung, eingeſchoben werden mußte, ſpielten die Schauſpieler ohne Bedenken, das Souffleurbuch nicht abwartend, das nicht ſofort bei der Hand war.

Gelernt hatten wir Alle bei unſerer Arbeit am Glas Waſſer, zumeiſt aber ein junger Schauſpieler, Herr von Hoxar, der, faſt durch einen Zufall, noch ſehr jugendlich, aus untergeordneter Beſchäftigung an untergeordneter Bühne zu uns gekommen war, zunächſt um dritte Liebhaber und Aushülfsrollen zu ſpielen. Wenn auch auf dem Theater einer wandernden Bühne aufgewachſen, fehlte ihm doch, als er kam, bis auf die Zuverſicht faſt Alles, um in unſern Rahmen zu paſſen; aber bei unverkennbarem Talent gelang es ihm durch eiſernen Fleiß, jeden auch den härteſt ausgeſprochenen Rath ohne Verſtimmung gern anhörend und willig befolgend, in kurzer Zeit die Verbildung der kleinen Bühne abzulegen und faſt unglaublich ſchnelle Fortſchritte zu machen. Er hatte gleich nach Antritt des Engagements den Maſham ſpielen müſſen bei Gelegenheit des Gaſtſpiels einer berühmten Herzogin von Marlborough, aber damals fiel er ſo aus dem Rahmen, daß ich entſetzt war; denn die Vorliebe der drei Damen des Stückes für dieſen jungen Officier wurde faſt lächerlich. Wenige Monate ſpäter und hauptſächlich durch das Mitarbeiten an dem oben beſchriebenen Studium, reihte er ſich vollkommen ein und hatte einzelne naive Töne, die ich an keinem deutſchen Schauſpieler in dieſer Rolle geſehen hatte und die an Delaunay am Théâtre français in Paris erinnerten. Von da ab, aber immer unabläſſig lernend, ſtieg der junge Schauſpieler ſchnell in der Gunſt des Publicums, das ihn zuerſt belächelt hatte und deſſen entſchiedener Liebling er in wenig Jahren wurde. Ich habe daraus geſehen, daß der gewöhnlich an Anfänger ertheilte Rath, an einer untergeordneten Bühne recht viel zu ſpielen, um Sicherheit und ein Repertoire zu gewinnen, ein durchaus falſcher iſt. Eine einzige Rolle, auf das Genaueſte ſtudirt, auf einem guten Theater zwiſchen bedeutenden Kräften hilft mehr, als das überſtürzte Vielſpielen, das natürlich ein ſorgfältiges Studium ausſchließt und an das unzuverläſſige Naturaliſiren gewöhnt.

Neben der leichtern Tagesliteratur, die, das Repertoir fleißig zu wechſeln, in möglichſt großer Auswahl gebracht wurde, ſuchte ich dem claſſiſchen Drama eine discrete, aber achtungswerthe Stellung zu ſichern, was freilich nicht leicht war. Der vollendeten Darſtellung waren wir nicht gewachſen und wie ich mit Zagen, ſo gingen die Schauſpieler mit matterem Eifer an die ſchwierigeren Aufgaben, die das Publicum mit geringer Theilnahme zu belohnen pflegte. Außerdem brachten uns die Gaſtſpiele auswärtiger Künſtler immer ein oder das andere claſſiſche Stück, das dann beſonders vorbereitet wurde. Um ſo lieber war es mir, wenn ich ein noch nicht aufgeführtes Drama unſerer ältern Literatur einrichten und vorführen konnte, das den Darſtellern den Sporn und Reiz der neu zu ſchaffenden Aufgaben, dem Publicum das Intereſſe einer Novität bot. Als erſtes verſuchte ich „Das Trauerſpiel in Tyrol“ von Karl Immermann zur Aufführung zu bringen; ein Stück, das mir von der Jugend an ſehr lieb war. Die, wenn auch flüchtige Bekanntſchaft des Dichters, die Freundſchaft zu ſeiner ganzen Familie, hatte mich mit allen ſeinen Werken früh bekannt werden laſſen und wenn

Digitized by Google

ich so mit kritikloser Bewunderung und Hingabe begonnen hatte, so war ich mir doch sehr wohl in späteren Jahren bewußt geworden, welche Schwierigkeiten sich der dramatischen Wirkung entgegenstellten. Ich wollte es versuchen, diese so viel als möglich zu überwinden, unabgeschreckt durch den geringen Erfolg, den kurz vorher Eduard Devrient und Heinrich Laube mit der Darstellung desselben Stückes in Karlsruhe und Wien erzielt hatten. Immermann, der die mehr epische als dramatische Wirkung seines Trauerspiels in der ersten Bearbeitung wohl gefühlt hatte, hat bekanntlich dasselbe selbst einige Jahre später für die Bühnenaufführung umgearbeitet und neben der Entfernung einiger mir sehr lieber Stellen eine neue Scene hinzugefügt, die eigentlich einen ganzen Act bildet, wenn sie auch nur im Cabinet des Fürsten Metternich zwischen diesem und seinem Legationssecretair spielt. So meisterhaft diese Scene an sich ist, so fällt sie doch in ihrem politisch-epigrammatischen Salonton vollkommen aus dem schlichten Pathos der Tragödie heraus und zersetzt in einer durch die Combination fast verletzenden Weise die kindliche Vaterlandstreue, die opfermuthige Hingabe der Helden des Stückes. Sie erscheinen als schändlich Betrogene, ihre ganze Begeisterung als eine kurzsichtige Thorheit und ihr Todesopfer um ein Nichts gebracht. Das ist die Gerechtigkeit der Geschichte, nicht der Tragödie, und wenn die einfältige Schwärmerei des Helden zur tragischen Schuld wird, die das Vaterland in's Verderben reißt, nur um einem servilen Hirngespinnst nachzujagen, so schwächt das unser Mitleid und das wenn auch noch so geistreiche Geplauder, in dem uns Das enthüllt wird, wirkt halb widerwärtig, halb abkühlend der Erhebung gegenüber, in die uns die Dichtung bringen soll. Ich ließ einfach diese Scene fort und combinirte mir aus der ersten und zweiten Bearbeitung eine dritte, in der ich manche Scene aus der ersten restituirte. Eine ganz besondere Hoffnung für den Bühnenerfolg setzte ich auf die Schlachtscenen des zweiten Actes, die ich mir so arrangirte, daß sie ohne Verwandlung der Bühne abgespielt wurden. Ich komme darauf zurück. Die Besetzung des personenreichen Stückes bot manche Schwierigkeit, doch hatte ich für die Hauptfigur des Hofer an Herrn Keller einen Schauspieler, der nicht vortrefflicher dafür gefunden werden konnte. Neben passendster äußerer Erscheinung traf er die Naivetät des Bauern, die tragische Begeisterung, die edle religiöse Zuversicht so meisterhaft und brachte Alles so mit von jeder falschen Sentimentalität freien Schwärmerei zur Anschauung, zugleich mit der discreten Färbung glücklich aufgefaßter Nationalität, schlau zugleich und treuherzig, daß sein Bild volle poetische und historische Wahrheit vereinigte. Auch die untergeordneteren Aufgaben wurden mit aller Hingabe ergriffen und durchgeführt. Der erste Act, der mit der meisterhaften Scene beginnt, in der der übermüthige Speckbacher Nachrichten empfängt und Ordre ausgiebt für die bevorstehende Erhebung des Landes in Gegenwart des übersichern Feindes, ist eine der glücklichsten Expositionen, die unsere dramatische Literatur aufzuweisen hat. Neben der schärfsten Charakteristik der beiden Nationalitäten, die sich gegenüberstehen, läßt sie die tragische Warnung vor dem Untergange der tyrolischen Erhebung durchklingen und führt durch einen tief ergreifenden Kampfbericht des alten Peter Mayer mitten in die Handlung hinein. Die Erwählung Hofer's zum Führer und Haupt der Insurrection schließt den Act wirkungsvoll. Der zweite Act, wenigstens nach meiner Bearbeitung, zeigt uns die siegreiche Schlacht am Berge Isel. Mir standen nur geringe Mittel zu Gebot: etwa über ein Dutzend französische Uniformen hatte ich zu verfügen und

der größte Theil der Tyrolercostüme mußte geschafft werden. Aber hier lernte ich mit Geringem Maß halten und mit kleinen Mitteln große Wirkung erzielen. Ich hatte quer über den Hintergrund einen hohen steigenden und fallenden Felsenpfad bauen lassen, von dem ein anderer sich auf die Bühne abzweigte. Während nun der beengtere Vorderraum der Bühne für die eigentliche Handlung frei blieb, war jener schmale Felsenweg zur Repräsentation des Kampfes bestimmt. Von da kamen erst die Tyroler oder zogen zur Schlacht, eine unabsehbare Reihe, denn die Vorübergeschrittenen kamen in immer veränderten und beschleunigten Gruppen, genau auf das Wort einstudirt, wieder. Dann hörte man fern und immer näher den Kampf und nun kamen die Franzosen in wilder Flucht über denselben Felsenpfad, eben so einstudirt, zuerst noch zurückschießend auf den verfolgenden Feind, dann einzeln oder in Gruppen fliehend und immer wieder dieselben, aber meine zwölf Franzosen gaben das vollständige Bild eines ganzen in der Auflösung befindlichen Heeres. Zuletzt lagen sie als Todte über die Felsenvorsprünge gruppirt. Das Alles schloß sich der Handlung auf der Vorderbühne, deren Mittelpunkt Hofer bildete, genau an. Die tief ergreifende Scene, in der die alte, humoristisch derbe Tyrolerin den jungen Eidam bringt, um ihn in die ersten Reihen des Kampfes zu stellen, dann die Nachrichten aus der Schlacht, das Andrängen an Hofer, mit seiner Schaar einzugreifen, das lustige Tyrolerlied der Gebrüder Rainer, mit dem sie dann auf den Feind in den Tod für das Vaterland stürmen und nach kurzer Zwischenscene, die die Auflösung der Franzosen und die Sterbescene des Obrist Fleury zeigt, das Zurückkehren der siegreichen Tyroler, alles Das kam so lebendig, so erschütternd zur Anschauung, dazu so ineinandergreifend, daß ich kaum eine größere dramatische Wirkung kenne. Nun schließt aber der Act mit der Botschaft, die Hofer an den Kaiser absendet, alles Das in schlichtem Wort recapitulirend, was eben vor unserm Blick sich lebendig gestaltete. In den Proben erst trat es mir entgegen, wie hier die Wirkung des Actes anfing sich abzuschwächen. Ein glücklicher Einfall ließ uns das überwinden und zwar durch ein ganz kleines Mittel. Bei den ersten Worten Hofers: „Jetzt geh' zum Kaiser, Eisenstecken!" ließ ich die erste Geige im Orchester ganz leise die Melodie intoniren: „Gott erhalte Franz den Kaiser!" Immer voller wurde sie, wie die Botschaft wuchs und als der Vorhang fiel, mit den Worten: „Das Alles sag' dem Kaiser, Eisenstecken!" fiel das ganze Orchester mit den feierlichen Tönen der österreichischen Nationalhymne ein zu ergreifendster Wirkung. Schon in den Proben hatte sich manches Auge mit Thränen gefüllt bei diesem Schluß. Der Eindruck dieses Actes war freilich schwer zu überbieten, und wir hatten erst zwei Aufzüge hinter uns, aber der dritte schlug in ganz anderer Weise ein. Ich ließ ihn mit einer wieder aufgenommenen Scene aus der ersten Bearbeitung zwischen Hofer und seinem Sohn beginnen und schloß mit dem wundervollen Gespräch zwischen dem Vicekönig von Italien und Hofer, in dem sich das Grundthema des Gedichtes — der Begriff der Treue — so ergreifend und so tragisch zugleich entwickelt. Der vierte Act war ganz kurz und zeigte uns nur den Auszug der Tyrolerinnen aus der Heimat; ich ließ ihn auf einer Felsenerhöhung spielen, die ganz hart an das Proscenium herangebaut war, während die tief gehängte Landschaft der Hintergardine eine weite und im Grunde liegende Fernsicht zeigte. Dadurch schob sich die Gruppe ganz dicht an die Zuschauer und als fern auf einem Felsenvorsprung der halb wahnsinnige Hofer erschien, auf den die Weiber die Schuld des Untergangs des

Landes, die Verantwortung für den Tod ihrer Gatten und Söhne wälzten, schloß der Priester Donay mit dem Entschluß, Hofer für das Land zu opfern. Der letzte Act brachte die Gefangennahme des Helden und ich hatte ihm durch ein landschaftlich schönes Bild der Localität, das nur kurze beschneite Tannen zeigte, einen poetischen Hintergrund zu geben gesucht. Nichts desto weniger stand er in der Wirkung den früheren Acten nach, ohne jedoch dem Gesammteindruck des Stückes Abbruch zu thun.

Die vollkommen gelungene Hoferaufführung war eine große Freude und ein wahrhafter poetischer Genuß, der ganz ungetrübt blieb, denn bis in die kleinste Rolle hinein war nichts Störendes, die Harmonie des Eindrucks Vernichtendes vorgekommen. Meiner Bühne und ihren fleißigen Kräften gereichte sie zur Ehre und ich selbst lernte viel aus derselben und gewann den Muth, vor keiner Ausstattungs- oder Regieschwierigkeit mehr zurückzuschrecken, denn ich wußte nun, wie ich auf Talent, Fleiß, guten Willen, der sich zur Begeisterung steigern konnte, Seitens meiner Schauspieler rechnen durfte. Was mir aber den Abend noch besonders bedeutungsvoll und zur unvergeßlichen Lebenserinnerung machte, war der Umstand, daß meine treueste Jugendfreundin, die mir durch's Leben fast eine Schwester war und blieb, die Witwe Karl Immermann's, zur Aufführung gekommen war und daß so in unserer kleinen Prosceniumsloge die ergreifendsten Erinnerungen sich um die Darstellung und das Lebendigwerden des Gedichtes rankten.

IV.

In die erste Saison meiner Schweriner Theaterleitung fiel die Feier des dreihundertjährigen Geburtstages Shakespeare's, die mit Recht von allen deutschen Bühnen festlich begangen wurde, je nach den Kräften, die ihnen für eine solche Huldigung des größten dramatischen Genies aller Zeiten und Nationen zu Gebot standen. Die deutschen Theater, die sich gewöhnt haben, den großen Briten fast wie einen vaterländischen Bühnendichter zu betrachten und seine Dichtungen an die Spitze der classischen heimischen dramatischen Literatur zu stellen, waren vor allen berechtigt und verpflichtet zu dieser Feier, und das Schweriner Theater durfte natürlich nicht nachbleiben. Mit der einfachen Vorführung eines oder mehrerer Shakespeare'schen Stücke, der ich nicht einmal hoffen durfte, eine annähernde Vollendung zu geben, wollte ich mir aber nicht genügen lassen, und so faßte ich nach mancherlei Ueberlegung den Plan, das in Deutschland populärste Drama des Dichters, das zugleich in seinem ganzen Charakter das deutscheste ist, den Hamlet, auf einer möglichst nach Muster der Shakespearischen hergerichteten Bühne zur Darstellung zu bringen. Ein Vorspiel, in dem Shakespeare und seine Schauspieler vorgeführt sein würden, sollte die historische Einleitung geben, und dann wollte ich die Bühne ganz so zeigen, wie sie damals in England war, das heißt ein Gerüst mit einem über die ganze Bühne laufenden Balcon, von dem zu beiden Seiten je eine Treppe auf das Proscenium führte, die die kleinere innere Bühne, vom Balcon bedacht und durch Vorhänge geschlossen, einrahmten, Alles, wie das die Sitte der Tragödie bedingte, mit dunklen Teppichen bekleidet. Natürlich sollte das Bret nicht fehlen, das über die Mitte des Balcons bei jedem Ortswechsel herabgehängt wurde, und auf dem der Ort der Handlung angezeigt war. Uebrigens sollte sich Alles ohne Fallen des Vorhangs und natürlich ohne weitern Wechsel der Decoration abspielen. Ich hatte sogar die Absicht, wie das bei Shakespeare geschah, zu beiden

Seiten des Proſceniums auf Seſſeln ein kleines Publicum im Coſtüme der Zeit zu etabliren, das in den Zwiſchenacten wie ein moderner Chor die hiſtoriſchen und poetiſchen Beziehungen des Stückes erörtert hätte. Ich fing ſchon an das Stück für ſolche Bühne einzurichten, und das ging überraſchend leicht, ja eigentlich von ſelbſt. Man fand ſofort, wo Jeder hinzuſtellen war, vom Anfang bis zum Ende. Ueber den Balcon ſchritt der Geiſt entlang, dort trat ihm Hamlet entgegen, folgte ihm die Treppe hinunter, und hinter den Vorhängen der kleinen Bühne verſchwand der Geiſt. Dann das erſte Begegnen Hamlet's und ſeiner Mutter, das ſich auf der gewohnten Bühne faſt lächerlich darſtellt, wenn ſie zuſammen auftreten und ſich dann, wie bei einem erſten Sehen, begrüßen. Hamlet kam von der einen Seite die Treppe herunter, König, Königin und Gefolge von der andern. Wenn ſie ſich dann auf dem Proſcenium gegenüber ſtehen, während das Gefolge ſich noch auf der Treppe gruppirt, kommt die Anrede ganz natürlich. Die kleine Bühne unter dem Balcon gab die intimeren Scenen im Hauſe des Polonius, ſpäter der Vorhang derſelben die Tapete, durch die Hamlet den Polonius erſticht. Die Komödie ſollte auf dem Balcon ſpielen, die Zuſchauer, König und Königin auf der einen, Ophelia und Hamlet auf der andern Treppe gruppirt ſein. Wie geſagt, der ganze Plan war fertig und ich bearbeitete ihn mit eingehendem Studium vor, ja, ich verſprach mir große Freude von der Ausführung. Nichts deſto weniger gab ich ihn auf, nicht allein weil mir die Gefahr klar wurde, mehr eine literarhiſtoriſche Curioſität hinzuſtellen als einen wirklichen Kunſtgenuß hervorzurufen. Beſonders ſchreckte mich mein Schweriner Publicum ab, das keinen Geſchmack an dieſem Verſuch gefunden hätte und ohnehin vor claſſiſchen Stücken und namentlich vor Shakeſpeare eine gewiſſe Scheu hatte. So war mir gleich im erſten Winter einmal eine ſehr ſorgſam einſtudirte Vorſtellung des „Kaufmann von Venedig", auf die ich zurückkomme, ſo leer geblieben, daß ich etwa neun Thaler über das Abonnement einnahm. Damals erzürnte mich das noch ſo, daß ich am andern Morgen auf das Theaterbureau ſtürmte und die Rollen des Hinko zum Austheilen verlangte. Die Schauſpieler wollten mir erſt nicht glauben, aber die ſchon ganz verſtaubten, zerriſſenen und vergilbten Rollen wurden vertheilt und nach einigen flüchtigen Proben das Stück an einem Sonntage bei geräumtem Orcheſter aufgeführt. Das Publicum wußte nicht, daß es meinem Kaufmann von Venedig-Zorn dieſe Wiederbelebung verdankte, und hatte ſich ganz harmlos eingeſtellt. Ich ſelbſt aber muß dem Hinko, den ich faſt aus Hohn ſpielen ließ, die Genugthuung widerfahren laſſen, daß mich die Darſtellung mit der Kindheitserinnerung an die erſte Aufführung des Stückes, die ich als Schüler in Magdeburg erlebte, wirklich feſſelte, und ich mir eingeſtehen mußte, daß die Naivetät dieſer Theatermache reiner und ſittlicher, wenn auch nicht künſtleriſcher anregt als die raffinirten Effectdramen ſpäterer Zeit, die die Kritik auf's Schild hob. Nicht unweſentlich aber trug die mangelnde Theilnahme an meiner Kaufmann von Venedig-Vorſtellung dazu bei, meinen Plan für die Shakeſpeareſeier fallen zu laſſen. Ich würde ihn auch hier gar nicht erwähnt haben, hätte ich nicht aus den Vorbereitungen viel gelernt und namentlich für die Bearbeitung und Inſceneſetzung Shakeſpeare'ſcher Stücke, von denen ich gerade hier reden will. Wenn man ſich die Werke des Dichters ſo zurückconſtruirt auf den Raum, auf den ihre Darſtellung berechnet war, wird uns die muſterhafte Technik Shakeſpeare's klar und manche falſche Vorſtellung ſchwindet, mit der uns die Romantiker, das Bei-

ſpiel dieſes Meiſters der Bühne anführend, die Zerriſſenheit der Handlung, das Umſtürzen der Einheitstheorie als Geſetz hinſtellen wollten. Ich verweiſe hier, wo der Raum fehlt, das gründlich zu beweiſen, auf das vortreffliche Werk meines Freundes Guſtav Freitag: „Die Technik des Dramas“, in dem er uns beweiſt, wie auch in dieſer Beziehung von Shakeſpeare zu lernen iſt und wie Das, was den romantiſchen Kritikern als geniale Planloſigkeit erſchien, überlegteſte Berechnung war. Das dürfen nun vor Allen die Bearbeiter und Regiſſeure der Werke des großen Dramatikers nie aus den Augen laſſen. Mir wenigſtens iſt es ſtrenge Richtſchnur geweſen, und zwar mit dem beſten Erfolge. Ehe ich das aber an einem Beiſpiele beweiſe, muß ich meine Anſicht über die Bearbeitung Shakeſpeare'ſcher Stücke für unſere moderne Bühne und den Raum, den man dieſem Dichter überhaupt auf derſelben einzuräumen hat, im Allgemeinen feſtſtellen.

Es bedarf wol kaum einer Verſicherung, daß es keinen aufrichtigern Bewunderer des Dichters geben kann als ich bin und daß das Studium ſeiner Dramen ſich durch mein ganzes Leben zieht. Nichts deſto weniger halte ich es für durchaus falſch, wenn man dieſe fortwährend auf dem Repertoire verlangt, und namentlich wenn man alle Dichtungen ohne Ausnahme für unſere heutige Bühne bewahrt haben will. Der Schatz, der ewig jung und unvergänglich in der Fülle ſeiner Poeſie, in der Macht ſeiner Charakteriſtik, in der Meiſterſchaft ſeiner techniſchen Vollendung für alle Zeiten bleiben wird, ſo lange eine dramatiſche Vorſtellung die Herzen der Zuſchauer höher ſchlagen laſſen wird, iſt groß genug und braucht nicht durch die Stücke vermehrt zu werden, die vergänglichem, localem Geſchmack huldigend, oder den Intereſſen ſeiner Zeit Rechnung tragend aus der Hand des Meiſters hervorgingen und doch jetzt nur eine ephemere Wirkung erzielen könnten. Die meiſten der hiſtoriſchen Dramen zum Beiſpiel gehören England allein, und ein gutes Theil der Luſtſpiele der Literatur, nicht der Bühne. Es ſoll damit das Verdienſt vieler gelehrter und bühnenkundiger Bearbeiter gewiß nicht geſchmälert werden und ich kann den Fleiß und die gründliche Hingabe meines Freundes Gisbert von Vincke nur anerkennen, mit dem er eine Reihe unaufführbarer Shakeſpeare'ſcher Dramen dem Theater zu retten verſuchte, aber ich kann mich nicht überzeugen, daß damit viel mehr als eine literariſche Pietät von ſchnell vorübergehendem Intereſſe erfüllt wird, und mißlich bleiben dieſe Bearbeitungen immer, die in den Kern der Dichtung hinein ſchneiden müſſen und ſomit ihr Weſen wandeln und nur Aeußerliches beſtehen laſſen. Eben ſo wenig ſcheint es mir zu billigen, was man in London vielfach verſuchte und anfängt auch in Deutſchland nachzumachen, durch decorativen Schmuck und Ueberladung die Theilnahme an den Dichterwerken zu erhöhen. Shakeſpeare bedarf dieſes äußern Schmuckes, den ſeine blühende bilderreiche Diction ganz entbehrlich macht, eben ſo wenig als er tief eingreifende Auslaſſungen und Wandlungen verträgt. Die Stücke, die, ziemlich wie ſie vorliegen, nicht mehr bühnenbrauchbar ſcheinen, oder auf dem Theater keine nachhaltige Wirkung zu erzielen vermögen, ſoll man den Leſern zum Studium überlaſſen, denn auch ſo ſind ſie unverloren. Wo uns aber unvergängliche dramatiſche Lebenskraft zu beſtehen ſcheint, ſollen wir ohne Zuthat noch weſentliche Veränderung nur im Sinne der Darſtellung durch den Dichter ſeine Werke vorführen. Da dürfen wir nun nicht vergeſſen, daß ſeine Bühne ſich nicht decorativ veränderte und der gleiche Raum, auf dem ſeine Dichtung ſich abſpielte, ſchon eine Einheit oder doch den Eindruck der-

ſelben hervorrief, die vernichtet wird, wenn nach jeder Scene eine Verwandlung unſere Illuſion und den Zuſammenhang der Aufführung zerreißt. Mit der Erfindung einer Decoration, die unverändert der Vorführung einer Reihe von Scenen dient, die dadurch ineinander greifen, kommen wir der Darſtellung unter der Leitung des Dichters nahe und ſtellen durch eine ſcheinbare Künſtelei nur wieder die urſprüngliche Wirkung her.

Von dieſem Geſichtspunkte ausgehend, auf denſelben hingeführt durch den Verſuch, mir ein Stück ganz auf der alten Bühneneinrichtung zu reconſtruiren, verſuchte ich es, mir eins der lieblichſten Luſtſpiele Shakeſpeare's zur Feier ſeines dreihundertjährigen Geburtstages für die Schweriner Bühne zur Darſtellung einzurichten. Ich hatte dazu „Was Ihr wollt" gewählt, ein Stück, das in mannigfachen Bearbeitungen immer wieder auf der deutſchen Bühne aufgetaucht war, wenn auch ſelten mit durchgreifendem Erfolg. Ich ſuchte den Grund dieſer nicht vollkommenen dramatiſchen Wirkung bei ſo großem Reichthum der Handlung und Fülle poetiſcher und humoriſtiſcher Geſtaltung in dem Umſtande, daß der fortwährende Wechſel der Scene nicht allein die Stimmung des Zuſchauers zerſplitterte, ſondern auch die Zuſammengehörigkeit der kunſtvoll ineinander gefügten Gruppen vollkommen aufhob. Das Luſtſpiel hatte mir bis dahin in der Darſtellung immer den Eindruck gemacht, als hätte man zwei Stücke durcheinander gemiſcht und das Intereſſe an dem einen ſchade immer wieder dem Intereſſe an dem andern, während die Gruppen, wenn ſie auf einen Raum gedrängt würden, ſich gegenſeitig ergänzen und ihren Eindruck ſteigern müßten. Der Erfolg bewies mir, daß ich in meiner Annahme nicht fehl gegriffen hatte.

Es gelang mir, Decorationen für das Stück zu erfinden, die, ohne im Acte zu wechſeln, ſogar geſtatteten daſſelbe in drei Acte zu theilen mit Auslaſſung einer Menge von Zeitanſpielungen, mit denen der Dichter das puritaniſche Gebahren ſeiner Tage geißelte, und die jetzt wirkungslos erſchienen. Für den erſten Act war die Decoration freilich etwas gezwungen. Sie ſtellte den Platz vor einem offenen Hafen vor. Hart am Hintergrund der Eingang zum Palaſt des Fürſten, im Vordergrund derſelben Seite der Eingang zu einer Schänke. Auf der andern Seite vorn der Palaſt Olivia's mit einer kleinen Terraſſe, nach der Bühne zu durch eine Mauer abgegrenzt. Das einmal angenommen, erſchien Alles ſehr einfach, und ich hatte nur eine Gondelfahrt für den Fürſten einzulegen, die zwanglos ſeine Scenen mit Viola auf dem Wege zum und vom Hafen auf den Platz verlegte. Die Botſchaften zu Olivia hinüber und zurück wurden ganz anſchaulich, die Trinkſcenen der Junker vor der Schänke und doch vor Olivia's Fenſter ergaben ſich leicht, und noch mehr: die Verwechſelung der Geſchwiſter brachte gleich die ergötzliche Wirkung, wenn man Viola auf der einen Seite in den Palaſt verſchwinden und zugleich Sebaſtian auf der andern Seite auftreten ſah. Ich hatte die Schlegel'ſche Ueberſetzung beibehalten und nur die komiſchen Scenen der Junker neu und für die Schauſpieler mundgerechter überſetzt. Die etwas geſchrobenen Schlegel'ſchen Conſtructionen, die den Wortwitz erſt nach einigem Nachdenken verſtändlich machen, brechen den komiſchen Effect, den nur das ſchnellſte Verſtändniß ermöglicht. Eine discrete Muſik, die ein Freund, der Kapellmeiſter André, componirt hatte, und die nur eintrat, wo das Stück und der Dichter ſie verlangten, illuſtrirte das phantaſtiſche Spiel auf das Glücklichſte. Dazu kam, daß mir für die Viola in Frau Otto-Martineck eine Schauſpielerin zu Gebote ſtand, wie ſie für die Shake-

Digitized by Google

ſpeare'ſchen Luſtſpiele nicht glücklicher beanlagt zu finden war, denn noch glänzender bewährte ſich dieſelbe ſpäter in der noch ſchwierigern Aufgabe der Roſalinde in „Wie es Euch gefällt". Empfindung bis zum tragiſchen Ausdruck und Humor, der aus dem Verſtand entſprang und von ihm gezügelt und geleitet wurde, beſaß dieſe Darſtellerin in hohem Grade. Fräulein Röckel war eine vortreffliche Maria, die komiſchen Figuren in beſten Händen, und Herr Keller ſpielte nach langem Widerſtreben den Malvolio meiſterhaft. Er verweigerte die Uebernahme dieſer Rolle, weil er behauptete, keinen Humor zu haben, und mit Mühe nur überzeugte ich ihn, daß ich ihn gerade deshalb für dieſe Rolle beſonders geeignet hielte. Malvolio iſt eine Charakterrolle, ein aufgeblaſener Pedant, und ſoll nur dadurch komiſch wirken, daß er wider Willen in komiſche Situationen gebracht wird. Der Geſammteindruck gab mir Recht, denn Malvolio erntete reichen Beifall, den der Darſteller wie unbegreiflich und ihm nicht zukommend Anfangs zurück weiſen wollte. Es wurde nicht über Malvolio gelacht, aber man lachte ihn aus. Das war der Effect, den ich wollte und den ſicher auch der Dichter beabſichtigte.

Ich hatte die Freude, daß das Stück, dem das Publicum in ſeiner Scheu vor Claſſicität nicht gerade vertrauensvoll entgegen kam, glänzend einſchlug, beliebtes Repertoireſtück wurde und ſich als ſolches erhielt. Beſonders hatten die Schauſpieler Freude an demſelben und es war immer wie ein Feſttag, wenn wir es anſetzten. Zu meiner Shakeſpeareſeier hatte ich aber an demſelben das allerglücklichſte Feſtſtück und konnte, da es ſich ſehr rapide abſpielte, noch ein tiefpoetiſches Feſtſpiel meines Freundes Halm hinzufügen, in dem am Hofe der Königin Eliſabeth eine Reihe von Scenen aus den Meiſterwerken Shakeſpeare's als belebte Bilder vorgeführt wurden.

Einige Jahre ſpäter verſuchte ich es mit „Wie es Euch gefällt", anlehnend an eine recht practiſche mise-en-scène des Stückes durch Hofrath Dr. Pabſt in Dresden, die ich mir nur, in meiner Weiſe, ummodelte. Der Erfolg blieb hinter dem von „Was Ihr wollt" zurück und das ſchreckte mich ab von einer Bearbeitung des Cymbeline, die ich ſchon begonnen hatte. Die Ueberzeugung, daß nicht Alles, was der Dichter uns hinterlaſſen hat, noch heute auf unſere Bühne paßt, war mir immer feſter geworden. Ueberhaupt muß Shakeſpeare mit Einſchränkung und nicht zu oft auf unſerer Bühne erſcheinen, eben weil er nie von derſelben verſchwinden darf und als höchſte Aufgabe der Schauſpieler dem Publicum nur wie ein Feſt geboten werden muß. Niemals dürfen die Werke des großen Dichters Lückenbüßer werden und ich würde mich niemals entſchloſſen haben, den Namen Shakeſpeare auf den rothen Zettel für eine andere ausgefallene Vorſtellung zu ſetzen. Und doch ſah ich mich gleich in meiner erſten Saiſon genöthigt den Sommernachtstraum ganz plötzlich einzuſchieben, freilich zur Erhöhung der Feſtſtimmung des Tages. In frühſter Morgenſtunde war die für ganz Schwerin überraſchende Nachricht der Verlobung des Großherzogs mit Prinzeſſin Anna von Heſſen-Darmſtadt angekommen und hatte die ganze Stadt in freudigſte Aufregung verſetzt. Wir hatten zufällig für den Abend des Tages eine italieniſche Schauderoper, ich glaube Lucretia Borgia angeſetzt, und das erſchien doch zu unpaſſend für die Stimmung, die wir alle theilten, und die Wiederholung des vor wenigen Tagen erſt mit aller Sorgfalt einſtudirten Sommernachtstraumes ganz geeignet. Etwas Schadenfreude war auch dabei, als ich die Wahl auf dies Stück lenkte. Die Schweriner konnten nämlich das Stück

nicht leiden, denn die Elsen erschienen ihnen albern und die Rüpel gemein. Sie hatten mir das eben ganz unverhohlen von allen Seiten ausgesprochen und gedroht, das Theater ganz leer zu lassen, wenn ich ihnen dies unbeliebte Stück wieder brächte. Und nun setzte ich es ihnen als Erwiederung gerade an einem Tage an, an dem sie doch in's Theater gehen mußten. Ich wollte aber dem Publicum zeigen, daß nicht Eigensinn oder absichtliche Mißachtung seiner Wünsche meine Wahl bestimmte, sondern daß es überhaupt kein passenderes Stück für diesen Tag gebe. Ein Prolog war schnell geschrieben und fast mit Tagesanbruch an Frau Otto-Martineck geschickt, die gleich bereit war, ihn für den Abend noch zu lernen, aber auch in das Stück selbst wurde manche Anspielung mit wenigen Worten eingefügt, so namentlich die Erzählung von Amor's Pfeil, mit der der Dichter seiner Königin Elisabeth eine Huldigung bringen wollte, durch eine Anspielung auf die Verlobung des Landesherrn ersetzt und der Schlußepilog des Puck für den Zweck des Tages umgewandelt. Das Alles flog auf Zetteln an die verschiedenen Darsteller und wurde mit großem Eifer angeeignet. Alles wurde verstanden und zündete, und man hätte meinen sollen, daß das Stück gerade für unsere Gelegenheit gedichtet sei. Niemals ist mir die ewige Jugend der Poesie entschiedener entgegengetreten als an diesem Abend, und das dem Stücke abholde Publicum mußte das auch wol empfinden, denn es begleitete die Dichtung in der freudigsten Erregung einer Feststimmung. Wie ich „Was ihr wollt" auf unverwandelter Bühne auf die scenischen Intentionen des Dichters zurückzuführen versucht hatte, so hatte ich hier seinen Sommernachtstraum der Stimmung der Zuschauer wieder geboten, für die der Dichter ihn gedichtet hatte, denn wir wissen, daß er ein Gelegenheitsstück ist, zur Vermälungsfeier seines Freundes, des Grafen Southampton geschrieben. Aber welch' ein Gelegenheitsstück, und wie frisch duftend noch nach dreihundert Jahren! Für die scenische Einrichtung des Stückes hatten wir ganz die Tieck'sche mise-en-scène adoptirt, die ich bereits von früheren Aufführungen vorfand und die in vieler Beziehung ein Meisterwerk ist. Mit der Auffassung einzelner Figuren und Anordnungen habe ich mich aber niemals befreunden können, und wenn Gervinus, der übrigens viel zu abweisend und geradezu ungerecht gegen diese Tieck'sche Einrichtung des Märchens ist, behauptet, sie sei balletmäßig, so hat er in diesem Punkte Recht. Namentlich trifft das die Darstellung des Puck, aber das hat wol nicht der alte Tieck, sondern die erste Darstellerin der Rolle in Berlin, Charlotte von Hagen verschuldet. Dies Tänzerinnencostüm, diese Balletschritte und Stellungen sind mir immer verkehrt erschienen und ich hatte unsere Darstellerin, Fräulein Röckel ersucht, den Kobold des Waldes plump, etwas tölpelhaft aufzufassen. Die Schauspielerin ging auf die Intention ein, aber das Publicum war befremdet und tadelte die Schauspielerin als ungeschickt und anmuthslos. Ich konnte von meiner Ueberzeugung nicht abgehen, aber ich fand den Fehler — er lag im Costüm und corrigirte ihn später. Puck müßte von einem Knaben jedenfalls als Knabe gespielt werden. Ich hatte für diese Auffassung eine Schauspielerin, Fräulein Brand, die Uebermuth, graziösen Humor und Naivetät in hohem Grade besaß und überhaupt, wenn auch in begrenztem Felde, eine Perle für das Lustspiel war. Sie war klein, fast zu klein, aber gerade deshalb fielen ihr alle Knabenrollen zu und sie konnte zum Beispiel, sehr zum Vortheil der Aufführung, den Knaben Tell spielen, der sonst meist einem abgerichteten Kinde zugetheilt wird. Ich ließ sie den Puck im Knabencostüm spielen, in

Höschen, die wie aus abgeschälter Baumrinde zusammengerissen und gefügt schienen, in einem Wams wie aus großen Waldblättern, eine halbe Haselnuß mit Libellenflügeln als Kappe und eine halbe Eichel als Jagdtasche zur Seite, in der Hand einen kleinen Jagdspieß als Stab. Auf einmal war das Tölpelhafte nicht nur nicht störend, sondern überaus wirksam und eine vermittelnde Figur zwischen der Feenwelt und den Rüpeln hingestellt, die die Gruppen vereinigte. Fräulein Brand reüssirte vollkommen, indem sie die anmuthigste Titania mit dem übermüthigen Bengel Puck vertauschte — denn sie hatte alle Befähigungen dazu, weil nur die Darstellerin tölpelhaft sein darf, die anmuthig ist, und das war unsere „kleine Brand" in natürlichster Weise. Hier hatte aber auch das Costüm einen Antheil an der Wirkung. Man sollte gar nicht glauben, wie wichtig das zuweilen sein kann und wie wenig Begriff die meisten Schauspieler davon haben. Sie denken nur daran, was sie kleidet, nicht was der Rolle steht. Historisch treue Costüme geben gleich den Ton und die Stimmung des Stücks; die Farbe des Gewandes kann den Charakter auf den ersten Blick einführen. Dazu giebt das Costüm kleine Hülfsmittel, die oft sehr wichtig werden. Ich komme noch einmal auf „Was ihr wollt" zurück. Natürlich ließ ich Viola und Sebastian von zwei Darstellern spielen. Werden beide Rollen von derselben Schauspielerin gegeben, so haben wir ein schauspielerisches Kunststück, das uns noch obenein den Schlußeffect kostet, wenn die beiden Geschwister sich gegenüber stehen. Sebastian muß ein Mann sein. Nun wird es nicht immer leicht sein die Aehnlichkeit herzustellen, obgleich in dieser Beziehung das Publicum unschwer zu befriedigen ist. Es will ja nicht selbst getäuscht sein, es will ja nur die Möglichkeit, daß die auf der Bühne sich täuschen. Gleiche Haarfarbe thut schon viel, aber ganz besonders kommt das Costüm zu Hülfe. Die Geschwister kommen aus anderm Lande, können also ganz andern Schnitt tragen als die übrigen Mitspieler, und ganz gleichen, denn Viola trägt des Bruders Kleider. Aber auch die Farbe kann helfen, sie aus den Uebrigen herauszuheben. Ich ließ die Geschwister in Hellblau und Weiß gehen, mit weißen Mänteln, und übrigens kein helles Costüm im ganzen Stück anwenden, nur schwarz, braun, röthlich. So wurde auf einfachste Weise die Verwechselung natürlicher gemacht. Ein feiner Zug in dem Stück schien mich darauf hinzuweisen. Der Geschmack des Landes schien gegen die hellen Farben zu sein, nur der alberne Junker Andreas spricht von geflammten Strümpfen, die er aber auch nicht trägt, und Maria verleitet Malvolio zu gelben Kniebändern, um ihn der Gräfin ganz unleidlich zu machen; aber Malvolio ist kein Dummkopf, er ist nur verblendet aus Eitelkeit und Selbstüberschätzung, er darf die Kniebänder nicht als Caricatur anlegen, wie die meisten Darsteller der Rolle pflegen. Komisch ist es, daß er es thut, nicht wie er es thut, und sie leuchten schon vor, wenn alles Uebrige an ihm dunkel ist. Da ich einmal bei diesen kleinen Costümendetails bin, will ich nur noch erwähnen, daß ich Olivia im zweiten Act, als die Liebe anfängt ihre übertriebene Trauer zu überwinden, zu dem übrigens unveränderten schwarzen Anzug eine bunte Blume in's Haar stecken ließ und für Viola in der Schlußscene des Stückes einen sehr schnellen Umzug ermöglichte, damit der Herzog nicht seine Werbung an einen scheinbaren Knaben zu richten hatte. Es schien auch unweiblich für die Jungfrau, länger in der Verkleidung zu bleiben als nothwendig. An die Auffassung des Malvolio aber, die sich so vortrefflich für den Gesammteindruck des Stückes bewährte, muß ich noch die eines andern Shakespeare'schen Charakters knüpfen,

der eine Parallele mit jenem zeigt. Ich muß auf Widerſpruch gefaßt ſein, wenn ich es ausſpreche, daß ich den Shylock meine. Ich halte den Kaufmann von Venedig durchaus für ein Luſtſpiel und habe ihn als ſolches und dann mit gutem Erfolg aufführen laſſen. Das Beugen unter der Strenge des Geſetzes, mit dem man doch ſpielt und das man ſchließlich durch ein Wortſpiel umgeht, iſt ein Luſtſpielmotiv und wiederholt ſich in der Prüfungsſcene der Freier, vor Gericht, ja in dem kecken Wortſpiele der Ringe im letzten Act. Hätte der falſche Freier das richtige Käſtchen getroffen, Portia hätte ihm eben ſo wenig ihre Hand geſchenkt, als ſie vor Gericht leidet, daß dem Antonio das Fleiſch ausgeſchnitten wird. Hätten wir ein Stück vor uns, das auf tragiſche Wirkung zielte, wie käme die Scene zwiſchen Shylock und Tubal hinein; wäre nicht Jeſſika verabſcheuungswerth, während ſie liebenswürdig ſein ſoll, und endlich, was ſollte der poetiſche Glanzpunkt des ganzen Stückes, der letzte Act? Der ganze Fehler, der die Verwirrung anrichtete, liegt in der falſchen Auffaſſung und Darſtellung des Shylock. Wäre der Jude die tragiſche Hauptfigur des Stückes, der Dichter ließe ihn nicht ſchon im vierten Act, und ſicher nicht ſo verſchwinden. Der tragiſche Held geht zu Grunde, Shylock wird nur überliſtet, er iſt nicht der in der Tragödie Unterliegende, er iſt der im Luſtſpiel Geprellte. Der Dichter hat ſchon dadurch dem Irrthum vorbeugen wollen, den Juden für den Helden des Stücks zu halten, daß er es „Der Kaufmann von Venedig“ nennt, denn das iſt Antonio, nicht Shylock. „Die Kaufleute von Venedig“ wäre vielleicht das Bezeichnendſte geweſen. Wie nun Malvolio komiſch wirken ſoll, ohne ſich komiſch zu geberden, ſo Shylock tragiſch ohne tragiſch zu ſein. Die Situation iſt uns ausreichend für ihn und wird immerhin genug Mitleid für ihn erwecken, um ihm Theilnahme zuzuwenden. Schließlich muß aber doch der Eindruck, den die Gerichtsſcene zurückläßt, der ſein, daß man ſich freut, daß die Menſchlichkeit den Sieg davontrug und der unerbittlich Grauſame in ſeine eigene Falle ging. Nach dieſem Eindruck behält der letzte Act, ſonſt ein unnützes Anhängſel, kaum werth für den Zuſchauer es abzuwarten, ſeinen vollen poetiſchen und dramatiſchen Werth. Die Gerichtsſcene darf nur das volle Befriedigtſein mit dem Reſultat beim Zuſchauer zurücklaſſen und das Mitleid für Shylock, um das ihn ſchon ſein Feilſchen am Schluß bringt, dies in keiner Weiſe verkürzen. Herr Keller ſpielte in Schwerin die Rolle in dieſer Intention, und wenn er dadurch auch auf den Beifall für einige falſche Effecte reſignirte, ſo blieb ſeine Leiſtung doch vollſtändig anerkannt und wir Zuſchauer hatten die Freude, ein buntes, poeſiereiches, ſpannendes Luſtſpiel vor uns abrollen zu ſehen, das auch nicht einen Mißklang zurück ließ. Und es war ein anders Stück, als wir ſonſt im Kaufmann von Venedig geſehen hatten.

Das deutſche Lied im Elſaß.

Von **Auguſt Schricker.**

Mars iſt kein Freund der Muſen; während die Vorkämpfer ſammt den Maſſen an einander toben, und die Lohe Troja's zum Himmel ſchlägt, webt man nicht an der epiſchen Breite der Iliade; während die Geſchicke der Völker nach raſcher Expoſition zur blutigen Peripetie ſich ſteigern, verfolgt man nicht die Seelengänge des dramatiſchen Helden. Unter dem Geklirr der Waffen hört man nur noch den begeiſterten Sang des Tyrtäus, den Racheſchrei des Beſiegten, den Ruf großer und kleiner Propheten, und die biederen Reime des vielgewandten Kriegsgeſellen.

Die kleineren Gattungen der Poeſie, die nicht viel Zeit und Verſenkung in Anſpruch nehmen, gedeihen einzig.

Die Empfindung erfüllt das Herz, und mit raſchem Griffel wirft die Hand die Verſe hin, die manchmal von bleibender Bedeutung ſind, manchmal von der Woge des Augenblicks in die Sonnenſchicht der Popularität getragen werden, manchmal nur dem Culturhiſtoriker, nicht aber dem Aeſthetiker Intereſſe gewähren.

Da liegen vor uns eine Reihe von Dichtungen — nicht alle von Elſäſſern; aber doch auf dem Boden dieſes Landes entſtanden, und während des Krieges oder im Zuſammenhange mit ihm zum Vorſchein gekommen.

Einiges davon iſt ſchon in Deutſchland bekannt geworden; Einiges macht nur in kleineren Kreiſen die Runde, Etliches hat ſelbſt die Salbung der Druckerſchwärze noch nicht erhalten.

Manche werden ſich noch des freudigen Erſtaunens erinnern, mit dem während des Krieges das Gedicht eines Elſäßers: „Die Wacht auf den Vogeſen" begrüßt wurde. Es ſchickte ſich gut zur Melodie der „Wacht am Rhein", wenn man ſang:

„Hoch durch's Gebirg im Wasgauwald
Wie Sturmgebraus' es niederhallt',
Das tönet wie ein mächt'ger Schritt
Als riſſ' es Eich' und Tannen mit.
Voran, voran, Du deutſche Braut,
Der Wasgau hat Dich jetzt erſchaut.

„Hoch auf dem Berg nun ſteht es da,
Das Rieſenweib Germania . . ."

Der Sänger dieſes Liedes iſt Guſtav Mühl, ein wohlbekannter Name der elſäſſiſchen Dichterſchule.

Es gab im Elſaß immer eine kleine Anzahl hochgebildeter Männer, welche die deutſchen Erinnerungen, die Hoffnung auf die Wiedervereinigung mit dem Reiche in allemanniſcher Zähigkeit feſthielten. Die ganze Umgebung ſtrafte ihren Glauben Lügen, die heranwachſenden Generationen waren ein Hohn auf ihre Ueberzeugungen; das berührte ſie wol, aber es konnte ſie nicht erſchüttern. Die Einen wandten ihr ganzes Leben nach Innen, und ſchauten mit melancholiſchem Harren in die Zukunft; die Anderen ſprachen hier und da aus, was in ihnen lebte, und dann fiel Alles über ſie her; ſie wurden ſocial geächtet, und ihren Zuſtand diagnoſticirte man als den der „folie raisonante". Je mehr es bei uns in Deutſchland vorwärts ging, deſto ſchlimmer ging es unſeren Freunden im Elſaß. Hatte man ſie früher ver-

spottet, jetzt haßte man sie, denn Manchem kam trotz aller Herrlichkeit der quälende Gedanke: „Wie, wenn die Schwärmer, die Verräther am Ende doch Recht hätten!"

Ein liebenswürdig-boshafter Franzose, der Advocat am Appellhofe in Colmar, Gerard, den wir am besten unserm Ludwig Steub vergleichen, so sehr ähnelt er ihm durch die Gründlichkeit des Wissens und das kaustische Salz seiner Rede, hat diese „Allemands" in seinem jüngst erschienenen Buche vom französischen Standpunkte aus geschildert.

In der „Serie des onguiculés, ordre des rongeurs, famille des murides, genre des hamsters" heißt es vom gemeinen Hamster, le Hamster commun (Cricetus frumentarius): „Der Hamster ist ein schicksalkündendes Thier. Er hat die Rolle des Propheten, und des Vorläufers eines der größten Ereignisse der modernen Geschichte gespielt. Seit zwei ein halb Jahrhunderten repräsentirt er im Elsaß die germanischen Tendenzen, die nationalen Bestrebungen Deutschlands. Als das Heilige Römische Reich im Jahre 1648 den westphälischen Frieden unterzeichnete, verließen die deutschen Armeen den Boden des Elsaß, aber der Hamster blieb dort mit hartnäckiger Anhänglichkeit und setzte in geheimnißvoller Weise den Besitz des Landes fort, in Voraussicht der Dinge, die da kommen sollten. Seine Geduld und seine Zuversicht sind durch kein Ereigniß erschüttert worden; weder durch den Einzug der Franzosen in Straßburg im Jahre 1681, noch durch die strahlende Größe Ludwigs XIV., weder durch die Stürme der Revolution, noch durch die napoleonische Ueberfluthung. Heute ist sein Traum in Erfüllung gegangen. Die Politik hat dem Hamster Recht gegeben. Die deutsche Einheit ist wieder hergestellt. Die Grenzen des neuen Reiches sind zwischen Elsaß und Frankreich gezogen, gerade längs der Linie, welche der Hamster seit den Zeiten Mazarins bezeichnet hat. Wie die Universitätsprofessoren hat er sie, mit Mäßigung, im Allgemeinen längs der Sprachgrenze — denn der Hamster spricht nur deutsch — und bis zur Vogesenkette gezogen, — denn der Hamster hat einen bewußten Horror gegen Alles, was französisch ist. Schon lange vor Arndt pfiff er in seinem Bau das berühmte Lied:

„Was ist des Deutschen Vaterland?"

Der Hamster, welcher in Wahrheit in ganz Deutschland verbreitet ist, hat das Elsaß nicht verlassen. Er hat sich mit dem östlichen Abhang der Vogesen begnügt, und sich als Philosoph an ihrem Fuße niedergelassen. Er hat niemals einen Schritt nach Lothringen, und noch weniger in die übrigen Provinzen Frankreichs gesetzt. Die Naturforscher haben ihm den Namen des „deutschen Murmelthiers" und selbst des „Straßburger Murmelthiers" beigelegt, und beleidigten so das ruhige Nagethier der Alpen, welches dem Menschen kein Leid zufügt, während der Hamster die Strafe des Landes ist, über dessen Annexion er nachdenkt und die er vorbereitet.

So dachte man über den Hamster. Ganz natürlich ist es, daß „le Hamster" seinerseits, wenn man es zu arg machte, seinen Angreifern einen derben Brocken elsässischer Erde in's Gesicht warf, daß er grimmig, und verdüstert, ja selbst bissig wurde, wenn die anderen Hamster die Erinnerung an den Tag, an dem man ihnen gesagt hatte, daß sie nicht mehr Hamster seien, mit einem glänzenden Feste begingen.

*) Essai d'une faune historique des Mammifères sauruges de l'Alsace. Colmar, chez E. Barth 1871.

Wir erzählen ein Stück aus der Vergangenheit, weil diese Vergangenheit für die Gegenwart interessant ist, und den Dichter der „Wacht auf den Vogesen" in rechtem Lichte zeigt.

Es war im October 1848. In Straßburg wurde mit tönenden Phrasen, militairischem Pomp, und obligater Verachtung der zurückgebliebenen Nachbarnation die zweihundertjährige Vereinigung des Elsaß mit Frankreich begangen.

In den Spalten des „Indicateur pour la ville de Strasbourg et le departement du Bas-Rhin" lagerte sich damals alles poetische Alluvium zwischen dem Rhein und den Vogesen ab. Auf derselben Seite, auf welcher wir unter der Ueberschrift: „Sterben für die Republik" die Verse finden:

„Nur der Sturz von vierundzwanzig Thronen
Läßt die deutsche Republik gedeihn."

und

„Kühn voran im Donner von Geschützen
Deutschland wollen, müssen wir befrei'n."

steht der Festhymnus von Theodor Klein mit der Schlußstrophe:

„Drum laßt im Sonnenscheine
Hoch Frankreichs Banner weh'n,
Daß drüben über'm Rheine
Sie Deine Farben seh'n.
Die willst Du sicher wahren
Glorreich zu jeder Frist,
Dann mögen sie erfahren
Ob deutsch Dein Herzblut ist."

Das war zu lesen im „Wucheblättl" vom Samstag den 21. October, dem Vorabend des Festes. Am Samstag den 28. October erschien an derselben Stelle ein Gedicht gezeichnet G. M. — Jedermann wußte, wer dieser G. M. sei, mit dem höhnischen Refrain:

„Wir wollen doch Franzosen sein!"

Das Gedicht, von dessen poetischem Werth der Verfasser wol selbst nicht viel hält, hat eine Bedeutung durch den Muth, der es aussprach. Ludwig Schneegans, auch einer der „Hamster", hatte in einem Artikel der Allg. Ztg. gegen das Fest protestirt; G. Mühl warf in die Ausklänge des Festjubels die bitteren Wahrheiten, daß wenn der Geist eines Volkes zu nichte gehe, es unfruchtbar sterben müsse, daß die geistigen und materiellen Interessen gleicherweise durch das wälsche Regime geschädigt würden, daß die Universität zu Grabe, die Schiffahrt zu Grunde gehe — dennoch

„. . . . . Einfältige Wichte,
Seid still! zum Henker auch mit all' der Weltgeschichte,
Wir wollen doch Franzosen sein!"

Das Gedicht rief die chauvinistischen Echos des ganzen Landes wach. Wer einen Reim schmieden konnte, that es, und schlug ihn dem aufrichtigen Dichter um den Kopf. Zuerst erschien Einer, und wies ihm den Weg über die Kehler Brücke, ein Anderer wollte ihm einen Orden besorgen, ein Dritter, der die Buchstaben G. M. „Gistmichel" las, fragte auf gut Straßburgerisch:

„Es, hiesis Burrjerskind, dueth er sich denn nit schämme,
Syn herrli Vatterland so spöttisch mitzunemme?"

„Gistmichel", tönte es im Restaurant, „Gistmichel" riefen die Straßenjungen; der „Gistmichel" hatte manche Kränkung zu erdulden, manchen

Freund zu verlieren, Falten gruben ſich in ſeine Stirne, in ſein Geſicht kam ein Zug des leidenſchaftlichen Schmerzes und des Grimmes, aber er hoffte!

Die Stunden, in denen die Erfüllung ſeiner Ideale nahe kam, trafen ihn im Keller, wo er mit Frau und Kindern Schutz ſuchte vor den deutſchen Granaten, ſein Gartenhaus in Schiltigheim wurde eine Ruine, aber ſein erſtes Lied, als er deutſche Luft auf deutſcher Erde athmete, war „Die Wacht auf den Vogeſen“ *).

Kaiſer Wilhelm hörte, wie ein Brief aus Verſailles vom 23. Februar ſagte, „mit aufrichtiger Freude“ von dem Gedichte, und des Kronprinzen perſönlicher Adjutant ſchreibt am 2. März 1871, daß S. k. und k. Hoheit „mit um ſo größerer Befriedigung Kenntniß von dieſem Gedicht genommen habe, als dieſe Worte in dieſem Augenblick von einem Elſäſſer geſprochen, eine doppelte Bedeutung haben, und nur zu wünſchen ſei, daß alle Landsleute des Dichters ſich ein ſo warmes Herz für das gemeinſame deutſche Vaterland bewahrt hätten, wie er es gethan habe.“

Wenn man ſo, wie es G. Mühl, Adolph Stöber, Friedrich Zetter, der eben erſt verſtorbene, gethan haben, ein Leben lang für eine ſcheinbar verlorene Sache einſteht, dann wird aus der kleinſten Dichtung eine That, die der dankbaren Erinnerung des Volkes eingefügt werden muß, für welches das Martyrium übernommen wurde.

Das jüngſt erſchienene Büchlein: „Deutſche Stimmen aus dem Elſaß **)“ enthält nicht nur die Stimmen Deutſcher, d. h. deutſchgeſinnter Sänger; das Büchlein will, indem es Gedichte von Lamey, dem Sänger der Revolution, von dem obengenannten Theodor Klein, von den franzöſiſchen Officieren Gebrüder Parmentier bringt, nur zeigen, daß das innerſte Herzblut, das in dieſen Dichtungen verſtrömt, deutſch war. Neben dieſen unbewußten Deutſchen treffen wir auch bewußte, und einige Strophen, die hierher gehören, da ſie der Krieg hervorgerufen hat.

Der ältere der beiden Brüder Stöber, Auguſt, verhält ſich der furchtbaren Umwälzung gegenüber, die ſeinen heimiſchen Boden auf die Seite Deutſchlands warf, ſtumm und neutral; ein Freund des Profeſſors von Mühlhauſen erzählte, daß dieſer es ablehne, über die politiſchen Dinge zu reden; es ſcheine, als ob er in ſeinen alten Tagen nicht noch einmal Partei ergreifen wolle; der jüngere, Adolph, Präſident des Conſiſtoriums Mühlhauſen, wird demnächſt mit einer Sammlung von Gedichten hervortreten, in denen er, der weitaus bedeutendſte des elſäſſiſchen Dichterkreiſes, den deutſchen Geſinnungen einen poetiſch verklärten Ausdruck geben wird. In den „Deutſchen Stimmen“ finden wir von ihm die Frage: „Elſaß ein Venetien?“

„Wie, ein Venetien ſoll das Elſaß werden,
Soll grollend wider Deutſchland ſich verſchwören
Bis ihm die Stunde winkt, ſich zu empören,
Im Blut zu rächen Unbill und Beſchwerden?

So ſoll's wie Carbonari ſich geberden,
Mit Büchſ' und Dolch? So wollt' Ihr uns bethören,
Dem alten Stammland, dem wir nun gehören
Zu fluchen, — unſrer deutſchen Mutter Erde?

*) Componirt von Mehreren, u. A. in gelungener Weiſe von Hermann Sturmeck (Pſeudonym für einen deutſchgeſinnten Elſäſſer), Berlin, Trautwein.

**) Berlin, Dümmler 1871.

Nein, Hassesschürer, flammend wie Gambetta,
Nicht fürder sollt Ihr unser Herz versälschen,
Ihm einzuimpfen tückische Vendetta!

Nicht länger sollt Ihr unser Volk verwälschen,
Wir sind der alten Mutter Söhn' aufs Neue,
Ihr schwören wir nicht Haß, nein — ew'ge Treue!*)"

Der leider (im Sommer dieses Jahres) zu früh verstorbene, von allen Patrioten und Literaturfreunden aufrichtig betrauerte Professor Candidus, ein Straßburger, Schwager G. Mühls, reformirter Pfarrer in Odessa, begleitete an den Gestaden des Schwarzen Meeres die Geschicke seiner Heimat klopfenden Herzens. Der Reichskanzler war ihm der Brautwerber um das Elsaß. Im „Straßburger Boten" sang er:

„Herr Firscht! Die Sach' gemahnt mich so,
'S Elsaß isch e Prinzesse,
Die hat der Kaiser g'sehn und kann
Die Jungfer nit vergesse;

Und do sin Sie der Frejersmann,
Und weier ganz e finer
Denn so wie Sie versteht des G'schäft
Kein andrer Iwwerhiner."

In den „Deutschen Stimmen" freute er sich über die „heimliche", d. h. anheimelnde Heimat:

„Das Glück ist doppelt, Heidebritsch,
Wir werden deutsch, und bliwe ditsch."

Ein Pseudonym „Heinrich" läßt zum 18. Juni 1871 Alsatia, die geraubte Jugendliebe, sich an die Brust des Helden anschmiegen, wie sie in den fernen Tagen eines hohen Glückes gethan. Das Datum ist etwas verfrüht! Am 6. August 1871, es war ein schöner Sommersonntag, putzte sich Alsatia trauernd um den entflohenen „Räuber" das schwarze Gewand mit blau-weiß-rothen Schleifen auf, was wir noch in guter Erinnerung haben. Nichtsdestoweniger enthält das Gedicht, eines der schönsten der „Deutschen Stimmen", eine poetische Wahrheit, die ganz zweifellos mit der Zeit eine wirkliche Wahrheit werden wird.

Der Schullehrer Friedrich Wenning dichtet ein Friedenslied: —

---

*) Dieses Gedicht hat bereits eine kleine Geschichte. Kurze Zeit, nachdem dieser Aufsatz geschrieben worden war, kam uns Nr. 19. der Ligue d'Alsace zu, in welchem den Dichter zugerufen wurde: „Sie sind nur noch ein Schreibling, der unser Gewissen verhöhnt; Sie gehören nicht mehr zu unserm Volke; wir sagen Ihnen das mit einer Bitterkeit, an welcher Sie abwiegen können, welche Sympathien Sie verlieren." Das Flugblatt ist offenbar zuerst französisch geschrieben, dann in's Deutsche übersetzt; es stammt, wie die meisten der Flugblätter, aus einem kleinen Kreise von National-Franzosen, die sich im Oberelsaß zusammenfinden. Der Angriff der Liga war nur der Vorläufer eines „anonym, pöbelhaft-schmutzigen, französisch geschriebenen Schmähbriefs" der mit den Worten schloß: „Fliehen Sie, fliehen Sie, damit nicht ein Kind Mühlhausens nächster Tage seinen Dolch stoße in Ihr vertrocknetes und versaultes Herz". Stöber theilt das mit in einem Postscriptum zu dem Schriftchen: „Einfache Fragen eines elsässischen Volksfreundes", mit welchem er auf das Blatt der Liga antwortet. Wie dies Schriftchen einschlägt, geht daraus hervor, daß demnächst die dritte Auflage erscheinen wird. Der Dichter hat Recht: „Elsaß ist kein Venetien"; das Kind Mühlhausens mit dem Dolche hat sich „nächster Tage" nicht gefunden. Stöber lebt noch, und wie wir hoffen noch recht lange.

„Friede! tönt's nach dem Gefechte,
Friede! jauchzet jeder Mund,
Völker reichet Euch die Rechte,
Heiligt den geschloſſnen Bund!“

Eine liebenswürdige poetiſche Licenz! Leider werden die elſäſſiſchen Schullehrer noch viel zu thun haben, um dieſe Verſe aus der Poeſie in die Proſa zu überſetzen.

Gedichtet wird im Elſaß viel, in Pfarr- und Schulhäuſern, in der ſonntäglich geſchmückten Stube des Bürgersmannes, wie in Haide und Wald, und zwar ausſchließlich in deutſcher Sprache. Dem Beobachter, der aus vielen Erſcheinungen die gemeinſamen Merkmale zuſammenſtellt, entgeht es nicht, daß dieſe Dichtungen in der Hagedorn-Gellert-Pfeffel'ſchen Epoche ſtehen geblieben ſind. Bis zum Ausgang des vorigen Jahrhunderts nahm die elſäſſiſche Dichtung an unſerer Entwickelung Theil, dann fror ſie ein, unter dem erkältenden Hauche von Weſten her. Nur wenige Hochgebildete konnten ſich dem tödtlichen Banne entziehen, und bei ihnen fühlt man, daß die Poeſie neue Stoffe erobert, daß man die Form immer vollendeter handhaben gelernt, daß es eine romantiſche Schule, einen Uhland, Geibel und Freiligrath gegeben hat. Während drüben überm Rhein auch die Poeſie für den Hausbedarf und für Almanache und Wochenblätter angehaucht iſt von dem Geiſte der literariſchen Epoche, iſt es hier — wolverſtanden bei der Maſſe der poetiſchen Production — wie in der Münchhauſiade von den eingefrorenen Melodien. Werden ſie laut, ſo ſind wir erſtaunt altfränkiſche Weiſen zu vernehmen, deren ſich Viele nur aus den Beiſpielſammlungen zur Literaturgeſchichte erinnern.

Ein Typus für dieſen culturgeſchichtlichen Vorgang iſt die Gedichtſammlung eines jungen Schullehrers aus der Nähe von Biſchweiler, die im Manuſcript vor uns liegt. In der Widmung heißt es u. A.:

„Den Schöpfern ſanfter Melodieen,
Liebhabern von Gefühl und Klang.
Den deutſchen Sängern will ich weihen
Die erſten Lieder, die ich ſang.“

Iſt das nicht charakteriſtiſch? Nicht ſo, daß Pfeffel ſelbſt es ſeinen Werken vorſetzen könnte?

Wir haben uns dieſen allgemeinen Excurs geſtattet, weil wir von dieſem Schullehrer ein Poëm über die Schlacht von Sedan mittheilen wollen. Er kämpfte dort als franzöſiſcher Soldat, wurde gefangen, und nach Deutſchland gebracht. Im Torniſter trug er das Taſchenbuch mit den Inſpirationen ſeiner Muſe.

In einem längern Gedicht, das die deutſche Geſchichte behandelt, trifft er mit geſundem Sinne die Wahrheit, daß nach der Kaiſerzeit des Mittelalters die Hohenzollern der erſte Lichtblick der deutſchen Geſchichte ſind. Von Friedrich dem Großen z. B. ſagt er:

„Auf der Schule jauchzt' ich, wenn ich hörte,
Wie er ſeinen Feind zerrieb,
Wie er ſie in off'ner Schlacht verzehrte,
Und den Mann gewann ich lieb.“

Unter der Ueberſchrift: „Vivat Germania mater!“ leſen wir:

„Hat in meinen Ahnen nicht gefloſſen,
Einſt ein reines deutſches Blut?
Haben ſie den Frieden nicht genoſſen
Unter'm deutſchen Kaiſerhut?

Digitized by Google

In den „Nachklängen zur Geſchichte von Frankreich“ wird auch das Plebiscit vom Mai 1870 geſchildert:

„Endlich kommt es zu den Wahlen,
Nicht ein Bauer weiß warum.
Doch aus Furcht „Nein“ zu bezahlen,
Sagt er „Ja.“ — Warum? — Darum!“

Die Kölner ließen es ſich wol nicht träumen, daß draußen in den Gefangenenbaracken ein franzöſiſcher Soldat die Muße der Gefangenſchaft benutzte, um einen Hymnus auf Friedrich den Großen, Kaiſer Wilhelm und den Kronprinzen in ſaubere Reinſchrift zu bringen. Die Verſe „Nach der Schlacht bei Sedan“ erheben, da nicht der Dichter ſie drucken läßt, keinen Anſpruch auf poetiſche Bedeutung; aber den unmittelbaren Eindruck, „Eines der dabeigeweſen“, und die Stimmung innerhalb der franzöſiſchen Armee finden wir in naiver Weiſe wiedergegeben:

„Zehnmal voran! Und zehnmal ſah man blinken
Den deutſchen Helm zehn Schritte vor der Front;
Zehnmal zurück, die Sonne war am Sinken,
Und Deutſche nur ſah man am Horizont!
Kein Ausweg mehr, wir ſind nun eingeſchloſſen,
Und unter uns die Feuerbombe kracht.
Dazu hat noch uns plötzlich übergoſſen,
Gewitterſchwer die donnerſchwangre Nacht!
Der Himmel kracht! Will brechen er zuſammen?
Uns wird's, wie wenn die Erd' den Füßen fehlt!
Und hinter uns das Städtlein ſteht in Flammen:
Ach, ſind wir denn ſo nah' am End' der Welt?
Napoleon der Schurk', hält ſich verborgen,
Der uns zum Tod in dieſes Netz geführt;
Der Himmel ſchenk' uns nur noch einen Morgen,
Und den Tyrannen werd', was ihm gebührt!
Der Morgen kam, und mit ihm welche Schrecken!
Nur Feur' und Brand, und Donnerkeilgedröhn;
Ein Leichenfeld auf aller Richtung Strecken,
Und Feinde rings beſetzten alle Höhn.
Der Kaiſer hatte längſt ſich übergeben
In aller Früh' ſich ſchon davon gemacht;
Dem ſtolzen Mann war noch zu lieb das Leben,
Nach Deutſchland ward er gleich darauf gebracht.
Ein Schauderblick enthüllte uns die Trümmer
Napoleon's gebrochner Tyrannei;
Die Sonne warf den erſten Wonneſchimmer
Auf den Ruin der Bürgerkaiſerei.“

Eine Sammlung „Hackenſchmidt: Vaterlandslieder eines Elſäſſers“, iſt während des Krieges raſch zu großen Ehren gekommen, weil ſie die erſte aus dem wiedergewonnenen Lande war. In dem Theile des Büchleins der „Aelteres“ enthält, zeigt ſich, daß der Autor, ein proteſtantiſcher Pfarrer im Jägerthal (bei Niederbronn), zu Denjenigen gehört, die ſeit Langem auf die Auferſtehung des deutſchen Reiches und die Wiedergewinnung der geraubten Provinzen hofften. Als im Jahre 1859 die Regierung dem ruhmesreichen Volke die Siege auf dem Schlachtfelde der Lombardei verkündete, ſchreibt er die Worte:

„Ei, ſo weht nur, welſche Fahnen,
Aus der Nacht entſteigt der Tag,
Wo empor der deutſche Adler
Sich erhebt mit mächt'gem Schlag.

Wo er schlägt die starke Klane
In des Domes Felsenkleid,
Er verkündet siegesjubelnd
Deutschland's neue Herrlichkeit."

In das Album einer Studentenverbindung trägt er eine Allegorie ein, von einem deutschen Mädchen, das der falsche Freier verführt, und die mit ihm aus der sündigen Lust geweckt werden soll. Als aber das Unverhoffte geschah, und wol „hundert Kämpen gut" „vor die Burg in's Feld" zogen, wo der falsche Freier mit „Zauberbanden die Braut gebunden hält", da hören wir von ihm die Worte, die wir nicht vertreten, aber mit der Erregung jener Monate entschuldigen wollen. Er spricht zu Straßburg in der Weise des Bildad von Suah aus dem Buche Hiob:

„Ist nicht verdient, verschuldet
Das Uebel, das Dich schlug,
Ist nicht Dein Weh und Jammer
Der eignen Thaten Fluch?

Du hast die deutsche Zunge
An welschen Laut gewöhnt
Und fremden Ruhmes trunken,
Das Vaterland verhöhnt.

Du hast mit frecher Stirne
Um Frankreich's Gunst gebuhlt,
Und warst in seinen Armen
Genossin seiner Schuld.

Hat Dich der Taumelbecher,
Den Frankreich bot, ergötzt,
So trink ihn bis zum Boden,
Trink auch die Hefe jetzt."

Eine Salve an die Franzosen im Elsaß ist nicht übelgelungen:

„Vom Fett des Lands gemästet
Hebt Ihr das Haupt so keck,
Wir letzten deutschen Treue,
Wir schämten uns im Eck!

Wenn Unsereins was sagte,
Von Herzen treu und warm,
So zuckte man die Achseln,
Es fehlt la forme, la forme!

Wenn Unsereins was wagte,
Das bracht' ihm wenig Glück;
Der arme deutsche Michel,
Ihm fehlt le chic, le chic!

Das Blatt hat sich gewendet
Und Eure Zeit ist aus,
Wir Deutschen sind nun wieder
Die Herren in unserm Haus."

Als Antwort auf die „Elsässischen Sonette" singt Friedrich Weyer-Müller:

„Du räthselhafte, nachtumhüllte Schaar,
Was soll Dein Grimm, Dein bittrer Spott, Dein Schelten?
Wem soll Dein Zorneswort im Grunde gelten?
Du bleibst verdeckt — es bleibt Dein Haß nur klar.

Ihr sechzehn Kämpfer seid des Muthes baar,
Ob Ihr Euch auch geberdet wie die Helden,
Ihr wollt nicht Eures Hauptes Namen melden:
Das ist ein böses Zeichen schon fürwahr!

So thaten einst nicht Rückert's wackre Streiter;
Nicht Arndt und Körner sangen solche Weisen,
An Euch erblick' ich keinen Seelenadel.

Mit Euch verlier' ich keine Rede weiter;
Ich will in Demuth Gottes Fügung preisen;
Gerecht ist sein Gericht, und ohne Tadel."

Räthselhafter, nachtumhüllter Dichter der „Elsässischen Sonette"*) — wer bist Du?

Unzweifelhaft hast Du in Deutschland studirt und kennst das Land und seine Dichter. Du bist zudem eine durch und durch deutsche Individualität,

*) Dritte Auflage. Basel. Schweighauser 1871.

und lieferst nun das Beispiel eines höchst sonderbaren Seelenconflictes, wie nur der zweiseelige Deutsche ihn liefern kann. Es ist aufrichtig gemeint, wenn Du, der Elsässer sagtest:

„Du warst, o Deutschland, mir unendlich theuer,
Und selig konnt' ich Deiner Stimme lauschen."

Du wärest auch immer stolz gewesen auf Deutschland, so lange es sich begnügt hätte Dichter, Geschichtsschreiber und Musiker, Chemiker und Physiker zu produciren, und die Geistesarbeit für die Welt zu verrichten.*) Du genossest auf diese Weise eine doppelte Genugthuung; zuerst warst Du ein Mitglied der „grande nation" und dann auch in mehr Platonischer Weise ein Mitglied des Volkes der Denker. Die Frivolität und die Großmannssucht Deiner gallischen Landsleute konntest Du tadeln, wie eine Tante, die im Stillen entzückt ist über die geistreiche Ungezogenheit ihrer Nichte; Du nahmst Theil an den Vorzügen der Deutschen, und warst doch über ihre Schwerfälligkeit und alle „querelles allemandes" hoch erhaben.

Da verlangte Frankreich nach Krieg; Du schüttelteſt den Kopf, denn Du warst klüger als Manche, und kein Paul aus Cassagnac; warst auch später der Erkenntniß der Dinge nicht fern, wie das Wort beweist:

„Verstiegen hast Du Dich im Uebermuthe
Dorthin, wo Leidenschaften immer führen,
Wenn ungestraft sie wilde Flammen schüren,
Und gierig schau'n nach ungerechtem Gute.

Nun lechzt ein stolzer Feind nach Deinem Blute,
Dein Wehgeschrei wird keine Völker rühren,
Weil frechem Dünkel Schläge wol gebühren,
Schwingt nun die Welt mit Recht des Spottes Ruthe."

Du erkanntest auch die Nemesis für das Stück Weltgeschichte, das „in Oel gemalt, in Marmor ausgehauen" Versailles bewahrt; aber nun begingen die „frommen Krieger", wie Du sie höhnisch nennst, das beispiellose Verbrechen, „unsere" — die Kinder Frankreichs — bei Weißenburg und Wörth zu „morden", da schnittest Du die Tischdecke entzwei und sangst:

„Den sittlich tief gesunk'nen welschen Horden
Hab' ich mit Wünschen treu mich angeschlossen."

Du vergaßest, daß jeder Krieg, der um das Höchste einer Nation geführt wird, ein heiliger Krieg ist, und meinst:

„Sie lästern Dich, o Herr, wenn sie Dich preisen
Als höchsten Lenker ihrer grimm'gen Schaaren!"

und weil die Gloire-Rufe aus der Krim und der Lombardei Dir noch im Ohre klangen, hältst Du auch uns für ähnliche Sieger, und

„Der Sieger kann die Burgen schleifen lassen,
Mit Kriegesbeute seine Städte schmücken,
Er kann den Ruhm auf jedem Felde pflücken,
Er kann „mit Gottes Hülfe" tödtlich hassen."

Zugleich thut Dir dann ein deutscher Schriftsteller den Gefallen und schreibt in einer uncontrolirten Viertelstunde des Zorns, was er in einem Leben nicht verantworten kann: „Dann mögen die Bewohner dieser Länder Helden blei-

*) Nachträglich kommt uns eine französische Besprechung der Sonette zu Gesicht. In der pariser „Revue politique et littéraire" Nr. 28. lesen wir: „L'amour, que le poëte portait à l'Allemagne, et qu'il porte peut-être encore à l'Allemagne idéale, l'Allemagne des poetes et penseurs . . . . . ."

ben", und nun hast Du außer Leichen und Pendulen auch noch den schriftlichen Beweis unserer Barbarei:

„Helden sein, dies wird uns heut beschieden,
Denn Kaiser Wilhelm denkt wie Deinesgleichen,
Zu seltner Ehre wird es Euch gereichen,
Daß Ihr von Brüdern Brüder habt geschieden."

So im Grimm Dich steigernd, endigst Du mit der ungerechten Schmähung und mit der Drohung der Rache:

„Der Knabe zählt die Wunden und die Narben,
Bis er der Rache heißen Drang empfinde."

Der Abgeordnete einer süddeutschen Kammer pflegte zu sagen, wenn von zukünftigen Gefahren die Rede war: „Dann sind wir auch noch da." Der Vater der „Elsässischen Sonette" wird wol unterdeß die Ueberzeugung erlangt haben, daß, bis sein Knabe der Rache heißen Drang empfindet, wir „auch noch da" sind.

Die „Elsässischen Sonette" sind in dritter Auflage erschienen. Von einem Theil der Bewohner des Elsaß werden sie emsig gelesen und colportirt, wie die fliegenden Blätter der „Ligue d'Alsace", für uns sind sie interessant als Blätter aus der Krankheitsgeschichte einer leider verlorenen deutschen Seele.

Die „Lieder des Hasses"*) stehen unendlich tiefer als die „Elsässischen Sonette".

Ueber die Gründe der elsässischen Sympathien für Frankreich werden wir folgendermaßen aufgeklärt:

„Was uns einst zog zu Frankreichs stolzen Fahnen,
Was uns auch heut' mit Macht noch zu ihm hält,
Das ist's, daß einstens es zuerst die Ahnen
Mit seiner Freiheit Strahlenglanz erhellt!
Die Freiheit hat uns Frankreich zugesellt,
Sie wird zum Sieg durch Nacht ihr Licht uns leih'n,
Drum sind und wollen wir Franzosen sein."

Nachdem auch drüben überm Rhein Frohnd' und Zehnten schon seit einiger Zeit abgeschafft sind und die Straßburger neuerdings ihren Maire bezeichnen konnten, was ihnen seit achtzig Jahren nicht mehr erlaubt war; nachdem andererseits die Herren Bischöfe erklären, die Unwissenheit sei mit Nichten das größte Unglück Frankreichs, und Herr Renan meint, das Heil könne nur dann kommen, wenn wieder in jedem Dorfe ein Adeliger und der Curé sich um die Freiheit der Bewohner annehmen, so scheint es, als ob Herr von Möller vor dieser französischen „Freiheit Strahlenglanz" nicht allzu große Furcht zu haben brauchte. Die Geschichte ist hart gegen die Phrasen.

Auch dieser Sänger kündigt dem Freund die Freundschaft:

„Vergessen sind die Pflichten deutscher Sitte,
Zerrissen jedes fremde Freundschaftsband,
Die Ihr genaht im wilden Sturmesschritte,
Euch reicht kein Franke grüßend mehr die Hand!"

Höchlich entrüstet ist der Hasser, daß ein Ort, dessen Bürger am Kriege sich betheiligen, unter dem Gesetz des Krieges leiden mußte. Immer dieselbe

*) Lieder des Hasses. Politische Gedichte von einem Elsässer. Genf. F. Richard. 1871.

Anschauung: „Uns ist Alles erlaubt, Euch Nichts!“ Die Bürger von Ablis haben das Recht, einzelne Husaren gefangen zu nehmen und den kühnen Soldaten zu spielen, wenn aber eine Armee in fremdem Lande, um ihre Existenz kämpfend, sich Wege und Stege frei hält, wenn der furchtbare Ernst sich naht, dann tönt es:

„Weil sie nicht Jacken trugen, bunte Mützen,
Zu keiner Schaar von Söldnern sie gehört,
Weil ohne Fürst-Livréen zu besitzen,
Sie muthig kämpften um den heil'gen Heerd,
Und sie sich, Weib und Kinder zu beschützen, (!)
Als Bürger einer Republik gewehrt:

In Brand gesteckt sind ihre trauten Mauern,
In Asche liegt, was ihnen Freude bot,
Ein kalter Herbstwind voller trüber Schauern
Facht rings die Trümmer blutigroth,
Und ein'ge (?) Frauen klagen rings und trauern,
Die Männer aber liegen alle (!) todt.“

Herr von Treitschke und der Aesthetiker in Stuttgart müssen es, der Eine mit seiner Broschüre, der Andere mit den Artikeln der „Allgemeinen Zeitung“ durchaus auf einen Orden abgesehen haben. Von dem Ersten heißt es:

„Es glänzt so schön ein rother Adlerorden,
Und Wilhelm's gnäd'ges Lächeln hält so warm,
Darum erscheint auch Herr Professor Treitschke
In unserm Land als preußischer Gensdarm“,

und F. Vischer:

„Du lachst, denn Du hast Dir
Einen Orden verdient zu der Verachtung der Welt.“

Wenn Carricaturen, Theaterscherze, Verse und Bücher Niederlagen beibringen, dann sind die Deutschen dermalen das geschlagenste Volk der Erde. Eine große Rolle spielt stets die Pendule und die Requisition von Frauen. Auch der Straßburger läßt sich dies Thema nicht entgehen. Er schwört, jedoch in sicherer Ferne, in Genf, und im schrecklichen Mantel der Anonymität, obwol wir eigentlich ein „Bedientenvolk“ sind, zu niedrig, es zu hassen:

„So lang' in unsren Straßen,
Von frechem Stolz erfüllt,
Mit seinem Schwert ein Junker,
An Frau'n sein Müthchen kühlt,

So lang die Heldengröße,
Die jeder Preuße preist,
Sich nur im frechen Stehlen
Und im Mordbrennen weist,

So lang' noch meine Feder
Nicht bricht in meiner Hand,
Will ich Dich nicht verlassen,
Mein theures Vaterland.

Und erst, wenn meine Stirne
Vom Todesschweiße naß,
Dann sei mit mir begraben
Der tiefste Preußenhaß.“

Auch der Haß kann schön sein, wenn die Seele schön ist, die vom Pathos erfüllt ist. Die „Elsässischen Sonette“ und die „Lieder des Hasses“ sagen im Grund das Nämliche, und doch, welch' großer Unterschied! Zu dem Ersten sagt man: „Es thut mir leid um Dich“, zu dem Andern: „Ich verachte Dich!“ Möge dem Verfasser zur Strafe für die Verse, welche er verübt hat, der Todesschweiß erst dann auf die Stirn treten, wenn er gesehen, daß die Realitäten der deutschen Sprache und Sitte im Elsaß stärker waren, als die Verwünschungen seiner Lyrik.

Digitized by Google

Preußens Königliche Schlösser.

Von George Hesekiel.

Das Marmor-Palais in Potsdam.

Wir fuhren aus dem schönen alterthümlichen Nauener Thor hinaus auf einer von jenen alten Lindenstraßen, die wie grüne Strahlen auslaufen aus Potsdams Thoren. Vom großen Kurfürsten sollen diese Lindenalleen angelegt sein, oder wenigstens von König Friedrich Wilhelm I. Gleichgiltig von welchem von Beiden, sie liebten Beide holländische Art, auch holländische Linden; die köstlichen Schattengänge enthalten alte Bäume genug, die bis ans Jahrhundert reichen und können wol Ersatzbäume für die aus der Kurfürstenzeit sein.

Von dem russischen Dörflein Alexandrowka aus, einer Curiosität, der wir trotz aller Pietät für König Friedrich Wilhelm III., den Gründer dieser schwindsüchtigen Colonie für russische Musikanten, niemals rechten Geschmack abgewinnen konnten, erreichen wir des Pfingstbergs grünen Gipfel, mit König Friedrich Wilhelm's IV. Doppelthurm-Belvedere, wir blicken nieder in ein Meer von Baumblüthen und Sonnenschein. Von dort fahren wir zu der Meierei im Neuen Garten. Im Neuen Garten suchen wir das Marmor-Palais und den ritterlichen König Friedrich Wilhelm II., wir finden aber zunächst nur einen grünen Park von gewaltigen Wasserspiegeln umgeben und den großen Gartenkünstler der preußischen Könige, den unvergeßlichen Lenné. Irren wir nicht, so war der Neue Garten das erste Werk, das Lenné in Potsdam vollendete. Der Lieblingsgarten des zweiten Friedrich Wilhelm war gänzlich versumpft und zur Wüstenei geworden, Lenné machte diesen herrlichen Park daraus. Aber wir finden endlich auch den König, der dieses reizende Fleckchen Erde so sehr liebte, da steht sein Leibzeichen von Stein in einem Bosquet und davor auch sein Lieblingshund in Stein. Die Bildsäule ist gar nicht so übel, aber sie müßte nicht broncirt sein. Die Stadt Ruppin hat in dankbarer Gesinnung dem großmüthigen Könige auf ihrem Markte ein Denkmal gesetzt; es soll das einzige sein, das diesem Könige errichtet worden, der in der Geschichte viel mehr gedrückt wird durch die Größe seines Vorgängers und die bürgerliche Tugend seines Nachfolgers, als durch die eigenen Fehler und Schwächen, die ja seiner Zeit und Welt kaum als solche erschienen. Auch der grimmige Soldatenkönig, der erste Friedrich Wilhelm, hat nur eine Statue in preußischen Landen, so viel wir wissen, sie steht zu Gumbinnen auf dem Markte, und auch ihm setzte das Denkmal eine dankbare Bürgerschaft, der er großmüthig zu Hülfe kam.

Und dort liegt, an der glücklichsten Stelle des heiligen Sees, des zweiten Friedrich Wilhelm Marmor-Palais. Er erbaute es sich im Jahre 1786 und 87 auf holländische Art aus Backsteinen, die er aber mit schlesischem Marmor prachtvoll bekleidete; hier war er am liebsten während seiner zehnjährigen Regierung, hier hielt er muthig aus in seiner Todeskrankheit, hier starb er am 16. November 1797, die Winterstürme warfen die letzten

Digitized by Google

Blätter von seinen Bäumen und melancholisch klatschten die Wogen des heiligen Sees an die Quadern seines Altans. Das zweistöckige Schloß ist heimlich und lauschig, die Zimmer meist einfach, aber im besten Geschmack; es ist nicht nur Charakter in Bau und Einrichtung, sondern es ist auch Poesie in der Anlage zwischen See und Wald, die sich vollkommen erst dann erklärt, wenn man weiß, daß Friedrich Wilhelm II. ein großer Meister auf dem Violoncell war. Der große Oheim blies die Flöte meisterlich, der Neffe war nicht kleiner auf dem Violoncell. Aber freilich, wie das Violoncell mit dem Marmor-Palais und dem Heiligen See zusammenhängt, daß kann man nur fühlen, nicht sagen.

Die beiden Flügel, die einen nach dem Garten offenen Hof bilden, legte Friedrich Wilhelm II. 1796 an, aber erst Friedrich Wilhelm IV. ließ sie ausbauen; sie enthalten heitere und anmuthige Gesellschafts- und Wohnräume, reich mit Bildern der modernen Kunst ausgestattet. Den rechten Flügel hat Prinz Friedrich Karl, der siegreiche Generalfeldmarschall, eine Reihe von Jahren im Sommer bewohnt und hier sind ihm auch seine beiden jüngsten Töchter, die Prinzessinen Elisabeth und Louise Margarethe von Preußen geboren. Unter den Gemächern, die der Prinz bewohnte, ist ein schönes Schlafzimmer mit Oberlicht und großen Wandgemälden sehenswerth.

Im Hof, vor der Thür zur Vestibule, stehen etliche alte Pappeln, sie stimmen nicht zu dem modernen Geschmack, der die Pappel grausam verfolgt; pietätvoll werden diese Pappeln erhalten, denn König Friedrich Wilhelm II. pflegte sie selbst, die Pyramiden-Pappel war sein Lieblingsbaum. Der fürstlich dessau'sche Ober-Baudirector George Christoph Hesekiel hat die lombardische Pappel zuerst aus Italien nach Deutschland gebracht, die Mutterpappel steht noch heute im Schlangenweg im Lustgarten zu Dessau. Auch Friedrich Wilhelm II. erhielt seine Pappeln aus dem Wörlitzer Garten. Die Pyramidenpappel wurde der Modebaum, alle Straßen wurden mit Pappeln besetzt; jetzt will man die arme Pappel nirgends mehr dulden und sagt ihr überall Böses nach.

Die Vestibule hinter den Pappeln ist reich an Marmor und Marmorbildsäulen, eine Marmorbank zeigt ein Marmorreliefbild Friedrich Wilhelm II., es ist eben fast Alles Marmor im Marmorschloß. An die Vestibule stößt der schöne große Grottensaal, aus dem man auf den in den See gebauten Altan tritt und eine liebliche Aussicht über den See auf die gegenüber liegende Landschaft hat. Auch der Grottensaal prunkt mit Marmorarten und Marmorarbeiten, so wie mit einer Jaspisvase, einem Geschenk des Kaisers Nikolaus von Rußland. Im untern Stock liegt auch das kleine Zimmer, in welchem der königliche Herr des Marmorschlosses der Wassersucht erlag, dort in dem Stuhl ist er gestorben. Das Möbelwerk im Marmor-Palais ist noch Rococo, aber es ist schon mit schiefen Flächen versetzt, die späteste Form des Rococo, das man „Prinz Heinrich" nennt, vielleicht weil er's zuerst in die Mode brachte. Die Stühle im Marmor-Palais haben keine geschweiften Armlehnen mehr, es sind schon gerade, wenn auch mit schrägem Abfall. Neben dem Marmor ist der Luxus des Marmor-Palais in den vielen seltenen Hölzern und verschiedenen Holzarten zu suchen, die zur Ornamentirung und Ausstattung verwendet worden sind. Die Zimmer im obern Gestock dienten einige Jahre hindurch den Prinzessinnen Töchtern des Prinzen Friedrich Karl und deren Damen als Schlaf- und Wohnzimmer. Wir heben nur das orientalische Cabinet hervor, das mit

einem wirklichen türkischen Zelte drapirt ist, und den wunderschönen Speisesaal mit Marmorkaminen von Canova und einem Balcon, der einen noch schönern Ausblick weithin auf Babelsberg und Glinike bietet, als der Altan darunter; am lohnendsten ist freilich der Blick von dem Belvedere auf dem flachen Dache des Schlosses.

Die verewigte Kaiserin Alexandra von Rußland, unsere Prinzeß Charlotte, theilte mit ihrem Bruder König Friedrich Wilhelm IV. die Liebe zum Neuen Garten und zum Marmor-Palais; sie ist wol niemals nach Potsdam gekommen, ohne daß wenigstens einen Abend der Thee auf dem Balcon des Marmor-Palais genommen worden wäre.

Eine einzige Büste von carrarischem Marmor erinnert im Marmor-Palais an die Gräfin Lichtenau; die vielverschrieene Freundin des Königs war viel besser als ihr Ruf. Um nur Eins anzuführen, der sittenstrenge und derbe General von der Marwitz schreibt von ihr: der englische Gesandte, Lord Spencer, wollte die Rietz mit einer Summe von 200,000 Pfd. Sterl. (über eine Million Thaler) bestechen, daß sie den König berede, mit seinem ganzen Heer der englischen Alliance beizutreten: „dies Weibsbild aber war dem Könige treu und hatte preußische Ehre im Leibe, daher gab sie den Brief dem König. Dieser jagte Lord Spencer fort ꝛc.“ Bekanntlich förderte auch die Untersuchung, weder gegen die Gräfin Lichtenau, noch gegen ihren Ehemann, den Geheimen Kämmerer Rietz, etwas zu Tage, was irgend eine der leidenschaftlichen, damals erhobenen Beschuldigungen gerechtfertigt hätte. Rietz starb beinahe arm; von Raumer und Kopisch, welche die betreffenden Papiere später durchsehen durften, gaben Rietz das Zeugniß einer gewissenhaften, treuen und uninteressirten Verwaltung der königlichen Schatulle.

Noch ist im Neuen Garten des Orangenhauses zu erwähnen, in dessen Mittelsaal, einem Prachtraum von seltener Schönheit, die Hofconcerte (sie hießen Kammerconcerte, wenn der König selbst mitwirkte) stattfanden; aber auch ein Ball war hier am 23. April 1796, auf dem die Sängerin Amalie Schulz als Nymphe des heiligen Sees aufzutreten hatte, denn damals konnte ja kein Fest ohne irgend welches allegorisches Beiwerk sein. Uebrigens fragte die Sängerin mit fast wissenschaftlicher Neugierde beim Geheimen Kämmerer an, wie sie als Nymphe des heiligen Sees sich anziehen solle.

Friedrich Wilhelm III. kam in den ersten zehn Jahren seiner Regierung gar nicht in den Neuen Garten und er hat ihn nie geliebt, doch war es hier, wo er 1813 die erste Nachricht von York's Convention mit den Russen erhielt.

Es liegt über dem ganzen Neuen Garten ein Hauch von Geheimniß und Wehmuth, der vielleicht etwas unterstützt wird durch die Symbole und Allegorien des Freimaurerordens, die sich fast bei allen Anlagen hier finden. Die ruhende Sphinx in der Portalnische des Orangenhauses, die Idole von schwarzem Marmor neben dem Eingang, von Schadow modellirt, die antiken Hermenköpfe endlich, welche das Sims der Thüre tragen, gehören dahin. Mit Wehmuth aber muß der verlassene Garten eines Königs erfüllen, der vorzugsweise ein König mit einem milden und freundlichen Herzen war, den man nach seinen ersten Regierungshandlungen ungerecht vergötterte: „Du bist Titus, Du wirst Trajan sein!“ rief man ihm zu, und später war man eben so unverdient hart gegen ihn, weil er nicht vermocht hatte, das abwärts rollende Rad der Revolution aufzuhalten. Es hat das aber auch kein Anderer vermocht!

Digitized by Google

Paretz.

Es iſt ein feuchtwarmer Sommermorgen, bald regnet es ein wenig, bald blickt die Sonne durch mit ſtechendem Strahl, durch die grünen Baumgruppen von Bornſtedt aber und Barnim geht kühl ein erquickliches Wehen. Dieſe Dörfer wimmeln von rieſigen Gardes du Corps; die königlichen Leibwachten zu Roß ſind von Berlin und von Charlottenburg eingetroffen zum Regimentsexerciren und liegen hier „hinter Sansſouci“ im Quartier. Manch lauter Scherz folgt dem ſchweren Stiefel mit dem klingenden Sporn. Der leichte Wagen rollt luſtig und raſch dahin, ſo lange wir auf der Chauſſée ſind, als wir aber hinter Marquard ablenken und über die Bublitz, ein mit Nymphäen, Murmeln ſagt der Berliner, dicht bewachſenes Nebenwaſſer der Havel, durch einen Fährmann nach Uetz hinüber geſchifft werden, da wird der Trab der Roſſe langſamer; der Weg iſt nicht ſchlecht, aber die Hitze wird ſtärker und es ſind doch zwei tüchtige Meilen von Potsdam nach Paretz.

Dort liegt zur linken Hand des Weges auch das Krähenholz noch und das Rabenzeug iſt noch ebenſo unverſchämt laut wie im vorigen Jahrhundert; aus der flachen Landſchaft vor uns taucht aus dem grünen Schilf das grüne Gebüſch von Paretz auf und die hohen Schornſteine der Ziegeleien rechts dabei. Wir fahren ſchon an dem Rande des Parks hin und lenken dann ein in die ſtattliche Dorfſtraße, lauter ſaubere Häuſer und Gehöfte, wie ſie König Friedrich Wilhelm III. den Einwohnern durch ſeinen Hofmarſchall von Maſſow hat bauen laſſen. In jedem Hauſe iſt ein Gemach für einen königlichen Diener, in jedem Hofe ein Stall für königliche Pferde; ſchon lange werden beide nicht mehr gebraucht, es kommt kaum noch Jemand mehr von dem Königshauſe nach Paretz, aber das einſame Dorf an der Havel iſt unvergeſſen im Preußenlande; ſo lange man von König Friedrich Wilhelm III. ſpricht und von ſeiner Königin Louiſe, ſo lange wird auch von Paretz „dem Muſterſitz zarter Neigung von Herzen zu Herzen“ geredet werden.

Da liegt, eine Idylle ſelbſt, das Schloß der königlichen Idylle hinter dem grünen Halbrondel, das von Roſen, Acazien und Pappeln und dem alten, ehrlichen Hollunderbuſch gar lieblich eingefaßt iſt. Friedrich Wilhelm III. ließ dies Schloß noch als Kronprinz 1796 durch den Oberbaurath Gilly erbauen; ein ſchlichtes Gebäude, ein Erdgeſchoß und darüber ein Halbgeſtock, ſechzehn Fenſter Front. Zugleich wurde durch den Hofgärtner David Garwathen der Garten, oder Park, angelegt und zwar mit ganz bemerkenswerther Geſchicklichkeit; die Durchblicke und die Fernſichten auf Wald und See, auf Rohrbüſche und weite Ebenen, auf die Potsdamer Höhenzüge u. a. m. zeugen für ſeinen Geſchmack. Es fehlt auch nicht an Rohrhäuschen und Belvederes, und an der Tempelruine bei der Grotte findet ſich eine Erinnerungstafel mit den Worten: „Gedenke der Abgeſchiedenen!“ Dort war der unvergeßlichen Königin Lieblingsplatz, dort ließ König Friedrich Wilhelm III. nach ihrem Tode dieſe für ihre Schlichtheit rührende Inſchrift anbringen. Iſt aber nicht ganz Paretz eine Erinnerungstafel für die Königin?

Und das Schloß ſelbſt iſt nicht gefüllt mit Kunſtſchätzen und hiſtoriſchen Portraits wie andere königliche Schlöſſer; etliche hübſche engliſche Kupferſtiche ſind Alles, was wir da fanden; ſein Reichthum iſt eben die Erinnerung an ein Königspaar, mit dem ſich die bürgerliche Tugend auf den Thron geſetzt hatte. Es iſt Alles einfach, ganz einfach; aber hier erſcheint die Einfachheit nicht ärmlich wie im Stadtſchloß zu Potsdam, ſondern hier

ist sie passend und haucht einen Parfüm von edler Sitte und jener ächten Liebe zur Natur aus, die keinen Hauch mehr von der geschmacklosen und bedenklichen Naturdeclamation in der Art des Herrn Johann Jacob Rousseau hat, der mit seinen Werken einen so traurigen Einfluß bis in Kreise geübt hat, die ihn sonst, auch wieder ungerecht, verachten und hassen.

Im Idyllenschloß wohnte eine edle Frau und mit ihr ein edler Mann und um sie blühten vielversprechende Kinder.

Nach dem grünen Halbrondel hinaus zu ebener Erde zeigt man die Zimmer der Königin Louise; sie sind reich an kleinen Andenken; wehmüthig berührte uns ein Eichenkranz, der letzte Kranz, den sie hier gewunden, denn sie starb ja wenige Wochen nach ihrem letzten Besuch in Paretz am 20. Mai 1810!

Auf der andern Seite des schmalen Corridors, nach dem Garten zu, liegen die Zimmer König Friedrich Wilhelms und seiner Söhne, eben so schlicht, ebenso wohnlich!

Das obere Halbgeschoß gehört mehr der Erinnerung an Friedrich Wilhelm IV. und seine Gemahlin; auch er hat Paretz eine zeitlang bewohnt und zwar in dem Jahre 1848. Mit wie schweren Gedanken mag der König dort in dem niedrigen Zimmer mit dem Ochsenauge gesessen haben? Aus dem Ochsenauge sieht man auf den grünen Halbrundvorplatz des Schlosses, auf das Dorf, und auf die Kirche, die dem heiligen Mauritius gewidmet ist. Aber wie köstlich mag dem Könige auch die Stille gedünkt haben, das zarte Schweigen der Abgeschlossenheit, nach dem Toben der Aufregung, dem Wogen des Revolutionsmeers, welches an den Stufen seines Thrones brandete? Neben dem Königszimmer ist auch ein Humboldtzimmer, außer den für Paretz charakteristischen englischen Kupferstichen, hat es noch die Abbildung einer Victoria Regia aufzuweisen. Alexander von Humboldt auch in Paretz! Die Zimmer der Königin Elisabeth gehen nach dem Park, das Wohnzimmer ist mit Lithographien geschmückt, aus dem Ochsenauge hat man einen köstlichen Blick, durch einen Durchhau in dem Park.

Wir erwähnten, daß die Dorfkirche dem heiligen Moritz gewidmet; es ist ein altes Kirchlein, vom Erzbisthum Magdeburg aus gegründet, dessen Patron Sanct Moritz war, und es ist da noch ein altes Glasbild dieses Heiligen, jüngst erst, 1863, durch König Wilhelm wieder hergestellt. Durch Friedrich Wilhelm III. und seine Söhne ist die Kirche übrigens mehrfach gebaut und vergrößert worden. Die Schule ist von Friedrich Wilhelm IV. neu gegründet.

Der jetzige Schloßherr von Paretz, das ehedem den Arnims, den Dyrickes und Blumenthals gehört hat, ist der Kronprinz, der die Erinnerungen an seine Großältern und seinen Oheim pietätvoll pflegt, und öfter ganz plötzlich in Paretz erscheint, dort einige Stunden verweilend, entweder von seiner Gemahlin, oder doch von einigen seiner Kinder begleitet. Als er am 18. October 1866, eben siegreich aus einem großen Kriege heimgekehrt, hierher kam, um seinen Geburtstag in aller Stille zu feiern, da brachte ihm die dörfliche Jugend von Paretz den Erntekranz, so wie sie denselben so manches Jahr seinen Großältern und seinem Oheim Friedrich Wilhelm IV. gebracht. Auch König Friedrich Wilhelm IV. fuhr sonst an seinem Geburtstage gern nach Paretz, bis in der letzten Zeit seines Lebens das bayrische Häuschen auf der Pirschhaide an dessen Stelle trat.

Noch hängen manche dieſer Erntekränze im Schloſſe zu Paretz; am Erntefeſt 1802 ließ die Königin Louiſe die ganze Jugend des Dorfes von fünf bis vierzehn Jahr neu kleiden; das geſchah ſeitdem alle zwei Jahr, erſt am 15. October (Friedrich Wilhelm IV.) dann ſeit 1862 am 18. October, dem Geburtstag des jetzigen Schloßherrn.

Die kleinſten Knaben bekommen alſo in Paretz ſchon den „Königsrock" d. h. einen Rock, der ſich der Uniform des vierundzwanzigſten Landwehrregiments nähert, die Mädchen ruſſiſch grüne Kleider nebſt allem was dazu gehört, ſelbſt Schnupftücher, in deren Gebrauch die kleinen Dirnen gewöhnlich erſt mühſam unterrichtet werden müſſen.

Bei den Erntekränzen hängt aber auch noch eine kleine Fahne mit der Inſchrift:

„Wir thun das Heer repräſentiren,
Und kommen Dich*) zu gratuliren:
Hurrah! hurrah! hurrah!
Doch willſt Du ferner uns commandiren,
So mußt Du uns erſt ſalariren."

Die Prinzen Carl und Albrecht hatten nämlich aus der Dorfjugend eine regelmäßige Truppe gebildet, an einem 4. October, dem Geburtstage des Prinzen Albrecht, machte der Kronprinz den Knaben dieſe Fahne nebſt Inſchrift und ſchickte ſie lachend zur Gratulation und zur Brandſchatzung zu ſeinem Bruder. Friedrich Wilhelm IV. iſt 1810 zu Paretz wehrhaft gemacht geworden.

Hier in Paretz hat auch Großfürſt Nicolaus — wer hätte das von dem gewaltigen Kaiſer, dem furchtbaren Feind der Revolution, gedacht! — den Aufwiegler geſpielt; er hetzte nämlich die paretzer Bauerjungen auf die potsdamer Militairwaiſenhauszöglinge, die herausgekommen waren, und freute ſich gewaltig, als die Paretzer ſich luſtig der Gewehre der Potsdamer bemächtigt hatten und dieſe nicht im Stande waren, dieſelbe wieder zu erobern. „Bauerjungen doch ſtärker als Waiſenknaben!" rief König Friedrich Wilhelm III. lachend.

Wer den alten König und ſeine Kinder, auch die verwandten Gäſte in Paretz ſah, dem mußte klar werden, daß die Königin Louiſe im Geiſte noch mitten unter den Ihren war. Sie lebten ſo, als müßte ſie jeden Augenblick dort aus dem Speiſeſaal neben ihren Zimmern treten und einem Bauermädchen Früchte von der ſehr ſchlichten königlichen Tafel bringen. Hier ſind Friedrich Wilhelm III. die hübſcheſten Geſchichten paſſirt. Eine Frau, die ihn noch nicht kennt, litt durchaus nicht, daß der König eine Pflaume abpflücke, weil es der Herr Schloßgärtner verboten habe, was den alten Herrn höchlich amuſirte; noch ſchlimmer faſt kam er mit einem Knaben an, der ihm auf das gütige Anerbieten einer Pflaume ſehr derb antwortete. „Nee, Plumen haben wir alleene genog, wen't noch eene Wientrube wäre!" Der König gab dem naiven Knaben der Trauben zwei. Sein liebſter Scherz aber, über den er ſich immer wieder freute, war folgender: Die Herrſchaften ſtritten einſt bei Tafel über den Geſchmack der Ananas, Jeden erinnerte ſie an eine andere Frucht; da rief der König einen Bauerknaben von der Dorfſtraße herein, hieß ihm die Augen ſchließen und ſteckte ihm eine Scheibe Ananas in den Mund. „Wie ſchmeckt das?" fragte der König.

*) Man beachte den characteriſtiſchen Accuſativ.

„Wie Wurst!“ antwortete der Junge unter schallendem Gelächter der Anwesenden.

An dem Abend war's so heiter, wie in den Tagen, da Königin Louise noch sichtbar hier wandelte.

Die Stelle, wo sie an jenem duftigen Maiabend, da sie Paretz zum letzten Male besucht, den Park verließ und den auf der Landstraße harrenden Wagen bestieg, bezeichnete der König durch eine gothische Pforte von Gußeisen; sie hat keine Inschrift, nur ein L. und das Datum „20. Mai 1810“ ist ausreichend; mit Dornen aber und Gestrüpp ist die Pforte jetzt geschlossen. Das blauseidene Tuch aber mit Silberstickerei, welches die Königin an jenem Abend trug, liegt als Altardecke auf dem Gottestisch in der Moritzkirche zu Paretz.

Wehmüthige Erinnerungen allein leben und weben jetzt um das Haveluser von Paretz, es mag das Herz wohl weich werden, wenn der Abendstrahl auf die breite Schilfbruchlandschaft fällt, aber es bricht doch gesunde Freude und heiterer Humor immer wieder durch, wie ja auch Friedrich Wilhelm III. und seine Kinder gern heiter mitten in der Erinnerung an die Königin Louise gelebt haben und so wollen auch wir mit einer heitern Erinnerung von Paretz scheiden. Der spanische Infant Don Francisco da Paula — schaudernd erzählt man noch, er sei auf dem Manöver mit einem Maulthier beritten erschienen, da er kein Pferd reiten gekonnt! — war im Jahr 1820 zu Besuch am königlichen Hoflager und kam auch zum Könige nach Paretz. Man nannte sehr artig die Kettenbrücke ihm zu Ehren die Infantenbrücke. Nun, von Infanten wissen die guten Leute in Mark Brandenburg nichts, aber bis zum Elephanten haben sie sich doch verstiegen und darum hat Paretz — eine Elephantenbrücke!

Schloß Stern.

Zur rechten Hand auf dem Wege von Potsdam nach dem Städtlein Teltow, oder wie es eigentlich heißt, Kron-Teltow (es ist das durch seine delicaten Rübchen so hochberühmte Oertchen) liegt das königliche Jagdschloß Stern unter den ersten, mächtigen Bäumen eines überaus stattlichen Waldreviers. Wären die Umgebungen Potsdams nicht so übermäßig reich an landschaftlichen Reizen, so müßte man sich wundern, daß Jagdschloß Stern nur sehr mäßig besucht wird, denn es läßt sich kaum ein freudigeres Waldbild denken, als die grüne, saftige Waldwiese da und die Baumriesen dabei um das rothe Schlößlein Friedrich Wilhelms I., das so neu aussieht, als sei es gestern erst gebaut. Und doch ist es über anderthalb Jahrhunderte alt, wie die Inschrift 1714 unter dem Stern in der Glasscheibe über der Thür des Jagdschlosses besagt.

König Friedrich Wilhelm I. war der letzte der Regenten im brandenburgisch-preußischen Hause, der ein eifriger Waidmann gewesen; Friedrich der Einzige, obwohl er als Kronprinz, wohl aus Respect vor dem ungnädigen Herrn Vater, ein Uebriges gethan, Friedrich Wilhelm II., Friedrich Wilhelm III., Friedrich Wilhelm IV. sind freilich zuweilen auf der Jagd gewesen, aber die eigentliche Passion hat keiner von ihnen gehabt. Erst König Wilhelm hat's Waidhandwerk wieder stärker getrieben und sein Bruder, der Generalfeldzeugmeister Prinz Carl von Preußen hat bis auf diesen Tag für einen sehr eifrigen Jäger gegolten, namentlich hat er die hochfürstlichen Hetz- und Parforcejagden begünstigt, als deren hoher Protector er noch immer umsichtig waltet. Sein Sohn, der Generalfeldmarschall Prinz Friedrich

Digitized by Google

Carl, der Sieger in ſo vielen Schlachten, der aber iſt ganz und gar wieder ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn, gleich dem alten Nimrod geworden und in einem nicht vollen Vierteljahrhundert hat er allein vierhundert Hirſche erlegt, die gut jagdbar. An dieſen beiden Prinzen „mit dem grünen Bruch“ am Hut, an Vater und Sohn, ſeinen Enkeln, würde der gewaltthätige Friedrich Wilhelm I. ſeine beſondere Freude gehabt haben. Uebrigens iſt auch der preußiſch-deutſche Kronprinz ein gefürchteter Jäger, wenn er's Waidwerk jetzt auch nicht ganz ſo ſtark mehr treiben mag, wie vor den großen Kriegen.

Es läßt ſich eben nicht viel erzählen von dem Jagd- und Luſtſchloß Stern. Friedrich Wilhelm I. baute es raſch und benutzte es oft. Das faſt zierliche Schlößlein hat eigentlich weiter nichts als einen räumlichen Banketſaal für den König und ſeine nächſten Jagdgenoſſen aufzuweiſen; dieſer Saal iſt nur mit dem allernothdürftigſten Geräth ausgeſtattet, verziert lediglich mit etlichen Darſtellungen verſchiedener Jagdarten und den vier Gehörnen, das letzte von achtundzwanzig Enden, welche der „große Hanns“, eine lange Zeit hindurch hochberühmter Hirſchkönig jenes Reviers, abgeworfen hat. Leider fiel der große Hanns eines Tages ohne jeden Grund einen armen Schlächtergeſellen an und mußte dieſen Eingriff in des Königs Gerichtsbann mit dem Leben büßen. Neben dem Saal findet ſich noch ein Schlafzimmer des Königs, darin ſein enges Bett; eine Küche mit allerlei meiſt zerbrochenen Leuchtern und Krügen von Töpferzeug und oben eine leere Bodenkammer. Sonſt enthält das Jagdſchloß nichts weiter.

Freilich ziehen noch allerlei wildherzige, tobluſtige, ſtreitfelige Erinnerungen durchs Haus von jenen Abenden bei Bier und Tabak, an dem der wilde Friedrich Wilhelm hier Raſt hielt mit ſeinen nächſten Jagdgenoſſen, wobei es dann oft genug ziemlich arg hergegangen ſein mag; aber am Tage iſt's ſonnig und ſchattig, ſtill und ſittig, heiter und laut, denn die hübſchen Mädchen von Potsdam ſpielen Reifen um das Jagdhaus, machen aber ſofort auch ein Tänzchen, wenn ſich die nöthigen Tänzer finden und gönnen den „Müttern“ den ruhigen Genuß der Taſſe Kaffée. Daß aber jene wilden Jagderinnerungen an König Friedrich Wilhelm I. nicht ruhen können, das iſt die That des Parforcejagdvereins, der hier zuweilen ſeine feſtlichen Jagdmahlzeiten hält unter Vorſitz ſeines hochfürſtlichen Protectors, des Prinzen Carl. Da ſitzt dann wieder ein Fürſt vom Hauſe Brandenburg oben am Tiſch auf dem Stuhl König Friedrich Wilhelms I., er trinkt aus des grimmigen Königs Mundglas, es iſt noch da, wenn es auch den Fuß gebrochen hat und mit einem ſilbernen Stelzfuß verſehen werden mußte; aus fröhlichen Jägerherzen klingen da dem Prinzen Carl, wie ſeinem Ahnherrn, die Waidmannsſprüche und Rufe, und die, welche die Sprüche dort wiederholen in der Runde, die Arnim, die Blumenthal, die Ribbeck, die Pfuel, die Löben, die Putlitz, die Redern, die Königsmarck und wie ſie alle heißen, das ſind ja auch die Söhne von ihren Alten und ihre Ahnherren antworteten einſt Friedrich Wilhelm I., wie ſie dem Prinzen Carl, dem Herrenmeiſter von Sonnenburg, den Ruf widergeben.

Und wenn der Winterſturm den Schnee von den Nadeln ſchüttelt, wenn er grimmig an dies Schlößlein Stern ſtößt und der Stern von vierzehn Straßen, die ſtrahlenförmig da zuſammenlaufen, gänzlich verſchneit iſt, dann verſucht der Prinz-Protector wohl höchſt eigenhändig einen „Brandel“ zu brauen zur Erwärmung ſeiner Jagdgenoſſenſchaft; das aber leidet der unwillige, ſtörrige Geiſt nicht, der im Hauſe umgeht und die Terrine platzt mit einem bedenklichen Knall, obwohl ſie ein Geſchenk iſt von hoher Hand für den Parforce-

verein. Die Jagdgeſellſchaft aber geht nicht ſo laut auseinander als ſie gekommen iſt. Die Stimmung in Stern iſt dann mehr für die Poeten als für die Jäger.

Aber für Jedermann iſt die Stimmung, der daher von Gütergötz, dem alten Ort, wo jetzt der Kriegsminiſter Graf Albrecht Roon den mit Lorbeer reich bekränzten Stuhl ſeines Alters aufgeſtellt hat, unter die grünen Bäume beim rothen Stern tritt und dort unter Sonnenglanz und Blüthenduft, unter Lenzeswehen und Vögelſchall, am Tiſche vor dem Waldhauſe des Kaſtellans den guten Geſellen aus alt-brandenburgiſchem Frankenland findet, der dem müden Wanderer von fern ſchon den Krug mit ſchallendem Zuruf und kühlem Naß entgegenſchwingt. Und es iſt auch ein Krug aus König Friedrich Wilhelms I. Zeit, ein Krug von falſchem Porcellan, mit falſchen Chineſen, aber ächten deutſchen Blau-Blau-Blümelein bunt bemalt und ächten deutſchen Meſſingdeckeln geziert.

„Ein Hörnlein hört ich blaſen,
Da mußt ich eilig ſein,
Als grüßt' mich auf der Straßen,
Ein Fräulein, die war fein!
„Trarah!"'"

Beim Jagdſchloß muß auch ein Jagdhörnlein geblaſen werden, nach altem Jägerbrauch; ſo mag denn wenigſtens das Hörnlein der alten Ballade erklingen: „Trarah!" Beim Jagdſchloß Stern noch lange freudig: „Trarah!"

Berthold Seemann.

Von **Adolf Ebeling.**

I.

Mußte mich dies arme Arbeiterweib plötzlich wieder an meinen Schmerz mahnen und zugleich an meine Schuld! Sie kam mir vor einigen Tagen auf der Straße jammernd entgegen und rief mir schon von Weitem zu: „Jetzt ist sie doch gestorben! Sie ist todt!“ Sie wollte mir dann den letzten Verlauf der Krankheit ihres Kindes erzählen, aber sie konnte vor überfließenden Thränen nicht zu Worte kommen, sondern jammerte nur von Neuem: „Nun ist sie doch todt!“ Mir durchschnitt es das Herz. Ich hatte das Kind, ein schönes Mädchen von kaum fünfzehn Jahren, noch vor wenig Tagen in der blühendsten Gesundheit gesehen, sogar noch einen Strauß Feldblumen von ihr erhalten, um den ich sie gebeten und den sie in den nahen Festungsgräben gepflückt . . . die Blumen standen noch frisch in der Vase, aber die Geberin hatte der schreckliche, unerbittliche Tod in kaum mehr als achtundvierzig Stunden hinweggerafft.

Ich kannte die Leute seit längerer Zeit; sie wohnten mir gegenüber, in einem großen, kasernenähnlichen Hause, das nur Arbeiterwohnungen enthielt. Der Vater war ein Fuhrmann, der sein Brod mühsam verdiente, früh Morgens davon ging und spät Abends heimkehrte. Die Mutter besorgte die kleine Wirthschaft und machte Botengänge in der Stadt um geringen Lohn. Sie hatten nur das eine Kind, eine Tochter, die nun gestorben war. Ich erinnere mich kaum, je im Leben ein so bildschönes und reizendes Mädchen gesehen zu haben. Manchmal scheint es wirklich, als ob die launische Göttin Fortuna sich darin gefiele, in die Hütten der Niedrigkeit und Armuth einzukehren und nach der alten Sage ein neugeborenes Kind mit ihrem goldenen Stabe zu berühren, ungesehen und lächelnd weiterschwebend . . . und ein solches Kind ist dann wunderbar bevorzugt vor seines Gleichen, als Mädchen, an Körperschöne und Liebreiz, als Knabe, an seltener Begabung und reichem Talent. Aber dann, wie wenn die Göttin ihr Werk bereute, werden sie auch oft, zarten Blumen gleich, kaum aufgeblüht, wieder geknickt und in das düstere, kalte Grab geworfen — dahin, unwiederbringlich dahin! und die ewige, gewaltige Welle des Tages rauscht gleichgültig und gefühllos weiter und weiter, und schon morgen ist es nichts mehr als etwa ein Blatt, das von den vielen tausend Blättern des Baumes zur Erde fällt und im Winde verweht.

Das Begräbniß war ärmlich, wie stets bei Leuten niedern Standes. Ich war noch am Morgen hinaufgegangen und hatte sie in dem schmalen, tannenen Sarge liegen sehen . . . „vier Bretter und zwei Brettchen“. Freundinnen hatten Blumen in den Sarg und auf die Leiche geworfen; sie selbst die schönste Blume: eine reine, weiße Lilie . . . der Tod war so schonend über das liebliche Antlitz hinweggegangen, daß er wie Mondlicht auf den bleichen Zügen lag. Schöner ist vielleicht nicht die Tochter Tintoretto's gewesen, als der trauernde Vater sie in der Nacht vor ihrer Bestattung

beim Lampenſchimmer malte und ſo in wenig Stunden eines ſeiner herrlichſten Bilder ſchuf. Die Eltern ſtanden am Sarge und einige wenige Nachbarn, meiſt Frauen. Zwei ganz kleine Kinder ſaßen am Boden und ſpielten mit den herabgefallenen Blumen. Die Mutter ſchluchzte und jammerte laut, der Vater ſagte nichts und fuhr nur von Zeit zu Zeit mit der Hand über die Augen. Er wußte vielleicht nicht einmal, welch' einen ſeltenen Schatz er verloren. Dann kamen vier Träger; ſie grüßten kaum, es war ja ihr tägliches Handwerk . . . ſie nagelten haſtig, ohne auch nur einen Blick hineinzuwerfen, den Sarg zu, trugen ihn lärmend die ſteilen Treppen hinab, zogen eine weißwollene, aber keineswegs ſehr ſaubere Leichendecke darüber und ſchoben ihn dann in den unten bereitſtehenden, kahlen, ſchmuckloſen Wagen. Ein Chorknabe mit einem Crucifix ging doch wenigſtens vor dem Wagen her. Der Zug bog um die nächſte Straßenecke und verſchwand, aber der unendlich wehmüthige Eindruck blieb mir noch Tage lang. Hatte doch dies an ſich ſo unbedeutende Ereigniß in meinem Gemüth eine nachtönende Saite angeſchlagen und mich, wie ich bereits oben ſagte, an meinen eigenen Schmerz gemahnt und zugleich an meine Schuld. An meinen Schmerz: denn auch ich hatte unlängſt meinen beſten Freund durch den Tod verloren; und an meine Schuld: denn ich hatte noch immer das Verſprechen nicht erfüllt, das ich mir damals im Namen des Dahingeſchiedenen gegeben, nämlich ſein Andenken durch ein kleines, biographiſches Denkmal zu ehren.

Mehr als acht Monate habe ich verſtreichen laſſen, ohne mein Wort zu löſen, obwol vielleicht während dieſer ganzen Zeit nicht ein Tag vergangen war, an welchem ich nicht wenigſtens einen wehmüthigen Gedanken für den ſo früh Dahingeſchiedenen gehabt; aber die Arbeit und der Drang des Augenblicks, meiſt unerfreulich und ermattend, gönnten mir die nöthige Muße nicht. Heute will ich denn endlich dieſe ſchmerzliche Freundespflicht erfüllen.

* * *

Es war am Sylveſterabend des letzten Jahres. Ich hatte einen kurzen Urlaub erhalten und war ſeelenfroh, doch wenigſtens das ſchöne Weihnachtsfeſt nicht in dem triſten, ungemüthlichen Metz zubringen zu müſſen, wo man uns noch immer mit ſcheelen, gehäſſigen Augen betrachtet und von der einſtigen Revanche träumt Doch laſſen wir die Politik und die armen, noch immer nicht zur Beſinnung gekommenen Franzoſen, die fürwahr unglücklich genug daran ſind . . . unglücklich allerdings durch eigene Schuld. Die Bewohner von Metz und Deutſch-Lothringen fangen ohnehin ſchon an zu merken, daß ſie bei dem Tauſch nicht verloren haben und daß es ſich wol der Mühe verlohnt, Deutſch zu ſein, oder doch zu werden — aber, wie geſagt, ich war doch froh, daß ich zum Weihnachtsfeſt hinüberreiſen konnte zu den Freunden am Rhein. Ich achtete auch die mehr als zwölfſtündige Fahrt, trotz der Kälte, für gering; bei Bingerbrück gab es eine ſonnenprächtige Winterlandſchaft mit Schneefeldern und Eisbergen und bei meiner Ankunft in Köln lag noch der letzte Schimmer des Abendroths auf den gigantiſchen Maſſen des Doms. Schon in der nächſten Viertelſtunde befand ich mich im Kreiſe der Freunde, natürlich von Fragen beſtürmt über die Verhältniſſe im neuen Reichslande, und die Damen erkundigten ſich ſehr beſorgt, ob es wirklich wahr ſei, daß man in Metz ſtets mit einem Revolver ausgehen müſſe, um ſich gegen die an allen Straßenecken auflauernden Franzoſen zu ſchützen. Die Kinder begrüßten den „Onkel" als einen alten Bekannten, der früher ſo

oft mit ihnen gespielt und sie immer in Schutz genommen, wenn sie für irgend einen losen Streich bestraft werden sollten . . . ach, es war freilich kein „Onkel aus Ostindien", aber doch ein guter Onkel, der ihnen herzlich zugethan war und auch allerlei Kleinigkeiten für sie im Koffer hatte. So kam der Weihnachtsabend, der heilige Abend, wo man selbst wieder zum Kinde wird und sich nicht satt sehen kann an dem lichterfunkelnden, gold- und silberblitzenden Christbaum und an der jubelnden Freude der Kleinen. Mein Champagner hatte brillanten Erfolg; ich kam ja so halb und halb aus dem Champagnerlande. Echter Moët, aber in Miniaturfläschchen für Kinder, von denen vier, fünf auf eine ganze Flasche gehen, so daß Jeder für sich knallen und trinken konnte. Einen Rausch hatten sie sich übrigens doch angetrunken, als man sie endlich, nicht ohne Mühe und einige Thränen, zu Bette brachte, aber es war, wie das Fläschchen, nur ein Miniaturräuschchen. O, über die kleinen Taugenichtse! . . . Und sei mir nicht böse, lieber Leser, daß ich von solchen Lappalien rede; ich werde weiter unten ernst genug werden.

Die Tage verflossen rasch, leider zu rasch, aber den Sylvesterabend mußte ich noch bleiben und den Neujahrstag auch; ich hätte sonst die bösesten Gesichter, ja, wer weiß, von einigen Freunden wol gar ein Duell bekommen. Am Sylvesterabend sollte überdies, wie das in den meisten Familien Sitte ist, der Christbaum noch einmal angezündet und dann geplündert werden, und da mußte ich doch dabei sein. Und so geschah es auch, natürlich mit obligatem Jubel und Sturm; dem armen Tannenbaum wurde freilich arg mitgespielt, ganz wie seinem Leidensgenossen im Andersen'schen Märchen. Ich hatte mich unterdessen, um mich dem allzu großen Lärm zu entziehen, in ein entlegneres Zimmer begeben und nahm die Kölnische Zeitung zur Hand, die man gerade gebracht. Wie zufällig finde ich bei Durchsicht der einzelnen Spalten unter den „Vermischten Nachrichten" folgende kurze Notiz: „Die Redaction des Journal of Botany, welche sieben Jahre lang in Händen des Dr. Berthold Seemann war, ist nach dem unlängst erfolgten Tode dieses Gelehrten an einen andern deutschen Landsmann, den Dr. Trimen vom Britischen Museum, übergegangen."

Das traf mich wie ein Donnerschlag. Vielleicht ist es manchem meiner Leser schon einmal ähnlich ergangen. Man blättert gleichgültig in irgend einem Zeitungsblatt, sorglos und heiter, und schrickt plötzlich zusammen, bei der Todesnachricht eines uns nahestehenden Menschen, den wir nicht anders als lebensfroh und vollständig gesund gewußt und von dessen Krankheit wir nicht einmal eine leise Ahnung gehabt. Man will Anfangs seinen eigenen Augen nicht trauen; man meint, falsch gelesen zu haben und durchfliegt angstvoll die Unglückszeilen von Neuem, aber es sind immer dieselben kalten, gefühllosen Worte . . . es ist nur zu wahr! Dann zerreißt es vor unserm innern Gesicht wie ein Vorhang und die schreckliche Wirklichkeit steht vor uns, sie grinst uns an wie ein Gespenst: todt! todt!

So erging es mir an jenem Abend. Weggeblasen all' die lärmende Freude, an der ich vor wenig Minuten noch aus vollem Herzen theilgenommen, jetzt klang sie mir wie ein schneidender Mißton und der festliche Weihnachtsprunk erschien mir wie bittere Ironie auf meinen Schmerz. Ich ging in mein Zimmer, um wenigstens allein zu sein; ich gehörte ja jetzt nicht mehr in die heitere Gesellschaft. Ich löschte die Kerze und stellte mich an's Fenster und sah hinunter auf die matterleuchteten, schneebedeckten Straßen, durch die nur wenige Menschen hastig hin- und hereilten. Der

Digitized by Google

Digitized by Google

Berthold Seemann.

Himmel war trübe, kein Stern zu sehen, nicht einer . . . so stand ich lange und weinte bitterlich. Ich hatte meinen besten Freund verloren.

Den meisten meiner Leser dürfte wenigstens der Name Berthold Seemann bekannt sein, und Vielen auch wol seine Werke und seine Bedeutung als Weltumsegler, als wissenschaftlicher Reisender und Naturforscher und auch sonst als Gelehrter und namentlich als Botaniker. Da er aber, obwol von Geburt ein Deutscher*), von seinem zwanzigsten Jahre an in England lebte, auch von dort aus seine sämmtlichen Reisen unternahm, und gleichfalls fast nur in englischer Sprache schrieb, so ist er seinem Vaterlande ferner geblieben, wenngleich sein Hauptwerk: „Die populäre Geschichte der Palmen", auch in deutscher Uebersetzung und in mehreren Auflagen erschienen ist. Sein früher Tod hat ihm ferner die Ausführung größerer literarischer Entwürfe nicht gegönnt, aber er beabsichtigte, in späteren Jahren wieder nach Deutschland überzusiedeln, zu welchem Zwecke er sich bereits im Harz und zwar in der Nähe des romantischen Goslar, ein Besitzthum gekauft hatte.

Diese größeren wissenschaftlichen Arbeiten würden alsdann ein helleres Licht auf die gesammte reiche und in mehr als einer Hinsicht so außerordentliche Vergangenheit des Verfassers geworfen und zugleich dem gebildeten Deutschland die ganze Bedeutung dieses Mannes vor die Augen geführt haben . . . aber das sollte nicht sein.

Ich lernte Seemann im Jahre 1863 in Paris kennen, wohin er in Begleitung seines Freundes Pim**) gekommen war. Wir waren zufällig Table d'hôte-Nachbarn im Grand Hôtel und machten als Landsleute schnell Bekanntschaft. Seemann war eine jener offenen, herzgewinnenden Naturen, denen man sofort gut werden mußte, denn seine äußere Erscheinung und sein ganzes Wesen waren dergestalt sympathisch, daß man sich zu ihm hingezogen fühlte, fast ohne zu wissen, warum. Dabei war sein Benehmen so bewußt und sicher und doch so frei von aller Ostentation, wie es nur bei einem Mann möglich war, der fast alle Meere und Länder der Erde gesehen und bereist hatte. An jenem ersten Tage unserer Bekanntschaft trennten wir uns erst spät nach Mitternacht und ich fühlte schon damals, daß ich einen Freund für's Leben gewonnen hatte. Wir sahen uns darauf täglich und durchstreiften ganz Paris und die Umgegend, wobei ich froh war, den Cicerone machen zu können. Den Capitain Pim hatten wichtige Geschäfte nach Paris geführt. Er wollte sein Project einer Panama-Eisenbahn dem Kaiser vorlegen und erhielt auch durch Vermittelung des englischen Botschafters alsbald eine Audienz in den Tuilerien. Damals waren es noch andere Zeiten, und aus allen Gegenden der Welt kam man nach Paris, um Napoleon III. für irgend eine Erfindung, oder für sonst ein wissenschaftliches oder künstlerisches Unternehmen zu interessiren. Und wahrlich gebietet uns die unparteiische Gerechtigkeitsliebe hinzuzusetzen dies nicht umsonst, denn der

---

*) Seemann war in Hannover am 28. Februar 1825 geboren, ist also kaum siebenundvierzig Jahre alt geworden.

**) Der Fregattencapitain Bedford Pim, gleichfalls Weltumsegler und einer der unerschrockensten „Franklinsucher". Ihm verdankt man namentlich (in Verbindung mit M'Clintock) die Auffindung der letzten Reste des unglücklichen Polarfahrers und die Zusammenstellung des „Terror" wie sie jetzt im Marinemuseum zu London in einem besondern Saale gezeigt werden.

Kaiser, der für alles Neue auf diesem Gebiete die regste Theilnahme zeigte, hat in dieser Beziehung unendlich viel gethan.

Pim war hoch entzückt über den Empfang; der Kaiser hatte ihm mit großem Interesse zugehört und für eine bedeutende Summe Actien genommen; nachher war er auch der Kaiserin vorgestellt worden und er proclamirte sie laut als die schönste Frau, die er je im Leben gesehen. Daß ich ihm gern Recht gab, wird man mir leicht glauben. Wie gesagt, damals waren es noch andere Zeiten.

Von jenem ersten Zusammentreffen an blieb ich mit Seemann, der bald darauf Paris wieder verließ und später eine neue größere Reise nach Central-Amerika und von da nach Ostindien antrat, in steter Verbindung. So lange er sich in London oder sonstwo in England aufhielt, war unsere Correspondenz sehr einfach und bequem; später lagen viele Monate zwischen jedem Briefe, und im Jahr 1865 erhielt ich einmal, kurz vor Ostern, auf einem entlegenen Schlosse in der Bretagne, wo ich damals wohnte, einen Neujahrsglückwunsch von ihm, den er bereits in den letzten Decembertagen 64 abgeschickt hatte, aber vom Cap der guten Hoffnung. Er käme bald zurück, schrieb er, ginge aber erst noch nach Melbourne und San-Francisco und müsse sich auch noch in Caracas aufhalten. Dies „bald" bedeutete noch mehr als sechs Monate.

Endlich sahen wir uns wieder und zwar in einer für Paris überaus glänzenden und bedeutungsvollen Epoche: im Weltausstellungsjahr 1867. Zu jener Zeit stand Paris und mit ihm ganz Frankreich noch auf seinem socialen Höhenpunkte, von welchem es nach wenig Jahren, freilich durch eigene schwere Verschuldung, so schmachvoll herabgestürzt werden sollte — doch wer ahnte das in jenen Tagen! Die Luxemburger Streitfrage, die schon damals den Brand beinahe entzündet hätte, war, noch dazu mit nie dageweseuer Schnelle, auf diplomatischem Wege geschlichtet worden und eben in dieser Promptheit erblickte man die sichersten Friedensgarantien. Das furchtbare Drama von Queretaro, jener Markstein für das mehr und mehr schwindende Ruhmblendwerk Frankreichs, stand gleichfalls noch als düsteres Gestirn unter dem Horizonte; man konnte sich also unbesorgt den Freuden und Genüssen des Augenblicks hingeben. Und dies thaten wir auch. So hoch war noch nie in Paris der Luxus und der Schwindel getrieben worden, aber einen solchen Taumelkelch hatte die Hauptstadt der Welt auch noch niemals ihren eigenen Kindern und den von nah und fern zuströmenden Gästen geboten, und die Letzteren zählten Monate lang nach Hunderttausenden und Millionen. Die meisten Monarchen Europa's waren der Einladung Napoleon's III. gefolgt, sogar der türkische Sultan, der bei dem „Friedensfest" im Industriepalast achtspännig fuhr, mit fünf gepuderten Lakaien hinten auf (fünf!) und in der alten vergoldeten Krönungscarosse Ludwig's XVI., die bekanntlich als Rarität in Trianon aufbewahrt und den Fremden für zehn Sous gezeigt wird. Aber der Beherrscher der Gläubigen sah so ungewaschen aus und trug nicht einmal Handschuhe, was ihm die Pariserinnen nicht verzeihen konnten, vorzüglich die Damen der Demi-monde, die so sehr auf „Reinlichkeit" halten.

Vorher war schon der König von Preußen eingetroffen, noch dazu in Begleitung des Kronprinzen und Bismarck's, also ein neuer Beweis, wenigstens in den Augen der Kurzsichtigen, für die glücklich wiederhergestellte **entente cordiale** mit dem gefährlichen Nachbar.

Ich stand mit Seemann und Pim, die Beide diesmal auch ihre Gattinnen mitgebracht hatten, auf der westlichen Terrasse des Tuilerienparks, wohin wir nur durch Vermittelung der englischen Botschaft gelangt waren, um dem Gartenfest zuzuschauen, das den hohen Gästen und speciell unserm jetzigen deutschen Kaiser gegeben wurde. Seit Menschengedenken hatte man, selbst in Paris, wo doch dergleichen Festlichkeiten nichts Seltenes waren, etwas Aehnliches nicht gesehen; der decorative Vorbau vor dem Palaste reichte mit seiner Florentinischen Freitreppe bis in die zweite Etage hinauf, so daß sich die Herrschaften nach der Tafel vom Marschallssaal direct in den Garten hinabbegeben konnten. Der König von Preußen bot der Kaiserin den Arm: man hatte wol noch nie ein schöneres Paar gesehen; hinter ihm Graf Bismarck in weißer Küraſſiruniform im freundlichen Gespräch mit dem Kaiser ... wovon die Beiden wol damals gesprochen haben mögen? ... und als Hofstaat ein Gefolge von schimmernden Uniformen und glänzenden Damentoiletten, das gar kein Ende nahm. Jetzt liegen die Tuilerien in Schutt und Trümmern, als schreckliches Wahrzeichen eines entsetzlichen Bürgerkrieges, und wenn sie auch wieder aufgebaut werden, so dürfte sich dort wol schwerlich eine ähnliche Gesellschaft wieder zusammenfinden. Wenigstens sobald nicht, denn Herr und Madame Thiers, selbst in Begleitung von Fräulein Dosne (excusez!) werden es wol nie dahin bringen.

Unser Rendezvous für den nächsten und alle übrigen Tage war natürlich das Marsfeld mit der Weltausstellung und ihren unzähligen Wundern, und wenn ich auch hier wieder im Innern des Gebäudes, dessen Inhalt ich fast auswendig wußte (ich hatte ja ein dickes Buch darüber geschrieben!) mit Erfolg den Cicerone spielen konnte, so mußte ich dies Amt doch draußen, im sogenannten Park, meinem Freunde Seemann abtreten, denn dort war er in seinem eigentlichen Elemente, und vielleicht nur wenige von den hunderttausend Besuchern, die uns von allen Seiten umgaben, mochten dort so zu Hause sein wie er. Ich widerstehe der Versuchung einer eingehenden Schilderung jener Promenaden, denn es würde mich zu weit abführen von dem eigentlichen Gegenstande meiner heutigen Arbeit, aber einige flüchtige Andeutungen wird man mir schon gestatten. Gehört doch die Pariser Weltausstellung auch für mich zu den reichsten, glänzendsten und großartigsten Erinnerungen meines ganzen Lebens, und von meiner gesammten literarischen Bagage — sie wiegt übrigens nicht schwer, lieber Leser — möchte ich nur dies eine Buch vor gänzlicher Vergessenheit retten. Deshalb noch zwei Worte darüber und auch nur insofern sie sich auf meinen Freund Seemann beziehen. Im sogenannten Park, der den Ausstellungspalast nach allen Richtungen hin und in einer Ausdehnung von ungefähr zwanzig Morgen Landes einfaßte, waren beinahe alle und jedenfalls die interessantesten Völker der Erde durch irgend ein Gebäude, oder durch sonst eine national-eigenthümliche Sehenswürdigkeit vertreten. Eine lebendige Geographie, möchte man fast sagen, so daß man in wenig Stunden die wichtigsten Länder aller Welttheile durchwandern konnte. Erdhütten der Eskimos und Samojeden, türkische Moscheen, egyptische Syhynx- und mexicanische Götzentempel, russische und schwedische Holzhäuser, luftige Wohnungen aus Bambusrohr von Japan und Siam, maroccanische Kaffee- und chinesische Theehäuser und sogar ein chinesisches Theater ꝛc. und fast überall die Eingeborenen des betreffenden Landes in den buntesten und abenteuerlichsten Trachten, mit einem Sprachengewirr, wie zur Zeit des Thurmbaues von Babel ... man hatte noch nie in der Welt etwas Aehn-

liches gesehen. Seemann war aber dort ganz zu Hause und in seinem wahren und eigentlichen Lebenselemente; hatte er doch alle diese Länder in Wirklichkeit Jahre lang bereist, und Sitten und Gebräuche der verschiedenen Völker, bis zu den menschenfressenden Südseeinsulanern, an Ort und Stelle kennen gelernt. Ihm war mithin nichts fremd und neu; im Gegentheil, er traf überall gute Bekannte, und seine geistreichen Erklärungen und Erzählungen ergänzten das Vorhandene in der glücklichsten Weise. Und nun gar im sogenannten Jardin reservé (dessen Anlage allein gegen zwei Millionen gekostet hatte) das große Palmenhaus, diese „Kathedrale aus Glas und Eisen", wo die schönsten und seltensten Bäume und Gewächse fremder Zonen zu sehen waren und sämmtlich in Prachtexemplaren, wie unter dem Tropenhimmel selbst. Am Stamme einer Musa Ensete, deren Riesenblätter so breit waren, daß sie eine ganze Gesellschaft beschatten konnten, von blühenden Orchideen, gleich duftenden Schmetterlingen, und von ausländischen, frei umherfliegenden Wundervögeln umgeben, hatten wir uns ein abgelegenes, lauschiges Plätzchen ausgesucht und plauderten dort von all' den Wundern einer fernen Welt, die uns hier wie durch Zauberschlag plötzlich so nahe gerückt war . . . im Hintergrunde, auf den breiten, glänzenden Kieswegen, spazierten unterdessen die geputzten Herren und Damen zu Tausenden auf und ab, die aus allen Gegenden der Windrose hergereist waren, um das Niedageweseue zu beschauen und zu bewundern. Oder wir begaben uns hinab in die labyrinthischen Tropfsteingrotten, die man unter der Erde und gleichfalls mit ungeheuren Kosten angelegt hatte, und traten an die Aquarien, weitgedehnte, von spiegelhellen Glasplatten umschlossene Teiche, um die Bewohner der Meere und Flüsse zu betrachten, die dort in unzähligen großen und kleinen Massen umherschwammen — und auch hier setzte mein begleitender Freund seine interessanten Erklärungen fort, denn auch dieses Reich lag vor ihm, wie ein offenes Buch. Wer unter den Näherstehenden Deutsch oder Englisch verstand, drängte sich hinzu, und manchmal hatten wir einen ganzen Zuhörerkreis um uns, dem wir uns nur mit Mühe wieder entziehen konnten. Später gingen wir alsdann in irgend ein internationales Speisehaus, in einen russischen, italienischen, amerikanischen oder spanischen Restaurant, denn auch in culinarischer Hinsicht waren auf der Weltausstellung die bedeutendsten Nationen der Erde durch Küche und Keller vertreten . . . in China gab es sogar, noch dazu für einen sündhaften Preis, indianische Vogelnester, die nicht einmal echt waren, sondern aus Fadennudeln und allerlei gehacktem und gewürztem Zeug bestanden, so daß wir sie kaum hinunter bringen konnten. Aber man mußte doch dagewesen sein! Dort fanden wir denn auch die Damen, die unterdessen die Schätze im Innern des Gebäudes bewundert hatten und zwar weniger in den Galerien der Maschinen und Rohstoffe, als in denjenigen Abtheilungen, wo die Krystall- und Bronzewaaren, die Teppiche und Webereien, die Luxusmöbeln und ähnliche Herrlichkeiten ausgestellt waren. Was gab es da zu erzählen, zu besprechen und auch zu wünschen, aber man hätte Krösus' Reichthümer haben müssen, um alle Wünsche von zarten Lippen sofort zu erfüllen. Abends zündete alsdann der Leuchtthurm seine gewaltigen Hohlspiegelfeuer an, die ihre Strahlengarben weit hinüberwarfen in die Elyséeischen Felder und über die Seine mit ihren Brücken bis nach Paris hinein, und tausende von blendenden Lampenkugeln erhellten wie silberne Monde den äußern Rundgang des Gebäudes, wo wir noch bis zur spätesten Stunde auf und ab wandelten, oder uns in irgend

einem romantischen Kiosk an Eislimonade und Sorbet erfrischten. Schöne, unvergeßliche Stunden, die sich am folgenden Tage in gleich heiterm Genuß erneuten . . . doppelt schön und unvergeßlich, weil ich sie mit guten und vortrefflichen Menschen verbrachte, von denen freilich die besten und vortrefflichsten jetzt schon längst in kalter Erde ruhen — denn auch Seemann's Gattin, eine schöne, junge Frau, gleich ausgezeichnet an Geist und Liebenswürdigkeit, ist nicht mehr: sie war ihm anderthalb Jahr früher in die Ewigkeit vorangegangen. Hartes Geschick hienieden, wo man, um sich seines flüchtigen Daseins zu freuen, sich ängstlich an die Gegenwart klammern muß, weil man nie weiß, was die nächste verhüllte Stunde bringt. — Doch genug, genug, wenigstens so weit es die Weltausstellung betrifft, denn aus den „zwei Worten", wie ich oben sagte, sind schon fast zwei Seiten geworden und, wenn ich mich anders gehen lasse, könnten leicht zwei Bogen daraus werden und deshalb kann ich auch den Franzosen und speciell den Parisern nicht so gram sein, wie ich als guter Deutscher eigentlich von Rechtswegen sollte, weil sie uns damals dies wunderschöne, großartige Schauspiel boten, freilich nur als ein letztes schimmerndes Scheinbild ersterbenden Glanzes und schwindender Größe. Damals dachten wir natürlich an dergleichen Eventualitäten nicht; waren wir doch selbst etwas von dem allgemeinen Taumel angesteckt, so daß wir einen Propheten, der uns möglicherweise die nach kaum drei Jahren sich erfüllende schreckliche Zukunft von Paris vorhergesagt hätte, verlacht haben würden. —

Die englischen Freunde reisten bald darauf zurück, aber diesmal war es keine Trennung, denn es war mir endlich vergönnt, eine schon oft wiederholte Einladung Seemann's zu einen Besuch in London anzunehmen. Für mich, der ich noch nie in London gewesen, eröffnete dies eine neue Welt.

Also nach London! Mein lang gehegter, sehnlicher Wunsch sollte endlich in Erfüllung gehen und noch dazu unter so erfreulichen, günstigen Auspicien. Schon die Ueberfahrt von Boulogne nach Folkestone war herrlich: prächtiges Wetter, das Dampfschiff wie ein elegantes Hôtel und, trotz der großen Frequenz, keine allzu zahlreiche, aber sehr angenehme Reisegesellschaft. Unsere Damen hatten sich nach englischer Sitte in den Salon zurückgezogen, der Capitain Pim hatte bereits einige Londoner Freunde gefunden; ich saß mit Seemann vorn am Bugspriet und schaute hinaus auf die weite, strahlende Wasserfläche, die wie flüssiger, grüner Krystall sanft aufwallte, wenn unser Schiff seine blitzenden Schaumfurchen hindurchzog und sich alsbald wieder zum Spiegel glättete, weit hinausragend in die unendliche Ferne. Auch in mir lebte das Jugendbild einer frühern Seereise mit hellen Farben wieder auf; freilich meinem Freunde gegenüber, der zweimal die Reise um die Welt gemacht hatte, durfte ich von meinem kleinen „Ausfluge nach Brasilien" nur sehr bescheiden reden, aber er versprach mir doch, mich in London in den bekannten Travellerselub einzuführen, wo statutenmäßig nur Denjenigen der Zutritt gestattet wird, welche die Linie passirt und wenigstens tausend Meilen zur See gemacht haben.

Am südwestlichen Horizont war bereits das letzte französische Wahrzeichen, die hohe Ruhmessäule von Boulogne, verschwunden — jenes Monument, das Napoleon I. zum Andenken an das dortige große Lager, von wo aus er im Jahre 1805 ein Heer nach England übersetzen wollte, erbauen ließ (bei welcher Gelegenheit er auch den Orden der Ehrenlegion stiftete); aber der Sieg Nelson's bei Trafalgar machte den tollkühnen Plan zu Schan-

Digitized by Google

den — und schon tauchten nordöstlich wie milchweiße Streifen die Kreidefelsen der englischen Küste herauf und wuchsen zusehends mit jeder Viertelstunde, bis endlich, nach kaum zwei Stunden, das ganze malerische Ufer im Sonnenglanz vor uns lag, einzelne Zacken und Spitzen blendend, wie frischgefallener Schnee und somit dem schönen Namen Albion volle Ehre machend. Hunderte von Segeln groß und klein durchkreuzten nach allen Richtungen hin die Wasserfläche, und als wir in den kleinen Hafen von Folkestone einliefen, standen zu beiden Seiten auf den Terrassen des Hafendammes eine Menge Zuschauer, Viele mit wehenden Taschentüchern und manches echt-englische Gesicht darunter. Nach weiteren vier Stunden stiegen wir bereits in Charing Croß, also in London selbst, aus dem Waggon und ein flinkes Cab brachte uns durch ein lärmendes Wagen- und Menschengewühl und durch unendliche Straßenlabyrinthe nach Islington, in Seemann's Wohnung.

Natürlich kann es nicht in meiner Absicht liegen, hier eine Beschreibung von London zu geben .... ich lächle fast über diese naive Aeußerung, als wenn sich das so leicht thun ließe, wie man etwa ein Feuilleton schreibt; aber einige flüchtige Notizen, namentlich über den ersten Eindruck meines Aufenthalts, wird mir der freundliche Leser schon gestatten, und auch dies nur, weil sich dieselben doch immer direct oder indirect auf meinen verstorbenen Freund beziehen. Mit ihm stand ich nämlich am nächsten Morgen auf der London Bridge, also so recht mitten im Centrum der „Riesenmetropole an der Themse" und schaute nicht erstaunt, sondern betäubt hinein in das auf- und abwogende Chaos von Menschen und Wagen, von Häusern und Schiffen, so unermeßlich, so grenzenlos, wie wenn alle Städte des Erdballs auf diesem einzigen Punkt vereinigt wären. Selbst für mich, der ich aus Paris kam und als alter Pariser natürlich meinte, gegen das nil admirari vollständig gewappnet zu sein, selbst für mich war dieser Anblick überwältigend, denn so groß, so gigantisch, so unendlich hatte ich mir London doch nicht gedacht ... und auch jetzt, wo ich dies schreibe und wo das unvergeßliche Bild wieder erinnerungsvoll vor meiner Seele steht, suche ich vergebens nach anderen mehr zutreffenden Worten und finde nur die gewöhnlichen Ausdrücke. Sogar der gute prosaische Bädeker, der doch sonst immer nüchtern und objectiv bleibt, was ihm übrigens von seinem Standpunkte aus, der mir freilich nicht zusagte, als Verdienst anzurechnen ist, läßt sich hier zu der Aeußerung hinreißen: „beschreiben kann man so etwas nicht; man sehe und staune!"

(Schluß im nächsten Heft.)

Ein deutſcher Erfolg in Amerika.

Ole Bull, den Weſten der Vereinigten Staaten bereiſend, befand ſich im Februar 1870 auf dem Ohiodampfer „Amerika“, der ſtromaufgehend in finſterer Nacht mit einem thalwärts fahrenden Dampfer ſo heftig zuſammenſtieß, daß beide Fahrzeuge augenblicklich zu ſinken begannen und die Paſſagiere eben nur Zeit hatten, aus ihren Betten zu ſpringen und, sauve qui peut, das nahe Ufer von Kentucky zu erreichen. Ole Bull war unter den Letzten, die in die eiſigen Fluthen ſprangen. Nur halb angezogen erreichte er theils ſchwimmend, theils watend den rettenden Strand. Hoch über ſeinem Haupte aber hielt er jene Geige, deren Töne nie vergißt, wer ſie ein Mal unter des prachtvollen Alten Händen aufleben hörte. Nichts als ſie hatte er geborgen. Selbſt ein warmes Kleidungsſtück, das ihn im Schwimmen gehindert hätte, hatte er wieder abgeworfen, nur um ſeinen Cremoneſer Schatz, von den Fluthen unberührt, zu retten. Einer der am Ufer Stehenden ſprach unverhohlen ſein Staunen über dieſe Rückſichtsloſigkeit des Künſtlers gegen ſich ſelbſt bei ſo übermäßiger Rückſicht für ſein Inſtrument aus. „Sie bleiben doch“, rief er, „was Sie ſind: jener einzige Künſtler, den uns der Himmel gab. Eine Violine“ — „Glauben Sie?“ unterbrach ihn der Meiſter. „Ich denke anders. Mein Talent vom Himmel — aber meine Geige von Straduari!“ und zärtlich drückte er das geliebte Inſtrument gegen die Bruſt.

Was jener Beherrſcher des Bogens von ſeiner Straduarigeige ſagte — hat der Clavierſpieler weniger Grund, es von dem Piano zu ſagen, welches, ausgerüſtet mit allen Vervollkommnungen des heutigen Tages, ſich zum willfährigſten Interpreten ſeines muſikaliſchen Wollens und Könnens darleiht? Es liegt uns hier fern, Vergleiche zwiſchen den Fortſchritten anzuſtellen, welche der Clavierbau hüben und drüben gemacht; nur ſo viel ſteht feſt, wenn wir die große New-Yorker Firma Steinway nennen, daß dieſe zum Grund und Boden ihrer Thätigkeit die neue Welt hat, Amerika, in welcher Alles, was tüchtig und ausgezeichnet iſt, in das Koloſſale wächſt.

Die Steinways — die Firma iſt „Steinway und Söhne“ — haben es nicht nur verſtanden in ihrem Beruf für ſich ſelbſt Anſehen und Reichthum zu erwerben, ſie haben auch dem deutſchen Namen in Amerika im Allgemeinen zu jeder Zeit höchſte Ehre gemacht und von nicht vielen Eingewanderten gilt in ſo hohem Grade, was von ihnen gilt: daß ihr Erfolg auf dem fremden Boden ein Erfolg des Deutſchthums auf demſelben überhaupt iſt. Und in wie kurzer Zeit wurde dieſer Erfolg davon getragen! In wie kurzer Zeit wurde der Weg von einem ganz geringfügigen, nicht einmal ſelbſtſtändigen Anfange bis zu dem heutigen, jede Concurrenz nahezu ausſchließenden Flor des Hauſes mit ſeinem gigantiſchen Fabriketabliſſement, ſeinem Marmorpalaſt mit dem erſten Concertſaal des amerikaniſchen Continents, ſeinem Umſatz von anderthalb Millionen per Jahr und der im Kunſt- wie im ſocialen Leben gleich hervorragenden Stellung ſeiner einzelnen Mitglieder zurückgelegt! In fünfzehn Jahren! Welch' eine geringe Spanne Zeit für den Aufbau eines ſolchen Geſchäfts! Seit 1865 iſt das Steinway'ſche Etabliſſement, was es heutigen Tages iſt, und doch war erſt 1851 das erſte Inſtrument mit ſeiner Signatur in den ſchon zu jener Zeit äußerſt lebhaften Pianofortemarkt gekommen, nachdem das damalige Haupt der Familie und der Gründer des Hauſes, der 1870 verſtorbene Heinrich Steinway, ein Jahr vorher eingewandert war. Er hatte, ein geborener Braunſchweiger, ſeinerzeit

Digitized by Google

in Goslar als Tischler und Orgelbauer begonnen, später in Braunschweig eine Pianofortemanufactur errichtet und dieselbe mit einem guten Erfolg bis zu seiner Emigration betrieben. Der Gedanke, in Amerika ein größeres Thätigkeitsfeld zu suchen, mochte dem vorwärtsstrebenden Manne zum Theil durch die kleinen Verhältnisse seiner Heimatsstadt, zum Theil aber auch durch das Vollgefühl seines Könnens längst nahe gebracht worden sein. Im Jahre 1850 führte er den Gedanken aus. Mit geringem Capital, aber mit einem Schatz von Thatkraft — außer ihm selbst durch vier im eigenen Fach erzogene Söhne repräsentirt — kam er, das heimische Geschäft einem fünften, dem ältesten Sohne, überlassend, nach Newyork. Die ersten Schritte galten der Ergründung und Aneignung der neuen Verhältnisse. In einer fremden Fabrik wurde der Anfang gemacht, und erst als auf diese Weise das Wesen des amerikanischen Clavierbaues genau kennen gelernt worden war, wurde 1853 das erste kleine Etablissement auf eigene Rechnung errichtet. In einem unscheinbaren Hinterhause einer unscheinbaren Straße fertigte der von den Söhnen als Gehülfen umgebene Meister Heinrich Steinway ein Instrument per Woche, aber schon damals dieses eine stets ein tadelloses Werk. Zur Trefflichkeit ihrer Leistungen gesellte sich vom ersten Moment als mächtiges Förderungsmittel ihrer Unternehmung die in den vorhergehenden Jahren erworbene Newyorker Geschäfts- und Localkenntniß, zur gediegenen Production das Geschick, den entsprechenden Absatz zu sichern, und ehe zwei weitere Jahre verflossen, nahm ein eigenes geräumiges, dem Broadway nahe gelegenes Gebäude die junge, jetzt aber schon bekannte und anerkannte Firma auf. Dann kam der erste große öffentliche Erfolg. Die internationale Newyorker Ausstellung des Jahres 1855 brachte ihn in Gestalt des ersten Preises, der, in einer goldenen Riesenmedaille symbolisirt, den deutschen „Eindringlingen" eben so viele Angreifer, wie den deutschen „Meistern ihres Faches" begeisterte Anhänger zuzog. Die Presse, in Amerika der ein Jedes und Alles bewegende Hebel, griff für und wider sie ein. Man stritt, zankte und rauste für, respective gegen sie. Sie waren plötzlich die Männer des Tages, und mehr als das, zu immer glänzenderen Leistungen gespornt, gingen sie siegreich aus allen Controversen hervor. Ihre Claviere waren das „Hic Rhodus, hic salta", das sie den Gegnern entgegen hielten, und wenn auch diese nicht, so wollte doch bald die ganze übrige Welt nur noch nach dem mächtigen Tone derselben tanzen. So wurden sie nicht nur bekannt, sondern auch berühmt, und schon 1858 konnten sie das riesige Etablissement planen, welches, heutigen Tages einen kleinen Stadttheil im obern Newyork für sich bedeckend, unter dem Namen von „Steinway's Mammoth Piano Factory" zu den Wundern der Metropole gehört.

Ein flüchtiger Blick auf das Etablissement, wie es sich den Blicken des Besuchers darstellt, wird für den Leser der alten Welt um so interessanter sein, als ihm innerhalb der Grenzen der letztern keine Gelegenheit geboten ist, etwas auch nur annähernd Aehnliches zu sehen. Das fünfstöckige Hauptgebäude hat bei einer Tiefe von mehr als 40 Fuß eine Front von 201 Fuß nach der vierten Avenue, einer der hauptsächlichsten von jenen zwölf Meilen langen Pulsadern, die das obere Newyork seiner ganzen Länge nach durchschneiden. Die dem Hauptbau an Höhe gleichen Seitenflügel messen je 145, so daß, noch die weitere Verlängerung eines dieser Flügel von 100 Fuß hinzugerechnet, sich eine ununterbrochene Gesammtfront von 631 Fuß ergiebt. Zahlen sprechen immer am Besten, bleiben wir daher bei den Zahlen. Die

gesammten Räumlichkeiten dieses industriellen Kolosseums würden, auf einer Fläche an einander gereiht, ein Terrain von 160,480 Quadratfuß einnehmen, während in dem 40,000 Quadratfuß bedeckenden Haupthof zu allen Zeiten Holzvorräthe im Betrag von drei Millionen Kubikfuß aufgeschichtet liegen. Davon könnte man eine kleine Stadt bauen, wenn man es nicht vorzöge, Pianos für alle großen und kleinen Städte des amerikanischen Continents davon zu bauen. Vier Dampfkessel entwickeln die Kraft von 320 Pferden und setzen 109 verschiedene der Menschenarbeit zu Hülfe kommende, oder dieselbe remplacirende Maschinen in Thätigkeit. Die Röhren allein, welche den zur künstlichen Trocknung des Holzes bestimmten Dampf fortleiten, würden aneinder gelegt eine Länge von 70,000 Fuß, d. h. von nahezu drei deutschen Meilen haben. Fünf Maschinen sägen und spalten die verschiedenen Hölzer, darunter eine, die mit einer Kreissäge von 1200 Umdrehungen in der Minute und sonstigen Vorrichtungen die Arbeit von 27 Menschen versieht. Eine andere Kreissäge vollendet 3200 Umdrehungen in der Minute, eine dritte 2400. Durch sie und alle die mit ihnen in Verbindung stehenden Mechanismen wird im Ganzen die Handarbeit von 500 Personen gethan. Diese Daten mögen, ohne daß hier auf die Fabrikation und ihre Details, die, in verschiedene Departements getheilt, unter der directen Aufsicht der Mitglieder des Hauses selbst steht, näher eingegangen wird, einen Begriff davon geben, in welchen Dimensionen sich diese Fabrikation bewegt. Im vorigen März verließ das fünfundzwanzigtausendste Instrument, ein mit allen Patenten und Verbesserungen, in deren Besitz sich die Firma befindet, ausgestatteter $7^1/_2$ octaviger Concertflügel, die Fabrikräume. Seitdem sind ihm per Woche nahezu hundert weitere Instrumente aller Gattungen, Flügel, Claviere und Pianinos gefolgt und selbst der große, fast Monate währende Ausstand der Pianofortearbeiter, welcher die Newyorker Clavierbauer jüngst heimsuchte, vermochte diese immense Production nicht zu beeinträchtigen.

Ihren in den ersten sechziger Jahren ausgeführten kolossalen Fabrikbauten gesellten die Steinways im Jahre 1865 einen andern Bau hinzu, durch welchen sie nicht nur die entsprechenden Verkaufslocalitäten im Centrum der Stadt gewannen, sondern auch dem Newyorker Musikleben den örtlichen Mittelpunkt gaben, der demselben bis dahin gefehlt hatte: Steinway Hall mit seinem berühmten Concertsaal. An der vierzehnten Straße, in der unmittelbaren Nachbarschaft der Academy of Music, des großen Newyorker Opernhauses, und von Irwing Hall gelegen, steigt der durch seine prachtvolle Marmorfront palastartig von seiner Umgebung sich abhebende Bau empor. Die großen Räumlichkeiten des Erdgeschosses werden von den Verkaufslocalitäten, in denen zu jeder Zeit eine Auswahl von 60 bis 100 Instrumenten vorräthig ist, eingenommen. Im Oberstock, und zwar in der Tiefe des Gebäudes, befindet sich die Halle, seit ihrer im October 1866 erfolgten Eröffnung die ausschließliche Heimstätte des Concertlebens der amerikanischen Metropole.

Durch nichts haben unsere Landsleute, nachdem sie kurz vorher für ihre Instrumente in London (1862) den ersten Preis erhalten hatten und zu einer Zeit, da sie eben im Begriff waren eine gleiche Auszeichnung in Paris (1867) zu empfangen, in schlagenderer Weise, als durch dieses Unternehmen den Beweis zu liefern vermocht, wie schön sie ihre Mission erkannten, die schon damals längst über den bloßen Bau mustergiltiger Pianos hinauszugehen begonnen. In dieser, bei einer Länge von 123 und einer Breite von 75, in der Höhe 42 Fuß messenden, als ein Meisterstück der Akustik anerkannten

Halle hat seitdem Alles, was von musikalischer Bedeutung auf dieser Seite des Oceans vor das Publicum getreten ist, seine Feuerprobe bestanden, empfing es seine amerikanische Weihe. Euphrosyne Parepa, Christina Nilsson, Theodor Thomas mit seinem wunderbaren Orchester und seinen Musteraufführungen Beethoven'scher und Wagner'scher Musik, Ole Bull, Vieuxtemps, Carlotta Patti, Anna Mehlig und Marie Krebs — sie Alle haben in ihr die schönste Stätte gefunden, um mit ihrem Talent und ihrem musikalischen Können nach Tausenden zählende Auditorien hinzureißen. Und jetzt ist auch der Größte unter den Großen, ist auch Rubinstein gekommen, um im Verein mit Henry Wieniawsky im Lande der Yankees eine Musikrevolution hervorzurufen. Am 23. September gab er sein erstes Concert. Der Erfolg war ein enormer, selbst Jene schier beängstigender, die es doch gut hießen und selber in den bacchantischen Jubel mit ausbrachen, welcher den Steinway'schen Marmorbau nach jeder Nummer von Rubinstein's erstem Programm durchtobte. Es giebt keinen Künstler, der sich seines Hörers in despotischerer Weise bemächtigt, der gewaltsamer unterjocht, der mehr impouirt wie er. Mit Programmen von einer Wucht, wie sie hier bisher von einem einzelnen Künstler nie gewagt wurden, tritt Rubinstein vor das amerikanische Publicum. Ein zu diesem Heruntersteigen, Etwas, das auch nur annähernd wie eine Concession aussähe, kennt er nicht. Und doch setzt er es durch. Doch zwingt er sie zu sich herüber, begeistert, rührt und elektrisirt die Elite wie die Masse mit Kunstleistungen, mit denen hier zu Lande jeder Andere unrettbar scheitern müßte. Allerdings ist durch Thomas seit Jahren der musikalische Sinn der Newyorker im Allgemeinen, und was das Clavier anbelangt durch Anna Mehlig im Besondern zum Bessern gebildet worden. Doch das ändert an Rubinstein's Erfolg nichts und stößt die Thatsache, daß im Newyorker Concertleben durch sein Erscheinen eine neue Epoche bezeichnet wird, in nichts um. Es ist unmöglich, von seinem Triumph Etwas hinweg zu deuteln, unmöglich, Erklärungen dafür zu finden, die außerhalb des Künstlers und der Gewalten liegen, über die er gebietet. Die amerikanischen Kunstfreunde aber mögen es in erster Reihe William Steinway, dem gegenwärtigen Chef des Steinway'schen Hauses, Dank wissen, daß er nicht nur durch Rubinstein's Ausrüstung mit den kolossalsten Instrumenten, auf denen dieser Riese sich noch je getummelt, sondern auch durch Hinwegräumung so mancher anderen Schwierigkeiten, die dem Impresario Grau allein zu bewältigen wol nie gelungen wäre, das Erscheinen des Meisters auf der westlichen Hemisphäre theils erst ermöglicht hat, theils es mit der wünschenswerthen äußern Glorie umgiebt. Ein Theil des Ruhmes von Rubinstein's äußerlichem Erfolg mag ihm immerhin gutgeschrieben werden, ohne daß dadurch dem Künstler selbst im Geringsten nahe getreten wird.

Wer allerdings nach Rubinstein noch gastlich bei uns erscheinen soll, das ist eine andere Frage — ist eine Frage, welche selbst Steinway'scher Unternehmungsgeist nicht zu beantworten vermögen wird. Dies weiß man in Amerika auch recht wohl, und schon aus diesem Grunde giebt sich der Enthusiasmus für Rubinstein, da man ihn ein Mal hier hat, um so wilder und alle bisherigen Schranken übersteigender, schickt man sich um so entschlossener an, ihm einen Triumphzug zu bereiten, der bestimmt ist, auf dem Boden der neuen Welt das Bild jener Rundreise zu erneuern, auf welcher Liszt seinerzeit Besitz von der alten Welt ergriff! Udo Brachvogel.

Die Brüder.

Erzählung von **M. Reinow.**

I.

Der rothe Widerſchein der untergehenden Sonne ſäumte den weſtlichen Horizont; die beiden ſchwerfälligen Hauptthürme über der griechiſchen Façade des durch ſeine erhöhte Lage weitragenden Domes malten ihre Umriſſe in ein glänzendes Farbenſpiel hinein, deſſen Licht die ſchmutzigen Giebelreihen der weit und lang ſich um ihn ausdehnenden Walliſchei verklärte. Auch die ernſte Stadt Poſen, die jenſeit der ſchmalen, grauen Holzbrücke ihre anſehnlicheren Straßen aufbaut, lag faſt heiter da im Abendſtrahl, und mancher altersgraue und verödete Palaſt, der im Innern keine feſtlichen Kerzen mehr anzündet, prahlte mit hellglänzenden Fenſterfronten. Es war in der ſchönſten Zeit des Jahres. Die Wieſen und die dicht mit Laubholz beſetzten Abhänge der Feſtungswerke, an denen vorüber die Warthe ihren Lauf nimmt, nachdem ſie die düſteren Mauern hinter ſich zurückgelaſſen, prangten im herrlichſten Farbenſchmuck und Wald und Waſſer, Dom und Stadt wetteiferten die Reize des maleriſchen Landſchaftsbildes zu vervielfältigen, zu welchem ſie ſich vereinigt hatten.

Unweit der auf grüner Anhöhe ſich erhebenden ehrwürdigen St. Adalbertkirche fällt die Vorſtadt St. Adalbert zu den mit dammartigen Pappelalleen umgebenen Flußwieſen ab. Wenige Schritte davon, außerhalb des dort befindlichen Feſtungsthores, herrſchte reges Leben am Ufer und auf dem Waſſer. Holzflöße bedeckten weit und breit den Strom. Sie waren ſo eng zuſammengeſchloſſen, daß ihre Führer bequem miteinander verkehren konnten. Vor jeder ihrer kleinen, dachförmigen Strohhütten, dem einzigen Obdach des Flößers auf ſeinem weiten Waſſerwege, brannte je ein kleines Feuer zur Bereitung des Nachtmahles, und ſo weit das Auge reichte tanzten die Flämmchen bald heller, bald ſchwächer auf ihrer Planke, wie Irrlichter im Vergleich zu dem rothen Gluthſtreifen der untergehenden Sonne. Mit ihren ſchwarzen Kochtöpfen beſchäftigt kauerten hier braune Geſtalten um die Feuer, während Andere dort in ſeinem Scheine ſchon die fertige Mahlzeit verzehrten. Andere auch trugen ihre Geſchirre zuſammen und befriedigten, unter lebhaften Geberden eſſend und ſchwatzend, ihren Trieb zu geſelliger Unterhaltung. Auch war Beſuch erſchienen, Dirnen von St. Adalbert und dem jenſeit des nahen Kronwerks gelegenen Dorfe Winiary in ihren kurzen weitabſtehenden Röcken mit buntbebänderten Schürzen und Mützen; junge Burſche, klein von Geſtalt und ſchwarz

von Haaren, in blauen Leinwandröcken oder Schafpelzen, welche sie zu Ehren der wärmern Jahreszeit umgekehrt trugen. Mit Gewandtheit sprangen sie von Bohle zu Bohle, um mit ihren Bekannten zu sprechen oder ihnen eine Gabe zu spenden als Leckerbissen für ihre Tafel, etwa einen kleinen Laib frischen Brodes, für den polnischen Bauer oder Flößer ein seltenes Labsal; seine Mahlzeit besteht aus Kraut, das, wenn es hoch kommt, gesotten, und wenn es köstlich ist, mit Kartoffeln verspeist wird.

Rechter Hand saß auf einer umgekehrten Tonne ein Musikant und blies schwermüthige Melodien auf seiner Flöte, seine langausgehaltenen Töne beherrschten die verhallenden Stimmen ringsum. Vor ihm lagerte eine bunte Gruppe, deren Aufmerksamkeit und Beifall ihn erfreute. Nach und nach ging er zu fröhlicheren Weisen über, auch die Zuhörer äußerten sich lebhafter, zuletzt sprangen die jungen Paare auf und tanzten auf den querübergelegten Dielen eines benachbarten Flosses zu den Tönen der Mazurka, welche soeben begann.

Dies Alles sah für den oberflächlichen Beobachter recht friedlich, geschäftig und harmlos fröhlich aus; auf der am Abhange etwas höher dahinziehenden Landstraße ging Mancher zufällig vorüber, der, dieses Treibens nicht ungewohnt, dem heitern Bilde da unten kaum einen Blick gönnte, und dennoch gährte der Haß und tobte die Leidenschaft in allen diesen äußerlich so alltäglichen Arbeiten und unschuldiger Erholung nachgehenden Menschen. Es war um das Jahr 1831. Im Königreiche wütheten blutige Kämpfe zwischen den Soldaten der neuproclamirten Republik und den Armeen des russischen Kaisers, und alle Gedanken und Gefühle der vom Vaterland abgetrennten Polen waren mit fieberhafter Spannung auf deren Verlauf und Ausgang gerichtet. Zwar waren durch die Umsicht und Wachsamkeit der preußischen Regierung seit dem Ausbruch der Revolution im vorigen Jahre alle Pläne zur eigenen, offenen Empörung schon im Keime erstickt und mancher Tollkopf büßte seine Begeisterung irgend wo zwischen fernen Kerkermauern; aber desto heißer brannte im Geheimen die Begierde, die kämpfenden Brüder jenseit der Grenze zu unterstützen und ihnen mit Rath und That zu Hülfe zu eilen.

Deshalb würde es auch dem tiefer Blickenden nicht leicht entgangen sein, daß die Ankunft der Flößer diesen Abend mehr als gewöhnliche Theilnahme erregte, daß die lodernden Augen, die heftigen Reden, die ausdrucksvollen Geberden der Leute kaum der heitern Veranlassung entsprachen, welche sie zusammengeführt; er würde ferner bemerkt haben, daß auch die Gruppen in beständigem Wechsel begriffen waren und sich fortwährend erneuerten. Die Einen verschwanden, die Andern tauchten auf, man konnte nicht verfolgen wohin und woher? Ja, es schien, als ob Tanz, Musik und Unterhaltung für Jedermann nur den Vorwand abgäben, zu bleiben und zu warten, bis seine Zeit gekommen sei.

Etwa hundert Schritte stromabwärts unterbrach ein großer, mit schweren Holzklötzen beladener Warthekahn die Reihe der Flöße. Er

war einige Stunden vor ihnen an Ort und Stelle angelangt und mittelst einer eisernen Kette an einen der alten Baumstämme befestigt, welche den am Ufer entlang führenden Leinpfad besetzen. Ein schmales Bret verband sein Cajütendach mit dem Lande. Der alte Schiffer lehnte müßig an demselben Stamm, an welchem sein Fahrzeug festlag. Er trug hohe Stiefel über seinen Beinkleidern, sein graues Camisol war aufgeknöpft und das blaue Halstuch nur lose unter den Hemdkragen geschlungen. Sein Haupt bedeckte die viereckige, mit schwarzem Lammfell besetzte Mütze, welche unter dem Namen „Confederatka" für die Nationaltracht der Polen gilt. Tief herabfallendes, weißes Haar umgab sein fein geschnittenes Gesicht, aus dem zwei schwarze Augen in düsterm Feuer loderten. Dies und seine stolze Haltung waren vielleicht die Ursache, daß seine Erscheinung im Vergleich zu seiner Lebensstellung und seiner Kleidung etwas Auffallendes hatte.

Obgleich er mit gut gelungener Unbefangenheit das Leben auf dem Flusse betrachtete, so mußte er doch eine Hauptrolle in allen diesen Vorgängen zu spielen haben; denn wenn in kurzen Zwischenräumen zwei, drei oder mehr Personen an das Land stiegen, so schlugen sie gewiß den Weg nach der Stelle ein, wo er stand. Er flüsterte dann einige Worte mit ihnen, sie verschwanden auf wenige Augenblicke in dem Innern des Kahnes, zerstreuten sich sogleich eiligst nach verschiedenen Richtungen und verbargen schwere Gegenstände sorgfältig unter ihren Kleidern.

Die Sonne war inzwischen sammt ihrem rothen Widerscheine vollständig untergegangen, die Umrisse des fernen Domes verloren an Deutlichkeit, es fing an zu dämmern. Auf den Flößen wurde es stiller. Die Bewohner des festen Landes hatten sich nach und nach entfernt, die müden Schiffer streckten sich zur nächtlichen Ruhe in ihren Strohhütten aus, nur noch einzelne verspätete Nachzügler schlichen um den Kahn herum, bis auch diese verschwanden.

„Lisinka!" rief der Alte, der noch immer unbeweglich an demselben Platze stand.

Auf dem schmalen Landungsbrete erschien alsbald ein Mädchen, welches bis jetzt im Innern des Fahrzeuges eines geheimnißvollen Amtes gewartet.

„Es ist Alles nach Euren Angaben geschehen, mein Vater", sagte sie leise; „gepriesen seien die Heiligen, die kostbaren Schätze, welche wir hergebracht, sind in sicheren Händen geborgen."

„Morgen früh schiffen die Knechte die andere Ladung aus", erwiederte der Vater in gleichem Flüsterton, „doch bleiben sie mit dem Kahn am Ufer liegen, bis wir ausgerückt sind. Es ist nur, um uns auf alle Fälle eine Zuflucht zu sichern."

„Und was wird aus mir", fragte Lisinka gedankenvoll, „wenn das Unternehmen gelingt?"

„In dem ehemaligen Kloster der Benedictinerinnen am alten Markt", lautete die Antwort, „wohnt mir eine Verwandte, eine frühere Aebtissin des Ordens, sie nimmt Dich auf. Hole mich später vom

Pfarrhause auf St. Adalbert ab, so geleite ich Dich dorthin. Jetzt lebe wohl."

Lisinka war ihrem Vater behülflich den kurzen Rock, welchen sie am Arme trug, mit seiner Schifferjacke zu vertauschen, dann ergriff sie seine Hand und drückte sie an ihre Lippen.

„Die heilige Jungfrau segne auch ferner Eure Entschlüsse und Handlungen", rief sie mit Inbrunst, „ich werde thun, was Ihr mir befohlen habt!"

Er ging. Sinnend sah sie ihm nach, bis seine Gestalt immer mehr und mehr ihren Blicken entschwand. Es prägte sich derselbe Zug des Adels, der den Vater auszeichnete, auch in der Gesichtsbildung und den Bewegungen der Tochter aus. Auch ihre Erscheinung schien nicht ganz zu dem grauen Wollenstoff zu passen, aus welchem ihr Mieder und ihr Unterkleid gefertigt waren. Auch das schwarze, mit Lammfell besetzte kurze Obergewand, auf das zwei glänzende, schwarze Zöpfe seitwärts herabfielen, war viel zu schlecht für die Gestalt der Trägerin.

Der Vater war nicht mehr zu unterscheiden. Lisinka setzte sich auf den Uferrain nieder und faltete die Hände, vielleicht betete sie für den Ausgang des Unternehmens, welches ihre Seele mit angstvoller Freude erfüllte. Ein feierliches Schweigen herrschte ringsum, auf den Flößen regte sich kein Laut mehr, dagegen begannen die unzähligen Nachtigallen, die in den Wipfeln der einsamen Kronwerkswälle hausen, ihren melancholischen Gesang, und zogen ihre wehmüthigen Töne immer schmelzender durch die Abendstille. Plötzlich fuhr das Mädchen aus ihren Träumen auf, denn die Zweige bewegten sich hinter ihr, ein Mann eilte von der Landstraße her den grünen Abhang hinunter. Bei seinem Anblick sprang sie auf, legte beide Hände über der Brust zusammen und blieb wie angewurzelt stehen.

„Und was ist Dein Begehr, Stephan Grudzinski?" fragte sie ernst und ohne ihre Stellung zu verändern, als der Nahende ihr gegenüberstand. „Kommst Du nach Waffen, um für das Vaterland zu fechten, so hast Du den richtigen Augenblick verfäumt, sie sind alle vertheilt an die Tapferen, die nicht zögern und überlegen, bis es zu spät ist."

„Ich komme nicht nach Waffen, Lisa Ostrowska", erwiederte Stephan, „es gelüstet mich nicht, jene unglücklichen Opfer zu vermehren, die da glauben dem Vaterlande zu helfen, wenn sie sich und Andere in Tod und Elend treiben."

„Und was suchst Du sonst hier in meiner Nähe und hier an diesem Orte?"

„Dich suche ich, Lisinka. Tag für Tag und ostmals in der Nacht erwartete ich Dich hier am Ufer, als könnte meine Wachsamkeit die Gefahr abwenden, die Deines Vaters tollkühnes Unternehmen über Dein Haupt gebracht."

„Und welches Recht hast Du, Dich um mein Wohl und Weh' zu bekümmern, wenn ich denn zu fragen Gelegenheit habe?"

„Es gab eine Zeit, wo Du darüber keinen Zweifel gehabt hätteſt, es gab eine Zeit, wo meine Theilnahme Dir willkommen war.“

„Es gab eine Zeit, wo ich Dich für einen Mann hielt, wo ich mir einbildete, Du begehrteſt das Dir anvertraute Pfund von männlichem Scharfblick und männlicher Thatkraft zum Beſten des unglücklichen Vaterlandes zu verwenden; ich kenne Dich nicht mehr, ſeitdem ich eingeſehen, daß Du nur zum eigenen Vortheil damit wucherſt.“

Bitterkeit, Zorn, Schmerz ſprachen aus dem Tone, mit dem Liſa dieſe Worte hervorbrachte.

„Du thuſt mir Unrecht“, ſagte Stephan vorwurfsvoll. „Mein eigener Vortheil kümmert mich wenig in dieſer Zeit der Trauer. Du kannſt mir nicht beweiſen, daß meine Gedanken und meine Handlungen ſelbſtſüchtig ſind, wo es gilt für Polen einzutreten.“

„So ziehe mit in den Kampf, welchen die unglücklichen Brüder da drüben im Königreiche ſo heldenmüthig beſtehen. Haſt Du nicht den Nothſchrei vernommen, durch den ſie uns um Hülfe anflehen, und wird er die Eiſesrinde um Dein Herz nicht brechen?“ fragte ſie geſpannt und ein tiefes Roth flammte in ihrem Antlitz auf.

Aber Stephan ſchüttelte traurig den Kopf. „Höre mich, Liſa Oſtrowska“, entgegnete er; „ein Anderes iſt es ſich mit ſchnell auflodernden Gefühl kopfüber und nutzlos in die Gefahr ſtürzen, um ein theures Ziel zu gewinnen, ein Anderes mit Muth, Ausdauer und Selbſtverleugnung für ſeine künftige ſichere Erreichung arbeiten. Kannſt Du mir nicht vertrauen, auch wenn Du mich augenblicklich nicht begreifſt? Glaube mir doch, daß Deine Begeiſterung auch mich erfüllt, wenn ſie mich auch augenblicklich auf andere Wege leitet! Ich will Dich nicht ermüden durch eine wiederholte Auseinanderſetzung meines Standpunktes, Deines Vaters Fanatismus ſteht zwiſchen Dir und mir, die Gluth deſſelben läßt Dich die reine Flamme meiner Vaterlandsliebe unterſchätzen und ich darf meine Ueberzeugung nicht opfern, um Dich eines Beſſern zu belehren. Aber ſo wahr mein und meiner Parteigenoſſen Streben das richtige Mittel iſt zur Neugeſtaltung unſeres erniedrigten Landes, ſo ſicher wirſt auch Du einſt in ruhigeren Zeiten zu der gerechten Würdigung meiner Grundſätze Dich bekehren. Und auf dieſe beſſeren Zeiten will ich hoffen; aber ſobald ihr Morgenroth im Oſten dämmert ſoll meine erſte Frage ſein, ob Liſa Oſtrowska meine Bewerbungen wieder annehmen will?“

Während dieſer Rede wich das tiefe Roth auf Liſa's Wangen ihrer gewohnten Bläſſe, ihre Arme ſanken ſchlaff an ihrem Körper herab und ein ſichtbares Zittern ging durch ihre Glieder. Sie wollte antworten, aber einige Augenblicke rang ſie faſt vergeblich mit ihrer Aufregung.

„Stephan Grudzinski“, ſtieß ſie endlich mühſam hervor, „richte nie mehr Deine Wünſche auf meinen Beſitz — mögen die Zeiten lind oder ſchwer ſein, mag Polen ſiegen oder unterliegen, ich bin die Verlobte eines Andern.“

Lisa ließ ihren Kopf auf ihre Brust sinken, Stephan beobachtete sie mit erschütterndem Ernst, auf die letzten lauter gesprochenen Worte erfolgte ein drückendes Schweigen. Nur die Nachtigallen sangen immer noch und der Wind spielte in den Zweigen der Schwarzpappel, unter welcher sie standen. Vier Männer kamen den Leinpfad entlang, es waren die Schifferknechte. Sie hatten treulich bei der Bergung der Waffen geholfen, jetzt kehrten sie von ihren Verrichtungen zurück. Sie gingen vorüber und mittelst der schmalen Planke auf das Fahrzeug.

„Und ist es mein Bruder, dessen anmaßlicher Leidenschaft Du den Vorzug gegeben hast vor mir?" fragte Stephan endlich mit erzwungener Ruhe. „So viel ich weiß, hat er wirklich zurückzukehren gewagt."

„Es ist wie Du sagst, aber nicht durch sein stürmisches Drängen hat mich Sigismund Grudzinski bezwungen", entgegnete Lisa und hob ihren Kopf wieder stolz in die Höhe, „seinem Heldensinn, seiner Opferwilligkeit ward meine Hand als Preis zuerkannt."

„Und seine wilden Begierden, die Dir Abneigung, seine rohe Heftigkeit, die Dir Furcht einflößten?"

In Lisa's Zügen flammte nach und nach die hingebende Schwärmerei wieder auf. „Eine Polin", rief sie, „kennt nur eine Liebe, das Vaterland und nur eine Furcht, seine Niederlage!"

„Und was kann mein Bruder gethan haben, um solchen Lohnes würdig zu sein?" entgegnete Stephan bitter; „nicht ist seither die Kunde seines Heldenthums bis zu mir gelangt."

Lisa warf einen verächtlichen Blick auf den Fragenden. „Was weißt Du von unseren Leiden, was weißt Du von den großen Thaten, die sich unter uns vollziehen", sagte sie mit Hohn, „aber höre zu, ich will Dir von Sigismund Grudzinski erzählen Als im vorigen Jahre in Warschau die Empörung siegte und dort die nationale Regierung wieder eingesetzt wurde, brannte in Sigismund Grudzinski das heiße Verlangen, auch im Großherzogthum Posen das Joch des fremden Tyrannen zu brechen. Und es war dies Gefühl bei ihm kein so schnell verzehrendes Flackerfeuer, sondern er bestellte sein Haus und widmete sich ausschließlich diesem einen großen Zwecke. Da er einsah, daß hier in der wohl mit Vertheidigern besetzten Stadt seine Bemühungen schnell verrathen und hintertrieben werden möchten, so entwarf er den Plan, erst das offene Land zur allgemeinen Volkserhebung vorzubereiten. Es gelang. Der Tag des Ausbruchs war festgesetzt. Gegen Abend pilgerten von allen Seiten bewaffnete Schaaren zum Warschauer Thor hinein, dessen Besatzung der Uebermacht wich. Der Hauptstreich derselben sollte darin bestehen die Wallischei aufzuwiegeln. Er mißglückte. Bestürzt und ungläubig zögerten die Bewohner. Leute hatten von der Altstadt die Nachricht mitgebracht, daß die großen Plätze von starken Truppenabtheilungen eingenommen, Kanonen vor der Wallischeibrücke aufgefahren worden, nun erkannten sie die Bedeutung dieser Maßregel, die ihnen vielen Zweifel erregt und es gebrach ihnen an der Keckheit, die ihre ahnungslosen Landsleute dem ungleichen Kampfe entgegenführte.

Demungeachtet drang Sigismund Grudzinski an der Spitze seiner Bauern bis zur Brücke vor, da plötzlich empfingen wohlgezielte Kugeln die Heranstürmenden. Die Zuversicht des gewissen Erfolges, schon durch den Mangel an Theilnahme seitens der Städter erschüttert, wich einer unheilbringenden Muthlosigkeit und artete bald in allgemeine Flucht aus. Der tapfere Anführer und ein Häufchen Getreuer wollten weder weichen noch sich ergeben. Viele fanden ihren Tod in dem Gemetzel, einige wurden nach hartnäckiger Gegenwehr gefangen." Lisa schwieg einen Augenblick in traurige Erinnerung versenkt, dann fuhr sie fort: „Man führte sie zum Schloß hinauf, um sie im Schloßgefängniß einstweilen zu verwahren. Ueber diesen trübseligen Vorgängen war es finstere Nacht geworden. Vor allen Thüren standen Gruppen von Menschen, welche den unglücklichen Opfern mitleidig nachsahen, aber nirgends regte sich eine Hand zu ihrer Befreiung. Auch auf dem Schloßberge wogte eine aufgeregte Menge hin und her, die den Zug der Gefangenen erwartete. Sigismund Grudzinski's Thatkraft war trotz seiner Niederlage nicht gebeugt; als er jetzt einen Blick auf die Klostermauern warf, die da unweit des Schlosses so dunkel und heimlich zur Rettung einluden, durchzuckte es ihn wie ein Blitz. Ein kecker Sprung, und er befand sich in der Mitte eines dichten Haufens vor der Klosterpforte. Die Leute machten ihm instinctartig Platz, ein Mann nahm ihm die viereckige Mütze herunter und versah ihn mit einer andern Kopfbedeckung, Andere drängten ihn zu einer Seitenthür, welche sich von innen öffnete. Er war gerettet." Lisa seufzte auf, dann beendete sie schnell ihren Bericht. „Einige Tage darauf verließ ein Franziskanermönch das Kloster am Schloßberg. Er ging durch die Wallischei, beim Dom vorüber, die Swodka entlang zum Warschauer Thor hinaus. Die Erwachsenen grüßen ihn, die Kinder küssen ihm die Hände, die Wachtposten blicken ihn kaum an. Durch Mißgeschick hat Sigismund Grudzinski seine männliche Entschlossenheit nicht eingebüßt. Jenseit der Grenze verwandelt sich der Mönch wieder in den Kriegsmann, er kommt gerade zur rechten Zeit, um an der Vertheidigung der Republik Theil zu nehmen. Einige ungünstige Gefechte in den östlichen Provinzen veranlassen die Regierung, die westlichen Wojewodschaften um Beistand anzurufen, Sigismund Grudzinski wird die Auszeichnung, nach Kalisch gesandt zu werden, um die allgemeine Volksbewaffnung zu leiten. Aber nicht zufrieden dort seine Pflicht zu erfüllen, schleicht er sich unter Gefahr und Mühsal bis zu uns und hier unter den Augen seiner Verfolger, die einen hohen Preis auf seine Person gesetzt, die Gefahr mißachtend, daß jeder seiner Schritte ihn mit lebenslänglicher Gefangenschaft, ja Tod bedroht, ist er wieder Haupt und Seele einer neuen Bewegung."

„Und das ist Alles, was Du zu berichten hast?" antwortete Stephan nach einer Pause. „Die Begebenheiten, von denen Du mir da erzählt hast, kenne ich wol. Ich hoffte durch Dich männlichere Handlungen meines Bruders zu erfahren. Als Abenteurer kannte ich

ihn stets und abenteuerlich war der Versuch, mit einem Häufchen Verblendeter die Wallischei zur Empörung zu verleiten, und abenteuerlich ist es, jetzt zurück zu kehren, um Angesichts der wachsamen Behörden einer mächtigen Regierung Trotz zu bieten. Ist es männlich, Festungsmauern mit den bloßen Fäusten zerstören zu wollen? Aber ich sehe es Dir an, Lisa Ostrowska, Du denkst anders darüber als ich; von heute an haben sich unsere Lebenswege für immer geschieden. Ehe ich mich indessen entferne, mußt Du mir noch eine Auskunft geben. Ich muß es wissen, wohin Dein Vater soeben geht. Du wirst so viel Vertrauen für mich bewahrt haben, es mir zu sagen."

Lisa sah ihn betroffen an.

„Wenn mir ein Anderer diese Zumuthung stellen wollte, als Du! —" rief sie zornig.

„Höre erst den Grund zu meinem auffallenden Verlangen. Ich bin zur Kenntniß eines Umstandes gekommen, welcher wahrscheinlich viel Einfluß auf die Entschlüsse Deines Vaters und seiner Genossen haben wird."

„Und wenn Du auch den Versammlungsort erführest, wer würde Dir Einlaß daselbst verschaffen?"

„Du, Lisiuka! Schlage mir mein Begehren nicht ab, ich beschwöre Dich. Du würdest es später bitter bereuen."

Er sprach so ernst, daß Lisa unschlüssig schwieg.

„Es handelt sich um eine große Gefahr, vor der Du die Brüder bewahren kannst", fuhr Stephan fort, „vielleicht entsteht ein schweres Unheil daraus, wenn Du meinen Wunsch versagst."

Lisa zweifelte noch immer, sie sah Stephan angstvoll und forschend an. Er stand ihr mit der unbefangenen Offenheit eines guten Gewissens gegenüber. „Soll ich so unverrichteter Sache fortgehen?" fragte er bekümmert.

„Folge mir denn, Stephan Grudziuski", sagte sie endlich, „und hast Du Böses mit uns im Sinne, so falle es auf Dein Haupt zurück."

II.

Der Zeiger an dem kunstlosen, hölzernen Glockenthurme, dicht neben der kleinen, alten St. Adalbertskirche, zeigte neun Uhr. Das Tageslicht war vollständig erloschen, die Straße, welche vor der Hauptseite des Bauwerkes vorüberführt, ganz einsam, in langen Zwischenräumen wurde sie von trübe brennenden Oellampen erleuchtet. Auch das dem Gotteshause zunächst gelegene Pfarrhaus zeigte an der durch die Eingangsthür in der Mitte unterbrochene Fensterreihe seines einzigen Stockwerkes keine Spur von Leben. Seine grünen Läden, deren freundliche Farbe jetzt in der Dunkelheit der Nacht unterging, waren fest geschlossen. Dennoch war die Einsamkeit da drinnen nur Schein. Von Zeit zu Zeit hallten Schritte durch die abendliche Stille und dunkle Gestalten näherten sich vom Wronkerthorplatze her. Ein leises Pochen

an der Thür, ein ſchnelles Oeffnen von unſichtbarer Hand und die geheimnißvolle Verſammlung im Hinterſtübchen des ehrwürdigen Probſtes war wieder um einige Mitglieder vermehrt.

Er ſelbſt ſtand in der Mitte des Zimmers im ernſten Geſpräch mit Caſimir Oſtrowski, Liſa's Vater, und mit Sigismund Grudzinski, einem Manne von kräftigem Körperbau, deſſen dunkles röthliches Haar und ungepflegter Bart von gleicher Farbe Haupt und Geſicht umwallten. Die anderen Anweſenden vertheilten ſich gruppenweiſe um dieſe Drei. Die verſammelten Männer gehörten zu jener Claſſe des Volkes, die an aller Zerrüttung und Schädigung ihres Vaterlandes die meiſte Schuld trug, die alle Anſtrengungen und Arbeiten für ſeine Wiedergeburt im Keime vernichtete, zu jener Claſſe, welche die Verführerin der unwiſſenden Menge, die Revolution als theuerſtes Recht an ihrem Buſen nährte, die dem unſeligen Vereine der Senſenträger die Streiter lieferte und doch den Patriotismus nur zur Hülle aller Laſter mißbrauchte: dem heruntergekommenen niedern Adel Polens. Wie bereitwillig ſie ſich einfanden, wo es eine dunkle Unternehmung galt, jene kleinen, geſchmeidigen Geſtalten, die mit dem ſchwarzen Schnurrock und glänzenden, hohen Stiefeln ſo manchen innern Schaden ihres Anzuges bedeckten; die da ſo ritterlich und ſtolz um ſich ſchauten, als ob ſie noch die Herren jener reichen Edelſitze wären, deren kleinſtes Stückchen ſie, wenn es hoch kam, als Pächter durch den Knecht beſtellen ließen, um ſich ein kärgliches Leben zu friſten! Selbſt arbeiten? Ei gewiß nicht! Sollte ja bald die glorreiche Zeit anbrechen, wo den verhaßten Deutſchen der Raub an fremdem Eigenthum blutig heimgezahlt werden würde. Dem Staate dienen, dem ſie zugewieſen? Nimmermehr! Noch eine kühne That und ſie konnten wieder wie ihre Ahnen als Landboten zum Reichstage ziehen und eigenmächtig die Regierung leiten. So lebten ſie prahleriſch nach außen, dürftig nach innen, und jauchzten, wenn wieder eine Gelegenheit aufdämmerte, welche ihrem Verlangen nach ritterlicher Thatkraft, die trotz alledem in ihren Herzen wühlte, Genugthuung zu bringen verſprach.

„Caſimir Oſtrowski", ſagte der Pfarrer, nachdem er ſich überzeugt, daß die Verſammlung vollzählig, „ich ſage Euch den Dank der Nation für das Werk, welches Ihr dieſen Abend ſo glücklich vollendet habt."

„Meine Freunde", wendete er ſich zu den Uebrigen, „durch dieſes Mannes unermüdliche Thätigkeit ſind unſere jungen Streiter gut bewaffnet und wir können nun über die Wege berathen, auf denen es gelingen mag die kampfdürſtige Schaar ihrer Beſtimmung entgegen zu führen. In den öſtlichen Wojewodſchaften haben die kaiſerlichen Truppen durch ihre große Uebermacht den polniſchen Regimentern vielen Schaden zugefügt, die Vaterlandsvertheidiger werden Schritt für Schritt nach Weſten zurückgedrängt, man fürchtet für Warſchau. In dieſer Noth ſendet die nationale Regierung ihre Boten in alle Theile des Landes, um neue Soldaten zu werben und überall füllen ſich die Reihen der begeiſterten Streiter mit friſchen Zuzüglern. Auch diesmal geht

das Palatinat Kaliſch, ſtets ein Vorfechter unſerer heiligſten Intereſſen, der allgemeinen Bewegung mit glorreichem Beiſpiel voran. Dort ſammelt ſich eine Heeresmacht, welche die wieder in Frage geſtellte Unabhängigkeit Polens, ſo Gott will, auf's Neue befeſtigen ſoll. Sigismund Grudzinski leitet als Bevollmächtigter der Regierung die Volksbewaffnung; obgleich ſeines Lebens verluſtig, ſobald er den preußiſchen Unterdrückern in die Hände fällt, wagte er es doch mit unglaublicher Kühnheit, ſeinen Landsleuten dieſſeits der Grenze Nachricht von der allgemeinen Erhebung in der Nachbarprovinz zu bringen und wie er es erwartet hat, ſo findet er uns bereit mit den Brüdern zu leiden und zu ſiegen."

Schon während dieſer Rede waren viel ernſte Rufe des Einverſtändniſſes laut geworden, ein kaum zu unterdrückendes Gemurmel hatte den Zuhörern oft den Faden abzuſchneiden gedroht; Caſimir Oſtrowski und Sigismund Grudzinski wußten ſich kaum der Aeußerungen der Anerkennung und Bewunderung zu erwehren, die ihnen von allen Seiten ſo reichlich geſpendet wurden. Da der geiſtliche Herr jetzt eine Pauſe machte, brauſten die heftigen Gefühle mächtiger hervor und nur wiederholte Mahnungen zur Ruhe, zur Vorſicht vermochten die Fluthen dieſer Begeiſterung ſo weit zu ebben, daß die Mittheilungen fortgeſetzt werden konnten.

„Gott und die heilige Jungfrau werden Eure Entſchlüſſe ſegnen, meine Freunde", fuhr der Probſt fort; „aber da ich nun über Eure Geſinnungen nicht mehr in Zweifel ſein darf, ſo will ich Euch ſogleich über die Pflichten belehren, welche ſie Euch auferlegen. Sigismund Grudzinski wird Euch ſpäter den wohlüberlegten Plan erklären, nach welchem der Zug unſerer kleinen Streitſchaar in das Palatinat Kaliſch ausgeführt werden ſoll. Beeifere ſich ein Jeglicher, ihn genau zu verſtehen, verlaſſe ſich Niemand auf den Andern, denn wenn auch ein Anführer das Unternehmen leiten muß, ſo könnt Ihr doch jeden Augenblick in Lagen kommen, für Euch ſelbſt und Eure unwiſſenden Begleiter, die Bauern und Knechte, zu entſcheiden. Ferner gelobet Euch ſelbſt, Euch nicht über dieſe niedrigeren Gefährten zu erheben. Behandelt ſie menſchenfreundlich, nicht wie Hunde, die die Hand lecken ſollen, welche ſie ſchlägt, ſondern wie ebenbürtige Mitarbeiter an dem heiligen Werk der Freiheit. Wälzt nicht auf ihre Schultern die Laſt, für Eure lüſternen Bedürfniſſe ſorgen zu müſſen, während ſie vielleicht darben, weil keine Broſamen von Euren Tiſchen für ſie abfallen. Vor dem Vaterland ſind wir Alle gleich; gelobt Ihr mir in dieſer entſcheidenden Stunde, an dieſem Grundſatz treu zu halten?"

Der feierliche Schwur hallte vollſtimmig durch den kleinen Raum, der Geiſtliche erhob ſegnend ſeine Hände, durchdrungen von der Wahrhaftigkeit ihrer guten Vorſätze beugten die Anweſenden das Knie, indem ſie auf Stirn, Schulter und Bruſt das Zeichen des Kreuzes beſchrieben. In einer plötzlich eintretenden, lautloſen Stille ſtiegen brünſtige Gebete auf für die Sache des Vaterlandes, denen der Geiſtliche in Worten beredten Ausdruck gab. Geſammelter erhoben ſich die Verbündeten nach

dieſer innern Einkehr. Aber wie ſich die Häupter wieder aufrichteten, fielen die Blicke auf eine Geſtalt, deren Erſcheinung die kaum geſtillte Aufregung wieder heftig anzufachen drohte.

Leiſe und ungeſtört von den Andächtigen war ein Mann in ihre Mitte getreten, den ſie bisher nicht bemerkt, weil er ſich in der Nähe der Thür hinter ihnen verborgen gehalten. Er gehörte wol zu ihnen, dafür ſprach jeder Zug ſeines feinen Geſichts und jede Bewegung ſeiner biegſamen Geſtalt, aber er gehörte wieder nicht zu ihnen, das bewies die ernſte Trauer, welche ſtatt der wilden Kampfesluſt der Anderen in ſeinen dunklen Augen lag, und das bezeugte noch verſtändlicher ſein Anzug nach franzöſiſchem Schnitt.

„Ein Fremder unter uns, was begehrt er, wer ließ ihn hinein?“ ſo ging es durch die Reihen der Erſtaunten.

Sigismund Grudzinski trat dem Eindringling dicht gegenüber. „Stephan!“ ſagte er mit düſterer Heftigkeit, „ich kann die Veranlaſſung nicht ergründen, die Deine Gegenwart zu dieſer Stunde an dieſem Orte zu rechtfertigen vermag, es ſei denn, daß Du gekommen biſt, Deinen Abfall zu bereuen und Dich wieder an uns anzuſchließen.“

Die beiden ungleichen Brüder maßen einander theils mit beſorgten, theils mit mißtrauiſchen Blicken.

„Landsleute!“ begann Stephan, ſich an die Umſtehenden wendend, „betrachtet mich nicht mit ſo drohenden Mienen, denn ich bin kein Abtrünniger. Des Vaterlandes Wohl trage ich auf dem Herzen, wo ich gehe und ſtehe, Tag und Nacht, und was ihm von der einen oder andern Seite Förderndes oder Unheilbringendes auferlegt wird, macht mich bang' oder freudig erzittern. O, ich leide auch jetzt unter den unglücklichen Kämpfen, welche es von Neuem ſo zwecklos erſchüttern und denen Ihr im thörichten Wahne neue Opfer zuführen wollt. Und gerade deshalb bin ich zu Euch gekommen, denn Ihr ſollt meine abmahnende Stimme vernehmen, ehe Ihr dem Verderben entgegeneilt. Von allen Seiten hetzt man Euch und ſtachelt Euch an, wo die eigene Begierde, die Selbſtbeherrſchung und die Geſetze abzuſchütteln, etwa vernünftiger Ueberlegung noch Raum giebt, Ihr ſollt wenigſtens einmal die Anſicht eines Menſchen kennen lernen, der in einer Welt wurzelt, wo Zweckmäßigkeit und Verſtändigkeit gelten.“

„Wir haben keine Muße zu langen Erörterungen. Bleibt bei Euresgleichen, jenen Großen, welche Polen verrathen mit ſchönen Redensarten“, ſagte der Geiſtliche gereizt.

„Verrath und immer Verrath!“ entgegnete Stephan ruhig. „Landsleute, thut nicht ſo unzugänglich, Ihr kennt mich ganz wohl. Iſt doch ſo Mancher unter Euch, der mit mir die geheimſten Angelegenheiten der patriotiſchen Bewegung zu beſprechen ſich nicht geſcheut hat. Ihr wißt auch ganz gut, daß es gewichtige Namen ſind, Namen von vornehmem Klang und altem Adel, zu deren Fahne ich halte. An meiner Seite befinden ſich ſo recht die Auserwählten unſeres Volkes, unſern edlen Fürſten-Statthalter an ihrer Spitze, deſſen mildes Regiment der Fanatis-

mus einzelner Aufwiegler uns schon verscherzt hat. Mißtrauisch solltet Ihr werden gegen Euch selbst, daß sich Jene von Eurem Unternehmen zurückziehen. Erlaubt mir, dasselbe einmal mit prüfendem Verstand zu zergliedern. Zuerst, könnt Ihr Erfolg davon erwarten? Nein! Die Republik, welche Euch durch ihr kurzes Dasein in Spannung erhält, verdankt ihre Existenz nicht der Kriegskunst ihrer Soldaten, sondern der augenblicklichen Thatenunlust des Großfürsten-Statthalters, der nicht kalt noch warm, nicht für die Polen, nicht für den Kaiser ist, ihre Fortdauer ist nicht die Errungenschaft ihrer tapferen Legionen, sondern eine Folge der zögernden Kriegführung des Feindes. Kaum entfaltet sich der russische Heeresbann, so weichen Eure Vaterlandsvertheidiger. Jener ist unzählbar, eisern, bedürfnißlos, jeder Entbehrung, jedem Ungemach gewachsen. Diese sind muthig und tapfer zwar, aber reizbar, genußsüchtig, verwöhnt, und wird Eure kleine Schaar sie etwa tüchtig machen, die Russen für immer aus Polen herauszuschlagen? Warum beginnt Ihr nun dennoch das verzweifelte Werk, soll ich es Euch sagen? Weil Ihr hier ein ärmliches, inhaltloses Leben führt, weil Ihr drüben, komme es, wie es wolle, einmal wieder den Herrn spielen dürft, den Herrn, der Etwas zu sagen hat, der Etwas gilt im Vaterland. Im Kriege fragt man Euch nicht, wo Ihr Eure Besitzthümer gelassen habt, da dürft Ihr Euch in die Zeiten der Väter zurückversetzen. Seht da den Casimir Ostrowski, wenn er den Truppen der Republik eine kleine Heeresabtheilung zuführt, so vergessen es die Grafen, seine Vettern, daß er nicht mehr auf Owiesk und Radojewo herrscht, sondern daß von diesen reichen Edelhöfen von Stufe zu Stufe abwärts nichts weiter auf ihn gekommen, als das mit den letzten Groschen erworbene Schiff, durch welches er von seinen Knechten einen armseligen Holzhandel betreiben läßt mittelst einiger erkaufter Stämme eben jener üppigen Wälder, die seinen Ahnen einst ein fürstliches Leben sicherten. Da ist mein Bruder Sigismund Grudzinski. Vor noch nicht zweihundert Jahren war sein Vorfahr Wojewode von Kalisch, dessen Grundbesitz sich weit in das Großherzogthum hinein, bis an die Prosna erstreckte. Da, wo die St. Adalbertstraße eine Wendung um den Kirchberg beschreibt, liegt eine verfallene Bauernhütte, Ihr kennt sie Alle — es ist das Erbtheil, welches unsere Eltern ihrem Erstgeborenen hinterließen. Mögen seine Schweine und Gänse in ihren Räumen hausen, er zieht als berühmter Parteigänger von Stadt zu Stadt, von Rittergut zu Rittergut."

So weit hatte Stephan geredet, ohne die Ausbrüche der Wuth und des Hasses zu beachten, welche ihn von allen Seiten umwogten. Jetzt fuhr eine schwere Hand auf seine unbewehrte Schulter herab, daß er zurückprallte und ihm das Wort im Munde erstarb. Er blickte in seines Bruders zornentstelltes Antlitz.

„Schmäher unserer Ehre", schrie dieser, „der Du uns die Armuth als Schande an den Hals wirfst, wie kannst Du Dich erfrechen, Deine Stimme zu erheben da, wo Opfermuth und Hingebung das Wort führen! Unsere Reichthümer sind dahingeflossen in den Versuchen, unsere Freiheit

zurückzukaufen, wir mußten unser Hab und Gut vernachlässigen, um gegen unsere Unterdrücker zu fechten. Und da unsere Väter Schritt für Schritt von ihrem Eigenthum, Zoll um Zoll aus ihren Rechten verdrängt wurden, konnten sie uns nichts vermachen, als ihren Haß."

„Als ihren Haß!" wiederholte Casimir Ostrowski, der sich an Stephan's andere Seite gedrängt hatte, „und dieser arglistige Thor will uns beweisen, daß wir mit dem Erbhaß in unseren Herzen unterliegen werden." Er stieß ein höhnisches Gelächter aus. „Mit solchem Bundesgenossen sind wir der doppelten Macht gewachsen", fuhr er fort, „er half uns auch bei Zielence und Dubienka zum Siege, wo der Held Kosciuszko mit viertausend Mann schlecht bewaffneter Soldaten den vierfach stärkern Feind geschlagen. Aus meinen Augen, Verleumder, wenn Dir Dein Leben lieb ist."

„Noch nicht", rief Sigismund dazwischen, „ich habe noch ein Wort mit diesem Menschen, der sich mein Bruder nennt, zu reden. Ihr habt es Alle gehört, er wollte nicht allein unsere heilige Sache gefährden durch schwächliche Zweifel und spitzfindige Bedenken, er trat auch als Ankläger gegen uns auf. Wenn er behauptet, es gäbe Buben unter uns, welche die geheimen Zwecke unseres Bundes seiner Mitwissenschaft auszuliefern sich nicht gescheut, so soll er sie uns nennen, damit wir sie kennen lernen. Wem verdankst Du die Kunde von unserm Vorhaben, wer führte Dich an den Ort unserer nächtlichen Zusammenkunft? Nicht eher verläßt Du die Versammlung, als bis Du uns Rechenschaft darüber abgelegt!"

Aber Stephan schüttelte schweigend den Kopf. Mit einer Hand wehrte er sich gegen Sigismund's geballte Faust, die sich drohend erhoben, mit der andern suchte er die Umstehenden, die ihn immer näher bedrängten, von sich fern zu halten. „Hofft Ihr mich einzuschüchtern?" antwortete er ruhig. „Wenn ich nicht den Muth gehabt, Eurem Zorn zu begegnen, so wäre ich nicht hierher gekommen, um Ansichten auszusprechen, welche Euch verhaßt sind. Aber gleichwol begreife ich, daß sich auf Eure Fieberhitze nicht mit Gründen wirken läßt, deshalb will ich es aufgeben, Euch für meine Ueberzeugung gewinnen zu wollen. Aber noch einmal verkündige ich es hier laut, und wem es um Wahrheit zu thun ist, der höre es: nicht ist Polen wieder herzustellen durch das Blut seiner verblendeten Söhne, durch die Zerrüttung seines Culturlebens, das es dahin opfert, ohne es ertödten zu können, sondern neu emporblühen kann es nur durch Hebung seiner materiellen Interessen, seines Ackerbaues, seines Handels, seiner Volksschulen, seines ruinirten Adels. Zieht Ihr denn hin und zerstört, und zerstört, wir wollen indessen halten, was zu halten ist, aufrichten, was einzustürzen droht, aufbauen, was in Trümmer gesunken. Aber dazu brauchen wir nicht den Staat zu schädigen, der uns die Hand bietet, uns vom Fall zu erheben, sondern wir werden von ihm lernen. Seine strebsamen Bürger sollen unsere ausgestorbenen Städte wieder bevölkern helfen, seine fleißigen Landbebauer unsere verödeten Felder wieder ertragfähig machen, dann wird einst unser Ideal

ſich erfüllen, unter dem Schutz Preußens wird das wiedergeborene Vaterland in wirklich nationaler Entwickelung ſeine Auferſtehung feiern."

Während Stephan mit erhobener Stimme und feierlichem Ausdruck geſprochen, war es ſtiller um ihn her geworden. Manche Stirn zog ſich nachdrücklich in Falten, mancher trotzige Blick ſuchte traurig den Boden, manche ausgeſtreckte Rechte ſank unwillkürlich zurück. Anders davon betroffen erſchien der Geiſtliche. Hatte er früher dem Zwieſpalt der Meinungen faſt achtlos zugehört und nur ab und zu ſeinen Aerger über die verlorene Zeit geäußert, ſo drängte er ſich jetzt plötzlich in die Mitte des Kreiſes, welcher ſich ſchließlich um Stephan gebildet.

„Und wo bleibt indeſſen Eure Sprache, Eure Kirche?" rief er mit Fanatismus. „Soll Euch dann auch Deutſch gepredigt werden von Ketzern, Gott verderbe ſie! Wehe über Polen, wenn ſeine Söhne ſich, wie dieſer hier, den Unterdrückern verkaufen, um in ihren Gerichtshöfen die eigenen Mitbürger zu verurtheilen, um in ihren Heeren die polniſchen Landeskinder ſchlagen zu helfen. Hebe Dich weg von hier, unwürdiger Knecht des Tyrannen, entweihe nicht länger mit Deiner Gegenwart die Verſammlung dieſer Edlen. Gebet Raum, machet ihm Platz, Fluch über ihn und alle ſeine Genoſſen!"

Das Wort des Prieſters wirkte, leidenſchaftliche Geberden begleiteten wieder lärmende Ausbrüche des Mißvergnügens. Die Wenigſten hatten Luſt, den frechen Beleidiger ihrer theuerſten Gefühle ſo leichten Kaufs ziehen zu laſſen. Alles wogte und ſchrie in wilder Unordnung durcheinander. Noch einmal löſte Stephan die ſich an ihn angeklammerten Hände.

„Laßt mich in Frieden", unterbrach er kräftig das Getöſe der Stimmen, „noch bin ich nicht zu Ende. In dem Augenblick, wo dieſer Diener Gottes mich verflucht, will ich Euch beweiſen, daß ich nicht Euer Feind bin, indem ich Euch eine Nachricht mittheile, welche Eure Entſchließungen ſehr verändern wird und Euch vor großer Noth erretten kann. Wollt Ihr mich loslaſſen und mich ruhig hören? Rühre mich nicht an, Caſimir Oſtrowski, oder Deine Opfer werden Deine Verblendung bitter empfinden. So viel ich weiß, wollt Ihr am dritten Tage, von heut' an gerechnet, nach Kaliſch aufbrechen; Ihr glaubt die Zeit Euch günſtig, die Behörden ohne Argwohn, die Grenze unbewacht, ich aber ſage Euch, wenn Ihr es nicht möglich macht, in zwei Mal vierundzwanzig Stunden dahin abzugehen, ſo werdet Ihr die Soldaten, welche das Militaircommando von Poſen, aufgeregt durch die in der Luft liegende Schwüle vor dem Sturm, dorthin entſendet, bereit finden, Euch ſchonungslos zu empfangen. Nun tretet auseinander, öffnet mir die Thür und das Haus. Möchte meine Botſchaft das geſegnete Hemmniß ſein, welches ſich den Rädern Eures dahinſauſenden Fuhrwerks entgegenſtemmt, ehe es auf der ſchiefen Ebene unaufhaltſam in den Abgrund hinunterrollt!"

III.

Wie ein Blitzstrahl plötzlich dem Wanderer die Gefahren des schwindelnden Pfades beleuchtet, auf den sich sein Fuß bei Nacht und Unwetter verirrt, so durchzuckten diese Worte die leidenschaftliche Sorglosigkeit, mit welcher sich die Versammelten einem tollkühnen Wagniß hingaben. Selbst den Keckſten bewegte einen Augenblick die bange Ahnung, daß ihr unüberlegtes Unternehmen schon in der Geburt den Todesstoß empfangen; dennoch waren sie Alle sehr fern von der nüchternen Entsagung, es besserer Einsicht zum Opfer bringen zu wollen. Sigismund Grudzinski faßte sich zuerst.

„In zwei Mal vierundzwanzig Stunden?“ rief er hastig; „aber wir können bis morgen Nacht schon bereit sein. Die Hauptmasse der Streitschaar stößt erst in den Dörfern am Wege zu uns, sie muß benachrichtigt werden, sich früher fertig zu halten, die kleine Minderzahl können wir bis dahin in der Stadt versammeln.“

„Wohl!“ unterbrach ihn der Geistliche, wieder ermuthigt, „so laßt uns ohne Säumen die nöthigen Verabredungen treffen, vor Allem mögen die hier anwesenden Abgeordneten der Freischaar sich den Anführer wählen.“

Sigismund Grudzinski blickte von einem Tisch mit Karten und Papieren zurück, in denen er im Eifer des Handelns gewühlt. „Den Anführer wählen?“ wiederholte er und sah den Probst mit dem Ausdruck äußerster Ueberraschung an.

Der Priester überhörte seinen Einwand. „Meine Freunde“, fuhr er fort, „zwei Männer empfehle ich besonders Eurer Beachtung. Da habt Ihr erstens Sigismund Grudzinski. Ihr wißt, wie sehr Ihr ihm zu Dank verpflichtet seid. Sein Feuereifer versah Euch mit den Mitteln zu Eurer Schilderhebung, seine Kenntnisse ebnen Euch die Wege an Euer Ziel, sein Verdienst ist es endlich, daß die Nachricht, welche wir soeben vernommen, nicht alle unsere Anstrengungen zu Schanden macht. Aber ferner ist da Casimir Ostrowski. Konnte dem Ersten der Vorzug gegeben werden im Rathe der Verschworenen, so ist wiederum der Letztere erfahrener auf dem Felde der Schlacht. Unter dem großen Kosciusko ward er zum Soldaten ausgebildet, von ihm hat er gelernt, mit Russen und mit Preußen umzugehen, und was Volksbegeisterung zu leisten vermag unter tapferer Führung. Zehn Minuten mögen Euch gestattet sein, besprecht Euch untereinander und theilt uns das Ergebniß Eurer Berathung mit.“

Sigismund Grudzinski hatte dem ersten Theil dieser Ansprache mit Spannung zugehört, das Ende derselben brachte eine vernichtende Wirkung auf ihn hervor. Sein Gesicht röthete sich vor Aufregung, sein Busen hob sich gewaltsam, als ob der Athem ihm vergehen wollte; da die Anwesenden sich nun in leiser Unterhaltung in einer Ecke des Zimmers zusammendrängten und nur Casimir Ostrowski und der Probst in seiner Nähe blieben, suchte er sich zu fassen. Er ergriff krampfhaft den

Digitized by Google

Arm des Erstern und sah bald den Einen, bald den Andern herausfordernd an.

„Habe ich denn recht gehört, sagtet Ihr wirklich, jene Männer sollen sich ihren Anführer wählen?“ stieß er in Absätzen hervor. „Ja, bin ich denn nicht von Anfang an zum Anführer des Freischaarenzugs bestimmt, der mir seine Entstehung verdankt?“

„Der freie Pole gehorcht nur dem selbstgewählten Vorgesetzten“, erwiederte Casimir Ostrowski kühl. „Wählen sie Euch, so befehlt Ihr; wählen Sie mich, so unterwerft Ihr Euch.“

„Aber ich will mich nicht Eurer Herrschsucht und Euren Anmaßungen fügen“, fuhr Sigismund wie oben fort. „Wer seid Ihr denn und was habt Ihr denn gethan, daß Ihr mein gutes Recht durch diesen Wahlact anzutasten wagt?“

Der Geistliche zuckte die Achseln. „Still, still“, bat er, „daran ist nichts mehr zu ändern, ich sehe Stanislaus Kunowski, der soeben als Sprecher der Uebrigen ihren Beschluß verkünden will.“

Eine kurze, gespannte Pause wurde durch den Bezeichneten unterbrochen. Er trat einige Schritte vor.

„Im Namen der abwesenden Brüder wählen wir Casimir Ostrowski zum Anführer unseres Kriegszuges, unter ihm wollen wir für das Vaterland kämpfen!“ sprach er feierlich und mit lauter Stimme.

Der Gewählte erhob stolz sein Haupt, seine Augen leuchteten vor Genugthuung. „Meine Freunde“, begann er, „Finis Poloniae!“ rief der Held Kosciuszko, als man ihn verwundet vom Schlachtfeld bei Macinjowice in russische Gefangenschaft führte; ich aber sage: Polen ist noch nicht verloren, indem ich mich an Eure Spitze stelle. Rache und Sieg, oder Tod!“

„Amen!“ sprach der Geistliche. „Aber nun verlaßt vorsichtig mein Haus, ein Jeglicher erfülle die ihm für morgen gestellte Aufgabe. Wenn morgen Nacht die zwölfte Stunde ausgeschlagen hat, versammelt Ihr Euch im Hofe des verlassenen Bernhardinerklosters. Es wird Euch geöffnet werden. In jenem Theil der Stadt, fern von den Wohnstätten der Machthaber, braucht Ihr die Gefahr der Entdeckung nicht zu fürchten, von dort aus könnt Ihr schnell die Fähre und jenseits des Wassers in kleinen Bogen die Straße nach Kalisch erreichen. Der Fährmann soll Boote genug heranschaffen zum Uebersetzen, alles Nähere über den Marsch wird Euch Casimir Ostrowski vor dem Abgang mittheilen. Gott mit Euch. Er, dessen Zorn die Stolzen beugt und die Gebeugten erhebt, er verleihe Euren Waffen den Sieg!“

Das Pfarrhaus hatte seine späten Gäste entlassen, nur Casimir Ostrowski und Sigismund Grudzinski weilten noch unter seinem Dach. Der Führer der Freischaar vertiefte sich mit dem geistlichen Herrn in seine nächste Aufgabe, und ganz durchdrungen von der Verantwortlichkeit derselben, bemerkten Beide es nicht, in welchem Zustand der Aufregung sich ihr Genosse befand. Erst als sie ihn anredeten, um seine Mitwirkung bei ihren Berathungen anzurufen, sahen sie, daß er auf einen

Stuhl gesunken, den Arm, welcher den schwer gebeugten Kopf unterstützte, auf denselben Tisch gelehnt hatte, auf dem er seine Karten und Schriften ausgebreitet. So saß er mit bleichem Angesicht und starrem Ausdruck regungslos da. Bei der Aufforderung, welche er jetzt vernahm, zuckte wieder Leben durch seine Gestalt, ein bitteres Lachen rang sich aus seiner Brust, seine Hände rafften in hastiger Geschäftigkeit die zerstreuten Blätter vor ihm zusammen, und mit vor Gereiztheit zitternder Stimme antwortete er:

„Welch' frechen Spott treibt Ihr mit mir! Diese Papiere Euch ausliefern, damit Euch die Erfahrungen, welche ich unter Lebensgefahr und Entbehrungen, unter Studien und Nachtwachen erworben, mühelos als reife Frucht in den Schooß fallen? Daran zu denken ist eine Tollheit. Schnell denn, Casimir Ostrowski, mache Dich an das Werk, damit Du bis morgen Nacht die Vorbereitungen zur Lösung Deiner Aufgabe fertig bringst. Und wenn ich Dir rathen darf, so versäume es nicht, Dich über die Richtwege zu belehren, damit Dir die Soldaten des Königs von Preußen nicht den Rang ablaufen. Sie sind nicht ganz leicht zu finden ohne meine Karten, wo sie alle so ausführlich hineingezeichnet sind durch meinen Fleiß. Deine Wasserstraße die Warthe abwärts mag Dir geläufig sein; ob Du aber unbekannte Pfade auf dem flachen Lande finden wirst, eine bewaffnete Streitschaar schnell und heimlich vorwärts zu führen, ist ein zweifelhaftes Ding. Casimir Ostrowski, die Rolle, welche Du spielst, beginnt nicht gut und wird nicht besser enden."

„Gott behüte uns", unterbrach Casimir Ostrowski diese hämischen Worte. „Welche Sprache ist das? Nimmermehr kann es der edle Grudzinski sein, der, sich selbst untreu, die Sache des Vaterlandes also zu verlassen vermag. Wenn ich es gewagt, dem Ruf der Patrioten zu folgen, so geschah es unter der Voraussetzung, daß Ihr an meiner Seite das Unternehmen zu leiten bereit wäret. Ich weiß es wol, ich bin ein ungelehrter Mann, erst wenn da drüben die Trompeten zum Angriff blasen, können meine Fähigkeiten sich erproben."

„So gebt Ehre, dem Ehre gebührt", rief Sigismund trotzig. „Entsagt einer Stellung, in der Ihr ohne mich verloren seid!"

Aber da prägte sich tiefe Entrüstung in des alten Polen Zügen aus. „Denkt Ihr mich zur Wortbrüchigkeit zu verleiten?" sagte er finster; „dann wollen wir unsere Unterhandlungen abbrechen. Kein Anderer führt diesen Kriegszug, denn ich, das wisset."

„So ziehe ich noch in dieser Nacht meines Wegs allein", antwortete Sigismund, bebend vor Zorn. „Ich wasche meine Hände in Unschuld, wenn die Kurzsichtigen das Schicksal ereilt, welches sie heraufbeschworen."

„Gieb erst jene Karten heraus!" rief Casimir mit der Stimme eines Befehlshabers.

„Nicht ich, so lange es von meinem Willen abhängt", höhnte Sigismund.

Der Geistliche sah rathlos diesem unseligen Zwist zu. Er suchte

umſonſt nach dem richtigen Wort, die Gemüther zu beruhigen, und eine Verſöhnung zu bewerkſtelligen, ohne welche das Heil ſo vieler Menſchen ſtark gefährdet ſchien. Aber er kannte die Starrheit und den Ehrgeiz ſeiner Landsleute nur zu wol, und wußte nicht, wie er in dieſer bedenklichen Lage Rath ſchaffen ſollte. Plötzlich klärte ſich der Ausdruck düſterer Ueberlegung auf ſeinem Angeſicht ein wenig auf und von einem Gedanken erfaßt, verſchwand er.

Noch waren die beiden Eiferer keinen Schritt breit dem gegenſeitigen Verſtändniß näher gerückt, als er die Thür ſchon wieder öffnete und in Liſa Oſtrowska's Begleitung zurückkehrte. Sie war ſchon draußen über den Gegenſtand des Zwieſpalts aufgeklärt und trat zwiſchen die beiden Zürnenden.

„Um aller Heiligen willen, was geht hier vor?“ fragte ſie entrüſtet. „Sigismund Grudzinski, bringſt Du mir Hader und böſen Willen als Brautgabe dar? Bereuſt Du das Bündniß ſo ſchnell, welches Du mit mir geſchloſſen?“

Durch Sigismund's Antlitz zuckte es wie Schreck oder Schmerz bei Liſa's Anblick, ſeine Augen verſenkten ſich glühend und forſchend in die ihrigen. „Ich ſtreite nicht um meinetwillen, Liſinka“, antwortete er mit erkünſtelter Ruhe; „tritt nicht auch auf die Seite meiner Gegner, ich beſchwöre Dich. Nur unter meiner Leitung werden die Verbündeten zu rechter Zeit ihr Ziel erreichen: willſt Du uns Alle vor großem Mißgeſchick bewahren, ſo rede Deinem Vater zu, in die Nothwendigkeit ſich zu fügen.“

„Und wo ſteht es geſchrieben, daß Deine Leitung entbehrt werden ſoll?“ unterbrach Liſa ihn ſtreng. „Gieb mir die Blätter, welche Du in Deiner Hand hältſt, damit mein Vater ſeine Anordnungen und Befehle mit Deinen Erfahrungen in Uebereinſtimmung bringen kann.“

„Mache mich nicht raſend“, flüſterte Sigismund und bemühte ſich auf's Aeußerſte, ſeinen Gleichmuth zu behaupten. „Du verlangſt mehr, als ich zu leiſten vermag.“

„Soll das heißen, daß Du mich wieder freigiebſt?“ fragte Liſa unbeweglich.

Sigismund zögerte. „O nein, Liſinka, nein!“

„Noch einmal, die Karten“, wiederholte Liſa, „oder wir ſind für immer geſchieden.“

Sigismund zitterte vor Ingrimm und Leidenſchaft. Sein Ehrgeiz und ſeine Liebe kämpften einen harten Kampf in ſeinem Herzen. Jahrelang hatte er um Liſa Oſtrowska geworben, jahrelang hatte er ſich verzehrt, die Fortſchritte mit anzuſehen, welche ſein Bruder in ihrer Neigung machte, und die Zeichen des Mißfallens zu ertragen, die er ſelbſt von ihr empfing. Eine unvorhergeſehene Verkettung der überraſchendſten Umſtände hatte ihn plötzlich an das Ziel ſeiner heißen Wünſche gebracht, und nun? —

Liſa bemerkte ſein Schwanken, ſie trat auf ihn zu. Mit keckem Griff umfaßte ſie ſeine Hand.

Beide sahen einander durchbohrend an, als wollten sie ergründen, ob in diesem verhängnißvollen Augenblick die Körperkraft des Mannes oder die Willensstärke des Weibes zu siegen berufen.

Aber nur wenige Minuten währte die Unentschiedenheit, mit schneller Entschlossenheit wand sie ihm den Gegenstand des Streites aus den umklammernden Fingern und reichte ihn abgewendeten Hauptes ihrem Vater dar. Lautlos verließen Casimir Ostrowski und der Geistliche das Gemach.

„Es ist geschehen", sagte Sigismund tonlos, und der starke Mann stützte sich wankend auf die Lehne eines Sessels. Seine ganze Gefühlswelt war in Aufregung und Verwirrung. Wenngleich es ihm unmöglich gewesen war, Lisa zu widerstehen, so wußte er doch in dieser Stunde kaum, ob er Liebe oder Haß für sie empfand; wenngleich er sich mit Lebensverachtung dem Kampf für das Vaterland zu widmen bereit fühlte, so erschien es ihm in dieser Wallung seines Blutes, als ob er fähig sein könnte, ihm eine Niederlage zu wünschen, nur um sich an seinen Widersachern zu rächen.

Endlich raffte er sich zusammen. „Lebe wohl", sagte er, und seine Stimme klang hohl und herbe.

Bei diesen Zeichen von Gemüthsbewegung zog ein Ausdruck wie Mitleid über Lisa Ostrowska's Antlitz.

„Du gehst?" fragte sie mit Mißtrauen in Ton und Blick.

„Ich gehe", wiederholte er mit unheimlichem Spott, „um in irgend einem verfallenen Schuppen, der würdigen Hinterlassenschaft meiner Vorfahren, mich und meine Verzweiflung zu verbergen."

Er stand auf der Straße. Aber es war nicht der Weg nach seinem nahegelegenen Eigenthum, welchen er einschlug, sondern in entgegengesetzter Richtung wandte er sich der Stadt zu. Bis dahin hatte er dieselbe noch nicht zu betreten gewagt; in seiner gegenwärtigen Gemüthsverfassung vergaß er, daß ein unberufenes Erkennen seiner Persönlichkeit die Vollziehung des in seiner Abwesenheit über ihn gefällten schweren Urtheilsspruches auf sein unglückliches Haupt herabziehen mußte. In friedlicher Stille und Einsamkeit lagen die stattlichen Straßen und weiten Plätze vor ihm da, ungewiß beleuchtet vom zitternden Schein der Lampen. In sich gekehrt verfolgte er seinen Weg, seine Schritte hallten weit durch die Nacht. Da, wo die breite Kastanienallee in der Mitte der Hauptstraße entlang führt, sank er, ohne sich eigentlich dessen bewußt zu sein, auf eine Bank unter den Bäumen nieder. Quälende Gedanken durchwühlten seine Seele, die an diesem ereignißreichen Abende von tausend Stacheln verwundet worden. Schon seines Bruders unbarmherziger Hohn hatte ihn auf das Tiefste getroffen, denn die verhängnißvolle Vergleichung des Sonst und Jetzt führten ihn nicht, wie Jenen, zur Selbsterkenntniß und entsagenden Thatkraft, die ihm verächtlich dünkten, sondern sie schürte in ihm den Eigendünkel und den Haß gegen glücklichere Nebenmenschen. Die verlorene Stellung in der Welt wieder zu gewinnen, war die Triebfeder aller seiner Handlungen; aber nicht durch

Arbeitsamkeit und Dienstbarkeit suchte er sie zu erwerben, sondern auf kühner Heldenlaufbahn meinte er sie rasch zu erjagen. Schon einmal war er, nah' am Ziele, zurückgeschleudert in öde Hoffnungslosigkeit und wenngleich er die Bedeutung der ihm entgangenen Ehren überschätzte: ihm war es gewiß, daß sie Namen, Ansehen, Reichthümer für ihn im Gefolge gehabt haben würden. In wilder Verzweiflung rückte er hin und her, zerzauste sein Haar und ballte seine Fäuste. Abgemessenen Schrittes zog eine Wachtpatrouille auf dem Pflaster hinter seinem Sitz vorüber. In seiner Betäubung hatte er ihres langsamen Näherkommens nicht geachtet, instinctartig begriff er seine Gefahr und hemmte seine heftigen Bewegungen. Die Soldaten hatten wol die Posten vor den Palästen der Machthaber abgelöst, sie bemerkten den regungslosen Gesellen unter den Bäumen nicht und ließen den wichtigen Fang sich entgehen.

Sigismund Grudzinski sprang auf, nachdem sie verschwunden waren, und ging zwecklos weiter. Unweit der Stelle, wo jetzt die neue nach dem alten Markt hinunterführende Straße die Allee durchkreuzt, drang unerwartet Geräusch an sein Ohr. Vor dem großen Gebäude, von welchem aus der Befehlshaber der Truppen seine Armeen commandirte, standen Wagen und die sie führenden Kutscher und die ihrer Herrschaften harrenden Diener kürzten sich die Zeit durch laute Unterhaltungen. Die Fensterreihe des ersten Stockwerkes war hell erleuchtet, Schatten bewegten sich hinter den dünnen Vorhängen hin und wider und auch von dort her erschallten Stimmen im lebhaften Gespräch. Sigismund starrte hinauf. Man hatte sich heute im Pfarrhause erzählt, daß ein hoher Würdenträger angekommen sei; dem zu Ehren war wol die außergewöhnliche Gasterei angerichtet. Es mochte das Erscheinen des hohen Militairs mit den beabsichtigten Maßnahmen an der Grenze in Beziehung stehen. Die da oben hatten wol auf eine unerklärliche Weise von dem Freischaarenzuge gehört, aber ihn noch in unbestimmte Ferne hinausschiebend, fanden sie Zeit, vorher erst miteinander zu speisen und zu trinken, ehe sie auszogen, die tollen Schwärmer abzuschneiden. „Wenn Denen da oben die Mittheilung von dem vorgerückten Standpunkte des Unternehmens gemacht werden könnte, wie würden sie staunen! und wie würde Casimir Ostrowski betrogen sein um seinen Feldherrnruhm!" Sigismund erschrak vor dem eigenen Hohngelächter, welches er ausstieß, als seine dumpfen Träumereien zu dieser Vorstellung gelangten. Gleich darauf erstickte er es, wie unwillig über sich selbst und ein innerer Schauer machte ihn frösteln. Er wandte dem strahlenden Hause den Rücken und schritt weiter bis die Straße wieder einsam wurde, dann durch Gassen und über Plätze dem Markte zu. Schon hatte er diesen betreten, als er noch zur rechten Zeit daran dachte, daß er in dieser Weise gerade auf die Hauptwache zusteuerte; eilig kehrte er sich um und gelangte durch den engen Gang, welcher die mittlere Häusergruppe trennt, an das Rathhaus. Er stieg die Freitreppe hinauf, auf der obersten Stufe, dicht an einen Pfeiler gedrängt glitt er wieder

nieder. Den lebensvollen Bildern, welche seine Einbildungskraft beängstigend aufgeregt, war er entflohen; die folternden Gedanken, die sie erweckt, verfolgten ihn auch in die geheimnißvolle Stille seines augenblicklichen Rastortes. Das ehrwürdige, altersschwarze Gebäude sah in der düstern Beleuchtung der späten Stunde noch ernster aus als sonst. Seine drei Mal übereinander gebauten, rundbogigen Galerien zeigten keine Spur menschlichen Schaffens und Waltens mehr, auch der zufällige Gast da unten kauerte bewegungslos an derselben Stelle. Nur der Zeiger der Uhr an dem Thurme, der auf sich verjüngenden Riesenwürfeln ein säulengetragenes Dach erhebt, rückte unsichtbar vorwärts. Aber nein, dort an einer Stelle verrieth sich doch noch eine Lebensspur. Auf die enge, das Rathhaus von dem Mauervierеck gewöhnlicher Stadtwohnungen trennende Gasse, durch die auch Sigismund Grudzinski seinen Weg daher gefunden, sehen kleine Fenster hinaus. Eines derselben hob sich durch Kerzenschein schwach vor den anderen hervor. Der Mann, welcher dort in seiner Kanzlei noch so spät ein unaufschiebbares Geschäft beendet, packte indessen auch seine Acten zusammen und löschte vorsichtig den letzten Rest seines Lichtes aus. Dann begab er sich, auch im Finstern seines Weges kundig, durch die von seinen Schritten widertönenden Hallen und Treppen auf die Straße. Wol streifte er im Vorübergehen die stille Gestalt auf den Stufen, doch er wurde sich dieses Umstandes nicht bewußt. Er schaute nicht zurück und bemerkte daher auch nicht, mit welchen unaussprechlichen Blicken Sigismund Grudzinski seinen Bruder verfolgte.

Auch Stephan's Herz war voll zum Zerspringen, auch seine Sinne richteten sich mehr nach Innen als nach Außen. Er dachte wol an Lisa Ostrowska und was er aus ihrem Munde über ihr künftiges Geschick erfahren, auch ging durch sein Gemüth der Stachel eines tiefen Kummers; doch noch viel länger und viel sorgenvoller verweilte seine Seele bei seinen unglücklichen Brüdern, die da im Begriff waren durch eine Handlung, wie sie wähnten, aufopfernder Vaterlandsliebe, wie er meinte, vermessenen Trotzes, sich und die Sache, an die sie ihr ganzes Lebensglück setzten, in das Verderben zu ziehen. Dabei war er von bitteren Selbstvorwürfen gequält. Hatte er Recht gethan, daß er sie zur Beschleunigung ihres Vorhabens angestachelt; daß er sie vor einer nähern, gewissen Gefahr bewahrt, um sie vielleicht einer zehnfach schrecklichern Zukunft auszuliefern? Bald schien ihm seine Handlungsweise von allen Gesetzen der Nächstenliebe geboten gewesen, bald verurtheilte er sie als kurzsichtig und schwächlich. So mit seinen Zweifeln beschäftigt achtete er seines Weges nicht, sondern verfolgte nur unbewußt die rechte Richtung seiner Wohnung zu, bis ihn Lärm und Stimmen veranlaßten um sich zu schauen. Er blickte zu den für das Gastmahl erleuchteten Zimmern des Generalcommandos empor, von welchen soeben fröhliche Hochrufe hinunterdrangen.

„So viel Lust und Sorglosigkeit hier, so viel Erbitterung und Herzensangst dort!“ seufzte er. „Wenn Denen da oben die Mittheilung

gemacht werden könnte, daß es über ihren geſelligen Vergnügungen zu ſpät werden würde, dem Unheil vorzubeugen, dem ſie ſteuern ſollten, wie möchten ſie erſchrecken und auseinander eilen. Würde es nicht beſſer ſein die Verblendeten um jeden Preis hier feſt zu halten, ſtatt ſie in den gewiſſen Tod ziehen zu laſſen? Er ging auf und ab und konnte ſich nicht losreißen aus dem Bereiche der lauten Ausbrüche froher Geſelligkeit; ja, als er ſie ſchon weit hinter ſich zurückgelaſſen, ſetzte er ſich noch auf eine Bank unter den Kaſtanien und horchte nach ihnen zurück.

Die Nacht verſtrich Stunde um Stunde. Die Wagen auf der Straße wurden endlich vom Warten erlöſt, ihr Rollen verzog ſich ferner und ferner. Einige Nachzügler, die ihren Heimweg zu Fuße machten, traten noch zur Thür heraus, der Hall ihrer Schritte verlor ſich hierhin und dorthin.

In ſeinem Gemach ſaß der oberſte Machthaber der neuen preußiſchen Provinz, für deren Ruhe und Frieden er in dieſen ſchweren Zeiten einzuſtehen hatte. Sobald ſeine Gäſte ſich entfernt, verſchwand das Lächeln höflicher Fröhlichkeit aus ſeinen Zügen und düſtere Gedanken legten ſeine Stirn in tiefe Falten. Spät, wie es war, durfte er doch noch nicht zu Bette gehen, ſondern mußte noch Briefe leſen und ſchriftliche Anordnungen ertheilen. Soeben ſetzte er die Feder an, als die Thür aufging, welche auf den Flur des Gebäudes hinausführte. Ungehalten über die unbequeme Störung wendete er ſich um und fand einen Unbekannten gegenüber. Der Mann mußte ſich gewandt in das Haus geſchlichen haben, während die Gäſte daſſelbe verließen, er hüllte ſich feſt in einen kragenartigen, kurzen Mantel und trat mit zuverſichtlichen Schritten näher. Der General, der ihn nicht erkennen konnte, zog ſich hinter ſeinen Lehnſtuhl zurück und vergewiſſerte ſich, daß er die Hand nur ausſtrecken durfte, um den Griff des Klingelzuges zu erreichen. Nebenan räumten die Diener noch geſchäftig umher, es war unter dieſen Umſtänden kein Grund zur Beſorgniß vorhanden.

„Was iſt Euer Begehr und wer erlaubte Euch hier hineinzudringen?“ fragte der General vornehm und unzugänglich.

Der Fremde machte leiſe und haſtig ſeine Angaben, der General ſtutzte und haſtig und leiſe gab er ſeine Erwiederung. Seine ſtolze Kälte wich einem Ausdruck geſpannten Intereſſes, er hieß den Unbekannten Platz nehmen.

Die Diener hatten ſich längſt aus dem Bereiche der herrſchaftlichen Wohnzimmer und Flure zurückgezogen, als der hohe Officier ſeinem ſpäten Gaſt ſelbſt zur Thür leuchtete.

IV.

Und aus Morgen, Mittag und Abend wurde wieder ein Tag, und wieder war die Nacht an der Reihe, ihre Herrſchaft anzutreten. Wieder waren die Straßen und Plätze leer von menſchlichem Verkehr. Es war um die zwölfte Stunde, der Thürmer blies nach uraltem Brauch ſeinen

eintönigen melancholischen Rhythmus vom Rathhausthurme herab und der Dom und die Bernhardinerkirche und die Karmeliterkirche und die Jesuiterabtei verkündeten den schlafenden Einwohnern ihrer verschiedenen Reviere, daß Mitternacht angebrochen. Aber heut' huschte trotz der vorgerückten Stunde ein unheimliches Treiben durch die Finsterniß. Aus dunkeln Pforten an dunkeln Häusern tauchten dunkle Gestalten auf, an stillen Ecken trafen aus stillen Gebäuden hervorkommend stille Männer zusammen. Alle verfolgten, nie die Hauptstraße wählend, immer durch enge Nebengassen sich schlagend, schweigsam, aber rastlos ihr Ziel.

Nach dem Bernhardinerplatze zu wurden die Gruppen zahlreicher, bis sie hinter den Klostermauern dicht neben der Kirche verschwanden. Eine bunte Versammlung bewegte sich auf dem geräumigen Hofe, kaum erkennbar beim Scheine der kleinen Laternen, die hier und da am Boden aufgestellt nur durch eine entblößte Scheibe etwas Licht um sich warfen. Zuweilen nur funkelten die blanken Waffen, mit welchen die Leute gut versehen waren, wenn bei hastiger Bewegung ein ungewisser Strahl sie traf. Geistliche gingen rathend, segnend, anfeuernd zwischen ihnen umher, in ihrer Mitte stand Casimir Ostrowski unter den uns bekannten Rädelsführern vom Pfarrhause. Er gab gedämpften Tones den Umstehenden die wichtigsten Verhaltungsmaßregeln. Wie sie bei Tag zu rasten und des Nachts zu wandern hätten, wie sie sich in einzelne Abtheilungen auflösen sollten, nachdem sie den Zuzug in den Dörfern am Wege aufgenommen, um die Ersten bei Miloslaw, die Zweiten bei Zerbowo, die Dritten bei Pleschen über die Grenze zu gehen, wie jenseit der Grenze ihre Wiedervereinigung und ihr Weitermarsch nach Kalisch zu bewerkstelligen sei.

Auf den breiten Stufen der Eingangsthür in die Bernhardinerkirche, über der sich schlank und hoch die in weitester Ferne sichtbaren Thürme erheben, deren schöne, volltönige Glockenstimme auch weitern Umkreis durchdringt als das Geläute der übrigen Kirchen der Stadt, stand in den tiefsten Schatten gedrückt Lisa Ostrowska. Ihr Vater hatte sie hierher bestellt, um einen letzten Abschied von ihr zu nehmen, vielleicht in der dunklen Absicht, sie im Falle eines verhängnißvollen Ausganges des gefährlichen Spieles in der Nähe zu haben und mit ihr auf seinem Fahrzeug unbemerkt aus der Stadt zu entfliehen. Bei dem kärglichen Scheine bemühte sie sich seit einer halben Stunde, die von allen Seiten über den Bernhardinerplatz eilenden Männer zu erkennen, ohne ihren Vater herausfinden zu können. Er mußte schon vor ihr am Versammlungsorte angelangt sein und es blieb ihr daher nichts Anderes übrig, als in Geduld sich zu fassen, bis er selbst sie aufsuchen würde. Vom angestrengten Sehen müde, bedeckte sie einen Augenblick ihre Augen mit der flachen Hand, als schnelle Schritte ganz in ihrer Nähe ertönten und Jemand dicht vor den Stufen, auf welchen sie stand, vorüberflog. Sie blickte auf. Ein unwillkürlich ihr entschlüpfender Laut der Ueberraschung ließ ihn sich zurückwenden. Beide hatten einander erkannt.

„Du hier, Liſa Oſtrowska? Um Gotteswillen, wo iſt Dein Vater?“

„Mein Vater?“ wiederholte Liſa von banger Ahnung ergriffen, „er muß daneben im Kloſterhofe ſein. Aber was bedeutet. Deine Haſt?“

In der That war Stephan athemlos. „So rette ihn, wenn es noch nicht zu ſpät iſt. Die Breslauerſtraße und die Bergſtraße hinunter ziehen Abtheilungen Soldaten im Sturmſchritt heran.“

Ein gellender Schreckensruf aus Liſa's Munde war die Antwort. Sie ſtürzte auf die Straße hinab. „Verrath! Verrath! Entfliehet! Soldaten im Anzuge!“ So ſchrie ſie aus allen ihren Kräften und von einigen außenſtehenden Leuten pflanzte ſich das warnende Wort ſchnell fort durch das Kloſterthor zum Hofe hinein bis in die Kreuzgänge, die davon widerhallten. Erſt ſchenkte ihm Niemand Glauben, nach und nach erregte es Beſtürzung, endlich wirkte der Schrecken, den es verbreitete, anſteckend auf die Gemüther. Liſa brach ſich Bahn durch die im Kloſterhofe plötzlich in wildeſter Unordnung durcheinander wogende Menge; ſo raſtlos ihr Stephan zu folgen ſich mühte, es war umſonſt, er hatte ſie in dieſer Verwirrung verloren. Bald näher, bald ferner ſchlug ihr Angſtſchrei an ſein Ohr, aber wenn er ihm nach einer Richtung folgte, hörte er ihn plötzlich an ganz entgegengeſetzter Stelle. Jetzt kam Fluß in die Maſſen, nach allen Seiten zerſtoben die ſchwarzen Haufen. Die Einen ſchlugen ſich links nach der Wilda zu, die Anderen lieſen die kleinen Gaſſen zurück, welche ſie hierher geführt, um irgend ein Unterkommen zu gewinnen, ehe die Feinde, deren ſchwere Schritte man ſchon deutlich vernehmen konnte, den Bernhardinerplatz erreichen konnten.

Liſa hatte endlich ihren Vater gefunden. Caſimir Oſtrowski folgte ſeiner Tochter in dumpfer Verzweiflung, noch immer weigerte er ſich an die Wahrheit ihrer Ausſage zu glauben. Der Zorn über ſo viel unverdientes Mißgeſchick nach ſo viel glänzender Erwartung ſtörte ſeine vernünftige Ueberlegung. Es war, als ob ſeine ſo oft bewährte Eiſenkraft des Körpers und des Geiſtes in dieſer Täuſchung unterliegen wollte. Der Kloſterhof war ſchon ganz leer; da gelang es dem verzweifelten Mädchen endlich ihren Vater zu bewegen den Ort zu verlaſſen, der ihm ſo gefährlich zu werden drohte. Aber Caſimir Oſtrowski fühlte ſich auch wirklich durch die Gemüthserſchütterung wie gelähmt, ſeine Füße verſagten ihm den Dienſt. Liſa's erſter Gedanke war, die Fähre auf kürzeſtem Wege zu erreichen. „Fort, die große Gerberſtraße hinunter; bis an ihr fernes, unabſehbares Ende ſcheint ſie einſam und ſicher. Großer Gott, nein!“ Um die Ecke der Waſſerſtraße biegen geſchloſſene Reihen zurück, die Allerheiligenſtraße entlang durch das finſtere Thor. „Raffe Deine Kraft zuſammen, im Kloſter wartet man auf mich und läßt uns ein! Heilige Jungfrau Maria, es iſt dunkel und feſt verſchloſſen! Die Pförtnerin ſchläft und hört unſer Pochen nicht! Wohin nun jetzt, wohin? Wehe, wehe, keine Thür, die ſich öffnet, hinter keinem Fenſter ein Menſch, den man um Beiſtand anrufen könnte! Lärm von der

Breslauerstraße her? Weiter über den alten Markt St. Adalbert zu. Was schleicht dort vor uns um die Rolandssäule herum, in die Büttelstraße hinein? Muth, Muth! Dort das Licht! es kommt aus dem Hause des Bäckers, ich kenne ihn wol, er ist ein eifriger Patriot, seine Thür ist offen. Die Burschen reihen das eben geformte Gebäck mittelst langer Breter auf der Straße aneinander. Ihr da, zu Hülfe, zu Hülfe! Hört Ihr die Verfolger, sie kommen näher und näher, wir sind es, die sie suchen, erbarmet Euch meines Vaters!"

Aber ehe noch die Angerufenen Lisa's Flehen vernehmen konnten, erfaßte sie ein kräftiger Arm.

„Folgt mir, Casimir Ostrowski", sagte eine wolbekannte Stimme. „Nicht diesen Weg, welcher Euch wieder der Richtung näher führt, die Ihr zu meiden habt. Auf dem Markte ist Alles ruhig, verliert keine Zeit. Stützet Euch ganz auf mich, ich bringe Euch in meine Kanzlei auf das Rathhaus, dort sucht Euch Niemand. Dort wollen wir weiter bedenken, wie Euch in Eurer Noth zu helfen ist."

Eben graute der Morgen als Sigismund Grudzinski vorsichtig St. Adalbert hinunterschritt. An der Thür des Pfarrhauses begehrte er Einlaß. Man öffnete ihm sogleich. Auf seine Frage nach dem hochwürdigen Herrn, wies man ihn in dasselbe Gemach, das kürzlich den Verschworenen als Versammlungsort gedient. Eine bei der frühen Stunde auffallende Unruhe herrschte in dem Gebäude und der neue Gast kam auf die Vermuthung, daß schon andere Verfolgte sich zu dem Geistlichen geschlichen und die Kunde, welche er auf dem Herzen hatte, schon früher hierher gebracht sei. Desto besser! Vielleicht traf er hier noch Gefährten, über deren Verbleib er in Ungewißheit war. Als in kurzer Zeit die Thür sich öffnete, durch die er den Probst eintreten zu sehen hoffte, war er erstaunt, sich Lisa Ostrowska gegenüber zu befinden. Aber Beide in diesem Augenblick mit so spannenden Gedanken beschäftigt, erinnerten sich kaum der seltsamen Umstände, unter denen sie sich kürzlich an demselben Orte getrennt.

„Ich hörte es soeben, daß Du gekommen!" rief sie erregt. „Welche Nacht! Und wie gelang es Dir, der Gefangenschaft zu entgehen?"

„Ich war noch nicht im Kloster!" antwortete Sigismund schnell. „Eine zufällige Verspätung schleunigst einzubringen, bemühte ich mich auf kürzestem Wege den Bernhardinerplatz zu erreichen; und vermied die aus der Richtung führenden Nebengassen. Als ich im vollen Lauf vom Alten Markte in die Breslauerstraße einbog, sah ich mit Entsetzen Truppen vor mir herziehen. Ich konnte nichts thun, als eiligst wieder mein Haus gewinnen. Aber wo ist Dein Vater?"

„Mein Vater, ach, daß Gott erbarm!" seufzte Lisa und rang die Hände.

„Ich dachte es wol, daß er den Verfolgern nicht entgehen würde", sagte Sigismund und eine fliegende Röthe übergoß sein Angesicht. „Man kennt Casimir Ostrowski wol, er ist der Erste auf dem Platze und der Letzte, der sich zur Flucht entschließt."

Aber Lisa schüttelte traurig den Kopf. „Sprich leise“, bat sie dringend. „Mein Vater ist nicht gefangen, er ruht in jenem Zimmer.“

Sigismund Grudzinski's Gluth wich plötzlich einer auffallenden Bläſſe, seine Züge nahmen den Ausdruck einer seltsamen Gleichgiltigkeit an. „Er schläft in Sicherheit!“ erwiederte er gedehnt.

„Aber welch' ein Schlaf“, jammerte Lisa. „Fieberhitze bedeckt seine Wangen und wilde Phantasien quälen seine Seele. Sind es die Anstrengungen der letzten Zeit, ist es der Zorn über den schnöden Verrath, schon gestern auf der Flucht versagten ihm die Glieder, Dein Bruder verbarg ihn im Rathhause und gegen Morgen brachten wir ihn krank hierher. Daß Gott erbarm, mein Vater krank, und der Zug der Streitschaar gescheitert!“

In Sigismund's Augen blitzte es plötzlich auf wie Genugthuung; da aber Lisa Ostrowska ihn ansah, so veränderte sich sein Ausdruck und er blickte ernst vor sich nieder. „Du bist im Irrthum, Lisinka“, sagte er nach einer Pause, „der Freischaarenzug ist nicht gescheitert, ich habe für seine neue Sammlung so schnell wie möglich gehandelt. Sobald ich es wagen durfte, schlich ich mich von Quartier zu Quartier, um das Schicksal der Brüder zu erfahren. Einige freilich, mit den Waffen in der Hand betroffen, büßen für ihren Patriotismus, unter ihnen glaubte ich Casimir Ostrowski, aber die Meisten flüchteten in die Dörfer hinaus, dort warten sie auf mich, um nicht ohne Führung und schlecht berathen die gefahrvolle Wanderung anzutreten.“

Lisa's Rathlosigkeit und Trauer ging bei Sigismund's Rede in Freude, in Entzücken, in flammende Begeisterung über. Sie wendete sich zur Thür. „So ist noch nicht Alles verloren“, rief sie neubelebt; „Vater, mein Vater, wachet auf, o, Ihr dürft jetzt nicht krank sein, Eure Landsleute warten auf Euch!“

Aber ehe sie noch das Gemach erreicht hatte, in welchem sich Casimir Ostrowski befand, vertrat ihr Sigismund Grudzinski den Weg und führte sie wieder zurück.

„Still, still“, sagte er fast befehlend, „Deines Vaters Gesundheitszustand wollen wir später untersuchen, zuerst habe ich noch eine wichtige Angelegenheit allein mit Dir zu berathen.“

Er führte das befremdete Mädchen zu einem Stuhl und setzte sich zu ihr. „Es frägt sich nicht darum, ob Dein Vater krank sein darf oder nicht“, begann er nach einer Pause; „nehmen wir einmal an, daß er unfähig, den Kriegszug zu führen, was würdest Du beginnen, wenn er nicht selbst zu handeln im Stande wäre?“

Lisa sprang wieder auf, ihre freudige Erregung wurde von einem entsetzlichen Gedanken getrübt.

„Ich sehe, daß Du mich verstehst“, fuhr Sigismund fort. „Nach den Vorgängen der gestrigen Nacht dürft Ihr mit Sicherheit nicht hier bleiben, der Probst wird nicht wagen, Euch lange im Hause zu behalten. Ihr werdet uns begleiten müssen. Beim Herumspähen bemerkte ich fremde Leute auf Eurem Kahn, die Knechte, die ich traf, sagten aus, daß

Polizeibeamte ihn in Beschlag genommen, die Waffenzufuhr ist also auch entdeckt. Er war Euer einziges Besitzthum, selbst wenn Dein Vater sich leiblich wieder erholt; wovon wollt Ihr Euren Unterhalt gewinnen? Also noch einmal, Ihr werdet uns begleiten müssen."

Lisa sah ihn traurig an.

„Aber was sollen wir da drüben ohne Kenntniß des Landes, ohne Geld, ohne Freunde?" erwiederte sie.

„Ich bin Euer nächster Freund!" rief Sigismund warm, und es flammte wieder in seinem Antlitz auf. „Mein Weib und meines Weibes Vater finden freiwillige Unterstützung, so weit die Republik reicht. Lisa Ostrowska, Du mußt mein Weib werden, ehe wir abreisen."

Lisa blickte, bevor sie antwortete, dem also Redenden starr in die Augen. Ihre Wangen entfärbten sich zu einer unheimlichen Bläße und sie drückte beide Hände fest auf ihr Herz, als ob sie dadurch sein ungestümes Pochen besänftigen könnte.

„Hast Du mich verstanden?" fragte Sigismund begierig.

„Ich muß Dein Weib werden, ehe Ihr abreist; die äußeren Umstände gebieten es so", wiederholte sie tief athmend.

Sigismund verbarg mühsam den Rausch der Freude, welcher ihn durchströmte. „Die meisten unserer Genossen", fuhr er scheinbar ruhig fort, „haben mit Vermeidung der Thore den Weg über die Fähre gewählt, um zu entkommen, auch für uns scheint sie mir das sicherste Beförderungsmittel zur Stadt hinaus. Der zuverlässige Fährmann liegt heut den ganzen Tag auf der Lauer, um zu unserm Dienst jederzeit bereit zu sein. Sobald Dein Vater erwacht, begebt Ihr Euch auch dorthin, mittelst einiger Ruhepausen wird er die weite Strecke zurücklegen, die Nothwendigkeit muß ihn aufrecht erhalten. Einmal über den Fluß, verbirgst Du ihn bis ich komme, etwa in der Hütte des Schiffers. In der nahen einsamen St. Rochuskirche stifte dann ein Priester schnell das Sacrament der Ehe zwischen uns." Bei diesen mit unterdrückter Leidenschaft gesprochenen Worten war Sigismund ganz nahe an Lisa herangetreten. Jetzt zog er sie langsam in seine Arme. Sie sträubte sich nicht gegen diesen Liebesbeweis ihres Bräutigams, sie legte nur ruhig ihre Hände auf die seinigen. Aber so ruhig diese Bewegung war, so entschieden that sie doch Einspruch gegen jeden weitern Ausdruck zärtlicher Gefühle.

„Genug", sagte sie so bleich und so ernst wie zuvor. „Es geziemt sich nur ein Gefühl in dieser Noth für uns, die Sorge um das Vaterland."

In diesem Augenblick erhob sich im Nebenzimmer ein seltsames Getöse. Heftige Reden erschallten, mehrere Stimmen schrieen zugleich. Ausbrüche des Zornes und Schwüre der Rache wogten wild durcheinander. Ehe Lisa Ostrowska die Thür erreichen konnte, öffnete sich dieselbe und ihr Vater stürzte herein. Mehrere Männer folgten ihm auf dem Fuße. Casimir Ostrowski's Anblick war schrecklich. Ein Zug schweren Leidens entstellte sein Gesicht, die schwarzen Augen leuchteten

aus tiefeingesunkenen Höhlen hervor, theils in Fieberhitze, theils vor Wuth. Auf seinen Wangen brannte ein krankhaftes Roth und seine Schritte waren unsicher und schwankend. Die Kleider hingen zerdrückt um seinen Körper herum; in der Unruhe seines unerquicklichen Schlafes, aus welchem er eben so jäh erwacht, war sein ganzer Anzug in Unordnung gerathen.

„Er ist entdeckt der verruchte Anstifter des Verrathes!“ rief er außer sich. „O, wir hörten wol die Reden, welche er an dieser Stelle geführt. Hat er sich nicht selbst zu den Feinden bekannt? Jetzt hat er sein Werk gekrönt, indem er die eigenen Brüder auslieferte. Stanislaus Kunowski hat ihn auf der Lauer gesehen am Hause des commandirenden Generals, wie er fortging und wieder zurückkam, um die Gelegenheit abzupassen, ungesehen hinein zu gelangen. Aber wenn er auch im Dunkeln gesündigt, seine Schuld hat doch einen Weg an das Licht gefunden und im Namen unserer Nationalregierung, die zu fern und deren Arm noch nicht stark genug ist, um bis hierher zu reichen, werden wir Gericht über Dich halten, Stephan Grudzinski. Wer es redlich meint mit der Sache des Vaterlandes, der muß mir beistehen.“

„Kommt, ihr Leute!“ wendete Stanislaus Kunowski sich an die Anderen, „laßt uns ihm auflauern, laßt uns ihn hierherschleppen.“

„Lieben Freunde“, antwortete Sigismund, „wollt Ihr Euch nicht selbst in das Verderben stürzen, so wagt keinen Schritt gegen Stephan Grudzinski am hellen Tage und in der belebten Stadt.“

„So locken wir ihn durch List an einen einsamen Ort“, unterbrach ihn Stanislaus, „unter irgend einem Vorwande bestellen wir ihn zu einer geheimnißvollen Zusammenkunft.“

„Lieben Leute“, sagte der Geistliche, welcher endlich zu Worte kam, „ich muß Sigismund Grudzinski beipflichten. Ihr seid Alle verloren durch eine unüberlegte Handlung. Außerdem, habt Ihr Euch denn nicht getäuscht, Stanislaus Kunowski?“

„Ich schaffe Euch den Florian Grodzki zur Stelle, wenn Ihr mir nicht glaubt, hochwürdiger Herr; sah ich den Schändlichen nur auf der Straße, so begegnete er ihm im Hause.“

„Ueberlaßt doch die Rache Demjenigen, der alle Schuld in seinem ewigen Buche verzeichnet“, mahnte der Geistliche.

Inzwischen war Casimir Ostrowski auf dem Stuhle zusammengesunken, auf den er sich Anfangs mühsam gestützt, jetzt richtete er sich mit dem Aufwand aller seiner Kräfte wieder in die Höhe. „Mit Nichten!“ rief er. „Wer Hochverrath begeht, ist des Todes schuldig. Mit welchem Herzen sollten wir für das Vaterland in den Kampf ziehen, ohne für diesen Frevel Sühne gefordert zu haben! Komm her, Lisinka, Du sollst das Werkzeug der Gerechtigkeit werden.“ Er löste ein silbernes Kreuz, welches an einem schwarzen Bande um seiner Tochter Nacken befestigt war, und reichte es Stanislaus Kunowski. „Nehmet“, fuhr er fort, „suchet den von Stund' an Geächteten auf und übergebt ihm dieses Zeichen, er kennt es wol. Lisa Ostrowska beschwöre ihn um eine schleu-

nige Zuſammenkunft im Fährhauſe beim Städtchen, ſo ſprecht zu ihm. Dieſe Leute ſagen", wandte er ſich an Sigismund Grudzinski, „daß es über die Fähre gelingen werde zu den in der Nähe verſtreuten Genoſſen zu kommen; nicht Liſa Oſtrowska ſoll dem Verbrecher dort entgegen treten, ſondern die beleidigten Richter."

„Caſimir Oſtrowski", unterbrach Sigismund ungeduldig dieſe ſchrecklichen Worte, „Ihr habt doch ſchon genugſam die Aufmerkſamkeit der Behörden auf Euch gezogen; wollt Ihr, eben entronnen, wieder die Spürhunde auf die richtige Fährte locken? Und dann noch Eins, Ihr ſeid ein kranker Mann, überlaßt es Anderen, zu beſchließen und zu handeln, bis Ihr wieder geneſen ſeid."

Aber da warf Caſimir Oſtrowski einen Blick voll Hohn und Mißtrauen auf den Sprechenden. „Ich kenne wol die Stimme des Ehrgeizes", rief er mit verhaltenem Ingrimm, „der darauf brennt, meine Stelle einzunehmen; aber Gott ſei Dank, noch bin ich ſtark genug, mich im Sattel zu erhalten."

Sigismund hatte eine Antwort auf der Zunge, aber da trat der Geiſtliche an ſeine Seite. „Betrachtet Eures Gegners Geſtalt", flüſterte er, „und fechtet nicht einen Kampf aus, den eine höhere Macht im Begriff ſteht, zu entſcheiden."

„Ihr habt Recht", erwiederte Sigismund beruhigt; „aber ſteht mir bei, dieſe Männer zu überzeugen, daß ſie das Vergangene vergangen ſein laſſen und nur die Zukunft in das Auge faſſen müſſen. Stanislaus Kunowski, geht nicht, Euren Auftrag auszurichten; es ahnt mir ſchweres Unheil von dieſer Maßregel, hört auf das warnende Wort eines Patrioten, von dem Ihr wißt, daß er ſonſt die Gefahr nicht ſcheut."

„Wir wollen aber, daß die Gerechtigkeit ihren Lauf habe", ſagte Stanislaus Kunowski trotzig, der ſich einige Augenblicke mit ſeinen Gefährten beſprochen hatte. „Daß ſo viele unſerer Brüder in dieſem Augenblick in ſchwerer Gefangenſchaft ſchmachten, iſt des Verbrechers Werk; daß wir im Beſitz unſerer Freiheit, verdanken wir nur einem glücklichen Zufall. Auge um Auge, Zahn um Zahn."

„Aber Ihr verfolgt einen Unſchuldigen!" rief Liſa Oſtrowska, welche bisher bleich und verſtört dem Gang des Geſprächs gefolgt war, jetzt außer ſich. „Er iſt es gerade, welcher Euch gerettet hat, von ihm erhielt ich die Warnung, die Euch rechtzeitig auseinander trieb. Später entriß er mich und meinen Vater der Verfolgung. Gebt mir mein Kreuz zurück, Stanislaus Kunowski; ich wiederhole, es iſt ein Unſchuldiger, den Ihr verfolgt."

„Iſt er unſchuldig, weil er Euch gerettet hat, Liſa Oſtrowska?" fragte Stanislaus mit Hohn. „Vielleicht hat er gehofft, Ihr würdet nur an Euch ſelbſt denken und ohne uns zu warnen, mit ihm entfliehen; vielleicht meinte er, wenn Eure nächſten Angehörigen ihm nicht mehr im Wege ſtänden, Euch doch noch für ſich ſelbſt zu gewinnen. Verſucht es nicht, mir den Talisman zu entwinden, Ihr hindert nichts; Stephan Grudzinski wird ſeinen Feinden im Fährhauſe ausgeliefert."

Er verließ das Zimmer, von seinen Begleitern gefolgt. Während dieses kurzen Zwiegesprächs zwischen Lisa und Stanislaus hatten Sigismund und der Probst Casimir Ostrowski unterstützt, dessen Kraft immer mehr erlahmte; jetzt waren sie ihm behülflich, sein Lager im andern Zimmer wieder zu erreichen. Sigismund kehrte sogleich zu Lisa zurück.

„Gönne Deinem Vater nur Zeit, sich von der letzten Aufregung ein wenig zu erholen", flüsterte er, „dann tretet unserer Verabredung gemäß Eure Wanderung an. Ich will zuerst versuchen, meinen Bruder aus dem Wege zu schaffen, bevor Eure Botschaft ihn erreicht hat. Sollten meine Schritte mißglücken, so kannst Du ihn vielleicht vom Fährhaus aus treffen, ehe er seinen Henkern in die Hände gefallen ist. Ich werde meinem Knecht sagen, daß er den Arbeitskarren sogleich hierher fährt, damit Ihr schneller an Ort und Stelle seid. Bereite Casimir Ostrowski unterwegs auf unsere Entschlüsse vor, stelle sie ihm von der zweckmäßigsten Seite dar, so bald wie möglich bin ich bei Euch."

Sigismund wollte gehen, Lisa hielt ihn noch zurück.

„Und hältst Du Stephan Grudzinski wirklich des Verraths für schuldig?" fragte sie mit sichtlicher Angst, „des Verraths an seinen Brüdern, an unserer heiligen Sache?"

Sigismund zögerte mit der Antwort „Ich glaube, es ist so", antwortete er endlich finster; „aber jetzt laß mich los, so Du ihn zu retten begehrst."

Lisa war allein. Sie verhüllte ihr Antlitz mit beiden Händen, so blieb sie lange stehen im heftigsten Kampf mit sich selbst.

„Und wenn er schuldig ist", rief sie plötzlich entschlossen, „so will ich nicht mitwirken an seinem gewaltsamen Untergang!"

V.

Einige Stunden waren verflossen. Lisa Ostrowska stand im Fährboot und spähte in die Ferne. Stephan Grudzinski war immer noch nicht erschienen. Ihres Vaters Körperkräfte hielten plötzlich wieder Schritt mit seiner Thatenlust. Er fand in der Nähe einflußreiche Parteigenossen genug, deren heißes Blut sich sogleich gegen den Verräther mächtig empörte und deren Gemüther für schnelle Wiedervergeltung sich entflammten.

Sie saßen im Fährhaus und erwarteten ihr Opfer, durch sein Ausbleiben nur zu größerer Begierde angespornt, ihre Macht an ihm zu erproben. Lisa Ostrowska im Verdacht zu haben, daß sie ihnen entgegenhandeln könne, wäre ihnen nicht im Traum eingefallen, auch wenn sie sich nicht erboten hätte, als Wächterin draußen zu bleiben, da sie sich dem Nahenden nicht voreilig zu zeigen wünschten.

Also Lisa stand im Fährboot und starrte in die Ferne. Der Unglückliche konnte entweder diesseits des Stromes vom Warthethor her sich nahen, oder er suchte mittelst der Fähre vom jenseitigen Ufer aus den Platz zu erreichen, wohin er bestellt. Die Kette, an der der Kahn

gewöhnlich befestigt war, hatte sie gelöst und auf den Boden des Fahrzeugs gelegt. Einen Arm schlang sie um einen Pfahl in der Nähe, mit der andern Hand hielt sie das Ruder, bereit, in der Richtung abzustoßen, in welcher Stephan Grudzinski erscheinen würde. Die Angst um die Ereignisse, welche der nächste Augenblick bringen konnte, hatte ihr fast die Erinnerung an die eigene seltsame Schicksalsfügung, die ihr in kurzer Zeit so unvorbereitet den Gatten geben sollte, verwischt. Aber wie sie so dastand, das Bild der Entschlossenheit, wühlten in ihrem Innern Rathlosigkeit und Verzweiflung, daß sie gegen ihren Vater und gegen die Vaterlandsvertheidiger für den Verbrecher an ihrer heiligsten Ueberzeugung, gegen die treuen, opfermuthigen Dulder für den hinterlistigen Betrüger Partei nehmen mußte, den sie selbst in den Rath der Verschworenen eingeführt und der ihr Vertrauen so schnöde mißbraucht. Es war ihr, als ob sie seine Mitschuldige wäre; als ob sie sich in einem finstern Winkel verbergen müßte, ohne zu hören und zu sehen, bis Alles vorüber war. Es schien ihr besser, gleich da in den Fluthen den Tod zu suchen, als sich zwischen den Verräther und die Ihrigen zu stellen. Dennoch wurde ihre Aufmerksamkeit keinen Augenblick von ihren Gegenständen abgeleitet. Anfangs war wol zuweilen Einer der im Fährhaus Versteckten in die Thür getreten, um seiner Ungeduld Ausdruck zu geben; aber jetzt mußte ein Gespräch Alle ganz besonders fesseln, denn die Stimmen wurden lauter und Keiner rührte sich vom Platze.

Wenn der Erwartete jetzt käme! Schwankte nicht dort am äußersten Ende des von ihren Blicken beherrschten Dammes, welcher rechter Hand dem Ufer folgt, ein schwarzer Schatten über den Weg? Nein, es war wieder nur eine Wolke, die vor der Sonne vorbeizog und Lisa's Herz mit neuer Täuschung folterte. Plötzlich ließ ihr Arm den Pfahl los, durch den sie sich und das Fahrzeug am Lande festhielt, und lautlos glitt der Kahn mit dem schnellen Strom des Wassers dahin. Diesmal war es kein Irrthum, eine männliche Gestalt näherte sich und gewann immer deutlichere Umrisse. Das Mädchen winkte dem Nahenden, es gelang ihr, sich bemerkbar zu machen, sie lenkte zum Ufer, wenige Augenblicke und Stephan Grudzinski sprang hinunter an ihre Seite.

„Was giebt es, Lisinka, wozu dies Alles?" fragte er gespannt.

Lisa konnte vor Aufregung kaum die Worte hervorbringen: „Du bist entlarvt", antwortete sie, „Dein Verrath an den Brüdern und an dem Vaterland ist den Patrioten entdeckt, schon sitzen sie im Fährhaus und halten Gericht über Dein Verbrechen. Da man Dir in der Stadt kein Härchen zu krümmen wagt, so bediente sich Stanislaus Kunowski meines Einflusses auf Dich, um Dich in diese Einsamkeit hinauszulocken. Kehre sogleich wieder heim, gehe durch die belebtesten Straßen zurück und verlasse Dein Haus nicht, bis wir fort sind, wenn Du nicht mit Deinem Leben die Beleidigung zu bezahlen begehrst, welche Du ihnen zugefügt."

Stephan sah die fieberhaft Erregte mit äußerster Ueberraschung an. „Ich höre die Worte, welche Du sprichst", antwortete er, „aber ich fasse ihren Sinn nicht. Stanislaus Kunowski habe ich nirgends ange-

troffen. Den ganzen Tag über verrichtete ich Amtsgeschäfte in Glowno, auf dem Rückweg sprach ich im Pfarrhaus von St. Adalbert an, um mich nach Euch zu erkundigen. Da man mir sagte, Ihr hättet Euren Weg hier hinaus genommen, so versuchte ich, Dich noch einmal zu treffen. Nach Deinen Andeutungen muß ich vermuthen, daß sich der Verdacht auf mich gelenkt, den Auszug der Freischaar verhindert zu haben, und ohne nähere Untersuchung der Wahrscheinlichkeit geht man mir sogleich zu Leibe?"

„Stanislaus Kunowski sah Dich in jener Nacht, wo ich Dir selbst den Versammlungsort der Verschworenen entdeckte, um das Haus des commandirenden Generals schleichen", antwortete Lisa finster.

„Und weil mich mein Heimweg daran vorüberführte, habe ich Deine Freunde angegeben?" wendete Stephan lächelnd ein.

Lisa schwieg, ohne aufzublicken.

„Aber Du schenkst dieser bösen Anschuldigung keinen Glauben", fuhr er fort, „wie ich sehe, kommst Du mir entgegen, um aus alter Freundschaft mich zu warnen."

Lisa wurde roth. „Fern sei es von mir, mich in Erörterungen über den Grund meiner Handlungsweise mit Dir einzulassen. Du bist mir verächtlicher, als der Schergen Einer, welche als blinde Werkzeuge durch den Befehl des Tyrannen sich auf uns hetzen lassen, das sei Dir genug", fuhr sie auf.

„Aber weshalb läßt Du mich entschlüpfen, Lisa Ostrowska?" redete Stephan weiter; „weshalb begehst Du die Feigheit, Demjenigen zu helfen, der Deines Vaters, Deines Gatten, Deiner Brüder nicht geschont?"

Diese Frage traf Lisa Ostrowska wie ein Urtheilsspruch. Die Hand, die das Ruder immer noch faßte, fiel an ihrer Seite nieder, ihr Haupt senkte sich wieder auf ihre Brust und ihr ganzer Körper bebte.

„Du hast meinen Vater in letzter Nacht vor grausamer Kerkerhaft bewahrt", sagte sie halblaut, als ob sie sich scheute, einen Beweggrund auszusprechen, dessen Unhaltbarkeit sie selbst beschämte. „Dort geht Dein Weg in die Stadt, wir sind quitt, Stephan Grudzinski."

Stephan trat ihr näher und suchte ihre Hand zu ergreifen.

„Laß uns so nicht scheiden", entgegnete er wehmüthig, „verschmähe meinen Dank zum wenigsten nicht."

Aber da fuhr sie auf, daß der Kahn unter ihr schwankte.

„Rühre mich nicht an, oder ich lege Hand an mich selbst", schrie sie entrüstet und zog einen Dolch aus ihrem Gürtel hervor, den sie in dieser Zeit dort verborgen trug. „In wenigen Stunden bin ich des edlen Sigismund's Gattin, des Mannes, dessen tapfere Ausdauer heut' wieder die Folgen feiger Unthat von unserm Volk abgewendet."

Stephan zog sich wieder einen Schritt zurück und sah sie mitleidig an. „Lebe wohl, Lisinka", sagte er bekümmert. „Der Polin Herz ist auch nur ein schwaches Weiberherz, und die Natur läßt sich nicht zwingen. Irgendwo findet sie das Mittel, sich zu rächen für die Unbill, die ihr geschieht. Und noch Eins, ehe ich gehe. Nach Deinen Worten scheint es, als ob die Verbündeten ihren Kriegszug in das Königreich noch nicht

aufgegeben haben. Sage ihnen, sie sollten ihre Waffen in die Warthe senken, und je eher je lieber in ihre früheren Verhältnisse zurückkehren. Soeben erfuhr ich schlimme Post. Warschau soll von den Russen genommen, die Stadt in Belagerungszustand erklärt sein. Die polnischen Legionen seien aufgerieben und zerstreut, so sagt man, und die Regierung werde alsbald amtliche Berichte darüber veröffentlichen."

Stephan Grudzinski war verschwunden, mechanisch trieb Lisa Ostrowska ihr Fahrzeug wieder zurück und befestigte es an seiner Kette. Die Unterhaltung im Fährhaus war noch so lebhaft wie zuvor. Plötzlich sah Lisa Sigismund vom andern Ufer hinüberwinken; sie setzte den Kahn noch einmal in Bewegung, bald darauf betraten Beide den Landungsplatz.

„Alles vergeblich", rief Sigismund mißmüthig, „ich habe meinen Bruder nicht gefunden. Auch Stanislaus Kunowski, der wie ein Bluthund, der er ist, seine Spur verfolgt, hat vergeblich die Stadt nach allen Richtungen durchkreuzt. Jetzt hat er erfahren, daß Stephan am Warthethor gesehen worden, nun haben er und seine Helfershelfer sich auf dem Damm verborgen. Geht es nach ihrem Sinn, so bedarf es Deiner Botschaft nicht, Lisinka; auf dem einsamen Damm brauchen sie ihre feindlichen Absichten nicht zu verhehlen."

Lisa rang die Hände bei diesen Mittheilungen; so hatte denn ihre Sorge und Anstrengung Stephan nicht zu beschützen vermocht. Vielleicht in diesem Augenblick war er dem Haß seiner Widersacher schon preisgegeben und nur ein Wunder konnte ihn aus ihren Händen wieder befreien.

„Noch giebt es ein Mittel, die Meute von ihm abzulenken", fuhr Sigismund fort; „wir müssen Deinen Vater bereden, so schnell wie möglich von hier aufzubrechen. Stanislaus Kunowski wird nicht wagen, eigenmächtig einen Mord zu vollziehen. Wie geht es Casimir Ostrowski?"

„Seitdem es wieder zu handeln giebt, scheint er gesund zu sein", erwiederte Lisa.

„Künstliche Aufregung!" rief Sigismund. „Ist die Verfolgung eines einzelnen Menschen nicht Fieberwahnsinn, wo es sich um die Befreiung eines ganzen Volkes handelt? Du wirst mir behülflich sein, Lisinka, ihn zur Pflege an einen sichern Ort zu bringen. Komm, in der St. Rochuskirche wartet der Priester unser. Stanislaus Kunowski muß das Nest leer finden, wenn er mit seiner Beute eintrifft."

Lisa Ostrowska ließ sich willenlos von ihrem Bräutigam fortführen. Die im Fährhaus Harrenden waren nach und nach dieses ermüdenden Zustandes überdrüssig geworden, die laute Unterredung, welche sie geführt, hatte nur den Zweck gehabt, Casimir Ostrowski's Willen zu bekämpfen. Sigismund's Ankunft entschied den Streit, er wurde überstimmt.

Man stellte den Fährmann zum Wächter an, machte sich bereit zum Abmarsch und sammelte die zerstreuten Theilnehmer der Freischaar. Aber vorher mußten sie noch der Trauung beiwohnen, die Lisa und Sigismund für immer aneinander ketten sollte. Ohne den geringsten

Einwand hatte Casimir Ostrowski seine Zustimmung gegeben; was kümmerte ihn in diesem Augenblick das Schicksal seines Kindes?

Die Rochuskirche füllte sich zu dieser seltsamen Hochzeitsfeier mit noch seltsameren Hochzeitsgästen. Der Edle und der Bauer drängten sich Seite an Seite, hart an einander, zu dem Fest des Friedens und der Liebe, den Degen an der Seite und die geladenen Waffen gespannt in den Fäusten. Die Braut stand, ohne aufzublicken, neben ihrem Bräutigam am Altar. Ihre Gedanken schweiften weit ab, einen entsetzlichen Vorgang ausmalend; ihre Sinne spähten nach einem Laut, welcher die Verwirklichung des schrecklichen Bildes anzeigte, mit dem ihre Einbildungskraft sie quälte. Ein alter Geistlicher schritt durch die dichten Reihen, als Lärmen an der Kirchthür seine Bewegung hemmte und ihn zurückblicken ließ. In der Mitte seiner Widersacher erschien Stephan Grudzinski als Gefangener.

Die feierliche Stimmung, welche die zu einer kirchlichen Handlung versammelten Krieger kaum durchdrungen hatte, wich sogleich wieder den Einflüsterungen weltlicher Leidenschaft und der durch edlere Empfindungen einen Augenblick zurückgedrängte Zorn sprengte um so gewaltiger die Fesseln. Lisa Ostrowska verhüllte sich das schreckensbleiche Antlitz und lehnte verzweiflungsvoll an den Stufen des Altars; Sigismund Grudzinski sah bekümmert, fast verstört vor sich nieder.

„Mehr Zeit, als wir übrig haben", begann Stanislaus Kunowski, erhitzt von Gemüthsbewegung und körperlicher Anstrengung, „kostete die Jagd, ehe es gelang, das Wild zu umstellen. Fein hat es der Schlaue angelegt, uns zu entkommen, aber schneller waren wir, ihm den Rückweg abzuschneiden. Nun wolan denn, da habt Ihr den Verbrecher. Gerichtssaal ist die Kirche, die Richter sind alle Versammelten, Casimir Ostrowski ist der Vorsitzende, den öffentlichen Ankläger vertrete ich und Florian Grodzki hat sich als Zeuge eingestellt."

„Stanislaus Kunowski", erwiederte Derjenige, welcher in diesem Gerichtshof von zweifelhafter Berechtigung zum Sprecher aufgerufen, „wie ich verstehe, nehmt Ihr Nichts zurück von Eurer schwerwiegenden Aussage; laßt uns denn hören, ob Florian Grodzki sie bestätigen kann."

„Aber Ihr Leute", rief Stephan jetzt ungeduldig, „ich denke, das kindische Spiel, das Ihr mit mir getrieben seit unserer Begegnung auf dem Damm wird nun endlich sein Ende erreichen. Fügt nicht zu der Rohheit, mit welcher Ihr den Wehrlosen hier hinausgeschleppt, noch neue Beleidigungen hinzu. Ich habe Euch kürzlich Gutes erwiesen und die Feindseligkeit nicht verdient, mit der Ihr mir begegnet!"

„Erwähnt Ihr sogar noch des Umstandes, an welchem Ihr uns nimmermehr erinnern solltet?" antwortete Casimir Ostrowski. „Wir denken noch gar wol Eurer Rolle als Spion und Eurer hämischen, kränkenden Behauptungen. Wer sagt uns, ob Eure Angaben über die Truppenbewegungen nach der Grenze nicht listige Erfindungen waren, unsere patriotische Unternehmung zu hintertreiben und zugleich auf eine geschickte Weise unserm gerechten Zorn zu entgehen?"

„Wenn Ihr denn ein so gutes Gedächtniß habt, Casimir Ostrowski", wendete Stephan langmüthig ein, „so solltet Ihr auch jener Nacht nicht vergessen, da meine Arme Euch unterstützten, bis Ihr das sichere Obdach erreicht hattet, als die Anwandlung von Kraftlosigkeit Euch so unzeitgemäß überfiel. Es freut mich, Euch wieder besser zu finden, doch seht Ihr gerade noch nicht aus, als ob Ihr schon wieder ganz hergestellt wäret, und ich möchte Euch rathen, die öffentliche Thätigkeit eine Weile einzustellen und Eurem Körper die nöthige Pflege zu gönnen."

Wirklich sah Casimir Ostrowski anders aus als an dem Tage, wo er so voll Hoffnung und Lebensmuth die Waffenvertheilung überwachte. Seine ganze Erscheinung war wie gebrochen, seine Haltung nur erzwungen, aber die Hindeutung auf die Anzeichen seiner Schwäche, die er selber nur zu tief beklagte, stimmte ihn nicht zu Gunsten Stephan's. Er streckte beide Hände wie zur Abwehr der Wahrheit aus und entgegnete streng: „Ihr seid nicht hierher gebracht, um Zwiegespräche zu führen oder Rath zu ertheilen, Stephan Grudzinski, sondern zu hören, was die Männer über Euch beschließen, welche Ihr so frech herausgefordert habt und die Euch so glücklich in ihre Gewalt gebracht. Florian Grodzki, Ihr wollt den Angeschuldigten vorgestern Nacht im Hause des commandirenden Generals gesehen haben, erzählt den Vorgang selbst."

Stanislaus Kunowski hatte den Aufgerufenen, der sich längst bereit gehalten, Auskunft zu geben, gefunden und herbeigeführt. Ein alter Mann trat jetzt etwas verlegen vor und antwortete mit leiser Stimme:

„Ihr wißt, daß ich als Diener auf Tagelohn ausgehe, so wurde ich vorgestern zur Hülfe in das Generalcommando geholt. Mitternacht war längst vorüber, die Gäste hatten sich entfernt, als ich noch mit den Hausbedienten in der Küche zusammensaß, die Ueberreste an Wein und Speisen von der Herrentafel zu verzehren. Eben wollte ich vorsichtig über den Hausflur schleichen, um mich unhörbar auf die Straße zu stehlen, als schnelle Schritte sich die Treppe hinunter bewegten. Ich hatte gerade noch Zeit, hinter einen Pfosten zu schlüpfen, an welchem ich eben vorbeigestreift, als der Herr selber einem Fremden hinausleuchtete. Einen Augenblick wendete sich der Letztere zurück, so daß seine Züge von der Wachskerze hell beschienen wurden. Ich würde ihn unter Tausenden wieder erkennen."

„So blickt Stephan Grudzinski an und schwört, daß er es ist, mit welchem Ihr im Hause des Generals zusammengetroffen", sagte Casimir Ostrowski.

Bisher hatte Florian Grodzki noch nicht um sich gesehen, Stanislaus Kunowski hatte ihm mit solcher Bestimmtheit versichert, daß der Verfolgte und jener späte Gast des commandirenden Generals eine und dieselbe Person sei, daß kein Zweifel darüber in ihm aufzusteigen Gelegenheit gefunden. Als jetzt sich seine Augen auf den ihm besonders Bezeichneten richteten und er eine Erscheinung vor sich hatte, deren Gesichtszüge und Kleidung den äußersten Gegensatz zu dem Bilde abgaben, wie es ihm von der nächtlichen Begegnung vorschwebte, stand er

einen Augenblick sprachlos da. Aber die Spannung der ihn umwogenden aufgeregten Versammlung ließ ihm nicht Zeit, seiner Ueberraschung nachzuhängen; den von allen Seiten laut werdenden heftigen Anforderungen, sich zu erklären, mußte er genügen.

„Er ist es nicht", antwortete er kopfschüttelnd. „Dieser ist modisch gekleidet, Jener trug sich wie Ihr, Dieser hat ein glattes Kinn, der Bart des Andern hing lang herab, Dieser ist klein und schlank, Jener war groß und breit gebaut."

Der Eindruck, welchen diese unerwartete Aussage hervorbrachte, war unbeschreiblich; die Anwesenden starrten Florian Grodzki an, als ob sie an seinem Verstand verzweifelten. Casimir Ostrowski schien die Enttäuschung die Spannkraft der Nerven zu rauben, welche ihn bis hierher aufrecht erhalten, er neigte sich seinem Nachbar zu, der ihn unterstützen mußte. Lisa hatte sich halb von den Altarstufen erhoben, auf denen sie bei Stephan Grudzinski's Eintritt niedergesunken war; als sie ihren Kopf aufrichtete und ihre Hände sich von ihrem Gesicht lösten, sah man, daß sie geweint hatte. Noch jetzt perlten große Thränen auf ihre Wangen herab. Sigismund, welcher, wie besorgt um seine Braut, dicht an ihrer Seite geblieben war, wendete sich theilnehmend zu ihr hin, daß er den Uebrigen fast den Rücken kehrte. Es herrschte eine unheimliche Schwüle unter dem Steingewölbe des gefüllten Kirchenschiffes.

Auf einmal durchzuckte eine auffallende Bewegung Florian Grodzki's ernste Züge, er blickte unverwandt nach der Stelle, wo Lisa Ostrowska weilte, und den Zeigefinger seiner rechten Hand plötzlich nach eben dieser Richtung ausstreckend, rief er halb erschrocken und halb befriedigt: „Aber da, da steht er ja, den Ihr sucht; nein, bemühe Dich nicht, Dein Antlitz zu verbergen. Du, Du bist der Frevler, so wahr ich die heilige Jungfrau bitte, meine Fürsprecherin zu sein am Tage des Gerichts!"

Die Versammelten drehten sich Alle dem Manne zu, den die schwere Anklage so unerwartet aus ihrer Mitte hervorhob.

„Das lügst Du, Du frecher Hund, das ist Sigismund Grudzinski!" rief Stanislaus Kunowski wild.

„Seinen Namen kenne ich nicht, aber er verrieth Euch, ich schwöre es!" betheuerte Florian Grodzki feierlich.

„Ha! Jetzt begreife ich den Zusammenhang; er hat Alles geopfert, um mich zu verderben!" schrie Casimir Ostrowski, schäumend vor Wuth.

Da plötzlich stürzte Lisa mit athemloser Geschwindigkeit an ihres Vaters Seite, riß seinen Arm, mit dem er eine schnell aus seinem Gürtel gezogene Pistole spannte, in die Höhe, daß die Kugel, Lisa streifend, weit über dem Haupt des Schuldigen, dem sie bestimmt war, durch das Fenster in das Freie fuhr. Rothe Tropfen netzten die Fliesen des Fußbodens, man achtete nicht darauf; der ganze Vorgang war so schnell vorübergeflogen, daß die Näherstehenden ihn kaum begriffen, die Ferneren ihn gar nicht beachtet hatten, um so mehr, als Alle durch einen neuen Zwischenfall beschäftigt wurden, vor dessen Wichtigkeit die Bedeutung erblaßte, welche man der Rache an einem Beleidiger noch soeben zuer-

kannt. Einer der Verbündeten brach sich Bahn durch die Menge. Er hatte durch eine Verkettung von Hindernissen erst jetzt die Anderen erreicht. Er sah blaß und verstört aus und hielt ein gedrucktes Blatt in die Höhe. Unglück ahnend machte man ihm Platz.

„Meine Brüder!“ rief er außer sich, „Warschau ist vom Feind eingenommen, die Republik zu Boden geschlagen, die tapferen Vaterlandsvertheidiger getödtet oder gefangen. Polen ist verloren!“

Aller Augen starrten den Unglücksboten fast ungläubig an, dann senkten sich die stolzen Häupter schweigend, vernichtet und gebrochen verschloß ein Jeglicher seinen Gram im eigenen Busen. Todtenstill ward es ringsum. Aller Zorn, aller Haß, alles Rachegeschrei war nun auf einmal verstummt. — Dachte auch wol so Mancher ernüchtert an seine Sicherheit und wie er es anstellen möchte, seine Waffen loszuwerden und nach Hause zurückzukehren, als sei Nichts vorgefallen.

Die Zahl der Anwesenden verminderte sich, man merkte nicht, auf welche Art, Keiner vertraute dem Andern seine Absicht, Jeder handelte und sorgte nur für sich. Casimir Ostrowski lag ohnmächtig am Boden, sein Haupt von einigen mitleidigen Gefährten unterstützt, Lisa stand an seiner Seite und verband die leichte Wunde ihres Armes. Da, wie es leerer wurde um sie und die kleine Zahl der Gebliebenen, sah man auf einmal Sigismund Grudzinski ausgestreckt auf den Altarstufen liegen. Seine Glieder waren steif und leblos, Leichenblässe bedeckte sein Gesicht, sein rechter Arm hing schlaff hernieder.

Niemand hatte bemerkt, daß gleichzeitig mit Casimir Ostrowski's fehlender Kugel Stanislaus Kunowski eine besser gezielte entsendet, welche den Verräther lautlos dahin gestreckt. Lisa schauderte bei dem Anblick. „So mordet Ihr Euch, so verrathet Ihr Euch untereinander!“ rief sie empört und mit unaussprechlichem Schmerz. „Armes Vaterland, Deine Söhne haben keine anderen Waffen, für Dich zu streiten, als Charakterlosigkeit, Meineid, Verbrechen. Wann werden Dir edlere Kämpfer erstehen, Deine heilige Sache zu führen?“

Dann schwieg sie. Sie weinte nicht, das Weh in ihrer Brust war über laute Aeußerungen der Klage erhaben.

Stephan Grudzinski beschäftigte sich um den Unglücklichen, dessen Ehrgeiz nun für immer beruhigt war. So viele der Leute als heran konnten, unterstützten ihn, von stillem Entsetzen ergriffen, bei seinem traurigen Werk. Umsonst, sie überzeugten sich, daß sie Nichts mehr für den Gefallenen thun konnten, als ihm in friedlicher Erde eine stille Gruft bereiten. Aber die Gegenwart des todten Mannes spornte sie zugleich an, schneller einen Ort zu verlassen, welcher sie in den Verdacht des Mordes bringen konnte. Sie legten daher ihre Waffen in einer dunklen Ecke der Kirche nieder, bedeckten sie, bis sie dieselben zu besserer Bewahrung abholen konnten, mit alten Teppichen und Fahnenfetzen, die sie zusammentrugen, dann hoben sie Casimir Ostrowski auf, um ihn in das Krankenhaus der barmherzigen Brüder zu tragen, als nächste Zuflucht, die ihnen einfiel.

Stephan trat auf Liſa zu. „So ſollen wir ſcheiden?“ fragte er erſchüttert.

„Lebe wohl, Stephan Grudzinski!“ antwortete ſie.

„Und wird die Zukunft uns nie, nie wieder zuſammenführen, dürfen wir nicht aus dem allgemeinen Unglück ein kleines Maß von Liebe und Wohlſein für uns retten?“

Liſa ſeufzte tief. „Wer weiß“, erwiederte ſie. „Meine Lebensaufgabe iſt jetzt die Pflege dieſes alten Mannes. Vielleicht kann ich mein Herz mit Hülfe der Zeit zu Deiner Entſagung umſtimmen, die ich nach den entſetzlichen Ereigniſſen der letzten Tage zu begreifen anfange.“

„Und dann?“

„Dann will ich mich fragen, ob mir noch ſo viel Jugendmuth geblieben iſt, ein neues Leben anzufangen. Lebe wohl!“

Das Mädchen von Una.

(Eine Reminiscenz.)

Ach! wie ſo bang iſt das Herz mir, das Herz!
Ach, wie ſo bang, wie ſo bang!
Bittere Freud' und ſüßſüßer Schmerz —!
Iſt ſchon ſo lang — o ſo lang!

Weit über's Meer kommt der Liebſte daher,
Weit über's Meer, über's Meer;
Glaubte ja nicht, daß noch möglich es wär',
Trug es ſo ſchwer, o ſo ſchwer!

Dort iſt der Pfad, wo die Blutbuche rauſcht,
Gingen ſelbander dahin,
Haben dort Schwüre die letzten getauſcht,
Heiß, wie die Maiſonne ſchien.

Dreimal der Lenz iſt erſchienen im Thal,
Dreimal, er kam nicht zurück;
Ließ mich allein in der endloſen Qual —
Hoffnung mein einziges Glück.

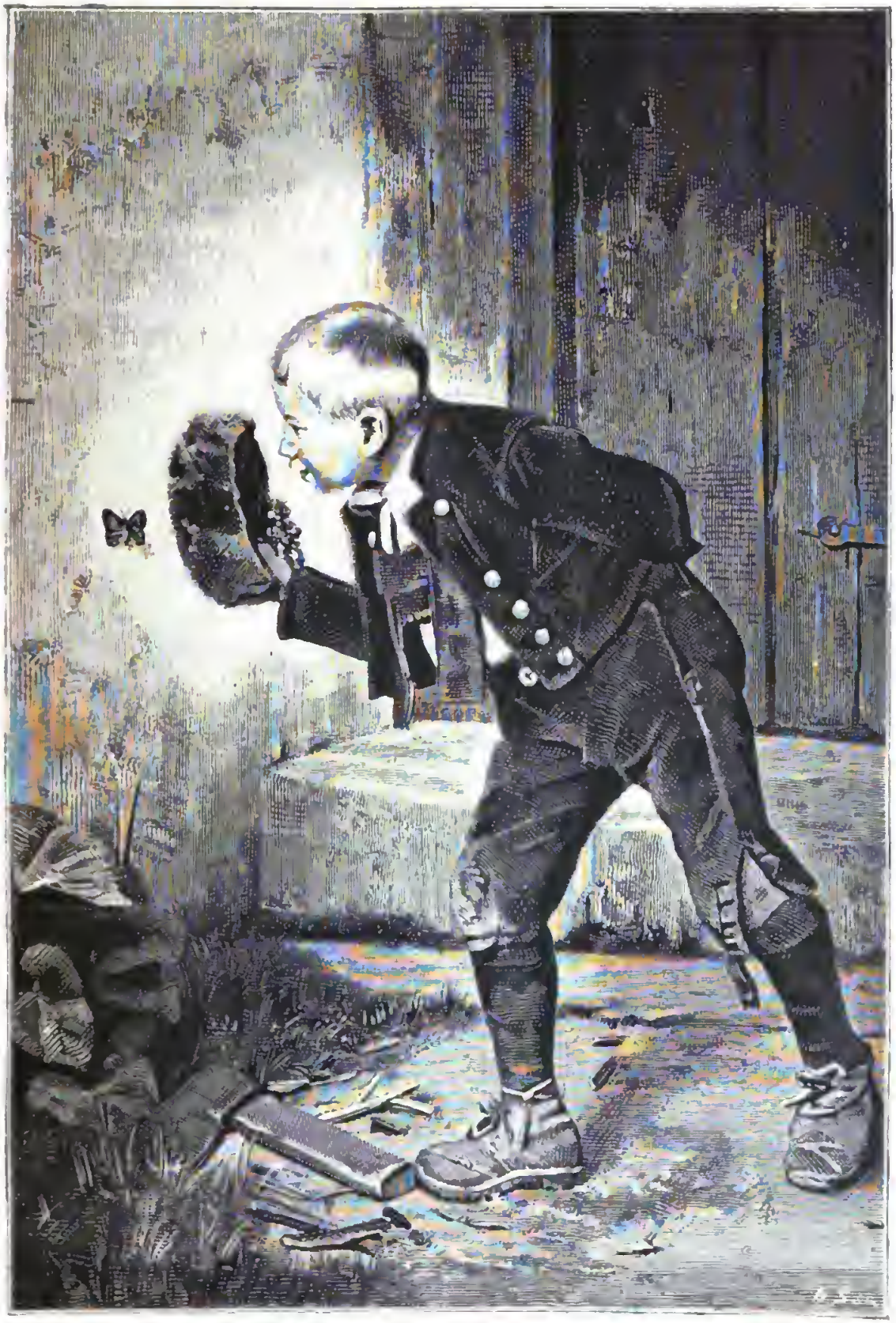
Ach Hoffnung, Sehnen, Erinnerung, Traum,
Das heißt ja doch nicht gelebt!
Botſchaft und Gruß, ich begehrte ſie kaum,
Hab' nur gezittert, gebebt.

Jetzt iſt er nah, und er fliegt mir an's Herz,
Sagt, wie's geſchah, wie's geſchah?
Thränen, o fließt, o zerſpringe nicht, Herz,
Jetzt iſt er nah, iſt er da!

Ludwig Eichrodt.

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Ueberſetzungsrecht ſind vorbehalten.

Digitized by Google



Nach Originalgemälde von F. Sonderland. *Gest von John.*

Leiſe, leiſe — zierlich Ding,
Und ich hab' Dich — Schmetterling!

Digitized by Google

Nach Originalgemälde von L. Sonderland. Text von John.

Meinst Du, daß so leicht sich's fing'?
Ach, da fliegt er — Schmetterling!

Der Salon.

Ein franzöſiſches Dorffeſt.

Von **M. Goldſchmidt** in Kopenhagen.

Ich kam — es ſind jetzt über zehn Jahre her — nach Dijon, um mit dem Zug über Culoz nach Genf weiter zu fahren. In Dijon war eine halbe Stunde Aufenthalt, den ich dazu benutzte, auf dem breiten, luſtigen Perron auf- und abzugehen. Ein Mann kam, ſchlecht gekleidet, in abgetragener Jacke und mit altem Hut, von einem Träger mit einem Reiſeſack gefolgt. Der Mann nahm den Reiſeſack, ſprach ein kurzes Wort, worauf der Träger mit einem fragenden Ausdruck erwiederte; der Mann wiederholte das Wort, der Träger ſah ihn auf's Neue fragend an und ſchüttelte den Kopf; der Mann ſchien zornig zu werden, kehrte ihm den Rücken, warf den Reiſeſack auf eine Bank und fing an, wie ich, auf- und abzuſpazieren. Wir gingen an einander vorüber, und es ſchien mir, ich ſollte ihn kennen; wenigſtens hatte ich in London bei einem Geſchäftsmanne Jemanden geſehen, der ihm ſehr ähnelte, einen reichen Fabrikanten und Beſitzer von Kohlenminen, Namens Elliotts. Freilich ſah der Mann, der mir hier vorüberging, arm aus; aber als ich ihn zum zweiten Male paſſirte, fiel mir ſeine Wäſche auf: ſie war weiß und fein; ſeine ungeziemend ärmliche Tracht erklärte ich mir jetzt aus der Neigung vieler reiſender Engländer, uns Feſtlandsbewohner nicht als ebenbürtig anzuerkennen und daher „ihre alten Kleider auf dem Continente abzutragen". Mir gefällt jene Neigung nicht; allein, auch ohne Rückſicht darauf, hatte ich keinen Grund Mr. Elliotts zu grüßen; denn wir waren einander nicht vorgeſtellt worden, und ein verſtändiger Menſch, der die Engländer kennt, wird ſich, wenn dieſe Ceremonie nicht beobachtet worden iſt, wol davor hüten, höflich zu ſein und ſeine Höflichkeit als Zudringlichkeit behandelt zu ſehen. Er fuhr indeſſen fort, auf- und ab zu gehen, augenſcheinlich in zornige oder mißmuthige Gedanken vertieft. Zufälligerweiſe ſah er mich bei abermaligem Vorbeigehen an, und ich bemerkte in ſeinem Geſicht ein Zucken oder Auflodern, als ob eine Erinnerung oder ein Wiedererkennen ihm vorüberflog; aber im nächſten Moment waren wir ſchon von einander entfernt, und als eben jetzt der kleine Zeitungs- und Bücherladen am andern Ende des Perrons geöffnet wurde, ging ich dahin. Plötzlich ſah ich Mr. Elliotts an meiner Seite, und mit eben ſo weltmänniſcher Ungezwungenheit, als ob er nach allen Regeln gekleidet wäre, grüßte er und frug auf Engliſch, ob wir uns nicht in London geſehen? Ich antwortete, daß es wol möglich ſei. Mit einem fröhlichen und freundlichen Ausdruck, der ſein großes, breites Geſicht

aufhellte und verschönerte, rief er aus: „Gott sei Dank, daß ich wieder Englisch höre! Gott sei Dank, daß ich wieder meinen Mund öffnen und wie ein Mensch sprechen kann! Wohin reisen Sie? Nach Kjulods?“ — „Ja, über Culoz nach Genf.“ — „Ich auch! Es ist, geradeaus gesagt, ein Glück für mich — denn ich hoffe, Sie haben Nichts dagegen, daß wir zusammen bleiben.“

Dieser Ausbruch war so ungewöhnlich seitens eines Engländers; es ist so selten, daß ein Engländer eingestehen will, einen andern Menschen nöthig zu haben, und weil es ganz gewiß nicht meine Person, sondern mein Englisch war, woran er Gefallen hatte, frug ich ihn, als wir im Wagen zusammen saßen, warum er denn in Frankreich allein reise?

„Das geschieht ja aber auch gar nicht mit meinem guten Willen!“ rief er. „Wenn Sie das glauben, irren Sie sich sehr. Nein! Sie wissen vielleicht, daß ich Actien in einer Kohlenmine und in einer Fabrik hatte. Ich hatte — es ist jetzt vorbei! Ich habe verkauft. Die Strikes gefielen mir nicht; durch sie wird England seine Ueberlegenheit über die Festlandsindustrie einbüßen, und was die Kohlenminen betrifft, da schläft man nimmer ruhig; man weiß nie, wenn ein stupider Arbeiter die Sicherheitslampe öffnet oder ein Zündhölzchen für seine Pfeife streicht, und bums! Explosion! und die Capitalien liegen zinsenlos, bis die Grube — wenn je! — wieder ausgegraben wird. Nein! Nein! Ich bin über die Jahre hinaus, wo man am Fieber des Lebens Gefallen hat. Ich wiederholte mir, was Shakespeare sagt: In jedes Mannes Leben ist eine Fluth, die ihn gegen das Glück empor hebt, und, fügte ich auf eigene Hand hinzu, ein kluger Mann säumt nicht, bis es Ebbe wird. Ich setzte meine Actien zu anständigem Preise in dreiprocentige Consols um, und dann ward ich krank — nicht bettlägerig, sondern übelgelaunt, kränklich, mißmüthig, aus Müssiggang und Langeweile, versteht sich. Ich frug den Doctor. Er sagte: Reisen Sie. — Wohin? — Nach Frankreich; 's ist ein schönes Land, gehen Sie nach Südfrankreich, in die Schweiz, auf die Alpen, ja, auf die Alpen! — Ich spreche aber nicht Französisch! — Dann reisen Sie mit Jemandem, der Französisch spricht; adieu! — Well, ich sah mich auch nach einem Französisch sprechenden Reisegefährten um. Trafen Sie je mit Mr. Edmonton zusammen, James Digby Edmonton? Ein prächtiger Kerl! Hatte ein halbes Jahr auf Guernsey gelebt und sprach Französisch wie Sie Englisch. (Wenn man aber glaubt, es sei ein Compliment, daß man Englisch spreche, wie ein Engländer Französisch, so irrt man sich sehr!) Er sollte die Traubencur gebrauchen. Warum weiß ich freilich nicht; er sah aus wie die Gesundheit selber; aber der Doctor mag es wol besser gewußt haben. Well, es war zu früh im Jahre, um in Paris Trauben zu bekommen, und man rieth uns den Trauben entgegen zu reisen, und so kamen wir nach Dijon. Aber auch da waren noch keine Trauben, und Edmonton kam auf die Idee, daß er, während die Trauben reiften, Wein trinken könne. Ich muß Ihnen jetzt gestehen, daß man einen solchen Pomard, wie in Dijon, in der ganzen Welt nicht findet, und der arme Edmonton hatte so weit ganz

Recht: es giebt wahrhaftig keinen bessern Traubensaft. Allein er beging den Fehler zu behaupten, daß Pomard, gleich anderen französischen Weinen, wie Milch getrunken werden könne. Das ist eine Uebertreibung, denn Pomard ist Burgunder, und Kräfte hat er zum Guten wie zum Bösen, und weil der arme Edmonton nach und nach gar zu viel davon trank — die Wahrheit zu gestehen: den ganzen Tag, ausgenommen zum Frühstück, da trank er Champagnercognac — bekam er eines Tages das Delirium. Haben Sie je einen Menschen so herumgehen und Fliegen fangen sehen? Es ist unangenehm! Um ihn nicht in einem französischen Hospital untergebracht zu sehen, telegraphirte ich an seinen Schwestersohn in London, und gestern ward er abgeholt. Allein ich hatte vergessen, auch nach einem andern, Französisch redenden Reisegefährten zu telegraphiren, und in der Geschwindigkeit wußte ich auch Niemand, an den ich mich hätte wenden sollen. Hören Sie jetzt, was ich Ihnen sage: Ich bin in Afrika gewesen, in der Sahara; aber ich habe nie gewußt, was eine Wüste ist, bis ich mich ganz allein unter Franzosen fand. Die französischen Worte, die ich in jungen Tagen gelernt, lauten nicht französisch, wenn ich sie ausspreche, und wenn Andere sie aussprechen, bekommen sie einen Klang, der mich ganz irre macht. Ich hätte eben so wol auf den Wind der Wüste horchen können, oder auf den Regen, oder auf Hahnengekräh, oder auf Froschquaken. Ich war stumm, ich war taub, ich war in einem Menschenmeer von lauter Taubstummen, bis ich Ihnen begegnete. Gott segne Ihre Eltern dafür, daß sie Sie Englisch und vermuthlich auch Französisch haben lernen lassen!"

Er trug Alles dieses mit trockener Laune vor, und in der Stimmung, die dadurch zwischen uns aufkam, gelang es mir, ihm ohne Anstoß zu sagen, daß er doch einen anständigern Hut tragen sollte. Es ist freilich nicht so schwer, etwas Derartiges einem reichen als einem armen Mann zu sagen.

Er nahm den Hut ab, besah und streichelte ihn und gestand, daß er um kein Haar besser sei, als nach den Umständen erwartet werden könnte, und daß er auf einen jüngern Stellvertreter in Genf Anspruch hätte.

Ich habe ziemlich lange hierbei verweilt; aber es hat seinen Grund darin, daß dieser kleine Umstand — wie oft auf der Reise und überhaupt auf der Reise des Lebens — durch Verkettung zu Weiterm führte, das zwar auch nicht bedeutend war, nämlich zum Ganzen, das ich hier zu erzählen habe. Früh am nächsten Morgen in Genf gingen wir aus, einen Hut zu suchen, und der Hutmacher, den wir trafen, hatte in London gearbeitet und war sehr froh sein eigenes Englisch zu hören und hören zu lassen. Er erzählte Elliotts von der Stadt und allen ihren Sehenswürdigkeiten und hob unter Anderm hervor, daß heute ein Schützenfest in Ferney sei, und daß wir, by all means, dabei sein sollten.

„Was ist Ferney?" frug Mr. Elliotts.

„Ferney! Aber es ist das Schloß, wo Voltaire wohnte!"

„Ferney.... Ferney.... wie heißt der Besitzer?"

Der Hutmacher ſagte es ihm.

„Den kenne ich!“ rief Mr. Elliotts; „das heißt, an ihn habe ich einen Empfehlungsbrief.... Der arme Edmonton hätte Dollmetſcher ſein ſollen.... Wollen wir zuſammen dahin fahren?“

Dazu war ich gern bereit, und eine halbe Stunde ſpäter hielt ein Wagen angeſpannt vor dem Hôtel.

Ferney liegt in der franzöſiſchen Landſchaft Gex, eine halbe Meile von Genf, in einer Ebene, und daß man aus der Schweiz nach Frankreich hinein fährt, bemerkt man unterwegs nur an einem Schlagbaum, an welchem man ungefähr zehn Groſchen für Wagen und Pferde zahlen muß — ein Druck auf den Verkehr, der ſich ausnimmt, als wolle Frankreich in ſeinem Glück und Selbſtgefühl den Eingang zu ſich erſchweren. Es ſind, wie ſchon geſagt, mehr als zehn Jahre her; das Gefühl, welches man damals am Schlagbaum hatte, mag jetzt ein anderes ſein; aber das Schlaggeld iſt gewiß nicht niedriger geworden.

Eine ſchöne alte Lindenallee führt bis an das „Schloß“, ein nichts weniger als großartiges, weißes Gebäude ohne ſonderliche Architektur; der jetzige Eigenthümer hat es mit Garten, Park und Ackerland für 200,000 Frcs. erſtanden. Das Schönſte iſt die Lage. Man überſchaut ein weites, fruchtbares Land mit Gehölz, Aeckern und weißen Gebäuden, und an der Südſeite des Schloſſes, an die ein Garten mit Reben, Aprikoſen, Pfirſichen und Blumen grenzt, öffnet ſich eine überraſchende Ausſicht auf die Alpen, mit der gewaltigen, glänzenden Schneekuppel des Montblanc. Wenn man den hohen Bergen zu nahe iſt, drücken ſie die Phantaſie; aber in dieſer Entfernung, wenn ſie ſich am Rande der Ebene wie eine wundervolle, dunkelblaue Wellenreihe erheben, bekommt die Berggewalt einen Zuſatz vom Ocean; jedes Mal, wenn man auf's Neue hinaufſchaut, ſcheint die Welle ſich gegen Einen herzubewegen; wenn aber dann das Auge der Bergesmaſſe recht habhaft geworden iſt und ihre finſtere, unerſchütterliche Schwere fühlt, dann lächelt es von den hohen Gipfeln, es iſt, als zögen ſie Freiheit, Friſche und Glückſeligkeit aus der Nähe des Himmels.

Der Beſitzer des Schloſſes war nicht zu Hauſe, und die Hausfrau ſetzte wahrſcheinlich voraus, daß wir als andächtige Wallfahrer zur einſtigen Heimat „des großen Philoſophen, des Dichterkönigs“, gekommen ſeien. Weil wir aber einen Empfehlungsbrief an ihren Gatten hatten, ließ ſie uns nicht, wie ſonſt der Fall iſt, von einem Diener umherführen, ſondern erwies uns die Ehre, ſelbſt unſer Cicerone zu ſein. Ich erinnere mich nicht aller Einzelheiten. Zuletzt kamen wir in eine geräumige, altmodiſche, Ruhe und Stille athmende Stube, einſt das Arbeits- und Schlafzimmer des berühmten Verſtorbenen. Es ſtand ein Himmelbett da, mit ſchweren, geblümten Gardinen. „Es iſt ſein Bett“, ſagte die Hausfrau, „es ſind dieſelben Gardinen.“

Ich befand mich gar nicht wohl zwiſchen der Hausfrau — die ausſah, als hätte ſie nie eine Zeile von Voltaire geleſen, ihn aber als den weltberühmten und ruhmgebenden Geiſt ihres Schloſſes hochſchätzte —

und Mr. Elliotts, der mit britischer Ehrfurcht vor einem großen Namen sich andächtig das Bett besah, aber zur selben Zeit mit einer gewissen Unruhe sich im Heiligthum des Antichristen fühlte; denn, obwohl ohne umfassende Bildung, hatte er die englische, allgemein-religiöse Bildung und wußte, daß Voltaire der Vater der Voltairianer, der Freidenker, ja, der Atheisten gewesen war. Mich drängte es allein zu sein, in meinem Bewußtsein zu sammeln, was ich über den merkwürdigen Todten wußte, was ich von ihm gelernt, was ich ihm zu danken hatte; aber ich konnte in der Eile nur vorüberfließende Anknüpfungspunkte der Sympathie oder Antipathie finden. Einen Augenblick dachte ich an den Kammerherrn Friedrichs des Großen, einen andern an Candide oder la Pucelle, dann an die wundervoll anziehende Geschichte Karls XII. .... an den Vertheidiger Calas' und Sirven's .... und dann wieder an den Sänger der Mme. Pompadour. Ich versuchte mir ein einziges Beispiel von der erhellenden, freimachenden Gewalt seines Witzes in mein Gedächtniß zurückzurufen, von seinem erstaunlichen, genialen, bereichernden bon sens; allein keines wollte mir kommen, wogegen sein eignes Bild, seine Statue im Théâtre français, mit dem scharfen, durchbohrenden, spottenden Blick sich der Erinnerung aufdrang und unser und Aller zu spotten schien, die mit Gemüth oder Pietät die Stelle anschauten, wo er geschlafen hatte. Aber ein zufälliger Blick zum Fenster hinaus befreite von dieser Art Erinnerung; die fernen Alpen mit den Schneegipfeln gaben den Antrieb dazu, sich ihn in der Entfernung, im Großen und Allgemeinen vorzustellen und dabei fest zu halten, daß er ein großer und weitschauender Geist gewesen, ein gewaltiges Werkzeug gegen Unwissenheit, Heuchelei und Fanatismus, ein niederreißender Riese, der uns Anderen Platz zum Leben und Athmen gemacht hat.

„Er war ja ein großer Gotteslängner — nicht wahr?" sagte Mr. Elliotts.

„Es kommt darauf an, was man unter Gott versteht. Er glaubte an eine göttliche Gewalt, selbst an einen persönlichen Gott, und daher bekämpfte er die Atheisten."

„So? Ja, aber was that er mit dem Glauben und der Offenbarung? War er wahrhaft gläubig, war er ein Christ? Das werden Sie nicht behaupten, denn das war er nicht!"

Ich wollte mich in keine Discussion dieser Art vertiefen und schwieg

„Und man muß, um etwas Gutes in der Welt auszurichten, den Glauben haben", fügte Mr. Elliotts sententiös hinzu.

„Wenden Sie das auf sich selbst an?"

„Ja, was ich Gutes in der Welt thue, wenn ich überhaupt etwas der Art thue, kommt von meinem Glauben."

„Das ist Emilie", sagte die Hausfrau, auf ein Damenportrait mit großen braunen Augen zeigend, und dann um Entschuldigung bittend: sie würde gerufen.

„Wer, was war Emilie?" frug Mr. Elliots.

Ich hatte keine Lust ihm die Liebesgeschichte Voltaire's zu erzählen,

die ja eben ſo ſonderbar und unregelmäßig iſt wie ſeine Werke; aber er peinigte mich dazu.

„Wer war die Dame mit den ſtolzen, braunen Augen?“

„Sie war es, die Voltaire liebte.“

„War er mit ihr verheirathet?“

„Nein.“

„Ah, es war eine franzöſiſche Liebe! — Aber wie eine Lady ſieht ſie aus.“

„Ja; ſie beſaß ein Schloß, das Cirey hieß, in Bourgogne.“

„In Bourgogne! Das erinnert mich an den armen Edmonton. Es muß ein ſchönes Land ſein! — Sie war alſo reich?“

„Ja, ſie behielt ihr perſönliches Vermögen, als ſie von ihrem Manne, einem Officier und Marquis de Chatelet, geſchieden wurde.“

„Sie war von ihrem Manne geſchieden?“

„Ja, ſie waren unter ſich darüber einig geworden; aber die Katholiken können ja nicht geſchieden werden.“

„Nein, richtig, jetzt fällt es mir ein. — Well, und ſie lebte auf ihrem Schloß, und da kam Voltaire....“

„Nein, ihre Liebe begann in Paris, und dann baute Voltaire das Schloß Cirey um und verſah es mit einer Bibliothek, einem phyſikaliſchen Laboratorium und Garten....“

„Konnte er das thun? War er denn reich?“

„Er war ja eben ſo wie Sie Kaufmann geweſen, hatte ſich mit Speculanten und Armeelieferanten aſſociirt, hatte Antheil an Schiffen und Ladungen und ſammelte ſich dabei ein ſehr großes Vermögen. Darum ſagte er auch: Erſt muß man Millionär ſein, dann Dichter.“

„Das habe ich nie gewußt!“ ſagte Mr. Elliotts, als ob er all' das Uebrige gewußt hätte. — „Dann gab es, vermuthe ich, ein Herrenleben auf dem Schloß.“

„Ja, ein Geiſtesherrenleben. Da ſchrieb er ſeine beſten Werke. Von da aus machte er die Franzoſen mit den aſtronomiſchen Entdeckungen Ihres Landsmannes Newton bekannt. Da ſchrieb er eine Abhandlung zur Beantwortung der von der franzöſiſchen Akademie geſtellten Preisaufgabe: über das Weſen des Feuers, und Emilie ſchrieb in aller Stille über daſſelbe Thema, und löſte die Aufgabe eben ſo gut wie er.“

„Sie... ſeine... ſeine Geliebte?“

„Ja, ſie hatte ausgezeichnete Kenntniſſe in der Mathematik und Phyſik, und außerdem überſetzte ſie die Werke des deutſchen Philoſophen Leibnitz in's Franzöſiſche.“

„Das wäre!“

„Und dann hatten ſie ein Theater, wo ſie Voltaire's Stücke ſpielten.“

„Ja, der Mann hat wol nie die trübe Seite des Lebens gekannt, ſonſt wäre er wol zum Glauben gekommen!“

„Doch; denn ſie ward ihm untreu.“

„Ward ſie ihm untreu?!“ rief Mr. Elliotts aus.

„Ja, er nahm ſie mit zum Hofe des entthronten polniſchen Königs

Stanislaus Leczinsſky, Schwiegervater Ludwigs XV., der in Nancy reſidirte, und da am Hofe war ein franzöſiſcher Dichter, St. Lambert, deſſen Blick, ſagte man, kein Weib widerſtehen konnte, und nach einiger Zeit überraſchte Voltaire ſeine Emilie in St. Lambert's Armen.

„Well, was that dann Voltaire?“

„Er vergab.“

„Vergab? Das wird wol heißen, er wurde dahin gebracht, zu glauben, ſeine Augen hätten ſich geirrt!“

„Nein, ſie geſtand, und nach einer Weile mußte ſie trotz ihres Stolzes noch mehr geſtehen.“

„Noch mehr? — Well? Dann ſchieden ſie?“

„Nein, dann war es, daß Voltaire ſich ihrer annahm, um ſie vor Kummer und Schande zu hüten, auf ſeltſame Art ihren Mann herbeirief, ſich wie ein Vater gegen ſie betrug; als dann aber Alles überſtanden war, wollte Madame de Chatelet offenbar nicht länger leben. In einem bedenklichen Augenblicke trank ſie, gegen das Verbot des Arztes, ein Glas eiskalten Waſſers und ſtarb beinahe augenblicklich.“

„Mein Gott! Hat ſich ſo was mit Der da, mit der ſchönen Dame, zugetragen!.... Es iſt eine ſonderbare Geſchichte, eine trübe.... eine häßliche Geſchichte.... und dennoch nicht....“

Mr. Elliotts ſank ganz in ſich ſelbſt zuſammen, als ob die Begebenheit ſich an Etwas in ſeiner eigenen Erinnerung anknüpfe.

Endlich ſagte er: „Well, er muß doch gelitten haben, der Voltaire! Und er muß ſie geliebt haben wie ein Gentleman .... mehr! mehr!.... oder anders.... Er war ein Mann der Welt, und er vermochte zu vergeben.... Wir ſind in England ſtrenger .... wir könnten es nicht thun .... wir ſind nicht beſſer.... ich weiß nicht! — Ich glaube doch, unſere Heuchelei iſt zu Etwas nütze. Wir beſtehen officiell darauf, daß jeder Mann und jedes Weib an der Liebe ſeiner Jugend feſthalten ſoll, und das iſt das Glück!.... Wenn es aber zerbricht?.... Wohlan, das Leben iſt keine fröhliche Sache!“

Die Hausfrau kam zurück. Sie war offenbar verlegen und ungewiß, wie ſie uns beſchäftigen, behandeln und bewirthen ſolle, und nachdem ſie uns Erfriſchungen angeboten, deren wir nicht bedürftig waren, ſagte ſie, ihr Gatte würde vor Abend nicht zurückkehren, er ſei bei einem Feſte, einem Vogelſchießen, und könne nicht weg, weil er der „Schützenkönig“ des vorigen Jahres ſei; allein, ob wir uns wol zu ihm begeben wollten? Der Platz ſei nicht fern, und ſie habe eben ein Paar Leute, die uns den Weg zeigen könnten.

Das war ja gerade das Feſt, das wir zu ſehen gewünſcht hatten, und wir nahmen das Anerbieten mit vielem Dank an. Wir ſtanden eben am Fenſter. Sie zeigte uns auf der Terraſſe eine Frau und ein junges Mädchen und ſagte, daß dieſe Beiden unſere Wegweiſer ſeien. „Die armen Leute“, fügte ſie hinzu, „die haben Kummer. Das kleine Mädchen ſollte heirathen, und Alles war bereit, aber jetzt muß er Soldat werden. Er und ſeine Familie hatten gehofft, daß ſie 2000 Francs aufbringen könn-

ten, um ihn loszukaufen; aber es iſt den braven Leuten fehlgeſchlagen, ſie haben Unfälle gehabt. Was wird jetzt aus ihm und aus ihr werden? Er kommt vielleicht nach Algier oder, was ſchlimmer iſt, nach Paris."

Die Wahrheit zu geſtehen, machte dieſe Mittheilung von Kummer wegen Militairdienſtes keinen weitern Eindruck auf uns — oder, ich muß erſt ſagen, auf mich, und dann, als ich die Mittheilung überſetzt hatte, auf Mr. Elliotts — bis wir hinabkamen und das junge Mädchen und ihre Mutter näher anſahen. Die Mutter hatte ganz ſilberweißes Haar, und in ihrem Geſicht und ihrer Haltung lag etwas tief Ernſthaftes, etwas — wenn ich ſo ſagen darf — Selbſtwiſſendes, Selbſtwollendes, Proteſtantiſches, das unwillkürlich, hier in der Nähe der Alpen, die Gedanken auf die Waldenſer lenkte, die ja drinnen im Gebirg gekämpft und gelitten haben. Das Mädchen dagegen war ganz franzöſiſch, im guten Sinne: leicht, anmuthig, mit braunen Augen und langen Wimpern, jungfräulich, und dennoch mit einem erotiſchen Ausdruck, der durch einen leichten, feuchten Schleier von Sorge ſeltſam idealiſirt wurde. Sie ſah aus, wie vom Schickſal zur Glückſeligkeit eines Mannes oder zur eigenen Unglückſeligkeit beſtimmt.

Sie grüßten uns ſtill, und wir geſellten uns zu ihnen, ohne mit ihnen in ein Geſpräch zu kommen. Es war nur ein einziger Gegenſtand auf's Tapet zu bringen, und den hatten wir kein Recht zu berühren, beſonders als im Weſen Beider Etwas war, das fremdes Mitleid zurückwies.

Von einem Nebenwege kam ein junger Burſche auf uns zu. In der Entfernung hatte er für mich Aehnlichkeit mit den Bauernburſchen, die ich in meiner Kindheit bei Faſchingsſpielen ſah. Er trug einen runden Rock oder Frack und Kniehoſen; an den Knieen ſo wie auch auf den Schuhen waren rothe Schleifen, und um den großen runden Hut hatte er ein breites, dreifarbiges Band, deſſen Zipfel auf ſeine Schulter herabhingen. Das Ernſthafte in ſeinem hübſchen Geſicht mit Flaum um Mund und Kinn, der Ausdruck von Hingebung in ſeinen Augen, als ſie auf dem Mädchen hafteten, bildete einen ſonderbaren Contraſt zu ſeiner muntern, geputzten Tracht. „Ich ſuchte Euch!" rief er aus; weil er aber wahrſcheinlich im ſelben Augenblick einen Wink bekam, daß wir zu ihnen gehörten, ging er ſchweigend an die Seite der Mutter, und wir ſetzten Alle lautlos unſern Weg fort.

Die Stille wurde mir peinlich; ich hatte ein Gefühl, als gingen wir nicht einem Feſte, ſondern einem traurigen Ereigniß entgegen, und um doch Etwas zu ſagen und aus der drückenden Atmoſphäre herauszukommen, machte ich dem jungen Mann ein Compliment wegen des hübſchen Bandes, das er um den Hut trug.

Er antwortete: „Ja, man putzt ſich, wenn man zur Fahne ſoll. 'S iſt ſo Sitte und Gebrauch."

„Wann müſſen Sie fort?"

„Heute Abend. Morgen früh muß ich im Depot ſein."

Die Stille fiel wieder unabwehrbar drückend auf uns.

Daſſelbe Menſchliche, Schmerzliche, Traurige, das verhältnißmäßig

wenig auf uns wirkt, wenn es ordinäre, alltägliche Naturen trifft, kann einen tiefen, ſympathetiſchen Eindruck machen, wenn man feinere, ſchönere Naturen in ſeiner Gewalt ſieht, und dies war mit den Dreien, wie ſie da vor uns hergingen, in hohem Grade der Fall.

Ich ſagte zu Mr. Elliotts: „Wir ſprachen davon, daß jeder Mann und jedes Weib an der Liebe ſeiner Jugend feſthalten ſoll. Hier haben wir ſolch' ein Paar, das feſthalten will, aber nicht kann. Wer ein Paar tauſend Francs übrig hätte!"

Er antwortete nicht direct, ſondern wandte ſich zu mir mit der Frage: „Warum kümmern Sie ſich ſo viel um die zwei Menſchen?"

„Warum? — — Wahrlich, den Grund zu nennen fällt mir ziemlich ſchwer. — Doch, ich glaube, ſie führen meine Gedanken auf Etwas, was in der jüdiſchen Kabbala geſagt wird."

„In der Kabbala? Das klingt geheimnißvoll. Was iſt denn das?"

„Es wird geſagt: Ehe die Seelen auf die Erde hinabſteigen, ſind ſie bei dem Herrgott; aber jede Seele iſt männlich und weiblich zugleich. Wenn der Ewige es befiehlt, ſcheiden ſich die Geſchlechter und jedes nimmt in einem beſondern Körper ſeinen Platz. Aber ſie behalten, wenn auch nur eine dunkle Erinnerung an ihre Vorzeit im Himmel, und ſie ſuchen einander, wie mit verſchloſſenen Augen, und Diejenigen ſind die Glücklichen auf Erden, die ſolchermaßen ſich ſuchen und finden und wieder Eins werden. — Daran haben mich der Burſche und das Mädchen erinnert."

„Das iſt eine wunderſchöne Legende!" rief Mr. Elliotts; aber im nächſten Moment überzog ein verdrießlicher Ausdruck ſein Geſicht und er ſagte: „Zwei tauſend Francs! Achtzig Pfund Sterling! Die Zinſen von beinahe drei Tauſend Pfund in Conſols! Das iſt kein Kinderſpiel! Und wenn es noch in England wäre, wenn es Leute wären, die man kennte!.... In dieſem geſegneten Lande heben ſie vielleicht jährlich hunderttauſend junge Leute zu Soldaten aus.... jetzt weinen vielleicht die Mädchen von ganz Frankreich.... Warum erträgt es das Volk? Warum hat man nicht Werbung, wie bei uns?... Achtzig Pfund! — und wenn ſie Kinder bekommen, ſollen ſie das vermaledeite Kauderwälſch ſprechen, das ich nicht verſtehe! Nein!" Und mit den letzten Worten ſchlug er auf die Taſche, als wollte er ein Schloß davor legen.

Wir ſahen jetzt in einiger Entfernung einen Wald und konnten ſchießen hören, und weil Mr. Elliotts augenſcheinlich ſich von den Leuten weg wünſchte, nahmen wir Abſchied. Ich frug, ob wir uns vielleicht ſpäter wiederſehen würden, und die Mutter antwortete: Ja, ſie wollten zum Feſte. Sie zog es vor, denke ich mir, das junge Paar die letzten Stunden unter Menſchen verbringen zu laſſen, als in trauriger Einſamkeit zu Hauſe.

Während wir weiter gingen, guckte Mr. Elliotts einige Mal zurück und ſagte dann: „Frankreich iſt kein Land für mich. Es macht mich trübe. Die Geſchichte, die Sie erzählten, von ihr, der Dame, that weh, und die Leute da hinter uns.... und ich ſelbſt — ich bin nicht reich ge-

Digitized by Google

nug, und ich habe kein Herz für Franzosen.... oder für.... ich weiß nicht...."

Ich hätte ihm vielleicht sagen können, daß sein Glaube dennoch nicht hinreichte, um ihm „Herz" zu geben, aber ich hatte zu einer solchen Aeußerung kein Recht, und es giebt keine mir bekannte Kirche oder Gemeinde, die im Practischen fordert, daß ein Engländer zweitausend Frcs. hergeben solle, damit ein französischer Bursche nicht zum Militairdienste genommen werde.

Wir waren bald im Walde und mit anderen Dingen beschäftigt. Der Wald war kein stiller Wald mit „Waldeinsamkeit" und zu abenteuerlichem Verirren einladend. Hier und da standen Zelte oder hölzerne Buden wie auf einem Jahrmarkt, und es ward uns nicht schwer, den Besitzer des Schlosses aufzufinden; der Erste, den wir frugen, führte uns zu ihm: einem kleinen, runden, beweglichen Herrn, dem im Augenblicke große Pflichten oblagen, der aber, obgleich wie ein commandirender General auf dem Schlachtfelde immerfort unterbrochen, dennoch Zeit fand, uns dem Maire von Ferney — dessen Namen ich vergessen — und dem Unterpräfecten des Departements — sein Name war, glaube ich, Hr. Tizet — vorzustellen und uns die angenehme Pflicht aufzuerlegen, als seine Gäste am Banquet, das auf das Schießen folgen sollte, theilzunehmen. Der Maire, der es freundlich unternahm, uns auf den Schießplatz zu führen, erzählte uns während des Ganges von Voltaire, wie er eigentlich das Dorf Ferney erschaffen, Weber, Gärtner, Uhrmacher herbeigezogen, ihnen Häuser gebaut und Gartenplätze angewiesen, Schulen eingerichtet und auch für Geselligkeit gesorgt hätte, namentlich durch Stiftung dieses Vogelschießens, das zugleich eine Art Ernteseier sei. „Wie abgeschieden und arbeitsam er auch lebte, besonders in seinen späteren Jahren", sagte der Maire, „liebte er doch die Menschen; er war practisch human." Und mich mit einem Blick ansehend, den ich erst später verstand, fügte der Maire hinzu: „Er war ein eifriger Baumeister, und an den Worten: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit in unserer Revolution hat er ja großen Theil." Das verstand ich nicht, und als der Maire es merkte, brach er ab. Wir waren jetzt mitten unter den Schützen. Es wurde nämlich nicht wie bei uns, langsam, der Eine den Andern ablösend, von einem festen, bestimmten Punkt aus geschossen, sondern beinahe wie im Gefecht, in einer Tirailleurkette. Die Stange stand auf einem offenen Platz im Walde; man stellte sich an einen Baum und die Schüsse fielen von mehreren Punkten sehr geschwind aufeinander. Wie man Ordnung hielt, weiß ich nicht zu sagen; aber es war sehr lebhaft, erregend. Es mag sein, daß man erst gegen den Schluß, als nur die Platte übrig und der neue König schon designirt war, sich diese ungeduldige, aber malerische Unordnung erlaubte.

Um viereinhalb Uhr fiel endlich die Platte. Ein Officier, le lieutenant des pompiers, ließ seine Leute — Feuerwehrmänner, wie die Nationalgarde uniformirt, aber mit Helmen — unter Gewehr treten. Während sie das Gewehr präsentirten und die Trommeln wir-

belten, wurde der neue Schützenkönig mit dem rothen Band geschmückt, und der Preis, Silberlöffel und Gabeln, ihm in ein Knopfloch gehängt. Dann fing das Musikcorps an, eine seltsame, alte Tanzmelodie aus Voltaire's Zeit, la farandole, zu spielen. Man bildete Kette, eine Kette von etwa vierhundert Menschen, Officieren und Blousenmännern, Reichen und Armen, Unterpräfect, Maire und Arbeitern, und ging tanzend von dannen. Während die Musik in immer rascherem Tempo spielte, steigerte sich der Tanzeifer bis zu einer wahren furia francese. Indem wir aus dem Walde kamen und die Kette eben geschlossen war, zerbrach sie und ein Theil derselben, wol an hundert Menschen stark, wurde gegen eine hölzerne Bude geschleudert und stürzte sie ein. Die Bewohner oder Besitzer standen glücklicher Weise vor der Bude, aber sie schrieen laut auf, während die Kette wie besessen weiter tanzte. Bei uns im Norden würde, glaube ich, eine solche Raserei sich nicht leicht gelegt haben; denn bei uns kommt sie aus einer seelischen Gewalt, einer Leidenschaft, etwas Dämonischem. Im Süden ist es anders; da ist bei solchen Gelegenheiten der Dämon nur zum Scherz da; mit artistischem Sinn ist man sich bewußt, daß man ein Schauspiel aufführt, und kann zu beliebiger Zeit einhalten. Der Tanz stockte wie zu dem im Programm festgesetzten Stundenschlag, und man begab sich ruhig zu Tische.

Es war in Hufeisenform auf einem grünen Platz im Walde gedeckt. Große, alte Ulmen umgaben den frischen, grünen Rasen und verliehen dem Platz etwas eigenthümlich Behagliches; aber das Schönste waren Gruppen von Damen und Haufen von Bauernmädchen, die rings herum saßen und bei unserer Ankunft sich erhebend einem lebendigen Blumengehege ähnlich sahen.

Der Unterpräfect nahm selbstverständlich den Ehrensitz ein, den vorjährigen Schützenkönig an seiner Linken, den neuen an seiner Rechten. Nächst dem neuen König saß der Maire, dann folgte ich, dann Mr. Elliotts, und ihm zur Rechten saß ein sehr alter, aber noch rüstiger Herr, der als Ulanenofficier unter dem ersten Napoleon gedient hatte. Der alte Officier war taub, was in diesem Falle seinem Nachbar sehr zu Statten kam; denn er knüpfte mit Mr. Elliotts ein Gespräch an, und als dieser ihm erwiederte, er verstehe kein Französisch, antwortete der Officier: „Ich danke Ihnen, sehr gut; nur bisweilen ein wenig Gichtleiden; aber es rührt von alten Strapazen her", und ohne daß ich den Uebergang bemerkte, war der alte Herr in der Erzählung von seinen Feldzügen begriffen. — „Was ist es, was der Alte mir sagt?" frug mich Mr. Elliotts. — „Er erzählt Ihnen von einem Reitergefecht während der Schlacht bei Wagram." — Mr. Elliotts wandte sich zum Officier und sagte kopfnickend: „Yes, humbug", und weil der Alte dieses für ein Zeichen von Beifall und Theilnahme nahm, erzählte er weiter von einem Reiterangriff auf ein Carrée während der Schlacht bei Eßlingen. Mr. Elliotts fuhr fort zu nicken, Theilnahme zu zeigen, anscheinend französische Conversation zu führen, bis zwei Umstände seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Der eine war, daß sich unsere

Führer unter den Zuschauern ein wenig rechts von uns zeigten. Ihr Anblick wirkte dermaßen auf ihn, daß er sich zu mir wandte und dem alten Officier beinah den Rücken kehrte. Einen Augenblick später erhob sich Herr Tizet und brachte einen Toast auf den Kaiser mit den kurzen Worten aus: „A l'Empereur.“ Niemand erhob sich und kein Beifall erscholl, ausgenommen, daß ein Trommelschläger in Blouse, augenscheinlich ein alter Soldat, der im Innern des durch die Tafel gebildeten Hufeisens dem Unterpräfecten gegenüber stand, einen Wirbel schlug und einige Tacte in einem ganz eigenthümlichen Rhythmus hinzufügte.

„Was bedeuten die Schläge, die Tacte?“ frug mich Mr. Elliotts, aber ich konnte ihm keinen Aufschluß geben.

Hr. Tizet forderte jetzt ein Mitglied der Gesellschaft auf, ein Lied vorzutragen, und brachte dann einen neuen Toast aus. Dies Mal erscholl Beifall, Händeklatschen; vom Trommelschläger accompagnirt schlug die Gesellschaft jene eigenthümlichen Tacte.

„Aber was bedeutet dies?“ sagte Mr. Elliotts und bat mich, meinen Nachbarn, den Maire zu fragen.

Er sagte: „Haben Sie sie sonst schon gehört?“

„Nein.“

„Es ist ein Gebrauch, den wir hier in dieser Gegend haben.“

Ich übersetzte es dem Hrn. Elliotts, der sich weit mehr befriedigt erwies, als ich erwartet hatte. Er sagte mit einem bedeutenden Kopfnicken: „Ich glaube, ich weiß Bescheid; ich habe hier Bekannte.“

„Wirklich? Bekannte? Warum reden Sie denn nicht mit ihnen?“

„Ach, Sie wissen ja, daß ich ihre verd— Sprache nicht sprechen kann. Ich kann ebensowol incognito bleiben . . . es nutzt zu Nichts . . .“

„Incognito?“ frug ich überrascht.

„Ja, ja; husch — hier sind Freimaurer; ich merke es.“

Ein neues Lied wurde gesungen und ein neuer Toast gebracht, und dann folgten wieder jene rhythmischen Schläge, die Mr. Elliotts aufs Neue aufregten und ihn immer unruhiger machten und auch auf mich sonderbar wirkten, weil ein Geheimniß dahinter verborgen schien.

Endlich erhob sich Hr. Tizet und gab mit wenigen Worten den Toast des Abends: „Auf das Andenken Voltaire's!“ und als er schloß, fing der Trommelschläger einen gewaltigen Wirbel an, Alle hatten sich erhoben und standen plötzlich, Jeder mit seiner Serviette über die linke Schulter geworfen, und als der Wirbel zu Ende war, kamen wieder von der Trommel begleitet langsam und feierlich jene rhythmischen, mysteriösen Schläge.

Ich muß gestehen — ohne daß ich irgend einen bestimmten Sinn hätte hineinlegen können — imponirte mir doch dieser plötzliche Anblick beinahe der ganzen Gesellschaft in Weiß; aber mein Begleiter war in noch höherm Grad erregt und ergriffen. Mit den Worten: „Es sind Alle meine Brüder!“ schlug er mich auf die Schulter, so daß es in mir dröhnte, und im nächsten Augenblick — wenn ich nicht wegen der Geschwindigkeit im nämlichen Augenblick sagen muß — stand er aufrecht,

die Serviette über die linke Schulter geworfen und schlug andächtig in die Hände wie die Anderen. Aber als sie sich setzten, blieb er stehen, seine Erregtheit war außerordentlich, er fing an zu reden, als er aber sich selbst Englisch sprechen hörte, brach er ab, suchte nach Französisch, stotterte, hochroth im Gesicht. In der Gesellschaft regte sich Anfangs, wie es schien, wegen seines Verstoßes gegen die Ordnung, eine Unruhe oder ein Mißfallen; aber mit dem regen, französischen Sinn begriff man ungefähr die Situation bald, und man grüßte ihn mit den mysteriösen Rhythmen.

„Sprechen Sie doch für mich!" sagte er zu mir — „nein, Sie können ja nicht! . . . Sie wissen nicht! . . . Was soll ich thun, um zu danken und ihnen zu sagen . . . stop!"

Und mit bebender Hand griff er in die Brusttasche, zog einige Papiere hervor, schrieb ein paar Worte und winkte dem jungen Mädchen.

Sie nahte sich mit einer Scheu und Langsamkeit, die ihn ungeduldig machte, aber endlich kam sie heran, und er gab ihr die Papiere.

Sie blickte hinein, verstand aber Nichts und ging nach einigem Zaudern zum Unterpräfecten, der eben so neugierig als wir andern Alle schien.

Hr. Tizet besah die Papiere, und einige darunter verstand er schon, es waren acht Zehnpfundnoten. Aber das beschriebene Papier konnte er nicht verstehen, und ich wurde ersucht, es zu erklären. Es stand darin: „Ein Bruder kauft einen Bruder los."

Ich übersetzte es.

Hr. Tizet erhob sich, gab dem Trommelschläger einen Wink, und mit dem dramatischen Ausdruck, der nur einem Franzosen bei solcher Gelegenheit zu Gebote steht, sagte er: „Zweitausend Francs, mit der Devise: Ein Bruder kauft einen Bruder los."

Alle standen aufrecht, die Blicke so disciplinarisch auf Hrn. Tizet gewandt, wie in einem Regiment die Glieder, wenn halbe Wendung rechts oder halbe Wendung links commandirt worden ist.

Die Hand erhebend, sprach Hr. Tizet: „A notre frère anglais! Batterie!" (Auf unsern englischen Bruder! Handschlag!) Dann schlugen sie Alle, von der Trommel begleitet, drei Mal im geheimnißvollen Tact, und als die Schläge verhallt waren, fügte der Tambour einen ungeheuren Wirbel hinzu, den Blick auf Hrn. Elliotts mit einem Ausdruck geheftet, als wollte er ihn in den siebenten Himmel hinein wirbeln.

Dann sprach Hr. Tizet ein Commandowort, das ich nicht verstand, dessen Wirkung ich aber sah. Man reichte sich die Hände, ungefähr wie wenn man im Tanz Chaine macht, und als der englische Bruder solchermaßen in die Kette aufgenommen worden war, machte man stillschweigend drei Bewegungen, die mir in seltsam anziehender Symbolik zu bezeichnen schienen, wie kräftig und schön die Menschheit, wenn sie zusammenhält.

Digitized by Google

Und dann — nun, bei uns würde man vielleicht wieder Platz genommen und das Feſt fortgeſetzt haben; hier wartete man nur, bis das Formale, Disciplinariſche, das zur Situation gehörte, beobachtet worden war, um dann dem Antrieb des Augenblicks zu folgen. Man eilte auf den Engländer zu, und das Curioſe geſchah, daß, wenn er nicht mit den Franzoſen, ſie doch mit ihm ſprechen und ſich verſtändlich machen konnten, und er behauptete auch ſpäter, daß man in Ferney ein reineres Franzöſiſch ſpreche, als in Dijon. Aber dieſe Scene war nur kurz; die Trommel gab ein Signal, man bildete eine Proceſſion und ſetzte ſich in Marſch. An der Spitze ging der Sousprăfect mit dem neuen und dem alten Schützenkönig; in nächſtem Glied war der Engländer, das junge Mädchen an ſeiner Rechten, den Bräutigam an ſeiner Linken; ich bekam die Mutter. Dem Engländer ſchien es Anfangs zu widerſtreben, mit ſeiner Perſon und ſeiner That in einem Aufzug zu erſcheinen; aber er ließ es geſchehen. Es dämmerte ſchon, und die Nacht ſenkte ſich völlig über uns, während die lange Proceſſion ſich durch den Wald wand. Es fiel mir auf, daß ſie ſo ſtillſchweigend war. Bei uns würde man geſungen haben, hier wurde nur ab und zu ein militairiſches Commandowort hörbar. So kamen wir nach dem Dorfe Ferney, und in vollſtändiger Finſterniß machten wir an einer Stelle Halt, die ich als eine Straße erkannte, wo ich aber auch Tiſche fühlte. Plötzlich kamen aus einer Thür Leute mit brennenden Kienäſten, und ich ſah, daß die Straße entlang gedeckte Tiſche mit Weinflaſchen und Gläſern ſtanden.

Eine Hand legte ſich auf meinen Arm. Es war Mr. Elliotts. „Nicht wahr", ſagte er, „jetzt iſt es Zeit für uns zu verſchwinden."

Ein Begräbniß.

Es ging der Vater im ſtummen Harm,
Er trug ein Särglein in dem Arm,
Die Mutter zur Seite mit zögerndem Schritt,
Behütend das Särglein, ging weinend mit,
Daneben zwei Kindlein, roſig und zart,
In Händen ſüß duftende Kränze bewahrt,
Viel Englein Gottes, lieb und ſchön,
Die gingen mit ihnen, ungeſeh'n,
Umtönten das Särglein mit heimlichem Sang,
Der lieblich die engen Räume durchdrang.
Und als unter Thränen ſie ſenkten in's Grab
Das blumengeſchmückte Särglein hinab:
Da öffnete leiſ' ſich, ganz leiſe der Schrein,
D'raus ging zu den Engeln ein Engelein.

J. Bacher.

Theater-Erinnerungen.

Von G. zu Putlitz.

V.

Wie ich erzählte, daß wir in einer ſchnell eingeſchobenen Aufführung des Sommernachtstraums der Feſtſtimmung des Augenblicks Ausdruck zu geben verſuchten, ſo ließ unſer Theater keinerlei Gelegenheit vorübergehen durch Feſtſpiele die Tage zu verherrlichen, die vom Publicum als beſondere Feſttage angeſehen wurden. Ich begünſtigte das nach Kräften, denn gerade am kleinern Orte, wo das Theater, durch die Munificenz des Landesherrn, an die Spitze der geſelligen Vergnügen geſtellt war, ſchien es mir in ſeiner Aufgabe, zur Bildung und Veredelung beizutragen, begründet zu ſein, alle freudigen Ereigniſſe des Landes poetiſch zu illuſtriren. Wenn das Feſtſpiel mit ſeiner Allegorie, ſeinem nur auf den Tag geeigneten Zweck, auch an und für ſich eine untergeordnete Kunſtform bleibt, ſo bekommt es doch in der Kette des Repertoires die Bedeutung, die der Chor in der antiken Tragödie einnimmt, und wird immerhin zu der Erregung des Tages die poetiſche Erhebung hinzufügen. Jedenfalls aber trägt es dazu bei, die Bühne nicht zu iſoliren, ſondern in den Kreis des Lebens hineinzuſtellen. Die Vermälung des Großherzogs mit der Prinzeſſin Anna von Heſſen gab mir Gelegenheit unſere Kräfte gleich nach dieſer Seite hin zu erproben. Die Vermälung und der Einzug fielen in den Mai, in die Pfingſttage, und daran anknüpfend hatte ich eine Art von hiſtoriſchem Märchen gedichtet, in das eine Reihe von lebenden Bildern aus der Geſchichte Mecklenburgs eingeflochten waren. Daran knüpfte ſich dann ein buntes modernes Pfingſtſcheibenſchießen in plattdeutſchem Dialect. Von allen Seiten war ich bereitwilligſt unterſtützt worden. Freund Alois Schmitt, der in Schwerin lebende Kapellmeiſter Kücken, Friedrich von Flotow hatten Ouverture, Feſtmärſche, Lieder und Tanzmuſik componirt, der Hofmaler Schloepke den plattdeutſchen Dialog geſchrieben, Advocat Hobein, ein vortrefflicher Ueberſetzer und immer bereiter Gelegenheitsdichter, den Text zu einigen patriotiſchen Liedern gedichtet; das Feſtſpiel ſelbſt, den Rahmen des Ganzen, hatte ich übernommen. Ich hatte es „Maienzauber" genannt und anknüpfend an die alte Sage, daß die Mädchen, die in der Pfingſtnacht hinausgehen und ſich mit Waſſer aus dem friſchen Quell das Auge netzen, ſich den Blick öffnen für die Zukunft, griff ich zurück zur erſten Verbindung der Häuſer Mecklenburg und Heſſen und ließ an der Braut, durch den Zauber des Mai's das Schickſal ihres Hauſes, in einer Reihe hiſtoriſcher, poetiſch erläuterter Bilder, vor dem Blick vorüber gehen, bis zur Vereinigung der Stämme zu neuem beglückenden Bunde. Die Treue der hiſtoriſchen Coſtüme, zu denen die reiche Bildergalerie des Schweriner Schloſſes den beſten Anhalt gab, erweckte eine faſt feierliche Stimmung. Wie aus dem Rahmen herausgetreten erſchienen die dem größten Theil des Publicums wohlbekannten Geſtalten, und nie iſt mir

die Wirkung hiſtoriſch treuer Coſtüme auf der Bühne klarer geworden. Dabei hatte meine kleine Dichtung wenigſtens das Verdienſt, daß es, die kalte Allegorie vermeidend, Menſchen vorführte und den warmen Herzſchlag geſtattete, mit dem ich ſelbſt an die Compoſition gegangen war. Die Vorſtellung rührte und erhielt doch das Publicum in der gehobenen beglückenden Feſtſtimmung. Ich ſelbſt gedenke der Aufführung wie einer freundlichen und zum Herzen gehenden Lebenserinnerung.

Die Feier dieſes Einzuges ſollte aber meinem Theater noch ein anderes Feſt bringen, das wenigſtens eigenthümlich und überaus heiter war. Man hatte die glückliche Idee gehabt dem Aufzug, der das fürſtliche Paar begrüßte, auch die Kinder der Stadt in den verſchiedenen Nationalcoſtümen der Mecklenburgiſchen Landſchaften einzureihen. Die Familien aller Stände hatten ſich betheiligt und auch meine Kinder waren unter der fröhlichen Schaar, die einen faſt rührenden Eindruck machte in der ohnehin ſchon feierlich ernſten Stimmung des prächtigen Frühlingstages. Nun war die Frage, wie man den kleinen Feſtgenoſſen die Freude machen könnte, noch einmal ſich in ihren kleidſamen Coſtümen zu zeigen, und ihnen ein eigenes Feſt, als Dank für ihre Betheiligung, zu bereiten. Ich ſchlug vor, das im Theater veranſtalten zu dürfen und der Vorſchlag wurde angenommen. Auf dem großen Malerſaal war eine Reihe von decorirten Tiſchen aufgeſchlagen, Kuchen und Chocolade bereitet. Da verſammelten ſich die Kleinen glückſelig und es war ſchon ein Feſt dieſe fröhliche, bunte Verſammlung, in der Erwartung eines außergewöhnlichen Vergnügens, halb im Vorjubel, halb in der Spannung auf Das, was kommen ſollte, zu beobachten. Nun wurden die Logenthüren aller Ränge geöffnet und wie ſie wollte, wie es ſich traf, ſtrömte die fröhliche Schaar auf die Plätze des ihm allein preisgegebenen Zuſchauerraumes. Ein guter Theil Eltern war aber auch mitgekommen, und, o weh! ich hatte entweder die Zahl meiner Gäſte zu gering, oder meinen ſonſt ſo ausreichenden Zuſchauerraum zu groß angeſchlagen — alle Plätze des Hauſes waren gefüllt und noch ſtanden die Corridore gedrängt voll von kleinen Zuſchauern, die ihr Recht verlangten. Aber die, die Plätze hatten, rückten zuſammeu, die großherzoglichen Privatlogen wurden preisgegeben, ſelbſt auf der Bühne, zwiſchen den erſten beiden Couliſſen wurden Plätze improviſirt. Es ging ſchließlich und die Vorſtellung konnte beginnen. Wir gaben das Rothkäppchen von Tieck, einige Tänze von Balleteleven, ein harmloſes Luſtſpiel und ein beifallsluſtigeres Publicum hatten dieſe Räume niemals geſehen. Das Klatſchen und die Hervorrufe wollten kein Ende nehmen, es wurde ein ordentlicher Rauſch des Applaudirens und als der Vorhang zum letzten Male gefallen war, wollten meine kleinen Gäſte es kaum glauben, daß der Zauber vorüber ſein ſollte. Für manches Kindergemüth mag das die erſte Theatererinnerung geweſen ſein, und der Nachmittag in freundlichen Andenken durch's Leben nachklingen. Aber auch wir Alten werden ihn nicht vergeſſen. Kinderluſt geht ſo friſch an's Herz und ſo unverletzend ſelbſt in trüben Stunden. Wie viel mehr, können wir ihn in froh bewegter Stimmung theilen!

Die Erfahrungen dieſes Abends machte ich mir aber für mein Theater, namentlich auch für meine Theaterkaſſe, noch ſpäter zum Nutzen. Die Woche vor Weihnachten iſt, beſonders in der kleinern Stadt, eine der ſchlimmſten für den Theaterbeſuch. Ich ſchob alſo in dieſe Woche zwei Vorſtellungen zum halben Preiſe für Kinder ein, und da es den Eltern ganz gelegen war, dieſe

außer dem Hause zu haben, um desto ungestörter ihre Festüberraschungen vorbereiten zu können, fand die Einrichtung solchen Anklang, daß ich an den sonst schlimmsten Theaterabenden ein ganz gefülltes Haus hatte. Aber die Wahl der Stücke hatte ihre Schwierigkeit und so mußte in den unerschöpflichen Schatz unserer Märchenpoesie gegriffen werden, die den Kindern schon Bekanntes in dramatischer Form entgegentrug. Tiecks Rothkäppchen konnte ich immer wieder bringen, um so mehr als wir an Fräulein Brand eine Darstellerin dieses altklugen Kindes hatten, wie es vorzüglicher nicht zu finden sein möchte. Eine Bearbeitung des gestiefelten Katers, eine Reihe von lebenden Bildern aus bekannten Märchen, mit einem kleinen dramatischen Rahmen, der sie zusammenhielt fügte ich selbst hinzu, was mir eine ganz besondere Freude bereitete und mich auf die dramatische Bearbeitung der Märchen überhaupt aufmerksam machte, auf die Verwerthung dieser Stoffe für die Bühne, selbst für ein Publicum aus Erwachsenen. Ich bin der Meinung, daß wir in unserm reichen Märchenschatz, den nicht allein die Tradition der Kinderstube uns geöffnet erhält, sondern den unsere Dichter und Maler uns immer wieder in das Gedächtniß poetisch zurückrufen, auch einen noch nicht genug ausgebeuteten Schatz für die Bühne besitzen, und nicht nur für ein Auditorium von Kindern, sondern sogar für das große Publicum. Es müßte nur die Form dazu gefunden oder vielmehr wieder hergestellt werden. An Vorbildern fehlt es uns nicht, denn selbst den Sommernachtstraum können wir dahin zählen, und der geniale Raimund hat einen Weg gebahnt, den seine Nachahmer freilich zur breiten Heerstraße platter Alltäglichkeit austraten. Mag man nicht einwerfen, daß die Stoffe zu sehr verbraucht sind, denn es ist kein Nachtheil, vielmehr ein Vorzug für das Drama, wenn Handlung und Figuren bereits bekannt sind. Ich verweise auf die griechische Tragödie, die dadurch so populär, so verständlich für alle Schichten des Volkes war, daß der ganze Sagenkreis, aus dem ihre Stoffe geschöpft wurden, der Nation bereits in Fleisch und Blut übergegangen war. Eben so stand es mit den Passionsspielen des Mittelalters und um einen gewaltigen Sprung in die Trivialität der Gegenwart zu thun, selbst die schwächlichste dramatische Bearbeitung eines vielgelesenen Romans, hat gerade deshalb, weil man Stoff und Figuren schon kannte, immer ein Interesse beim Publicum erweckt, das weit über den dramatischen Werth hinausging. Selbst das verwerfliche Zerrbild, über das wir, wenn überhaupt von Kunst, ästhetischer Empfindung und Anmuth die Rede sein soll, unbarmherzig den Stab brechen müssen, die Travestie der griechischen Mythe durch die Librettisten Offenbach's können uns als Beispiel dienen. Nun ist ferner keine dramatische Gattung geeigneter als das Märchen, um alle anderen Künste, die der Bühne dienen, Musik, Tanz, Malerei heranzuziehen und mit der Poesie zu vereinigen, ja ich möchte behaupten keine mehr berufen der unseligen Verderbniß, in die sich heute Ballet, Posse, Decorationsstück, Operette, Melodram verirrt haben, ein willkommenes Feld zu bieten, zur Poesie zurückzukehren. Weshalb, da einmal der Geschmack des Publicums sich der decorativen Pracht, den Ueberraschungen der Maschinerie, dem Tanz in der Form, zu der sich diese Kunst aus- und verbildete, dem leichten Couplet zuwenden, ihm Alles das in Trivialitäten, in sinnlosen, in aller Poesie baaren Abgeschmacktheiten bieten? Gebt ihm Poesie, phantastische Märchenweisheit dazu, so hat es, was es verlangt; aber noch mehr: die Würde der Kunst ist gerettet, die Aufgabe der Bühne hergestellt. Mit einem Worte die Bühnen müssen die

Dichter ſuchen wenn ſie einen Balletſtoff oder ein Decorationsſtück gebrauchen, und die Dichter dürfen ſich ihnen nicht entziehen. Was ſie gebrauchen iſt nicht ſchwer zu finden, der deutſche Märchenſchatz trägt es ihnen reichlich entgegen.

Ich bin gewiß weit davon entfernt mir die Fähigkeit zuzutrauen, die Form für das dramatiſche Märchen ſchaffen zu können, aber verſucht habe ich es und bin mir der hohen Aufgabe bewußt geweſen, als ich für die Weihnachtsvorſtellung in Schwerin den geſtiefelten Kater ſchrieb. Die Tieck'ſche Bearbeitung des Märchens konnte ich nicht gebrauchen, denn ſie iſt dem großen Publicum durch ihre epigrammatiſchen Anſpielungen auf längſt vergeſſene literariſche und kritiſche Zuſtände völlig unverſtändlich geworden, und hat, gerade weil ſie den Hauptaccent auf dieſe Seite legt, an Naivetät und Poeſie verloren. Nichts deſto weniger konnte ich viel aus ihr lernen und namentlich, wenn ich mir die Darſtellung dieſer Bearbeitung, die ich, vom Dichter ſelbſt in Scene geſetzt, im Concertſaale des Berliner Schauſpielhauſes mit großem Intereſſe vor Jahren geſehen hatte, vergegenwärtigte. Ich darf mir aber getroſt nachſagen, daß ich jede Production, mit der ich vor das Publicum treten wollte, ernſt nahm, und mir die höchſten Ziele ſteckte, was vielleicht der Grund iſt, daß ich ſelbſt niemals mit meinen Arbeiten völlig zufrieden geweſen bin, und daß mich bei jeder vollendeten eine unüberwindliche Niedergeſchlagenheit ergriff, die erſt ſehr allmälig durchgekämpft werden mußte, ehe ich den Muth zu neuem Schaffen faßte. Für die literariſchen Seitenhiebe Tieck's, die er nicht allein auf der Bühne ſeinen Figuren in den Mund legte, ſondern durch eine Art von Chor, in Geſtalt von Zuſchauern, die er in die Proſceniumsloge geſetzt hatte (und unter denen das Bild des immer wieder einſchlafenden Kritikers, durch den alten Weiß köſtlich verkörpert, und des enthuſiaſtiſchen Böttcher, den Meiſter Döring in genialſter Weiſe durchführte, unvergeßlich bleiben), zwiſchen die Handlung werfen ließ, ſuchte ich mir eine vermittelnde Figur, die, theils eingreifend in die Handlung, theils aus dem Rahmen derſelben heraustretend, den Zweck der Vorſtellung, die Bedeutung und den Sinn des Märchens, ſeine Weisheit und Beziehungen zum Menſchenherzen dem Zuſchauer ausſprach. Ich hatte das nächſtliegende, das Märchen ſelbſt gewählt und übrigens die Handlung, den Humor deſſelben in voller Naivetät unberührt und unverändert gelaſſen. Lied, Tanz, decorative Illuſtration, wenn auch in beſcheidener Weiſe, mußten dem Eindruck zu Hülfe kommen, und wenn es auch mehr für die Großen als für die Kleinen verſtändlich geworden war, ſo hatten doch auch dieſe ihre Freude an dem dummen Gottlieb und dem klugen Kater, und horchten andächtig auf die Worte des ſchönen Märchens in dem bunten Flitterkleide. Das Stück iſt ſpäter noch an vielen Orten, zum Beiſpiel in Dresden, Leipzig und Braunſchweig, als Weihnachtsaufführung gegeben, und hat dann noch immer ſeine Zugkraft noch lange über die Weihnachtszeit hinaus bewährt.

Karl Immermann hatte ſchon lange vorher verſucht den Tieck'ſchen Blaubart auf die Düſſeldorfer Bühne zu bringen und auch in Berlin haben wir das phantaſtiſche Stück, ganz nach den Intentionen des Dichters, aufführen ſehen, ohne daß es dort noch hier das Publicum zu feſſeln vermochte. Das liegt aber nicht im Stoff, ſondern in der Behandlung deſſelben und doch müſſen wir dem Dichter dankbar ſein, daß er auf denſelben für die dramatiſche Belebung hinwies. Es ſei mir geſtattet, indem ich dieſen Dank hier ausſpreche, weit zurückzugreifen in meine Erinnerungen, und zurückzukehren, viele Jahre vor der Zeit von der ich hier ſpreche, und zwar zu meinem Be-

gegnen mit dem greisen Dichter selbst. Der König Friedrich Wilhelm IV. hatte den Führer der Romantiker, für den er längst große Theilnahme hatte, nach seinem Regierungsantritt aus Dresden nach Berlin gerufen. Uebersanguinische Gemüther hatten gehofft, es würde der Berliner Bühne damit ein neuer poetischer Stern aufgehen. Dem war nicht so, der Stern des Dichters und damit der Glanz der romantischen Schule, wie die kritische Autorität, die dieselbe sich zu erringen gestrebt hatte, waren längst im Verbleichen, wie überhaupt Berlin am wenigsten der Ort, diese wieder aufleuchten zu lassen. Nichts desto weniger dürfen wir die Gaben nicht vergessen, die die deutsche Bühne dieser Berufung und dem Impuls des geistvollen Königs verdankt. Ich erinnere einfach an Antigone und den Sommernachtstraum mit der Mendelssohn'schen Musik, ungerechnet den Einfluß, den der alte Meister auf einzelne Schauspieler, namentlich in Bezug auf das Verständniß Shakespeare'scher Rollen ausübte. Ludwig Tieck selbst fühlte sich nicht behaglich in der Vaterstadt Berlin, in der er so wenig Wurzel zu schlagen vermochte. In Dresden hatte er zu den Curiositäten der Stadt gehört und jeder der zahlreichen dort weilenden oder nach flüchtigem Aufenthalt durchreisenden Fremden wollte von einem oder mehreren miterlebten Leseabenden bei dem Dichter berichten können. An der Vortrefflichkeit dieses Vortrages wagte Niemand zu zweifeln, noch weniger diesem Zweifel Worte zu geben. Caroline Bauer hat uns in ihren Lebenserinnerungen in etwas den Schleier gelüftet über den Zauber dieser Leseabende und hätten wir es nicht schon gewußt, sie hätte es uns enthüllt, daß an dieser Unfehlbarkeit als Vorleser und Kritiker viel Gemachtes war, und noch mehr Nachgesprochenes. Grillparzer, in seinem jüngst veröffentlichten Tageblättern spricht sich noch abweichender aus. In Berlin, wo Ludwig Tieck keinen allgemeinen Einfluß auf die Bühne ausüben konnte, das Ansehen der Romantiker in der Literatur längst erschüttert war, schwand der Nimbus gewaltig und es konnte nicht fehlen, daß der eitle, auf sein Ansehn eifersüchtige Dichter, und mehr noch der kleine Kreis seiner literarischen Freunde, die gar erst nur dadurch eine Geltung bekamen, wenn sie in die Strahlen seiner verbleichenden romantischen Sonne traten, am meisten die „anmuthigen Freundinnen" des geistreichen „Freundes" es empfanden, wie das Ansehen schwand. Sie sorgten also dafür, die Mauer einer gewissen Unnahbarkeit um den Meister zu ziehen. Er las außer in Sanssouci beim König auch noch zuweilen in seinem Hause, aber seine Freunde führten nicht mehr dazu ein, ja, sie hielten zurück. Nicht mehr wie in Dresden hieß es: „Tieck wird lesen!" Man hörte nur: „Tieck hat gestern wieder, und wunderbar, in alter Frische gelesen!" Wer war dagewesen? Nur die Allerintimsten, meist Damen, die seit einem Menschenalter durch andächtiges Lauschen und wenn auch nicht jugendliche, doch dauerhafte Begeisterung sich bewährt hatten. Man mußte sehr gut empfohlen sein, um zugelassen zu werden und auch dann noch wurde man mit mißtrauischen Blicken betrachtet. Mit dem Ausspruch: „Tieck hat mir gesagt!", mit dem seine Freunde sich durch eine lange Literaturepoche wichtig und interessant zu machen wußten, war es nun gar vorüber. Der Zauberspruch hatte vollkommen seine Bedeutung verloren.

Ich war damals Student und in den ersten Anfängen meiner noch als tiefes Geheimniß gehaltenen literarischen Bestrebungen, aber ich hatte meinen Literaturunterricht in der Epoche der unerschütterten Autorität der Romantiker empfangen, in der Zeit, als das große Verdienst der unübertreff-

lichen Schlegel'schen Schakespeareübersetzung, das Verständniß dieses Dichters, das Durchbrechen seiner Anerkennung in Deutschland mehr als gerechtfertigt Ludwig Tieck angerechnet wurde. Ich hatte für den Phantasus geschwärmt und die Novellen für Perlen der deutschen Literatur gehalten. Immermann und Holtei hatte ich vorlesen hören, aber Beide hatten Tieck immer als ihren Meister anerkannt. Was war natürlicher, als daß ich sehnlichst wünschte, einem solchen Leseabend bei Tieck beizuwohnen? Gräfin Ahlefeldt hatte nicht geringe Schwierigkeit mir das durchzusetzen; wenigstens verschob es sich von Woche zu Woche. Die alte Gräfin Finkenstein, die „anmuthige Freundin" und Hausgenossin, Frau Professorin Steffens, die die Wirthin im Salon Tieck machte, wurden vielfach angegangen, aber sie hatten eine mißtrauische Antipathie gegen die „jungen Leute" und schließlich glaube ich, wurde nur erreicht, daß man mich dulden, meine Anwesenheit übersehen würde, wenigstens nahm mich Gräfin Ahlefeldt etwas verlegen mit und instruirte mich, ich solle mich ganz still im Hintergrund halten. Es war auch eine respectable Gesellschaft, in die wir traten, meist von alten Damen. Der Dichter saß schon an seinem Lesetisch in dem großen Zimmer mit den verstaubten Bücherregalen und den altmodischen Meubles. Seine Gestalt war gebeugt, nach einer Seite gezogen, aber aus den Augen blitzte noch immer das Feuer des Geistes, und die feinen Lippen umzog ein schlaues Lächeln, mit dem er leise, aber anmuthig und geistvoll über Kunst und Literatur plauderte. Die Gewohnheit, jedes seiner Worte als Orakelsprüche betrachtet und unter der Rubrik: „Tieck hat gesagt", weitergetragen zu wissen, blickte wol durch; aber es lag doch etwas überaus Anziehendes in diesen Gesprächen, denen ein weiches Organ und ein zwischen Ernst und Ironie die Mitte haltender Accent, der das Urtheil romantisch halb verschleierte, einen eigenthümlichen Ausdruck gaben.

Das war aber nur die Ouverture der Vorlesung. Nun traten die Freundinnen hervor, rückten Stuhl, Lampe, fragten flüsternd, ob Dies oder Jenes noch fehle, der Dichter dankte mit zierlicher Handbewegung, die Freundinnen warfen einen Blick durch das Zimmer, ob auch Jeder seinen Platz hätte und als auch sie erst saßen, wurde es feierlich still. Der Dichter schlug sein Buch auf: „Egmont von Goethe!" sagte er. Ein leises: „Ah!", das durch den Zuhörerkreis ging, ließ nicht errathen, ob das Dank für die Wahl, Ueberraschung, Vorfreude auf den zu erwartenden unbeschreiblichen Genuß oder nur der Ausdruck der Stimmung sei, daß es nun anfinge. Ich meinestheils war enttäuscht. Ich hätte lieber eine eigene Dichtung oder ein Holberg'sches Lustspiel gehört, als daß ich Goethe'sche Dichtung in den romantischen Kreis gezogen sah.

Nun begann die Vorlesung. Das altgewordene, aber weiche und sehr biegsame Organ that noch immer seinen Dienst. Die Bürgerscenen waren vortrefflich, wahre Meisterstücke. Kein komischer Effect blieb unbenutzt, die Stimmen wechselten leicht und ungezwungen. Da war nichts Forcirtes, nichts Uebertriebenes, nichts von der Bauchrednerei anderer Virtuosen dramatischer Vorleserei. Auch die Scenen der Regentin waren sehr interessant und Macchiavell so anschaulich gemacht, selbst durch den mimischen Ausdruck des Vorlesers, daß man das vollendet nennen mußte. Aber der alte Roué Egmont, der breite Polterer Alba, und endlich das fistulirende Clärchen mit ihrer zahnlosen Keiferin von Mutter — ich fiel immer mehr aus den Wolken meiner Illusionen, und schließlich hielt ich mich nur dadurch wach, das ich

den Zuhörerkreis beobachtete. Die alte Gräfin Finckenſtein ſaß in der Ecke des Sophas, das ihr Altersgenoſſe zu ſein ſchien, und ſchlief ſanft. Die Vorleſungen, die ſie durch ein langes Menſchenalter mit erlebt hatte, konnten freilich keinen großen Reiz mehr für ſie haben. Aber ſie hatte ſich auch gerüſtet. Ein breiter grüner Papierſchirm deckte ihr Geſicht und nur das leiſe Schwanken der ſteilen, magern Geſtalt konnte dem aufmerkſamen Beobachter verrathen, daß ſie nicht ganz bei der Sache war. Man ſah es, ſie hatte Uebung in dem Geſchäft, denn ab und zu wachte ſie auf und ſtreifte mit prüfendem Blick den Kreis. Wehe Dem, den ſie nicht mit dem Ausdruck hingebendſter Aufmerkſamkeit betroffen hätte! Man kannte ihre Controle und fürchtete ſie. Nichts deſto weniger wurde noch manche andere der Zuhörerinnen von der Abſpannung übermannt, und es war komiſch, mit welchen Mitteln jede Einzelne das zu überwinden ſuchte und ſich mit leiſe gehauchten Bewunderungsſeufzern von Zeit zu Zeit gegeu die Müdigkeit wehrte. Egmonts Klage, daß der holde Schlaf, der immer getreue Freud, ihn auch fliehe wie die übrigen Freunde, klang wie Ironie in dieſem Kreiſe, in dem Mancher den Armen, wenigſtens wegen dieſer Erfahrung, im Augenblick vielleicht gar beneidete. Aber der Held ging zum Tode, das Buch klappte zu und alle Zuhörer wachten auf. Und nun begann ein Umdrängen des Vorleſers, ein Danken, Bewundern, Schmeicheln in gedrechſelten Worten, in Superlativen, abgeriſſenen Ausrufen, die das Entzücken nicht in den Zwang einer geſchloſſenen Periode zu faſſen erlaubte. Der Dichter nahm dieſen gewohnten Tribut freundlich lächelnd hin, ohne ſich auf das „beſonders Bewundernswürdige dieſes Abends" genauer einzulaſſen. Wie unzählige Mal mochte er ſchon dieſe ſelben Redensarten gehört haben, und die bequeme Art, mit der er ſie einſtrich bezeugte die Gewohnheit. Für Jeden war dieſer Abend, wie er behauptete, ein unvergeßlicher, und ich glaube er iſt das nur für mich geweſen, den Einzigen, der es nicht ausſprach. Aber wie viel Illuſionen hat er mir zerſtört und wie brach mir nicht allein der Glaube an den Vorleſer ſondern an die ganze, durch Selbſtlob mühſelig zuſammengekittete Romantik über den Haufen! Aber ich wehrte mich lange dagegen, mir ſelbſt einzugeſtehen, daß es mit dieſen Illuſionen bei mir vorüber ſei, und noch einmal ſuchte ich Tieck leſen zu hören. Diesmal trug er ſeinen „Kaiſer Octavian" vor und freilich in viel vollendeterer Weiſe als damals den Egmont. Faſt hätte man den guten Alten in Verdacht haben können, daß es ihm gar nicht darauf ankäme die Goethe'ſche Dichtung in beſonders günſtiges Licht zu ſtellen. Wie er dann den Kaiſer Octavian den Hörern zugänglich machte, das war in der That meiſterhaft und kein Vorleſer würde ihm das nachthun. Aber das Gedicht hatte, wenigſtens für mich, keine Lebenskraft mehr und es ſchienen mir nur Strohpuppen ohne Fleiſch und Blut, nicht Menſchen, die uns vorgeführt wurden. Bei genauerer Betrachtung brach Alles haltlos zuſammen. Die Dichtung war eine veraltete Curioſität, die Vorleſung eine kunſtvolle Antike.

Wenn ich nach dieſer weit zurückgreifenden Abſchweifung zu meiner Schweriner Theaterleitung zurückkehre, ſo muß ich leider eingeſtehen, daß mich die Zeit nicht nachſichtiger gegen den Einfluß der Romantiker auf die deutſche Bühne gemacht hat. Selten konnte ich mit der Auffaſſung der Shakeſpeare'ſchen Charaktere durch Tieck mich einverſtanden erklären, und doch, wenn man ihm auch nicht beipflichtete, lernen konnte man immer von ihm. Die Schilderung der Aufführung von „Was ihr wollt" im jungen Tiſchler-

meiſter iſt mir eine werthvolle Studie für meine Inſceneſetzung des Stückes geweſen und ſeine Dramatiſirung der Märchen hat mir viele Fingerzeige gegeben, nicht allein, wie man es nicht machen muß, ſondern auch, wie man es machen kann.

VI.

Eines Tages erhielt ich eine ganze Reihe von größeren Stücken ein und deſſelben Verfaſſers auf ein Mal von Berlin zur Anſicht zugeſchickt. Der mir unbekannte Ueberſender ſchrieb dazu, er hätte zwar den Auftrag mir die Dichtungen zur Beurtheilung, reſp. zur Darſtellung vorzulegen, dürfe aber den Namen des Autors nicht nennen. Ich las die Sendung mit immer ſteigendem Intereſſe. Alle Stücke bekundeten genaue Kenntniß und Studium der Bühne, ſo daß man ſie ohne Ausnahme bühnengerecht nennen konnte, daneben eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit der Faſſung, vollkommene Herrſchaft über ſchwungvolle wohlklingende Versbehandlung. Wer konnte der Dichter ſein, der die Arbeit von gewiß mehreren Jahren zurückhielt und nun mit einer ganzen Reihe von Erſtlingswerken zugleich hervortrat, die nebenbei keinerlei Anfängerſchaft bekundeten? Welche Motive konnten dieſer Zurückhaltung, welche der überhaupt ſo ängſtlich bewahrten Anonymität zu Grunde liegen? Ich blieb nicht lange in Zweifel. Einzelne Geſpräche aus früheren Jahren mit dem Prinzen Georg von Preußen, die freilich in keiner Weiſe eine eigene Production verriethen, der Hinweis auf dramatiſche Stoffe, die ich hier ganz nach jenen Andeutungen ausgeführt fand, ja die ganze Art der Ueberſendung machten es mir gewiß, daß kein Anderer als der Prinz Georg der Dichter ſein konnte, um ſo mehr als ich ſein warmes Intereſſe für die Bühne, ſeine Studien, ſeine außergewöhnliche Theilnahme an jeder literariſchen Production kannte. Nur die Perſönlichkeit des Prinzen, die Rückſichten auf ſeine Stellung konnten auch die Zurückhaltung und dies Feſthalten an ſtrengſter Anonymität erklären. Prinz Georg hatte in wiſſenſchaftlichem und künſtleriſchem Streben, in dem Verkehr mit den hervorragenden Vertretern der Literatur und Kunſt, in den Freuden des eigenen Studirzimmers Erſatz finden müſſen für Entbehrungen, die gerade in der Zeit friſcheſter Jugend die Rückſicht auf ſeine Geſundheit ihm auferlegte. Wenn ihm nun auch ſeine Stellung dieſen Verkehr, dieſe Studien nach vielen Richtungen erleichterte, wenn ſie ihm Gelegenheit gab, auf Reiſen Wiſſen und Geſchmack zu erweitern und zu bilden, ſo legte ſie doch auch manche conventionelle Feſſel auf und gar mit eigener Production herauszutreten, namentlich als Dramatiker das Urtheil des großen Publicums herauszufordern, war ſo ungewöhnlich für einen Prinzen des preußiſchen Hofes, daß es von dem Dichter, mehr noch aus Rückſicht auf Andere, als auf ſich ſelbſt, lange für eine Unmöglichkeit angeſehen wurde. Aber der Drang des Schaffens läßt ſich nicht zurückhalten, und wo er, nicht aus flüchtiger Liebhaberei, ſondern aus wahrer Begabung und ernſtem Streben entwächſt, wird er auch endlich alle Schranken der Rückſichten brechen. Das iſt das Dämoniſche in jeder Künſtlernatur, die ſich ſelbſt, ihre eigenſten und verborgenſten Empfindungen Preis geben muß, mag ſie nun dagegen kämpfen oder nicht. Hier hatte ich wieder einen ſchlagenden Beweis für dies unbezwingbare Müſſen. Die Blüthe der Production muß ſich an das Licht der Oeffentlichkeit hervordrängen, durch alle Hemmniſſe, durch Dornen und Stein hindurch, wenn der Keim der Begabung in echten künſtleriſchen Boden gelegt iſt. Hier ſah ich den erſten ſchüchternen

Schritt in die Oeffentlichkeit, wenn er auch meinte noch unbemerkt und verdeckt auftreten zu können. Es geht aber einmal nicht mit der Anonymität. Was wirklich ist und was dasteht in der Welt und im Leben, mag sich noch so viel Masken vorhalten; denn, werden sie nicht abgerissen, so blickt schließlich doch das wirkliche Gesicht hindurch oder der Augenblick kommt, wo die Maske unbequemer wird als das freie Antlitz. Da giebt es keine Wahl mehr, das Talent muß schaffen, und die Production muß an's Licht.

In dem vorliegenden Fall konnte ich alle Bedenken des Dichters nachempfinden und verstehen, theilte aber doch dem Uebersender der Stücke mit, daß ich keinen Zweifel über die Person des Autors hätte, und fragte, ob es mir, natürlich unter Bewahrung des Geheimnisses, gestattet sei, eines der Stücke in Schwerin zur Aufführung zu bringen? Bereitwilligst wurde das zugestanden.

Ich hatte mich sehr bald für eine schwungvolle und von der oft versuchten Bearbeitung des Stoffes sehr abweichende Behandlung der Phaedra entschieden, schon weil diese Tragödie des Ungewohnten, von dem hergebrachten Zuschnitt unserer Bühnenstücke Abweichenden weniger hatte als die anderen, und ich meinte sie leichter in der dringend verlangten Anonymität halten zu können. Bei diesem Stücke war ich auch eines anerkennenden Erfolges sicher und ich fühlte die Verantwortlichkeit, die ich übernahm, indem ich einen Autor znm ersten Mal auf die Bühne einführte und damit einen entscheidenden Schritt für seine ganze literarische Zukunft wagte. Bei der Phaedra war ich sicher, daß er nicht verunglücken konnte, schon weil ich bei der Bearbeitung eines antiken Stoffes nur auf den gebildetsten Theil des Publicums rechnen durfte. Das große Publicum geht an diese Stoffe ohne Theilnahme und ohne Kritik. Die anderen Stücke machten entweder Anforderungen an die Darsteller, denen ich nicht durchgehend sicher war genügen zu können, oder schlugen so eigenthümliche Wege ein, daß ich nicht wußte, ob mein Publicum, das gegen das Neue Mißtrauen und gegen das Ungewohnte Scheu zu haben pflegte, so willig als ich wünschte, auf dieselben eingehen würde. Die Inscenirung des Stückes schon gewährte mir eine ganz besondere Freude und die Dichtung wurde mir lieber, je mehr ich mich mit derselben beschäftigte. Das ging auch meinen Schauspielern so, die mit regem Eifer und in poetisch gehobener Stimmung an ihre nicht leichte Aufgabe gingen und diesen Eifer bei allen Wiederholungen bewahrten. Es ist sehr leicht durchzufühlen, ob ein Schauspieler eine Rolle mit Vorliebe wählt, weil sie ihm die laute Anerkennung des Beifalls einträgt und in ihrer Dankbarkeit sichern Erfolg verbürgt oder weil sie ihn in gehobene poetische Stimmung versetzt, erwärmt, erhebt und der Darsteller in dieser edlern Hingabe den Gesammteindruck, dessen Verdienst er theilt, über den Applaus stellt, den er allein einerntet. Diese letztere Hingabe trat mir schon in den Proben der Phaedra deutlich entgegen und ich suchte ihr durch die poetische Ausschmückung der Bühne meinentheils förderlich zu werden. Man glaubt gar nicht, mit wie Wenigem man da wirken, Farbe, Ton und Stimmung geben kann. Da es nicht die Aufgabe dieser Blätter ist, die aufgeführten Dichtungen kritisch zu beleuchten, was der Phaedra gegenüber, die über eine ganze Reihe von Bühnen, in jüngster Zeit in einer polnischen Uebersetzung sogar über eine ausländische schritt, und überall den verdienten Erfolg errang, auch vollkommen überflüssig wäre, so sei es mir gestattet, wenigstens von meinen decorativen Versuchen und ihren Erfolgen zu berichten.

Der zweite Act spielte auf Naxos und handelt von dem Verlassen der Ariadne durch Theseus und ihre Befreiung durch Dionysos. Ich zeigte einen kahlen, öden, felsigen Meeresstrand, an dem sich an einer Seite ein schroff aufsteigender hoher Fels mit der Fernsicht auf das unbegrenzte Meer erhebt. Kein Reiz der Vegetation sollte den Ort freundlich schmücken, der Eindruck des Unbewohnten scharf hervortreten, das Geschick, einsam zu bleiben an demselben mit seinem ganzen Schrecken klar werden. Ueber den Vordergrund zogen sich Felsenpfade und zerstreute Steinblöcke lagen ungeordnet umher. Das Bild des Unwirthlichen, Verlassenen noch schärfer zu bezeichnen, hatte ich ganz in den Vordergrund auf einer Seite den Altar des Dionysos hingestellt, dreikantig aus Steinen aufgerichtet; um aber gleich den Eindruck des Ungepflegten zu geben, war er von wuchernden Schlingpflanzen, namentlich von lebendigen Epheuranken vollkommen überwachsen. Man sah es, daß der Ort mindestens im Kreislauf eines Jahres von keinem Menschen betreten, das gottgeweihte Heiligthum ungepflegt, in Einsamkeit geblieben war. Die Decoration gab der Handlung des Actes in allen Momenten die richtige vorbereitende Stimmung, die Vorahnung des Verlassenwerdens, das tief Traurige des Verlassenseins in der Einsamkeit und ließ im Gegensatz dazu die bachantische Lust, den Schmuck der weinumrankten Stäbe, die die Bachanten in der Lust schwangen, üppig hervortreten. Und als nun die wilde Schaar die Ranken vom Dreifuß des Gottes riß und sich um denselben gruppirte, wurde diese kleine decorative Andeutung nicht allein vollkommen verstanden, sondern brachte eine Wirkung hervor, wie sie die kunstvollste Maschinerie nicht überraschender hätte erzeugen können Der in der Dichtung fast episodische Act kam ganz besonders glücklich zur Geltung, und als nun das Stück mit dem dritten Aufzug in den vollen dramatischen Conflict eintrat und denselben mit der dem Dichter eigenthümlichen Knappheit bei reicher Handlung zu Ende führte, war der Erfolg ein gesicherter und entschiedener. Die Aufführung des Stückes in Schwerin traf aber auch eine besonders glückliche Stunde. Die gehobene Stimmung, mit der, wie schon erwähnt, die Schauspieler sämmtlich an das Stück gingen, gab ihr einen unbeschreiblich poetischen Zauber. Es lag gewissermaßen wie Sonnenschein über der ganzen Darstellung, die mir dadurch unvergeßlich ist. Frau Otto-Martineck überragte sich selbst in der Rolle der Phaedra. Nie war sie mir poetisch umglänzter erschienen als in dieser Darstellung, nie war bei ihr die Leidenschaft tragischer und doch so plastisch maßvoll hervorgebrochen. Der Moment des ersten Actes, in dem sie, die unausgesprochene Liebe hoffnungslos im Herzen, aus dem Vaterhause flieht und als einzigen Trost nach der Leier greift, um sich an der Kunst im Busen zu erheben, war von höchster dramatischer Schönheit, und das Landen in Athen, das Herabsteigen vom hohen Schiffe, mit dem Lorbeerkranz um die Stirn, die goldene Leier im Arm, das erste Begegnen mit Hippolyt waren eigenthümlich begnadete, künstlerisch vollendete Momente. Herrn Feltscher's in ruhigem Maß gehaltener Theseus, die männliche Schönheit des Herrn Bethge als Hippolyt und die anmuthige Ariadne des Frl. Röckel schafften, Jeder in seiner Weise, mit an dem Erfolg, der wie ein poetisch veredelnder Hauch über die Bühne zog, und als solcher nachklang. Ich hatte den Dichter zur Aufführung eingeladen, aber mein Brief kam auf Umwegen zu spät, später noch als die Kunde des Erfolgs und es hätte ohnehin der Einladung keine Folge gegeben werden können, ohne sofort die Anonymität zu gefährden, wo nicht sicher zu zerreißen.

Mit der war es nun ohnehin ein ſchlimmes Ding. Das Stück hatte doch zu viel Aufmerkſamkeit erregt, um nicht nach dem Autor zu forſchen. Die Auskunft, die ich hartnäckig verweigerte, ſteigerte die Neugierde nur noch mehr. Es wurde auf alle möglichen und unmöglichen Autoren gerathen und wenn ich auch nur ganz ungerechtfertigte Vermuthungen zurückwies, ſo machte ich doch dadurch den Kreis, in dem geforſcht werden konnte, immer enger. Namentlich die Damen zeigten eine hartnäckige und feine Spürkraft, bis ſie, ſchließlich alle Correſpondenzen und Bekanntſchaften in Bewegung ſetzend, ſo ziemlich auf die richtige Fährte kamen. Sie ſcheuten ſich ſogar nicht ihre Vermuthungen als Gewißheit auszuſprechen, ja ſich auf Eingeſtändniſſe meinerſeits zu berufen, von denen gar keine Rede war. Es wäre ermüdend, alle die zum Theil recht fatalen Conflicte zu erzählen, in die mich dieſe Forſchungen und halben Entdeckungen brachten und die nahe daran waren, mir die Freude an dem Erfolge des Stückes zu verkümmern. Nur ſo viel: die neue Erfahrung vermehrte nur noch meine Abneigung gegen alle Anonymität, wenn dieſelbe nicht eine ganz ſchnell vorübergehende iſt, und die Ueberzeugung, daß es doch unmöglich, ſie auf die Länge feſtzuhalten. Wo ſie nicht unbedingt durch die Verhältniſſe geboten iſt, ſchließt ſie, ſelbſt unbeabſichtigt, eine Täuſchung, ein Düpiren des Publicums ein, das dies immer verſtimmt.

Dieſe erſte Aufführung war aber doch nicht ohne Bedeutung für den Dichter. Der Wunſch, ſeine Productionen dem Urtheil des Publicums übergeben zu können, wurde immer lebhafter; der Druck, nur auf den allerengſten Freundeskreis mit der Beſprechung der Dinge, die ihn am meiſten beſchäftigten, angewieſen zu ſein, immer laſtender. Die Production, einmal vollendet, war etwas Selbſtſtändiges, Lebendiges geworden und forderte ihr Recht. Das konnte nicht anders ſein. Es war mir vergönnt, freilich erſt mehrere Jahre ſpäter, in etwas dazu beitragen zu können, den Bann zu brechen, den Schleier zu heben und dem Dichter den Weg zu öffnen, frei mit ſeinen, nun ſchon zu einer ſtattlichen Zahl herangewachſenen Werken vor die Oeffentlichkeit zu treten. Ach, wäre dieſer erſehnte Weg nur nicht immer und für alle ein dornenvoller und blieben die einzigen Stunden voller Befriedigung nicht doch nur die des ſtillen, heimlichen Producirens! Der Weg auf's Theater iſt kein beglückender. Sicher hat das auch der Dichter, der uns jetzt beſchäftigt, empfinden müſſen; aber wir dürfen uns nicht über die Schmerzen beklagen, die die Production uns ſchafft, wenn wir ſie nicht zurückdrängen können, und die Freuden, die ſie giebt, empfangen. Dieſe aber liegen nicht in dem mehr oder minder großen Erfolg, ſondern im Schaffen ſelbſt.

Am 19. December 1864 war „Phaedra" zum erſten Mal in Schwerin aufgeführt. Das Geheimniß der Productionen des Dichters war doch in immer weitern Kreis gedrungen, wie das nicht anders ſein konnte, aber die Wiſſenden hatten es treu unter ſich bewahrt und faſt unbegreiflich iſt es, daß man bei Hof noch nichts davon wußte. Nur dem für alles geiſtige Schaffen ſo warmen und ſelbſt künſtleriſch ſo reich begabten kronprinzlichen Paar hatte ſich der Dichter anvertraut und volle Hingabe und anerkennendſte Theilnahme gefunden. Nun fügte es ſich, daß die Frau Kronprinzeſſin im Herbſt 1864 eine bereits angetretene Reiſe nach England aus Geſundheitsrückſichten aufgeben und den Geburtstag, den 21. November, nicht in der Heimat ihrer Kindheit, ſondern in Potsdam feiern mußte. Die Umgebung bemühte ſich, um die Wehmuth der immerhin ſchmerzlichen Reſignation zu überwinden, eine Zerſtreuung zu ſchaffen und den Tag beſonders feſtlich zu ſchmücken.

Eine Aufführung in dem reizenden und erinnerungsreichen Theater im Neuen Palais in Potsdam wurde beschlossen, eine Dichtung des Prinzen Georg dazu gewählt, ja man hatte die Kühnheit, die Darstellung Dilettantenkräften anzuvertrauen. Mir wurde die schwierige Aufgabe übertragen, das Stück in Scene zu setzen. Es war ein einactiges Drama ausgewählt, „Electra", dem Stoff nach ein Nachspiel zur Iphigenie in Tauris. Orest und Pylades kommen mit der geretteten Iphigenie in die Heimat zurück und finden Electra an einen Mann niedern Standes vermält. Der aufbrausende Orest, der darin einen neuen Schimpf seines Hauses sieht, will den Bund trennen, die gottbegeisterte Priesterin tritt versöhnend zwischen die Geschwister und die Liebe der Gatten, der Segen des Hauses, sühnen freundlich den Fluch, der im Zorn der Götter auf dem Geschlecht liegt. Die Dichtung war ganz geeignet, ein Fest des Hauses poetisch zu feiern. Die Darsteller, die nach bestem Wissen zusammengeworben wurden, unterzogen sich mit größter Hingabe ihren Aufgaben, und, das sei gleich vorausgesagt, führten sie zum Theil nicht allein mit unverkennbarer Begabung, sondern sogar mit einer fast künstlerischen Vollendung aus. Aber das Stück stellte sich als zu kurz für einen Theaterabend und allein zu plastisch einfach für eine Festvorstellung heraus, und doch durfte nichts Fremdes hinzugefügt, es durfte nicht aus dem Mittelpunkt herausgerückt werden. Ich beschloß also, vielleicht nicht ganz nach der Intention und dem Wunsch des Dichters, der sich aber mit liebenswürdigster Resignation Allem fügte, dem Stück einen scenischen Prolog und einen auf die Feier des Tages bezüglichen decorativen Abschluß zu geben. Für den Prolog hatte man Friedrich Eggers, den ich, trotz vieler gemeinsamer Freunde, damals noch nicht kannte, herangezogen und er übernahm es nicht allein die Einleitung zu dichten sondern dann auch selbst zu recitiren. Er sollte, als Rhapsode, das Geschick der Atriden bis zum Beginn unseres Stückes erzählen und lebende Bilder, die zu componiren Professor Oskar Begas übernommen hatte, sollten die Erzählung illustriren. Für den Schluß hatte ich nun der Darstellerin der Iphigenie ein kurzes Weihegebet in tönenden Anapästen gedichtet, nach welchem die Schutzgötter des Hauses, die Grundidee des Stückes auf die Feier des Tages hinüberleitend, den Segen für dasselbe im Bilde ausdrückten. Der Dichter sah mit Recht, vom Standpunkt seines Stückes aus, in diesem fremdartigen Schluß eine Verkümmerung seines plastisch ruhigen Austönens. Das gesänftigte Meer nach den verderblich aufwühlenden Stürmen des Geschicks hatte er zeigen wollen und nun zog ich ihm noch einmal alle Götter des Olymps in Person in sein Gedicht. Aber wie gesagt, er fügte sich und ließ es geduldig geschehen, daß ich dem Theatereffect und der Festanforderung des Tages einen Theil der poetischen Idee seines Stückes opferte. Einen etwas schwierigern Kampf hatte ich mit Professor Begas, den ich ersucht hatte, auch das Schlußbild zu gestalten. Er weigerte sich entschieden, und zwar aus allerbegründetsten künstlerischen und ästethischen Rücksichten. Die Idee sei eine unklare, die allegorische Verwendung der Göttergestalten streife an die Offenbachiaden und müsse komisch wirken. Er hatte recht als Künstler, aber ich hatte es auch als Regisseur, und schließlich schlossen wir den Compromiß, daß er mich nicht hindern wolle, meinerseits das Schlußbild zu stellen, daß er aber zu dieser Profanation die Hand nicht bieten könne, noch wolle. Ich kann nicht verschweigen, daß er sein Compromiß brach, denn als der Augenblick kam, war er da und

half nach Kräften zum Gelingen eines ihm mit vollem Recht durchaus widerstrebenden Theatereffectes.

Mit ganz besonderer Bewegung ging ich daran die Vorbereitungen auf der kleinen Bühne zu treffen, die mir in mehr als einer Beziehung geweiht erschien. Hier hatte der große Friedrich, der das Theater bauen ließ, mit Voltaire den Alexandrinern der französischen Tragödien gelauscht, hier waren unter Friedrich Wilhelm III. so oft die harmlosen Blüthen deutscher Lustspieldichtung vorgeführt, aufheiternd und gleich erfreulich für die Darsteller wie für die Zuschauer, hier hatte für Friedrich Wilhelm IV. Ludwig Tieck den Sommernachtstraum in Scene gesetzt und Felix Mendelssohn stand dort im Orchester am Dirigentenpulte und ließ die unsterbliche musikalische Illustration des phantastischen Gedichtes zum ersten Mal ertönen. Schatten, Alles Schatten — aber sie hatten den Raum geweiht und ich darf die Schwäche gestehen, es war mir wie ein freundlicher Traum für die Zukunft, mit meiner bescheidenen Kraft auf demselben Boden noch eine Reihe von Darstellungen zu Stande bringen zu können, die auch ihren Platz hätten in der Geschichte dieser Bühne. Ich weiß, daß ich einmal lange allein in dem Theatersaal saß und an Vergangenes denkend Pläne schmiedete für die Zukunft.

Am 21. Nov. 1864 füllten sich nun die Räume des prächtigen kleinen Theaters und der Vorhaug rauschte auf. Friedrich Eggers, der Rhapsode, gelehnt an eine Säule, die Rolle mit seinem Gedichte in der Hand, recitirte einer Gruppe von Zuhörern in griechischem Gewande die allbekannte Mythe von dem Zorn der Götter, und von Zeit zu Zeit theilte sich der Hintergrund und plastisch schön geordnet zeigte sich im Bilde, was das Wort uns berichtet hatte. Dann schloß sich das Stück an in edler, schwungvoller Sprache und die Gestalten, auf die uns das unbelebte stumme Bild vorbereitet hatte, wurden lebendig vor uns. Und zum Schluß senkte sich der Horizont der Hintergardine, ein reiches Bild war aufgebaut, aber es fiel nicht aus der Stimmung, in die die Dichtung uns versetzt hatte, Alles fügte sich harmonisch in einander und befriedigend schloß der Festabend. Für den Dichter der Phaedra und Electra hatte er aber seine besondere Bedeutung, die weit über den Erfolg fortgriff, den Dilettantenkräfte eben seiner Dichtung errungen hatten. Die hemmende Anonymität war gebrochen und er durfte seine Dramen, wenn auch immerhin mit Rücksichten, die andere Dichter nicht beengten, der Oeffentlichkeit übergeben. So war es mir vergönnt gewesen, wie damals mit der Aufführung der Phaedra, den Weg zu bahnen, der dem deutschen Theater eine neue, edle schaffende Kraft zuführte.

Mir aber brachte diese Aufführung im Theater des neuen Palais in Potsdam ein sehr werthvolles Lebensgeschenk, dessen ich mich freilich nur wenige Jahre freuen durfte — die Freundschaft, die ich mit Friedrich Eggers schloß. Es ist hier nicht der Ort über seine kunsthistorische Bedeudung, sein Wissen, seine künstlerische Begabung zu sprechen, wenn auch sein ganzes Leben davon erfüllt war und sein Streben sich in seiner ganzen Person ausprägte. Den Kern bildete doch sein jung gebliebenes Herz, der Freundschaft fähig, wie mir kaum ein anderes im Leben sich zeigte, voll Hingabe, Begeisterung und Zutrauen. Immer wieder war er das vereinigende, zusammenhaltende Princip, immer auf's Neue wußte er die Freunde um sich zu sammeln, sei es nun in väterlichem Wohlwollen für die Jüngeren, die er mit der eigenen reinen und edlen Begeisterung für Kunst und Poesie zu erfüllen wußte, sei es in brüderlicher Treue gegen die Altersgenossen, die er zu

gemeinsamen Streben versammelte. Er machte die jungen ernst und die älteren machte er jung. Fast zu viel beschäftigt, wie er war, konnte man sich seltener als man wünschte seines Verkehrs erfreuen, aber man wußte doch, daß er da war, daß man auf seine Freundschaft vertrauen konnte, und Eins stand fest: so oft ein Geburtstag in meiner Familie gefeiert wurde, trat er zu früher Morgenstunde, meist pünktlich gegen acht Uhr, ein und diese Zugehörigkeit hielt er aufrecht. „Nun muß Eggers gleich kommen!" hieß es an jedem Geburtstagsmorgen. Er wird nicht mehr kommen, aber bleiben wird er in der Feststunde und sein Andenken sich so frisch erhalten als seine Freundschaft es gethan hatte. Für alle seine Freunde aber — und mir ist niemals ein Mensch begegnet, der so viel Freundschaft zu erwerben gewußt, und so reich zu erwiedern vermocht hätte, als er — wird sein Andenken ein Band der Vereinigung bleiben, und er hat ihnen so ein Erbtheil hinterlassen, das fortlebend die Freundschaft bewahrt, aus der er selbst so früh geschieden.

Dem Dichter der Phaedra brachte der Theaterabend im Neuen Palais zunächst die Aufführung dieses Stückes auf dem königl. Theater in Berlin, und es war ein freundlicher Zufall, daß die später so glänzende Darstellerin der Titelrolle, Frau Johanna Jachmann-Wagner, auch bei der Aufführung der Electra zugegen war und zum Gelingen derselben mit Rath und That beitrug. Hatten wir uns nun zwar schon seit Jahren des Verkehrs dieser so wunderbar begabten, der edelsten Kunstrichtung nachstrebenden und jede künstlerische Aufgabe veredlenden Frau, erfreut: so hat doch das Zusammenwirken bei der Aufführung der Electra die Beziehungen fester geknüpft und neben der Freude des Verkehrs ist uns mancher Beweis treuer Freundschaft von der Künstlerin geworden, der die Kunst nur das vorwerfen kann, daß sie ihren Dienst als Sängerin zu früh und viel zu früh als Schauspielerin aufgab Ihr künstlerisches Schaffen ist noch zu frisch im Gedächtniß Aller, als daß es hier mehr als eines erinnernden Hinweises bedürfte. Das Ideal edelster Plastik ist mit ihr von der deutschen Bühne geschieden und um von vielen nur zwei ihrer Gestalten zu nennen: als Elisabeth im Tannhäuser wird sie nie zu erreichen, als Iphigenia kaum zu übertreffen sein. Es war ein besonders glückliches Geschick für die Phaedra des Prinzen Georg, daß sie dieselbe verkörpern konnte, denn kaum wird die deutsche Bühne wieder eine Künstlerin kür diese Rolle finden, die so seltene Gaben des Geistes und der Erscheinung vereinigt, um uns die von Apoll Entsprossene, von dem Licht des Sonnengottes umstrahlte, von dem Feuer des Gottes der Poesie durchglühte Phaedra so glänzend zu zeigen.

Einſt und Jetzt.

Reminiscenz aus der Knabenzeit von Karl von Holtei.

Mag unſer Einer wer weiß wie breitſpurig und ſchwatzhaft ſeines langen Lebens Begebenheiten ausgeplaudert und, auf die Geduld nachſichtiger Leſer trotzend, Bücher angefüllt haben mit ihm wichtigen Dingen, welche Fremden wie Lappalien erſcheinen müſſen . . . dennoch entdeckt er bei ſpäter prüfender Durchſicht ſolcher Bücher, daß er neben höchſt gleichgiltigen und entbehrlichen Kleinigkeiten mancherlei Ereigniſſe mit Stillſchweigen übergangen hat, welche der Mittheilung einigermaßen würdiger geweſen wären. Sie erwachen erſt wieder aus dem Schlummer der Vergeſſenheit durch zufälligen Anſtoß von Außen.

So iſt es mir vielfach ergangen. Ich habe den „Vierzig Jahren" verſchiedene Nachträge in verſchiedenſter Form folgen zu laſſen mich erkühnt. Es wäre längſt an der Zeit ein Ende damit zu machen und von einem unbedeutenden Daſein zu ſchweigen, welches ohnedies bald zu Ende gehen muß. Dieſer Abſicht darf ich mich auch rühmen. Nur um gütigen Aufforderungen, Beiträge für geachtete Zeitſchriften betreffend, zu genügen, laſſ' ich mich noch bisweilen verführen und wühle dann ausnahmsweiſe im Staube der Vergangenheit; eine Inconſequenz, die ſich vielleicht eher entſchuldigen läßt, wenn ſie Stoff bietet Einſt und Jetzt mit einander zu vergleichen, was in nachſtehenden Zeilen verſucht werden ſoll.

Ende Auguſt 1861 kam ich, nur auf einige Tage, in die Vaterſtadt, wo ich zwar ſchon März und April zugebracht, mich aber durch geſellige Anſprüche und das ſchlechte Wetter jener Jahreszeit verhindert geſehen hatte, in der völlig veränderten, theilweiſe neu erſtandenen Heimat recht umher zu ſchauen. Dazu wollte ich die ſchöne, faſt ſchon herbſtelnde Uebergangsperiode in den klaren September benutzen. Die Mehrzahl näherer Bekannter und Freunde ſollte noch von ihren Ausflügen in die Ferne zurückkehren. Ich blieb mir und meinen Entdeckungen nach Wunſch überlaſſen. Da fand ſich denn auch ein großer, wie durch Zauber entſtandener Stadttheil (eine neue Stadt neben der alten, deſſen Beginn ich wol noch geſehen,) deſſen Umfang und Ausbreitung mich nun wie ein Traum bedünkte. Beſonders wenn ich mich in die Kindheit verſetzte und den damaligen Anblick mit dem heutigen verglich. Prachtvolle Gebäude bilden weite Plätze und Straßen, wo ich als Knabe über einen leeren, hier und da von Moräſten und übelriechenden Gräben durchſchnittenen Anger gelaufen bin. Hier, hundert Schritte von der zierlichen Villa meines Freundes und Verlegers haben wir, da man ſchrieb 1810, alſo vor einem Jahr über's halbe Hundert, die „Sommerwohnung" mit dazu gehörigem Garten inne gehabt, die bei den beſcheidenen Anſprüchen, wie ſie damals noch gemacht wurden, für eine hübſche, zufriedenſtellende galt. Das hat ſich nun ſehr geändert; ob zum Vortheil der Welt, darüber mögen Klügere denn ich urtheilen!

Es iſt freilich wol, ſo weit mein Gedächtniß reicht, ein Häuschen geweſen, welches dem Jungen ganz ſtattlich erſchien, ſich nach jetzigen Begriffen aber ärmlich genug ausnehmen dürfte. Ob es gleich den meiſten ſeiner Gattung ſammt mehreren benachbarten zu einem großen Gebäude umgeſchaffen worden iſt? . . . oder ob es noch ſteht? . . . Ich kämpfte lange mit mir und meiner Neubegier, bis ich mich entſchloß, danach zu ſuchen . . . Ein Freudenſchrei entrang ſich der Bruſt des weißbärtigen Kindes. Ja, da ſtand es, unverändert, zwiſchen hohen Mauerwerken, klein, dürftig in ſeiner ehemaligen Verfaſſung. Die ſchmale Eingangsthür, die niedrigen Fenſter; dort zur linken Seite hatten ſich „Mutter und Tante“ eingerichtet; rechts liegt das Zimmer, welches man mir Preis gegeben; auf den Hofraum hinaus gingen die Stuben, in denen unſere Dienſtboten untergebracht waren; Alles dicht-enge beiſammen; dünne Wände von Fachwerk; ſchief hängende hölzerne Läden . . . hier an dieſen donnernd, nah bei meinem Nachtlager, hat der Nachtwächter mich mit dem Rufe „Feuer!“ aus dem Bett geſchreckt, als ein Schornſteinbrand aufſtieg, den der „große Condé“, unſer tapferer Diener, mit naſſen Lappen unterdrückte. Bei der Küche vorbei gelangte man in den Garten . . . o, die üppigen Weinſpaliere! Die Fülle blauer und grüngelber Beeren, von denen vorzeitig genaſcht wurde! Und an der Grenze des Gartens ein Sommerhäuschen, wo ich Kaninchen züchtete . . . lauter liebliche Bilder, denn auch der Feuerlärm war luſtig!

Ja, wo jetzt Paläſte prunken, bin ich über dürres Gras wie wahnſinnig gelaufen, ſobald die Nachmittagsſchulſtunden überſtanden waren, habe mich außer Athem gerannt, um nur einige Minuten früher in's Freie zu gelangen.

Auf dem wüſten Anger trieben ſich in ſehr gemiſchten Gruppen unzählige Jungen herum, die ich nicht verleumde, wenn ich ſie gemeine Gaſſenjungen, viel verſprechende Taugenichtſe nenne. Zwiſchen dieſen zeigten ſich ſporadiſch die Söhne armer, doch redlicher und anſtändiger Anwohner jener Gegenden, unter welchen ſich auch Mitſchüler befanden, und welchen ich mich an Mittwoch- und Sonnabendnachmittagen bisweilen anſchloß. Wir hielten uns zwar von den unbeſchuhten Schaaren abgeſondert — weniger aus Stolz, als aus Furcht vor jener ſtets zu Händeln aufgelegten Mehrzahl — konnten aber doch nicht verhindern, daß allerlei gefährliche Berührungen und Reibungen ſtattfanden, daß ausgeſprochne Gegnerſchaften ſich bedrohten. War doch ſchon von mehreren unſerer kampfbereiten Quartaner eine große Schlacht in Ausſicht geſtellt worden, die endlich entſcheiden ſollte, welche von beiden Parteien auf dem Anger die Suprematie in Anſpruch nehmen dürfe?

Ich gehörte nicht zu den „Chauviniſten“, das will ich beſchwören. Im Gegentheil hegte ich entſetzliche Furcht vor der wilden Bande, die ſich, wo es Streitigkeiten um ihr geringes Mein und Dein gab, furchtbar in die Haare gerieth. War ich nicht (ich geſteh' es: ſehr entfernter) Zeuge geweſen, daß von beiden Seiten aus entlegneren Gegenden der Vorſtädte mit wildem Geheul Hülfstruppen zuſammengerufen wurden und daß die Schlägerei währte, bis zuletzt ein lebensmüder Polizeidiener herbeiwankte, den höhniſches Gelächter begrüßte, der niemals einen der Schlingel erwiſchte, und von vergeblicher Hetze abgemattet, ſeinen mit ſchrillem Pfeifen und pöbelhafteſten Schimpfreden gefeierten Rückzug antreten mußte? Ich ſehe den unglücklichen Veteranen aus dem Siebenjährigen Kriege, den ein grauſes Geſchick mit ſolchem „Ruheposten“ belohnt hatte, noch deutlich vor mir; beſäß' ich einiges Talent für bildende Kunſt, ich könnte ſein wolgetroffenes Portrait liefern mit

der violettrothen Naſe darin (lieber Gott, der gequälte Menſch braucht bisweilen Stärkung!). Von dieſem war in ernſten Conflicten kein Beiſtand zu hoffen.

Er blieb denn auch in der That aus, gerade als er nöthig geweſen wäre. Denn eines Tages aus der Schule über den Anger wandernd fand ich mir vorangeeilte Schulgenoſſen im heftigſten Kampfe wider eine ihnen an Streitern vielfach überlegene Zahl jugendlicher „Bummler“ . . . Bereicherung deutſchen Sprachſchatzes, von der 1810, ſo viel ich weiß, noch nichts bekannt war.

Es handelte ſich um ein Taſchenmeſſer, ein Prachtſtück mit mehreren Klingen, welches der Beſitzer des zum höchſten Fluge an langer Schnur emporſteigenden Papierdrachens auf dem Boden liegen gelaſſen und deſſen ſich Einer aus der feindlichen Partei diebiſch bemächtigt hatte. Schmähwörter flogen hin und her, Beſchuldigungen und unverſchämte Entgegnungen. Ich wähnte, glaubte vielmehr, das corpus delicti, als ich mich dem Knäuel der Beſchuldigten genähert, in die Taſche des Spitzbuben verſinken geſehen zu haben. Ich war ſo unvorſichtig mich an der Sache zu betheiligen und in's allgemeine Geſchrei als wolbeſtallter Augenzeuge einzuſtimmen. Vorübergehende Männer wurden aufmerkſam . . . ſie ſchritten Rettung bringend auf uns zu . . . die wilde Rotte ſtob auseinander, wurde flüchtig, doch auf ihrem Rückzuge ließen die Frechſten aus dem Haufen Drohungen hören, daß ſie ſich noch fühlbarer als diesmal an uns rächen würden.

Bedenkliche Ausſichten für künftige Begegnungen!

Wir beſchloſſen von nun an, nur in Geſellſchaft und mit „Linealen“ bewaffnet (Quartaner durften ja keine Stöcke tragen) über den Anger zu ziehen. Es gab Helden unter uns, die ſich auf „die Schlacht“ freuten; es fehlte nicht an minder Kampfluſtigen. Ich will abermals bekennen, daß ich zu Letzteren gehörte; weniger aus Furcht vor höchſt wahrſcheinlichen Hieben, als aus Abſcheu vor dem indianiſchen Kriegsgeheul, welches jene Halbwilden auszuſtoßen pflegten.

Doch kam es zu Nichts. Denn der Vater des Beraubten wollte nicht dulden, daß ein Weihnachtsgeſchenk von einigem Werthe auf dieſe Weiſe verloren gehe. Er hatte auf Unterſuchung gedrungen und ſchon in nächſtfolgender Woche begegnete uns der alte Polizeimann, ſecundirt von einem kräftigern Begleiter, welche ein Häuflein mit Stricken aneinander gebundener Uebelthäter vor ſich her trieben. Der Meſſerdieb befand ſich natürlich darunter. Doch hinderte ihn die bevorſtehende Züchtigung keineswegs, ſeine ſchmutzige Fauſt noch drohend gegen uns zu erheben, ſo hoch wie die Verſtrickung mit den Genoſſen es ihm geſtatten wollte.

Nach Eintritt des Herbſtes haben die Meinigen ihre Villeggiatur aufgegeben. Mir ſind unſere Feinde nirgend mehr ſichtbar geworden; aber das boshaft verzerrte Antlitz ihres Anführers, des „Meſſerjungen“, wie wir ihn im Schuljargon nannten, behielt ich im Gedächtniß. Auch träumte ich häufig von ihm und von einem blutigen Kampfe. Nach und nach iſt dieſes Bild verblichen, wie ſo viele andere und hat ſich erſt nach vollen einundfünfzig Jahren wieder gezeigt, als es erweckt wurde durch den Beſuch unſerer damals faſt einſam ländlichen, jetzt inmitten großſtädtiſcher Umgebungen gelegenen Sommerwohnung.

Digitized by Google

II.

„O Straßburg, o Straßburg, Du wunderſchöne Stadt", erklang es vom Rathhausthurm in feierlich-ſiegverkündenden Erzklängen herab auf die in Andacht lauſchende Menge. Tropfen dankbarer Freude glänzten in ſchönen Augen; Zähren entſagender Betrübniß rollten über bleiche Wangen, gefallene Krieger beweinend. Es war um Mittagszeit. Hell und klar leuchtete die Sonne in's Gewühl. Man reichte Freunden die Hand, man rief Bekannten zu: Glück auf! Deutſchland für immer! Man lächelte Fremde freudig nickend an, als wären es Vertraute.

Mir wurd' es zu viel; ich hielt im Gedränge nicht aus. Es giebt Zuſtände, wo das Menſchenherz für ſeine Empfindungen keinen Raum zu haben meint, wo es ſich eingeengt fühlt in ſchmalen überfüllten Gaſſen, wo es „im Freien" freier zu ſchlagen hofft. Nur fort aus dem Lärm, mag er gleich Freude kund geben! Dieſer Volksjubel wird zuletzt doch ein äußerlicher, ſtrebt zu augenſcheinlich nach der Bierkneipe. Wahrhaft beglückende Freude will ungeſtört bleiben, damit ſie nach Innen wirken könne.

So ſchwamm ich recht eigentlich wider den Strom und zwängte mich zwiſchen den dem Hauptplatz zuwogenden Maſſen hinaus „in's Freie!"

Wer will die feinen, Spinnweben vergleichbaren Fäden, unterſuchen, welche ſich kaum fühlbar in Leitſeile verdichten und verdicken, woran der ſeinen Träumen hingegebene Menſch dahin oder dorthin gelenkt wird? Keines Forſchers Fleiß, keines Denkers Weisheit ergrübelt ihren Urſprung; menſchlichem Auge ſind ſie zu dünn, zu zart. Dennoch üben ſie nicht ſelten unwiderſtehlich nachhaltige Gewalt auf Menſchenſchickſale, führen oft auf Pfade, deren Ausgang wichtige Entſcheidungen bringt. Das geſchah nun freilich heute nicht mit mir; wenigſtens nicht in bemerklicher Weiſe, ſo daß ſich der Einfluß dieſer Stunde auf's weitere Daſein verfolgen ließe. Aber Bedeutung für mich gewann dieſe ſcheinbar zufällige Wanderung trotzdem, weil ſie mir den Abſtand von Jetzt gegen Sonſt zeigte.

Nicht gar fern von der oben erwähnten ehemaligen Gartenſommerwohnung, an der ich vorüber ging, mit allerlei Rückblicken auf damals in Ruinen liegende, durch Feindes Hand in die Luft geſprengte Feſtungswerke, zwiſchen deren Trümmern wir aus der innern Stadt auf unſern „Anger" gelangten, fanden ſich erhebende Vergleiche bei Betrachtung reicher Baulichkeiten an einſt verödeten Stätten. Wie damals zeigten ſich auch jetzt franzöſiſche Uniformen, nur daß ihre Träger nicht als übermüthige Unterjocher, ſondern, daß ſie als Kriegsgefangene einherſchritten, und gerade heute, theils noch ungläubig, zweifelnd, theils niedergeſchlagen, belebtere Gegenden vermieden. Das gab ſchroffe Gegenſätze zu meinen Knabenerinnerungen, und als ſollten dieſe dem Greiſe noch ſchärfer fühlbar gemacht werden, bemerkte ich hier und da, je weiter ich mich in jüngſt entſtandene Stadtviertel verirrte, neben hoch emporſteigenden ſtolzen Gebäuden, auch kleine hüttenartige, wie aus Vergeßlichkeit ſtehen gebliebene Häuschen aus alter Zeit, die ſeltſam gegen ſo vornehme Nachbarſchaft abſtachen.

Vor einem der niedrigſten hielt ein geringes Fuhrwerk, mit ſchlechten Kohlen beladen und beſpannt mit einem großen, dürren Hunde, halb Wolf, halb Hyäne, deſſen boshafte Blicke nichts Gutes verhießen. Um dem verdächtigen Thiere nicht zu nahe zu kommen, bog ich aus und hatte daran ſehr wohl gethan, denn es ſchnappte ſchon nach mir, wies mir dumpfknurrend die

Zähne und zerrte an den Strängen, um mich noch zu erreichen. Ein auf der andern Seite der Straße vorübergehendes Mädchen rief mir zu: „Nehmen Sie ſich ja in Obacht vor dem glup'ſchen Thiere; mir hat's neulich ein Loch in den Rock geriſſen!"

Es iſt hier weder Ort noch Raum ſich auszuſprechen über die gegenwärtig beliebte Hundeſchinderei, die ſämmtlichen Thierſchutzvereinen und jeglicher Straßenpolizei zum Hohne ſich immer mehr ausbreitet und ſo ſchamlos um ſich greift, daß man vor Erbarmen mit den gemißhandelten Thieren lieber gar nicht ausgehen möchte, ſorgten ihre rohen, grauſamen Quäler nicht zugleich dafür, die unſeligen Creaturen zum wildeſten Wettgebell und Geheul anzulernen und ſo das Mitleid der Hörer in gerechte, wenn auch ohnmächtige Wuth zu verwandeln. Um dieſes Capitel zu erſchöpfen, müßten lange Aufſätze geſchrieben werden; eine Mühe, die unterbleiben kann, weil ſie vergeblich angewendet und verſchwendet wäre. Mich betreffend, hab' ich meine ſchwachen Nerven anzuklagen, und Diejenigen zu bewundern, welche mit ſtärkeren begnadet ſind. Deshalb lehn' ich mich im Bewußtſein gänzlicher Hülfloſigkeit gegen keinen Unfug dieſer Gattung auf, eile nur, möglichſt raſch aus deſſen Bereich zu kommen . . . aber geradezu von ſolchen Beſtien ſich anfallen und beißen laſſen will der harmlos Vorübergehende doch auch nicht. Deshalb blieb ich bei dem ſcheußlichen Geſpann ſtehen und ſah mich rechts und links nach irgend welchem Beiſtand um, auf deſſen Zeugenſchaft ich mich berufen könnte, ſobald in Erfahrung gebracht wäre, wen man als Inhaber ſolch gefährlicher Equipage anzuklagen habe.

Natürlich zeigte ſich außer dem längſtentſchwundenen Mädchen im zerriſſenen Kleide keine Seele mehr. Warte nur Einer auf Hilfe, dann bleibt ſie ſicher fern. Nachdem ich lange genug gewartet, erhob ich die Stimme und rief, nein ſchrie, nach „dem Hunde, dem der Hund angehörte!" Das war unſchicklich, jedenfalls höchſt unvorſichtig und hätt' es mir eine Tracht Schläge zugezogen, durft' ich mich nicht beſchweren. Ich ſollte noch mit heiler Haut wegkommen. Mein Geſchrei hatte gewirkt. Ein ſehr alter Mann trat gebückt aus der ſchmalen Hausthür:

„Was giebt's?"

Auch der für die neuerdings wieder in Aufnahme gebrachten Märchen von ſpiritualiſtiſchem Wunderkram Ungläubigſte wird mitunter Momente haben, wo ihn bedünken will, er könne zum Propheten, zum Hellſeher ſich aufſchwingen. Etwas von dieſer Ahnung durchzuckte mich, da ich meinem Herrn Altersgenoſſen (der Unterſchied konnte nur wenige Jahre betragen) in's Geſicht ſchaute. Es war durchwühlt vom langen, mühſeligen, wol nicht immer ehrlich geführten Kampfe um's Daſein; war ärger mitgenommen als das meinige . . . und dennoch fand ich aus dieſen zerſtörten Zügen den wilden, frechen Jungen heraus, der vor einem halben Jahrhundert das Meſſer geſtohlen und den ich ſpäter an des rothblaunaſigen Halteſeſt's dickem Bindfaden zappeln geſehen hatte. Von dem, was man gemeinhin „Aehnlichkeit" nennt, war keine Spur mehr vorhanden. Dennoch erkannte ich ihn, hegte nicht den leiſeſten Zweifel, daß er derſelbe ſein müſſe.

Zunächſt aber brachte ich meine Beſchwerde gegen den ohne Aufſicht gelaſſenen biſſigen Hund vor.

„Das geht mich nichts an; der Hund gehört dem Jungen; das iſt ſein Geſchäft, der Kohlenhandel an Talg (on détail wollt' er ſagen). Erſt haben wir ein Pferd dazu gehabt, da ging's noch beſſer und ich that mit. Die

Schindmähre hielt's auf die Länge nicht mehr aus; wir mußten ſie ſchlachten. Viel gute Biſſen ſind nicht dran geweſen. Auf ein andres Roß wollt's immer nicht reichen. So ſind wir auf den Hund gekommen und ſeitdem bekümmere ich mich weiter nicht drum. He, Peter, hier iſt Einer, der will Scandal anfangen von wegen Deinem Viech!"

Aus dem Hofraum ſchritt ein kecker, kaum ſiebzehnjähriger Burſch, an einem Cigarrenſtengel mehr kauend als rauchend, deſſen erſte Bewegung darin beſtand, dem verhungerten Thiere Fußtritte zu ertheilen. Dann fragte er, nicht ohne Beſorgniß: ob ich gebiſſen worden ſei?

Auf meine Verneinung dieſer Frage erwiederte er mit ſpöttiſchem Lachen:

„Nu, was wollen Sie denn hernach? Sie können ja aus dem Wege gehen, wenn Sie ſo furchtbar (furchtſam) ſind."

„Ich bin dankbar für Ihre großmüthige Erlaubniß; erſt aber wollen wir doch an gehöriger Stelle entſcheiden laſſen, ob dieſer Weg für uns Fußgänger, oder für Ihren Köter beſtimmt iſt?"

Dabei holte ich ein Schreibtäfelchen aus der Taſche und notirte mir die Hausnummer.

„Siehſt Du", ſprach der Alte, „ich hab' Dir ſchon oft geſagt, Du wirſt Verdruß kriegen." Und dann zu mir ſich wendend, ſetzte er hinzu: „Sie glauben gar nicht, was ich mich ärgern muß mit dem Bengel! Er iſt nämlich meiner verſtorbenen Tochter Sohn, hat keinen Vater gehabt und ſeitdem ich nichts mehr verdiene ſoll Er den Biſſen Brod ſchaffen. 'S iſt auch danach. Und ſein Hund iſt gerade ſo ſchlecht erzogen wie er."

„Wer hat mich denn erzogen?" fragte der unverſchämte Enkel.

„Du haſt Dich wol ziehen laſſen? Prügel hab' ich nicht geſpart, aber hat's denn 'was geholfen? Jetzund, wo er ſtärker iſt als ich, möcht' er ſie mir am liebſten zurückgeben, hielt' ich ihn nicht etwa noch ein Biſſel im Reſpect mit meinem Teſtamente. Denn vermach' ich's ihm nicht ausdrücklich, dann erbt er das Häuschen nicht, und ſind auch Bruderskinder da, die auf mein Hinſcheiden lauern. Damit zwing' ich ihn zur Noth, den undankbaren Grobian, wie ſie denn heute zu Tage ſind."

Dieſe vertrauliche Eröffnung, die Herr Peter freilich nur mit verächtlichem Grinſen begleitete, ſänftigte meinen Groll, wenigſtens gegen den Alten und ich ſtimmte einen andern Ton an:

„Wenn Ihr ſelbſt einſeht, daß ich im Rechte bin, ſo will ich durch eine gegen Euch einzulegende Beſchwerde Euren Aerger nicht mehren; um ſo weniger, als wir wahrſcheinlich alte Bekannte ſein dürften."

„Wir zwei Beide, als wie ich und Sie? Das müßte curios zugehen."

„Beſinnt Ihr Euch noch auf die Zeit, wo ringsum in dieſer Gegend Anger, Wieſe, Sumpf und Feld zu erblicken war, und nur einzelſtehende ärmliche Häuſer gleich dem Eurigen zerſtreut lagen?"

„Ob ich mich beſinne? Das iſt unſere beſte Zeit geweſen; dazumal waren wir Jungen die Herren auf dem Platze, weit hinaus bis in die Dörfer, die jetzo mit zur Stadt gehören. Da konnten wir unſere Freiheit rechtſchaffen genießen."

„Außer wenn Ihr Eurer ein halbes Dutzend mit Schnüren zuſammengekoppelt, dort hinein, zwiſchen ehemaligen Feſtungsmauern, durch das finſtere Thor über die Stadtgrabenbrücke getrieben wurdet, um in einem gewiſſen Hauſe über eine gewiſſe Bank gelegt den Lohn ausgezahlt zu empfangen, der den in ungezähmter Freiheit verübten Großthaten gebührte? Wie? Gedenkt

Ihr noch des ſchönen dreiklingigen Einſchlagemeſſers beim Drachenfluge? Ich müßte mich ſehr irren, wäret Ihr's nicht geweſen, der mir im Schlachtgewühl unterſchiedliche Püffe ertheilte!"

„Donnerwetter, was iſt das? Warten Sie nur . . . ja . . . richtig, das Meſſer! Die vielen Stadtjungen! Wir kriegten ſie klein, keine Sache nicht! Aber der verfluchte Kerl, der blaunaſige . . . ja, ja, ſie haben uns drinnen übergelegt und calabriſch durchgehauen . . . das iſt längſt überſtanden, thut nicht mehr weh . . . nur daß ich's Meſſer hab' 'rausrücken müſſen, das wurmt mich heute noch."

„Warum habt Ihr's hergegeben?"

„Was Du nicht weißt, dummer Lümmel? Hätt'ſt Du's vielleicht nicht hergegeben, wenn der Vater von dem Stadtjungen und die Polizeileute Dich feſthalten und Dir die Taſchen umdrehen?"

„Doch nicht! Eher hätt' ich den Rackern alle drei Klingen in die Rippen geſtoßen!"

Ich hatte zur Genüge. Ganz gegen Knigge's Vorſchriften brach ich die Unterhaltung ab, den „auf den Hund gekommenen Großvater" kurz grüßend, und Herrn Peter dem Verkehr mit einem ſeiner würdigen Hunde überlaſſend. Im Gehen ſtiegen mir mancherlei trübe Gedanken auf, die ich jedoch bald niederſchlug, indem ich mir ſagte: „Wir dürfen nicht vergeſſen, daß wir in der Fortſchrittsepoche leben!"

Zwei Jahre ſind ſeitdem vergangen. Wir ſchreiben 1872. Auf der Stelle, welche Peters gehofftes Erbtheil trug — (ob es ihm und ſeinem Hunde noch teſtamentariſch zugefallen, weiß ich nicht) — erhebt ſich bereits ein himmelhohes Haus, dem ſich nicht nachrühmen läßt, daß es von architektoniſchen Reizen überladen ſei, welches hingegen bei immer höher geſteigerten Vermiethungszinſen deſto höhere Reize darbieten dürfte . . . weniger für die Miether, als für die ſpeculativen Erbauer. Auch ein Fortſchritt, über den ſich Niemand beſchweren darf. Dafür genießen wir ja Freizügigkeit, unter deren Panier das edle Meſſerſpiel fühlbar gedeiht.

Mich mahnen dieſe Zuſtände an Friedrich Rückert's inhaltſchweres Lehrgedicht vom Kinde und dem Dornenhage, den der nachgiebige Vater niederſchlagen ließ für „freiern Spielraum".

Als das Kind ſich ſpäter beklagte, daß ihm nun der Garten geplündert werde, entgegnete der Vater: „Du mußt geduldig warten, bis Gott den ſchützenden Zaun wieder anwachſen läßt; das geht nicht ſo raſch wie's Niederſchlagen. Künftig trachte nicht nach Vernichtung aller Schranken, denn nur dieſe geben Sicherheit und Genuß."

Gedichte von Hermann Kletke.

1. Der erste Schnee.

Wann kommt, o Herz, der erste Tag,
Der dich vom Glück der Jugend trennt?
Wann schlägt zuerst der bange Schlag,
Der laut zum Alter sich bekennt? —

Es schleicht gemach, es kommt heran,
Man weiß nicht wie, man weiß nicht wo,
Man weiß nicht wann, o Himmel, wann?
Doch muß es sein — es ist ja so.

Nicht kam es ungestüm im Lauf,
Um Einlaß pocht es drohend nicht,
Riß auch das Thor nicht heftig auf —
Doch plötzlich sieht man sein Gesicht.

Nun ist es überall zur Hand —
Da spürt ihr wie ein schmerzlich Weh
Und kehrt euch ab — ja auf dem Land
Liegt schon der frischgefallne Schnee!

2. Gott hat das Leben.

Ob mich die Welt haßt, ob mich die Welt liebt,
Ob sie ein Glück nimmt, ob einen Traum giebt —
Sie kann nichts nehmen, sie kann nichts geben,
Sie hat das Scheinen nur: Gott hat das Leben!

Kurz ist die Traumlust, kurz ist das Leid auch,
Rasch wie ein Herzschlag, leicht wie ein Lenzhauch;
Leid muß verschmerzen, Lust muß verbeben,
Hier ist das Scheinen nur: dort ist das Leben!

Es ist ein Schein nur, der mir das Herz kränkt,
Rasch läuft der Pfad ab, der von der Welt lenkt;
Sie kann nichts nehmen, sie kann nichts geben,
Sie hat das Scheinen nur: Gott hat das Leben!

3. Noch sind sie mein!

Es weht mich an so feucht und leise,
Der Nebel birgt mir See und Boot —
So, Herz, ist deine Pilgerreise,
Und dein Begleiter ist der Tod!

Denn immer ruft es: Scheide, scheide!
Und immer winkt ein frisches Grab,
Und immer zieht mit neuem Leide
Es thränenvoll den Blick hinab.

Mein war die Lust der goldnen Tage,
Der Blüthe Hauch, der Blume Pracht —
Doch nein, mein sind sie noch: ich trage
Ihr holdes Traumbild durch die Nacht.

Ich sammle liebend jede Blume,
Ich reihe träumend Bild an Bild —
Was blieb uns je zum Eigenthume
Als ein Erinnern lieb und mild?

4. Der Sandmann.

Zwei feine Stieflein hab' ich an,
Mit wunderweichen Söhlchen dran,
Ein Säcklein hab' ich hinten auf,
Husch! trippl' ich rasch die Trepp' hinauf;
Und wenn ich in die Stube tret',
Die Kinder beten das Abendgebet,
Von meinem Sand zwei Körnelein
Streu' ich auf ihre Aeugelein,
Den frommen Kindern soll gar schön
Ein froher Traum vorübergehn.
Nun risch und rasch mit Sack und Stab
Nur wieder jetzt die Trepp' hinab,
Ich kann nicht länger müßig stehn,
Ich muß noch heut' zu Vielen gehn, —
Da nicken sie schon und lachen im Traum,
Und öffnete doch mein Säcklein kaum!

Anmerkung der Red. Wir haben obige Gedichte der Gesammtausgabe der „Gedichte von Hermann Kletke" (Berlin, Schroeder, 1873) entlehnt, um sie den Lesern des „Salon", welchem der Dichter schon so manche liebe, sinnige Gabe gespendet hat, freundlich zu empfehlen. Es liegt in der Sangesweise Kletke's ein Zauber der Wehmuth, welche der Seele wohlthut, ohne sie zu beengen; es sind einfache Klänge voll Wahrheit und Wärme, sanfte Melodien, denen man in allen Stimmungen gerne lauschen mag. Sie kommen von Herzen, darum gehen sie zu Herzen.

Berthold Seemann.

Von Adolf Ebeling.

II.

„In den Morgenstunden ist das Gewühl in London noch nicht einmal sehr bedeutend", sagte Seemann mit der ihm eigenthümlichen Ruhe, „aber Nachmittags zwischen zwei und vier Uhr muß man es sehen, dann ist es doppelt und dreifach so stark." — „Um Gottes Willen", rief ich, „warten wir den Nachmittag nicht ab, ich habe schon an dem Vormittag genug und fast zu viel!" ... und wir begaben uns nach dem nicht weit davon gelegenen Fish-street-hill, um die dortige Denksäule zu besteigen (the monument, wie sie im Volke kurzweg heißt), die zur Erinnerung an den furchtbaren Brand vom Jahr 1666 errichtet wurde. Es war, als sollte sich auch bei dieser Calamität das Privilegium Londons, als der ersten Stadt von Europa, bewähren, denn jene Feuersbrunst, die über acht Tage dauerte und gegen fünfhundert Straßen mit mehr als vierzehntausend Häusern und sechsundachtzig größeren und kleineren Kirchen in Schutt und Asche legte, ist die großartigste und entsetzlichste, die überhaupt in den Geschichtsbüchern aller Völker und Zeiten verzeichnet steht .... es war wie ein Weltuntergang und die damals noch sehr abergläubische Bevölkerung Londons, die bereits ein Jahr vorher durch die Pest decimirt worden war, glaubte wirklich den jüngsten Tag gekommen. Der Zufall wollte, daß wir gerade am 2. September dort oben standen, demselben Tage, dem Datum nach, an welchem vor zweihundert und einem Jahre der Brand ausgebrochen war ... jetzt schauten wir aus der schwindelnden Höhe nach allen Richtungen der Windrose hinab: so weit die Blicke reichten, ein einziges Häusermeer, nur hier und da von den grünen Parks und Squares unterbrochen, die wie Inseln hervortauchten aus diesem Ocean; und dann die von Fahrzeugen wimmelnde Themse mit ihren unzähligen Brücken und dem unabsehbaren Mastenwalde, und majestätisch unter uns Westminster und noch majestätischer, fast bis hinein in die Wolken reichend, die Kuppel der Paulskirche mit dem riesigen goldenen Kreuz, das die Seefahrer bei klarem Wetter schon in der Nordsee als einen schimmernden Stern am westlichen Himmelsrande gesehen haben wollen ... Doch genug, wenn ich anders mein obiges Versprechen halten will, denn es scheint mir beinahe, als wäre ich schon unwillkürlich in das rechte Gleis gekommen und dürfe nur so fortfahren, um doch eine Schilderung von London, wenigstens en miniature, zu geben. Aber all' diese Bilder stürmen plötzlich so gewaltig und zugleich so lebhaft auf mich ein (wer einmal London besucht und näher kennen gelernt hat, dem bleibt, denk' ich mir, die Erinnerung davon für sein ganzes Leben), daß ich mich ihrer nur schwer erwehre und auch deshalb den Leser bitte — es war ohnehin der erste Tag meines Aufenthaltes — noch einen Blick auf den Tower werfen zu dürfen, bevor ich nach Hause gehe. Er lag noch dazu auf unserm Heimwege.

Heiter und anziehend ist allerdings der Eindruck des Towers nicht, im Gegentheil, schon seine äußere Erscheinung ist unheimlich und düster und wird erschütternd und grausenhaft, wenn man sich die blutigen Schreckensscenen vergegenwärtigt, von denen jeder einzelne dieser zwölf Thürme ein stummer Zeuge war .... stumm allerdings, aber doch auch wieder beredt, denn wie nach der Legende einst sogar die Steine gesprochen haben, so erzählen uns diese Mauern die Gräuel früherer Jahrhunderte, wo noch Königthum gleich-

bedeutend war mit tyrannischer Willkür und Mißachtung der heiligsten Menschenrechte. In Paris haben sie die Bastille, diesen französischen Tower und gleich dem englischen, ein Schauplatz monarchischer Gräuel, im wilden Volksaufruhr zerstört und geschleift, aber den Franzosen hat diese That keinen Segen gebracht, denn sie sind seit jener Zeit von einer Revolution zur anderen getrieben worden und gehen eben jetzt, wenn sie sich nicht energisch ermannen, ihrer völligen Decadenz entgegen — in London haben sie die Zwingburg stehen lassen, wie ein ernstes Memento jener dunklen Vergangenheit und das englische Volk ist weiter und weiter fortgeschritten auf der Bahn der Freiheit und der Intelligenz, so daß es jetzt, politisch wenigstens, an der Spitze der europäischen Civilisation steht. Da wird ein Rückblick auf dies Stück Mittelalter inmitten der modernen Umgebung lehrreich und interessant, und die Towerwächter, die in ihrem mittelalterlichen Costüm aus der Zeit Heinrich's VIII. frappant aussehen wie Pique- und Carobuben und sich überaus gravitätisch benehmen, locken uns sogar ein flüchtiges Lächeln ab. Freilich nannte ich soeben gerade den grausamsten und wildesten Despoten, unter dessen Schreckensherrschaft nicht allein das meiste, sondern auch das edelste und unschuldigste Blut im Tower geflossen ist. Man denke nur an die schöne Anna Boleyn und an die noch schönere Katharina Howard (ihr reizendes Portrait von Holbein sah ich später in Windsor), an Thomas Morus und an Fisher .... selbst der Block und das Beil, die zu ihrer Hinrichtung gedient haben, werden uns noch gezeigt und sogar die Blutspuren auf beiden, die aber sehr an die Luther'schen Tintenflecke auf der Wartburg erinnern. Eine endlose Reihe von blutigen Schatten zieht außerdem an uns vorüber und die meisten königlicher Abkunft .... Die erlauchten Gefangenen durchschritten das Thor des sogenannten Blutthurms, Glanz und Größe und die Träume des Ruhms und die Festlichkeiten eines üppigen Hoflebens mit der engen, dumpfen Kerkerzelle und der Folterkammer vertauschend, Jahre lang dahinsiechend in Noth und Verzweiflung, bis sie endlich „der Mann im rothen Mantel" von ihren Leiden erlöste. — Die düsteren Gewölbe erdrücken uns und man sehnt sich hinaus in's Freie nach Sonnenlicht und frischer Luft und dem erquickenden Grün der mit Geranien und Petunien eingefaßten Rasenplätze, welche die Thürme rings umgeben.

Lassen wir daher die Rüstkammern mit den geharnischten Rittern zu Fuß und zu Pferde, die wir schon anderswo in Museen und Zeughäusern gesehen haben und auch die Regalien, d. h. die Krondiamanten, die in dem nach ihnen benannten „Juwelenthurm" aufbewahrt und gegen eine kleine Extragratification von six pence gezeigt werden. Freilich ist dort auch die Krone „unserer geliebten und allerhuldreichsten Souverainin, Königin Victoria Majestät" zu sehen, aber gerade diese ist ihrer Trägerin sehr schwer geworden .... wie ja die kostbarste aller Kronen der Welt (im Werth von sieben Millionen) bekanntlich diejenige des unglücklichsten aller Könige, Ludwig's XVI. ist, die noch heute im Louvremuseum aufbewahrt wird, aber wohlverstanden, in geschickt nachgemachten Glasflüssen, sonst hätte die Commune sie wahrscheinlich als gute Beute erkärt. Lassen wir also die Kronen und — springen wir hastig auf einen der vielen hundert vorüberjagenden Omnibusse .... der Kutscher, der aussieht wie ein Gentleman, nickt uns gnädig zu und hält auch für einen Moment seine Rosse an, und wir fahren zurück nach Islington, in Seemann's gemüthliches home.

Das war auch, ehrlich gesagt, der Hauptgrund, weshalb ich das düstere

Towerbild hier geſchildert, um nämlich einen frappanten Contraſt zu gewinnen mit dem ſo überaus heitern und freundlichen Bilde, das ich jetzt dem Leſer vorführe. Und daß mich nur ja die Leſerin auch dahin begleite.

Man konnte ſich auch in der That nichts Lieblicheres und Heimiſcheres als dieſes home; ein kleines Tusculum, voll friedlicher Ruhe, fernab von dem wilden Wagenlärm der Weltſtadt und doch wieder nahe genug, um die City entweder mit der unterirdiſchen Eiſenbahn (ein neues Wunder von London) oder mit einem Omnibus oder Cab in kaum einer Stunde zu erreichen. In London bewohnt bekanntlich Jeder, der es nur irgendwie ermöglichen kann, ein eigenes Haus für ſich allein, groß oder klein, vornehm oder einfach, aber dies Haus iſt doch ſein eigen und er iſt Herr und König in ſeinem Hauſe — gewiſſermaßen die practiſche Verwirklichung der habeas corpus-Acte, welche die perſönliche Freiheit in England ſo ſicher und hoch ſtellt. Mit dieſem home (der Deutſche kann es wenigſtens mit „Heim" wiedergeben, der Franzoſe hat gar kein Wort dafür) hängt die Gaſtfreundſchaft der Engländer, die wol in keinem andern Lande ſo liberal und ſo weit gehend geübt wird, auf das Engſte zuſammen. Iſt man einmal als Gaſt in einem Hauſe aufgenommen, was allerdings nicht gleich einem Jeden und auch nicht ſofort nach flüchtiger Bekanntſchaft von heut' auf morgen gewährt wird, ſo iſt man Freund und Familienmitglied, und der herzlichſte Händedruck und der zutraulichſte, innigſte Blick, ach, oft aus wunderſchönen, unwiderſtehlichen Augen wird dem Gaſte zu Theil.

Ein Gärtchen befindet ſich faſt vor jedem Hauſe und dasjenige meines Freundes zeichnete ſich durch eine prächtige Fächerpalme in der Mitte und durch ſonſtige ſeltene Tropengewächſe vor den übrigen aus; ſchon daran, meinte ich, würde ich das Haus unter vielen Hunderten erkannt haben. Unten zur ebenen Erde liegt ſtets das gewöhnliche Wohnzimmer, das ſogenannte breakfast-room, das zugleich als Speiſezimmer dient. Das gemeinſame Frühſtück des Morgens gegen neun Uhr iſt alsdann der Inbegriff der Gemüthlichkeit und alles Deſſen, was der Engländer mit dem einen Wort Comfort bezeichnet; ich freute mich immer von einem Tage zum andern darauf und es überkommt mich jetzt, wo ich dies ſchreibe, ein wehmüthiges, ach mehr als das, ein tiefſchmerzliches Heimweh und nicht allein nach jenen frohen, hellen Zeiten, ſondern mehr noch nach jenen guten, vortrefflichen Menſchen, die längſt dahin ſind. Gewaltſam dränge ich die Thräne zurück, aber ich wende doch den verdüſterten Blick nach oben mit der Frage: „Warum ſo früh hinüber und ſo erbarmungslos herausgeriſſen aus dem ſchönen Leben, das ſo golden und heiter vor ihnen lag und ihnen nach menſchlichem Ermeſſen noch eine Fülle von Glück und Freude verhieß? ...." Keine Antwort, denn „die Mitternacht iſt ſtumm", oder wir vernehmen das ſchreckliche Dichterwort:

„Greis, im Frühling brech' ich Roſen."

Aber noch ſind ſie nicht verwaiſt und leer, dieſe freundlichen Räume, im Gegentheil, ſie ſind anmuthig belebt durch eine liebenswürdige, geiſtreiche Gattin, durch zwei ſchöne Kinder, einen Knaben von zwölf und ein Mädchen von acht Jahren und endlich durch den Hausherrn ſelbſt, der ſo zufrieden und glücklich iſt im Kreiſe der Seinen, die er oft auf halbe oder ganze Jahre verlaſſen muß, aber deren Bild ihn durch die fernſten Länder und Meere begleitet, wo ihn nur der Gedanke an das Wiederſehen tröſtet, der wie eine lächelnde Fata morgana täglich vor ſeiner Seele ſteht.

Und wie gern, wenn ich nur den Raum dazu hätte (denn ich werde ohnehin schon sehr lang), wie gern schilderte ich hier jetzt gleich die Frühstücksstunde selbst, dies charakteristische Bild englischer Häuslichkeit, das man auf dem Continent vergebens suchen würde. Ich verweise aber die Leserin, wenn sie auch das Buch schon kennt, denn dergleichen liest man mehr als ein Mal, auf die allerliebste Schilderung eines Londoner Frühstücks in dem interessanten Buche meines verehrten Freundes R.: „Tag und Nacht in London", das ich hier leider nicht so empfehlen und loben darf, wie ich wol möchte und wie es dasselbe in so hohem Grade verdient, weil eben der Verfasser zugleich der Herausgeber dieser Blätter ist.

Abends zur Theestunde kamen zahlreiche Freunde zum Besuch und die unteren Räume wurden dann oft zu klein, so daß man sich hinauf in das große eigentliche drawing-room begab, wo sich die Sammlungen befanden, die Seemann aus allen Gegenden der Erde, und die aus den entlegensten waren die interessantesten, zusammengebracht hatte: Armbänder und Federkronen neuseeländischer Häuptlinge, die sie dem „weißen Engländer" zum Ehrengeschenk gemacht, dem sie sogar eine ihrer braunen Frauen gleichfalls schenken wollten — seltene und kostbare Stoffe, Möbeln und Kisten und Kästchen aus Ostindien und China — Waffen und Geräthe der Eskimos und Samojeden .... ich könnte hier nur gleich einen langen Katalog schreiben, wollte ich alles Einzelne besonders nennen; und zu jedem Gegenstand gab der Besitzer nähern und lehrreichen Aufschluß und obenein in so lebendiger und anziehender Darstellung, daß man fast mit ihm unterwegs war und hier oder dort einige hundert Meilen von seinen unermeßlichen Reisen mit ihm zu machen glaubte.

An jenen Abenden sah ich auch vielfach Mistreß Frances Locock, eine Schwägerin Pim's, die Uebersetzerin der ersten Bände meiner Pariser Bilder, was ich hier (ich bitte sehr, mir dies auf's Wort zu glauben) weit mehr deshalb erwähne, um der geistreichen und liebenswürdigen Dame ein Compliment, als mir damit eine kleine Reclame zu machen.

Wenn dann die Freunde mit dem Versprechen eines baldigen erneuten Besuches sich zurückgezogen hatten, oft erst gegen Mitternacht, so saß ich noch ein Stündchen oder zwei mit Seemann in seinem stillen Arbeitszimmer zu einem noch intimern Geplauder, wobei wir in seinen kleinen literarischen Schätzen kramten. Denn diesen Namen verdienten gewiß die Briefe von Alexander von Humboldt, von Barth und dessen beiden Unglücksgenossen Vogel und Overweg, von Schimper und Nees von Esenbeck und von so vielen anderen bedeutenden Reisenden und Naturforschern, die auch schon fast sämmtlich den ewigen Schlaf schlummern.

Ach, „man wandelt nicht ungestraft unter Palmen", und dies dunkle, geheimnißvolle Wort, das sich an Jenen bereits erfüllt hatte, sollte auch an meinem Freunde, und nur zu bald, zur schmerzlichen Wahrheit werden. Humboldt's Briefe waren begreiflich für mich die interessantesten. Welch' eine Fülle von Geist und Wissen, welch' eine Weltanschauung und welch' ein Umfassen des Universums in diesen krausen, immer in schräger Richtung stehenden und oft schwer zu entziffernden Schriftzügen auf dem bekannten, grauen Papier! Und wie mußte der große Mann, den so manche Fürsten und hohe Herren um ein kurzes Facsimile als kostbares Andenken baten, den Jünger ehren und hochschätzen, um so viel und anhaltend mit ihm zu correspondiren. „Sie werden dereinst noch meine Erbschaft antreten, junger Freund", schrieb

er ihm in einem jener Briefe, „fahren Sie nur so fort, Sie sind auf dem besten Wege." Seemann, bescheiden und anspruchslos, wie er stets war, legte lächelnd und fast verlegen, es mir gezeigt zu haben, das Blatt zu den übrigen und wies auf das Bild über dem Sopha, jene bekannte Lithographie, die Humboldt's Arbeitszimmer vorstellt und unter welcher eine herzliche Dedication geschrieben stand.

Einige Tage später fuhren wir auf einem Themsedampfboot nach Kew, dem berühmten botanischen Garten, der, wie so manches Andere in London, seines Gleichen nicht auf der Welt hat. Als Vicepräsident der botanischen Gesellschaft hatte Seemann früher dort Monate lang gewohnt, und noch jetzt brachte er dort oft längere oder kürzere Zeit zu, um neue Pflanzen zu beobachten und zu beschreiben. Hier unter dieser Flora aus allen Gegenden der Erde, namentlich aus Centralamerika, Australien und den Südseeinseln, war Seemanns eigentliche Heimat, dort fühlte er sich zu Hause wie ein Vater unter seinen Kindern; hatte er doch die meisten jener Pflanzen selbst gesammelt und mit nicht geringen Sorgen und Mühen über den weiten Ocean bis hierher geschafft. Die riesenhaften Palmenhäuser von Kew sind wirklich keine Treibhäuser mehr, sondern ein Stück Tropenland, das wie durch ein Wunder unter diesen nordischen Himmel versetzt wurde. Die Palmen ragen wie majestätische Säulen empor und wiegen ihre hohen Fächerkronen im Blau, das durch das Glasdach so täuschend hereinbricht, daß man im Freien zu sein glaubt; breitblätterige Bananen, baumartige Farren und schlanke Bambusrohre sind durch Lianen und sonstige Schlingpflanzen wie zu einem Urwalde verbunden, die Wände werden von flammenden Cactushecken gebildet und dazwischen blüht und duftet es von den wunderbarsten, niegesehenen Blumen; Alles schimmert, leuchtet und brennt in Gluth und Farben und weithin und nach allen Seiten dehnen sich die Alleen und Gänge wie eine brasilianische oder indische Landschaft. Wenn die Schatten des Abends heraufziehen und das letzte rothe Gold auf all' den tausendfach gestalteten Blättern und Kelchen wie Edelsteine funkelt, und dann später der Mond als Silberdiadem durch die Scheiben blinkt, so wird eine Märchenpracht daraus, wunderselig und schön, gleich einem überirdischen Traum. Ich konnte mich gar nicht trennen von all' dieser Herrlichkeit und erst als unser Wagen an Westminster vorüberrollte, wurde ich dem londoner Leben wiedergegeben.

In Hampton-Court, wohin wir uns am nächsten Tage begaben — in einer Stadt wie London jagt nämlich sozusagen stets eine Sehenswürdigkeit die andere und man muß seine Zeit sehr zu Rathe halten, um selbst bei einem vierwöchentlichen Aufenthalte alles Wichtige zu sehen — in Hampton-Court gefiel es mir weniger. Versailles mit seinen Gartenanlagen und seinem Museum und vollends die Galerien des Louvre sind weit bedeutender (das Letztere gilt in noch höherm Maße von der National-Galery in London selbst) und der böse Grey-hound hätte uns fast die gute Laune verdorben. Nur zur Warnung für meine Leser, die möglicherweise dahin kommen sollten, citire ich dies mittelmäßige und dabei entsetzlich theure Hôtel, wo wir zu drei Personen ein schlechtes Diner mit mehr als zwei Pfund Sterling bezahlten und einen sündhaften sogenannten Claret dazu tranken, zu acht Schilling die Flasche (wir nahmen natürlich nur eine!) . . . seiner Bordeaux stand auf der Weinkarte, aber er war gewiß in England und Gott weiß aus was für Zuthaten gebraut worden. Wären wir doch in King's Arms gegangen, wo es weit besser und billiger ist. Noch an demselben Abend, denn wir kamen

hungrig nach London zurück, entschädigten wir uns an einer köstlichen peas-soup in einem dining-room in der Nähe der Bank und tranken in ice-punch, der zu jener Suppe gehört, ein Pereat auf den Grey-hound. Um Alles mitzumachen, aßen wir auch manchmal noch nach Mitternacht, wenn wir aus irgend einer Music-hall, aus einem Theater, oder von einem öffentlichen Balle heimkehrten, ein Dutzend Austern auf offener Straße, von einem der vielen Handwagen, die überall umherziehen und die stets von Arbeitern und Leuten aus dem Volk belagert sind. Bei Pym's, dem feinsten Austernhause Londons, ist es freilich vornehmer.

Das brillanteste Gastmahl erwartete mich aber noch in dem bereits erwähnten Travellers-Club, wo ich, Dank meiner ehemaligen Reise nach Brasilien, durch Seemann eingeführt wurde. Die Clubs von London bilden wieder ein Reich für sich und zwar ein Reich des erlesensten und feinsten Comforts an Haushalt und Einrichtung, wie man etwas Aehnliches auf dem Continent, selbst in Paris, vergebens suchen würde. Am Tage seines Stiftungsessens zeigt sich alsdann ein solcher Club in seinem vollen Glanze: eine Tafel, die an diejenige des Lordmayors erinnert und eine Speisekarte, deren sich ein König nicht zu schämen braucht. So war es auch im Travellers-Club. Der Cliquot floß in Strömen und die Toaste desgleichen, denn in London ist jeder Gentleman ein Redner. Ich selbst mußte eine Rede halten, nur eine kurze und als Dank auf die mir durch den Präsidenten gewordene Begrüßung, aber nicht ohne Herzklopfen und auch nur mit Seemann's Hülfe, der bei den schwierigen Passagen den Dollmetscher machte, und doch wurde mir ein dreifaches hipp, hipp, hipp, hurräh! zu Theil. Den fast zwei Fuß hohen Eisaufsatz beim Nachtisch, das Wellingtons-Denkmal vorstellend (Reiter und Pferd von weißem Vanille- und das Piedestal von rothem Fruchteis) habe ich noch heute nicht vergessen. Man tafelte, toastete, trank und sang die ganze Nacht hindurch; und was für Geschichten und Abenteuer bekam man dort zu hören! Waren doch viele von den Anwesenden erst vor wenig Tagen, die Einen von Australien, die Anderen von Ostindien oder sonst aus einem entlegenen Welttheil zurückgekommen, Manche nur zu kurzem Besuch, um vielleicht sehr bald eine neue ähnliche Reise wieder anzutreten. Die Mondfinsterniß (diejenige vom 13. September 1867) wurde wol nur von Seemann und mir bemerkt; wir waren in jenem Momente an eines der offenen Bogenfenster des Saales getreten, um frische Luft zu schöpfen und tranken bei dieser Gelegenheit Brüderschaft. Vor wenig Tagen kehrte das Datum wieder, aber der Freund und Bruder nicht, mit dem ich in jener Nacht so recht aus vollem Herzen froh und vergnügt gewesen.

Die Tage und Wochen verflossen auf diese Weise schnell, und endlich schlug die Abschiedsstunde, die mich nach Paris zurückrief. Während des ganzen Septembers war das Wetter köstlich gewesen, nichts wie Sonnenschein und Himmelblau, etwas überaus Seltenes für London, so daß ich von dem vielgeschmähten Nebel und Dunst der Metropole nichts gesehen habe. Aber gerade am Tage meiner Abreise änderte sich plötzlich das Wetter, die Ueberfahrt von Dover nach Calais war sehr stürmisch und dauerte gegen fünf Stunden, so daß ich seekrank wurde, wie der ärmste Cajütenjunge, was ich mich aber wol hütete, den Freunden in Islington zu melden.

Darauf trat wieder das Pariser Leben in seine Rechte ein, die Geschäfte des Berufes und die Arbeiten des Tages, die mich meinen alten Gewohnheiten zurückgaben; aber ich war durch meinen Aufenthalt in London um

eine schöne Erinnerung reicher geworden. Meine Gedanken zogen oft hinüber jenseits des Canals und ein Brief von drüben war mir stets ein Freudenbote, denn er brachte mir das Andenken der dortigen Lieben und die Hoffnung eines baldigen Wiedersehens. So baut sich der Mensch seine Pläne, wie das Kind sein Kartenhäuschen; aber auf einmal tritt das eiserne, unabwendbare Schicksal dazwischen und ruft ein gebieterisches Halt, oder ein gefühlloses Nein.

Dann müssen wir uns fügen und uns beugen wie vor einer höhern Macht, deren Hand uns um so schwerer trifft, je verhüllter und unfaßlicher ihr Walten ist .... fügen und beugen, ob noch so kummervoll und herzzerrissen; und wenn es auch wie Sternenschimmer durch die düsteren Wolken dringt, so haben wir doch für unsern Schmerz hienieden kaum einen andern Trost, als das harte Wort: Resignation!

* * *

Was ich den obigen Blättern jetzt noch hinzuzufügen habe, kann ich weit kürzer fassen, schon weil es traurigen Inhalts ist und nur schmerzliche Erinnerungen wach ruft.

Noch im Herbste desselben Jahres 1867 reiste Seemann nach Centralamerika zurück und zwar nach Nicaragua, wo seine Gegenwart sehr nöthig war. Sein Streben und seine Thätigkeit hatten nämlich in der letzten Zeit eine neue Richtung erhalten: er war jetzt nicht blos mehr der Gelehrte und Naturforscher, sondern er war auch ein industrieller Unternehmer geworden, dem sich ein großartiger Wirkungskreis eröffnete.

Auch in dieser Beziehung hatte sich bei ihm der Einfluß Englands und speciell Londons mit der dortigen Lebensanschauung geltend gemacht, die bekanntlich stets auf möglichst practische Verwerthung der theoretischen und wissenschaftlichen Kenntnisse und Erfahrungen hinausgeht.

Schon auf seiner ersten Reise nach Panama hatte Seemann in Begleitung Pim's einen fast sechsmonatlichen Aufenthalt dazu benutzt, um nicht allein den Isthmus selbst, sondern auch die angrenzenden Länderstrecken näher zu durchforschen, und zwei spätere Reisen führten ihn ein Mal von Westindien und ein anderes Mal von Californien aus direct nach Nicaragua. Dies ist die mittlere der fünf Republiken Centralamerikas und durch ihre Lage für den Weltverkehr mit beiden Oceanen, dem Atlantischen Meere und der Südsee, wol die bedeutendste. Man muß, um sich nur annähernd ein Bild jener Länder zu machen, die europäischen Größenverhältnisse ganz bei Seite setzen, denn wie z. B. das Kaiserreich Brasilien an Flächenraum nur um wenig kleiner ist als ganz Europa, so ist der Freistaat Nicaragua fast doppelt so groß als das Königreich Bayern. Mit der Seelenzahl ist es freilich umgekehrt, denn während das kleine Königreich Sachsen auf 270 Quadratmeilen beinahe zwei und eine halbe Million Einwohner zählt, so besitzen die vereinigten Republiken von Centralamerika kaum eben so viel bei einem Flächenraum von achttausend. Auch sind meistens nur die Küsten bewohnt und das Innere ist wildes, vulkanisches Gebirgsland und dichter Urwald. Zwei große Binnenseen und der sie verbindende Fluß San-Juan vermitteln indeß die Communication, jedoch auch in dieser Beziehung darf man keinen europäischen Maßstab anlegen. Wundervoll ist aber die Tropennatur, die sich in ihrer ganzen Pracht und Fülle, vorzüglich nach Westen gegen den Stillen Ocean hin entfaltet. Die kostbarsten Farbehölzer, majestätische Mahagoni- und Campeschebäume, alle Arten von Palmen, und unter

ihnen in erster Reihe die Cocos- und Sagopalme, Vanille, Cacao, Kaffee, Baumwolle, auch die wilde Orange und Limone, ferner Ananas und Bananen — hier gedeiht Alles in verschwenderischen Massen und wer sich nur die Mühe geben will, den Boden zu bearbeiten, der kann auf eine doppelte und dreifache Ernte rechnen, denn auch alle europäischen Getreidesorten tragen hier hundertfältige Früchte. Zur Completirung des exotischen Bildes dürfen wir freilich die Alligatoren und Schlangen, auch die Jaguare und Tapire nicht vergessen, aber sie kommen nur selten in die Nähe der menschlichen Wohnungen, wo hingegen alle Felder und Gärten von schimmernden Colibris, von bunten Papageien und goldenen und smaragdenen Insecten belebt sind. Der größte und reichste Schatz des Landes besteht aber in seinen Gold- und Silberminen, die nur von jeher schlecht und mangelhaft ausgebeutet worden sind. Namentlich an Gold ist Nicaragua reich, und nicht allein in den Minen findet sich das kostbare Metall, sondern es liegt auch vielfach offen zu Tage und spielende Kinder haben schon oft im Sande oder an den Ufern der Bäche ein gelbes glitzerndes Stückchen oder Klümpchen gefunden und für einen blanken Kiesel gehalten, was nichts Anderes war als reines, lauteres Gold. In neuerer Zeit, etwa seit 1830, haben übrigens auch einige amerikanische und mexikanische Gesellschaften die verlassenen Bergwerke wieder zu bebauen angefangen und die glänzendsten Resultate erzielt.

Das war also das Land, wohin sich Seemann im Auftrage einer englischen Compagnie begeben hatte, um in Verbindung mit mehreren Ingenieuren und Technikern und nach einer genauen Untersuchung des Bodens diejenigen Gebirgsstrecken anzukaufen, die ihm die geeignetsten schienen, einen bedeutenden Gewinn zu versprechen. Mit den umfassendsten Vollmachten ausgerüstet, kaufte er alsdann für einige hunderttausend Pfund Sterling die sogenannten Javali-Mines, einen Bergwerksdistrict von etwa zehn Quadratmeilen Umfang, denn dort geht gleich Alles in's Große, nicht weit von Santo-Domingo, in einem wildromantischen Felsenthale gelegen, wo sich durch Vereinigung zweier Gebirgsströme auch schon die nöthige Wasserkraft zum Betrieb der verschiedenen Mühlen, Walzwerke und sonstigen Maschinen vorfand.

Das auf Actien gegründete Unternehmen datirt vom Jahre 1866 und prosperirte sofort in überaus günstiger Weise. Während meines Aufenthaltes in London hatte mich Seemann mehrfach in das Geschäftslocal der Gesellschaft geführt, wo man bereits die näheren und äußerst interessanten Details darüber erfahren konnte. In dem geräumigen Sitzungssaal, der mit jener soliden Eleganz ausgestattet war, die den Engländern in solchen Fällen eigen ist, sah man auf langen Tischen eine Menge Erzstufen aller Art, auch Quarze und prächtige Drusen von Bergkrystall, die letzteren oft in topasener und amethystener Färbung und stets mit eingesprengten Gold- und Silberadern, manchmal so weich und echt, daß man mit dem Messer ein Blättchen des edlen Metalls ablösen konnte. Viele von diesen Stufen waren, so wie sie dalagen, von Sachverständigen auf mehrere Pfund Sterling taxirt worden. An den Wänden ringsumher hingen außerdem Risse und Pläne der bereits in Angriff genommenen Schachte und Stollen, ferner Landschaftsbilder und photographische Ansichten der dortigen Gegenden, nach der Natur aufgenommen, darunter einzelne von hoher tropischer Schönheit. Man konnte sich somit in diesem Saale ganz nach Nicaragua, an Ort und Stelle und mitten in den Minendistrict hineinversetzen und gewann sofort die klare Ueberzeugung von der überaus günstigen geschäftlichen Seite des

Unternehmens. Schon nach Verlauf des ersten Jahres war die Dividende sehr bedeutend und die Actien waren an der Londoner Börse sehr begehrt.

Im Frühjahr 1869 traf Seemann von seiner damals schon dritten Reise nach Nicaragua wieder in London ein und zwar mit den erfreulichsten Nachrichten in Bezug auf das stets wachsende Gedeihen der Minen, die immer reichere Ausbeute lieferten und zu deren immer großartigern Betriebe man auch bereits Dampfmaschinen mit dem ganzen übrigen Material der modernen europäischen Technik und Industrie hinüber geschafft hatte.

Ihm selbst stand freilich bei seiner Rückkehr ein harter Schlag bevor: seine Gattin war schon im December 68 gestorben. In diesen wenigen Worten lag für meinen armen Freund das Todesurtheil seines ganzen irdischen Glückes. Erschütternd war sein Brief, den er mir bald darauf schrieb, und um so erschütternder, als auch mir die Schreckenskunde ganz unerwartet kam. Die junge, kaum siebenundzwanzigjährige Frau war plötzlich von einem gastrischen Fieber ergriffen worden und schon nach wenig Tagen eine Leiche. So viel Geist, Liebenswürdigkeit, Schönheit und Tugend eine jähe Beute des Todes! Und ein unseliger Zufall wollte, daß die sofort nach Nicaragua abgeschickten Briefe Seemann nicht mehr erreichten, so daß er ahnungslos in London ankam, nach seinem Hause in Islington fuhr, dasselbe aber verschlossen fand und von den Nachbarn die entsetzliche Botschaft vernahm. Kaum seiner Sinne mächtig, fragte er nach seinen Kindern: sie waren bei guten theilnehmenden Verwandten auf's Beste untergebracht worden ... und am nächsten Tage begab sich der tiefgebeugte Vater mit ihnen nach dem Grabe der Gattin und Mutter, dem Einzigen, was ihm von ihr geblieben, und er hatte neben dem eigenen Schmerz noch seine Kinder zu trösten.

Doch eilen wir an diesem kummervollen Bilde vorüber ... und fast mache ich mir Vorwürfe, hier in diesem Gedenkwort zu Ehren meines Freundes davon gesprochen zu haben, denn die Welt ist im Ganzen gleichgültig, wo nicht herzlos bei solchen Leiden, die freilich die allergewöhnlichsten, aber zugleich — denn das liegt im Wesen unserer armen irdischen Existenz — auch die schrecklichsten sind. Doch ich befürchte dies schon weniger bei meinen Lesern, die mir mit Theilnahme bis hierher gefolgt sind und die mir gewiß nicht zürnen, daß ich auch diese rein menschliche Saite seines Lebens hier berührte.

Im Herbst des Jahres 1869 sah ich Seemann darauf noch ein Mal wieder und zwar zum letzten Male. Er war sehr ernst geworden, seine frühere Heiterkeit, die sogar vielfach einen humoristischen Anstrich hatte, war fast gänzlich verschwunden. Der Verlust war noch zu neu und die dadurch entstandene Leere zu groß, als daß sich bei seinem tiefen Gemüth, wenn auch mitten in dem gewaltigen Treiben der Weltstadt und von den vielseitigsten Geschäften in Anspruch genommen, die Zeit, die ja alle Wunden lindert und schließt, schon jetzt heilsam an ihm erwiesen hätte. Aus jener Epoche stammt auch das Bildniß, das die Verlagshandlung meiner Arbeit hinzugefügt hat. Dies Portrait stellt den Gelehrten und Denker, der den sinnenden Blick hinaus richtet auf die fernen Schauplätze seines Schaffens und Wirkens, in überraschender Aehnlichkeit dar und giebt auch den wehmüthigen Zug wieder, der gerade damals auf diesem so sympathischen Antlitz lag.

Uebrigens war Seemann nichts weniger als entmuthigt; im Gegentheil, er trug sich mit großen Plänen für die nächste Zukunft. Er hielt sich auch

nur wenige Tage in Paris auf und reiste weiter nach Deutschland und zwar in den Harz, um dort für seine Minen Bergleute, Ingenieure und Arbeiter zu engagiren. Von dort schrieb er mir mehrfach, aber nach seinem letzten Briefe mußte er doch wol, und wahrscheinlich auf Zureden seiner alten Mutter und seiner übrigen Geschwister, seine weitgehenden Projecte modificirt haben, denn er schrieb mir, er wolle nur noch einmal hinüber nach Nicaragua und dort Alles so einrichten, daß seine persönliche Gegenwart nicht mehr nöthig sein werde und daß später nur noch ein Agent der Compagnie als Inspector hinzureisen hätte. Er wollte alsdann seinen Antheil verkaufen (schon damals hatte man ihm 100,000 Dollars dafür geboten) und sich nach Deutschland zurückziehen, um ganz den Wissenschaften und seinen literarischen Arbeiten und hauptsächlich der Erziehung seiner Kinder zu leben. „Meine Villa", so schloß der Brief, „ist so gut wie fertig und ich freue mich schon darauf, sie mit den Meinigen zu beziehen; Du kommst dann zum Besuch und bleibst so lange Du magst, je länger desto besser. Du kannst hier ja Harzer Dorfgeschichten schreiben und meinen Kindern französischen Unterricht geben. Du würdest auch gar nicht wieder fort wollen, wenn Du erst einmal hier bist, so schön und herrlich ist es hier."

Der Mensch denkt und Gott lenkt . . . nur daß der Lenker unseres Geschicks manchmal einen Wetterstrahl herabsendet, der Alles zertrümmert und vernichtet.

Bis zum Mai 1870 verzögerte sich indeß Seemann's Reise nach Nicaragua, und wenige Monate später brach der große deutsch-französische Krieg aus, der mich aus Paris gewaltsam vertrieb. Möglich, daß in der damaligen wilden, aufgeregten Zeit Briefe verloren gegangen sind, auch ein Brief von mir an Pim blieb unbeantwortet. Die gewaltigen Kriegsereignisse verschlangen alles Andere; erst im Frühjahr 1871 bekam ich Nachrichten aus London und auch Aufschluß über Seemann's verzögerte Rückkehr. Er war nach Californien gegangen, sowol zum Ankauf neuer Maschinen, die wegen der blokirten Häfen nicht wohl aus Europa bezogen werden konnten, als auch um Chinesen anzuwerben, die bekanntlich in den letzten Jahren zu Tausenden nach Californien gekommen und als die tüchtigsten Minenarbeiter allgemein geschätzt waren. Seitdem erhielt ich von meinem Freunde keine Nachricht wieder, bis ich an jenem Sylvesterabend, den ich oben geschildert, die Kunde von seinem Tode in der Kölnischen Zeitung las.

In Metz, wohin ich einige Tage darauf zurückkehrte, fand ich mehrere Briefe aus London und aus Deutschland, die sämmtlich nähere Einzelheiten über den unerwarteten Todesfall brachten, der überall die schmerzlichste Bestürzung hervorgerufen hatte. Pim schickte mir überdies die verschiedenen darauf bezüglichen Artikel aus der Times, dem Athenäum, dem Journal of Botany und aus verschiedenen anderen Zeitungen und Zeitschriften.

Zu Anfang des Octobers 1871 war Seemann, dessen kräftige Gesundheit bis dahin allen Krankheiten, an denen die meisten Tropengegenden so reich sind, getrotzt hatte, plötzlich von einem Unwohlsein befallen worden, das sich sehr bald als gelbes Fieber erklärte — diese schrecklichste Todesgeißel jener Länder! — und dem er schon wenige Tage später erlag.

Sein Tod war eine Calamität für den ganzen District, denn er war durch seine herzgewinnende Güte und durch sein ganzes nobles und humanes Wesen überall beliebt. Am Tage seines Begräbnisses feierten sämmtliche Minen und alle Arbeiter schlossen sich dem Leichenzuge an. Man bestattete

ihn in Javali ſelbſt, am Fuße des kleinen Hügels, auf welchem das Landhaus des Oberaufſehers ſteht, das er während ſeines Aufenthaltes ſtets bewohnte und wo er auch ſtarb; vier prächtige Palmen wurden auf ſein Grab gepflanzt . . . Palmen waren ſtets ſeine Lieblingsbäume und jetzt ſchläft er unter ihnen den ewigen Schlaf.

Später, als die Todeskunde nach Europa gelangt war, wollten die Geſchwiſter und Verwandten die Leiche herüberholen laſſen, um ſie in heimatlicher Erde und zwar in ſeiner Vaterſtadt Hannover zu begraben. Aber ſo ſehr dieſer Gedanke auch von Pietät gegen den Verſtorbenen zeugt, ſo wird er hoffentlich unausgeführt bleiben.

Laßt, o laßt ihn ruhen, den geliebten Todten, dort unter den ſchönen Palmen in der fernen, fremden Erde, die aber für ihn nicht fern und nicht fremd war. Gewiß hat die Stätte, wo die Wiege eines bedeutenden Mannes geſtanden, auch ein Anrecht auf ſeine Gruft; aber Berthold Seemann war ein Weltbürger in des Wortes edelſter und umfaſſendſter Bedeutung, denn ſeine Heimat war die Welt. Cäſar Atlanticus nannten ihn deshalb auch oft die Genoſſen der vielen gelehrten Geſellſchaften, deren ehrenvolles Mitglied und deren Zierde er war, und er verdiente dieſen ſtolzen Namen wohl, obgleich er ſelbſt ihn beſcheiden ablehnte. Und wie wäret ihr im Stande, ihm oben im kalten, bleichen Norden einen Ruheplatz zu bereiten, der auch nur im Entfernteſten mit ſeinem jetzigen verglichen werden könnte. Laßt mich denſelben mit wenig Worten, die zugleich meine Abſchiedsworte ſein ſollen, beſchreiben.

In ſanften Schwingungen ziehen ſich die Javalihügel rings in die Tropenlandſchaft hinaus: ein ewig blühender Garten . . . weiter zurück die hohen Felſen der Mineudiſtricte, vulcaniſch und wild zerklüftet, die ſchäumenden Bergſtröme wie flüſſiges Silber, nur hier und da durch ein anmuthiges, immergrünes Thal unterbrochen, wo fleißige, friedliche Menſchen wohnen, in Bambushütten oder unter offenen Palmendächern . . . im Hintergrunde aber hoch in die Wolken hinein ragend, die gigantiſchen Gebirgsmaſſen der Cordilleren, in unwandelbarer, ernſter Majeſtät — der menſchliche Fuß betritt ſie ſelten oder nie, nur der Condor kreiſt dort oben im kryſtallenen Blau und die Schneelinie glüht Morgens und Abends im Purpurfeuer gegenüber nach Weſten, bis in traumverlorene Fernen, der unermeßliche Spiegel des Stillen Oceans: ein Bild der Unendlichkeit, der Ewigkeit! Und nun gar Nachts, wenn das unermeßliche Gewölbe leuchtet und blitzt mit einer Pracht, von der wir in der Nordregion kaum eine Ahnung haben . . . die Milchſtraße, bei uns nur ein mattglänzender Schleier, wird dort zum prächtigen Sternenmantel, der über den ganzen Himmel zieht, und hoch im Zenith das flammende ſüdliche Kreuz, als Bürgſchaft unſeres Glaubens an die ewige Liebe; endlich zur Linken, dem Südpol zugeneigt, die ſchimmernden Wolken des Maghellan. Seht, dort ruht er, inmitten dieſer erhabenen Natur, wie in den Armen treuer Freunde, denn Alles, was ich eben geſchildert, umgab ihn viele Jahre lang und war längſt ſeine zweite Heimat geworden . . . und dort laßt ihn auch ruhen! Eure Thränen und Gebete (auch die meinigen!) trägt ja der Engel des Troſtes, der ſtets Diejenigen umſchwebt, die einen theuren Todten beweinen, leicht hinüber an ſeine Palmengruft, und mit den Thränen und Gebeten auch die Hoffnung des einſtigen Wiederſehens. Und ſo leb' wohl, Cäſar Atlanticus, leb' wohl! und ſchlummere ſanft!

Eine Ehe.

Erzählung von W. von †††

(Schluß.)

Schmidt ſtand, den Meſſingleuchter in der Hand, ein paar Minuten vor dem Bett und machte ein unſäglich dummes Geſicht. Was war da vorgefallen? Wol regte ſich in ihm ein unbehagliches Gefühl, etwas wie ein innerer Vorwurf, wie eine Rückerinnerung an die Vorſätze, die er gefaßt, als er die junge Frau in ſein Haus geführt; — „aber dann ſollte ſie ſich doch erklären“, flüſterte es in ihm, „auf dieſe Weiſe laſſe ich nicht mit mir umgehen.“ Und je deutlicher die Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt aus dem Hintergrunde hervorzutreten drohte, um ſo mehr ſpornte er den Aerger über den unerwarteten Empfang zum Durchbruch an. „Himmeltauſend Donnerwetter“, ziſchte er kaum hörbar, ging an's Fenſter und riß es auf — die beiden Ladenflügel ſchlugen heftig an die Mauer — eine kalte, feuchte Luft ſtrömte in das Gemach.

Wieder eine lange Pauſe. Alles ſtill — auch draußen, nur von der Eggert'ſchen Brauerei tönten einzelne Tacte eines nicht ganz unharmoniſchen Geſanges herüber, und in der Ferne heulte ein Hund, der wahrſcheinlich kein Freund der Muſik war. Plötzlich richtete ſich Albertine auf. „Schließe das Fenſter, Heinrich!“ rief ſie mit einiger Gereiztheit; „wir werden uns erkälten, Franziska und ich.“ Das Kind ſchlief in demſelben Zimmer; die Stiefmutter ließ es Tag und Nacht nicht von ihrer Seite.

Schmidt ſah ſich um; eine derbe Antwort ſchwebte ihm auf den Lippen, aber er hielt ſie zurück, brachte Alles in die gehörige Ordnung, ergriff das Licht und ging ohne ein Wort der Entgegnung hinaus. Der Hausſchlüſſel raſſelte im Schloß, und er war auf der Straße.

Der Regen hatte aufgehört, aber ſchwere Wolken trieben über die Stadt und die Gaslampen flackerten im Zugwinde. Es ſchlug halb Elf; bei ſchlechtem Wetter iſt Karlsruhe zu dieſer Stunde wie ausgeſtorben — das Rollen eines Wagens iſt eine Begebenheit — in den meiſten Häuſern iſt Alles dunkel, und nur in einzelnen Dachſtuben, wo die Köchin den Schluß ihres Tagewerks mit einem Oellämpchen beleuchtet, flimmert es noch trübe. Nicht einmal ein Nachtwächter belebt die Einſamkeit — das ſegensreiche Inſtitut iſt der Stadt fremd, was gewiß der Moralität der Einwohnerſchaft ein glänzendes Zeugniß giebt.

Schmidt ſtand einen Augenblick unſchlüſſig vor ſeinem Hauſe, bog dann links, und ging raſchen Schritts über den Ludwigsplatz, der langen Straße zu. Er wußte ſelbſt nicht, was er zu dieſer Stunde unter freiem Himmel wollte — es hatte ihn gewaltſam hinausgetrieben, in den wenigen Worten ſeiner Frau hatte ein Ton gelegen, an den er nicht gewohnt war und der ihm das Geſpenſt weiblicher Launen vor die Augen

Eine Ehe

Er drückte sie flüchtig, hob sein Kind zu sich empor und küßte es. (Seite 432)

Die Burgmannshöfe.

„Vetter, unsere Art, läßt sich totschlagen, aber nicht vertreiben, u. s. w." (Seite 68.)

Digitized by Google

führte. Die Zeit war dahin, wo er daran gedacht, seiner Häuslichkeit unter dem Vorsitz der Gemüthlichkeit eine feste Gestalt zu geben, und so zur zweiten Natur war ihm sein täglicher Zeitvertreib geworden, daß auch jetzt, wo er zwecklos und durch seine Gedanken in eine ganz andere Richtung fortgezogen, durch die Straßen strich, es ihm immer in den Ohren klang, wie das matte Caramboliren von Billardkugeln, während Pique-Aß und Coeur-König sich naseweis in das Spiel mischten. Allmälig wurde er ruhiger, der Gang langsamer und der innere Monolog nahm deutlichere Formen an. „Ich mag wol mein Haus hin und wieder etwas vernachlässigt haben — das weibliche Geschlecht ist schwach und kann sich nicht so allein behelfen wie wir — aber Albertine weiß ja, wie lieb ich sie habe — und meine Unabhängigkeit muß ich aufrecht erhalten, die darf sie mir nicht antasten, meine Würde als Mann verlangt Freiheit" — bei diesen Worten machte er einige kühne Schwenkungen mit dem Regenschirm, während ein unbehagliches Etwas ihm das Blut in die Wangen trieb. „Jedenfalls", demonstrirte er weiter, „war ihre heutige Art und Weise nicht dazu angethan mich zu fesseln — und es war ja kaum zehn Uhr, als ich nach Hause kam." — —

Der Wind blies heftiger — ein schlecht befestigter Fensterflügel schlug irgendwo klirrend an die Wand. Es kam Schmidt in den Sinn, daß es eigentlich höchst unvernünftig war, bei dem heillosen Wetter spazieren zu gehen; auch das Selbstgespräch verweigerte ihm hartnäckig die Genugthuung, ihn als vorwurfsfreien Gatten hinzustellen, und es zog ihn heimwärts. Ein anderer einsamer Spaziergang fiel ihm dabei ein — damals im Schloßgarten, im Mai — nach der ersten Begegnung mit einem lieblichen, blauäugigen Mädchen im Theater — sonderbar widersprechende Empfindungen wogten ihm in der Brust — einen Augenblick war ihm, als habe er den Boden verloren zu einer festen Existenz, und er erschrak. Die Macht, sich selbst klar in's Auge zu fassen, versagte ihm den Dienst; vielleicht hatte er auch keine Lust, sich kritisch zu beschauen.

Das Erwachen am folgenden Morgen war ein unerquickliches in dem Hause der Amalienstraße. Zum ersten Male hatte eine Mißhelligkeit sich über Nacht fortgesponnen, und wie eifrig schlaflose Stunden das Gebäude eines Glückes untergraben, das ohnehin nicht mehr auf ganz festen Füßen steht, das lehrt die Erfahrung Jeden, der nicht liebend und verzeihend Alles mit der Sonne untergehen läßt auf Nimmerwiederkehr. Heinrich sowol wie Albertine fühlten die Last eines Zwanges am Kaffeetisch und vermieden, sich anzusehen; das Gespräch drehte sich mühsam um die Kreuzerbrödchen, die in letzter Zeit auffallend klein geworden. „Der Weizen wird theuer sein", meinte Albertine. — „Nicht theurer als in der vorigen Woche", entgegnete Heinrich. Dann schwiegen Beide. Endlich kam Franziska und bot ihre rothen Bäckchen zum Kuß. Die Herbstsonne schien freundlich draußen und eine heitere, versöhnliche Stimmung überkam Schmidt. Die Thür zu seinem Arbeitszimmer stand offen und er lockte scherzend das Kind hinein; Albertine folgte.

„Du siehst heute so melancholisch aus, liebes Weib", begann Schmidt nach einer Pause, die er dazu benutzt hatte, die mit einem Anlauf zur Explication verknüpfte innere Bewegung zu bemeistern; „ich fürchte, Du hast eine Sorge, die Dich quält. Es ist mir da eben etwas eingefallen. Du glaubst, ich bringe mein Vermögen durch, nicht wahr?"

Albertine wechselte die Farbe. Auch sie hatte sich nach einer Verständigung gesehnt, und jetzt, wo der Mann die Initiative ergriff, war es ihr plötzlich, als müßte sie sich zur Wehr setzen und die ganze Würde der gekränkten Hausfrau in den Kampf führen gegen die ihr gewordene Vernachlässigung. Das Gefühl unberechneter, liebender Hingebung war in den Hintergrund gedrängt — ihr sanftes Wesen hatte einen Stoß erlitten, die Bitterkeit hatte gewaltig überhand genommen in ihrem Gemüth!

„Wie kommst Du darauf?" entgegnete sie kurz.

„Was könnte Dich denn sonst noch zu Thränen peinigen, wie gestern Abend? — Aber Du kannst ruhig sein, ich habe keine noblen Passionen, die die Zukunft der Meinigen gefährden würden, und die Kreise, die ich besuche, kümmern sich weder um Wettrennen noch um trente-et-quarante."

Albertine sah ihren Gatten verwundert an — verstand er sie wirklich nicht? „Es ist mir nie in den Sinn gekommen, mir darüber die geringste Sorge zu machen", war ihre Antwort.

„Gebe ich meinen Freunden auch hin und wieder ein kleines Diner" — begann er von Neuem —

„So hast Du die Mittel dazu."

„Ja — so habe ich die Mittel dazu." Die Gegenreden seiner Frau klangen so trocken tugendhaft, daß er ganz aus dem Concept dabei kam.

„Sei ganz ruhig, mein lieber Heinrich", fuhr sie fort, „das Auge der umsichtigen Hausfrau ist da, um Dir Ueberfluß hervorzuzaubern, wo Wohlstand herrscht. Was Dir Vergnügen macht, kannst Du Dir ohne ängstliches Sparen gewähren. Das Sparen ist meine Sache."

Schmidt fühlte sich unangenehm berührt durch die gewisse Ueberlegenheit, die ihm entgegentrat, und rauchte emsig. Es entstand wieder eine Pause. „Na, dann weiß ich doch wahrhaftig nicht" — sagte er endlich. „Sag' mal, hast Du vielleicht hin und wieder Langeweile?"

„Nein. Die Sorge um Dein Kind verkürzt mir die Stunden des Tages. Und habe ich Abends genug gelesen, so ist die alte Christel da, die mich hat aufwachsen sehen, und wir sprechen bei der Arbeit vom Elternhause und von meinen glücklichen Kinderjahren."

„Ach was, die alte Christel ist keine Gesellschaft für Dich." —

Albertine richtete sich auf — diese Bemerkung mußte das Recht auf ihre Seite bringen und die Absicht, den Vortheil zu benutzen, malte sich deutlich in ihren Zügen. „Habe ich eine Wahl?" sagte sie laut und mit Nachdruck.

Schmidt fühlte den Vorwurf und sah erröthend zum Fenster hinaus. Er ärgerte sich — die versöhnliche Stimmung war dahin, und es klang

etwas barſch, als er ſagte: „Warum gehſt Du nicht bisweilen von Hauſe? Du haſt doch eine Menge Buſenfreundinnen in der Stadt.“

„Heinrich, Du thäteſt beſſer, nicht die vielen Fragen an mich zu richten; ich fürchte, es entſchlüpft mir eine Antwort, die Dir unangenehm iſt. Ja, Bekannte haben wir genug. Ich ſah ſie anfänglich oft. Folgte ich auch bisweilen ohne Deine Begleitung einer Einladung, ſo konnte ich auf theilnehmende Erkundigungen nach Dir antworten: „mein Mann ſitzt in ſeinem Arbeitszimmer, ich möchte ſeinem Geſchmack für männlich ernſte Beſchäftigung nicht ſtörend in den Weg treten — er bat mich, ihn zu Hauſe zu laſſen.“ —

Schmidt brauſte auf. „Was ich thue, geht die Leute nichts an!“ rief er.

Je höher die Aufregung in dem Gatten ſtieg, um ſo ruhiger wurde Albertine; es war ein Triumph, den ſie feierte, ohne zu bedenken, daß die Kriegskoſten bei ſolchen Gelegenheiten der Frau theurer zu ſtehen kommen, als dem Manne. Sie knüpfte kaltblütig ihre Antwort an Schmidt's Ausruf: „Gewiß nicht“, ſagte ſie; „es geht die Leute nichts an, was mein Mann thut, dachte ich — ganz wie Du — aber ich ging allmälig immer ſeltener in Geſellſchaft — ich durfte nicht mehr von Deinen ernſten Beſchäftigungen reden.“ —

„Ach, ich bitte Dich — Du ſprichſt, als ſei ich ſo ein rechter Bummler geworden. Die Männer gehen alle in den Club, das konnteſt Du Deinen Freunden ſchon ſagen, genire Dich deswegen gar nicht!“

„Prahlen durfte ich nicht mehr mit meinem Alleinſein und — bedauern wollte ich mich nicht laſſen!“

„Geh' doch, bedauern!!“

„Die Frau, die fremden Augen geſtattet, die Vorgänge am häuslichen Herd zu beobachten, weiß nicht, was ſie ihrer Würde ſchuldig iſt — ſie thut den erſten Spatenſtich zu der Kluft zwiſchen ſich und ihrem Gatten! Zu ihrem Heil überlaſſe ſie ihm dieſen Spatenſtich — wenn die Kluft doch einmal entſtehen ſoll!“

So klar war Albertine ſich ſelbſt noch nie geworden, als in dieſem Augenblick. Das Hin- und Hergrübeln in der Einſamkeit, ſo ſchmerzlich es auch iſt, behält doch gewöhnlich etwas Nebelhaftes — das laut geſprochene Wort zerreißt den Schleier. Die junge Frau fühlte ſich tief unglücklich und der eben noch genoſſene Triumph verſchwand wie durch einen Zauberſpruch vernichtet. Die Thränen waren ihr nah — und dabei mußte ſie immer wieder der kleinen Franziska antworten, die mit ihrem Bilderbuche da ſaß und bei jedem neuen Bilde ihren Platz verließ, um ſich einige erläuternde Bemerkungen auszubitten.

Schmidt war unterdeß immer ſchnellern Schritts im Zimmer auf und ab gegangen. Es arbeitete gewaltig in ihm; der Ton, in dem ſeine Frau mit ihm geſprochen, hatte keinen günſtigen Eindruck auf ihn gemacht. „Gott im Himmel“, rief er endlich nach längerm Schweigen, „es iſt ja wahrhaftig, als ſei durch meine Schuld ein vollſtändiges Donnerwetter mit Hagelſchlag und weiß der Schöpfer was Alles, über unſer

Haus gezogen! — Sage mir, Albertine, ist's weiter Nichts, als daß ich Abends von Hause gehe?!"

Sie schwieg und zuckte die Achseln.

„Also wirklich weiter Nichts? Du nimmst mir eine Last vom Herzen. Ich hatte mir wahrhaftig schon die schauderregendsten Dinge vorgestellt! — Nimm mir nicht übel, das ist zum Kranklachen! Du hast eine gute Idee vom Ehestande! Um Alles in der Welt, sei nicht so sentimental, und schau' Dir die Wirklichkeit etwas in der Nähe an — sei das brave, vernünftige Weib, das Du immer gewesen." — Die letzten Worte sollten offenbar eine Art Einlenken sein — er ging noch ein paar Minuten um seine Frau herum, küßte sie dann mit einem gezwungenen Lächeln auf die Stirn und ging hinaus.

Eine kleine Zwistigkeit unter liebenden Eheleuten findet sonst in einer warmen Umarmung ihren Abschluß und wird spurloser Vergessenheit übergeben, nachdem man sich offen ausgesprochen; es ist sogar schon behauptet worden, die Zärtlichkeit blühe um so schöner wieder auf nach einer Störung — das Hervorrufen solcher Blüthen wäre aber doch schwerlich einem jungen Paare anzurathen. Die eben wiedergegebene Unterredung hatte nicht eine derartige Folge. Als Schmidt sie verlassen, blieb Albertine noch lange sitzen und trüber als zuvor war der Gedankengang, den sie verfolgte. Wo war die Farbenpracht, mit der sie als Braut ihre Zukunft ausschmückte! Nichts als Allein- und Unverstandensein war ihr geblieben und mit einer hämischen, selbstpeinigenden Genugthuung wühlte sie in Rückerinnerungen, um sich klar zu machen, wie und wo das allmälige Verdunkeln ihres Freudenhimmels begonnen. Aber der Anfang ließ sich nicht finden. Zu erörtern, ob sie selbst einen Theil der Schuld trage, kam ihr nicht in den Sinn — und eine weibliche Tugend, jene Tugend, die vielleicht den festesten Stein liefert zu dem Fundament des häuslichen Friedens — die Nachsicht — versank tiefer und tiefer in den weichen Boden der Ueberzeugung, erbarmungslos um ihr Glück betrogen worden zu sein. Sie warf einen Blick auf das Kind, das neben ihr ein Bilderbuch mißhandelte und entriß es heftig den kleinen Händen; aber im nächsten Augenblick hob sie Franziska empor und drückte sie fest an die Brust, erschreckt und geängstigt durch Das, was ihr Inneres wie ein Blitz durchzuckt hatte.

Schmidt kam nach Hause und that als wäre Alles in der schönsten Ordnung; er fühlte wol, daß die Störung eine gründliche war, hoffte aber, seine Frau werde vielleicht gerade aus der heutigen Unterredung practische Lebensanschauungen schöpfen, und mit Ausschluß der Sentimentalität auf den Weg der Vernunft gerathen. Auch Albertine verstand — Gott dem Herrn sei ewig gedankt für seine Vatergüte — nicht zu schmollen, und so war äußerlich keine besondere Veränderung bemerkbar. Sie konnte jedoch ihr Gleichgewicht nicht wiederfinden: ein solches häusliches Glück durfte sie nicht befriedigen, das hatte sie sich schon einmal gesagt — ein wahres, inniges Zusammenleben, oder — die Alternative stand mit versengender Schrift in ihrem Herzen, aber noch wandte

sie den Blick davon ab. Dann klammerte sie sich mit um so leidenschaftlicherer Heftigkeit an die Hoffnung, es müsse noch Alles gut werden, und es kamen Tage, wo sie ihren Heinrich mit dem frühern liebevollen Lächeln an der Schwelle empfing.

So vergingen noch einige Wochen — in vollständig wiedergekehrter Seelenruhe für Schmidt, in stetem aufreibenden Wechsel der Empfindungen für seine Frau. Da kam ein Tag, der eine Entscheidung herbeiführte, es war der sechsundzwanzigste Januar 1866.

Dieser sechsundzwanzigste Januar war Schmidt's Geburtstag und Albertine hatte sich zu demselben in eine verzeihungsselige Stimmung hineingearbeitet. Sie hoffte bei der Ueberreichung kleiner Angebinde einen passenden Moment finden zu können zu einer unumwundenen Entschleierung ihrer Gefühle, und eine lebendige, von der Liebe befruchtete Phantasie malte ihr schon die Wiederkehr jener unvergeßlichen Abende am häuslichen Herd. Diese Bilder brachten einiges Leben in ihre längst entschwundene Heiterkeit, und sie war liebenswürdig, wie sie es lange nicht gewesen. Schmidt empfand das in der wohlthätigsten Weise und seine Zärtlichkeitsbezeugungen wurden wärmer. Er ahnte Nichts von dem bevorstehenden Fest.

Wie gewöhnlich wurde an dem bewußten Tage der Kaffee gemeinschaftlich getrunken. Albertine hielt noch zurück mit ihrem Glückwunsch; es waren noch einige traditionelle Vorbereitungen zu treffen und sie verschwand, um die Blumen auf dem Geburtstagstische zu ordnen und Franziska zu überhören, der sie mit unsäglicher Mühe einen kleinen Vers beigebracht hatte. Endlich war Alles fertig; das Schönste, was die Gewächshäuser zu dieser Jahreszeit an blühenden Pflanzen liefern konnten, stand da, in der Mitte prangte auf dem schneeweißen Tischtuch eine Torte mit der Inschrift vivat Heinrich, 1866, und Christel hatte eine frische Schürze angelegt. Während das Kind fortwährend an einer Stelle mit beiden Füßen in die Luft sprang und dabei das Gedicht repetirte, ging Albertine hinaus, um Heinrich zu rufen. Sie klopfte an die Thür des Arbeitszimmers: „Heinrich!“ — Keine Antwort. Sie trat hinein — das Zimmer war leer. Eben so die übrigen. Heinrich war von Hause gegangen.

Unentschlossen blieb seine Frau Minuten lang im Vorsaal stehen; seit geraumer Zeit hatte sie ihren Gatten nicht mit einem so warmen Gefühl aufgesucht wie heute; sie hatte sich gefreut, ihm die kleine Ueberraschung zu bereiten — und nun war er fort. Mit welchem Gesicht sollte sie das den Harrenden mittheilen? — Aber es konnte ja irgend eine Besorgung Schmidt auf einen Augenblick hinausgerufen haben; er kam gewiß gleich wieder. Sie sammelte sich und trat in das Wohnzimmer. „Papa kommt bald“, sagte sie dem Kinde mit anscheinend gleichgiltiger Miene und vermied es, Christel dabei anzusehen. Die Alte entfernte sich brummend und warf draußen ihre frische Schürze in eine Ecke.

Doch Papa ließ auf ſich warten. Die mit ſo viel Mühe Tage lang vorbereitete und endlich errungene feſtliche Stimmung wich mehr und mehr einer tiefen Wehmuth in Albertinen's Bruſt und ſie erblaßte, als gegen zwölf Uhr, nach zweiſtündigem Harren, Heinrich's Schritte auf der Treppe hörbar wurden. Franziska hatte unterdeß ſchon ihr weißes Kleidchen hinter dem Ofen mit einigen grauen Schattirungen verſehen, aber das that jetzt weiter nichts. Die Stiefmutter faßte ſie bei der Hand, zum Empfange des Eintretenden bereit.

Schmidt öffnete die Thür, blieb aber plötzlich ſtehen, als ſei ihm etwas eingefallen, und ſtürzte wieder hinaus. „Rellinger! Rellinger!“ rief er draußen; — „iſt der alte Teufelskerl ſchon fort!“ — Er ſtürmte durch das Zimmer, an Weib und Kind vorbei und riß das Fenſter auf. „Rellinger!“ Eine Art Räuſpern im tiefſten Baß tönte als Antwort von unten herauf. „Holen Sie mich um ein Uhr ab! — Oder, nein — Rellinger, um halb Eins!“ Jetzt gehörte der Hausvater wieder ſeiner Familie, begrüßte ſeine Frau mit heiterer Miene, küßte das Kind, und warf ſich in einen Lehnſtuhl, ohne die ungewöhnliche Ausſchmückung des Gemachs auch nur bemerkt zu haben. Albertine ſtand da wie eine Bildſäule, immer mit der Kleinen an der Hand.

„Das war ein intereſſanter Fall!“ begann Schmidt in der roſigſten Laune; er fühlte ſich offenbar recht angenehm angeregt. „Denke Dir, liebes Weib, geſtern Abend wettet Hebner mit Keilhof, daß er ihm ſechs Partien Billard nach einander abgewinnen könnte.“ —

Das Blut ſtieg Albertinen in's Geſicht, ſie machte einen Verſuch, ſich das Ende der Erzählung zu erſparen. „Und gewinnt die Wette!“ rief ſie ſchnell —

Aber Schmidt war im Zuge und ließ ſich nicht unterbrechen. „Nein — höre doch nur“, fuhr er eifrig fort; „er gewinnt ſie nicht! Nun wird die Geſchichte lebhaft, Hebner wüthet und behauptet, die Beleuchtung ſei ſchlecht, ſie müßten den Wettſtreit bei hellem Tageslicht wiederholen!“

„Und da ſeid Ihr — !!“ —

„Die Beleuchtung iſt aber nicht ſchlecht; Du wirſt mir zugeſtehen, daß man bei acht Erdöllampen prächtig Billard ſpielen kann. Es war nichts als eine Finte. Keilhof ſagt: gut! Und heute gleich um zehn Uhr begann der Kampf von Neuem.“

Albertine konnte kein Wort mehr vorbringen. Ihre Blicke ſchweiften wie eine Stütze ſuchend umher und fielen auf den blumenbekränzten Tiſch, auf ihre kleine Arbeit, die darauf lag; in jeder Maſche war ein Zauberſpruch, der die Vergangenheit bannen, eine freundliche Zukunft heraufbeſchwören ſollte!

Schmidt merkte nichts von der Aufregung ſeiner Frau. „Den Eifer hätteſt Du ſehen ſollen, Albertine!“ rief er lachend; „Rellinger und ich wir waren die Kampfrichter, und Hebner muß richtig ein feines Frühſtück für uns Alle bezahlen. Es wird ein ganzes Diner daraus, nach dem Speiſezettel, den wir ihm octroyirt haben!“

Etwas Gehäſſiges drängte ſich unaufhaltſam durch die Empfindun-

gen der Zuhörerin und ganz ohne Klang war ihre Stimme, als sie endlich sagte: „Heinrich — es ist heute Dein Geburtstag."

Schmidt sprang auf. „Was Teufel, schon wieder!" entgegnete er, und wurde roth. Er wurde überhaupt leicht roth; oft war das Blut bei geringfügigen Gelegenheiten bei der Hand; heute aber that es ihm ernstlich leid, die ihm jetzt plötzlich in's Auge fallenden kleinen Vorbereitungen so ganz unbeachtet gelassen zu haben. Er trat, seine momentane Verlegenheit unter einer burschikosen desinvoltura verbergend, an den Tisch und roch an den Blättern, statt an den Blumen. „Also deswegen das weiße Tischtuch da!" sagte er schnell; „sehr nette Aufmerksamkeit! Haha! Und in der Mitte „Vivat Henricus!" Allerliebst. Ich danke Dir, mein theures Weib!"

Liebevoll drückte er sie an die Brust und hoch wallte es in ihr auf, als wäre jetzt der Moment da, wo das Eis brechen mußte. Aber die Bitterkeit behielt die Oberhand; es war ihr, als sei sie es ihrer Würde schuldig, die Wärme zurückzudrängen und sie erwiederte nur mit einem schwachen Händedruck seine Liebkosung. Franziska aber hielt den Augenblick für günstig, ihre Huldigungen darzubringen; sie ergriff ein bereitliegendes Sträußchen. „Lieber Vater, es ist heute" — begann sie, nachdem sie sich in die gehörige Positur gestellt.

„Was willst Du, Kind?" fragte Schmidt zerstreut.

„Sie will Dir ihren Glückwunsch hersagen", belehrte Albertine.

„Ach so, — nun schieß los, Kleine." —

Franziska beugte den Kopf auf die eine Schulter und sah den Papa an, während die Händchen den Blumenstrauß verarbeiteten. „Lieber Vater es ist heute" — begann sie wieder und blieb stecken. Thränen traten ihr in die Augen und der Mund zog sich unheilverkündend schief.

„Na, wer das Lied nicht weiter kann, der fängt es wieder von vorne an!" rief Schmidt, hob das Kind zu sich empor und küßte es herzlich. „So, lieber Schatz, heule nur um Gotteswillen nicht — mache, daß Du fortkommst." — Mit einem kleinen scherzhaften Schlage trieb er sie zum Zimmer hinaus und es blieb ungewiß, ob Franziska's Verzweiflung zum Ausbruch gekommen oder nicht.

Albertine rührte sich nicht von der Stelle, wo sie stand; jedes Wort und jede Bewegung des Mannes kränkte sie. Schmidt bemerkte endlich ihre Stimmung und die Entdeckung drückte ihn; er hatte ihr den heutigen Spaß verdorben — mehr suchte er nicht in dem ernsten Gesichte und bot seine ganze Liebenswürdigkeit auf, um seine Frau zu zerstreuen.

„Und was ist denn das?" fragte er, indem er einen in Seidenpapier gehüllten Gegenstand von dem Tisch nahm.

„Eine Kleinigkeit, die ich für Dich gearbeitet — eine Cigarrentasche." —

„Allerliebst." Er küßte Albertine schnell, ohne sie anzusehen; seine Redseligkeit drohte ihm auszugehen — und sprechen mußte er, eine Pause wäre zu peinlich gewesen — „aber unpractisch müßt Ihr Frauen immer

ſein", fuhr er zerſtreut lachend fort; „konnteſt Du das Ding nicht etwas größer machen laſſen?"

„Ich dachte, die Hauptſache ſei" — ſie ſchwieg. Die Bruſt hob ſich ſchneller.

„Wie viel Cigarren gehen in das Stricknadeletui hinein? Höchſtens vier!"

Trotz all' der kleinen Ungeſchicklichkeiten ihres Gatten arbeitete doch das edle Weib in Albertine dem Entſchluß entgegen, die Bitterkeit zu bewältigen. Eine wahre Seelenangſt beförderte die Arbeit, es mußte heute etwas geſchehen! Ging auch das häusliche Feſt vorüber ohne einen Umſchwung herbeizuführen, ſo behielt die Erbitterung das Scepter. Ihr Blick ruhte auf dem Geſchenk in Heinrich's Hand und ſie ſagte halblaut mit niedergeſchlagenen Augen: „Die Hauptſache war mir die Blume, die ich darauf ſtickte — erkennſt Du ſie?"

Schmidt ſchob die Brille auf die Stirn und prüfte genau. „Nicht ſo ganz" — antwortete er zögernd.

„Es iſt eine Nelke." —

„Eine Nelke — was Tauſend!"

„An dem Vorabende des Tages, wo Du um meine Hand anhieltſt, gabſt Du mir beim Abſchied eine Nelke und ſagteſt: wir ſehen uns wieder, ehe ſie verwelkt." —

„Wenn man verliebt iſt, kommen Einem ſolche zarte Ideen." —

Die Stimme der jungen Frau wurde lauter, inniger, und fragend und bittend ſah ſie Heinrich an, während ſie fortfuhr: „Am folgenden Morgen war ich Deine Braut — ſeitdem iſt die Nelke meine Lieblingsblume — ihr Duft erinnert mich immer wieder an jene Stunde." —.

Schmidt fühlte wohl, daß der Moment paſſend war, ſeiner Frau die ſchönſten Sachen zu ſagen. Es hätte ihm auch gar keine Mühe gekoſtet — einer aufrichtigen Empfindung entſprungen, wären die Worte von ſelbſt gekommen. Aber es wäre dann doch vielleicht auch angezeigt geweſen, ein klein wenig um Verzeihung zu bitten, und daraus wäre wahrſcheinlich eine Scene der Zärtlichkeit entſtanden — wie da den Uebergang finden zu dem déjeûner dînatoire, bei welchem er doch nicht fehlen durfte! Alſo lieber ein anderes Mal. Er wollte nur ſeine eigene Stimme wieder hören, und ſagte ohne Vorbedacht: „Ja, ich war fürchterlich ſentimental damals. Ich bin es auch noch. Aber zum täglichen Gebrauch taugt das Nichts liebes Kind — kehren wir zur rauhen Wirklichkeit zurück." —

Und eine rauhe Wirklichkeit war es, die das Herz der armen jungen Frau zuſammenpreßte; ſie hatte ſo viel von dem heutigen Tage erwartet. Es hatte eine gewaltige moraliſche Anſtrengung gekoſtet, alles Peinliche der Morgenſtunden zu beſiegen, der Kampf war kein leichter geweſen, und nur der Gedanke: „es iſt ein Kampf um Dein Lebensglück" — hatte es ihr möglich gemacht, die Erbitterung immer wieder zurückzudrängen. Jetzt ſtand ſie da, nach einem ſicher treffenden Ausdruck ſuchend — eine Art unheimlicher, hämiſcher Freude leuchtete in ihrem Blick — ſie hatte ihrer Ueberzeugung nach das Recht erworben, dem

Gatten einmal derb die Wahrheit zu ſagen und es war Albertinen's Stimme nicht mehr, als ſie begann: „Heinrich“ —

Da ſchellte es draußen an der Thür, Schmidt ſprang auf und öffnete — es war Rellinger, der mit lauten Freudenbezeugungen in das Zimmer complimentirt wurde.

Er kam nicht zum erſten Mal, die Bekanntſchaft war ſchon gemacht, und er hatte, obgleich zufällig mit einem friſchen Vatermörder geſchmückt, einen unſäglich unangenehmen Eindruck auf Albertine gemacht. Und nun erſchien dieſer Menſch in einem ſolchen Augenblicke! Sie wollte entfliehen, aber ihre Entfernung hätte dem Gaſt vielleicht einen Blick in den geſtörten häuslichen Frieden gewährt; inmitten der gewaltigſten Aufregung hatte ſie die Kraft, dem Fremden gegenüber einen Schleier über das Vorgefallene zu werfen; mochte ihr Heiligthum in Trümmern liegen, draußen mußte man fortfahren, an ihr Glück zu glauben. Und ein ſolcher Act der Selbſtbeherrſchung erforderte eigentlich weniger Muth als man auf den erſten Blick wähnen ſollte: der Pflicht, Vorgänge innerhalb der vier Mauern dem Auge Unberufener zu verbergen, kommt bei der Frau eine ſehr verzeihliche Eigenliebe zu Hülfe: es iſt demüthigend, unglücklich in ſeiner Ehe zu ſein, demüthigend, Gegenſtand des Mitleids zu werden, und was demüthigend iſt, verſteckt man ſo gut es geht mit Anwendung aller Kräfte.

Schmidt merkte wol, daß etwas Beſonderes in ſeiner Gattin vorging und er hatte eine wahre Angſt vor einer Explikation gehabt. Die Unterbrechung des Geſprächs war ihm außerordentlich lieb, und es überkam ihn eine Luſt zu ſchäkern, um das unbehagliche Etwas zu verſcheuchen, das ihn ſeit ſeiner Rückkehr nach Hauſe nicht verlaſſen wollte. „Kommen Sie herein, alter Freund“, rief er, „ſchützen Sie mich vor meiner Frau, die eben dran war, mir am hellen Tage eine Gardinenpredigt zu halten!“ Und er lachte, aber mit einem gezwungenen Lachen; Albertine entfärbte ſich und blickte ihn an, als wollte ſie ihn dringend um etwas bitten.

Rellinger trat herein und verbeugte ſich linkiſch. Damengeſellſchaft war ihm ſehr verhaßt. „Guten Morgen, meine Verehrte“, ſagte er in ſeinem heiſern Baß; „was hat denn der Böſewicht verbrochen? Er ſieht ganz fidel dabei aus?“

„Mein Mann ſcherzt“, entgegnete Albertine. Mit Mühe hielt ſie ihre Thränen zurück. „Nehmen Sie Platz, Herr Doctor, legen Sie ab.“ —

Letzteres war ſchon geſchehen. Der farb- und formloſe Filzhut lag draußen an der Thür.

„Meine Frau ſagt immer, ich beſuche zu fleißig ſchlechte Geſellſchaft“, nahm Schmidt das Wort und griff, wie zu einer Liebkoſung, nach ihrer Hand, die ſich ihm entzog.

„Wann habe ich das geſagt?!“ —

„Sehr ſchmeichelhaft für Ihre Freunde, Schmidt“, unterbrach ſie Rellinger; „oder haben Sie vielleicht mit ihrem böſen Beiſpiel unſere guten Sitten verdorben?“ Er lachte. Die beiden Herren lachten oft.

Albertine kämpfte mit dem Weinen; ſie fühlte, daß ſie mit aller

Gewalt unbefangen erſcheinen mußte und ſagte ſchnell: „Ich ſtreiche die Fahne vor dem Humor des Herrn Doctors. Glauben Sie mir, mein Mann verfügt ganz frei über ſeine Zeit, ich kann mich ja nur freuen, wenn er einen vergnügten Abend zubringt.“ —

„Einen, ja — aber viele! viele!“ — rief Schmidt heiter. Dabei wurde ihm aber doch heiß bei dem Anblick ſeiner Frau und es ging immer bunter her in ſeinem Kopf. Nur daß er dem Freunde gegenüber als unabhängiger Mann erſcheinen mußte, blieb ihm klar. Wozu hatte er den kitzlichen Punkt berührt, von dem heute gar nicht die Rede geweſen? „Das war recht albern“, dachte er — „aber nun geht ſchon Alles auf eine Rechnung — und ſie ſoll hernach doch ſehen, wie lieb ich ſie habe — was ſich liebt, das neckt ſich.“ —

Rellinger that, als bemerke er die Stimmung im Hauſe gar nicht. „Es iſt das Loos der armen Ehemänner, in ihrem harmloſen Treiben von den Gattinnen verdächtigt zu werden“, begann er; — „wenn Sie wüßten, wie es meine Adelheid macht, welche Anſchläge auf meine Ruhe ich ſchon habe bekämpfen müſſen.“ —

„Ein unbezahlbarer Menſch, der Rellinger!“ rief Schmidt dazwiſchen; das Lachen wollte nicht mehr recht gehen. Albertine ſaß wie ein Marmorbild auf ihrem Stuhl.

„Sie hat mir meinen Hausſchlüſſel unterdrückt.“ —

„Furchtbar rückſichtslos!“

„Was iſt ein Mann ohne Hausſchlüſſel? Ich laſſe mir einen neuen machen — auch der verſchwindet! Spurlos weg!“

„Und nun ſteigen Sie durch's Fenſter?“

„Nein, ich habe mir noch einen beſtellt und an die Uhrkette ſchmieden laſſen. Schauen Sie 'mal her, Schmidt — ſehen Sie, Verehrte?“ Er ſtand auf, um Albertinen das Kunſtwerk in der Nähe zu zeigen — ſie lehnte ſich mit dem Ausdruck des Widerwillens zurück. — „Der Weg zu dem führt nur über meine Leiche.“

Schmidt warf einen Kennerblick auf den Schlüſſel. „So einen hätteſt Du mir auch beſtellen ſollen als Angebinde zu meinem Geburtstag“, ſagte er zu ſeiner Frau. „Heute iſt mein Geburtstag, Rellinger. Ah! warte 'mal, Albertine, jetzt wirſt Du ſehen, daß ich Recht hatte“ — er nahm das Cigarrentäſchchen vom Tiſch und hielt es dem Freunde vor die Augen — „können Sie errathen, was das iſt?“

Albertine wurde weiß wie ihr Taſchentuch; wie im tollſten Fieberſchauer ſchlugen ihr die Zähne an einander.

„O ja!“ erwiederte Rellinger nach gewiſſenhafter Beſchauung des Gegenſtandes; „das iſt ein Brillenfutteral.“ —

„Köſtlich!“ —

„Mit einer ſehr ſauber geſtickten Artiſchocke. Ueberhaupt ein ſehr ſauberes Ding. — Ich könnt' es ſchon brauchen“, fügte er mit vieler Liebenswürdigkeit hinzu und lächelte angenehm, indem die Hand Miene machte, den Weg zur Rocktaſche einzuſchlagen.

Albertine ſtand plötzlich auf, entriß ihm heftig ihre Arbeit und ver-

ſchwand in das Nebenzimmer, deſſen Thür ſie hinter ſich verſchloß. Rellinger warf ihr einen langen, ſonderbaren Blick nach; es war etwas wie Wehmuth, was ſich darin ſpiegelte — aber wo ſollte denn die Wehmuth bei dem alten Sünder herkommen?

Schmidt ſchob ſeinen Stuhl zurück. „Gehen wir“, ſagte er, und vermied, dem Freunde in's Auge zu ſehen. Dieſer räusperte ſich, was immer wie ein kurzes Grunzen klang, und deutete auf die Thür, durch die Albertine verſchwunden war.

„Was ſoll da geſchehen?“ fragte Schmidt.

„Adieu ſagen.“ —

„Sie hat die Thür verſchloſſen.“ —

„Wird wol ein Umweg möglich ſein.“ —

Ohne ſich Rechenſchaft zu geben über die Sonderbarkeit dieſes Dialogs, ging Schmidt hinaus. Freilich gab es einen Umweg. Er ging durch die Küche und fand ſeine Frau krampfhaft ſchluchzend auf ihrem Bette liegen. Sie winkte ihm heftig zu, ſie zu verlaſſen; er verſuchte einige begütigende Worte — keine Antwort. Er ergriff ihre Hand — ſie ſtieß die ſeinige von ſich. „Ich will allein ſein!“ rief ſie endlich; es klang wie ein Schrei.

Schmidt und Rellinger gingen ſchweigend die Treppe hinunter; Erſterer verſuchte etwas zu pfeifen, es wollte aber durchaus nicht gehen damit.

Albertine hörte die ſich entfernenden Schritte; ſie hatte ſelbſt den Gatten aus ihrer Nähe verbannt und doch war in dem Herzen ein Fünkchen Hoffnung geblieben, er würde nicht gehen. „So jung abſchließen mit einer kurzen Vergangenheit!“ rief es in ihr; „iſt es ſchon vorbei mit Allem, was das Leben mir ſo ſchön verſprach?“ Ihre Thränen floſſen, ſie that ſich ſelbſt unausſprechlich leid. „Dulden und ſchweigen ſoll das Weib! Ich habe bewieſen, daß ich es kann. Eine Gemeinſchaft der Seelen ſoll die Ehe ſein — was war ſie mir?! Meine Würde tritt Heinrich mit Füßen und hat keine Ahnung davon, wie weh es thut — da wird wol Dulden und Schweigen zur übermenſchlichen Tugend — meine Tugend vermag es nicht, ſich zu der Höhe hinaufzuſchwingen — meine Kräfte reichen nicht aus!“ — Sie richtete ſich auf und der Blick ſchweifte abſichtslos umher; Alles, was ſie umgab, war noch Zeuge ihres Glückes geweſen und ſie kam ſich mit ihrem Unglück vor wie eine Fremde im eigenen Hauſe. „Was iſt denn gerade heute vorgefallen?“ flüſterte ſie in leiſem Selbſtgeſpräch; „macht die jüngſtverfloſſene Stunde mich ärmer, als ich war? — Nein — aber alle Tage und alle Tage — der Tropfen höhlt den Stein — ich kann nicht mehr! — Mein Entſchluß ſteht feſt!“ Sie trocknete die naſſen Augen, erhob ſich von ihrem Lager und ſuchte Chriſtel auf.

Dieſe war eifrig beſchäftigt, die Geburtstagsausſchmückung zu beſeitigen. Leiſe vor ſich hinbrummend, trug ſie einen Blumentopf nach dem andern hinaus; — den Vivat-Heinrich-Kuchen ſchob ſie mit Ingrimm

in den Küchenschrank. Die Alte sah aus als habe auch sie geweint und eben öffnete sie den Mund, um ihrer energischen Beredsamkeit freien Lauf zu lassen, als Albertine sie mit den Worten aufhielt: „Wir wollen packen, Christel; wir reisen zur Mutter nach Freiburg."

„Zur Frau Kirchenräthin?!" rief die Alte, und schlug die Hände zusammen.

Albertine wandte sich ab. „Ich habe oft Kopfschmerzen", sagte sie, „und mein Mann glaubt, daß Luftveränderung und Zerstreuung mir wohl thun wird." — Sie wunderte sich selbst über den Muth, mit der sie die Brücke hinter sich in die Luft sprengte. Jetzt war der erste Schritt gethan, jetzt sollte Heinrich nur kommen — die in ihrer Würde, in ihren Hoffnungen, in ihren Ansprüchen an das Lebensglück schmählich betrogene Frau sollte vor ihm stehen — das Opferlamm war verschwunden. Der Stolz reichte ihr hülfreich die Hand — sie hatte die Kraft gehabt, einen solchen Entschluß zu fassen; da hatte doch die weibliche Würde noch nicht das Bewußtsein verloren. Fest wurde ihr Gang und mit scheinbarer Ruhe suchte sie zusammen, was mit nach Freiburg sollte.

Schmidt war unterdeß lange neben Rellinger hergegangen, ohne ein Wort zu sagen. Sonderbar gemischt waren die Gefühle, die ihn durchzogen. „Die kleine Schmauserei hätte sie mir doch gönnen sollen, da heute nun einmal mein Geburtstag ist", dachte er. Aber die Freude daran war vollständig verschwunden; er sah immer wieder den Blick vor sich, mit dem seine Frau ihm zugerufen: „ich will allein sein!" Sehr wohlthuend war es ihm, daß der Begleiter ihn nicht mit Spötteleien verfolgte; Rellinger schwieg und schien nachdenkend. So gingen Beide die Langestraße hinunter, und die einzige Conversation bestand darin, daß Schmidt die Namen seiner Mitbürger auf den Aushängeschildern laut vorlas. „Hutmacher Nagel!" sagte er, und suchte eine Art Melodie in seine Stimme zu bringen. — „Hutmacher Nagel", bestätigte Rellinger.

Plötzlich blieb Schmidt stehen: „Ich habe kein Geld mitgenommen!" rief er, und griff in die Tasche und kehrte schnell um. Wie von einer unwiderstehlichen Macht getrieben, rannte er nach Hause und stürzte in das Zimmer seiner Frau, die bei seinem Anblick erschrocken zusammenfuhr. —

„Was will ich denn eigentlich?" fragte sich Heinrich, und in peinlichem Schweigen standen sich Gatte und Gattin gegenüber. — „Albertine, Du wunderst Dich, mich wieder zu sehen?" — begann er endlich.

— „Ich glaubte Dich im Kreise Deiner lieben Freunde", entgegnete sie. Der eben gefaßte Entschluß stand deutlich vor ihren Augen und erschien ihr so richtig und zugleich so heroisch, daß sie sich selbst die höchste Achtung einflößte. Ihr liebendes, hingebendes Wesen schwebte seit den letzten Monaten in einem eisigen Nebel — die Scenen des heutigen Morgens hatten den Zauberkreis geschlossen — die Wärme fand keinen Ausweg mehr. Die Ueberzeugung der Ueberlegenheit, des unumstößlichen Rechts tönte aus ihren Worten.

„Die Versammlungsstunde hat noch nicht geschlagen" — sagte

Schmidt und hielt inne. „Nein, ich will offen sein", fuhr er fort; „Albertine, der Blick, mit dem Du mich von Dir schicktest, brannte mir auf die Seele — ich konnte ihn nicht wieder los werden." —

„Vermißtest Du die Liebe in dem Blicke? Dann hat er gelogen und Du kannst ruhig wieder gehen." Sie nahm ein sorgfältig zusammengelegtes Kleid auf den Arm und wollte hinaus.

„Nein, das war es nicht", rief Schmidt und hielt sie auf; — „aber er that mir weh. Mein liebes Kind, sprich, was fehlt Dir? Siehst Du, daß ein vernünftiges Weib unglücklich sein könnte, weil der Mann mit guten Freunden im Wirthshaus speist — ich kann es mir nicht denken!"

„Nun denn, hast Du noch viel Zeit bis zu Eurem Frühstück?"

„Ach, so viel Du willst — eine halbe Stunde." — Er warf sich in einen Lehnstuhl, Albertine stand vor ihm. Eintönig klang ihre Stimme; es war, als wollte sie nichts Anderes, als vernünftig sprechen und jede Aufwallung des Gemüths gewaltsam unterdrücken.

„So viel brauchen wir nicht", sagte sie, „und doch wird Deine Geduld ermüden, ich werde sentimental sein müssen. Aber glaube meinem Wort, es geschieht nie wieder." —

„Sprich nur, sprich — ich höre Dir zu." —

„Du hast mir viel Muße zum einsamen Nachdenken gelassen — und ich habe sie benutzt. Ich habe nachgedacht über mein Leben und Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sind mir klar geworden. Unter den Augen einer vernünftigen Mutter vernünftig erzogen, hatte ich schon manche reifere Anschauung, als Du um mich anhieltest — aber um das höchste Gut in sich aufzunehmen: das Bewußtsein unaussprechlichen Glücks — öffnete die Liebe mein Herz so weit, so unendlich weit, daß manche liebe Täuschung den Weg hinein fand" — sie hörte sich sprechen und erbaute sich an ihren eigenen Worten; die schmerzliche Aufregung der Morgenstunden trat immer mehr in den Hintergrund und die Ruhe der Ueberlegung, der Zufriedenheit mit sich selbst kam über die Sprechende.

„Du bist leider die Täuschungen noch nicht alle wieder los geworden", fiel Schmidt ein; — „das ist ja" —

„Unterbrich mich nicht, Heinrich", fuhr Albertine fort; „der Moment ist ernst und erfordert meine ganze Kraft. Auch die Illusionen gehören zu unserm Glück. Mir schien, als habe der Himmel Alles vereinigen wollen, um meine Träume zur wunderbaren Wahrheit zu machen — auch das Kind aus Deiner ersten Ehe freute mich — ich freute mich ernste Pflichten zu übernehmen an der Schwelle der Kirche, in der wir vereint vor dem Diener Gottes gekniet; das Ja vor dem Altare hatte urplötzlich die Jungfrau mit der doppelten Würde der Gattin und Mutter bekleidet — und die Heiligkeit der Ehe erschien mir in einem Glanz, vor dem ich heute noch geblendet die Augen schließe, wenn der Blick in jene selige Vergangenheit hineintaucht!"

Es war Schmidt, als habe er eine fremde Erscheinung vor sich — er erkannte seine Frau nicht mehr. Sie war auch dieselbe nicht in dieser

Stunde; der Entſchluß, den ſie gefaßt, kam ihr ſo erhaben vor, und doch war es ihr, als müßte ſie Alles hervorſuchen, um ihn dem Manne gegenüber einzuleiten und zu vertheidigen. Wohl fühlte ſie, daß ihre etwas geſuchten Ausdrücke keinen rechten Eindruck auf Heinrich machten, aber ſie hatte noch Großes zu ſagen und die Wirkung konnte nicht ausbleiben.

„Unſer Zuſammenleben begann", ſprach ſie weiter, „und bald geſtaltete ſich Vieles anders, als es die Phantaſie mir vorgeſpiegelt." —

„Ach, mein liebes Kind, jetzt kommt wieder eine Reihe von Kleinigkeiten!" fiel Schmidt ein. Die Unterredung fing an, ihm ſehr unangenehm zu werden. „Wenn ſich nur eine Gelegenheit darbieten wollte, Du hätteſt bald den Beweis, daß meine Liebe für Dich dieſelbe geblieben." —

„Eine Gelegenheit!" wiederholte Albertine; das Wort gab ihr eine neue Waffe in die Hand; — „wo ſind die wichtigen Gelegenheiten im Leben? Es iſt ja ein Glück für die Häuslichkeit, wenn nichts Außerordentliches vorkommt; dem Herzen iſt der Begriff „Kleinigkeit" fremd. Es geſtaltete ſich alſo Manches anders — doch das Tändeln konnte nicht ewig dauern; ſah ich Dich oft Stunden lang nicht, ſo ſprach das leiſe Kniſtern umgeſchlagener Blätter mit mir aus dem Nebenzimmer." —

„Man kann nicht immer leſen." —

„Nein, und Du begannſt die Stunden auf andere Weiſe auszufüllen." —

„Da haben wir's!" rief Schmidt und ſtand auf; „ich ging oft von Hauſe! Und wäre ich Arzt, hätte ich einen Beruf" —

Albertinen's Uebergewicht wuchs mit jedem neuen Einwurf. „Hätteſt Du einen Beruf, ich wäre ſtolz auf meine Einſamkeit geweſen" — unterbrach ſie ihn; „nur eine Stunde mit Dir und nie hätte ich geklagt! Aber ſo war es nicht — kein Leidender harrte Deiner Hülfe. — Lange noch hielt mich der Wahn aufrecht: Heinrich würde es doch ſchmerzlich empfinden, wenn ich nicht da wäre — aber auch dieſer Troſt ging allmälig zu Grunde." —

Schmidt blieb vor ihr ſtehen. „Wie Du nur ſo etwas ſagen kannſt! Wer iſt denn die treue Pflegerin meines Kindes?" Er ſtreckte ſeiner Frau die Hand entgegen; ſie wich zurück — der letzte leiſe Hauch von Röthe ſchwand aus ihrem Geſicht; die Stimme verlor mehr und mehr allen Klang und mit ſteigender Lebhaftigkeit ſprach ſie weiter:

„Siehſt Du, Heinrich, da verräth ſich Dein Herz! Ich, ich bin eine zuverläſſige Perſon, der Du Dein Kind anvertrauſt. Haushälterin und Erzieherin bin ich, nichts weiter, rief es in mir — zuerſt ganz leiſe — dann lauter und immer lauter — und jener blendende Glanz der Heiligkeit der Ehe ward mir allmälig zum trüben Oellämpchen, bei dem ich meine Küchenrechnungen ſchreibe."

„Du wirſt bitter, Albertine."

„Die Bitterkeit kommt da aus dem Herzen und Du haſt ſie hineingebracht. Ich habe Alles gethan, um mich daran zu gewöhnen, meine Exiſtenz in Deinem Hauſe nur von der Seite des practiſchen Nutzens anzuſehen. Was Du leideſt, kommt ja alle Tage vor, ſagte ich mir,

und habe manche Nacht gekämpft mit der Empörung in meinem Innern — der Verluſt meiner Illuſionen durfte meinen Muth nicht brechen. Da machte ich eine Entdeckung."

Sie hielt inne, Schmidt ſtarrte ſie ſprachlos an — war das Albertine!

„Heinrich, mein Herz wird ſchlecht!" rief ſie laut. „Ich habe Momente — bis jetzt Gottlob nur flüchtige Momente, aber ſie thun weh' wie glühendes Eiſen — Momente, wo mich bei dem Anblick Deines Kindes ein Gefühl ergreift, wie ich mir den Haß denke! Was iſt mir das Mädchen, flüſtert es in mir."

„Um des Himmels willen, Albertine!"

„Was iſt mir das Mädchen? Noch mehr, Heinrich — was iſt mir der Vater des Mädchens? flüſtert es weiter, und das unheimliche Gefühl ſucht ſich mit Gewalt tiefer einzugraben und ich ſchaudre zurück vor mir ſelbſt und meinem Elend!"

Sie ſank wie erſchöpft auf einen Stuhl, die Bruſt hob ſich in ſchnellen Athemzügen und mit herausfordernder Härte ſah ſie ihren Gatten an, der nicht im Stande war ein Wort vorzubringen. Jetzt mußte auch noch das Letzte heraus. Aber bei aller Entſchloſſenheit konnte ſie doch nur mit Ueberwindung weiter ſprechen, und die Stimme war weniger tonlos, als ſie ſagte:

„So weit haſt Du mich gebracht. — Aber weiter darf es nicht gehen. — Noch ſiegt mein beſſeres Selbſtgefühl über die hämiſchen Einflüſterungen der — nenne Du's wie Du willſt — vielleicht der Selbſtſucht, der gekränkten Eigenliebe. Franziska ſoll eine zärtlich ſorgende Mutter an mir haben, ſo lange ich athme — von mir ſoll ſie nie erfahren, daß Die in der Erde ruht, die ihr das Leben gab — doch nur auf eine Weiſe iſt das möglich — Heinrich, wir müſſen uns trennen."

Wie durch eine Eingebung hatte Schmidt das Schlußwort voraus empfunden; es überraſchte ihn nicht. Tief zu Boden gedrückt ſtand er da und ſeine Augen wurden naß. Es gewährte der jungen Frau eine eigenthümliche Genugthuung, ihren Gatten ſo vor ſich zu ſehen; das Mitleid regte ſich und doch wollte ſie die Frucht des Sieges nicht aus der Hand geben.

„Nicht auf ewig gehen wir auseinander", fuhr ſie fort, „der tragiſchen Worte bedarf es nicht. Es iſt ja Nichts vorgefallen zwiſchen uns — und fühlſt Du nach Jahren glücklicher Unabhängigkeit, daß wir Dir nothwendig ſind, Dein Kind und ich, die wir jetzt eine ſo kleine Rolle in Deiner Exiſtenz ſpielen — dann komme ich wieder unter Dein Dach, mit derſelben Treue, mit derſelben — — Liebe", hätte ſie faſt geſagt — aber ſie durfte nicht weich werden und fügte mit einem faſt gleichgiltigen Ton hinzu: „Laſſe mich nach Freiburg ziehen zu meiner Mutter; ich nehme Franziska mit — Du brauchſt uns nicht."

Albertine erhob ſich und ging im Zimmer umher, als wollte ſie zuſammenſuchen, was auf die Reiſe mitzunehmen war. Die mit einem ſo tiefen Gefühl begabte Frau hatte mit einer eigenthümlichen Ruhe die

letzten Worte gesprochen, mit einem gewissen Leichtsinn — der ihrer Meinung nach begründeten Ueberzeugung entsprungen, etwas Großes beschlossen und ihrem Schicksal durch eigenes energisches Handeln eine neue Wendung gegeben zu haben. Sie hatte Charakterfestigkeit in sich entdeckt und sah gleichsam mit Neugier und Bewunderung selbst zu, wie das neue Wesen in ihr sich entwickelte und weiter trieb. In Schmidt erwachte unterdeß die ganze alte Gutmüthigkeit: was mußte sein armes Weib gelitten haben, um zu einem solchen Entschluß zu gelangen! Er kam sich vor wie ein Verbrecher, und die liebevollsten Vorsätze für die Zukunft durchkreuzten seine Brust. „Das Mädchen, das sich mir anvertraut, soll sich nicht getäuscht fühlen", flüsterte es ihm wie aus weiter Ferne zu, und er schämte sich, den einst gesprochenen Worten erst jetzt wieder Gehör zu leihen. „Albertine", begann er halblaut nach einer langen Pause und seine Stimme zitterte; „Du darfst schon nach Freiburg zu Deiner Mutter, aber nur unter einer Bedingung."

Sie blieb stehen und horchte auf: die triumphirende Energie mußte unbedingt eine abwehrende Antwort in Bereitschaft halten.

„Unter einer Bedingung — Du nimmst mich mit."

„Wir haben Dir dort keine Partie Billard anzubieten", entgegnete sie, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, und eilte hinaus.

„Sind wir so weit!" rief Schmidt mit gewaltiger Erbitterung — Alles, was er eben empfunden erschien ihm albern und knabenhaft, er ergriff schnell Hut und Stock — ging aber in sein Arbeitszimmer und warf sich in einen Sorgenstuhl.

Stunden vergingen. Es war still im Hause. Einmal kam Christel und fragte, ob der Herr nicht zu Tisch wolle, die Suppe sei aufgetragen. Die Alte wurde schnöde abgewiesen. Dann klapperten Teller und Löffel im Nebenzimmer — aber nur Franziska's Stimme war zu hören. „Gieb mir von dem Kuchen", sagte sie. „Der Vivat-Heinrich wird verspeist", dachte Schmidt. Und der Gedanke an seinen heutigen Geburtstag knüpfte sich an die gehörten Worte; die Wehmuth wollte der Bitterkeit den Rang streitig machen. „Albertine kommt gewiß zu mir herüber — es thut ihr leid, was sie mir gethan — dann sprechen wir uns aus, und das Gewitter ist überstanden." — Sein Herz klopfte, wenn er eine Thür öffnen und schließen hörte — jetzt kommt sie — — aber sie kam nicht. Es begann zu dämmern; die schwache menschliche Natur machte ihre Rechte geltend; Schmidt spürte die nicht zu verleugnenden Fortschritte eines kolossalen Hungers. „Nun — wie sie will!" — rief er und verließ das Haus.

Höchst ungemüthlich sah es am folgenden Morgen aus in der Schmidt'schen Wohnung. Zwei große Koffer standen, fertig gepackt, im Vorsaal; ein paar geräumige Reisesäcke nahmen noch auf, was Christel im letzten Augenblick nicht anders unterzubringen wußte; unheimlich leer wurden die Zimmer, obgleich die Möbel alle an ihrer Stelle geblieben waren. Sehr bleich, aber äußerlich ruhig, ging Albertine umher; Schmidt saß in seinem Arbeitszimmer und hielt ein Buch in der Hand.

Die einzige laute Stimme im Hause war Franziska ihre; die Kleine jubelte der Reise entgegen und spielte Ball mit einem Milchbrödchen, das sie eigentlich als Proviant in der Tasche behalten sollte. Dabei wollte es gar nicht recht hell werden; nach einigen sonnigen Frosttagen war der Himmel dicht in Wolken gehüllt und ein feiner Regen fiel wie ein Nebel herab; die Schuljugend glitschte draußen auf den glatten Steinplatten des Trottoirs. Um halb Elf hielt eine Droschke unten am Thorwege. Albertine öffnete die Thür zu ihres Gatten Gemach — das Herz schlug ihr in die Kehle; „lebe wohl, Heinrich", sagte sie bewegt.

Schmidt blickte auf; Weib und Kind standen vor ihm in Reisekleidern — ein tiefes Weh zuckte ihm durch die Brust. Aber nach dem Wort, das er gestern von seiner Frau gehört, das sie mit keiner Miene wieder gut zu machen gesucht, konnte er doch nicht den ersten Schritt zur Versöhnung thun. Und was hatte sie ihm denn auch zu verzeihen? Seine Unabhängigkeit mußte er doch als Mann aufrecht halten! Er war der Gekränkte — nicht sie! Bleich wie Albertine stand er auf. „Du gehst?" fragte er trocken.

„Ja", entgegnete sie, „Du brauchst uns jetzt nicht — — auf Wiedersehen!" fügte sie nach einer Pause halblaut hinzu und reichte ihm die Hand. Er drückte sie flüchtig, hob sein Kind zu sich empor und küßte es. „Adieu", sagte er dann und sie gingen hinaus.

Völlig unklar war, was in seinem Innern vorging, nachdem er allein zurückgeblieben und das Rollen der Droschke, dem er gedankenlos gelauscht, allmälig verklungen war. Das Gefühl vollkommener Freiheit wollte sich zuerst vordrängen — er konnte jetzt thun und lassen, was er wollte, nicht einmal für das Kind brauchte er zu sorgen, es war fort. Aber bald überfiel ihn eine unheimliche Angst, und ohne zu wissen, was er bezweckte, fuhr er schnell in seinen Ueberzieher und eilte zum Hause hinaus, dem Bahnhof zu. Nirgend ein Fuhrwerk, er mußte zu Fuß vorwärts und das Glatteis erschwerte ihm das Gehen. Jetzt — das Ettlinger Thor lag hinter ihm — nur noch wenige Schritte — da gellte ein langgedehntes Pfeifen durch die Luft und der Zug setzte sich in Bewegung — an einem Fenster glaubte er die alte Christel zu erkennen — in einer himmelblauen Kapuze, die einst Albertine getragen, als er sie noch in's Theater begleitete — fort waren sie — fort — er stand allein.

Langsam und unschlüssig wollte er sich der Stadt zuwenden, als eine Hand sich auf seinen Arm legte; er blickte auf — Rellinger stand vor ihm und grüßte mit einem Kopfnicken. Schmidt sah ihn zerstreut an, ohne den Gruß zu erwiedern.

„Abgereist?" fragte der Alte.

„Ja", entgegnete der Angeredete und wollte sich entfernen.

„Halt, halt! Begleiten Sie mich — es ist so glatt — das morsche Gestell könnte aus dem Leim gehen, wenn ich hinstürzte."

Beide gingen eine Weile schweigend neben einander her. Schmidt war es, als müßte er fortwährend einer Stimme zuhören, die ihm un-

endlich viel zu sagen hatte; es fiel ihm nicht ein, seinen Gefährten zu beobachten, sonst hätte er einen ihm völlig unbekannten Ausdruck in dessen Zügen bemerken müssen. Nach einer langen Pause faßte ihn Rellinger plötzlich am Knopfloch seines Ueberziehers und blieb stehen — „Kämpfen" — sagte er leise.

Schmidt sah ihm überrascht in's Auge — ohne Uebergang knüpfte er das Wort an die jüngsten Begebenheiten in seinem Hause; er gab mit eigenthümlicher Schärfe dem Einen Ausdruck, was in ihm arbeitete.

„Ja, kämpfen", fuhr der Alte immer leise fort; „ist das Lebensglück nicht des Kampfes werth? — Wie?"

Schmidt schwieg.

„Ein langer Weg liegt vor Ihnen — und sollte schon ohne Licht und Wärme sein — wie der meinige!" — Tiefes Mitgefühl sprach aus seinen gerötheten Augen, etwas wie väterliche Freundschaft. „Ich war dabei, wie ihre Frau in den Wagen stieg — sie ist mehr werth, als meine Adelheid — die hat mich begraben bei lebendigem Leibe — Alles ist todt in mir. Und ich hätte doch auch leben können, denn ich glaubte an ein Heiligthum — an das Heiligthum der Familie. Begraben Sie sich nicht selbst, wie mich mein Weib begraben — schauen Sie mich an" — er machte eine Bewegung mit Kopf und Hand, als sei jetzt Alles gleichgiltig, Alles vorbei für ihn, und entfernte sich.

Schmidt sah ihm nach, ohne sich von der Stelle zu rühren — dieser Mund hatte es ausgesprochen, was er sich selbst hatte sagen wollen — der Greis da lieferte die Illustration zu dem Text, der mit jeder Minute klarer vor ihm stand. „Habe Dank, Rellinger!" rief er ihm nach und ging in seine leere Wohnung.

Albertine saß unterdeß in ihrer Wagenecke und starrte in die Winterlandschaft hinaus. Der große Entschluß war zur Ausführung gekommen, sie hatte sich ihrer Häuslichkeit gewaltsam entrissen — und Alles um sie her ging seinen gewöhnlichen alltäglichen Gang, als sei gar nichts Außerordentliches vorgefallen. Es war ihr immer, als müßte man ihr das eben durchlebte Drama ansehen; als müßte ihr Jemand etwas Bedeutungsvolles sagen — aber nur in ihrem Innern klang es bedeutungsvoll; und ihre Stimmung ließ sie noch nicht dazu kommen hinzuhorchen, was das eigentlich war. Es sauste ihr in den Ohren — doch das konnte wol von dem Rütteln der Fahrt sein; sie hörte ja dabei ganz deutlich das Gespräch zweier Damen, die mit ihr im Wagen saßen. „Ich würde immer meine Bänder auf der Messe bei ihm kaufen, wenn er nicht so grob wäre", sagte die Eine. — „Ja, denken Sie sich, Liebe, man trägt sein theures Geld zu dem Menschen und muß sich von ihm anfahren lassen!" entgegnete die Andere. Und gegenüber saß Franziska, und Christel erzählte ihr eine Geschichte. „Es war einmal ein König, der hatte zwei Töchter; — die Eine war schön, die Andere war wiescht" — „Was ist das, wiescht?" fragte die Kleine. „Nun — garschtig", und die Erzählung erging sich weiter in den überraschendsten Begebenheiten mit

sprechenden Thieren, die schließlich ihren Wirkungskreis als Menschen wieder einnehmen durften. Und weiter ging es in beflügelter Eile, „Ettlingen!“ — „Malsch!“ — „Muggensturm!“ riefen die Schaffner bei den Stationen; Reisende stiegen aus und gingen in's Land hinein, ihren Beschäftigungen nach — als wäre das Ungewöhnliche ihnen nicht so nah gewesen, daß sie es hätten mit der Hand berühren können.

Franziska schlief ein. Christel sah lange ihrer Herrin in's Gesicht — sie hatte sich noch keine Bemerkung über die plötzliche Abreise erlaubt, jetzt mußte sie auch einmal reden. „So war's 'mal recht!“ sagte sie. Das war doch endlich bedeutungsvoll. Albertine fuhr auf — es ging ihr wie ein Stich durch's Herz. Was ihr selbst auch so streng gerecht und heroisch vorgekommen, fand seine erste Anerkennung — aus diesem Munde! Die alte Dienerin durfte gut oder schlecht finden, was zwischen ihr und ihrem Gatten vorgefallen! Ihr Stolz empörte sich gegen diesen Gedanken und es war ihr plötzlich, als müsse sie Heinrich in Schutz nehmen gegen den Angriff. Aber sie erschrak zugleich über Das, was sie empfand — das ganze Gebäude mußte auf schwachen Füßen stehen, wenn ein erster leiser Hauch von unberufener Seite auch nur einen Stein von der Stelle rücken konnte. Ein unerbittlicher Ideengang führte sie weiter — „Christel spricht ihre Meinung aus — das werden die Anderen auch thun — und was wird meine Mutter sagen!“ Glühende Röthe färbte ihr Gesicht — daran hatte sie noch nicht gedacht, sie hatte gestern nur in einigen flüchtigen Zeilen ihre bevorstehende Ankunft in Freiburg gemeldet und wurde heute gewiß erwartet. Wie sollte sie erklären, was sie gethan? Was hatte denn Schmidt eigentlich verbrochen, um von ihrer Seite den tief ernsten Schritt einer Trennung zu rechtfertigen? — Konnte sie erzählen, daß er an seinem Geburtstage in der Frühe Billard gespielt und dadurch die Entscheidung herbeigeführt hatte! Es kam ihr jetzt plötzlich in der Rückerinnerung Alles so klein und kleinlich vor, daß es ihr unmöglich schien, einer erfahrenen Frau gegenüber daraus die Nothwendigkeit ihres Entschlusses klar zu machen. Eine peinigende Unruhe ergriff sie — einen Moment durchzuckte sie wie ein Blitz der Gedanke — ich kehre um! Aber das konnte sie doch nicht — nach einer solchen Schwachheit hätte sie sich selbst verachten müssen. Und allmälig kehrte ein Zustand verhältnißmäßiger Ruhe zurück. „Meine Mutter muß mich verstehen“, dachte sie; „sie wird mit ihrem Kinde fühlen, was rücksichtslose Vernachlässigung ist — und Schmidt hat ja nicht den leisesten Versuch gemacht, mich zurück zu halten — nicht ein Wort hat er gesagt.“

Sie hatte also am Ende doch recht gehandelt — aber in raschem Wechsel zogen ihr fortwährend die widersprechendsten Empfindungen durch die Brust. Offenburg lag längst hinter ihr — es ging so unerbittlich schnell, sie hätte sich gern noch gesammelt, sie konnte so nicht vor ihre Mutter treten. Der Zug flog an den Stationen vorüber — Freiburg war erreicht!

Des schlechten Wetters ungeachtet stand die Frau Kirchenräthin

am Bahnhof und empfing ihre Tochter mit offenen Armen; doch sprach eine gewisse Besorgniß aus ihrem Blick und ihre erste Frage war: „Was führt Dich zu mir in dieser Jahreszeit?“

„Ich erzähle Dir das zu Hause, Mutter“, entgegnete Albertine und erröthete wieder. Sie machte sich viel mit ihrem Gepäck zu schaffen und fieberhaft schnell waren ihre Bewegungen dabei. Sie sprach unaufhörlich auf dem kurzen Wege zum Elternhause; es war viel Zärtliches in Allem, was sie sagte und doch klang es gezwungen und unnatürlich.

Frau Braumann wurde mit jeder Minute ernster und als sie mit ihrer Tochter im Wohnzimmer allein geblieben, wiederholte sie ihre Frage: „Was führt Dich hierher?“

Da stürzte Albertine ihr an die Brust und die Thränen strömten unaufhaltsam — sie schluchzte wie ein Kind, so daß auch der Mutter unwillkürlich die großen Tropfen über die Wangen rollten und es war ihr unmöglich ein Wort vorzubringen. In dem tollen Durcheinander der Gefühle blieb ihr jetzt nur Eines klar — ihre Liebe zu Heinrich — sie konnte ihn nicht anklagen — sie, nur sie war die Schuldige — er stand vorwurfsfrei vor ihr — und als endlich der Sturm sich wenigstens so weit gelegt hatte, daß sie in abgebrochenen Sätzen zu sprechen vermochte — da brach in herzzerreißenden Ausdrücken eine Selbstanklage hervor, als gelte es, ein Verbrechen zu büßen und mit dem Angstruf: „Mutter — Mutter! rette Dein Kind! führe es zurück auf den rechten Weg!“ schmiegte sie sich wie Schutz suchend an die treue Leiterin ihrer Jugend.

Lange, lange hielt die Kirchenräthin ihre Tochter umfangen; sie war überrascht und tief betrübt, aber nur einzelne beruhigende Worte sagte sie der Weinenden — noch konnte sie die Lage der Dinge nicht überschauen, die Leidenschaftlichkeit des Augenblicks mußte erst überwunden werden, um eine richtige Beurtheilung möglich zu machen. Frau Braumann gehörte nicht zu den Müttern, die bei der ersten Thräne ihres Kindes die ganze Schuld dem Schwiegersohn auf die Schultern laden. „Komm, Albertine“, sprach sie, „erhole Dich, Du bist zu gewaltsam aufgeregt, um ganz verständlich zu sein; — wir nehmen unser Gespräch später wieder auf, und der rechte Weg soll so offen vor Dir liegen, als meine alte Erfahrung ihn Dir weisen kann. Komm, Du mußt etwas zu Dir nehmen“ — und nach einer letzten innigen Umarmung geleitete sie die Tochter in ihr Zimmer, das Auspacken und Einrichten begann und verfehlte wenigstens theilweise die Wirkung nicht, die Gedanken der vorherrschenden Richtung abzuwenden.

Erst am späten Abend waren Mutter und Tochter wieder allein und nun schilderte Albertine in traulichem Flüsterton ihr Leben in Karlsruhe mit Allem, was sie empfunden und gelitten. Aber was sie gelitten, wollte vielmehr errathen sein, als daß es deutlich hervorgetreten wäre; ihre ganze Liebe für Heinrich war wieder da und eine Frau mit dem scharfen Blick der Kirchenräthin gehörte dazu, um die plötzliche Trennung nicht für das Resultat einer kindischen Laune zu halten.

Digitized by Google

Jetzt sah sie klar; Schmidt war offenbar leichtsinnig und rücksichtslos gewesen und hatte seine Frau vernachlässigt — aber unparteiisch wägte sie die Umstände ab und auch Das wurde ihr deutlich, worin Albertine gefehlt hatte. Es war nicht leicht, die passenden Worte für ihren Urtheilsspruch zu finden; sie mußte die Dulderin in ihren eigenen Augen aufrichten, ohne durch zu harte Worte den Gatten der Gattin gegenüber herabzusetzen und doch zugleich auch der Letztern ihren Theil der Schuld vorhalten, ohne ihre so rührend sich offenbarende Reue noch mehr anzuregen. Albertine hing mit ganzer Seele an den Lippen ihrer Mutter; die wohlwollende, liebevolle Strenge der Sprechenden erfüllte sie mit Ehrfurcht und brachte Ruhe in ihre gequälte Brust; sie fühlte sich vor einem gerechten, unparteiischen Richter, dem sie mit unbegrenztem Vertrauen ihr eigenes Urtheil unterordnen durfte, der alle Gefühlsschwankungen mit Sicherheit beseitigte und das Ziel unverrückt im Auge behielt. — Dabei war es so heimlich still im Gemach; ein grüner Schirm bedeckte die Lampe und hüllte Alles in jenes Halbdunkel, in dem es sich leichter von den geheimsten Regungen des Herzens sprechen läßt.

„Du selbst", fuhr Frau Braumann in ihrer Rede fort, nachdem sie Schmidt's Anschauungen von dem ehelichen Leben in's rechte Licht gestellt — „Du selbst bist auch nicht frei von Schuld, wenn auch die Vorwürfe, die Du Dir machst, weniger bitter sein sollten. Du hast gefehlt aus allzu großer Liebe, mein theures Kind, und an der Seite eines Mannes mit einem andern Charakter wäre Dir daraus nicht einmal eine Schuld erwachsen; Männer, die Sinn für die Häuslichkeit in ihrer ganzen Einfachheit haben, verlangen nichts als Liebe; sie gestalten selbst ihr Leben innerhalb der vier Mauern und die Wärme des Frauenherzens macht es zum Paradies — ohne weitere Zuthat. Nicht so ist es mit Schmidt, und daß Du Dich ihm nicht anzupassen gewußt, darin liegt Deine Schuld. Diesem Manne gegenüber durfte es Dir nicht genügen, Dich von ihm lieben zu lassen und ihn wieder zu lieben, Du mußtest handelnd eingreifen in die häusliche Existenz, den Geist Deines Gatten zu fesseln suchen. Denn er hat Geist und hätte sich fesseln lassen, besonders im Anfange Eurer Ehe — das Spätere wäre dann von selbst weg geblieben. In dem Kreise Eurer Bekannten giebt es gewiß der intelligenten Menschen viele — die hättest Du auch an Deinem eigenen Herd versammeln sollen. Daraus hätte sich dann schon manches Anregende für das Alleinsein mit ihm ergeben." —

„Mutter", fiel Albertine ein, „mir ist, als wäre das Alles noch nicht hinreichend gewesen und als hätte ich nicht die Kraft, mehr zu thun."

„Das kommt Dir jetzt so vor, nachdem Du viele Monate hindurch Deine Pflichterfüllung in einem freundlichen Lächeln beim Empfange Deines Mannes gesucht", fuhr Frau Braumann fort; „aber die Liebe ist erfinderisch, wenn es sich darum handelt, ihr Nest auszuschmücken; die Kraft wäre Dir allmälig gekommen, und mit der gewonnenen Kraft hättest Du das Haupt aufrecht getragen in der Ueberzeugung, mitgewirkt zu haben zu der Befestigung Eurer häuslichen Zufriedenheit, statt es

hängen zu laſſen und duldend dem Glücke nachzuſchauen, das ſich mit langſamem Flügelſchlage entfernte!"

„Entfernte! Ja, vielleicht auf Nimmerwiederkehr", ſagte Albertine leiſe.

„Muthloſes Kind!" rief Frau Braumann und ſchlang die Arme um ihre Tochter. „Ich ſelbſt trage auch einen Theil der Schuld — ich hätte weniger Zartgefühl haben und Dir von Hauſe aus die Augen öffnen ſollen über die Art, das Zuſammenleben mit Deinem Heinrich am rechten Fleck anzufaſſen. Aber zu ſpät iſt es noch nicht. Jetzt vor allen Dingen — Offenheit! Decke ihm Alles auf, was in Dir wogt — kein Gedanke bleibe ihm verborgen, auch der leiſeſte nicht! Das iſt der Weg, der noch zum Ziele führen muß!"

Am folgenden Morgen ſchrieb Albertine einen langen Brief, wo Alles drin ſtand, was ſie empfunden, alle Kämpfe der Liebe mit der Bitterkeit, die ſie allmälig zu der thörichten Flucht getrieben; aber ſie zerriß ihn wieder, zerriß noch einen — was ſie geſchrieben kam ihr immer wie eine Anklage vor und das Einzige, wovon ihr Herz überſtrömen wollte, war die innigſte, hingebendſte Zärtlichkeit. Endlich kam ein Brief zu Stande, aber ſie hütete ſich wol, ihn der Mutter zu zeigen: „Heinrich! Ich habe Dich verlaſſen und kann ohne Dich nicht leben! Dein treuloſes Weib ſehnt ſich nach Dir! Haſt Du die Kraft, mir zu verzeihen? Könnteſt Du in mein Herz blicken, Du hätteſt ſie! — Nimm mich wieder auf in Dein Haus — ich will nie mehr klagen! Du ſollſt nur bisweilen ſagen, daß Du mich lieb haſt.

Deine Albertine."

„Wie lange wird die Trennung dauern? Hat meine Frau den Faden gewaltſam zerriſſen, um ihn nie wieder anzuknüpfen?" Dieſe Fragen beſchäftigten Schmidt unaufhörlich ſeit der Stunde, wo er allein geblieben. Mehr als einmal ſetzte er ſich hin, um zu ſchreiben — aber es ging nicht. War auch Albertinen's Abreiſe eine nicht zu entſchuldigende Unbeſonnenheit, ſo mußte er ſich doch geſtehen, daß er den Entſchluß dazu herbeigeführt — Vorwürfe und Geſtändniſſe der eigenen Schuld bekämpften ſich gegenſeitig in ihm und ließen keinen Brief entſtehen. Einige Tage ſollten noch vergehen — ſo viel Zeit als nöthig war, um die Vorgänge in der eigenen Bruſt zu klären; bis dahin mußte auch ein Vorſatz zur Reife kommen, der ihn ſchon jetzt in eine gehobene Stimmung verſetzte und das Gefühl der Reue ſiegreich in den Hintergrund drängte — da kam der Brief aus Freiburg an! Nur wenige Zeilen — aber ſein herrliches Weib ſtand wieder vor ihm mit ihrer ganzen, grenzenloſen Liebe — ſie ergab ſich bedingungslos, forderte Nichts, vergaß in blinder Zärtlichkeit, was ſie gelitten und flehte um Verzeihung!

Das war zu viel — das hatte der Verlaſſene nicht erwartet — er ſank in ſeinen Seſſel und eine Thräne tiefer Rührung rollte ihm über die Wange. Was ihm ſeit zwei Tagen als Nothwendigkeit zu

seiner eigenen Rettung vor Augen gestanden, als Stütze gegen seine Neigungen, denen sein Charakter nicht fest genug die Stirn zu bieten vermochte, erschien ihm jetzt in einem neuen Licht: „Albertinen's warmer Händedruck wird mir sagen, daß ich recht gethan — Alles für sie!"

Kurz wie der erhaltene Brief war die Antwort: „Mein Weib — mein theures Weib! Deine Großmuth drückt mich zu Boden und erhebt mich in den Himmel", schrieb er; „ich habe heute nur ein Wort für Dich: Du bist der anbetungswürdigste Engel, den je Gott auf die Erde gesandt! — Aber Du siehst mich noch nicht so bald — ich muß Dir eine Bürgschaft mitbringen können, sonst darfst Du mir nicht trauen. Habe Geduld und bedenke, daß auch mich die Sehnsucht verzehrt!"

Der ganze Februar verging und die Hälfte des März; die Kirchenräthin blickte ernst vor sich hin, wenn von Schmidt die Rede war — Albertine blieb ruhig und begnügte sich mit kurzen Briefen. Sie sprachen von seiner Liebe und mehr brauchte sie nicht. Es mußte Etwas im Werke sein und erst das Vollbrachte wollte er ihr mittheilen.

Und es kam endlich — nach sechs Wochen vertrauensvollen Harrens. Heinrich schrieb: „Du sagtest mir einst: hättest Du einen Beruf, ich wollte stolz sein auf meine Einsamkeit — nur eine Stunde ungetrübten Glückes mit Dir, und ich klage nicht! — Die Worte hatten sich in mein Herz gegraben — Du sollst stolz sein auf Deinen Gatten und mehr als eine Stunde wird uns bleiben. Bescheiden ist der Anfang — Arbeit bringt mich weiter: ich bin heute früh Practicant im Bezirksgericht geworden! Ein alter Practicant — aber in einem Jahr mache ich mein Staatsexamen, oder die Leute sollen mich nicht mehr Schmidt nennen! — Ich habe eine Freude, als sei ich zum Geheimen Hofrath ernannt. Siehst Du die Zukunft, Albertine? Wirken und schaffen — und ausruhen in Deinen Armen! Herr Gott, ich danke Dir für das Gefühl, das mir die Brust so wunderbar weit macht! Sonnabend bin ich bei Dir und Sonntag reisen wir zurück nach Karlsruhe, wenn die Freude des Wiedersehens mich nicht umbringt."

Sie sahen sich wieder und blieben glücklicher Weise beide am Leben. Aber sonderbar befangen waren sie im ersten Augenblick: Beiden war es, als müßten sie sich schämen, ein so kleinliches Drama aufgeführt zu haben — das jedoch wol Niemand interessiren konnte, als sie selbst und daher gewiß ganz unbekannt bleiben würde. Frau Braumann schloß das Paar mit Innigkeit an die alte treue Brust — der Moment war so feierlich wie jener vor dem Altar — und versprach vielleicht mehr!

Preußens Königliche Schlöſſer.

Von George Heſekiel.

Das Berliner Schloß.

Unter den Schlöſſern, in denen Preußens Königthum wohnt, nimmt unbeſtritten die erſte Stelle ein, das „königliche Schloß zu Köln an der Spree", denn alſo lautet der urkundliche Titel des berliner Schloſſes, weil es nicht in Alt-Berlin, ſondern in Alt-Köln, Berlins Schweſterſtadt, liegt, die jetzt in Berlin gänzlich aufgegangen iſt und nur durch einzelne locale Bezeichnungen und Beziehungen ſich noch mühſam im Gedächtniß des Volkes erhält.

Und wer iſt der Erbauer des königlichen Schloſſes?

Das iſt eine Frage, auf welche mancherlei Antwort ertheilt werden könnte, wenn auch ſchließlich doch nur eine die richtige iſt.

Friedrich II., der Eiſenzahn, der zweite Kurfürſt fränkiſch-zolleriſchen Stammes in Brandenburg, kann nicht als ſolcher bezeichnet werden, obgleich ſeine Burg, ſein Zwing-Berlin, frenum antiquae libertatis heißt's in der Chronik, alſo etwa alter Städte Freiheit Zaum und Zügel, wohl ſo ziemlich an der Stelle des jetzigen königlichen Schloſſes gelegen haben wird. Wie der erſte Friedrich die inviduale Freiheit des Adels brach zu Gunſten der Idee der Staatseinheit, ſo dämpfte der zweite Friedrich zu demſelben Zweck die communale Freiheit der Städte. Die zolleriſchen Fürſten waren die Träger des modernen Staats dem mittelalterlichen Reich gegenüber. Wir wiſſen wenig von dem fridericianiſchen Schloſſe, ſagen die Geſchichtsforſcher mit ruchloſer Beſcheidenheit, denn in Wirklichkeit wiſſen ſie gar nichts von demſelben und diejenigen Theile des Schloſſes, welche als Conſtructionen jenes älteſten Baues bezeichnet werden, haben glücklicher Weiſe feſtere Begründung als dieſe gelehrten Vermuthungen. Wir wiſſen, daß Kurfürſt Joachim II., Hector wird er ziemlich unpaſſend von den brandenburgiſchen Hiſtorikern genannt, an die Stelle des Friedrichs-Schloſſes durch ſeinen Baumeiſter Kaspar Theiß ein ganz neues Schloß, drei Geſchoß hoch, bauen ließ; der Bau begann 1538 und von dieſem Joachim'ſchen Schloß laſſen ſich allerdings noch Reſte genug mit Beſtimmtheit im jetzigen Schloß nachweiſen. Joachims Burg war für ſeine Zeit ein Prachtbau, aber er erlebte die Beendigung deſſelben nicht; nach ihm regierte und baute am Schloß der ſparſame und kluge Kurfürſt Hans Georg, ſein Baumeiſter war Graf Roches Lynar, der kunſtverſtändige Toskaner, unter welchem Hans Räspell, Peter Kummer, der ſeine Sachſe, den Kurfürſt Auguſt von Sachſen dem lieben Bruder von Brandenburg auf einige Zeit freundlichſt borgte, und Peter Niuron arbeiteten. Unter der folgenden Regierung des frommen und edlen Kurfürſten Joachim Friedrich führte Peter Jedemann, der Maurer, und Kaspar Schoch, der Zimmermeiſter, die Schloßbauten; neben ihnen aber tritt auch Hans Leipziger, der Oſenſetzer, mit dem ſchönen Anerbieten auf, das Dach des Schloſſes mit bunten glaſirten Steinen, die ſehr dauerhaft ſein ſollten, zu belegen. Seine Steine entziehen ſich übrigens unſerer Kritik, denn leider iſt ſein Anerbieten nicht zur Ausführung gekommen. Auch unter den folgenden Regierungen wurde immer fort gebaut, Hans Georg und Joachim Friedrich hatten ſtarke Nachkommenſchaft und zu jener Zeit lebte noch die ganze Sippſchaft gern in einem Haus

zusammen, man sprach deßhalb ganz bezeichnend vom kurfürstlichen Hause; der Begriff der Familie umfaßte damals nicht nur ein Elternpaar und dessen Nachkommenschaft, sondern den ganzen Stamm mit allen Zweigen und Zweiglein. Jede neue Ehe machte eine Erweiterung, oder einen neuen Anbau nöthig. So entstand das Schloß zu Köln an der Spree, ein ziemlich wirres Durcheinander von Flügeln, Quergebäuden, Treppen, Galerien und geheimen Vertiefungen, in welchem sich's wahrscheinlich sehr behaglich wohnte, das sich aber wenig fürstlich ausnahm und dem ästhetischen Blick zum höchsten Anstoß gereichen mochte. Völlig zum Gräuel aber wurde das Schloß, als die harte Hand des Dreißigjährigen Kriegs darauf fiel, als die Galerien einbrachen, die Treppen zusammenstürzten, die Dielen verschwanden und die Glasscheiben aus dem Blei splitterten.

Es ist gewiß nicht übertrieben, wenn eine Nachricht aus jenen Tagen schmerzlich versichert „man müsse sich vor den Fremden schämen, die dieses Residenzschloß sähen." Indessen der große Kurfürst kam zur Regierung und sofort begann er die Herstellung des Schlosses seiner Väter und betrieb dieselbe, trotz der Zeiten Ungunst, so energisch, daß 1648 Alles wieder unter Dach war und sein Vertreter, der Kammerpräsident Bernd von Arnim schon wieder Deckengemälde von Michael Hirte malen lassen konnte. Nach dem westphälischen Frieden wurden auch wieder Neubauten begonnen, Erweiterungen und Verschönerungen aller Art. Des großen Kurfürsten Baumeister waren Memmhardt und de Chezie, M. M. Smid und Nehring, die zum Theil auch noch unter der folgenden Regierung arbeiteten.

So entstand ein Conglomerat von zum Theil sehr schönen und stattlichen Gebäuden, dem aber Würde und Einheit fehlten, was keiner schmerzlicher vermißte als Kurfürst Friedrich III., der sich nicht nur die preußische Königskrone auf's Haupt setzen, sondern die neue königliche Würde von Preußen auch in einem wirklichen Königsschlosse wohnen lassen wollte.

Man hat gar viel von der Prachtliebe des ersten Königs gesprochen, aber man hat oft vergessen dazu zu bemerken, daß der Prachtliebe Friedrichs ein geläuterter Geschmack zur Seite ging; man hat diesen klugen, zurückhaltenden, sanften und doch tapfern König überhaupt unterschätzt; Prunk und Pracht waren damals noch gewaltigere Machtmittel als heut zu Tage, man wirkte damit stärker auf die Gemüther als man jetzt denkt, obgleich auch noch heute Prachtentfaltung nicht gering angeschlagen werden darf.

Auf Friedrichs Befehl unternahm es der unsterbliche Meister Andreas Schlüter, aus all den Gebäuden und Häusern ein königliches Schloß zu schaffen; der Bau begann 1699 und als sich Friedrich I. 1701 die preußische Königskrone aufs Haupt setzte, da war, in seinen Grundzügen, auch das preußische Königsschloß fertig. Schlüters Werk ist im Wesentlichen das Schloß zu Köln an der Spree, seine Pläne wurden ausgeführt trotz der ungeheuren Schwierigkeiten, welche ein solcher Bau bieten mußte und sein bleibt der Ruhm, wenn auch der Preis des Werkes ihm durch böse Intrigue entzogen wurde.

Unser geehrter Freund George Hiltl hat in seinem großen Roman „Der Münzthurm" mit historischer Treue die Kabalen geschildert, durch welche der pfälzische Freiherr von Kolbe, Reichsgraf von Wartenberg, den großen Schlüter verdrängte und an seine Stelle den General Eosander von Goethe brachte, der übrigens kein ungeschickter Baumeister war, wenn ihm auch der Genius Schlüter's fehlte.

So wie es Schlüter geplant und größtentheils auch ausgeführt, ſo ſteht das königliche Schloß noch heute vor uns; ein nicht ganz regelmäßiges, aber impoſantes Viereck. Es trägt ſo charaktervoll den Stempel des Königsſchloſſes, daß die franzöſiſchen Soldaten, die es 1806 in Preußens dunkelſter Stunde ſahen, ſofort ausriefen: „Ah, le Louvre!“ Sie erkannten alſo auf den erſten Blick das Königsſchloß. Dieſer Ausruf war gewiß eine unverdächtige Anerkennung für den Meiſter Andreas Schlüter.

Des Vierecks längſte Seite iſt die an der Spree, die Oſtſeite; hier ſind die Conſtructionen der älteren Bauten noch am merkbarſten erhalten: der Joachimiſche Erker an der Ecke nach der langen Brücke, die alte Erasmuskapelle, der Gefängnißthurm, der von ſeinem Kupferdach der „grüne Hut“ genannt wurde, das Haus der Herzogin und die Bauten des großen Kurfürſten. Die Südfronte nach dem Schloßplatz, mit ihren beiden ſchönen Portalen, ſo wie die Nordfronte nach dem Luſtgarten mit den beiden entſprechenden Portalen ſind auch in der Ausführung Schlüter's Werk. Die Weſtfronte nach der Schloßfreiheit, es iſt die Hauptfronte, obwol ſie die ſchmalſte Seite bildet, gehört in der Ausführung dem Eoſander von Goethe. Das mächtige Portal iſt dem Triumphbogen des Septimius Severus nachgebildet, übertrifft denſelben aber an Größe. Ueber dieſem Portal ſteht die neue Schloßkapelle mit der Kuppel, das Werk Friedrich Wilhelm's IV., des vieldulbenden frommen Königs. Und wenn jetzt die Purpurſtandarte des Königs von Preußen eingezogen wird auf dem Palais unter den Linden und der deutſche Kaiſer ſich zur Eröffnung des Reichstags nach dem Schloß begiebt, dann entwickelt des neuen deutſchen Reiches goldene Standarte mit dem ſchwarzen Adler ihre ſchweren Falten über dieſer Kuppel und fliegt prächtig im Sonnenſchein und Morgenwind über der Erfüllung nationaler Sehnſucht.

Das Schloß umfaßt in ſeinem Viereck vier Höfe; in den erſten, den äußern oder vordern Hof, führen drei Portale, von der Schloßfreiheit, vom Schloßplatz und von dem Luſtgarten; neben dem ſüdlichen Portale iſt die Schloßwache im erſten Geſchoß; hier ſteht jetzt auch der eherne Sanct Georg von Kiß. Durch das Quergebäude tritt man in den innern Hof, in den auch die beiden anderen Portale vom Schloßplatz und vom Luſtgarten führen. In dem zweiten Quergebäude iſt das ſchöne große Schlüter'ſche Portal, in welchem zwei Treppen, die eine ohne Stufen, hinaufführen; hinter dieſem Gebäude befindet ſich links der Eishof und dahinter die große königliche Küche, rechts ein ganz kleiner, faſt mittelalterlicher Burghof, der ſonſt der Hof der Herzogin oder der Kapellenhof hieß; dieſer Hof giebt noch ſehr anſchaulich kund, wie das ganze Schloß vor Schlüter geweſen.

Der Inſchriften, die an manchen anderen Schlöſſern ſo viel Noth machen, ſind hier nur wenige. Außen am Eoſander'ſchen Portal lieſt man:

Haec sunt Friederici medio molimina bello,
Condidit is tantam belligerando domum.
Victori respondet opus. Debebat in urbe
Non aliter Prussus Mars habitare sua.

Zu Deutſch: „Das iſt das gewaltige Gebäude, welches Friedrich mitten im Kriege gründete, das große Haus baute er kriegführend, des Siegers iſt das Werk würdig. Der preußiſche Kriegsgott durfte nicht anders in ſeiner Hauptſtadt wohnen.“

An der innern Seite steht: „Der in Gott ruhende König Friedrich von Preußen, Kurfürst von Brandenburg, hat nach Wiederherstellung des alten Preußenreichs das königliche Schloß gegründet und der Würde des Königreichs gemäß erweitert; Er, der Erhabene, der die schönen Künste zu der Hauptstadt und seines Jahrhunderts ewiger Zierde wiederherstellte."

An der Kuppel Ring liest man mit goldenen Buchstaben auf blauem Grund: „Es ist in keinem anderen Heil, ist auch kein anderer Name dem Menschen gegeben, denn in dem Namen Jesu, zu Ehren Gottes des Vaters. Daß in dem Namen Jesu sich beugen sollen aller derer Knie, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind."

Am ersten Portal an der Schloßplatzseite lautet die Inschrift:

Regiae quam P. O. M. Friedericus. Elector erigi ac subst.
juss. nov. faciem
Idem Boruss. Rex ausp. coronat perfectam invenit.
Inchoata. A. O. reparati CIↃDCXCIX.
Perfecta anno novi saeculi, regni prussici primo.

„Angefangen im Jahre 1699 der neuen Zeitrechnung. Das königliche Schloß, welches der durchlauchtigste Kurfürst Friedrich zu bauen befahl, hat derselbe als König mit Gottes Hülfe mit einer neuen Seite versehen. Vollendet im ersten Jahre des neuen Jahrhunderts und des preußischen Reichs."

Am zweiten Portal steht: „Nach Beendigung des Pommer'schen Kriegs hat Friedrich Wilhelm König von Preußen, Kurfürst von Brandenburg, das königliche Schloß, das von seinem in Gott ruhenden Vater vergrößert worden war, vollendet und beide Gebäude durch einen Flügel verbunden. Im Jahre 1716 der christlichen Zeitrechnung."

Wir wollen an diesen Inschriften keine Kritik üben, haben aber absichtlich ein paar der Inschriften im lateinischen Original gegeben, um zu zeigen, daß sich im Lateinischen Manches ganz leidlich lesen läßt, daß man aber im Deutschen, nothwendig fast, plump und geschmacklos wird, wenn man schmeichelt.

Zu den Sonderbarkeiten des Schlosses gehört es auch, daß die sehenswürdigsten Räume desselben mit wenigen Ausnahmen im dritten Geschoß liegen. Darum werden wir zuerst einen Umgang durch das dritte Geschoß halten. Wir besuchen zunächst die Paradekammern, und zwar suchen wir uns Tage aus, wo dieselben besonders interessant waren, das letzte Ordensfest und das letzte Hoffest im Januar und Februar 1872.

Das Krönungs- und Ordensfest, eine Stiftung König Friedrich Wilhelm's III. (unser verehrter Freund Geheimrath Ludwig Schneider hat eine interessante kleine Schrift über dieses Fest, Berlin 1870, herausgegeben) ist ein ganz specifisch preußisches Fest, das sonst nirgendwo etwas Aehnliches hat. Am Jahrestage der Aufrichtung des Königreichs Preußen, 18. Januar, oder dem nächsten Sonntage vorher oder nachher, versammelt der König die Ritter und Inhaber der verschiedenen Orden und Ehrenzeichen, die er im Laufe des Jahres ernannt hat, oder Denen er an diesem Tage selbst eine Auszeichnung verleiht, als seine Gäste um sich, läßt sie sich vorstellen, geht mit ihnen zum Gottesdienst in die Schloßkapelle und speist dann gemeinschaftlich mit ihnen; ein preußisches Familienfest, auf welchem der General mit dem Stern eben so gnädig empfangen wird wie der Dorfschulz im langen blauen Rocke mit dem allgemeinen Ehrenzeichen.

Dieſes Ordensfeſt war des Krieges wegen 1871 ausgefallen und hatte 1872 eine doppelte Bedeutung und höhern Glanz durch die Wiederaufrichtung des Ordenszeichens vom Eiſernen Kreuz und durch die Stiftung des Verdienſtkreuzes für Frauen und Jungfrauen.

Die zum Ordensfeſt geladenen Gäſte fuhren oder kamen zu Fuß wie ſonſt durch das erſte Portal der Luſtgartenſeite in den innern Hof und traten durch das große Schlüter'ſche Portal im Quergebäude ein, wo ſie durch die königliche Hofdienerſchaft in leuchtender Galalivrée empfangen wurden. Sie ſtiegen auf der Stufentreppe, wahrſcheinlich iſt es auch Niemandem verwehrt den andern Aufgang ohne Stufen zu wählen, bis ins dritte Geſchoß.

Der erſte Raum hier iſt der Schweizerſaal, wo einſt zu König Friedrichs I. Zeiten die Schweizergarde Wache hielt; heute ſteht hier eine Wache der Schloßgarde, lauter gediente Unteroffiziere, aufmarſchirt, und weithin tönen ihre Commandos zum Honneurmachen Hinter der aufgeſtellten Mannſchaft aber flammen mächtige Holzſtöße in den hohen Kaminen und es weht den Eintretenden ſchon ein Hauch aus Friedrich's Prachtzeit an, der im Weiterſchreiten immer ſtärker wird, denn Friedrich I. hat dieſen Paradekammern den Charakter der königlichen Prachtliebe aufgedrückt, der ihm ſelbſt von der Nachwelt vorzugsweiſe beigelegt wird.

Aus dem Schweizerſaal kommen wir in die beiden Vorkammern, deren jetzige Einrichtung von König Friedrich Wilhelm IV. herrührt; ſie ſind mit den Bildern der ſchönen Schweſtern des großen Friedrich geſchmückt; da iſt die ſcharfaugige und ſpitzzungige Lieblingsſchweſter, die Wilhelmine von Baireuth, dann die ſchöne und gute Ansbach'ſche Markgräfin und die ſtolze geiſtvolle Königin Ulrike von Schweden, die Mutter Guſtav's III., endlich Amalie, um die der romantiſche Zauber einer ſchauerlichen Liebestragödie weht.

Die erſte der Paradekammern heißt die Königskammer, hier hängen die Bilder der preußiſchen Könige: Friedrich I. mit dem feinen, ſtillen, durchgearbeiteten Antlitz; der geſtrenge Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. mit dem derben runden Geſicht, in dem ſich allerdings eine gewiſſe Barbarenart nicht verleugnet, die aber nicht nur an ſeine Haustyrannei und Strafgrauſamkeit, ſondern auch an ſeine in jener Zeit wahrhaft erquickliche Sittenreinheit und herzhafte Männlichkeit erinnert; dann die aller Welt bekannten Züge des alten Fritz. Zu Pferd iſt allein der Roi-Chevalier des Hauſes, König Friedrich Wilhelm II., deſſen liebenswürdige Perſönlichkeit und Herzensfreundlichkeit bei mannichfachen Schwächen doch einen unſagbaren Eindruck auf ſeine Zeitgenoſſen gemacht hat. Wir haben Damen gekannt, deren Wangen ſich färbten, deren Augen leuchteten noch im höchſten Greiſenalter, wenn ſie von dieſem Könige ſprachen. Dann das ſchlichte bürgerliche Antlitz unſeres guten alten Herrn, Friedrich Wilhelm III., und endlich die geiſtvollen Augen und der liebliche Mund des hochſeligen Friedrich Wilhelm IV., „cui dedit ore rotundo musa loqui.“

Aus dieſer Königskammer geht es rechts in die Kammern des erſten Friedrich; wir wenden uns aber zunächſt links und betreten die lange Reihe der Paradekammern, deren Thüren mit Kammerdienern, Jägern und Fußlakaien in Gala doppelt beſetzt ſind. In den verſchiedenen Kammern ſind die Ritter der verſchiedenen Orden zur Vorſtellung locker geordnet. Zuerſt kommen wir in die Drapd'or-Kammer, dann in die Brandenburgiſche oder Rothe Adlerkammer, hier war die große Deputation der Ritter des Eiſernen Kreuzes dem mächtigen Camphauſen'ſchen Bilde des großen Friedrich gerade

gegenüber aufgestellt. Dann folgt der Rittersaal, wo die Thronsessel des Königspaars stehen, über denselben hängt der silberne Schild, ein Meisterwerk von Georg Hossauer, den die Stadt Berlin 1840 Friedrich Wilhelm IV. zur Huldigung darbrachte. Dem Thron gegenüber befindet sich ein Credenztisch mit riesigen silbernen alterthümlichen Schüsseln, Kannen, Bechern, Humpen und Krügen. Ueber der Hauptthür ist der sogenannte silberne Chor, ein reich versilbertes Holzschnitzwerk; Friedrich Wilhelm I. hatte diesen Chor 1737 von massivem Silber, wenn wir nicht irren in Augsburg anfertigen lassen, der alte Fritz schickte in schwerer Zeit der Kriegsbedrängniß die Silbermasse in die Münze. Hier wurden den neuen Rittern ihre Orden durch ein Mitglied der Generalordenscommission eingehändigt. Auf den Rittersaal folgt die Preußische oder Schwarze Adlerkammer, wo die Capitel des hohen Ordens vom Schwarzen Adler abgehalten werden. Dann kommt die Friedrichs-Kammer; ein Raum nur trägt speciell den Namen des Fürsten, dessen Charakter allen fünf Gemächern aufgedrückt ist; die Wände sind mit rothem Sammet bekleidet. Dann folgt die alte (eigentlich mittlere) Kapelle mit zwölf röthlichen korinthischen Säulen. Friedrich II. war der letzte König, der hier getauft wurde. Dann folgt die Gemäldegalerie, in der sich aber nur noch Gemälde befinden, die in einer nähern Beziehung zum königlichen Hause stehen, zahlreiche Meisterwerke der Kunst, die sonst hier waren, sind an das Museum abgegeben worden. Von der Gemäldegalerie tritt man zunächst in die Königinnen-Kammer, wo sich sämmtlicher Königinnen von Preußen Portraits finden. Sophie Charlotte, die philosophische Königin, deren Gesichtsbildung doch der ihres rauhen Sohnes Friedrich Wilhelm I. nicht ganz unähnlich ist; die schöne Sophie Dorothee, die freilich vor ihrem gestrengen Eheherrn „wegen Fritzen" oft genug zittern mußte, die aber doch auch den Trost hatte, daß Friedrich Wilhelm I. seinem „Fiekchen" niemals untreu gewesen in seinem Leben, trotz Grumbkow's listiger Verlockung. Dort ist auch das feste gute Antlitz der Königin Elisabeth Christine von Braunschweig, der Gemalin des großen Friedrich, die sich achselzuckend abwendete, als man ihr die Tapferkeit ihres Neffen pries „als wenn die Prinzen von Braunschweig nicht immer tapfer gewesen", die sich aber auch gewaltig verwunderte, als unter Friedrich Wilhelm II. im Kirchengebet die Bitte um „königliche Gedanken" gestrichen wurde. „Mein seliger Herr doch auch ein großer Herrscher gewesen, sich aber niemals geschämt Gott um königliche Gedanken zu bitten." Dann die milden Züge der „Königin Frau Mutter", der Mutter Friedrich Wilhelm III., deren Wittwentitel sich in Berlin so festgesetzt hatte, daß man bei ihrem Sterben auf gut Berlinisch fragte: „Wer wird aber nun Königin Frau Mutter?" Worauf der allzeit fertige Berliner Witz antwortete: „Graf Schulenburg-Kehnert!" Dieser Minister hatte nämlich eine wahre Unzahl von Aemtern und Titeln Die meisten Blicke hingen aber doch noch immer mit Rührung an der fast idealen Gestalt der Königin Louise, an der Unvergeßlichen. Dieses Königinnen-Zimmer war anfänglich eine holländische Prunkküche, mit blauen Fließen ausgesetzt; Friedrich Wilhelm I. hielt hier der Kühle wegen öfters das Tabakscollegium.

Aus diesem Gemach endlich tritt man in den Weißen Saal, der von der Ecke nach der Schloßbrücke durch zwei Geschosse bis zum großen Portal des Eosander von Goethe reicht. An dieser Ecke stand jener Münzthurm, der Schlüter's Sturz zu Wege brachte; man nöthigte nämlich den Meister,

obwol er selbst dagegen war, noch ein Glockenspiel auf den Thurm zu setzen, der ohnehin schon nicht stark genug war. Er bekam Risse und mußte abgetragen werden, das benutzte die Cabale zu Schlüter's Sturz. Das Glockenspiel aber hat der König der Parochialkirche geschenkt; es ist unter dem Namen „die Singe-Uhr" populär geworden und läßt noch heute bei jedem Glockenschlage eine Choralmelodie satzweise ertönen. Und unter dieser verhängnißvollen Singe-Uhr liegt der Reichsgraf Kolbe von Wartenberg, der Schlüter stürzte, begraben.

Und nun der Weiße Saal — in seiner jetzigen Gestalt ist er ein Werk Friedrich Wilhelm's IV. — mit seiner blendenden Pracht in Gold und Weiß, mit seinen riesigen Dimensionen, was hat er Alles gesehen! Hier tagte die Dreistände-Curie des ersten vereinigten Landtags, hier hielt der Abgeordnete der Ritterschaft von Jericho, der Deichhauptmann von Bismarck seine erste öffentliche Rede, hier machten sich fast alle die nachherigen parlamentarischen Größen Preußens zuerst bemerkbar; hier wurden so viele Landtage eröffnet, dann der erste Norddeutsche Reichstag und endlich der erste Reichstag des deutschen Reiches. Welche Erinnerungen aus einer so kurzen Vergangenheit!

Doch wir sind auf dem Ordensfeste 1872; noch wogt die Menge der Gäste in Uniform und Frack durcheinander und fast ängstlich wird die Frage wiederholt: „Wird der König kommen? Er war gestern unwohl!" Denn ohne den König hätte das Fest allen Glanz verloren. Der König, König Wilhelm, denn es wird wenig Preußen über fünfzig Jahre geben, die sich des alten, lieben, vertrauten Königsnamens entwöhnen können zu Gunsten des neuen Kaisertitels. Der Kaiser gehört der Jugend, der Zukunft.

Plötzlich entstand eine tiefe Stille, man hörte den lauten Commandoruf aus dem Schweizersaal, das Klirren der Waffen, die zum Honneur präsentirt wurden, dann trat Er ein, unser geliebter Herr, stattlich und schön, mit dem milden, stillen Lächeln in den Augen und um den Mund, das Aller Herzen gewinnt, weil es aus seines Herzens Tiefe kommt. Er trug die große Generalsuniform, neben dem Stern und dem Orangebande des Schwarzen Adlerordens den russischen Orden von Sanct Georg. Die Inhaber der Ehrenzeichen begrüßte er in den Vorkammern; die Ritter des Kronen-, Rothen Adler-, Johanniter- und Hohenzollernordens in der Drapd'or- und der Königskammer; mit kräftiger Stimme hielt er eine kurze Anrede an die Ritter des Eisernen Kreuzes in der Brandenburgischen Kammer, deren Wände mit rothen Adlern bedeckt sind.

Dann trat er mit der Kaiserin und den Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses in den Rittersaal, wo er, vor dem Thronsessel stehend, die Cour der an diesem Tage neuernannten Ritter annahm. Der Präses der Generalordenscommission, General von Bonin, stellte die Ritter den Majestäten vor. Die Kaiserin trug eine Robe in Weiß und Gold, darüber eine Schleppe von Purpur und Hermelin mit Adlern und Kronen gestickt. An der linken Brust trug sie den Louisenorden, dazu Stern und Band vom Schwarzen Adler und ein Brillantdiadem mit aufrecht gestellten, birnenförmigen Perlen. Der Kaiserin Schwester, die Prinzeß Karl von Preußen, trug Robe und Schleppe von goldgestickter, weißen Atlas; wie alle Prinzessinnen des königlichen Hauses, den Louisenorden an der linken Schulter, und das große, rothe Band des prachtvollen russischen Katharinenordens; ihr Schmuck war in Brillanten und herrlichen Opalen. Nach der Cour zog sich der Kaiser zurück und ließ sich durch den Kronprinzen, seinen Sohn, vertreten.

Nun begann der Festzug unter dem Vortritt der Hofchargen und der Mitglieder der General-Ordenscommission mit Cavalieren und Pagen nach der neuen Schloßkapelle zum Gottesdienst. Diese Kapelle, in die man aus dem weißen Saal durch das Treppenhaus des Eosander'schen Portals kommt, ist prächtig und würdig zugleich, ein wahrer Heiligenschrein in Edelstein und Edelmetall. Generalsuperintendent Dr. Hoffmann hielt die Festrede, der Domchor führte die Gesänge mit bekannter Meisterschaft aus. Nach dem Gottesdienst und der Rückkehr in die Paradekammern ließ sich die Kaiserin noch einige Deputationen und mehrere Personen im Rittersaal vorstellen, bis der Oberst-Hof- und Hausmarschall Graf Pückler der Kaiserin die Tafel ankündigte. Zur Tafel im Weißen Saal führte die Kaiserin ihr Sohn, der Kronprinz, er war in Generalsuniform, ihr folgte die Kronprinzessin in einer weißen, goldgestickten Robe, darüber eine Schleppe aus indischem Goldstoff und Hermelin, Prinz Arthur von Großbritannien, in einer dunklen englischen Jägeruniform, führte seine Durchlauchtigste Frau Schwester; dann kam der Generalfeldmarschall Prinz Friedrich Karl mit seiner Durchlauchtigsten Frau Mutter und der Generalfeldzeugmeister Prinz Karl mit der Frau Herzogin Wilhelm von Mecklenburg. Bei Tafel blieb der Platz des Kaisers leer, auch der Reichskanzler, Fürst Bismarck, fehlte wegen Unwohlseins zwischen den Botschaftern Rußlands und Oesterreichs, der Kaiserin gegenüber. Den Toast auf die neuen Ritter und Inhaber von Ehrenzeichen brachte der Kronprinz anstatt seines kaiserlichen Vaters aus. Vor den Plätzen der höchsten Herrschaften waren Palmenzweige aufgestellt; sie deuteten aber nicht auf den gewonnenen Frieden, sondern werden stets als eine wehmüthige Erinnerung an die Königin Louise, die noch bei dem ersten Ordensfest zugegen war, aufgestellt.

Nach der Tafel wurde der Kaffee in den Paradekammern eingenommen, wobei dann Heiterkeit, fast Ungezwungenheit herrschte; es ist ein äußerst bewegtes, frohes Durcheinander. Einige Gäste benutzen die günstige Gelegenheit sich den höchsten Herrschaften vorstellen zu lassen, die in huldvollster Weise unter der Gesellschaft verkehren; Andere blicken aus den Fenstern nach dem Museum und dem Zeughaus hinüber und auf den Lustgarten nieder, ein höchst interessanter Ausblick, der freilich im Sommer weit schöner ist, wenn die Sonnenstrahlen um das grüne Laub spielen und König Friedrich Wilhelm III. von Erz und hoch zu Roß zwischen den sprühenden Springbrunnen gerade auf das Portal zureitet, vor welchem die beiden ehernen Pferdebändiger ihre Rosse halten, welche der berliner Witz einst als den gehemmten Fortschritt und den geförderten Rückschritt bezeichnete. Diese Bildwerke sind von den Baron von Clodt-Jurgensberg; Friedrich Wilhelm IV. ließ sie, ein Geschenk des Kaisers Nicolaus von Rußland, hier aufstellen, als er die anmuthige Blumenterrasse anlegte, die sich an der ganzen Lustgartenseite des Schlosses hinzieht. Bei der Ecke nach der Schloßfreiheit schließt eine Säule mit dem Pradier'schen Adler die Terrasse ab. Ueber diesem Portal befinden sich zwei vergoldete Balcons, auf den im zweiten Geschoß tritt man aus dem Pfeilersaal, auf den im dritten aus der schon erwähnten Gemäldegalerie. Die meisten Gäste betrachten wol die alterthümlichen Kunstsachen, die kostbaren Spiegel und Glas- und Krystallkronen, die verschiedenen Weihegeschenke, die den Königen dargebracht wurden und die Gemälde, welche diese Gemächer zieren; diese Gemälde sind vorzugsweise Familienbilder und es ist ganz interessant zu beobachten, wie in der einen

Kammer die russische, in der andern die braunschweigisch-englische Verwandtschaft vorherrscht; die anderen fürstlichen Geschlechter sind nur durch einzelne Personen vertreten. Das bunte und unruhige große Menzel'sche Königsbild erregt manches Kopfschütteln, doch muß zur Stimme der Wahrheit bemerkt werden, daß es in einer ganz ungünstigen Beleuchtung hängt. Es belohnt sich wol, in die sogenannten Papierkammern, neben den Paradekammern nach dem Schloßhof, einzutreten; dort sind manche interessante Gemälde, unter Anderen ein Krüger'sches Paradebild, auf dem sich eine Menge Portraits von bekannten Berliner Persönlichkeiten aus den dreißiger und vierziger Jahren auffinden lassen, namentlich Schauspieler und Künstler. Die Papierkammern verdanken ihren Namen übrigens dem Umstande, daß sie die ersten Zimmer im Schlosse waren, welche mit Papiertapeten bekleidet wurden.

Hat das Ordensfest die größere Eigenthümlichkeit für sich, so strahlt der Hofball in noch höherm Glanz; denn die reichen und geschmackvollen Damentoiletten, die unsagbare Mannigfaltigkeit der Uniformen, denen sich die Ornate der Universitäts-Rectoren und Decane, so wie die Amtsketten der städtischen Beamten anschließen, der leuchtende Ordensschmuck, ja auch die Schönheit der Gesichter und Gestalten bekommt noch einen reizendern Schimmer durch die seenhafte Beleuchtung der prachtvollen Räume.

Im Weißen Saal begrüßt König Wilhelm, der Kaiser, die Botschafterinnen und Gesandtinnen; so sieht man den hohen Herrn selten, er trägt heute die rothe Gesellschafts-Gala Seiner Gardes du Corps, dazu um die Schulter das blaue Band des englischen Sanct Georgsordens und das Kniebund, das heißt den Hosenbandorden zu Ehren seines Pathen, des englischen Prinzen Arthur; auf der andern Seite beginnt die Kaiserin ihren Umgang bei den fürstlichen Damen. Die Kaiserin trägt eine Robe von silbergesticktem Tüll, einen Ueberwurf von weißem Atlas, berändert von grünem Laubwerk, das Orangeband des Schwarzen Adlerordens, einen Schmuck von Smaragden und Brillanten. Hier die hochragende Heldengestalt des Kronprinzen in der Uniform der Königin-Kürassiere, des seit Hohenfriedberg hoch berühmten Regiments Anspach-Baireuth-Dragoner, neben ihm seine Gemalin in himmelblau mit Rosen. Dort schreitet der Feldmarschall Prinz Friedrich Karl dahin, in dem rothen Kriegsrock der Zietheuhusaren mit dem spähenden Blick des Waidmanns in den einsamen Augen. Als Tänzer macht sich von allen Prinzen des Hauses aber eigentlich nur Prinz Friedrich Albrecht in Dragoneruniform bemerkbar. Der Prinz-Admiral schreitet auf dem Parquet des Weißen Saals wie auf den Planken seines Flaggenschiffes und erfreut sich sichtlich der großen Zuneigung, die sich für ihn von allen Seiten achtungsvoll kundgiebt. Um die stattliche Gestalt des Prinzen Karl zieht sich von Zeit zu Zeit eine dichte rothe Wolke zusammen, es sind die rothuniformirten Johanniterritter, welche ihren hochwürdigsten Heermeister begrüßen. Ueberall hört man berühmte Namen nennen und überall neigt man sich vor den Helden der letzten Kriege.

Aber für die achtzehnhundert Gäste würden selbst Weißer Saal und Paradekammern nur mäßigen Spielraum gewähren, deshalb sind auch die Räume rechts vor der Königskammer und die an der Wasserseite für die nicht Tanzenden geöffnet.

Also die Kammern König Friedrichs I. und die Braunschweigische Kammer; auch die von geheimnißvollen Sagen umwobene Brautkammer, wo so viele fürstliche Beilager gehalten wurden; die Sammetkammer und die Kur-

fürsten- oder Kugelkammer, aus deren Fenstern man über die Spree nach der Burgstraße hinüber blickt. Die Kammer hat ihren Namen von etlichen schwedischen Vollkugeln, die hier aufbewahrt werden; angeblich wurden sie in das Schloß selbst geschossen. Dann folgt eine boisirte Galerie in Renaissancestil, in welcher auch das Bibliothekszimmer der philosophischen Königin untergegangen ist, und endlich die Elisabethkammern. In der Galerie ist eine prachtvolle Tafel errichtet, wer daran keinen Platz findet, hat die Auswahl unter zwölf reichbesetzten Credenztischen, an denen die köstlichsten Weine der königlichen Kellerei freigebig dargeboten werden.

So dehnt sich der Schauplatz des königlichen Festes von dem großen Portal an der Schloßfreiheit hin, die ganze Lustgartenseite hinunter, dann an der Spreeseite herum bis zum Schloßplatz aus.

An der Schloßplatzseite schließen sich jenseits des Elisabethsaals die Gemächer des Generalfeldmarschalls Prinzen Friedrich Karl an, zu denen aus dem zweiten Portal dieser Fronte eine wahrhaft königliche Treppe mit gekuppelten Säulen hinaufführt; diese Treppe bietet einen besonders malerischen Anblick, wenn bei Ihren königlichen Hoheiten Ball gewesen ist, dann bildet jeder Treppenabsatz, wo Holzstöße in den hohen Kaminen flammen, eine Art von idealem Lager; die Damen lagern hier vor dem Feuer auf den Stufen und harren auf das Vorfahren ihrer Wagen, was oft lange genug dauert, und sind bemüht, ihrer Geduld durch heitern Scherz aufzuhelfen. Das Wohnzimmer des siegreichen Prinzen, mit Bärendecken und anderen Jagdtrophäen geziert, blickt auf den vordern Hof, unter demselben im ersten Geschoß ist die Schloßwache. In dem Nebengemach liegt auch der historische Laubsack, das schlichte Soldatenlager des Eroberers von Metz.

Prinz Friedrich Karl ist der einzige Prinz des königlichen Hauses, der im Schloß zu Köln an der Spree wohnt. Er ist auch in diesem Schloß geboren; seine Durchlauchtigsten Aeltern, der Prinz und die Prinzessin Karl bewohnten damals die Gemächer im zweiten Geschoß, gerade unter denen, welche ihr Sohn jetzt inne hat. Auch der große Kurfürst und der große König sind im Schloß geboren.

Das Schloß hat übrigens als Wohnung niemals großen Beifall bei den Mitgliedern des königlichen Hauses gefunden; die Zeiten haben sich eben geändert: wo sich die alten Markgrafen von Brandenburg geflissentlich zusammendrängten, da suchen sich ihre Nachkommen gern ein kleineres Palais für sich allein. Schon König Friedrich Wilhelm I., der doch den Schloßbau eigentlich erst beendete, hauste lieber in Potsdam, oder noch schlichter in Wusterhausen und Cossenblat. Er bewohnte im Schloß die sogenannten petits Kammern, nach der Lustgartenseite und der Schloßfreiheit gelegen. — Wol zu bemerken, daß damals der Lustgarten der Exercierplatz der Berliner Garnison war und daß der Soldatenkönig über eine Nebenflur wie's Wetter hinunterfahren konnte, wenn er da unten was sah, was ihm nicht gefiel. Und es gefiel ihm oft etwas nicht. Königin „Fielchen" bewohnte die Gemächer im Geschoß darüber. Ihr Sohn, der Große Fritz, ließ ihr dieselben nach seiner Thronbesteigung neu und prächtig meubliren, was der gestrenge Ehemann sparsam verweigert hatte. König Friedrich Wilhelm II. bewohnte dieselben Räume, nach ihm heißen sie „Königskammern". Aber der ritterliche Herr war doch lieber in Charlottenburg und Potsdam, besonders aber in seinem stillen Marmorpalais am Heiligen See, wo er auch gestorben ist. In diesen Gemächern nahm auch des Schlosses unheimlichster Gast, Kaiser Napoleon,

1806 sein Absteigequartier. Jüngst, im Herbst 1872, wohnte dort Kaiser Franz Joseph von Oesterreich und sein Schwager Max Emanuel, Herzog in Bayern. Es ist des Schlosses reichste Wohnung.

Friedrich der Große hat, bis ihn sein Sanssouci ganz gewann, öfter im Schlosse gewohnt; seine Gemächer lagen im zweiten Geschoß an der Wasserseite; von der verbauten alten Erasmuskapelle an, um die Ecke am Schloßplatz herum und dann weiter. Ueber dem ersten Portale am Schloßplatz war sein Cour- und Speisesaal, über dem zweiten Portal der Wachtsaal, wo bei der Anwesenheit des Königs seine Gardes du Corps standen. Dann folgten im selben Geschoß die Gemächer des Prinzen und der Prinzessin von Preußen um die Ecke an der Stechbahn herum bis zum Eosander'schen Portal. Ueber der Wohnung des Königs lag die der Königin, seiner Gemalin, die Elisabethkammern und der Elisabethsaal tragen noch ihren Namen. Ihr zweites und Bibliothekzimmer war das, in welchem der Große Friedrich geboren war.

Friedrich Wilhelm III. hat, so viel wir wissen, das Schloß niemals, wenigstens auf längere Zeit nicht, bewohnt; er blieb auch als König in dem bekannten Palais, dem Zeughaus gegenüber, das er schon als Kronprinz bewohnt. Bekanntlich ist es als sein Vermächtniß gegenwärtig wieder Eigenthum und Wohnsitz des Kronprinzen; die Leiche der Königin Louise war im Pfeilersaal der Königskammern ausgestellt.

Dagegen bevorzugte König Friedrich Wilhelm IV. das Schloß wieder mehr; er ließ für sich und seine Gemalin die Räume nach der Spree zu einrichten, die zum Theil Friedrich der Große bewohnt hatte. Im alten Hause der Herzogin Hedwig war seine Bibliothek in dem Zimmer mit den beiden Erkern an den Ecken aufgestellt. Der eine Erker diente als Vortragszimmer, sein Arbeitszimmer war in der alten Kapelle, sein Schlafzimmer im grünen Hut; dann kamen die anderen Gemächer bis zum Joachim'schen Erker an der Ecke und an der Schloßplatzseite, ganz wie unter dem großen Friedrich. Friedrich Wilhelm's IV. königliche Wittwe bewohnt diese schlichten, aber mit Kunstschätzen überfüllten Räume noch jetzt, wenn sie sich in Berlin aufhält.

In dem engen Hinterhof, sonst der Hof der Herzogin, oder der Kapellenhof genannt, sieht man eine von kleinen Säulen getragene Bogenlaube, welche vom zweiten Absatz der Stufentreppe im großen Schlüter'schen Portal nach dem zweiten Geschoß des Hauses der Herzogin führt: hier sind die Zimmer, in welchen der Marquis d'Argens, des Großen Friedrich's Freund, einst wohnte.

Die Räume im ersten Geschoß erregen kein besonderes Interesse, sie gehören meist dem Dienst der Schloßverwaltung an. Wir gedenken außer der Petitkammern nur noch der Polnischen Kammern an der Lustgartenseite, welche ihren Namen vom starken August, dem sächsischen Polenkönig haben, der 1718 hier wohnte. Auch die Gräfin Wartenberg, die heißblütige, schöne, rheinische Schifferdirne, hatte eine Zeitlang in den Polnischen Kammern gewohnt und im Eishof dabei war ein kleiner Garten, wo König Friedrich I. mit ihr zuweilen promenirte, um wenigstens den Anschein zu haben, als halte er auch eine Maitresse, was damals, nach der Verkehrtheit der Zeit, zum Luxus eines königlichen Hofstaats gehörte. Die Gemalin des Oberkammerherrn mußte die Königsgeliebte vorstellen, gewesen ist sie es nie, kostete aber trotzdem sehr viel Geld. In diesem Garten stand eine Bildsäule, von der Niemand zu sagen wußte,

wen sie vorstellte; da bemächtigte sich ihrer die Sage und machte sie zum Wahrzeichen des heimlichen Gerichts, welches vor uralten Zeiten hier seinen Sitz gehabt haben sollte. Es war aber immer nur der Eiskeller hier und im untern Geschoß an der Spree befindet sich die große königliche Küche, wo sich's freilich noch um Gerichte handelt. Dagegen ist mehr als Sage, daß König Friedrich's I. Herz in einer goldenen Kapsel im Schloß vermauert worden ist. Nur ist die Stelle nicht mehr genau bekannt, wahrscheinlich in einer Mauer der alten Kapelle. Das Schloß war sein Schatz und wo sein Schatz war, da blieb auch sein Herz, sein mildes Herz, das sich so tief gekränkt fühlte, als seine dritte Gemahlin Sophie Louise von Mecklenburg, die starre Lutheranerin, ihm als einem Reformirten die Seligkeit kecklich absprach. Als der König nun wehmüthig dazu bemerkte, dann könne sie nach seinem Tode nicht einmal sagen, „mein seliger Gemal!" entgegnete sie kühl, sie werde ihn dann den lieben verstorbenen König nennen. Sie überlebte ihren lieben verstorbenen König lange, aber sie war tief- und irrsinnig geworden.

Aus den Fenstern der schon erwähnten Brautkammer im dritten Geschoß blickt man auf ein schmuckes, altes Seitengebäude nieder, in welchem sich zu ebner Erde die königliche Schloßapotheke befindet. In dem zweiten Geschoß war ehedem die königliche Bibliothek aufgestellt. Eine Thorfahrt verbindet das Seitengebäude mit dem Schloß. In der Brautkammer hängt ein sehr bemerkenswerthes Bild: die Engel den Hirten die Geburt des Herrn verkündend.

Unsere Beschreibung wird dem Leser verrathen, daß es noch immer nicht leicht ist, sich im königlichen Schloß zurecht zu finden und daß es auch Schlüter's Meisterschaft nicht ganz gelungen ist, das wirre Durcheinander zu überwinden, das die Lust des Kurhauses Brandenburg am gemeinsamen Leben an dieser Stelle geschaffen. Man erzählt sich auch allerlei absonderliche und an sich wenig glaubhafte Verirrungsgeschichten; wer aber mehrfach auf den schier endlosen, unheimlich einsamen Diensttreppen von dunklem Eichenholz oder rauhen Steinen auf und nieder geklettert, wer durch die düsteren Gänge geirrt und an hundert verschlossenen Thüren vorüber gekommen ist, bis ihm endlich der herzerfreuende Anblick einer Schildwache einen kleinen Alpdruck vom Herzen nahm, oder bis ihn Läufer und Decken auf der Treppe belehrten, daß er sich wieder bewohnten Gegenden nähere, der glaubt jene Geschichten alle und fühlt doch ein leises „Gruseln", wenn er sich auch keine Furcht zugesteht. Ja, es weht eine seltsame Luft in diesem Schloß; doch nur seiner organisirten Wesen kommt es zum Bewußtsein, daß es der Hauch der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte ist, der sie anweht.

Mit diesem „Gruseln" aber sind wir bei dem Berliner Schloßgespenst, der berüchtigten Weißen Frau, angelangt.

Jedes reputirliche Fürstenschloß von einigermaßen gesetztem Alter muß auf seinem Etat auch ein eigenes Hausgespenst haben. Das Schloß zu Köln an der Spree hat seine Weiße Frau von Anfang an gehabt, denn die fränkischen Zollern brachten ihr Familiengespenst, die Weiße Frau, mit nach Brandenburg. Die Nachforscher in historischen Dingen haben einen gelehrten Streit darüber geführt, wer die Weiße Frau sei und es ist ihnen endlich gelungen, dieses Gespenst auf ihre Weise historisch zu bestimmen. Gräfin Kunigunde von Orlamünde, eine ältliche Wittwe mit zwei Kindern, entbrannte in heißer Liebe für Albrecht den Schönen, Burggrafen von Nürnberg. Die

Leidenschaft machte die Wittwe kühn, sie ließ bei dem schönen Burggrafen anklopfen, wie er wol über eine Ehe mit ihr denke. Da soll Burggraf Albrecht denn den Spruch gethan haben, der eine Tragödie hervorrief und die Gräfin Kunigunde schließlich in das Zoller'sche Hausgespenst verwandelte. Der Burggraf antwortete nämlich auf die Anfrage der liebenden Wittwe ausweichend, daß zwei Paar Augen sich schließen müßten, bevor er an ein Ehebündniß mit ihr denken könne. Er soll dabei an die Augen seiner Eltern gedacht haben. Die Wittwe aber verstand das falsch und dachte an ihre beiden Kinder, welche die nächsten Erben zu dem reichen Besitz waren. Die Mutter mordete ihre Kinder, um sich den geliebten Gemahl zu gewinnen, dieser aber wendete sich schaudernd von der zwiefachen Mörderin. Vergebens waren Reue und Buße, die Gräfin von Orlamünde fand nach dem Tode keine Ruhe und kam aus ihrem Grabe, um als Weiße Frau in den brandenburgischen Schlössern die Todesansage zu übernehmen. Jedesmal, wenn der Tod dem Haupte des Zollern-Brandenburgischen Hauses naht, erscheint die Weiße Frau und kündet durch ihr Erscheinen den bevorstehenden Sterbefall an. Auch vor dem Hintritt anderer Mitglieder des Brandenburgischen Hauses, denen sie vielleicht eine besondere Ehre zu erzeigen glaubte, ist die Weiße Frau schon erschienen.

Wir müssen nun zugeben, daß vor einer strengen historischen Kritik sich diese Bestimmungen über die Weiße Frau wenig stichhaltig erwiesen haben, aber die Gegner der gespenstischen Dame haben es sich doch auch allzu leicht gemacht, wenn sie erklärten: die fürstlichen Wittwen trauerten ehedem in Weiß, es war also allemal eine Weiße Frau im Schloß, wenn der Chef des Hauses Brandenburg starb. Eben so wenig wie jetzt pflegten die Kurfürstinnen und Königinnen vor dem Absterben ihrer Eheherren Trauer anzulegen und vor dem Tode erschien die Weiße Frau, und ihre Erscheinung verkündete den nahe bevorstehenden Tod.

Fast bei jedem Todesfall erneuerte sich der Streit um die Weiße Frau, denn sie hat, wie fanatische Gegner, immer auch begeisterte Vertheidiger gefunden. Behauptet wurde ihr Erscheinen vor jedem königlichen Todesfall bis in die neueste Zeit, freilich auch ebenso energisch in Abrede gestellt. Selbst Friedrich's des Großen Tod soll die Weiße Frau verkündet haben, obwol der bekanntlich keine Gespenster leiden konnte und gern einen Kampf mit ihnen unternommen hätte. Ließ er doch einst einen gelehrten Pfarrer nach Sanssouci kommen und befahl, ihn mit den großen Augen anblitzend: „Ich höre, daß er Geister citiren kann, citire er mal solche!" Der kluge Pfarrer aber entgegnete: „Eure Majestät verzeihen, citiren kann ich die Geister wol, aber sie kommen nicht!" Ganz ähnlich forderte neulich ein Enkel des großen Königs im Berliner Schloß selbst einen Dichter, der von Geisterbeschwörungen mit einer gewissen Ueberzeugung sprach, sehr militairisch auf, er möge doch einmal die zu einer solchen Beschwörung gehörigen „Griffe" blind durchmachen.

Uebrigens ist die Weiße Frau durchaus kein zartes Dämchen, wenigstens wird behauptet, daß sie vor dem Tode des Großen Kurfürsten einen Hofcavalier, irren wir nicht, einen Burgsdorff, ganz unsanft die Treppe hinuntergeworfen und vor dem Tode König Friedrich Wilhelm's III. soll sie eine Schildwache, die ihr keck zu Leibe ging, sehr übel tractirt haben. Freilich haben die Gegner der Weißen Frau nicht verabsäumt, diese und andere Vorgänge auf sehr natürliche Weise zu erklären. Auf verliebte Kammerjungfern und deren verblendete Galane wird dann meistens die Schuld geschoben, aber

die Vorgänge sind doch niemals so klar geworden, daß nicht die Freunde des Schloßgespenstes sich einen hübschen Anhalt gerettet hätten. Die Weiße Frau hat eine solche Anhänglichkeit an das Brandenburgische Haus, daß sie öfter Prinzessinnen, die sich verheirathen, nachfolgt und sich in der neuen Heimat heimisch macht. Eine nicht ganz unbedenkliche Mitgift. So ist sie, um nur ein Beispiel anzuführen, auf die böhmischen Schlösser der fürstlichen Herren von der Rose, der böhmischen Rosenkönige, durch Fräulein Sophie von Brandenburg gekommen, die jüngste Tochter des Kurfürsten Joachim II., die sich mit Wilhelm von Rosenberg vermälte. Auch in der alten Heimat, im fränkischen Brandenburg, zeigt sie sich zuweilen noch, wie sie denn 1806 einem französischen General, der sich in einem brandenburgischen Schlosse höchst unehrerbietig über das Brandenburgische Haus geäußert hatte, eine so üble Nacht bereitete, daß dieser am andern Morgen in aller Eile abreiste und niemals wiederkehrte. Also — Achtung auch vor dem Brandenburgischen Hausgespenst!

Literatur-Notiz.

Der Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen hat uns abermals mit zwei neuen Werken beschenkt, auf die wir ihrer außerordentlichen Nützlichkeit halber unsere Leser wenigstens aufmerksam machen möchten; das eine: „Meyer's Handlexikon in Einem Band" giebt auf nicht ganz 2000 Seiten compressen, aber sehr scharfen und deutlichen Druckes, knapp aber höchst verständig zusammengefaßt einen Auszug alles Dessen, was ein gebildeter Mensch heute ungefähr zu wissen, oder wenn er es nicht weiß, zu erfahren nöthig hat. Mit Karten und Tabellen reichlich ausgestattet, ist es ein Buch, das man immer zur Hand haben, selbst auf Reisen mit sich führen kann: es ersetzt eine ganze Bibliothek. — Den von Jahr zu Jahr sich neu häufenden Stoff zu bemeistern sucht „Meyer's Jahrbuch", herausgegeben von Otto Dammer, gleichfalls ein stattlicher Band von über 1000 Seiten, welcher auf den Gebieten der Geschichte, der Literatur, der Kunst, Geographie, Naturwissenschaft, Physiologie, Medicin, Volkswirthschaft, Landwirthschaft, Technologie und Kriegswissenschaft rasch und zuverlässig orientirt, theils durch statistische Uebersichten, theils durch ausgeführte Biographien und Aufsätze, von denen sich namentlich die von Wydenbrugk, H. Bartling, Bruno Meyer, A. Lammers und dem Herausgeber rühmlichst auszeichnen.

Ein älterer, aber darum nicht minder geschätzter Bekannter ist der „Illustrirte Kalender für 1873" (Leipzig, J. J. Weber), zugleich Kalender und Jahrbuch, in typographischer Hinsicht musterhaft ausgestattet, mit reichem Bilderschmuck und in seinem Inhalt gediegen und vielseitig, wie immer Die Illustrirte Chronik enthält eine gedrängte, aber vollständige Uebersicht aller wissenschaftlichen, künstlerischen und literarischen Ereignisse des Jahres, aller Fortschritte in Militair- und Marinewesen, in den Gewerken, der Land- und Hauswirthschaft; die Frauenfrage wird in einer eigenen Rubrik behandelt und ein statistischer Kalender über Hof und Staat, Vereinswesen, Handel und Verkehr, Kirche und Schule schließt sich an. Man sieht, daß der umsichtigen Redaction keine Seite des öffentlichen Lebens entgangen ist, und einen erhöhten Werth erhält der Text durch die beigegebenen Abbildungen. Als besonders gelungen heben wir die Portraits hervor, welche uns theils die großen Todten des vergangenen Jahres, z. B. Friedrich Halm, Wilibald Alexis, Bogumil Dawison und Hermann Hendrichs, theils einige von unsern berühmten Zeitgenossen vorführen, wie z. B. den Professor Dr. Heinrich Kurz, dessen im Laufe des verflossenen Jahres vollendete „Geschichte der deutschen Literatur" (Leipzig, Teubner) in der That eines solchen Ehrendenkmals wol würdig war.

Schließlich wollen wir noch bemerken, daß Sachs' „Encyklopädisches Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache" (Berlin, Langenscheidt) rüstig fortschreitet und mit seiner 17. Lieferung die Hälfte des Buchstabens „R" glücklich zurückgelegt hat. Wir werden, wenn erst das Ganze vorliegt, in demselben ein Werk besitzen, welches, über den nächsten Zweck eines Lexikons hinaus, einen unschätzbaren Thesaurus beider Sprachen bietet.

Suum cuique.

Novelle von **S. Junghans.**

„Das Leben nur lehrt Jedem, was er sei."

Erstes Kapitel.

„Und wie geht es Ihrem Freund Wanderer?"

Ich hörte diese Frage in einem Coupé zweiter Classe, in dem ich meinem Bestimmungsort, einer größern westdeutschen Stadt, entgegen rollte, und sie bewog mich, meine seit einiger Zeit geschlossenen Augen rasch zu öffnen und mir meine Reisegefährten näher zu betrachten, als dies bisher geschehen war. Derjenige, welcher zuerst gesprochen hatte, war ein gemüthlich aussehender jüngerer Mann; neben ihm saß seine hübsche Frau; Beide nahmen die Plätze mir gegenüber ein. Der Gefragte befand sich auf meiner Seite; die schlanke Figur und der kleine Kopf gaben ihm etwas Knabenhaftes, das Gesicht aber war scharf, der eigenthümliche Teint, die Farbenstimmung des Kopfes überhaupt, würden mich veranlaßt haben, ihn für einen Franzosen zu halten, wenn ich ihn nicht sprechen gehört hätte. Es mochte französisches Blut in seinen Adern fließen, denn wie aus seiner Unterhaltung mit dem Nachbar hervorgegangen war, stammte er aus S., an der damaligen französischen Grenze.

Das Ehepaar kam aus Württemberg, der Mann schien dort Fabrikant oder Hüttenbesitzer zu sein; sein junger Bekannter war offenbar in demselben Industriezweig thätig, denn das Gespräch der Beiden hatte sich bisher ausschließlich um den Hüttenbetrieb gedreht.

Der Elsasser neben mir war seit kurzer Zeit verlobt, auch dies hatte ich aus der Unterhaltung meiner drei Reisegefährten zu entnehmen Gelegenheit gehabt. „Sie haben wol kein Bild Ihrer Braut bei sich?" fragte die junge Frau lächelnd.

„Doch, ja", sagte er in absichtlich geschäftsmäßigem Ton, zog mit ruhiger Miene eine große Brieftasche hervor und aus dieser eine Photographie. Ich hatte, als die Karte an mir vorüber gereicht wurde, ein schönes, helles Gesicht, lockiges Haar über der Stirn und eine anmuthige, jugendliche Figur gesehen.

Nun fühlte ich ein gewisses lässiges Interesse an dem jungen Menschen, wie man es für eine Person, die uns nur auf der Reise flüchtig begegnet, dann und wann zu empfinden vermag. Dann aber — das Bild der Braut ruhte wieder in der Ueberrocktasche oder besser am Herzen des Verlobten, das Gespräch hatte eine andere Wendung genommen und ich wäre vermuthlich bald eingeschlafen — dann fiel jene Frage, die mich plötzlich so wach machte, wie ich nur je im Leben gewesen war: „Und wie geht es Ihrem Freund Wanderer?"

„Gut, so viel ich weiß", war die kurze Antwort.

„Immer noch der alte ewige Jude?" sagte die junge Frau mit

einem Lächeln, welches den seltsamen Eigenschaften des Besprochenen gelten mochte. Ich lauschte jetzt gespannt, freilich ohne meine anscheinend theilnahmlose Stellung zu verändern. Der junge Mensch schien die letzte Bemerkung nicht als Frage aufzufassen und entgegnete nichts. „Sie waren in diesem Jahr mit ihm zusammen?" nahm der Gemal der Dame jetzt wieder das Wort.

„Ja, in Hohenhütte." Ich glaubte zu bemerken, daß dem Examinirten die Fortsetzung des Gesprächs nicht eben angenehm sei; unser Nachbar war weniger scharfsichtig. „Und wo steckt er jetzt, der ruhelose Mensch?" fuhr er beharrlich fort.

„Ich bedaure, Ihnen darüber keine Auskunft geben zu können. Die Pläne des Herrn Wanderer pflegen oft zu wechseln, ich habe ihn vor drei Monaten zuletzt gesehen und ich weiß nicht, wo er sich jetzt befindet."

„Es wäre allerdings zu verwundern, wenn Sie es wüßten", sagte der Württemberger gleichmüthig. „Ich glaube nicht, daß die Erde einen unstätern Gesellen trägt."

Der junge Mensch öffnete die Lippen zu einer Antwort, aber er schien sich noch rechtzeitig zu besinnen und verharrte in seinem Schweigen. Das Erscheinen des Schaffners unterbrach gleich darauf eine weitere Frage des Gemals der hübschen Frau; wir näherten uns rasch unserm Reiseziel, Jeder suchte seine Habseligkeiten zusammen und saß, Reisetaschen, Schirme und sonstige Etcäteras in Schlachtordnung um sich aufgestellt, zum Ausfall gerüstet da. Ich war entschlossen, den jungen Menschen neben mir fest im Auge zu behalten und, es koste, was es wolle, gerade die Frage an ihn zu richten, auf welche er eben erst so ungenügend und widerwillig geantwortet hatte. Denn wo Bernhard Wanderer, der „ewige Jude", sich befinde, Das war es, was ich seit Langem für mein Leben gern gewußt hätte.

Wir stiegen aus, der Elsässer verabschiedete sich freundlich von dem Ehepaar, welches sogleich nach einem andern Bahnhof fuhr, und ich verlor ihn aus den Augen. Als aber der dienstfertige Kellner am nächsten Morgen das Fremdenbuch vor mir aufschlug und ich gedankenlos die Namenreihe überblickte, blieb mein Auge auf dem letzten Eintrag haften:

„Eller, Hüttenbesitzer aus S."

„Gestern Abend angekommen?" fragte ich, auf die Worte deutend.

„Ja, mit demselben Zuge, wie der Herr."

„Ein junger Mann mit dunklem Haar?"

„Sehr jung, eine Narbe auf der Wange."

Mein Reisegefährte also! Ich hatte den Vormittag in der Stadt zu thun, kam kurz vor Tisch zurück und begab mich in den Rauchsalon, um die Zeitung zu lesen. Der Erste, den ich dort erblickte, war Herr Eller aus S. Er saß vor einer Zeitung, weit über den Tisch gelehnt, auf welchen er in nicht eben eleganter Weise seine beiden Arme stützte.

Ich nahm einen Stuhl an der andern Seite des Tisches, der junge Mensch sah auf und ein freundliches Lächeln des Wiedererkennens glitt

über seine Züge. Auch hob er den einen Ellbogen in die Höhe und schob mir die darunter befindlich gewesenen Blätter hin, meinen Dank mit einem kurzen Nicken erwiedernd.

Ich sah, über die Augsburger Allgemeine hinweg, dann und wann nach meinem jungen Nachbar hinüber. Das Bild der Braut fiel mir ein und da ich eben nichts Besseres zu thun hatte, nahm ich im Stillen ein Inventar der äußeren Vorzüge auf, welche diese junge Dame an ihrem künftigen Gatten bestochen haben konnten.

Meine Uebersicht fiel im Ganzen günstig aus, der junge Hüttenbesitzer war wirklich ein hübscher Bursche. Der romanische Typus der Züge störte durchaus nicht, die lichtbraune Gesichtsfarbe stand gut zu dem tiefschwarzen Haar, welches er ganz kurz geschnitten trug; die Formen des Kopfes deuteten auf Energie — „und das ist eine Eigenschaft, welche die Weiber lieben", dachte ich — was mir nicht recht gefiel, waren allein die dünnen, fest zusammengepreßten Lippen.

Bei Tisch saß ich neben dem jungen Menschen; er war einsilbig und schien nicht heiter. Nach Tisch füllte ich mein Glas, hielt es ihm hin und sagte: „Auf die Gesundheit des Fräulein Braut!"

Er starrte mich verwundert an; dann mochte er sich besinnen, was mich, den Fremden, in sein süßes Geheimniß eingeweiht habe, und er that mir mit einem halben Lächeln Bescheid, welches das ernste, junge Gesicht außerordentlich verschönte.

Es lag mir daran, mit meinem Tischnachbar noch etwas bekannter zu werden. „Wie gedenken Sie den Abend zu verbringen?" fragte ich ihn, als wir uns erhoben.

„Wie? O, auf der Straße — im Wirthshaus — es ist mir sehr gleichgiltig, wie und wo. Haben Sie irgend einen Vorschlag? Sie sind ja in der Stadt bekannt."

„Ich bin allerdings oft hier und oft in der Lage gewesen, lange Abende todtschlagen zu müssen; das Theater ist gut; die Concerte im Englischen Hause sind auch nicht übel"

„Gut, gehen wir in's Theater", entschied Herr Eller, und eine Stunde später saßen wir im Parquet, während vor uns auf der Bühne sich ein Berliner „Sittengemälde", halb Posse, halb Melodrama, abspielte.

Mein Gefährte lachte wenig, er schien überhaupt zerstreut; im Zwischenact ließ er, während ich mein Glas fleißig brauchte, die unbewaffneten Augen gleichgiltig über die nächsten Sitzreihen schweifen, er hegte offenbar auch nicht das flüchtigste Interesse an Dem, was ihn umgab. Doppelt fiel es mir daher auf, als ich seine Blicke sich plötzlich auf einen Punkt schärfen sah; ich folgte der Richtung seiner Augen, die mit einem Ausdruck leidenschaftlicher Spannung auf eine erste Rangloge gerichtet waren, während zugleich das Blut langsam aus seinen Wangen wich.

In der Loge befand sich Niemand als drei Herren; der in der Mitte Sitzende drehte uns den Rücken zu, ein dunkler Krauskopf mit breiten

Schultern: ich hob rasch mein Glas, um es im nächsten Augenblick, als der Beobachtete sich uns zuwendete, mit einem halblauten Ausruf der Enttäuschung wieder sinken zu lassen; eine so vollkommene Aehnlichkeit der Figur zwischen zwei Menschen war mir selten vorgekommen. Mein Gefährte sah mich etwas überrascht an; „nein, es ist nicht Bernhard Wanderer", sagte ich lächelnd.

Er war noch sehr bleich, jetzt öffneten sich seine Augen erschrocken.

„Sie kennen Herrn Wanderer?" sagte er, und schon hörte ich jenen Ton wieder in seiner Stimme, der mir Tags zuvor im Coupé aufgefallen war.

„Ich kenne ihn seit vierzig Jahren", gab ich zur Antwort. „Wir haben unsere Kindheit zusammen verlebt und sind Freunde geblieben, das hindert ihn aber nicht, manchmal Jahr und Tag nichts von sich hören zu lassen, so daß ich ihn ganz aus den Augen verliere. Seit drei Jahren, zum Beispiel, weiß ich nichts von ihm."

„Ah, sonderbar!" sagte Herr Eller zerstreut. Er schien nachdenklich; nach einer Pause, während welcher er überlegt haben mochte, was er sagen und was er verschweigen wollte, fügte er hinzu: „Sie wüßten also seine Adresse gern?"

„Ich gäbe viel darum, wenn ich seinen jetzigen Aufenthaltsort erfahren könnte", erwiederte ich lebhaft.

„Den weiß ich nicht", sagte er kurz, „wenn Sie aber poste restante-Briefe nach Maison dorée, Chauvemont, Liége adressiren, so können Sie sicher sein, daß dieselben mit der Zeit in seine Hände gelangen."

„Lüttich?" wiederholte ich verwundert; „steht Wanderer mit irgend Jemand dort in Verbindung?"

„Er hat zwei Jahre in Chauvemont gewohnt", entgegnete mein Gefährte, nahm aber dann seine verschlossenste Miene an, als fürchte er, schon zu viel gesagt zu haben. Ich betrachtete ihn nach diesem Orakelspruch mit vieler Neugierde und einigem Mißtrauen, eifrig bemüht, eine Beziehung zu erdenken, in welcher dieser blutjunge Mensch zu meinem Altersgenossen Wanderer gestanden haben konnte.

„Sie haben Geschäfte mit ihm gemacht", sagte ich plötzlich, der lichtvollen Idee, welche mir aufgestiegen war, rasch Ausdruck gebend. Bezog nicht Wanderer einen Theil seiner enormen Einkünfte aus verschiedenen Hüttenwerken, die er besaß, wie sie sein Oheim und Pflegevater vor ihm besessen hatte?

„Geschäfte!" Herr Eller verzog die Lippen ein wenig. „Geschäfte? Er würde es wol kaum so nennen. Sie möchten wissen, wie ich zu Ihrem Jugendfreund stehe?" sagte er dann langsam und sah mich einen Augenblick voll an. „Ich verdanke ihm weiter nichts, als mein Leben und meine bürgerliche Existenz. Aber es würde zu lang sein, Ihnen das Alles zu erzählen, mein Herr; Sie müssen mich wirklich entschuldigen, wenn ich Ihnen weiter keine Auskunft gebe", sagte er, wieder vollkommen ernst. „Jene Adresse will ich Ihnen aufschreiben, wenn Sie es wünschen."

Ich verbeugte mich dankend; sein mit vollkommener Höflichkeit ausgedrückter Entschluß, mir über sein Verhältniß mit Wanderer nichts mehr zu sagen, durfte mich, den ihm ganz Fremden, nicht beleidigen. Am nächsten Morgen überreichte mir der Portier ein Couvert, in dem sich nebst einer Karte, die den Namen „Emil Eller" trug, ein Blatt und darauf die besagte Adresse befand. Der junge Hüttenbesitzer war mit dem Frühzug weiter gereist.

Zweites Kapitel.

Einige Wochen nach diesem kleinen Erlebniß befand ich mich in Wien, halb in Geschäften, halb zum Vergnügen. An einem milden Abend, als die ersten Sterne am hellen Himmel aufzuglänzen begannen, schlenderte ich durch die belebten Straßen und trat endlich in eine elegante Taverne, um zu soupiren. Ich hielt meine Mahlzeit, saß dann eine Zeit lang beim Wein und erhob mich, als meine Flasche leer war. Der Zeiger des eleganten Zifferblattes über dem reich geschnitzten und prächtig eingerichteten Büffet zeigte erst auf Zehn, ein wenig früh zum Nachhausegehen; statt dem Ausgang wendete ich mich daher den inneren Räumen des ausgedehnten Locales zu. Eine mit einigem Anschein von Vorsicht durch doppelte Portièren geschützte, aber nicht verschlossene Thür führte in ein Zimmer, in dem an verschiedenen kleinen Tischen mehrere Gruppen beim Kartenspiel saßen. Eine lautlose Stille herrschte; ich ging durch das Zimmer und konnte mich bei einigen stummen Transactionen überzeugen, daß ziemlich hohe Einsätze gemacht wurden.

In einer Ecke des Gemachs saßen vier jüngere Männer zusammen; ein Kellner stand hinter ihnen an einem Wandtischchen, auf dem sich Flaschen und Gläser befanden, stets bereit, das nach hinten gerichtete Glas eines der Spieler schleunigst zu füllen. Als ich beobachtet hatte, wie ein und dieselbe Hand ihr Glas vier Mal dicht hinter einander dem eifrigen Ganymed hinhielt, als ich ferner an der Etikette der Flasche einen der feurigsten französischen Weine erkannt hatte, regte sich in mir die gewiß verzeihliche Neugierde, die Wirkung eines so kräftigen Stimulus auf die Besonnenheit des Spielers zu beobachten, und ich trat hinter seinen Stuhl. Kaum aber hatte ich die kräftige Hand erblickt, welche die Karten hielt, als ich mich auch schon auf der andern Seite des Tisches befand, wo ich meinen Mann von vorn in's Auge fassen konnte. Keine Enttäuschung diesmal — er war es, es war Bernhard Wanderer, endlich durch den zufälligsten Zufall gefunden!

Ich stand, von keinem der Spieler beachtet, und betrachtete mit liebevollem Staunen, welches mich immer ergriff, wenn ich ihn seit langer Zeit nicht gesehen hatte, die prächtige Gestalt, die breite Brust, die edle Stirn, den Ausdruck der Kraft tragend, wie die des Mars; noch immer lag, kurz gelockt, das dichte braune Haar darüber, das Gesicht hatte, den hinten aufgerichteten, geleerten Flaschen zum Trotz, keine erhöhte Farbe, und mit welcher behaglichen Ruhe zog er jetzt, während er mit einem Ausdruck des Wohlwollens in seine Karten blickte, ein Gold-

ſtück und warf es auf den Tiſch. Wanderer war ſo geſund, ſo lebensfroh wie je!

Er ſah nicht auf, ich begab mich daher wieder hinter ſeinen Stuhl und legte endlich die Hand auf ſeine Schulter. Gelaſſen drehte er ſich um und richtete die Augen auf mich. „Was, Teufel, Franz! Du hier! Das iſt vortrefflich!“ rief er mit unterdrückter Stimme. „Haſt Du Zeit, zehn Minuten — oder eine Viertelſtunde? Willſt Du auf mich warten, hier oder im nächſten Zimmer? Sobald die Partie fertig iſt, ſtehe ich Dir gänzlich zu Dienſten!“

Ich nickte ihm zu und zog mich zurück. Nebenan war ein Durchgangszimmerchen, bis auf einen bequemen Divan gänzlich leer. Hier ſetzte ich mich nieder, zündete mir eine Cigarre an und wartete auf Wanderer.

Wie oft hatte ich in meinem Leben ſchon auf ihn gewartet! Als Knabe, wenn ich meine ohnehin karg bemeſſenen Erholungsſtunden kürzte und geduldig in ſeines Oheims Schreibzimmer neben ihm ſaß, wo er ſeine Exercitien und Aufſätze machte, ihm Wörter im Lexicon nachſchlug, ihm Bücher liniirte und dergleichen Handlangerdienſte mehr verrichtete, damit er früher fertig werden und mit mir hinaus zum Spielen konnte. Nicht daß ihm das Lernen ſchwer gefallen wäre und ihm mehr Zeit weggenommen hätte, als Anderen; er arbeitete im Gegentheil raſcher, als irgend Einer von uns, ſobald er ſich einmal daran begab, aber das that er gewöhnlich erſt, wenn ich ihn abzuholen kam, und daß die Aufgaben vor dem Fortlaufen erledigt wurden, dafür ſorgte der Onkel. War er einmal früher fertig als ich, ſo wartete er nicht auf mich, ich verlangte es auch nicht; er würde es gethan haben, wenn ich ihn darum gebeten hätte. Ich wußte ja, wo er zu finden war; er lag im Walde, der ſich nicht gar weit vom Städtchen hinzog, unter einem Baum, die gefalteten Hände unter dem Kopf, und ſchaute gemüthlich in die Blätterwelt oben. Kam ich, ſo war es ihm recht; doch wußte ich, daß er mich nicht vermißte, wenn ich fortblieb; er brauchte mich ſo wenig, wie irgend einen andern Menſchen zu ſeinem Behagen oder zu ſeiner Hülfe; ich war nur froh, wenn er irgend etwas, ſei es meine Geſellſchaft, ſei es eine Gefälligkeit, wie die oben angedeuteten, von mir annahm.

Nicht lange und die Portièren theilten ſich, um Wanderer und die drei Herren, welche mit ihm geſpielt hatten, durchzulaſſen Alle Drei waren hohe Geſtalten, Wanderer, der doch auch nicht viel weniger als ſechs Fuß hatte, erſchien als der Kleinſte unter ihnen. Sie verabſchiedeten ſich, als ſie mich entdeckt hatten, auf cordiale Weiſe von meinem Freund und mit höflicher Verbeugung von mir. „Wann geben Sie uns Revanche, Wanderer?“ hieß es noch. „Sobald Sie wollen, meine Herren“, erwiederte er, indem er mir ſchon die Hand entgegenſtreckte; „oder beſſer, ſobald ich will“, fügte er noch halblaut hinzu, während er ſich neben mir niederließ. Er ſchüttelte nun nochmals meine Hand und ſah mir herzlich in die Augen. Lächelnd fragte ich ihn, was es für eine Geſellſchaft von Enaksſöhnen geweſen, in der ich ihn da angetroffen habe. „Lauge Kerle,

nicht wahr?“ meinte er. „Es sind lauter alte Kameraden von mir, von Sr. k. k. Majestät —ten Ulanenregiment, in deren Gesellschaft ich den italienischen Feldzug mitgemacht habe. Auch noch einige andere Kleinigkeiten; wir Vier stehen in einem eigenthümlichen Wechselverhältniß zu einander, Jeder ist einmal des Andern Secundant gewesen; das macht wie viel Duelle? Ein wahres Rechenexempel, nicht wahr? Da besteht nun eine Art stillschweigender Brüderschaft zwischen uns. Aber sprich, rede, alter Freund, wohin des Wegs? Woher der Fahrt?“

„Das ist bald beantwortet. Ich reise in Geschäften, wie immer. Du weißt, daß mich seit dem Tode meiner Schwester nichts mehr an die Heimat fesselt, daß ich daher die Reisen für unser Haus keinem Andern überlasse. Ich bin immer noch einen Theil des Jahres unterwegs.“

„Du bist doch im Grunde kein minderer Ahasver als ich“, meinte er darauf. „Könnte ich Dich nur bewegen, den ganzen Bettel hier in Deutschland fahren zu lassen und einmal ordentlich mit auf Reisen zu gehen. Ich wünsche mir nichts Besseres, als einen guten Gesellen zu finden, der mich auf einer demnächst anzutretenden Reise nach den Sandwich-Inseln, eventuell nach Neu-Guinea, begleitete. Es ist mein Ernst! Ich habe für diese Lustfahrt schon einige Vorkehrungen in Gestalt naturwissenschaftlicher und geographischer Studien getroffen. Gehe mit, alter Junge!“

Ich schüttelte lächelnd den Kopf. „So weit fortzugehen, könnte mir nicht in den Sinn kommen, und zu einer Reise mit wissenschaftlichem Zweck wäre ich gerade der rechte Mann! Nein, ich reise nur „für's Geschäft“ und meine Touren in Europa bieten auch schon einige Abwechselung.“

„Unverbesserlicher Philister!“ spottete er. „Und dies Geschäft! Für wen schacherst Du eigentlich zusammen? Für lachende Erben, Neffen, Nichten, nicht wahr?“

Ich sah ihm gedankenvoll in das schöne Gesicht. „Hast Du“, fragte ich ihn nach einer Pause, seine letzte Bemerkung unbeachtet lassend, „hast Du noch immer keine Stunde gehabt, in der Dir der Wunsch aufstieg, seßhaft zu werden und Dir ein Weib zu nehmen?“

Erst zog er die Augenbrauen in die Höhe, dann sprach er, aber ohne allen Spott: „Wir würden uns, ehe ich Dir antworten könnte, über die Definition des „Sich ein Weib nehmen“ verständigen müssen. Ich kann so ziemlich jedes Weib besitzen, welches mir gefällt, und auf so lange, wie es mir gefällt; müßte ich nicht der ungenügsamste der Sterblichen sein, wenn mir in diesem Punkte noch Wünsche übrig blieben?“

Ich wendete mich unwillig ab. „Ich würde an Dir verzweifeln“, sagte ich, „wenn sich nicht, Gott weiß wie, die Ueberzeugung bei mir eingeschlichen hätte, daß Deine Praxis mit Deinen schrecklichen Grundsätzen wenig zu thun hat.“

„Was weißt Du von meiner Praxis, Du Prediger in der Wüste“, rief er und sah mich mit den lustigen Augen, die so ehrlich blicken konnten, lachend an. Um das Thema zu wechseln, über welches wir uns nie

hatten einigen können, fing ich an, ihm von dem jüngsten kleinen Reiseerlebniß, welches eine Beziehung zu ihm hatte, zu erzählen. „Und ich bin, aufrichtig gestanden, recht herzlich neugierig auf die Geschichte dieser Lebensrettung", schloß ich. „Ich hoffe, Du stehst nicht ebenfalls unter der Verpflichtung, dieselbe als Geheimniß zu behandeln."

„Gefiel Dir der junge Mensch?" fragte mich Wanderer, anstatt zu antworten.

„Ja", sagte ich unbedenklich. „Uebrigens erkennt er den Dienst, welchen Du ihm geleistet, auf die ausdrücklichste Weise an. Wie? Nun, indem er von dem Leben, welches er Dir verdankt, den rationellsten Gebrauch macht — er verheirathet sich."

„Sprach er davon?"

„Er theilte Leuten, mit denen wir reisten und die ihm bekannt schienen, das interessante Factum seiner Verlobung mit."

Mein Freund schlug mit dem Finger auf seinem Knie den Tact zu der Melodie eines französischen Gassenhauers, welche er summte.

Er sprach nichts, aber ich empfing den Eindruck, als könne er recht viel sagen, wenn er wollte. Endlich fing er einen meiner forschend auf sein Gesicht gerichteten Blicke auf. „Gut", sagte er, als antworte er auf eine Frage, „ich will Dir jene Geschichte erzählen, aber hier nicht, hier ist nicht der Ort dazu. Komm mit in meine Koje, dort können wir ungestört die Nacht durchplaudern."

„Du wohnst also hier?"

„Ja, auf ein paar Monate."

„Als Pilger oder als Padischah?"

Er lachte. Meine Frage bezog sich auf eine der Seltsamkeiten Wanderer's. Zuweilen fiel es ihm ein, für den längern Aufenthalt in einer großen Stadt ein elegantes Hôtel zu miethen, es glänzend auszustatten, Pferde und Wagen zu halten, die er dann bei seiner Abreise kurzweg veräußerte; zuweilen auch begnügte er sich mit der anspruchslosesten chambre garnie, ohne alle Rücksicht auf Bequemlichkeit sogar, die er auch nicht im Geringsten zu vermissen schien.

„Ich habe diesmal, figürlich zu sprechen, den Muschelhut nicht abgelegt", antwortete er jetzt, „und mir nur für eine bescheidene Zelle gesorgt, in der ich Nachts mein Haupt niederlegen kann. Aber erlaube, wenn ich mich nicht in der Wildniß befinde, bin ich kein Freund von langen Fußtouren."

Damit rief er einen vorüberrollenden Fiaker an und gab dem Kutscher die Richtung.

Der Wagen hielt nach halbstündiger Fahrt vor einem großen, düstern Hause in einer jetzt, bei der vorgerückten Abendstunde, ziemlich stillen Straße der innern Stadt: einen Augenblick neigten sich das stolze Haupt Wanderer's und der lackirte Kutscherhut bei der Wagenlaterne zusammen, dann fuhr der Peitschenstiel ehrerbietig an den lackirten Hutrand — Kutscher begegneten stets meinem Freund, sobald sie ihn kann-

ten, oft sogar schon vorher, mit der eifrigsten Höflichkeit — und gleich darauf rasselten Roß und Wagen wieder die stille Straße hinab.

Ich betrachtete das Haus, während Wanderer einen Schlüssel hervorzog und öffnete. Altmodischer Weise führten mehrere Stufen mit geschweiftem Eisengeländer zur Thür empor, über der ich ein Wappen entdeckte; wir traten in einen weiten, hallenden, von einer ölgenährten Hängelampe nur unvollkommen erleuchteten Flur; die Stufen, welche zum ersten Stockwerk hinaufführten, waren ebenfalls von Stein und hatten eben jenes vornehme, aber sehr abgetragene Eisengeländer aufzuweisen wie die Freitreppe. Offenbar hatte das Haus einst einem adeligen Geschlecht oder einer reich privilegirten Genossenschaft gehört, hier im ersten Stock aber begannen moderne und plebejische Einrichtungen sich breit zu machen. Der gewaltige Corridor war durch Bretterwände getheilt und durch Glasthüren abgeschlossen; auf den Porzellanschildchen neben den Klingeln las ich sehr bürgerliche Namen und Gewerbe; manches Nest voll piepender Sperlinge schien in dem alten Raubvogelhorst Platz gefunden zu haben.

Aber wir stiegen höher, jetzt auf hölzernen, stark ausgetretenen Schwellen; erst im dritten Stock machte mein Begleiter Halt, öffnete die Glasthür und rieth mir dann mit gedämpfter Stimme — eine Rücksicht für die wahrscheinlich schon schlafenden übrigen Insassen der Wohnung, welche ich an ihm bewunderte — auf der Stelle, wo ich in dem dunklen Vorplatz stand, zu verharren, bis er Licht gemacht haben würde. Ich blieb so einige Minuten, während ich ihn suchend und manchmal einen halblauten fremdländischen Fluch ausstoßend umhertappen hörte, und dabei fiel mir die niedliche Villa bei Stuttgart ein, in der ich meinen Freund zuletzt besucht hatte, die teppichbelegten Gänge und Treppen darin, die Glasglocken über dem wundervollen Candelaber, welcher dort das Peristyl erhellte, und ich mußte wieder über die geistige Elasticität erstaunen, mit welcher er sich jeder Lage und Umgebung, dem mühevollen Leben des amerikanischen Trappers, der üppigen Existenz des vornehmen Bonvivant und sogar der einfachen täglichen Routine des deutschen Spießbürgers mit gleicher Leichtigkeit anzupassen wußte.

Jetzt erschien Wanderer mit einem kleinen Leuchter in der Hand in der offenen Thür seines Zimmers und machte eine einladende Bewegung mit dem Kopfe. Ich trat in einen großen Raum mit weißgescheuerten, sehr holperigen Dielen und Kattunvorhängen an den Fenstern. „Dort ist das Sopha.“ Damit deutete mein Freund hinter sich in das Dunkel des abscheulichen Gemaches. „Willst Du nicht Platz nehmen, während ich die Lampe anzünde.“

Dann holte er ein Cigarrenkistchen herbei und stellte es vor mich hin, und zugleich einen reizend gearbeiteten kleinen, fackelschwingenden Genius in Bronze, der, seiner pathetischen Attitüde nach zu urtheilen, das Feuer, mit dem er unsere Cigarren versorgen sollte, eben vom Himmel geholt hatte. Der kleine elegante und werthvolle Artikel stach seltsam von dem häßlichen Tannentisch ab, auf dem er stand.

Kopfschüttelnd sah ich mich noch immer in dem großen, auffallend kahlen und auffallend häßlichen Raume um. Eine halboffene Thür mir gegenüber führte in das Schlafgemach; in der Nähe desselben stand ein eleganter Koffer am Boden. Außer diesem und einem Glasschrank, in dem sich statt der bunten Tassen und Gläser, welche seine Borde zu tragen bestimmt waren, eine unregelmäßige Reihe solid gebundener Bücher seltsam genug ausnahm, enthielt das Zimmer keine Geräthschaften mehr. Es war mir als ein fast unheimlicher Zug im Charakter meines Freundes stets aufgefallen, daß er die Anhänglichkeit an den Besitz, den mächtigsten Hebel zur Gesittung der Völker, nicht zu kennen schien. Welche Serie prächtiger Dinge hatte ich schon durch seine Hände gehen sehen! Er kaufte sie und benutzte sie eine Zeit lang, um dann, wenn er seinen Wanderstab weiter setzte, Alles mit der größten Gleichgiltigkeit dem Auctionair zu überweisen. Fragte man ihn nach seinen Schätzen, so zuckte er die Achseln. „Jene Sèvresvase, ah, ich besaß sie in Paris, ich konnte sie doch unmöglich mit mir nehmen, als ich später in den Pyrenäen jagte. Der kleine Murillo? Ich habe ihn bei meiner Abreise von Brügge der dortigen Galerie geschenkt. Was wollt Ihr? Soll ich den Besitz mir über's Haupt wachsen lassen, bis er mich mit seinem Wust begräbt? Heißt es doch:

„Was man nicht nützt, ist eine schwere Last;
Nur was der Augenblick erschafft ꝛc. ꝛc."

So hatte ich ihn zuweilen reden hören, und da ich eben keine Lust verspürte, seine Argumente neu zu bekämpfen, verlor ich kein Wort über die seltsame Umgebung, in der ich ihn fand. Unsere Cigarren brannten jetzt; die meine war vorzüglich. „Ich merke mit Vergnügen", sagte ich, indem ich sie ein wenig in die Höhe hob, „daß Dein Geschmack in dieser Beziehung noch nicht verwildert ist."

„Wie doch in mancher andern, bleibt da zu ergänzen", sagte Wanderer, indem er seine langen Glieder dehnte. „Komm, alter Freund, keine Vorwürfe mehr!" Er setzte sich hierbei zurecht und klopfte wie beschwichtigend das Knie; „ich wollte Dir ja von den Elsässer Erlebnissen erzählen. Du bist wirklich der einzige Mensch, dem gegenüber mich manchmal das Bedürfniß anwandelt, mich als etwas Anderes, denn als Ungeheuer, als „Unmensch ohne Zweck und Ruh", zu zeigen!"

Drittes Kapitel.

Diese Einleitung versprach viel, außerdem enthielt sie die größte Annäherung an das Gebiet der Gefühle, welche in Allem, was Wanderer je zu mir gesagt hatte, vorgekommen war. Es lag ihm daran, was ich von ihm dachte! Eine durchaus neue und überraschende Entdeckung für mich.

„Die Geschichte spielt viel länger und hat viel tiefer in mein Leben eingegriffen, als Du, dem ich zufällig nie davon gesprochen habe, ahnen wirst", hob er jetzt an.

„Ich kenne die Eller'sche Familie schon seit meiner Kindheit; der

Alte ſtand mit dem Onkel in Geſchäftsverbindung. Er iſt reich geworden, wie viele Leute dort an der Grenze, indem er es mit dem Hüben und Drüben nicht allzu genau nahm. Grenzbewohner ſcheinen ſich überhaupt mit gewiſſen Skrupeln leicht abzufinden; es iſt meiſt ein abgehärteter, zäher Schlag Menſchen, mit einem code moral verſehen, der anderswo kaum ausreichen dürfte. Der alte Eller war ein Erzfuchs — ich erinnere mich noch ſehr deutlich der nicht eben ſchmeichelhaften Beiwörter, mit denen mein Oheim, der doch in ſolchen Dingen auch kein Kind war, manche ſeiner geſchäftlichen Unternehmungen zu bezeichnen pflegte. Herr Jean Baptiſte — Du ſiehſt, ſein deutſcher Vater hatte bei Gelegenheit der Taufe eine Demonſtration zu Gunſten der grande nation gemacht — war vermält geweſen mit einer reichen, nicht mehr jungen Dame von der deutſchen Seite und hatte mit ihr einen Sprößling erzielt, der in jeder Beziehung ſeiner vollkommen würdig wurde. Derſelbe war in meinem Alter; Jean Baptiſte nahm auf ſeinen Geſchäftsreiſen den hoffnungsvollen Sohn zuweilen mit und brachte ihn bei einer ſolchen Gelegenheit auch in meines Oheims Haus. Unſer Umgang beſchränkte ſich in ſeinen erſten Stadien auf eine gegenſeitige Erprobung unſerer Fäuſte. Ich konnte den anmaßenden, kleinen Geſellen nie ausſtehen; als wir Beide etwa acht Jahre zählten, habe ich ihn einmal halb todt geprügelt. Die Alten mußten ſich in's Mittel legen; ich bekam ein paar Püffe von meinem Oheim und war ſchlau genug, dieſer Strafe abzumerken, daß ſie mir nur pro forma ertheilt wurde, und daß er im Grunde mit dem Ausgang unſeres Zweikampfes nicht weniger zufrieden war, als ich

„Wir entbehrten dann längere Zeit das Vergnügen, den jungen Samuel bei uns zu ſehen; als er wieder erſchien, mußte ich über die Arbeit erſtaunen, welche das letzte Luſtrum an ihm fertig gebracht hatte. Er hatte immer ein frühreifes Gewächs zu werden verſprochen, jetzt, mit nicht viel über dreizehn Jahren, war er faſt ganz entwickelt; aus dem kleinen, grünen Jungen war ein langer, blaſſer, ſtarkknochiger Geſell geworden, der es für durchaus unter ſeiner Würde hielt, die alten feindlichen Beziehungen zu mir wieder aufzunehmen. Er verſteinerte mich bei der erſten Begegnung, indem er mich, dem kaum dann und wann ein Hökerweib oder ein gebildeter Bettler dieſe Ehre gönnte, Sie nannte; indem er mich mit einer kalten Höflichkeit behandelte, die mir, ich war Gentleman genug, um es herauszufühlen, Ungezogenheiten, wie meine früheren total unmöglich machten. Ich bedauerte dieſen bewaffneten Frieden im Stillen, beſonders da ich mir beim Anblick ſeiner großen knochigen Hände ſagen mußte, daß er gewiß kein zu verachtender Gegner mehr ſei.

„Als das edle Verwandtenpaar uns damals verlaſſen hatte, ſagte mein Oheim zu mir: „Gieb Acht, in ein paar Jahren hat der Junge das Heft ganz allein in der Hand und der Alte iſt nur noch zum Jaſagen da. — Ich wunderte mich über dieſe Worte, denn, wie geſagt, ein zäherer, härterer, unſcrupulöſerer Burſche als Jean Baptiſte Eller ließ ſich nicht denken; die Folgezeit ſollte ſie jedoch bewähren; vorher aber

trug sich noch etwas zu, das weder mein kluger Oheim, noch irgend einer unter den Bekannten Ellers, am wenigsten aber sein Sohn, für möglich gehalten hätte: er verheirathete sich noch einmal und zwar mit einem jungen, schönen und armen Mädchen aus der französischen Nachbarschaft. Um eine angenehme Pflegerin und dazu eine anspruchslose, ganz von seiner Willkür abhängige Hausfrau um sich zu haben, hat schon mehr als ein alter Geizhals in ähnlicher Weise all' seinen Bekannten ein Schnippchen geschlagen, darin liegt an sich nichts so Wunderbares; schwerer zu erklären bleibt immer der Entschluß des armen Geschöpfs, welches sich opfern läßt. In diesem Falle reimte man sich die Sache folgendermaßen zusammen: Marguérite Villiers war die Tochter eines heruntergekommenen Webereibesitzers; ihr Vater machte Bankerott, Eller war der Hauptgläubiger und die schöne Tochter des Hauses mochte gegen Vernichtung einiger Schuldscheine in die Hände des alten Blutsaugers übergegangen sein. Ich glaube, er hat sie eine Zeit lang auf seine Weise geliebt, in dem Maße wie er den Sohn, welcher jetzt Theilhaber am Geschäft war, zu hassen und zu fürchten anfing. Seine Gefühle für sie hinderten ihn freilich nicht, das arme Geschöpf durch Geiz, Mißtrauen, Eifersucht nach bestem Vermögen zu quälen.

„Du wirst zu fragen wünschen, wie ich über diese Verhältnisse so genau unterrichtet wurde? Ich erfuhr vielerlei, als ich einige Jahre nach dieser Heirath längere Zeit in S. zubrachte, um unsere dortigen Fabriken zu inspiciren. Damals lebte Margot noch; sie ist dann bald nach meiner Abreise gestorben."

Hier schwieg Wanderer einige Augenblicke und sah mit nachdenklich gefalteter Stirn dem Dampf seiner Cigarre nach. „Sie war sehr schön gewesen", fuhr er dann wieder fort.

„Wer? Margot? Margot?" fragte ich überflüssiger Weise.

„Margot? Natürlich! aber als ich sie zuerst sah, war schon nicht mehr viel davon übrig, nichts eigentlich als ein Paar wahrhaft glühende dunkle Augen und die wunderschöne Farbe des braunen Haars; seine prächtige Fülle war verschwunden, sie trug es kurz, nachlässig in ein Netz gelegt, was ich abscheulich fand.

„Einmal zeigte sie mir die langen, dicken Zöpfe, welche sie abgeschnitten hatte, sehr zum Aerger ihres Mannes, der Anfangs gern mit der schönen Frau Staat gemacht hatte. „Aber mir liegt so wenig daran", wie ich aussehe", sagte sie dabei zu mir; „es war eine Mühe, diese langen Zöpfe allmorgendlich zu flechten, und sie lagen mir schwer auf dem Kopfe, als ich anfing, mich schwächer zu fühlen. Der Tag hat schon so viele Mühen und Lasten, daß ich mich von dieser wenigstens befreien wollte." — Sie sagte dies Alles französisch, mit einer eignen Grazie des Ausdrucks; dazu ihr hoffnungsloses Lächeln — es war ergreifend, wahrhaftig, bei ihr zu sitzen und sie zu hören und zu sehen, auch mußt' ich mir allemal ungewöhnliche Mühe geben, den Alten nicht niederzuschlagen, wenn er mir dann irgendwo im Hause begegnete.

„Damals gab sie mir auch eine Locke von jenem abgeschnittenen

Haar; ich muß sie in der Nähe haben." Und Wanderer stand auf und ging zu dem blau tapezirten Glasschrank, nahm ein Buch heraus und brachte es an den Tisch. Es waren die „Wahlverwandtschaften", er schlug sie auf an einer Stelle, wo ein zusammengefaltetes Papier lag. „Richtig; wie lange habe ich nicht daran gedacht", sagte er; „aber es ist, als wollten Einen manche Verhältnisse, in die man sogar ohne sein Zuthun hinein geräth, nie wieder loslassen; man lernt an ein Verhängniß glauben."

Inzwischen hatte er das Blatt auseinander gefaltet und sah den darin liegenden Ring dunkelbraunen Haares lange nachdenklich an; dann, als besinne er sich jetzt erst, daß er es mir habe zeigen wollen, reichte er mir das Papier hastig hin.

„Du warst ein guter Freund der armen Frau?" sagte ich, indem ich es ihm nach einigen Augenblicken zurückgab.

„Ich hoffe es", erwiederte er, den Rücken zu mir gewendet, auf seinem Wege nach dem Schranke. Das Buch befand sich jetzt an seinem alten Platze und er setzte sich wieder bequem zurecht. „Ich zog mit ihr an einem Strange, natürlich. Sie war jung, ich war jung, das ist schon ein Grund zu gegenseitiger Sympathie; sie war schwach, ich war stark, das gab einen zweiten. Der alte Eller hatte, ausnahmsweise, nichts dagegen, wenn ich seiner kränklichen Frau Aufmerksamkeiten erwies. Sie war, wie ich andeutete, schon recht leidend damals; er wußte es, aber daß sie eher sterben könne als er, kam ihm nie in den Sinn. Er war der Alte, er mußte zuerst fort; „wozu nimmt man sich denn eine junge Frau?" meinte er; „etwa um sie auch zu begraben, anstatt daß sie Einem die Augen zudrückt?" Auf den also wahrscheinlichen Fall seines frühen Todes aber wünschte er mich für die Angelegenheiten seiner Wittwe und ihrer Kinder zu interessiren; vielleicht traute er mir einigen Einfluß auf seinen ältesten Sohn, oder den Jugenderinnerungen seines ältesten Sohnes an meine Fäuste eine geheime Macht über das Gemüth dieses jungen Mannes zu."

„Waren deine Beziehungen zu ihm dieselben geblieben?" fragte ich.

„Wie man's nimmt. Ich kam oft mit dem liebenswürdigen jungen Herrn zusammen, von Geschäftswegen, und wurde im Ganzen gut mit ihm fertig. Es war die personificirte Klugheit, Pünktlichkeit und Ordnung, auch mochte er früh schon, dem englischen Sprichwort nach, Ehrlichkeit als die beste Politik erkannt haben, denn seit er, der Weissagung meines Oheims gemäß, seinen Vater nicht nur tyrannisirte, sondern sogar terrorisirte, hatte das Geschäft alle seine früheren unlauteren Verbindungen abgebrochen; die Reellität wurde in den Händen Samuels, was die gewissenlose, schwindelhafte Speculation in den Händen des Alten gewesen war. So hatte sich Samuel mit der Zeit einen geschäftlichen Charakter geschaffen, wie er ihn brauchte, es gab Leute, die ihn für einen „Ehrenmann" hielten. Ich ging nicht ganz so weit; der dumpfe, furchtbare Haß, welchen der Alte gegen ihn hegte, hatte mir von Anfang zu denken gegeben, was ich nach und nach von seinem Verhalten der

Stiefmutter gegenüber erfuhr, diente nicht dazu, meine freundschaftlichen Gefühle für ihn zu steigern. Daß Herr Samuel Eller die junge Frau seines Vaters, welche ihm in möglichst kurzer Frist einen Concurrenten zu dem Erbe bescheerte, das er so lange als sein alleiniges Eigenthum zu betrachten gewohnt gewesen, nicht gerade mit freundlichen Augen ansehen würde, ließ sich erwarten, und ich habe nie begreifen können, woher der alte Eller den Muth genommen hatte, seinem Sohne und Tyrannen diesen schrecklichen Streich zu spielen. Als die arme Margot nun aber einmal im Hause war, scheu und demüthig, immer voller Furcht, irgend Jemand im Wege zu sein, da gehörte eine ganz besondere Herzenskälte und Bosheit dazu, ihr unfreiwilliges Eindringen ihr nicht endlich zu verzeihen, ihr Monat auf Monat, Jahr auf Jahr dieselbe studirte Verachtung, denselben methodischen Haß entgegenzusetzen, wie er es that.

„Der Alte hatte sich, aus Furcht und Trotz, in eine vorherige Erörterung seines Heirathsprojectes mit dem Sohne nicht eingelassen. Er benutzte eine Abwesenheit Samuel's, um die Trauung vollziehen zu lassen; als derselbe zurückkehrte, fand er die neue, junge Frau im Hause vor. Es erfolgte nicht sogleich ein Wuthausbruch, den der Alte erwartet hatte und der ihn gegen den ungeberdigen Sohn in Vortheil gesetzt haben würde.

„Samuel biß die Zähne zusammen, dann lachte er höhnisch und sagte: „Das war gut von Dir gemeint, Vater, sehr gut; nun, wie's gemeint war, so soll es auch aufgenommen werden, dafür stehe ich Dir. Meiner neuen Frau Mutter laß ich mich schönstens empfehlen! sie hat einen guten Freund an mir, natürlich." Der Alte war verdutzt. Er hatte den seltsamen Einfall, etwas von Wohlwollen in diesen Worten zu entdecken und den Sohn vollständig versöhnen zu wollen. „Komm mit zu Margot", sagte er ihm — er hat es mir später oft erzählt und griff nach der Hand Samuel's. Da stieß ihn dieser mit einem Fluche zurück und nun merkte Jean Baptiste, wie die Sachen standen. Der würdige junge Mann überschüttete seinen Vater und die „schlaue Bettlerin", welche ihn, den „blödsinnigen Alten", geködert habe, mit dem bittersten Hohne; zum ersten Male gab er seinem Senior glänzende Proben von der Beredsamkeit der Invective, welche ihm zu Gebote stand, zum ersten Mal zeigte er ihm all' seine Verachtung, die er bisher nachlässig verborgen hatte.

Im bittersten Haß und Groll gingen die Beiden auseinander. Samuel bezog einige Zimmer in einem Seitenflügel des großen, alleinstehenden Hauses, welches die Familie bewohnte. Doch verkehrte er nach wie vor mit seinem Vater, auch die junge Frau suchte er, zum Erstaunen der Hausgenossen, keineswegs zu vermeiden. Seine Tactik ihr gegenüber wurde aber Denen, die beobachten konnten oder wollten, bald klar; er mußte natürlich mit der Gattin seines Vaters zusammentreffen, um sie verletzen zu können und bald gab es keine Art der Demüthigung und indirecten Verhöhnung mehr, die er ihr nicht im Beisein des Gesindes

oder fremder Besucher sogar angethan hätte. Mit der ihm eigenen Schlauheit verfolgte er seinen Plan, das arme junge Wesen in den Augen seiner Umgebung als einfältig, ja als unzurechnungsfähig hinzustellen. Ich weiß nicht, ob Du Dich genügend mit dem Studium des menschlichen Charakters abgegeben hast, um zu begreifen, daß ihm diese Teufelei gelingen konnte. Margot besaß ursprünglich einen guten, natürlichen Verstand, den aber diese beharrliche Quälerei mit der Zeit wirklich schwächte oder wenigstens verdüsterte. Schüchtern mochte sie immer gewesen sein und Geistesgegenwart nie zu ihren hervorragenden Tugenden gehört haben, und so war sie ihm so ziemlich waffenlos anheim gegeben. Mit Erfolg benutzte er ihre mangelhafte Kenntniß unserer Sprache und ihre Unerfahrenheit im Hauswesen, um sie lächerlich zu machen, er ließ sich zu niedrigen Intriguen mit den Dienstboten herab, um ihr Ansehen im Hause zu untergraben. An ihrem Manne hatte sie keinen Schutz; er war, im Gegentheil, der Erste, welcher an ihr Ungeschick, ihre Beschränktheit zu glauben begann. So lange Margot ihre Schönheit als Verbündete besaß, war Samuel vorsichtiger in seinen Operationen gegen die Stiefmutter, und hütete sich, seine Rohheit so weit zu treiben, daß sie ihr entschiedene Sympathien hätte erwecken müssen. Aber sie verblühte rasch und nun zuckte man immer unverhohlener die Achseln über die Thorheit des alten Eller, sich ein so unbedeutendes, schwaches Geschöpf aufgebürdet zu haben."

„Und das Kind?" fragte ich, als Wanderer einige Augenblicke schwieg.

„Seine Existenz verbesserte, wie man sich denken kann, den Stand der Dinge in keiner Weise. Vielleicht wäre in dem Maße, wie sie ungefährlich wurde, der Haß Samuel's gegen Margot eingeschlafen; das Vorhandensein des Knaben frischte denselben immer wieder auf und der Kleine wurde das Mittel, sie empfindlicher zu quälen, als je vorher. Er war ein hübsches Kind, der unglückliche kleine Bursche, scheu, trotzig und halbwild wuchs er unter den unseligen Verhältnissen seines Vaterhauses auf. Sogar seine Mutter konnte ihm ihre grenzenlose Zärtlichkeit nur halb verstohlen zeigen, der Alte wagte es nicht, ihn zu liebkosen und Samuel stieß ihn, wenn er ihm in den Weg kam, wie eine Kröte mit dem Fuße fort. Einer Scene habe ich beigewohnt, die ich nie vergessen werde.

„Ich stand mit dem Alten in der halboffenen Thür des Comptoirs im Gespräch. Sie führte auf den steingeplatteten Hausflur; wenige Schritte vor uns mündete die Treppe aus dem obern Stock in denselben. Der Kleine hatte draußen herumgespielt, ohne daß wir auf ihn geachtet hätten; er war damals etwa vier Jahre alt. Schließlich wählte er ein allerdings nicht zu empfehlendes Divertissement: er lief die Stufen hinauf, setzte sich rittlings auf das Treppengeländer und rutschte in den Flur hinab, eine Heldenthat, die er mit kindlicher Beharrlichkeit immer wiederholte. Wie gesagt, wir achteten nicht besonders auf ihn, ich sah

ihm mechaniſch zu mit meinen Gedanken ganz wo anders. Da ging oben eine Thür, als ſich Emil gerade am Ausgangspunkt ſeines Rittes frei auf dem Treppengeländer ſitzend und etwa acht Fuß über dem Hausflur befand. Samuel trat heraus, ohne uns zu ſehen, er hielt eine ſchwere Reitpeitſche in der Hand. Kaum hatte er das Kind gewahrt, als er die Gerte hob: wir hörten ſein giftiges „Fort da, kleiner Bettler!“ ſie pfiff durch die Luft und fiel — ich hoffe, Du goutirſt die Geſchichte?“ ſchob Wanderer in ſonderbarem Ton ein — „auf die Hände des Jungen nieder. Mit einem Schrei ließ der Kleine los, er verlor von der heftigen Bewegung das Gleichgewicht und ſtürzte über das Geländer hinab. Aber im nächſten Augenblick, ſchneller als ein Gedanke, war der Alte die wenigen Stufen hinauf, ſtand vor dem Sohne und hatte die Hände an ſeiner Kehle. „Teufel, Du!“ ziſchte er, indem er die knochigen Finger zwiſchen Hals und Cravatte des liebenswürdigen jungen Mannes ſchob und ihn ſchüttelte. „Noch einmal eine ſolche Rohheit und ich erdroſſele Dich auf der Stelle, Hund, niederträchtiger! Meinſt Du, der Alte ſei ganz kindiſch ſchon? Er hat wenigſtens noch ſeine Knochen und es iſt ihm einerlei, wo er verfault, ob unter einem Kreuze oder an der Mauer bei den Zuchthäuslern!“ — „Laß los, Vater, biſt Du verrückt!“ keuchte Samuel, während der Alte die Finger nur feſter zuſammenkrallte; endlich ließ er ab und ſtand mit rollenden Augen und röchelndem Athem vor ſeinem Sohne. Samuel ſah ihn ſcheu von der Seite an, indem er mit zitternden Händen den zerknitterten Hemdkragen zu glätten ſuchte. „Ich glaube, Du biſt toll, Dich ſo zu ereifern über einen Scherz; was konnte ich dazu, daß der kleine Bengel losließ. Siehe, er iſt ſchon wieder ganz munter.“

„Jean Baptiſte Eller wendete ſich jetzt erſt zu dem Kleinen. Ich war natürlich ſogleich hinzugeſprungen und hatte ihn aufgehoben. Er war glücklich gefallen und wenn er jetzt mit einer für ſein Alter wunderbaren Selbſtbeherrſchung die Zähne aufeinanderbiß und das Weinen unterdrückte, ſo rührte der Schmerz, den er auf dieſe Weiſe zu meiſtern ſuchte, von den gemißhandelten Händchen her, auf deren jedem ein blutrother Streif anſchwoll. Ich wüßte nicht, daß mir je im Leben irgend etwas mehr an's Herz gegriffen hätte, als der Anblick des zitternden, bleichen und doch ſo tapfern Kindes, wie es mit ſchluchzendem Athem, aber ohne Thränen auf den kleinen Füßen vor mir ſtand.

„Ich hatte ihn auf den Arm gehoben; ſein Vater kam jetzt heran und fuhr ihm mit einer Art ungeſchickter Liebkoſung über das Haar; er ſah noch immer ſchrecklich aus mit den blutunterlaufenen Augen und den fahlen Lippen, die er wie geiſtesabweſend bewegte; ich wunderte mich, daß der Knabe ſich nicht vor ihm fürchtete. Samuel war indeß verſchwunden. „Ich will den Kleinen zu ſeiner Mutter bringen“, ſagte ich, um der peinlichen Scene ein Ende zu machen.

„„Nein, ſie darf das nicht ſehen“, erwiederte der Alte mit leiſer, heiſerer Stimme auf die Hände des Kindes deutend. Ich wußte ihm innerlich Dank für dieſen Beweis der Rückſicht gegen ſeine Frau; wir

nahmen den Knaben mit in's Comptoir, wo ſich von den Leuten Niemand mehr befand, und legten unſere in Waſſer getauchten Taſchentücher auf ſeine Hände, bis die Geſchwulſt nachließ.

Viertes Kapitel.

„Seitdem nahm ſich Samuel zuſammen in ſeinem Benehmen gegen den „kleinen Eindringling", wie er den Knaben in liebenswürdigem Scherze mir gegenüber zuweilen nannte. Der Vorfall hatte ferner zur Folge, daß der Alte ſich an einem Tage, da Samuel über Land geritten war, erſt mit einem Notar und dann mit mir einſchloß, nachdem die zwei jüngſten Schreiber ihre Unterſchriften einem Document angefügt hatten, deſſen Inhalt ich jetzt aus dem Munde Eller's erfuhr. Ich, der ich eben mündig geworden war, wurde von dem Alten für den Fall ſeines Todes zum Teſtamentsvollſtrecker und Vormund des jüngſten Sohnes ernannt. Vergebens wendete ich ein, daß ich mit Nächſtem außer Landes gehen werde und daß für die Zukunft im Ganzen auf mich wenig zu rechnen ſein dürfte. Der Alte beharrte eigenſinnig auf ſeinen Anordnungen und behauptete, er wiſſe auf der Welt Niemanden, dem er das Wohl ſeines Sohnes anvertrauen könne, außer mir. Der Vater Margot's war geſtorben, ihre Mutter und eine Tante waren von der Familie noch übrig. „Aber das ſind Weiber", belehrte er mich, „und Samuel iſt ſchlau wie der Teufel, und würde nicht einmal einen falſchen Eid ſcheuen, um mein Kind um das Seine zu bringen; es muß ein Mann das Recht haben, ſich ſeiner anzunehmen."

„Jean Baptiſte allein würde mich jedoch ſchwerlich bewegt haben, mich in dieſe widerlichen Verhältniſſe verwickeln zu laſſen. Einige Tage zuvor hatte ich bei Margot geſeſſen, in ihrem kleinen Zimmer, wo ſie auf dem Sopha lehnte und durch das offene Fenſter ſtarrte, während ſie die abgemagerten Hände in ihrem Schooße nervös immer wieder faltete und öffnete. Ich ſah ihr traurig zu; ſie zählte einige Jahre mehr als ich, aber wie viel älter ſah ſie aus mit den eingefallenen Wangen und dem tief eingegrabenen Zuge der Aengſtlichkeit und Sorge über den Augen. „Bernhard", ſagte ſie plötzlich — ſie nannte mich bei meinem Taufnamen kraft ihrer Seniorität und ihrer Matronenwürde — „Bernhard, wollen Sie mir Etwas verſprechen?"

„„Was, liebe Freundin?" fragte ich.

„„Verſprechen Sie erſt, mir meine Bitte zu erfüllen, was ſie auch ſein mag", drängte ſie; „ich werde dann ruhiger ſterben."

„Wie, war Sie unheilbar krank damals?"

„Nein, aber ſie befand ſich in einem Zuſtande, in dem Frauen für Todesgedanken und Ahnungen beſonders empfänglich ſind. Die ihrige ſollte ſich übrigens als wohlbegründet erweiſen. Ich verſprach natürlich ohne Vorbehalt, ahnte ich doch, um was es ſich handeln würde. Da hat ſie mir denn das Schickſal ihres Knaben auf die Seele gebunden. „Um Gotteswillen, ſchützen Sie ihn!" rief Sie zuletzt mit irrem Blick. „Meine

ganze Seele hängt an dem Kinde. Ich werde keine Ruhe im Grabe haben, gewiß nicht — ich werde wiederkommen, wenn sie ihn quälen!"

„Es nutzte wenig, ihr die Todesgedanken ausreden zu wollen. „Lassen Sie mich", sagte sie zuletzt eigensinnig; „wollen Sie mir nicht endlich Ruhe gönnen!" Für das Kind, welches sie erwartete, legte sie keine Sorge an den Tag; sie schien zu denken, daß dasselbe nicht leben würde.

„Wenige Tage später fand die Verhandlung mit dem Alten statt, von der ich Dir erzählt habe. Ich verließ bald darauf die Gegend; im Hause meines Oheims erreichte uns einige Monate später die Nachricht, Frau Eller sei gestorben, nachdem sie eine Tochter geboren hatte. Ich war nicht überrascht, wol aber bekümmert um das Wohl meines kleinen Schützlings.

„Margot hatte in ihren letzten Stunden den Trost gehabt, ihre Mutter um sich zu sehen. Als diese gute Frau, welcher die Sünde gegen ihre verkaufte Tochter das Gewissen bedrücken mochte, nach dem Tode Margots das neugeborene Töchterchen derselben mit sich zu nehmen begehrte, hatte der Alte nichts einzuwenden.

„Sie war schon fort, als ich ankam. Ich traf den Hausherrn an seinem Stehpult, schreibend und rechnend, wie sonst; aber in einer Ecke des Comptoirs stand ein hölzernes Schaukelpferd und eine kleine Flinte und andere Monturstücke deuteten auf einen neuen Bewohner dieses Raumes. Wirklich kauerte auch der Kleine, den ich erst nicht bemerkt hatte, ganz ruhig in der Fensternische und malte seine ersten Zahlen auf eine Schiefertafel.

„Ich war sehr zufrieden mit diesem Anblick. Eller drehte sich herum und empfing mich so herzlich, wie seine trockene Art es zuließ; der Knabe sah unter den in die Stirn hängenden Haaren forschend und scheu zu mir auf, als ich aber die Hand nach ihm ausstreckte, kam er heran wie ein Hündchen.

Ich lächelte unwillkürlich bei diesem Vergleich. „Die Geschichte kommt Dir curios vor", sagte Wanderer, „oder wenigstens meine Rolle in derselben?"

Ich konnte das nicht leugnen. Mein Freund Wanderer als Testamentsvollstrecker, Wanderer als Vormund, Wanderer als moralischer Kinderwärter! Ich saß wie im Traum neben ihm und hörte ihn von sich erzählen, was ich aus einem andern Munde nimmermehr geglaubt hätte.

„Nun", fuhr er fort, „ich gewann die Ueberzeugung, daß sich jetzt, nach dem Tode der armen Frau, ein leidliches Verhältniß zwischen Vater und Sohn herstellen werde und daß für das Kind, so lange sein Vater lebe, nichts zu fürchten sei.

„Mein Onkel starb bald nach diesen Vorfällen und ich konnte nun endlich das Leben auf meine Art zu genießen anfangen. Ich hatte geglaubt, zu wissen, wie viel wir besaßen, da ich den Ertrag unserer verschiedenen Fabriken und Eisenwerke genau kannte. Der Notar aber, bei welchem meines Oheims Testament niedergelegt war, stellte sich ein und machte mich mit der Existenz eines Baarvermögens bekannt, das in alt-

modisch sicheren Papieren angelegt war und von dessen Zinsen der Onkel nie einen Pfennig gebraucht hatte. So war ich denn um eine lächerlich hohe Summe reicher, als ich erwartet hatte, eine Ueberraschung, die ich Denen wünschte, welche sie besser gewürdigt hätten, als ich.

„Du weißt, daß ich damals meine Touristenlaufbahn mit einer sogenannten Reise um die Welt begann. Nach meiner Rückkehr sah ich in meinen Angelegenheiten überall zum Rechten und stattete dann auch Freund Eller einen Besuch ab. Der Junge ging damals in die Schule des Fabrikstädtchens, dessen Bevölkerung zum großen Theil aus Ellers Arbeitern oder kleinen, indirect von ihm abhängigen Gewerbtreibenden bestand. Ich examinirte ihn ein wenig und fand, daß er bis jetzt nichts gelernt, wol aber sich die Manieren und die Ausdrucksweise seiner Schulkameraden aus dem Volke mit großem Eifer und Erfolg angeeignet habe. Als Sohn des reichen Fabrikherrn mochte er stets der Anführer dieser kleinen Unholde sein und sich dabei recht wohl fühlen, denn als ich dem Alten Vorstellungen über die mangelhafte Schulbildung des Knaben machte, wollte er davon nichts hören und meinte endlich, Emil würde sich einen Schulwechsel gar nicht gefallen lassen, er sei das ungebundene Leben gewöhnt und für sein Alter lerne er ja genug; zur Gelehrsamkeit sei später immer noch Zeit.

„Ich habe mir nachmals bittere Vorwürfe gemacht, daß ich mich durch diesen Unsinn von meinen wohlbegründeten Einwendungen gegen die an meinem Schützling practicirte Erziehungsmethode abbringen ließ. Anstatt auf einer Aenderung zu bestehen, legte ich ein ihm äußerst ersprießliches und mir sehr hoch anzurechnendes Wohlwollen für den Knaben dadurch an den Tag, daß ich ihm eine Quantität Straußeneier, Häuptlingsfedern und Schildkrötenschalen schenkte und reiste dann ab, um ihn für die nächsten sieben Jahre aus den Augen zu verlieren.

„Die Wahrheit zu sagen, hatte er mir zu wenig gefallen, als daß ein lebhafteres Interesse an ihm hätte erwachen können. Aus dem hübschen Kinde war ein plumper, roh aussehender Bursche geworden; klein für sein Alter, mit verwildertem Haar und stets äußerst schmutzigen Händen. Im Zimmer konnte er nur mit Mühe dazu bewegt werden, die Zähne auseinander zu bringen und ein paar Worte mit ordinärster Aussprache auf die an ihn gerichteten Fragen zu erwiedern. Draußen hörte ich ihn toben, schreien, lachen und sah ihn sich wild oder besser toll geberden.

„Sein Bruder war damals abwesend, aber ich konnte merken, daß er der Verwilderung des Kleinen kein Hinderniß in den Weg legte. Ich fragte den Alten geradezu, wie Samuel das Kind behandle. „O, da ist nichts zu klagen", erwiederte er mir mit Lachen; „er hat sich merkwürdig verändert! Glauben Sie wol, daß er den Jungen geradezu verzieht? Samuel ist es, der bei allen seinen Streichen durch die Finger sieht und will ich ihn einmal durchprügeln wegen seiner schlechten Zeugnisse, so legt Samuel sich ins Mittel und er geht meistens leer aus" — und so

weiter in dieſem Stile, ſo daß ich mich noch heute wundere, wie mir damals nicht die Augen aufgingen über die Methode des Schurken.

„Sie hatte übrigens den beſten Erfolg, wie Alles, was er unternahm; trug ſie ihm doch da ſchon die Frucht, daß der einzige Freund des Knaben demſelben kalt den Rücken wendete. Ich ging und nahm einen widerwärtigen Eindruck von dem verlaſſenen, kleinen Burſchen mit; eines Zuges nur erinnere ich mich, der mir faſt eine beſſere Meinung von ihm beigebracht hätte.

„Ich ging einſt mit ihm über die Straße und wir kamen dazu, wie die Koboldſchaar der Gaſſenbuben, ſeine Spielgefährten, eine unglückliche Katze, welche die Schwäche gehabt hatte, ſich von ihnen fangen zu laſſen, maltraitirte. Wie der Blitz war Emil von meiner Seite fort und mitten zwiſchen ihnen. Ich hörte diesmal keinen Laut von ihm, aber durch eine ſummariſche Application ſeiner Fäuſte hatte er alsbald dem Thiere Luft gemacht; es ſchoß an einer Waſſerrinne empor, ſprang auf die Lattenbedeckung eines Schweinekobens und von da auf das nicht viel höhere Dach der nächſten menſchlichen Behauſung und war für diesmal gerettet. Emil kehrte zu mir zurück, indem er ſeine rauhe, kleine Fauſt, an der ſich Blut befand, an der Jacke abwiſchte.

„Ich begriff ihn nicht recht und fragte, ob die Katze in ſeines Vaters Haus gehöre. „Nein", ſagte er, oder vielmehr, er bediente ſich des unartikulirten, grunzenden Lautes, der bei ihm die Stelle der Verneinung vertrat, „ſie gehört Niemand; ſie iſt ſo häßlich — Niemand will ſie haben."

„Und Du fütterſt ſie?" fragte ich, der Weltumſegler, naiv. Er grunzte. „Die braucht Niemand zu füttern", murmelte er dann durch die Zähne; „die fängt Mäuſe."

„Ich ärgerte mich über meinen Verſuch, pſychologiſche Studien an dem kleinen Ungeheuer zu machen, und reiſte ſogar bald darauf ab, ohne ihm Lebewohl zu ſagen, denn als ich fortfahren wollte, war er nirgends zu finden. Ich ging nach Schottland, lebte einen Winter in London, nahm Spanien und Italien durch und ſchiffte mich dann zu einer Reiſe nach Südamerika ein. Wie die Romanfiguren, welche der Autor für ein paar Jahre gewiſſermaßen einpökelt, um ſie außer dem Bereiche ſeiner indeß fortſchreitenden Verwicklungen zu halten, trieb ich mich in den Urwäldern und den Graswüſten herum, wo eine Nachricht von der Heimat mich nicht erreichen konnte. Alle paar Monate eilte ich hinein nach der Poſtſtadt und nahm die für mich eingelaufenen Briefe in Empfang. Meine Angelegenheiten waren daheim in ſo guten Händen — Du weißt, durch welche einfache Einrichtung ich das Intereſſe meiner Stellvertreter mit dem meinen identiſch gemacht hatte — daß ich mich nicht viel darum kümmerte, wenn ich den Termin für die Poſt von Europa verſäumte. Zwei Jahre nach meiner Abreiſe erhielt ich Nachricht vom Tode des alten Eller und zugleich wurde, ich weiß nicht mehr ob durch Samuel oder einen Bevollmächtigten, die höfliche Anfrage geſtellt, ob ich im Betreff meines nun zehnjährigen Mündels irgend welche Anordnungen zu

machen wünſche. Der Brief war einen Monat unterwegs geweſen und hatte weitere drei Monate in —town gelegen; meine „Anordnungen“ kamen alſo jedenfalls beträchtlich post festum und es war vorauszuſehen, daß die Entfernung, aus welcher ſie erlaſſen wurden, die Chancen ihrer Berückſichtigung nicht vermehren würde. Dennoch ſchrieb ich ſofort und bat, man möge den Knaben in ein Inſtitut ſchicken, welches ich bezeichnete und in dem, wie ich wußte, der Unterricht die ſpätere kaufmänniſche und techniſche Ausbildung der jungen Leute vorbereitete. Ich erwähnte, daß Emil ſelbſtverſtändlich ſpäter bei der Leitung der Fabrik ſich betheiligen werde und dazu befähigt werden müſſe; von den Zinſen des ihm zufallenden und für ihn angelegten Vermögensantheils ſeien die dahin einſchlagenden Ausgaben zu beſtreiten. Uebrigens begnügte ich mich nicht mit dieſer Formalität, ſondern beauftragte einen meiner Geſchäftsführer, nach S. zu reiſen und mich dort im Intereſſe des jüngſten Sohnes zu vertreten: ich konnte nicht wiſſen, daß dieſer noch junge, rüſtige Mann kurz nach Abgang der letzten Nachrichten an mich plötzlich geſtorben war. So glaubte ich genug gethan zu haben und kehrte nun mit dem Bewußtſein des civiliſirten Menſchen zu meinen Wilden zurück; zu den Wilden, unter deren barbariſchen Seltenheiten ſich auch die Gewohnheit vorfindet, ein ihnen anvertrautes Gut ſorgſamer als die eigenen Güter zu bewahren und nöthigenfalls mit Einſetzung des Lebens zu vertheidigen.

„Ich lebte noch mehrere Jahre unter ihnen, dann entdeckte ich in mir eine ſtarke Neigung, einmal wieder die Segnungen der Civiliſation zu koſten. Natürlich meldete ich mich nicht vorher in Deutſchland an; erfreute ich mich doch der Freiheit, an kein lebendes Weſen durch Bande anerkannter Verwandtſchaft gefeſſelt zu ſein; ich konnte überall gehen und kommen, wie es mir beliebte.“

Fünftes Kapitel.

Wanderer klopfte langſam die Aſche von ſeiner Cigarre und legte dann, zu meiner Verwunderung, dieſelbe ganz aus der Hand. Darauf begann er wieder; aber er ſprach jetzt anders als bisher, raſcher und mit einer gewiſſen Härte im Tone.

„Nun, eines ſchönen Abends befand ich mich wieder in dem weiten Hofraum vor dem Eller'ſchen Wohnhauſe und ſchritt auf daſſelbe zu. Die Leute, welche da herum gingen und ſtanden, kannten mich nicht; als ich mich der Steintreppe näherte, die zur Hausthür in die Höhe führte, bemerkte ich an einem Fenſter des Erdgeſchoſſes ein Geſicht hinter den Scheiben, die Augen ſtarr auf mich gerichtet Das ſah ich aber nur mit einem flüchtigen Blick; der Kerl fuhr zurück, als ich heran kam; doch glaubte ich in ihm einen der Comptoiriſten, der mir ſtets fatal geweſen war, einen beſondern Günſtling Samuel's, erkannt zu haben.

„Noch ehe ich in's Haus trat ging eine Thür im Hausflur auf und es lief Jemand die Treppe hinauf. Mir kommt es, wie Du weißt, auch nicht darauf an, vier Stufen auf einmal zu nehmen; ich verſpürte Luſt,

zu wiſſen, wer mein Avantcoureur ſei, der, wie es ſchien, dem Hausherrn meine Ankunft melden wollte und mit Jenem zugleich ſtand ich oben im erſten Stock vor einer mir wohlbekannten Thür, der zu Samuel's Zimmer. Es war in der That jener Schreiber, welcher mich vom Fenſter aus geſehen hatte; er ſtierte mich jetzt ganz verwirrt an, der Gruß erſtarb auf ſeinen Lippen, er hatte beide Hände am Thürſchloß, als habe er die Thür entweder zuhalten oder öffnen wollen.

„Jetzt, es waren kaum zwei Secunden vergangen, ſeit ich in's Haus getreten war, drangen wüſte Töne aus dem Zimmer an mein Ohr; von einer Stimme, die ich nicht zu erkennen vermochte, wurden drinnen Flüche und Schimpfwörter hervorgeſtoßen; auch hörte ich dumpfe Schläge. Der Menſch neben mir ſchien in einer Todesangſt zu ſein, welche ihm jede Ausflucht wegen der Urſache dieſes Scandals unmöglich machte: er rüttelte am Schloſſe und murmelte: „Herr Eller, Herr Eller", ohne doch zu verſuchen, ſich wirklich drinnen Gehör zu verſchaffen. Ich muß es bekennen, einige Augenblicke ſtand ich in regungsloſer Betroffenheit, während ich bald auf die Creatur neben mir, bald auf die Thür vor mir ſtarrte. Es war eine altmodiſche Flügelthür, welche nicht ausſah, als ob ſie einer kräftigen Hand viel Widerſtand bieten würde. Jetzt aber wurde drinnen das Geräuſch eines ſchweren Falles hörbar und mit dem Impuls des anſtändigen Menſchen, einen Unfug, der in ſeinem Bereiche vorgeht, zu ſteuern, ergriff ich meinerſeits die Thür und ſtieß ſie mit Gewalt in das Zimmer hinein; ſie war verſchloſſen, der eine Flügel aber unten nicht verriegelt geweſen.

„Ich kam zur rechten Zeit, drinnen ſtand Herr Samuel mit hocherhobenem Arm; er ſchüttelte einen blanken Gegenſtand in der Hand und war offenbar in einem Zuſtande ſinnloſer Wuth. Unter tollem Schimpfen ſchwang er das Ding — ich ſah jetzt, daß es das Feuereiſen vom Kamin war; einen Augenblick lang ſah er uns mit dem Ausdruck eines wilden Thieres, völlig verſtändnißlos an und ſchrie: „er ſoll fort, fort!" oder etwas Derartiges. Der Schreiber war hinter mir; er wagte es nicht, dem Raſenden entgegen zu treten. „Er iſt von Sinnen — er wird ihn tödten", murmelte er, und jetzt erſt, nachdem ich dieſe Worte gehört hatte, entdeckte ich den Gegenſtand des verrückten Angriffs, eine dunkle Geſtalt, die in der Nähe des Feuerplatzes am Boden lag.

„Ich ſprang nun hinzu und packte Samuel, als er eben das wuchtige Eiſen auf den Liegenden niederfallen laſſen wollte; ich ſchüttelte ihn, während er mich anſtarrte, entwand ihm das Eiſen und ſchrie ihm meinen Gruß in's Ohr, welcher eine Andeutung meiner Abſicht enthielt, ihn wegen Todtſchlags verhaften zu laſſen.

„Er war noch immer nicht bei Beſinnung; er hörte meine Worte, ohne ſie zu verſtehen, zu erkennen ſchien er mich auch nicht: „Habe ich ihn todtgeſchlagen?" lachte er heiſer. Er war zäh wie eine Katze — iſt er endlich todt? Gott ſei Dank!"

„Mit einem Gefühl des Ekels ließ ich ſeine Fauſt los und ſchleuderte ihn beinahe nach der Thür des Zimmers. „Bringen Sie ihn fort!"

herrſchte ich den Schreiber an „und ſorgen Sie dafür, daß er zu ſich kommt.“ Dann wendete ich mich dem Liegenden zu.

„Er war bewußtlos und blutete ziemlich ſtark aus einigen Wunden im Geſicht, die er, wie es ſchien, ſeinem Fall auf das eiſerne Geländer des Kamins verdankte. Ich nahm den dunkelhaarigen, bleichen Kopf in die Höhe, wiſchte das Blut von der Wange und ſah in ein hübſches Knabengeſicht, in deſſen Zügen ich mit Mühe die des kleinen Emil erkannte.

„Erſchüttert hob ich meinen Mündel auf und bettete ihn auf das kleine Sopha, welches im Zimmer ſtand. Eine Karaffe mit Waſſer war in der Nähe, ich bereitete ihm einen nothdürftigen Verband und hatte die Freude, zu ſehen, daß das Bewußtſein langſam zurückkehrte. Er ſchickte einen langen, träumeriſchen Blick durch's Zimmer, dann mochte er ſich beſinnen, was vorgegangen war, ein müder, trauriger Ausdruck kam über das Geſicht und er ſchloß die Augen wieder, ohne mich beachtet zu haben.

„Ich hatte lange über ihn gebeugt geſtanden; jetzt richtete ich mich auf und dehnte die ſchmerzenden Muskeln. Da erſt gewahrte ich durch die angelehnte Thüre ein Frauenzimmer, welches uns von draußen ängſtlich beobachtete. Ich erkannte die Haushälterin, eine Verbündete Samuels aus der Zeit, wo es galt, an Margot einen moraliſchen Mord zu begehen, und mir kam die Wuth beim Gedanken an all das feile Geſindel in dem gottverlaſſenen Hauſe, welche Scenen, von welchen dieſe, wie ich fürchtete, nicht die erſte, wenn auch die tollſte geweſen, in ſtumpfer Gleichgültigkeit an ſich vorüber gehen ließ. Ich beſchloß, den Vortheil, welchen mir meine Dazwiſchenkunft über den ſchurkiſchen Hausherrn gegeben, auszunutzen, und als Vormund des mitbeſitzenden Jüngſten einſtweilen den Herrn hier zu ſpielen.

„„Wiſſen Sie, was vorgefallen iſt?“ fragte ich die Perſon ſtreng. Sie kam zimperlich näher und flüſterte etwas wie „der arme junge Herr“, und „er hat ſich wohl recht wehe gethan?“

„„Wer ihm wehe gethan hat, wiſſen Sie ſehr gut“, ſagte ich, „und ich werde dafür ſorgen, daß es auch diejenigen erfahren, welche ſich in ſolche kleine häusliche Angelegenheiten allenfalls zu miſchen haben. — Der junge Herr muß in ſein Zimmer gebracht werden; ſchicken Sie augenblicklich nach dem Arzt und halten Sie Verbandzeug in Bereitſchaft!“

„Sie wendete ſich zum Gehen, augenſcheinlich froh, aus meiner Nähe zu kommen. Als ſie die Thüre öffnete, ſah ich draußen neugierige und ängſtliche Geſichter ſich herandrängen. Eines derſelben weckte mir eine Erinnerung, die ich verfolgte, als ich mich wieder bei dem Knaben niedergeſetzt hatte und ſeine herabhängende ſchmale braune Hand hielt. Nach und nach beſann ich mich auf eine Magd, welche ich vor Jahren, als Margot noch lebte, hier geſehen hatte und von der ich mich zu erinnern glaubte, daß ſie, im Gegenſatz zu dem größten Theil der Dienſtboten, treulich zu der bedrängten jungen Frau hielt. Ich öffnete die Thüre

rasch, sie stand davor, eine ältere Frau schon, und blieb auch stehen, während die jüngern Mägde verlegen zurückfuhren und eilig die Treppe hinunter verschwanden. „Wie heißen Sie?“ fragte ich.

„Sie nannte ihren Namen. „Ich war schon hier, als Emil geboren wurde“, fuhr sie fort, und — „ach, Herr Wanderer, lassen Sie mich zu ihm hinein; er hat ja doch weiter Niemand hier, der ihn pflegen könnte, als mich.“

„Das war es gerade, was ich wünschte. Ich ließ die Frau in die Stube treten; die Thränen liefen ihr über das runzliche Gesicht; sie war gleich neben dem Knaben, sprach zärtlich zu ihm, wie zu einem kleinen Kinde, und bat ihn, ihr zu sagen, wo es ihm fehle, was ihm schmerze.

„„Der Kopf thut mir sehr weh, Babet,“ sagte er matt. „Wenn ich nur aufstehen könnte . . ich möchte aus *seinem* Zimmer fort.“

„Die Alte sah mit trübseligem Kopfschütteln zu mir auf. Wir hielten eine Weile schweigend Wache bei dem armen Jungen. Ich gab ihm von Zeit zu Zeit zu trinken; sein Aussehen gefiel mir nicht und ich wünschte sehnlichst den Arzt herbei.

„Dann kam die Haushälterin wieder und meldete, das Zimmer für den jungen Herrn sei bereit. Wir richteten ihn auf und führten ihn; er schwankte und lehnte schwer an meiner Schulter, so daß ich ihn aufhob und die Haushälterin bedeutete, uns voran zu gehen. Wir stiegen in den zweiten Stock hinauf; ich mußte lebhaft an jenen Vorfall aus Emils erster Jugend denken, wo ich den Knaben auch vom Schauplatze einer Rohheit seines unnatürlichen Bruders hinweggetragen hatte.

„Wir kamen in eine freundliche Stube und legten unsern Patienten auf das hier aufgeschlagene Bett. Ein Blick durch das Gemach belehrte mich übrigens, daß dasselbe bisher von einem weiblichen Wesen bewohnt worden war. „Sie haben uns Ihr eigenes Zimmer eingeräumt,“ sagte ich zu der Haushälterin. Sie knixte verlegen; das Zimmer des jungen Herrn sei nicht ganz in Ordnung gewesen. Jetzt aber brach die alte Babet los; sie mochte seit langem der Haushälterin nicht hold sein und ergriff mit augenscheinlicher Befriedigung diese Gelegenheit, sich in etwas ihrer Meinung zu entledigen. „„Das Zimmer des jungen Herrn!““ rief sie höhnisch. „Fragen Sie doch die Mamsell, Herr Wanderer, seit wann der Verschlag auf dem Boden, wo der arme Junge geschlafen hat, zu dem vornehmen Namen „Zimmer“ gelangt ist! Und fragen Sie auch, seit wann Emil bei ihr „der junge Herr“ heißt! Und wissen möcht ich“, schrie sie der Person noch nach, die jetzt ihren Rückzug nahm, „wissen möcht' ich, was aus dem armen Kinde geworden wäre, wenn nicht die paar alten Dienstboten von der seligen Frau her sich seiner angenommen hätten!“

„Mit einiger Mühe machte ich der Frau bemerklich, daß ich sie nicht in der Stube dulden könne, wenn sie sich nicht ruhig verhalte. Jetzt erschien auch der Doctor aus der Stadt, ein Mensch mit einem rohen, unangenehmen Gesicht, der sich aber beim Anlegen eines neuen Verbandes geschickt genug erwies. Der sonstige Zustand des Patienten schien ihm

nicht recht klar, und er versuchte daher, sich in das aesculapische Geheimniß zu hüllen, ein Auskunftsmittel, welches aber bei mir nicht anschlug. Ich setzte ihn moralisch das Messer an die Kehle und brachte ihn wenigstens dahin, mir seine Ansicht und seine Zweifel bei dem vorliegenden Falle offen zu gestehen. „Gut," sagte ich; „Sie getrauen sich nicht, allein festzustellen, ob und was für eine innerliche Verletzung hier stattgefunden hat; Sie wünschen, daß ich einen andern Arzt zuziehe?" und so weiter und so weiter. Ich will Dich mit der Wiedergabe meiner verschiedenen Mannöver nicht ermüden; genüge es zu constatiren, daß ich mir meinen Doctor so zu sagen zähmte und einen vernünftigen und brauchbaren Beistand an ihm gewann. Emils kräftige Natur überwand die Folgen des bösen Falles und die Heilung der Wunden ging ihren Gang.

„Ich hatte mich im Hause und zwar in einem kleinen Zimmer dicht neben dem meines Schützlings installirt; es war dasselbe, in dem mir einst seine Mutter den Knaben so leidenschaftlich ans Herz gelegt hatte. Die Arme! Sie hatte nicht Wort halten können, sie war nicht „wiedergekommen," als man ihren Liebling quälte. Mit Bitterkeit dachte ich nach über die Ohnmacht der Schatten, von der schon Achill beim Homer wehklagt; warum muß der Wille der glühenden Seele mit dem Körper aufhören! warum ist man nach der Zersetzung desselben so ganz aufgelöst und verschwunden, oder warum ist, wenn sich auch wirklich das Ich, das Bewußtsein an irgend ein Pünktchen des frühern Wesens klammert und bleibt, doch jede, auch die ärmlichste Einwirkung auf den groben irdischen Stoff verwehrt!"

Ich war solche humoristisch wehmüthige Ausbrüche an Wanderer gewohnt und hütete mich, auf seine Mystik einzugehen. „Jedenfalls", fuhr er fort, „ist mir Marguerita's Geist in jenen Räumen nicht erschienen, um mir Vorwürfe über meine Wortbrüchigkeit zu machen, obwohl er ein gutes Recht dazu gehabt hätte, und obwohl ich durchaus geneigt und vorbereitet war, ihn wahrzunehmen, wenn er sich auch noch so discret bemerklich gemacht hätte.

„Ich erfuhr nun nach und nach, zum Theil durch die alte Babet, zum Theil von Emil selber, wie es ihm in den letzten sieben Jahren gegangen war. Einmal kam ich gegen Abend aus dem Städtchen zurück und trat in das Zimmer meines Patienten. Da erhob sich in der Dämmerung Jemand lang und schlank vom Sopha, den ich im ersten Augenblick nicht erkannte. Emil war's; er kam mir entgegen, und ich sah jetzt, als er mir gegenüberstand, zum ersten Male, wie hochaufgeschossen der Knabe war. Die alte Babet hielt sich hinter ihm, mit so vergnügten Augen, als sei seine Genesung allein ihr Werk.

„Eine gewaltige Veränderung war, seit ich ihn, noch bei Lebzeiten seines Vaters, zuletzt gesehen hatte, mit Emil vorgegangen. Jede Spur jener Rohheit, die mich damals so widerwärtig berührt hatte, war aus seiner Sprache, seinem Aussehen verschwunden; das Edle, was stets in dem Knaben geschlummert haben mochte, war auf eine mir noch unerklärliche Weise zum Durchbruch gekommen, hatte sein ganzes Wesen ver-

wandelt und ſogar ſeine Züge verſchönt. Mochte das Bewußtſein deſſen, was ich an ihm verſchuldet hatte, dazu beitragen, mich an ihn zu feſſeln, war es Mitleid mit ſeiner Hülfloſigkeit oder beides zuſammen und irgend ein geheimnißvolles Drittes — genug, der Knabe wurde mir in kurzer Zeit werther, als je ein menſchliches Weſen zuvor; ich ließ ihm eine höchſt parteiiſche Neigung angedeihen; nie haben Weiberaugen nur halb ſo viel über mich vermocht, wie die ſeinen. Er lohnte mir übrigens ſpäter mit einer Anhänglichkeit, die einem Neufundländer Ehre gemacht haben würde.

„In der erſten Nacht, die ich nach jener Kataſtrophe an ſeinem Bette zubrachte, hatte er Wundfieber und phantaſirte. Oft rief er in ängſtlichem Ton den Namen Margot; als die alte Magd dann an ſein Kiſſen trat, ſchien er in ihr die Inhaberin des Namens zu erblicken und redete ihr mit zärtlichen Worten zu, wie man ſie wol an ein Kind richtet. „Wer iſt Margot?“ fragte ich die alte Frau. „Seine kleine Schweſter, Herr“, belehrte ſie mich, „die, ſo lange die Großmutter lebte, drüben in O. gewohnt hat.“

„Wie geſagt, nach und nach ſetzte ſich aus ſeinen eigenen, freilich ſehr zurückhaltenden Berichten und den wortreichen Ergänzungen der Alten, das Leben, welches der arme Burſche Jahre lang geführt hatte, vor meinen Augen zuſammen. Nach dem Tode ſeines Vaters war er ganz wild, ohne alle geiſtige und leibliche Pflege umhergelaufen; das Benehmen Samuel's gegen ihn änderte ſich nur inſofern, daß er den Knaben, wenn ihm ein beſonders wüſter Streich deſſelben zu Ohren kam, oft aber auch ohne ſolche pädagogiſche Veranlaſſung, grauſam züchtigte. „Sie können ſich denken, Herr“, bemerkte Frau Babet, „daß der arme Junge ſeinem Bruder ſo weit wie möglich aus dem Wege ging. Er war meiſt den ganzen Tag nicht im Hauſe und der Himmel mag wiſſen, wo er ſich da umhergetrieben hat. Abends kam er in aller Stille; ich paßte auf, wenn ich konnte; mit knapper Noth hatte ich ihm ein wenig Eſſen aufheben dürfen; oft genug ging er hungrig zu Bett. Dem lieben Gott habe ich's geklagt“, ſagte ſie mit Thränen, „daß ſich der Sohn des alten Herrn, welcher doch ſo gut ein Recht auf den Grund und Boden und das Vermögen hier hat, wie der da unten“ — und ſie deutete kurzweg nach dem Fußboden in der Richtung etwa, wo man ſich im Erdgeſchoß das Comptoir zu denken hatte — „in der Dämmerung in ſein Haus ſchleichen mußte, wie ein Bettler, um ſich knapp ſatt eſſen zu können. Und man hätte denken ſollen“, fuhr ſie unaufhaltſam fort, „wenn er“ — wieder eine verächtliche Bewegung nach dem Fußboden hin — „wenn er ſich auch nicht der Sünde fürchtete, ſo würde er ſich doch vor den Leuten ſchämen. Aber ſehen Sie, Herr, da war es nun ſchlimm, daß er die Hauptperſon hier in der Stadt iſt. Wer wagt, ihm in ſeine Angelegenheiten drein zu reden? Keiner. Und dann war auch Emil damals, das läßt ſich nicht leugnen, wenig genug dazu angethan, ſich Freunde zu machen. Man beklagte den Herrn wol gar, daß er an

dem bösen Jungen, aus dem doch nimmermehr etwas werden könnte, eine solche Last auf dem Halse habe.

„Ich fragte sie", fuhr Wanderer fort, „ob von den Verwandten mütterlicher Seite niemals ein Versuch gemacht worden sei, sich des verwahrlosten Jungen anzunehmen. Darauf hin erzählte sie mir weiter, und ich will sie der Bequemlichkeit halber wieder selber reden lassen:

„„Einmal kam seine Großmutter gerade, als der Herr verreist war; ich dachte mir, sie habe sich den Tag wol ausgesucht. Gut, daß ich im Hause war und daß die Mamsell sich doch ein wenig vor mir fürchtete, sonst wäre der alten Frau an dem heißen Tage und nach der beschwerlichen Fahrt hierher nicht einmal ein Imbiß vorgesetzt worden. Sie kam natürlich, um sich nach ihrem Enkelsohn zu erkundigen, aber wer sich nicht sehen ließ, war Emil. Da der Herr aus dem Wege war, that mir einer von den Knechten den Gefallen und ging, um den Jungen zu suchen. Er blieb Stunden lang fort und kehrte unverrichteter Sache zurück. Die alte Frau saß bei mir in der Oberstube den ganzen, langen Nachmittag, wir dachten immer, Emil käme noch zum Vorschein, da doch der Samuel fort war. Das ganze Haus habe ich nach ihm durchsucht; Frau Villiers weinte zuletzt bitterlich und sagte, sie sei besonders um der kleinen Margot willen gekommen, die habe so sehr nach dem Bruder verlangt, von dem man ihr erzählt hatte. Sie mochten das Kind wol recht verziehen, daß die Großmutter wegen einer Grille von ihm sich hierher wagte.

„Endlich ging sie und — was meinen Sie, Herr — sie war noch keine Viertelstunde fort, da kam Emil hervor; er hatte den lieben, langen Nachmittag unter der Bodentreppe in einem kleinen, dunklen Winkel gesteckt, wo er unser Suchen und unsere Angst recht gut hatte hören können. Da riß mir aber endlich die Geduld, ich ärgerte mich entsetzlich über diesen, wie ich dachte, boshaften Streich, und hob schon die Hand, um dem Jungen ein paar tüchtige Ohrfeigen zu geben. Er blieb ganz ruhig stehen — es war in meiner Kammerthür oben, neben der die Bodentreppe in die Höhe geht — und lehnte sich ein wenig gegen den Thürpfosten. „Wenn Du mich anrührst, Babet", sagte er, „so gehe ich noch heute Abend fort und komme nimmermehr wieder."

„Ich erschrak und die Lust, ihn zu schlagen, verging mir. Auch gefiel mir sein Aussehen nicht, er war ganz bleich; es mochte furchtbar heiß in dem engen Loch gewesen sein, wo er gekauert hatte. Er ging nun die Treppe hinauf nach seiner Schlafkammer und ich sagte kein Wort mehr, ich war ganz verdutzt. Aber spät Abends, vor Bettgehen, sah ich noch einmal nach ihm; er war wach und warf sich ruhelos auf dem elenden Bett herum. In dem abscheulichen Verschlag war eine erstickende Hitze; er hatte Fieber und verlangte zu trinken; essen wollte er nichts, obwol er, wie ich überzeugt war, den ganzen Tag keinen Bissen über die Lippen gebracht hatte.

„In jener Nacht gab es ein heftiges Gewitter, es regnete in

Strömen; ich konnte nicht schlafen, ich dachte an den armen Jungen oben, und zuletzt litt es mich nicht länger im Bett, ich zündete mein Licht an und tappte mich hinauf. Die Kammer war unter Wasser gesetzt, wie ich erwartet hatte; sie liegt ja unmittelbar unter dem Dach. Gerade über Emil's Bett aber hatten wir Breter fest genagelt, ich und Einer von den Knechten, und so war jene Stelle trocken geblieben.

„Ich leuchtete nach ihm hin und glaubte Anfangs, er schlafe; er hatte das Gesicht in die Arme gedrückt. Als ich ihn aber leise rief und endlich schüttelte und er immer noch unbeweglich blieb, da merkte ich, daß er wach war und eine seiner verstockten Launen hatte; zufällig berührte ich sein Kissen mit der Hand, es war feucht. Ich leuchtete hinauf unter das Dach und überzeugte mich, daß von dort kein Tropfen hindurch gedrungen war; und nun kam mir der Gedanke, er müsse geweint haben. Sie können nicht denken, Herr, wie mir das auf's Herz fiel, denn seit seinen ersten Jahren hatte ich den Knaben keine Thräne vergießen sehen. Ich sprach darauf so freundlich zu ihm, wie ich nur vermochte; ich weiß nicht, wer mir's eingab, aber ich redete von der kleinen Schwester, und wie sie sich nach ihm sehne. Ich glaube, ich sagte noch ein wenig mehr, als ich von der Großmutter gehört hatte; ich sah, wie er zitterte, aber ich konnte ihn nicht bewegen, mir das Gesicht zu zuwenden.

„Es war nach dem Gewitter recht kühl in dem Verschlag geworden; ich zog ihm die dünne Decke über die Schultern und holte auch ein Tuch von mir hinauf, um es ihm über's Bett zu legen. Ich glaube, unser alter Herr, wenn er gewußt hätte, wie elend sein Knabe gebettet war, hätte sich im Grabe herumgedreht.

„Am andern Morgen, als ich hinauf kam, fand ich ihn, der sonst vor Tage schon fortlief, noch auf dem Lager; er fieberte und klagte über Kopfschmerz. Ich brachte ihm Thee und wunderte mich im Stillen, daß er ihn so folgsam trank und mir auf meine Fragen auch ganz willig und vernünftig antwortete. Um Mittag kam der Herr nach Hause; ich hielt es für meine Schuldigkeit, ihm zu sagen, wie es mit Emil stand.

„„Der einmal krank!" sagte er höhnisch; „es wird nicht viel auf sich haben; er ist zäh — das hat er von dem Alten geerbt."

„Dann schien er sich aber doch zu besinnen; er ging zu einem Wandschrank im Comptoir, zu dem er den Schlüssel immer bei sich führte, nahm ein Fläschchen heraus und sagte mir, davon solle ich etwas in ein Wasserglas gießen und es dem Kranken geben; es sei ein fieberstillendes Mittel; das Fläschchen möge ich ihm dann wieder herunter bringen. Ich fragte noch, wie viel ich von dem braunen Zeug nehmen sollte, er war aber schon in der Thür zu der Schreiberstube, wo sie ihn etwas fragten, und rief mir über die Schulter eine Antwort zu, die ich nicht verstand.

„Unschlüssig ging ich hinauf; ich hatte gar keine Lust, meinen Jungen mit einem Mittelchen aus seines Herrn Bruders Apotheke zu curiren. Ich trat in Emil's Kammer und an's Bett; es war leer, nirgends

war etwas von dem Knaben zu sehen; seine Kleider waren auch fort. Kaum wußte ich, warum, aber es war mir wie ein Stein vom Herzen, als ich ihn nicht mehr fand; ich ängstigte mich nicht, denn ich dachte, er werde sich besser gefühlt und nach seiner Gewohnheit das Weite gesucht haben.

„Nun wollt' ich die Mixtur auch sogleich wieder los sein und trug sie hinab in des Herrn Arbeitszimmer. Er kam mir entgegen, riß mir das Fläschchen aus der Hand, ehe ich noch ein Wort gesagt hatte, hielt es in die Höhe und schrie: „Haben Sie ihm das Alles zu trinken gegeben, was hier fehlt, alte Gans" — ja, Herr, so nannte er mich und es war noch eine von seinen höflicheren Anreden — „damit können Sie ihn umgebracht haben! Wer hat Ihnen geheißen, so viel zu verbrauchen?"

„Ich stand ganz verblüfft, endlich lachte ich ihm in's Gesicht und sagte:

„„Sie bekommen das Zeug wieder, wie Sie es mir gegeben haben; ich habe nicht einen Tropfen davon genommen."

„„Wie — weshalb nicht?" schrie er mich nun wieder an.

„„Weil Emil gesund ist und über alle Berge", sagt' ich, und dann — Gott weiß, wie mir die unnützen Worte über die Lippen kamen — „laufen Sie doch selber hinter ihm her, wenn Sie ihn mit Ihrem Tränkchen vergiften wollen."

„Da blickte mich der Herr an, wie nie; er war ganz weiß geworden und sah aus, als würde er mich am liebsten niederschlagen. Aber er nahm sich merkwürdig zusammen, er lachte sogar und meinte: „Jetzt fällt mir ein, daß ich das Fläschchen selber angebrochen habe, neulich auf der Reise, bei einem Schnupfenfieber." Dann schloß er's wieder ein und ich machte, daß ich hinaus kam. Es wundert mich nur immer", commentirte sie gemüthlich, „daß er mich nach Allem, was ich weiß, bis auf den heutigen Tag hier im Hause behalten hat. Wahrscheinlich fürchtet er, ich würde plaudern, wenn ich anderswo in den Dienst ginge. Aber das weiß ich, es wäre ihm nichts lieber, ihm und der saubern Mamsell, als wenn ich recht bald die Augen zuthäte.""

Nach einer Pause fuhr sie fort. „Die Beruhigung, ihn nicht krank seinem Bruder anheimgegeben zu wissen, machte bald einer neuen Sorge Platz, als er weder an diesem Abend noch am folgenden Tage zurück kam. Am zweiten Morgen nach Emil's Verschwinden — ich wollte gerade hinunter zum Herrn und darauf bestehen, daß ordentlich nach dem Jungen gesucht würde — that er mir die Ehre an, mich zu sich in's Comptoir rufen zu lassen.

„„Hier ist Nachricht von — von — meinem Bruder", sagte er und schluckte ordentlich an dem letzten Worte, als wollte es ihm nicht aus der Kehle heraus. „Sie können den Brief lesen, Babet." Ich war jetzt keine „alte Gans" mehr; er behandelte mich ganz manierlich — sagte sogar, ich möge mich beim Lesen setzen.

„Das war nun ein Schreiben aus O., von Emil's Großmutter, an

Herrn Samuel Eller. Sie werden wissen, daß O. vier Stunden von hier jenseits der Grenze liegt; aber der Weg ist beschwerlich, er geht über das Gebirge und ist sehr wenig Verkehr zwischen uns und ihnen dort.

„Frau Villiers sagte in dem Brief, ihr ältester Enkel sei in ihrem Hause, und wenn es der Bruder erlauben wolle, so möchte sie ihn wol auf einige Zeit bei sich behalten, besonders da er gegenwärtig krank im Bette liege. Er sei am Abend vorher — dem Abend des Tages, an welchem er von hier fortlief — zu Fuß nach O. gekommen.

„Mehr stand in dem Briefe nicht, aber ich habe nachher von der alten Frau selber, auch von der Tante und dem lieben, kleinen Mädchen, der Margot, Alles genau erfahren. Sehen Sie, Emil war ein sonderbarer Junge; Jahre lang hatte sich Keiner recht um ihn gekümmert und so mag es zuletzt ganz seltsam in seinem Kindskopf ausgesehen haben. Er verstand es nicht, zu sagen, was er dachte oder was er wünschte, hatte sich doch in Jahr und Tag Niemand die Mühe genommen, ihn je danach zu fragen. An jenem Mittag, als die Großmutter da war, hatte er wol gehört, was sie hierher führte; er merkte auch, daß sie ihm, ohne ihn zu kennen, freundlich gesinnt war; da mochte er denken, wenn er sich zeige, wüst und schmutzig und verlottert, wie er war, so würde auch sie nichts mehr von ihm wissen wollen: er war es ja gewohnt, daß ihn Jeder, dem er nahe kam, für den abscheulichsten, nichtsnutzigsten Buben auf dem Erdboden erklärte. Aber in der Nacht ist dann die Sehnsucht in ihm aufgewacht nach der guten, alten Frau, und besonders hat ihm im Kopfe gesteckt, was er von dem Schwesterchen gehört hatte. Gewiß wollte er gleich am frühen Morgen fort, aber das Fieber hatte ihn matt gemacht; so nahm er denn geduldig, was ich ihm anbot — er wußte ja, daß ich es gut mit ihm meinte — um nur rasch gesund zu werden und seine Idee ausführen zu können.

„Und wissen Sie, was er vorhatte? Daß er guter Leute Kind war, sah ihm damals Niemand an; er wollte über den Berg nach O. und dort an der Großmutter Hause betteln, wie die Landstreicher, welche er oft hier gesehen hatte. Dann, dachte er, würde die Großmutter heraustreten, oder vielleicht gar das Schwesterchen; er hätte sie doch einmal gesehen, und ohne zu sagen, wer er wäre, wollte er dann fortlaufen in die weite Welt und nimmermehr wieder kommen.

„Das war ein kindischer Plan für einen Jungen von fast dreizehn Jahren, aber Sie müssen bedenken, wie so ganz unwissend und unerzogen er aufgewachsen war. Er führte ihn richtig aus: als ihm gegen Mittag der Kopf ein wenig leichter war, machte er sich in aller Stille davon. Anfangs kam er leidlich fort; die Aufregung überwand Fieber und Mattigkeit, und die Hälfte des Weges mag er noch ohne allzu große Mühe zurückgelegt haben. Dann aber fing ihm die Kraft an auszugehen; es war ein heißer Tag, gegen Abend kam das Fieber heftiger wieder und ich kann es noch heute kaum begreifen, wie er sich bis nach O. hat schleppen können. Freilich brauchte er auch fast acht Stunden

zu dem Wege, den sonst Einer in vieren zurücklegt, aber er kam richtig bis hin und fragte sich zu dem Hause der Frau Villiers durch.

„Es war neun Uhr Abends, als er anlangte. Seine Großmutter und die Tante hatten eben schlafen gehen wollen, sie öffneten auf sein Klopfen und waren erschrocken, als sie den zerlumpten, staubigen Jungen vor sich sahen, der sich ganz todtmüde gegen den Thürpfosten lehnte. Er hätte dreist betteln können, sein Aussehen würde ihn nicht Lügen gestraft haben. Aber ob ihm im letzten Augenblick der Muth ausging, oder ob er zu schwach zum Sprechen war — er brachte kein Wort heraus, so viel sie ihn auch fragten, und das war sein Glück, denn nun fiel seinen Verwandten der seltsame Landstreicher auf; sie brachten Licht herbei, sie leuchteten ihm in's Gesicht und die Tante schrie: „Herr Gott, das muß der Margot Sohn sein!“ Dann zogen sie ihn in die Stube und da brach er ihnen unter den Händen zusammen.““

(Fortsetzung folgt.)

Kunst-Notiz.

Von Eduard Hildebrandt's Aquarellen in Chromofacsimiles von R. Steinbock und W. Loeillot ist soeben (im Verlage von R. Wagner, Berlin) eine vierte (der II. Serie erste) Lieferung erschienen, von welcher unseren Lesern Nachricht zu geben wir eben so sehr für eine Pflicht der Pietät gegen den zu früh geschiedenen Meister, als der Anerkennung gegen den unermüdlich thätigen Verleger erachten, welcher in diesen wundervollen Nachbildungen ein Werk geschaffen hat, des großen Künstlers würdig, dessen Namen es trägt. Wir, die wir Eduard Hildebrandt gekannt und geliebt, werden wehmüthig berührt, wenn wir diese Blätter betrachten, in denen jeder Strich, jeder Ton in Luft und Wasser uns an den unvergeßlichen Freund erinnert. Wie duftig und zart dieser Baumschlag am Eingang des „Hafens von Singapore“; wie leuchtend zwischen Horizont und See diese feine Linie der „Ladrone Inseln!“ Ein Bild aus dem Märchenreich, bunt, fast blendend in seiner eigenthümlichen Pracht, scheint dieser Straßendurchblick von „Tientsin“; und diese „Japanische Dschunke“, wie schwebt sie, beseelt fast, unter dem Wolkenhimmel dahin! Gedämpfter in Licht und Farbe steht die Landschaft von Rangoon mit der „Goldenen Pagode“ vor uns; aber welch' ein dumpfes, schwüles Sommerleben unter diesen Bäumen, in diesen Palmen, in dieser mächtigen, aber schattenlosen Vegetation! Die Werke eines Dichters in Farben sind es; und sie bis auf den feinsten Zug treu nachgebildet zu haben: das ist das Verdienst des vorliegenden Unternehmens, welches der deutschen Kunst Ehre macht und von allen Kunstfreunden nicht minder herzlich begrüßt werden wird, als die zwanzig Blätter der ersten Serie, welche bereits eine werthvolle Zierde gar manches deutschen Hauses bilden.

Auch von Karl Werner's Nilbildern liegen uns (aus dem Verlage von G. W. Seitz in Wandsbeck, bei Hamburg) drei weitere Aquarell-Facsimiles der zweiten Lieferung vor: „Assuan, die „Chalifengräber von Cairo“ und „Geldwechsler in Esneh.“ Wir müssen diesen Nachbildungen das wolverdiente Lob, nicht nur exacter Treue, sondern auch einer prächtigen Farbenstimmung zuerkennen, und mit dem Text vom Brehm und Dümichen werden sie nicht wenig dazu beitragen, die Kenntniß jenes wunderreichen Nillandes zu verbreiten, auf welches seit einiger Zeit die Blicke der civilisirten Welt mit so großer Aufmerksamkeit gerichtet sind.

Am Rande des Lavastroms

von Capri nach Neapel.

(26. April 1872.)

Es war am 24. April 1872. Die table d'hôte im Hôtel de la Sirène in Sorrent neigte sich nach scheinbar endloser Dauer ihrem Ende entgegen, als die vom Wirthe an die — fast ausschließlich aus Engländern bestehende — Gesellschaft ergehende Aufforderung, auf den Balcon des Hôtels zu treten, um den Vesuv zu betrachten, einen allgemeinen Aufbruch zur Folge hatte. Gruyère Stracchino, Erdbeeren und sogar die saftigen Nespoli wurden im Stich gelassen und Alles strömte hinaus auf den Balcon. Das Schauspiel, welches sich uns darbot, war in der That überraschend. Aus dem Rande des Kraters ergossen sich drei glühende Ströme den Kegel des Berges hinunter; weithin leuchtete ihre brennendrothe Feuerspur und warf im Meere einen weiten Gluthschein. — Was wir am Nachmittag als leichte, sich vom Krater hinabkräuselnde Rauchwolke beobachtet, zeigte sich nun, wo es dunkel geworden war, als rothlodernder Feuerstrom, der sich von der tiefen Nacht, die ihn umgab, in furchtbarer Pracht abhob.

Auch wir (meine Frau und ich) meinten, Großartigeres könne es nicht geben (und doch war dies nur ein schwacher Vorläufer des Schauspiels, welches uns zwei Tage später erwartete). Später ging der Vollmond auf und goß sein mildes Licht über die Landschaft aus. Es war ein unvergeßliches Bild: im Vordergrund das liebliche Sorrent, die gegenüberliegende Casa di Tasso vom Monde hell beleuchtet, tief unter uns das dunkle, leise rauschende Meer und im Hintergrund, von Nacht und Grauen umgeben, die Gluthfackel der Verwüstung!

Unser erster Blick am Morgen des 25. fiel natürlich auf den Vesuv — aber es schien, als hätte er sich in der Nacht ganz ausgetobt; denn ruhig, ohne irgend ein Zeichen innerer Erregung, lag er vor uns, in seiner so wohlbekannten Alltagsgestalt. Unsere rheinischen Freunde verließen uns, mit der Absicht, nach Rom zu gehen, und schon früh am Morgen stiegen wir den kühlen, in die Felsen gehauenen Treppengang des Hôtels zum Meer hinab und erwarteten das von Neapel kommende kleine Dampfboot nach Capri. Bald kam es an und trug uns nach kurzer Ueberfahrt vor die berühmte blaue Grotte, welche wir in kleinen Kähnen besuchten und die beim grellsten Sonnenschein von außen in all' ihrer Pracht glänzte. Für drei Franken — und später, als die Abfahrt der kleinen Boote herannahte, noch mehrere Male für weniger Geld — schwamm der alte, affenähnliche Mann wieder in dem eiskalten Wasser umher, um seine dürren, abgezehrten Arme in silberner Verklärung zu zeigen. Da wir einen oder auch mehrere Tage auf Capri verwenden wollten, so ließen wir uns bei der Landung gleich in das oben im Orte gelegene, von einem Deutschen recht gut bewirthschaftete Hôtel Tiberio führen. Den Nachmittag hatte ich für einen Ausflug nach der auf der Spitze des Felsens gelegenen Villa des Tiberio bestimmt.

Der Weg dahin führt an hohen, fast senkrecht in das Meer abfallenden Felswänden entlang; wir waren schon in der Nähe des Gipfels angelangt, da sahen wir, wie eine uns entgegen den Felsenpfad herabsteigende Gesellschaft in die furchtbarste Aufregung gerieth — einige Herren warfen

sich vorn am Felsrand auf die Erde und blickten entsetzt hinab, mehrere Kinder liefen händeringend umher, den Weg herunter folgte langsam eine ältere Dame in stummem Entsetzen — da war vor wenigen Secunden, nicht zwanzig Schritte von uns, ein junger Mann, welcher sich zu weit vorgewagt hatte, über den Rand einige hundert Fuß tief hinüber in die zackigen Vorstöße der Felswand gefallen und gänzlich verschwunden. Wie wir später hörten, war es ein der Gesandtschaft in Neapel attachirter, junger Schwede; seine Leiche konnte am Abend nicht mehr gefunden werden und wurde erst am nächsten Morgen nach endlosem Suchen von tollkühnen, sich an langen Seilen in die Untiefen hinablassenden Einwohnern entdeckt und emporgebracht. Ich brauche nicht zu sagen, welch' fürchterlichen Eindruck dieses Ereigniß auf uns machte; die Aussicht vom Felsen des Tiberio, der senkrecht in's Meer abfällt, von der Villa aus — kaum erinnern wir uns dessen (die Eseltreiberinnen boten sich an, in der Villa zur Tambourinbegleitung einer alten Obstfrau die Tarantella zu tanzen — welcher Contrast!) Auf dem Rückweg begegneten wir einem der Freunde des Verunglückten — vielleicht der Bruder! — welcher bereits von der Stadt zurückkam, begleitet von Polizeidienern mit Leitern und Stricken und gefolgt von einer Menge Neugieriger.

Der Vesuv bot an diesem Abend ungefähr dasselbe Schauspiel, wie den Tag vorher von Sorrent aus; die Lavaergüsse waren etwas stärker, der Gluthschein lebhafter. Bei der table d'hôte war fast nur die Rede von dem schrecklichen Unfall. Wir beschlossen, Capri so rasch als nur möglich zu verlassen; ich bestellte für den nächsten Morgen acht Uhr ein Boot nach Massa und ging früh zur Ruhe.

Der Morgen des 26. April kam — jenes schrecklichen Tages, dessen Andenken in den grauenvollsten Spuren der Verwüstung und der Erinnerung an die traurigsten Verluste noch lange fortleben wird. Punkt acht Uhr stieß unser Boot mit vier kräftigen Ruderern und mit schwellendem Segel von der Insel ab, die wir nur zu gern verließen. Schon beim Austritt aus dem Hôtel und den ganzen Weg hinunter zum Meer gab uns eine große Rauchwolke, welche sich über dem Krater aufthürmte, Kunde von ganz ungewöhnlichen Erscheinungen. Es war ein herrlicher Morgen, wie man ihn sich selbst in Italien nicht schöner wünschen kann; der klarste blaue Himmel, voller Sonnenschein, das Meer, auf dem unser Boot pfeilschnell dahintrieb, tiefblau und spiegelglatt. Unsere Ruderer arbeiteten mit doppelten Kräften und feuerten sich unter einander mit lauten Zurufen an. La montagna, la montagna war es, welche ihre, so wie unsere eigene Aufmerksamkeit absorbirte. Vom Boote aus ließ sich das Wachsen der Wolke, die im Laufe des Tages so gigantische Proportionen annahm, genau verfolgen. Drei Rauchsäulen — die äußerste links schwarz gefärbt, die mittlere röthlich, die rechte schneeweiß — quollen mit unaufhaltsamer Gewalt aus dem Krater heraus, die Rauchwolke immer höher und höher treibend. Ein dumpfes Murren drang vom Vesuv weit über den Golf herüber zu uns — es war der Vorläufer jenes Getöses, welches wir am Abend auf dem Berge selbst so furchtbar toben hörten und das mir noch jetzt oft genug in den Ohren tönt. Tief bewegt saßen wir in dem kleinen Boot; je näher wir dem Lande kamen, desto lauter wurde das unterirdische Rollen, desto mächtiger entwickelte sich die riesige Wolke über dem Krater.

Nach circa anderthalber Stunde landete unser Boot in Massa. Das

Dörfchen war schon in voller Aufregung, Kind und Kegel auf der Straße, die Invaliden des dortigen Militairhospitals in Gruppen auf dem Marktplatz. Weiter als Sorrent wollte uns kein Kutscher fahren; es dauerte eine kleine Zeit, bis der Wagen zur Abreise bereit war. Halb Massa umstand uns, und mein Opernglas, einmal einem Invaliden zur Betrachtung der Eruption überlassen, wanderte bald von Hand zu Hand, so daß ich Mühe hatte, es wieder zu erhalten. Von Massa nach Sorrent war der vorstehenden Berge wegen vom Vesuv wenig zu sehen; ungeduldig kamen wir in Sorrent an und hatten die größte Schwierigkeit einen Wagen nach Neapel zu finden. Ein Kutscher nach dem andern versicherte uns, an so einem Tage führe kein Mensch nach Neapel, übrigens sei der Weg nach Castellamare von elf bis fünf Uhr gesperrt ꝛc. Es gelang mir aber nach langem Fragen doch noch, einen ausgezeichneten Dreispänner mit einem braven Kutscher (für die außerordentlich billige, von diesem selbst proponirte Summe von fünfzehn Francs (und die buona mano) — ich war auf das Fünffache gefaßt und hätte gern mehr gegeben — bis Resina zu engagiren, und um ein Uhr fuhren wir von Sorrent ab. Die Pferde, auf die reizende neapolitanische Weise mit Zierath aller Art und Fuchsschwänzen an den Ohren geschmückt, liefen im Galopp durch Sorrent und Meta, im Galopp die steile Straße nach Vico hinauf. Die Felswände, an denen der Weg entlang geht, verbargen uns oft den Vesuv, dessen Donner trotz Wagengerassel und Pferdegeklingel immer deutlicher zu uns drang — und dann lag der Golf in all' seiner himmlischen, friedlichen Glorie vor uns, Capri im Rücken, Subia Procida, Nisita zur Linken und in der Mitte das herrliche Neapel, so ruhig, so unberührt von dem Zerstörungswerk, welches — ungesehen von uns — hinter den Felsen tobte. Nun bog der Wagen um eine Ecke — da lag er wieder vor uns, der Riese, in seiner unheilbringenden Wuth, Rauch und Feuer speiend, Alles um sich her vernichtend, scheinbar auch Neapel in seinen Zerstörungskreis ziehend. Da — etwa anderthalb Stunden vor uns sahen wir Castellamare liegen — wurde unser Wagen an einer Militairstation von Soldaten angehalten und der Unterofficier bedeutete uns, daß wir — wie schon mehrere andere Bauernfuhrwerke neben uns — bis zur Wiedereröffnung des Weges um fünf Uhr, also noch beinahe drei Stunden, zu warten hätten. An dieser Stelle hatte erst vor ganz kurzer Zeit ein bedeutender Bergsturz stattgefunden und die Straße verschüttet; von elf bis fünf Uhr wurde dieselbe von Soldaten reparirt und so lange durfte — Sprengungen halber und zur Vermeidung unaufhörlicher Störungen — Niemand den interimistisch aufgeworfenen Weg passiren. Alles Parlamentiren mit dem Unterofficier seitens meiner selbst und des trostlosen Kutschers half natürlich nichts; Jener hatte seine Ordre und mußte gehorchen. Wir verzweifelten schon an unserm Fortkommen, da gab uns unser Kutscher den Rath, bei dem capitano der Station, welcher die Straßenarbeiten dirigirte und hoch oben auf einem Felsen beschäftigt war, in einem Briefe („ben gentile") um Durchlaß zu petitioniren. Dies that ich denn auch — den Ausbruch des Vesuvs als Grund zur eccezione citirend — und bald lief einer der umherstehenden Bauern mit der Botschaft im Galopp den Berg hinan. Wir hatten nun eine halbe Stunde Zeit, uns das Schauspiel des jetzt in vollster Wuth tobenden Berges zu betrachten, und setzten uns am Meeresstrand — dem Vesuv gerade gegenüber — nieder. Hier — aber auch nur hier während des ganzen Tages — fiel uns ein höchst intensiver Schwefelgeruch auf, dessen vereinzelte Erscheinung

aber wol anderen Einflüssen als denen der Eruption zuzuschreiben war. Unbeschränkt war die Aussicht auf den Berg, der vor unseren Augen langsam aus dem Meer emporstieg, sein Fuß mit Dörfern, Landhäusern, üppigen Weinbergen und Obstgärten bedeckt. Zwei Lavaströme, der nach Annunziata und der nach Resina zu, ließen sich in den grauen Rauchwolken, die sich beim Herunterlaufen bildeten, genau unterscheiden; aus dem Krater heraus strömte unaufhörlich die mächtige, von unserm Standpunkt aus immer noch dreifarbig erscheinende Rauchsäule gen Himmel und verdichtete sich — mit dem Dampf der Lavaströme sich mischend — in jene Riesenwolke, deren stetiges Anwachsen wir schon von Capri aus beobachtet hatten und die nun in ihrer gigantischen Größe die eine Hälfte des Himmels bedeckte. O — diese Wolke! Man hat berechnet, daß sie fünfzehntausend Fuß hoch gewesen sei; in der totalen Windstille ungestört sich entwickelnd, breitete sie sich in unabsehbarer Länge aus, den Horizont durch eine graue Wand, wie ein von ihr herabfallender dichter Schleier, verhüllend.

Immer größere Massen Qualm warf der Krater hinauf in die Wolke. Das Ringen, Sich-Verdichten, das Arbeiten, in die Höhe-Drängen, das Quillen dieser Dampfknäuel läßt sich nicht beschreiben; und aus diesem Kampf der frisch ausgeworfenen Rauchmassen bildete sich, indem die oberen Schichten immer höher und höher gestoßen wurden, die enorme Wolke, deren blendend schneeweiße Farbe sich herrlich von dem tiefen Blau des Himmels abgrenzte. Das Donnern im Innern des Berges wurde von Minute zu Minute stärker, nicht gleichmäßig laut, sondern immer und immer wieder einen Anlauf nehmend, ein furchtbares Crescendo bis zum schreckenerregenden Fortissimo, unaufhörlich wiederholt.

Stumm vor Bewunderung saßen wir lange am Strande; da kam schweißtriefend unser Bote zurück, mit dem auf sehr liebenswürdige Weise schriftlich ertheilten permesso des capitano. In einer Minute saßen wir im Wagen und fuhren über den gesperrten Weg nach Castellamare zu, gefolgt von etwa zwanzig Bauerwagen, welche von unserer Erlaubniß profitirten und mit vergnügten Gesichtern sich uns anschlossen.

In Castellamare hielten wir kurze Rast und Mittagsmahl; der Kutscher, welcher denselben Abend noch nach Sorrent zurück wollte, trieb zur Eile an und fort ging es wieder, immer näher an den donnerden Berg heran. In Castellamare war reges Leben; die ganze Marine von Menschen bedeckt. Kaum hatten wir die letzten Häuser der Stadt hinter uns, als uns schon die ersten Flüchtlinge von Torre del Annunziata begegneten, Viele zu Fuß, mit großen und kleinen Bündeln auf dem Kopfe, unzählige Wagen aller Art, mit Pferden, Eseln, Ochsen, Maulthieren, Hunden und Menschen bespannt, meist Kinder und Frauen darauf, auf ihren wenigen zusammengerafften Habseligkeiten sitzend. Je mehr wir uns Torre del Annunziata näherten, desto größer wurde die Schaar der Flüchtenden — ein wahrer Exodus. Fast kein Laut war von ihnen zu hören; wie erstarrt — stumme Verzweiflung in ihren Zügen — saßen sie auf ihren Wägelchen, trabten sie in dem fürchterlichen Chausséestaube weiter.

In Torre del Annunziata waren die Straßen so voll Menschen, daß wir im Schritt fahren mußten. Fast vor jedem Hause standen Wagen voll Hausgeräth, noch wurden aus vielen Fenstern und Thüren allerlei Bündel und Möbel herausgeschleppt, viele Wohnungen waren schon geschlossen und Bürgerpatrouillen mit Gewehren durchzogen die Straßen. Dächer und Bal-

cone waren voll von Menſchen und wo nur eine Nebenſtraße einen Blick auf den Veſuv gewährte, ſtanden die Einwohner in Gruppen und beobachteten angſtvoll den ſich auf ihr Dorf mit drohender Eile herabwälzenden Lavaſtrom.

Bis Torre del Greco hörte die Karawane der Fliehenden nicht auf; wir waren faſt der einzige Wagen, der in der Richtung nach Neapel zu ſich bewegte; der ganze Strom kam uns entgegen. Das Getöſe im Berge wurde ſo ſtark, als wir uns Reſina näherten, daß die Erde unter uns zu beben ſchien; dunkelſchwarz ſtieg nun die Rauchſäule aus dem Krater hervor; der Qualm der drei Lavaſtröme miſchte ſich mit ihr und der ganze Berg dampfte in wilder Wuth. Hier ſahen wir zuerſt mit unbewaffnetem Auge, wie Tauſende von Steinen, welche das Innere des Berges auswarf, furchtbar hoch in die Wolke hinein geſchleudert wurden und wie ſie — ein ſchauriger Regen — theils in den Krater ſelbſt und theils auf den Rand deſſelben zurückfielen. —

Es war ſechs Uhr, als wir in Reſina ankamen; die Verwirrung ſtieg hier auf's Höchſte, kaum konnte unſer Kutſcher durch den Wagen- und Menſchenknäuel ſich einen Weg bahnen. Wir ließen uns zum Führerbureau fahren, wo Alles in großer Aufregung war; unſer Kutſcher verabſchiedete ſich und nach kurzer Raſt traten wir unſere Wanderung den Berg hinauf an, da es uns trieb, das großartige Schauſpiel möglichſt nahe zu genießen und bis zum Lavaſtrom ſelbſt vorzudringen. Wir nahmen einen in ſeinem vierzigjährigen Dienſt ergrauten Veſuvführer mit und nun ging es — auf lange Stöcke geſtützt, die wir aus dem Bureau mitgenommen — die ſteile Hügelſtraße von Reſina hinan, die von hinauf- und hinunterdrängenden Menſchen wimmelte. Unſer Führer wollte uns durchaus in die rechts am Wege gelegene Kirche führen, um uns die halb verkohlten Leichen dreier, bei dem geſtrigen Ausbruch der Lavaſtröme umgekommenen Franzoſen und ihres Führers zu zeigen, wir dankten aber dafür. Viele forestieri von Neapel, auch Damen, füllten den großen Platz oben im Dorfe, von welchem aus man einen freien Blick auf den Berg hat; ſo wie wir aber die letzten Häuſer hinter uns hatten, wurde es leerer und leerer und nur noch Wenige, meiſtens Jungen, verfolgten mit uns daſſelbe Ziel. Hinter uns lag das ſchöne Neapel in tiefem Frieden, im Goldglanz der bald untergehenden Sonne, vor uns der Aſchenkegel des Veſuvs in ſcheinbar greifbarer Nähe. Der Dampf ſtieg ununterbrochen bleigrau aus dem Krater auf, ſo dicht, als wolle er die Mündung zerſprengen, ſchon mengte ſich rother Gluthſchein hinein, der Steinregen wurde immer deutlicher und heftiger und furchtbar rollte der Donner unter unſeren Füßen. Die beiden Lavaſtröme, nach Annunziata rechts, nach St. Sebaſtiano links, lagen in ihrer ganzen Länge glühend und dampfend vor unſeren entſetzten Blicken; ſo gigantiſch hatten wir uns das Zerſtörungswerk doch nicht gedacht! Das Obſervatorium, in welchem Profeſſor Palmieri ſo furchtlos während der ganzen Eruption geblieben, lag unweit links von uns, durch den Lavaſtrom getrennt. Wir gingen hinter Reſina nicht die neue Fahrſtraße nach der Eremitage ab, welche jeder Veſuvbeſteiger einſchlägt, ſondern die alte Straße, gerade aus auf den Aſchenkegel zu; der Weg — faſt nicht mehr benutzt — war ſehr ſteinig und holprig, und da wir ſchon den ganzen Tag unterwegs geweſen, war er etwas anſtrengend; doch wer dachte an Müdigkeit?

Nach etwa anderthalb Stunden höchſt mühſamen Steigens nahten wir

uns endlich dem ſich in der Richtung von Reſina fortwälzenden Lavaſtrom. Viele Jungen begegneten uns, Stücke erkalteter Lava an Holzhaken oder in Halme eingeflochten — ihre Siegestrophäen — tragend und uns zum Kauf anbietend. Unſer Führer bog rechts vom Weg ab in einen Weinberg und nach etwa vierzig Schritten ſtanden wir vor dem erſehnten Ziele.

Wir waren nicht wenig erſtaunt, den Lavaſtrom ganz anders, wie wir erwartet hatten, zu finden. Ich war der Meinung, der Veſuv bei einer Eruption gleiche einem Rieſenkeſſel, welcher überkoche und aus dem die Lava in Geſtalt dicker, ſchwarzer, glühendheißer Maſſe — geſchmolzenem Blei ähnlich — hervorquelle. Aber was ſahen wir? Vor uns — wir traten gerade an den auf uns zu kommenden Strom ſo nahe heran, als es die ausſtrömende Hitze erlaubte, — thürmte ſich ein koloſſaler, an fünfzehn Fuß hoher rothglühender Kohlenhaufen auf, vorn etwa zwanzig Fuß breit, ſich hinten aber viel mehr nach rechts und links ausdehnend und an den Seiten ſich abflachend. Es war, als ob man in einen Rieſenhochofen hineinſähe, in dem die Gluth von mächtigen, ungeſehenen Kräften von hinten nach vorn geſchaufelt und geſchürt würde — ein ſich vorwärtsdrängender Gluthhaufen — ohne ſichtbaren Fluß, ſo erſchien uns die Lava. Die äußere Rinde des Stromes kühlt ſich raſch ab (bleibt aber immer noch heiß genug) und nimmt coaksähnliches, braunſchwarzes, poröſes Anſehen an; nun fallen einige glühende Kohlen — jedenfalls vom Fluß im Innern vorgeſtoßen — unten aus der Maſſe heraus — die oberen Schichten rollen nach — zuletzt die äußere Kruſte — Alles mit dem eigenthümlichen Geraſſel zuſammenfallender Kohlen; dies in fortwährender Wiederholung iſt die Fortbewegung der Lava, wie ſie unſerm Auge ſichtbar ward; von einem eigentlichen Fortfließen keine Spur. Im Verlauf der Stunde, die wir oben beim Lavaſtrom verweilten, rückte derſelbe ungefähr zwanzig Meter weit voran. Die Bewegung am Strom ſelbſt konnten wir am Vorwärtsfallen und Nachrutſchen der Kohlenmaſſen verfolgen; deutlicher aber bemerkte man den Fortſchritt der Lava, wenn man die Gegenſtände, welche ſie verzehrte, in's Auge faßte. Der Strom, bei welchem wir ſtanden, lief durch einen üppigen Obſt- und Weingarten, auf das Sorgſamſte gepflegt und voll der herrlichſten Bäume; es war ein Jammer, zu ſehen, wie die junge, aufblühende Natur der unerbittlichen Lava zum Opfer fiel. Wir ſtanden lange bei einem prächtigen, jungen Aprikoſenbaum, deſſen Zweige ſchwer mit unzähligen reifenden Früchten beladen waren — die enorme Hitze der auf uns zu rollenden Lava trieb uns endlich fort — und wie bald ſtand der friſche Baum in vollen Flammen! Die Kohlen fielen immer näher auf ihn zu — nun die erſte unten an den Stamm, bald mehr — in ein paar Secunden war er ſchon drei Fuß hoch von der Gluth umgeben — die Blätter welkten in der furchtbaren Hitze mit Rieſenſchnelle — nun umſchloß die Lava in grauenhafter Umarmung den ganzen Stamm — noch eine Minute — da brannte unſer wonniger Baum lichterloh bis zur Blätterkrone — eine neue Fackel der Verwüſtung. Nach wenigen Momenten war nichts mehr von ihm zu ſehen — zehn Fuß hohe Lava bedeckte ihn, alle Vegetation auf ewig begrabend — und von Neuem ſchritt das Verderben weiter. Die mit dem Vorwärtsdringen der Lava wachſende Hitze nöthigte uns, ſchrittweiſe vor dem Strom zurückzuweichen, und ſo ſahen wir in kurzer Zeit Blumenſtrauch nach Blumenſtrauch, Weinſtock nach Weinſtock, Baum nach Baum ein jämmerliches Opfer dieſer ſchonungsloſen Zerſtörung werden — es war ein Schauſpiel, welches Einem das Herz zuſchnürte.

Es standen an vierzig bis fünfzig Personen mit uns um den Strom, darunter nur noch eine einzige Dame, eine Französin, welche eben so wie wir von dem Anblick dieser Verwüstung tief ergriffen war; die Uebrigen meist Jungen, welche sich damit amüsirten, mit Stöcken Stücke Lava aus dem Strom herauszureißen. Auch ich that dies, konnte es aber nur so ermöglichen, daß ich mit abgewandtem Gesicht an den Strom heranging und mit meinem langen Vesuvstock ein Stück loszubrechen suchte; länger als eine Secunde konnte ich es bei der unmenschlichen Hitze, welche die Lava ausströmte, nahe am Strom nicht aushalten und wol sechs Mal mußte ich kommen und gehen, ehe es mir gelang, ein großes Stück loszureißen und es zu mir heran zu holen. Nach einer halben Stunde war es noch so heiß, daß es eine sechsfach zusammengelegte Zeitung, in die ich es wickelte, sofort durchbrannte, doch konnte ich es später an einer Schnur nach Resina transportiren. Der Besitzer des Grundstücks, in dem wir standen, ging — mit einer Flinte bewaffnet — ganz gefaßt umher und suchte die Umstehenden vom weitern Aufenthalt in seinem Weinberg abzuhalten — in seinem Weinberg, der rettungslos verdammt war, in so kurzer Zeit haustief unter der Lava begraben zu liegen!

Wir blieben bis zum Dunkelwerden beim Strom; dann aber, da wir den Kegel des Vesuvs von hier aus nicht ganz überblicken konnten, stiegen wir einen Theil des Weges nach Resina wieder hinab und traten nach einigen Minuten in eine kleine, von einem Garten umgebene Osteria ein, von welcher aus wir einen vollständig freien Blick auf den Krater hatten. Der Wirth, obwol sein Haus und Hof fast sicherm Untergang geweiht war — sein Besitzthum lag in derselben Linie, in welcher sich der Lavastrom herabwälzte — brachte uns zwei Stühle in den Garten und guten Wein, der uns nach all' der Anstrengung sehr willkommen war — und nun hatten wir das volle Schauspiel der Eruption vor uns.

Noch glühte hinter uns der letzte Schimmer der in vollem Abendroth untergegangenen Sonne — aber wie matt erschien er gegen den Höllenschein, welcher vor uns den ganzen Himmel blutigroth färbte! Vom Fuße des Kegels aus, links durch St. Sebastiano hindurch auf Neapel, vor uns auf Resina zu, rechts auf Annunziata herab, liefen die drei Lavaströme wie riesige Feuerschlangen den Berg herunter, ihre prasselnde Gluth scheinbar bis in's Meer wälzend. Und welchen Anblick bot der Kegel des Berges dar! Aus dem Krater strömte nun nicht mehr schwarzer Qualm — nein! eine blutrothe, glühende Feuersäule heraus — furchtbar anzusehen in ihrem Umfang, in ihrer weitleuchtenden Gluth; der schwarze Steinhagel war jetzt in einen Regen rothglühender, fast durchsichtig erscheinender kolossaler Feuerkörper verwandelt, die — hoch, hoch gen Himmel geschleudert in unzähliger Menge zurückfielen, und herrlich war es anzusehen, wie so viele dieser glühenden Steinblöcke auf den Rand des speienden Kraters aufprallten und dann, eine lange Feuerspur hinter sich lassend, eine Strecke weit den Kegel des Berges hinabrollten.

Man kann sich von dem Auswerfen dieser feurigen Steinmassen nur schwer ein Bild machen; im Krystallpalast in Sydenham werden die so beliebten Feuerwerksschauspiele mit einem großen Bouquet abgeschlossen, in welchem zweitausend Raketen auf einmal losgehen — ein in seiner Art großartiger Anblick. Aber wie erbärmlich erschien er im Vergleich mit den mächtigen, himmelhoch geschleuderten Girandolen, die der Krater immer und

immer wieder in die Luft ſpie. Das Donnern im Berge, welches wir bei dem Lavaſtrom weniger beachtet hatten, tönte hier, wo wir ganz allein — Alles in größter Stille um uns herum — doppelt furchtbar in unſere Ohren. Wahrhaft betäubend war das Rollen der unter unſeren Füßen ohne Unterbrechung anſchwellenden, zur größten Wuth ſich ſteigernden Donnerwellen; es war uns mehrere Male, als wolle die Erde unter uns berſten und Alles verſchlingen.

Wie gebannt ſaßen wir anderthalb Stunden lang in dem ſtillen Garten; jede Minute lagerte tiefere Nacht auf die Gegend, die Feuergluth vor uns in deſto grelleres Licht werfend; jede Minute brachte Neues, Rieſenhaftes, Unglaubliches.

Tief ergriffen von dem unheimlich majeſtätiſchen Schauſpiel trennten wir uns endlich ſchweren Herzens und ſtiegen den Weg nach Reſina, immer und immer zurückſchauend, langſam hinab. Die Flammenſäulen des Veſuvs beleuchteten unſern Pfad und warfen einen grellrothen furchtbaren Schein auf die Häuſer der Stadt, die wir bald erreichten. Das Gedränge in den Straßen war fürchterlich; wir aßen im Führerbureau ein vorher beſtelltes Abendbrod und fuhren gegen halb elf Uhr nach Neapel zurück. In den Straßen Porticis und den Vorſtädten Neapels herrſchte tolles Leben; die ganze Stadt drängte ſich zu den Punkten hin, von denen aus man einen freien Blick auf die Eruption hatte; vor der Statue des heiligen Januarius an der Brücke lagen Hunderte auf den Knieen in eifrigem Gebet; eine Proceſſion von Frauen mit aufgelöſten Haaren, die Vorderſte ein Crucifix tragend, zog heulend und wehklagend uns entgegen.

Gegen Mitternacht kamen wir in unſerm Hôtel an und waren erſtaunt, zu hören, daß ein großer Theil der Gäſte am Nachmittag aus Angſt nach Rom geflüchtet war; uns war die Idee einer Gefahr nicht einen Moment in den Sinn gekommen.

Der 27. April war nur ein ſchwacher Abglanz des vorhergehenden Tages; wir blieben in Neapel und beobachteten mit unſeren wiedergefundenen rheiniſchen Freunden vom fünften Stock des Hôtels de Genève aus die Fortſchritte der Lavaſtröme. Gegen Abend verhüllte der Veſuv ſein Geſicht — der ganze Berg verſchwand für drei Tage hinter einer undurchdringlichen Wolkenwand und nur das unaufhörlich fortrollende Toſen im Berge kündete, daß das Zerſtörungswerk ſeinen ſteten, Alles verheerenden Fortgang nehme.

Als wir am 28. auf den Balcon vor unſerm Fenſter traten, war er fingerhoch mit bleigrauer Aſche bedeckt; die Dächer der Häuſer, die Straßen — Alles, was man ſah, war in ein graues Tuch gehüllt. Die Leute gingen mit Regenſchirmen auf den Straßen; ſämmtliche Wagen fuhren geſchloſſen, man ſah wol ihre Fortbewegung, hörte ſie aber nicht — ſo dick lag der Aſchenregen über Neapel.

Wir waren geſättigt von den Verheerungsſcenen der letzten drei Tage und ſehnten uns nach Ruhe und heiterer Umgebung. Somit verließen wir Neapel am Nachmittag und fuhren mit der Eiſenbahn — am Fuße des noch immer unſichtbaren Veſuvs entlang — durch den dickſten Aſchen- und Capilliregen nach Amalfi und Päſtum.

Julius Cyriax.

Wien,

ehmals und jetzt.

Es hat wol kaum eine der Großstädte Europas so mächtige Umwandlungen erfahren als Wien, und zwar in jeder Hinsicht, nach außen, nach innen. Wer diese Stadt seit vierzig Jahren kennt, der darf davon reden.

Das Fallen der Mauern und Thore, die Umgestaltung alter Stadttheile in neue, das haben viele Städte erfahren müssen. Der unaufhaltsame Schritt der Zeit mit ihren unabweislichen Forderungen hat diese, mitunter historisch ehrwürdigen, hie und da selbst architektonisch interessanten Bauten vernichtet. Die eigenthümliche Gestalt des ehemaligen Wien, in der Mitte eine keineswegs große, enge Altstadt, von hohen Basteien umschlossen, welche das ziemlich breite, mit etwas verwahrlosten Alleen und Wiesen bedeckte Glacis von den immer gewaltiger anwachsenden Vorstädten trennte — diese Gestalt bewirkte, sobald Bastei und Glacis verschwinden mußten und zwischen Stadt und Vorstadt die großartigen Neubauten sich stellten, eine gänzliche Umänderung des bisherigen Wien, und nur die Ringstraße, die Lastenstraße und an der äußersten Grenze die Gürtelstraße deuten noch darauf hin, daß hier eine beinahe runde Altstadt als Kern die weiten Bogenkrümmungen dieser Straßen veranlaßt hatte.

Der Unterschied zwischen Altstadt und Vorstädten war in den Kaiser-Franz-Zeiten, ja, bis zur Revolution, ein unglaublicher. Nur die innere Stadt bot damals den Eindruck des Großstädtischen. Alle Kaufläden, die höhere Ansprüche machten, befanden sich in derselben. Graben, Kohlmarkt, Stephansplatz, die untere Kärtnerstraße bildeten jene vornehmen Theile, wo Pracht und Eleganz sich am blendendsten zeigten. Die Vorstädte, obschon wenigstens sieben Achtel von Wien betragend, waren eigentliche Parias. Alle kaiserlichen Büreaus, alle Paläste und Wohnungen der Leute von Rang und Reichthum umschloß die Altstadt. Die Vorstädte enthielten in ihrem riesigen Umfange vor zwanzig Jahren noch keine einzige Buchhandlung, keine größere Leihbibliothek. Darum sind auch diese Vorstädte mit ihren meist geraden Straßen, was ihren Bau betrifft, das Eintönigste und Langweiligste, was man sich denken kann. Das prosaische Bedürfniß hat sie hervorgebracht. Kein größerer Platz, der diesen Namen verdient, schmückt sie. Die Häuser, häufig nur ein und zwei Stockwerke hoch, zeigen die äußerste Monotonie und Ordinärheit.

Diese Monotonie ist nur hie und da von Sommerpaläsien des Adels unterbrochen, welche größere Gärten begrenzen, von denen einige dem Publicum geöffnet sind. Das k. k. Belvedere mit seiner Gemälde- und Ambraser-sammlung mag hier auch erwähnt werden, welches mit dem daranstoßenden Schwarzenberggarten die ganze Breite der Vorstadt einnimmt und, unbekümmert um den Verkehr, Wieden und Landstraße vollkommen von einander scheidet. Unter den Vorstadtgassen bietet die einzige Praterstraße einen großstädtischen Anblick und bot ihn schon in früherer Zeit, wenn auch in geringerm Maße. Erst seit Kurzem sind die Vorstädte von einer Menge von Gebäuden durchsät, die durch Höhe und Stil vor den älteren Häusern sich hervorthun. Erst die neueste Zeit brachte den Vorstädten einige Kirchen, die des Beschauens werth sind; so die Pfarrkirche, in der Praterstraße, in Altlerchenfeld, unter den Weißgerbern und einige andere, vor Allen die noch

lange nicht vollendete schöne Votivkirche. Die Vorstädte von ehemals hatten nur eine sehenswürdige Kirche, den Kuppelbau von St. Karl auf der Wieden, aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

Das Fabriks- und Gewerbeleben bewegt sich vorzugsweise in den Vorstädten; alle Leute von geringeren Einkünften und die unermeßliche Zahl der Arbeiter bevölkert dieselben. Dieses rege Volksleben ist es auch, was daran erinnert, daß man sich hier in einer sehr großen Stadt befinden müsse, was das Flaniren in den Vorstädten interessant macht, besonders Abends, wenn die Schönen niedrigen Standes, meist paarweise, promeniren, köstliche, ungenirte Mädchen, so leicht jeder Bekanntschaft zugänglich, dennoch durchaus nicht leichtsinniger als die kälter scheinenden Töchter anderer Städte.

Der schroffe Gegensatz zwischen Altstadt und Vorstädten wurde durch das Fallen der Bastei, das Verschwinden des Glacis sehr erschüttert. Sie grenzen nun aneinander und bald wird man kaum noch hie und da die Grenze zwischen beiden erkennen. Viele ansehnliche Leute bewohnen nun die Vorstadt. Ein Theil der Kaufläden, besonders in der Mariahilfer-, Prater- und Wiedener-Hauptstraße, zeigen eine der Altstadt gleiche Eleganz; selbst der Buchhandel hat hie und da seine Behausung in den Vorstädten aufgeschlagen. Gasthöfe ersten Ranges befinden sich in denselben, nicht minder zahlreiche Kaffeehäuser schönster Ausstattung. Auch die Eisenbahnen mit ihren riesigen Bahnhöfen haben einen großen Einfluß auf die Umgestaltung des vorstädtischen Lebens gehabt, nun thun noch die Pferdebahnen das ihre.

Die alte Promenade des Wasserglacis, an der Nordostseite der Stadt, ist dahin, an ihrer Stelle der zierliche, wenn auch noch schattenarme Stadtpark. Parkanlagen sind an Donau und Wienfluß in die Höhe gestiegen und werden auch bald im Nordwesten der Stadt zwischen den neuen, reichen Bauten (Rathhaus ꝛc.) sich empordrängen.

Wer Wien zwanzig Jahre nicht gesehen, erkennt es kaum wieder. Nur in einem Theile der Altstadt, in den weniger von Neubauten veränderten Vorstädten mag er noch daran erinnert werden, daß er sich in Wien befinde.

Die Umgestaltung des geselligen Lebens in Wien — aller Lebensverhältnisse möchte man sagen — ist nicht geringer als die seines Aeußern. Das durch und durch gemüthliche Wesen, das wol nie gänzlich versiegen wird, hat viel von seiner alten Tüchtigkeit verloren. Das geistige Leben Wiens stand in den Kaiser-Franz-Zeiten nicht so tief, wie das von dem modernen, Wien bewohnenden Geschlechte, das jene Zeiten nicht gesehen hat, behauptet wird. Was Kunst, Theater und Geselligkeit betrifft, so waren jene Tage, da Beethoven und Schubert ihre Wunderwerke schufen, Grillparzer seine Dramen dichtete, da Weber seinen Freischütz dirigirte, Rossini öfter in Wien verweilte und sowol Schauspiel als Oper (deutsche und italienische) von Künstlern getragen wurden, denen die nachwachsenden Künstlergenerationen sich keineswegs gleichstellen können — sie waren ästhetischere Tage, da man noch Maß hielt und nicht das Massen-, Prunk- und Schwindelhafte die echte Kunst vernichteten, oder doch sehr schädigten, wie das jetzt der Fall ist. Der ängstlichen Regierung mit ihrer Polizei und ihrer Censur gelang es nicht, den gebildeten Wienern die Lust an deutscher Literatur zu verleiden. Jede bedeutende Erscheinung in Kunst und Wissen wurde in Wien mit Freude begrüßt. Heine ward hier nicht weniger gelesen und bewundert als in dem übrigen Deutschland. Oesterreich gab auch nach und

nach der deutſchen Literatur eine Reihe von Dichtern, die ſich den Epigonen Schiller's und Goethe's in den anderen deutſchen Landen nicht unwürdig anreihten. Das Intereſſe an allen politiſchen Vorgängen des In- und Auslandes war groß, aber freilich bildete man hierbei mehr den Zuſchauer als den Mitſpieler. Es war allerdings ein beſcheidenes Publicum, das ſich mit der Wiener Zeitung, dem Beobachter und der — nur tolerirten — Allgemeinen Zeitung begnügte. Wäre jedoch das Intereſſe des Publicums von damals an allem Politiſchen nicht ſo rege geweſen, ſo wären wol ſpäter aus der Mitte dieſes Publicums unter der Aegide der Preßfreiheit nicht Journale emporgewachſen, welche zu den größten und einflußreichſten der Welt gehören.

Die Revolution kam; der erſte Anprall zertrümmerte alle Schranken der Polizeiherrſchaft. Die Vormundſchaft Metternich's (die ſich ja bekanntlich weit über die Grenzen Oeſterreichs nach Norden und Süden ausdehnte) ward beſeitigt. — Das alte Wien brach gleichſam in einem Erdbeben zuſammen.

Wer möchte alle die Ereigniſſe jener Tage und ihren gebieteriſchen Einfluß ſchildern, die Schreckenszeit der erbittertſten Reaction, die Zeit der einander drängenden koſtbaren, meiſt unglücklichen Experimente, der immer wieder neu auftauchenden und ſtets wieder in Feſſeln gelegten Verfaſſungen; die Zeit des glorreichen Concordates?

Mitten hinein in dieſes Gewirre erſcholl plötzlich, um Weihnacht 1857, die Trompete Jerichos und verkündete den nahen Fall der Baſteien.

Nun bekam das von den Ideen der jüngſten Welt und ihren Beſtrebungen ergriffene, aber leider auch bereits ſchon von dem entſittlichenden Geiſer des franzöſiſchen Kaiſerreichs ſehr angefreſſene Wien wenigſtens nach außen Luft und die Papiermillionen der zahlloſen Reichen und Reichſcheinenden verwandelten ſich in Prachtpaläſte und Zinsungeheuer der neuen Stadt.

Das geiſtige Wien war längſt ein anderes geworden; nun folgte auch ſein Leibliches.

Die einſt ſo wohlfeile Stadt gilt nun als eine der theuerſten Europas. Der unbemittelte Mittelſtand, vor Allem das Heer der Beamten, iſt zu Proletariern geworden und faſt von allen höheren Lebensgenüſſen ausgeſchloſſen. Der Staat kann ſeine Diener nicht genügend bezahlen, wie es die zum Theil durch ſeine Mißwirthſchaft hervorgerufene Theurung verlangt. Nun drängt ſich die junge Mannſchaft in die Dienſte der zahlreichen ſoliden und nicht ſoliden Privatunternehmungen, welche ihre Leute zeitgemäß beſolden und der Staatsverwaltung wird es immer ſchwerer werden, brauchbare Menſchen für ihre Tintenkaſernen zu gewinnen.

Es wäre lächerlich und bedauernswerth, nach den vormärzlichen Zeiten ſich zurückzuſehnen. Jene Tage orientaliſchen Genußlebens, paſſiver Betrachtung und Unthätigkeit mußten ſchwinden und jeder intelligente Kopf trug das Seinige zu ihrer Vernichtung bei. Aber eben ſo gewiß iſt es, daß das Wien von heute mit ſeiner rieſigen Bevölkerung, ſeinen gewaltigen Neubauten, ſeiner maßloſen Theurung in einem Zuſtande der wildeſten Gährung ſich befinde, die noch lange nicht zur Klärung kommen dürfte.

Der Preſſe — deren Freiheit das einzige wahrhaft große Geſchenk iſt, das uns die Neuzeit gebracht — denn unſer Verfaſſungsweſen hat doch in Wahrheit bei ſeinem immerwährenden Schwanken und Wanken nur Weniges von dankenswerthem Erfolge geſchaffen — und dieſe Erfolge ſind auch groß-

tentheils der unermüdlichen Arbeit der Presse (man denke an Kirche und Schule!) zuzuschreiben — ihr ist es vorbehalten, den Gährungsproceß zu lenken, zu regeln, zu beschleunigen und aus diesem chaotischen Wien ein harmonisches Wien gestalten zu helfen.

Vielleicht trägt auch die Weltausstellung im Jahre 1873 dazu bei diese Gährung ihrem Ende zu nähern, indem sie gewiß dazu Anlaß giebt, daß der Schwindel sich überschwindle, die Theurung bis zum Uebermaß sich übertheure und somit nach Schelling's Ausspruch: „Die Vollendung der Form zerstöre die Form", dann die Vollendung des Schwindels den Schwindel, die Vollendung der Theurung die Theurung vernichte. Das Verenden dieser beiden würde einen großen Einfluß auf das Emporblühen eines schönern Lebens in Wien (und also auch in ganz Oesterreich) nehmen; das Echte, Ehrenhafte würde sich wieder ausbreiten, die in Armuth und Entbehrung versunkenen, von allem Lebensgenuß verdrängten Mittelstände würden wieder eine bessere Stellung einnehmen können und nach oben und unten corrigirend einwirken, und im Bunde mit diesen die gereinigte Presse eine glänzende Epoche für Wien und unser ganzes Vaterland herbeiführen. Die Weltausstellung wird auch ein Weltpublicum nach Wien bringen, welches, in so weit es sine ira et studio anschaut, spricht und richtet, nicht ohne kritische Einwirkung auf die Verbesserung der Zustände Wiens bleiben dürfte.

Austriacus.

Die Trinität des Witzes.

(Mit Illustration.)

Mit einem allegorischen Bild ist es eine eigene Sache. Eigentlich sollte sich der Künstler, der auf die Darstellung des Concreten hingewiesen ist, von der Abstraction der Allegorieen ganz fernhalten. Wo es aber gilt, ethische Zustände, sententiöse Bemerkungen verschiedenster Art zu illustriren, da wird die allegorische Behandlungsweise Pflicht und wir freuen uns hier bemerken zu können, daß selten ein Sammel-Sentenzenwerk in gelungenerer künstlerischer Ausstattung die Presse verlassen hat, als J. Bädeker's „Pharus am Meere des Lebens", mit den Illustrationen des Düsseldorfer Professors Adolf Schmitz. Als Illustrationsprobe aus dem reichhaltigen, elegant ausgestatteten Werk bringen wir unsern Lesern die Darstellung des „Witzes". Die Trias der Arten des Witzes hat der Künstler vielleicht ein wenig pessimistisch aber doch scharf und bezeichnend zum Ausdruck gebracht. In dem gut treffenden Bogenschützen erblicken wir die Versinnlichung der Satyre; der Peitschenschläger daneben dürfte das Symbol des ironischen Spottes sein und der heitere Schalksnarr im Kostüm der Shakespeare'schen Narren hält den Spiegel des Humors zur Beschauung hin. Der Humor ist ein friedlicher, milder Geselle, während seine beiden obengenannten Brüder kriegerischer Natur sind und, wo jener gern unter Thränen lächelt, nur so stark über Anderer Schwächen lachen, daß ihnen die Thränen die Backen hinunterlaufen.

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Die Criminität des Witzes.

Aus J. Bädecker's „Pharus am Meere des Lebens".

Quellenzauber.

Der Salon.

Giebt es Geiſter?

Eine Geſchichte für Winterabende.

„So. Nun! Die Damen wollen in Geiſtern machen", ſagte die Conſiſtorialräthin. „Dazu aber gehört eine Stimmung, die wir mit dem Sonnenſchein in allen Fenſtern nicht erreichen. Chriſtine, ſchließe die Läden und zünde die Lampen an."

„Sie glauben an nichts Uebernatürliches?" fragte Fräulein Selma, welche im Verdacht ſtand, metaphyſiſche Briefe in dem Localblatt veröffentlicht zu haben.

„Unſere Frau Conſiſtorialräthin iſt ſelbſt ein ſtarker Geiſt, der Alles um ſich beherrſcht", fügte nicht ohne Anzüglichkeit die Majorin hinzu. Es war bekannt, daß die Conſiſtorialräthin nicht nur ihr Haus, ſondern den Conſiſtorialrath und das ganze Conſiſtorium regierte.

„Nein", erwiederte dieſe, „ich glaube an nichts, was nicht meine Augen ſehen, meine Ohren hören und meine Vernunft erkennt."

„Aber das Hereinragen einer geiſtigen Welt außen der unſern", begann Frau von Lettichau.

„Dieſes Hereinragen", fiel ihr die Conſiſtorialräthin in's Wort, „dieſes Hereinragen hat gerade ſo lange gedauert, als der überſpannte Mann in Weinsberg lebte. Nach ſeinem Tode hatte alles Hereinragen ein Ende."

„Oh! — Ah. — Unſer Dichter, unſer Juſtinus Kerner — der edle, liebenswürdige Mann ein Ueberſpannter und nichts weiter als das", fielen die Damen im Chor ein.

„Und Geiſterſeher, wenn Sie wollen", fuhr die Conſiſtorialräthin fort. „Es mag dies auch ein Beruf ſein, zu dem eine Befähigung gehört. Ich will es gelten laſſen. Ich bin der Meinung, daß jeder Menſch das Körnchen, aus dem ſeine Richtung erwächſt, ſchon mit auf die Welt bringt. Gar oft wird es ſchon im Keim zertreten, oder kann ſich unter entgegenwirkenden Umſtänden nicht entwickeln. Aber vorhanden iſt es in jedem Menſchen. Es beſtimmt den Arzt, den Mechaniker, den Quellenfinder und auch den Geiſterſeher. Und die Geiſterſeherei hat etwas geleiſtet, das muß man ſagen."

„Unſere liebe Wirthin trifft immer den Nagel auf den Kopf", ſprach die Majorin, „indeß ſie widerlegt doch nicht die Erfahrung ſo vieler verſtändiger, klarer und unbefangener Menſchen, welche unzweifelhaft Uebernatürliches ſchauten; das muß man auch ſagen, Erſcheinungen giebt es —"

„Conſtatirte", fiel Fräulein Selma ein.

„Thatſachen", rief Frau von Lettichau.

„Von Zeugen bestätigt", stimmte Frau Penker, die Buchhändlerin, ein und klopfte mit der Häkelnadel an ihre Tasse.

„Amtlich sogar", schloß die Majorin.

„Bah", sagte die Consistorialräthin und focht mit der Stricknadel hin und her, „Alles nichts, Alles Schaum und Nebel. Alle diese Geisterseher sind entweder wissentliche Betrüger oder Schwachsinnige, die sich selbst betrügen und Andere mit. Die Geisterseherei hat ihre Perioden und steckt an, wie das Besessensein der Nonnen in Frankreich. Sie verbreitete sich epidemisch. Zappelten die frommen Fräuleins in einem Kloster, flugs zappelten sie auch in dem nächsten. Was war das ein Unsinn mit der Tischrückerei! Sollte man es glauben, daß in unserm Jahrhundert so etwas vorgehen konnte? Haben nicht Leute an den Tischen gerückt, denen man solchen Unsinn gar nicht zutrauen sollte? Nun erklären Sie mir, warum ist denn das Rücken nur in die Tische gekommen, nicht an die Sophas oder an ein Piano? Weil dort nicht so Viele mit helfen konnten. Eine Schande war es für alle Vernünftigen. Ich sage Ihnen, ich mochte gar nicht mehr ausgehen. Wohin man kam, es wurde gerückt, und die Freude — die Begeisterung, wenn der Tisch mit Hülfe von einem Dutzend Händen sich endlich bewegen ließ."

Die Majorin schüttelte den Kopf.

„Es waren doch nicht alle Betrüger, denen ein Blick in's Jenseits vergönnt war!" sagte Fräulein Selma.

„Blick in's Jenseits! Bah", entgegnete wegwerfend die Consistorialräthin.

„Vorhergesichte, Ahnungen, leugnen Sie die auch?" fragte Frau von Lettichau.

„Alles leugne ich, was sich nicht durch Vernunftgründe beweisen läßt, auf natürliche Weise zu lösen ist."

„Aber wie oft hat nicht die Zeit, die Erfahrung bestätigt, daß diese geheimnißvollen Offenbarungen Recht behielten?" sagte Frau von Lettichau.

„Lügen —", erwiederte die Consistorialräthin.

„Aber es hat sich ja erfüllt — bewahrheitet, was diese oder jene Erscheinung vorhersagte."

„Täuschung."

„Es ist doch so oft eingetroffen —", sagte Fräulein Selma.

„Zufall", erwiederte die Consistorialräthin. „Alles nichts, Alles Lüge oder Selbsttäuschung."

„Dinge, die von so vielen helldenkenden Männern zugestanden sind", rief die Buchhändlerin.

„Nichts, nichts — ich glaube nicht daran", eiferte die Consistorialräthin.

„Zwei mal zwei ist vier", sagte die Majorin ironisch lächelnd und blickte auffordernd im Kreise herum.

Die Consistorialräthin schaute sie mit einem festen Blicke an, nahm die Stricknadel, die sie zwischen den Lippen hielt, in die Hand und sagte

ganz gelassen: „Fünf, weniger Eins. Wie haltlos alle diese Geisterseherein sind, beweist schon der Usus derselben, daß so einer von Ihren Geistern meist nur von einer Person gesehen wird. Es ist so der Brauch und damit die allerbaarste Sinnentäuschung bewiesen.“

„Könnte denn nicht angenommen werden, daß es jener Erscheinung — daß es einem von unseren Geistern“, sagte lächelnd die Buchhändlerin, „nicht gestattet wäre oder nicht in dessen Willen läge, sich einer andern Person als nur der Sehenden sinnlich zu offenbaren? O, es giebt Geister, es giebt des Uebernatürlichen so viel —.“

„Nun“, fiel Fräulein Selma ein, „daß es nicht allgemeiner Usus der Geisterwelt ist, nur Einzelnen zu erscheinen, davon kann ich ein Beispiel erzählen.“

„Jetzt geht's an“, sagte die Consistorialräthin und setzte sich ergeben, doch für alle Fälle gerüstet zurecht.

Fräulein Selma begann:

„Ich kam öfter in ein Haus, in dem ein paar nicht eben alte, aber auch nicht junge Jungfern lebten. Sie waren Töchter eines verstorbenen Advocaten und streckten die Zinsen ihres kleinen Vermögens durch Nadelarbeiten, Stickereien, die sie außerordentlich schön fertigten, so daß es als eine Gunst betrachtet wurde, wenn sie sich herbeiließen, eine oder die andere Schülerin anzunehmen. Sie bewohnten eine große Stube in einem Capitelhause, einem Hause, welches einem Stift gehörte, aber außer ihnen nur von einem Canonicus dieses Stiftes bewohnt wurde. Dieser wohnte nach der Straße, ihre Stube ging in einen Raum, der theils Hof, theils Garten war und seiner heitern, sonnigen Lage halber von ihnen außerordentlich geschätzt wurde. Die Eine der Schwestern hatte eine Liebhaberei für Blumen, die andere für Vögel, und Beide sangen mit diesen um die Wette, so daß die Akazienbäume, die im Hofe standen, ordentlich Freude hatten, da zu stehen und ihr zartfiedriges Laub beifällig schüttelten.

„Die Schwestern schliefen zusammen in einem breiten Bette. Da eines Nachts, es schien der Mond und die Akazien malten zarte Schatten an die Wand, erwachten die Beiden zu gleicher Zeit und erschauten am Fußende des Bettes drei Personen, zwei Männer und ein Weib in alterthümlicher, faltenreicher Tuchkleidung. Die Drei beugten sich über das Bett auf die Schlafenden. Diese schauten erst erstaunt und dann erstarrt die Erscheinung an, umfaßten sich und hüllten sich in die Decke.

„Von diesem Tage an sangen sie nicht mehr, und als ihnen dieselbe Erscheinung ein zweites Mal ward, beschlossen sie auszuziehen.

„Der Canonicus sah die heiteren, harmlosen Jungfrauen ungern ziehen und bot ihnen an, sich in dem weitläufigen Hause eine andere Stube zu wählen. Als sie zusammen das Haus durchgingen, kamen sie auch in den Capitelsaal, in dem ein einziges Bild hing, ein uraltes. Und dieses Bild stellte die drei Personen vor, genau in derselben alten Tracht, wie sie sich am Fuß des Bettes gezeigt. Die Schwestern wechselten einen Blick und beim Ausziehen blieb es.“

„Nun sehen Sie", begann die Consistorialräthin, „von dieser Classe alter Jungfern, Dienstboten, oder sonst in einem beschränkten Kreise lebender Menschen habe ich gar nicht einmal gesprochen. Solchen ist der Aberglaube, die Gespensterfurcht anerzogen. Ihre leere, durch nichts beschäftigte Phantasie wirft sich vor Allem auf das Uebernatürliche, das sie unter sich pflegen, groß ziehen, bis sie am Ende zu einer ordentlichen Geisterseherei kommen. Niemand wird an diese Geschichte geglaubt haben. Aberglaube, Schnickschnack. Ziehen Sie Ihre alten Jungfern zurück, Fräulein Selma, kein Gebot darauf."

„Nun, wenn Ihnen just an der Menge der Zeugen liegt", nahm triumphirend Frau Penker das Wort, „werde ich Ihnen einen Fall erzählen, der eine ganze Stadt zum Zeugen hatte. Ehe mein Mann sich hier etablirte, hatte er ein Geschäft in einer Provinzialstadt, in welcher einst ein kleines Haus die öffentliche Aufmerksamkeit in hohem Grade erregte. Es war dieses ein kleines einstöckiges, freundliches, helles, von allen Seiten freistehendes Häuschen, das im Ganzen nur vier Stuben hatte. Zwei oben, zwei unten. In dem untern Gelaß wohnte ein Weber und sein Webstuhl stand in der größern untern Stube.

„Der Weber starb. Er hatte zu den Stillen im Lande gehört, war ein fleißiger Kirchengänger und Bibelleser gewesen, aber dabei ein seltsamer, allem Umgang abgeneigter Mensch. Er hinterließ nur eine Wittwe und einen Sohn, der in der Fremde war. Von diesem hieß es, daß er einst mit seinem Vater auf Tod und Leben rang. In heller Verzweiflung soll er in die weite Welt gegangen sein. Was ihn forttrieb, wußte Keiner zu sagen; der Weber hatte, wie ich schon bemerkt, mit Niemandem Umgang, allein seine freundliche Beständigkeit, die christliche Bereitwilligkeit mit Rath und That zu helfen, seine ungewöhnliche Bibelfertigkeit, sein Fleiß, er saß von früh bis spät am Webstuhl, hatten ihm in seinem Terrain, das sehr abgelegen und nur von armen und geringen Leuten bewohnt war, eine gewisse Schätzung erworben und die Hausfrauen der Stadt beklagten, daß er nur allein arbeitete und keine Gesellen annahm; denn Keiner machte eine bessere Leinwand, einen reinern Einschlag und nie veruntreute er auch nur eine Elle Garn.

„Er war todt, der gewissenhafte christliche Weber, und begraben, und die Wittwe fort, ihren Sohn zu suchen.

„Da fing eines Tages der Webstuhl zu arbeiten an. Die Wohnung war versperrt, aber die Läden offen. Einer nach dem Andern kam an die Fenster und schaute in die helle reinliche Stube. Der Webstuhl war ohne Zeug. Es war nichts eingetragen, der Weber hatte die letzte Arbeit geendet und herausgenommen, ehe er krank wurde. Dann starb er.

„Der Webstuhl arbeitete, klapperte, das Schifflein fuhr hin und her, wenn auch ohne Aufschlag.

„Hunderte schauten in die Stube und Tausende folgten den Hunderten und endlich rannte die ganze Stadt, den Stuhl arbeiten zu sehen."

„Betrug, plumper, handgreiflicher Betrug irgend einer Person, die ein Versteck des Hauses kannte und von dort aus die ganze Stadt

narrte", ſprach die Conſiſtorialräthin. „Dieſe Dinge hat man ja zur Genüge erfahren."

Frau Penker ließ ſie ruhig ausreden und fuhr fort:

„Von Betrug wurde allerdings geſprochen und jede Unterſuchung gepflogen, denn am Ende nahm ſich die Behörde der Sache an. Das Häuschen wurde von Technikern unterſucht, die kleine Familie, die das obere Stockwerk bewohnte, mußte ausziehen, eine Wache ward vor das Haus geſtellt, aber der Webſtuhl arbeitete fort, ſetzte aus, begann — kurz die Erſcheinung fand keine Löſung und die Behörde kein anderes Mittel, als den geſpenſtiſchen Webſtuhl zerlegen zu laſſen und das Haus zuzuſperren. Alſo was ſagen ſie dazu! Eine Sache, welche das Amt in die Hände nimmt, muß doch wol einen Grund haben?"

„Ganz unzweifelhaft!" rief Frau von Lettichau. „Wer wollte das Hereinragen der Geiſterwelt in unſern Lebenskreis leugnen! Es mag Naturen geben, robuſte — denen nichts nahen kann, deren Sinne nicht aufgeſchloſſen ſind dem Ueberſinnlichen, Organismen von grober Textur. Dieſe ſehen nichts, erkennen nichts und, natürlich, geſtehen nichts zu, während feinere — ich weiß nicht, ob ich mich verſtändlich mache —"

„O vollkommen", fiel ihr hier die Conſiſtorialräthin in die Rede, „es iſt ein Verhältniß wie etwa jener irdene Waſſerkrug und dieſe Pariſer Taſſen. Es ſind Pariſer Taſſen, kann ich Sie verſichern, welche von ein wenig heißem Thee, der den Waſſerkrug ganz hell ließe, ſchon anlaufen — wollen wir ſagen unter der Fühlung des heißen Elements erſchauern. Wollen wir den Vergleich weiter führen und ſagen, ich bin der robuſte, ungläubige Waſſerkrug und Sie, meine Damen, die Pariſer Taſſen."

„Mein Gott, wie ſonderbar", ſagte Fräulein Selma mit einem froſtigen Lacheln. „Wir — Taſſen!"

„Nun, laſſen wir das", fuhr Frau von Lettichau fort. „Gewiß iſt es, daß es Dinge giebt, Erſcheinungen, die auch der — hartgeſottenſte —"

„Waſſerkrug", ergänzte die Conſiſtorialräthin. „Aber wir Waſſerkrüge ſind gebrannt, nicht geſotten."

Frau von Lettichau ließ dieſen Ausfall lächelnd vorüber gehen und fuhr fort, „hartgeſottenſte Geiſterleugner nicht natürlich erklären kann. Laſſen Sie ſich erzählen. Mein Mann hat im Jahre ſechsundſechzig den Krieg mitgemacht und war einſt in Böhmen — er nannte den Ort, aber ich habe den Namen vergeſſen, er klang wie Grubitz oder ſo — einquartirt. Er beſtand aus einer Maſſe elender Häuſer, wie ſie nur ein böhmiſches Dorf aufweiſen kann, und einem von dem Dorfe etwas entfernt liegenden Schloß; für dieſes lautete meines Mannes Quartierbillet. Dieſes Schloß war ein altes graues, aber wohlerhaltenes Gebäude mit einem ſteilen Dache, das zahlloſe Bodenräume zu beſchirmen ſchien, denn es hatte Luke an Luke. Man ſah es dem Innern an, daß es vielleicht noch vor wenig Tagen bewohnt war. Wahrſcheinlich hatten ſich die Beſitzer geflüchtet, der Verwalter jedoch, der einzige Menſch

in dem Gebäude, leugnete dieſes. Er hatte ein gelbes boshaftes Geſicht und ſchwarze Haare, die ihm gleichgeſchnitten wie eine Mütze bis auf die Augen herabhingen. Er zeigte meinem Mann mit einer verbiſſenen Befriedigung die leeren Räume, in denen ſich höchſtens ein langer Tiſch, oder eine Bank, oder ſonſt ein Geräth befand, das man nicht des Wegſchaffens werth gehalten. Er hörte mit funkelnden Augen den Bericht des Corporals des kleinen Corps an, das mit meinem Mann detachirt und im Dorfe einquartirt war, daß aber auch gar nichts zu haben ſei, nicht einmal Stroh, um darauf zu liegen.

„„Nun wohl", entſchied mein Mann, „wir ſind als Feinde behandelt und wollen uns als Feinde gehaben, fort."

„„Für Sie iſt geſorgt", fiel der Verwalter ihm ins Wort, „es iſt ein Zimmer mit Bett vorhanden, und Nahrung ſo gut ſie die Umſtände gewähren. Auch für die Mannſchaft kann ich Bier und Brod beſchaffen, aber ſonſt nichts, denn wir haben ſchon einmal die Herren Preußen bewirthet", ſetzte er giftig hinzu.

„Hierauf führte er meinen Mann Stiege auf, Stiege ab, durch große leere Säle, über ſchmale unendliche Gänge und weitſchichtige Vorplätze und öffnete eine Thür.

„„Richtig unter dem Dach", ſagte mein Mann, denn das große weite Zimmer hatte zur Hälfte eine ſchiefe Decke und eine Dachluke. Sonſt kein Fenſter. „Und warum führt Ihr mich in dieſe entlegene Stube, wo Ihr deren ja näher gelegene habt?"

„„Haben Sie in dieſen näher gelegenen Stuben einen Tiſch geſehen? — hier iſt einer. Haben Sie einen Stuhl geſehen? — hier iſt einer. Haben Sie ein Bett geſehen? Hier iſt eins", antwortete der Menſch mit einem unheimlichen Augenblinzeln.

„Es war richtig. Alles war da, die Stube ſchien ſauber und rühmte ſich ſogar einer Uhr, welche in einer Ecke in einem großen braunen Kaſten ſtand und meinem Mann vorkam wie eine in einen dunklen Mantel gehüllte Geſtalt. Sie ging nicht und das ſchien angenehm, denn das monotone Gebahren einer Schlaguhr muß man gewohnt ſein, um ſchlafen zu können.

„Müde und hungrig legte mein Mann die Waffen ab, da erſchien der Verwalter mit einem Teller, auf dem eine ſchimlichte Wurſt lag und etwas Brod, und einem Krug ſauren Biers.

„„Wir haben nichts Anderes, die Herren ſind ſchon einmal hier geweſen", entgegnete der Verwalter, als mein Mann gegen das ſchlechte Eſſen remonſtrirte.

„„Bringt doch noch eine Kerze. Dieſes Stümpchen wird ja kaum reichen, meine Mahlzeit zu enden", gebot mein Mann.

„„Habe keine. Brauchen auch keine. Iſt Mondlicht. Werden hell genug haben!" höhnte der Menſch, und war aus der Thür.

„In Feindesland gewöhnt man ſich an Feindſeligkeit und erträgt ſie ſo gut als möglich. Mein Mann war überzeugt, daß dieſes alte Gebäude Möbeln und Alles enthielt, was zum Leben gehört. Dieſes

ungeheure Dach enthielt sichere Verstecke. Es war jedenfalls böser Wille, daß das so entfernt gelegene Zimmer für ihn hergerichtet war, und böser Wille, ihn über diese unendlichen Gänge und Treppen zu führen, denn der Verwalter erschien mit Brod und Bier in einer so kurzen Zeit wieder, daß er unmöglich den langen Weg, den er meinen Mann führte, hin und zurück machen konnte. Es gab also eine andere Verbindung.

„Von diesem gehässigen Volk war Alles zu erwarten.

„Mein Mann hielt einen nächtlichen Ueberfall für nicht unmöglich, schob das Bett an die Thür und legte seine geladenen Pistolen auf den Tisch neben die Dachluke, um seine Leute für einen solchen Fall herbeizurufen. Die Kerze war schon lange zu Ende, allein der Verwalter hatte wahr gesagt, das Zimmer war hell von dem Mondstrahl, der schräg auf der einen Zimmerwand lag.

„Mein Mann war eine Zeit lang wachend und folgte dem Mondstrahl, der langsam, langsam und ganz naturgemäß weiter rückte, auf das Bett fiel, dann auf den glasirten Ofen und endlich bei der Uhr ankam. Es kümmerte ihn nicht, daß das blaßgelbe Zifferblatt just wie ein trauriges Gesicht aus der braunen Hülle herauslugte. Er schlief ein.

„Er erwachte. Oder vielmehr, er wurde durch ein äußeres Gefühl erweckt.

„Das volle Mondlicht, wie es zu dem hochgelegenen Dachfenster hereinströmte, lag auf seinem Bett.

„„Wie ist das? Giebt es hier zwei Monde? Oder ist der gewöhnliche Mond wieder umgekehrt?“ fragte er sich. Der Mondstrahl ging herauf. Sinnend und verwundert sah er die bleiche Lichtfluth weiter rücken, weiter, bis sie am obern Ende des Zimmers angekommen war. Da entschlief mein Mondschauer ein zweites Mal.

„Als er zum zweiten Mal erwachte, war der Mondstrahl wieder am untern Ende des Zimmers nahe der Uhr, bleich, ersterbend, und dann erlöschend. Da fing der Wecker der Uhr an so grell zu rasseln, daß ihm die Ohren gellten. Aber auch die Trompeten aus dem Dorfe erschallten, der Tag graute und mit einem herzlichen Fluch auf den Mondstrahl, die gespenstische Uhr und den Verwalter verließ mein Mann das ungastliche Schloß.

„Nun, was sagen die Damen dazu? — Mein Mann ist die Wahrheit selbst, ist Soldat und so wenig mit Phantasie begabt, daß er an dieses Erlebniß gar keine Folgerung knüpfte, sondern es einfach als eine „curiose Sache“ erzählt. — Nun, wir Anderen würden sagen: wer weiß, was in dieser Stube verübt wurde! Wer weiß, weshalb der gespenstische Mondstrahl da hinein gebannt war! Es giebt zu wunderbare Dinge.“

„Richtig. Wer weiß!“ hub die Consistorialräthin mit einem sarkastischen Lächeln an, doch Frau von Lettichau fiel ihr mit gefalteten Händen rasch in die Rede.

„Alles nehme ich von Ihnen hin, verehrte Freundin, nur zweifeln

Sie nicht an der historischen Genauigkeit dieser Thatsache. Wie ich Ihnen schon sagte, mein Heinrich ist der wahrhaftigste Mensch, den es geben kann. Was er sieht und hört, erforscht er mit derselben Pünktlichkeit, mit der er seine Batterie inspicirt. Was er sagt, ist so prägnant und erschöpfend gesagt, wie eine Parole, ein Tagesbefehl. Als er um mich warb, sagte er: „Fräulein Emilie, ich liebe Sie zum Rasendwerden. Können Sie mich wieder lieben, bin ich der glücklichste Oberlieutenant in der ganzen Armee. Können Sie mich nicht lieben, schieße ich mir eine Kugel durch den Kopf, längstens bis um ein Uhr." Er sagte diese Worte mit voller Ruhe, aber seine schimmernden Augen überzeugten mich, daß es ihm Ernst war mit der Kugel. Ich sagte geschwind: Ja! Daher —"

„Ach, mein Gott! Wer wollte leugnen, daß es noch eine andere belebte Welt außer der unsern giebt?" nahm Fräulein Selma das Wort. Ihre blaue Brille glänzte wie die einer Seherin, auf ihren Lippen lagerten Ströme von Mittheilung „Wir sehen mit irdischen Augen. Unsere Ohren, unsere sämmtlichen Sinne sind nur für diese Welt, nur für irdische Wahrnehmungen geeignet. Aber wir dürfen als gewiß annehmen, daß hinter dem Schleier, der unser Schauen auf diese Welt beschränkt, eine Welt besteht, die von Tausenden von Wesen belebt ist, die wir nicht sehen, nicht hören, nicht verstehen. Wesen, die vielleicht ihr irdisches Bestehen hier unten um uns aufgebraucht haben, Wesen, die vielleicht einer uns unbegreiflichen, unfaßbaren Existenz angehören, die nichts desto weniger *sind*. — Es sind vielleicht höhere Naturen, für welche sich der Schleier zuweilen lüftet, die im Traum, in einer erhöhten Stimmung, den Anhauch eines geheimnißvollen Daseins fühlen. Solches ist doch zu oft erlebt worden, als daß man es leugnen könnte. Wie oft hat nicht ein Traum, ein Gesicht Dinge offenbart, welche fern oder fast verborgen geschehen sind. Wie oft fühlt nicht Einer oder der Andere sich von einem Andrängen aus der Geisterwelt erfaßt!. Können wir annehmen, daß die Seele, welche in so inniger Verbindung mit dem Leibe gestanden, sich im Tode plötzlich und gänzlich aus dem Leben heraus löst! Wäre nicht anzunehmen, daß sie erst stufenweise einer andern Existenz zureifte! Haben wir es nicht schon Alle einmal erfahren, daß, wenn die Seele gewaltsam und unvorbereitet, etwa durch einen Mord, aus ihrer Hülle gerissen wurde, sie sich Anderen offenbarte? — Dieser wandernde Mondstrahl — die Kraniche des Ibikus — die Schatten des Tiresias — Sie werden sich erinnern, meine Damen! — Homer — — und all' das — Natürlich!"

Fräulein Selma schaute fragend in dem Kreise der Damen umher.

„Freilich — Natürlich." — Alle hatten den Homer, die Iliade im Kopf und erinnerten sich dieser Stelle genau.

Nur nicht die Consistorialräthin.

Sie schüttelte etwas ungeduldig den Kopf.

„Fräulein Selma! Was soll uns jetzt der Homer? Sie gehen manchmal ein wenig zu weit. Aber tröstlicherweise kommen Sie doch

immer wieder zurück. Und bis dahin will ich Ihnen nun ein eigenes Erlebniß erzählen!“ ſagte ſie.

Unter anderen Umſtänden hätte dieſes bündige Abſchneiden der Vorleſung — Fräulein Selma war kaum in der Mitte und hatte im Sinne, noch recht oft an die Zuſtimmung ihrer Zuhörer zu appelliren — eine Discuſſion herbeigeführt. Jedoch das „eigene Erlebniß“ der Conſiſtorialräthin, des ſtarken Geiſtes, war zu wichtig, um es durch einen Streit ſchwächen zu laſſen. Die Damen ſetzten ſich mit menſchenmöglichſter Spannung zurecht und lauſchten.

„Als ich meinen Mann heirathete“, begann ſie, „war er zweiter Pfarrer in einem Landſtädtchen. Es war ein Neſt, aber es beſaß ein paar gute Familien, die des Schulinſpectors und des Cantors. Da brachte ich wechſelweiſe meine Abende zu. Später pflegte auch mein Mann zu kommen und mich abzuholen. Cantors wohnten unſerm Hauſe ganz nahe. Einen noch nähern Weg aber hatte ich durch den ehemaligen Schloßgarten, an den unſer eigenes Haus ſtieß.

„Eine kurze Allee von uralten Rüſtern, die offene Wieſe und ich war da. Eines Abends ging ich ganz wohlgemuth im Hauskleid, einen leichten Shawl über den Schultern, hinüber, durch die Allee und über die Wieſe. Da plötzlich fühle ich, wir mir raſch der Kamm aus den Haaren gezogen wurde. Man trug damals hohe Schildkrötkämme, die nicht ganz den Bau der heutigen Biberſchweiſe erreichten, immer aber eine anſehnliche Erhöhung der Perſon bewirkten.

„Höchlich erzürnt wendete ich mich um, eine ſolche Frechheit gehörig abzumandeln. — Es war Niemand in meiner Nähe. Es war zwar finſter genug, aber die Bäume, die einzeln auf der Wieſe ſtanden, ſah ich ganz deutlich, ſonſt Niemand — Niemand. — Ich ſteckte meinen Kamm wieder zurecht und ging dem Hauſe zu, das vor mir lag. Plötzlich war mein Kamm wieder aus den Haaren gezogen und dieſes Mal ſo entſchieden geriſſen, daß er in's Gras fiel. Ich taſtete danach — ja, meine Damen, ich bückte mich und taſtete danach. Andere, weniger „robuſte“ Naturen wären wahrſcheinlich unter Fieberſchauern dem Hauſe zugerannt. Ich fand den Kamm und ging dem Hauſe zu, entſchloſſen, dem Alumnen oder der dicken Magd, die ſich einen ſolchen Scherz mit mir erlaubt, eine tüchtige Suppe einzuräuchern

„Von dieſen aber war und konnte Keiner der Schuldige ſein. Die Alumnen wohnten auf der andern Seite des Gebäudes und mußten, um in den Garten zu gelangen, durch das Wohnhaus gehen. Von den Mägden war Eine krank und lag zu Bett, die Andere hielt ein kleines Kind.

„„Angenommen!“ docirte der Cantor, „eines dieſer Individuen oder ſonſt Jemand aus der Stadt hätte ſich den ſchlechten Spaß erlaubt, wohin hätte ſich dieſer Jemand flüchten ſollen? — Die Büſche ſtehen zu fern, als daß ſie den Flüchtling nicht geſehen, jedenfalls aber gehört hätten. Und in die Erde konnte er hinter Ihnen nicht ſinken. Ergo! — Sollte nicht eine — Selbſttäuſchung — ein ſelbſtſtändiges Ausgleiten des Kammes — —“

Digitized by Google

„Täuschung! Ich mich so grob täuschen! Mein Mann trat eben in die Stube und er mußte bestätigen, daß dieses eine Unmöglichkeit sei. Der Abend verging unter dem Durchsprechen dieses Vorfalls und die ganze Gesellschaft, Cantors und Schulinspectors, welche für die Sicherheit ihrer Umgebung bangten und gar zu gern einen Schuldigen gefunden hätte, begleiteten uns endlich nach Hause. Natürlich durch den Schloßgarten, um den Spuk zu versuchen. Mein Mann voraus, mit dem Stock in der Luft suchtelnd. Auf der Wiese angekommen, lachte er plötzlich laut heraus. „Ich habe Deinen Spuk. Kommt heran!“ rief er. „Da, gieb Deine Hand!“ Er hob sie aufwärts und ich ergriff — eine Waschleine, die zwischen den Bäumen hin und her gespannt war! Und da kam mir erst das rechte Bewußtsein, daß mir der Kamm nicht aus den Haaren gezogen, sondern abgestreift wurde! — Und in dieser Art löst sich alles Unnatürliche, jeder Spuk auf, wenn die Menschen nur so ehrlich oder so gewissenhaft sein wollten, die Dinge zu untersuchen. Nichts als Menschentäuschung und Betrug.“

„Hm.“

Die Person des Kreises, von welcher dieses „Hm“ ausging, hatte bis jetzt noch nicht gesprochen. Sie war fremd in dieser Stadt und in dieser Gesellschaft, eine Frau Stolle, und hatte sich damit begnügt, zuzuhören und ihren Thee und ihren Kuchen abzufertigen.

Sie war eine einfache Frau von einem einfachen Wesen, einfachen Worten und einem höchst einfachen Gesicht.

Die Damen drangen auf sie ein. „Sie haben noch nichts erzählt. — Sie haben noch keinen Beitrag gegeben. — Es ist an Ihnen, uns ein wenig Grausen zu machen. — Sie waren in Italien und wissen sicher recht Interessantes zu erzählen. Von italienischen Spukgeschichten lassen Sie uns hören.“

Frau Stolle schüttelte den Kopf. „Nichts weiß ich von Geistern und Spuk“, antwortete sie. „Wir waren nur in Oberitalien, in Roveredo, wo mein Mann Mauthbeamter war; eine Menge alter Paläste und Thürme gab es da, denen man es auf den Kopf zugesagt hätte, daß sie der Schauplatz unheimlicher Thaten und folglichen Gespensterspuks seien, aber ich habe nie etwas gehört. Die Italiener sind zu sinnlich, zu materiell, um an Geister zu glauben. Hexenwerk, Zauberei, Liebestränke und der böse Blick, daran glauben sie. Aber sonst an nichts; kaum an Hölle und Teufel.“

„Und Sie selbst haben nie etwas Unheimliches, nie einen Geist gesehen?“ fragte scherzend die Majorin.

„Ich? — Nein. Niemals. — Aber —“

„Aber? — Nun? — Was aber? —“

„Aber ich war zugegen, als — Andere etwas zu sehen — etwas zu sehen schienen.“

„Als Andere Betrogene oder Betrüger waren“, schaltete die Consistorialräthin ein.

„Hm“, machte Frau Stolle abermals und erzählte dann: „Ich lebte

mit meiner Mutter in einer frühern Reichsstadt, in welcher ein wahrer Schatz von mittelalterlichen Gebäuden aufbehalten war. In manchem dieser alten Ritter- und Geschlechtshäuser war das Mittelalter gar nicht zu verwischen. Man ging über Turnierhöfe, erstieg steinerne Wendeltreppen, durchsegelte eine säulengetragene Galerie und landete endlich in einem gewölbten Saal, in dem sich die modernen Möbel, die Causeusen, die Spiegel, die Sophatische seltsam kindisch ausnahmen. Der Spukhäuser mit nachgewiesenem Geisterspuk gab es viele und auch unser Haus, in dem ich mit der Mutter wohnte, war sehr anrüchig. Es war ein winkeliges, unbequemes, unheimliches Haus, früher eine Klosterkirche. Das ehemalige Kloster war zu einem stattlichen Hause umgeschaffen und entsprach allen Forderungen, die man an eine moderne Wohnung machen konnte. An den gewölbten Kreuzgängen, den Hallen und Nischen im Hofe brauchte sich Keiner zu stoßen. Mit unserm Hause, der ehemaligen Kirche, hatte man weniger Umstände gemacht, wahrscheinlich, weil ein gänzlicher Umbau nicht thunlich war, denn die Mauern waren über Ellen dick. Man hatte einfach in halber Höhe ein Stockwerk hineingebaut, welches sehr große, aber niedere Zimmer ergab. In unserer Wohnung im ersten Stock setzten die Knäufe der Wölbung an, im zweiten Stockwerk schloß sich diese, was den Zimmern ein artiges, atrappenähnliches Aussehen gab. Das Haus ging unendlich in die Höhe, hatte ein steiles Dach, wie Ihr böhmisches Schloß, und Böden über Böden, war aber unten so unansehnlich, daß es mit seinen engen, niederen, falsch blickenden Spitzbogenthüren aussah, wie eine Falle im großen Stil, wie man sie von Papier für ahnungslose Fliegen macht. Sie finden sich hinein, aber kommen nicht wieder heraus.

„Natürlich spukte es in diesem Hause. Man sah ihm dieses von außen an. Die Familie, welche den zweiten und dritten Stock inne hatte, wußte auch viel zu erzählen von Thüren, die sich von selbst öffneten und schlossen, von Anklopfenden, welche nie hereintraten, von aufwaschenden Händen, welche nie rein machten. Das Hauptstück aber war ein graues, schattenhaftes Weib in alterthümlicher Kleidung, mit einem Gesicht, wie von Spinnweben, welches sich über die Schlafenden zu beugen pflegte.

„Diese Familie waren Schauspielerleute, welche sammt Söhnen und Töchtern auch außerhalb des Theaters schauspielerten. Es giebt Leute, welche die Lüge in sich derartig ausbilden, daß sie selbst daran glauben.

„Wir im ersten Stock gaben nichts auf dieses Gerede. Wir sahen und hörten nichts, weder anklopfen, noch aufwaschen, und die spukhaft aussehenden Weiber, welche uns frequentirten, reducirten sich auf Milch- und Gemüseweiber, welche am hellen Tage erschienen. Wir gehörten vielleicht zu den „robusten Wasserkrügen", mit denen sich Geister keine Ehre machen und daher nicht verkehren.

„Eines Nachts, es war Anfangs December, ein dicker, eisiger Nebel lagerte draußen, saß ich bei der hellen Lampe und dem warmen Ofen, in die Wonnen der Stricknadeln und eines angenehmen Buchs versenkt,

noch spät auf, nicht mutterseelenallein, wie man zu sagen pflegt, denn zwei Katzen und ein Hund waren bei mir. Dieser schnarchte unter dem Ofen, die eine Katze lag neben mir auf dem Sophakissen, die andere auf dem Flügel. Beide schliefen tief und fest. Spät bei dem Strickstrumpf und einem Buche aufzusitzen, war mir ein seltener Genuß. Es war damals Mode, bei einer Ausstattung recht viele Strümpfe zu stricken, gleich als ob die Füße in dem neuen Stande eine hervorragende Rolle zu spielen hätten. Man zerbrach sich den Kopf und fast die Finger, um Neues, nie Dagewesenes an künstlichen Rändern herzustellen. Meine Mutter hatte gegen diese exclusive Thätigkeit sehr viel einzuwenden und um zehn Uhr löschte sie die Lampe aus. Da wir in demselben Zimmer schliefen, so mußte ich auch zu Bett gehen und meinen oft nur zur Hälfte aufgebrauchten Sinn in die Kissen versenken.

„Meine Mutter besaß einige Stunden von der Stadt entfernt ein hochgewerthetes Bauerngut, dessen Felder aber für uns eitel Sorge und Verdruß trugen, auf dessen Wiesen Zank und Zwietracht wuchsen, an dessen Holz sich Zorn- und Zankfeuer entzündeten und dessen alljährliche Ernten Schaden, Einbußen und Processe waren. Dieses Gut schien ein Beutestück spitzbübischer, habsüchtiger, betrügerischer Pächter zu sein. Kaum schickte die Mutter den Einen fort, so kam ein Anderer, der noch viel habsüchtiger, betrügerischer und raffinirter war, als der Vorige und den Segen dieses Besitzes zu einer Geißel verkehrte. O, wie oft — wie oft habe ich gewünscht, innerlich — die Erde möchte sich aufthun und Wiesen und Felder, sammt Torfstich, Weiden und Wälder, Pächter und Pächterin mit eingeschlossen, verschlingen und in irgend ein besseres Land führen.

„Endlich kam der Tag, an dem es hieß: „Der Hof ist verkauft." Mir schwindelte ordentlich vor den ruhigen und friedlichen Tagen, die jetzt auf uns warteten. An dem bestimmten Tage, an dem der Abschluß des Verkaufs bei der örtlichen Behörde stattfinden sollte, war die Mutter fortgefahren. Ich erwartete sie diesen Abend nicht mehr, aber ich blieb auf.

„Es hatte elf Uhr geschlagen, der Nachtwächter hatte gerufen und plötzlich, wie von einem Schlag getroffen, fuhren beide Katzen blasend und pfauchend in die Höhe. Steifbeinig, mit gesträubtem Schweif, borstigem Rücken standen sie und starrten mit funkelnden Augen in die Ecke des Zimmers. Dieses war tief, aber ich konnte dort genau Alles erkennen, jede Franse, jede Falte des Bettes, das dort stand — ich gewahrte nichts.

„Was konnte das sein, was diese so intelligenten und zahmen Thiere so entsetzte? — Ein feindliches Reptil — wo aber sollte das herkommen? Im Hause gab es nichts dergleichen. Ich ergriff die Lampe, untersuchte Alles, leuchtete unter die Betten, überall hin, bis zu den Knäufen der Wölbung hinauf — nichts. Alles war so gewöhnlich, so nüchtern und natürlich und hölzern, als ein paar Betten und eine Nußbaumkommode nur sein konnten. Ich stand noch und sann und schaute, da

kam eine neue Ueberraschung, das Zimmer füllte sich mit einem Geruch, so scharf und ätzend, so überwältigend und antipathisch, daß ich mir nicht Zeit nahm, die Lampe auf den Tisch zu stellen, sondern sie auf den Boden stellte, um schnell das Fenster zu öffnen. In der Eile, zur frischen Luft zu gelangen, zerbrach ich eine Scheibe des Winterfensters, das schon eingehangen war."

„Die Thür der Unterwelt hat sich aufgethan und ihren Brodem herausgelassen", sagte die Majorin lächelnd.

Frau Stolle schüttelte den Kopf. „Nein", sagte sie. „Es war vielmehr, wie wenn der Kürschner eine lang verschlossene Kiste mit Wildfellen öffnet, scharf, penetrant zum Ersticken. Um einen Luftzug herzustellen, öffnete ich schnell die Zimmerthür. Dieses benutzte die Katze auf dem Sophakissen und entfloh. — Auch die andere schien sich zu ermannen. Mit sachten, prüfenden Schritten, immer die Augen in die verdächtige Ecke gerichtet, ging sie rückwärts, kam am Ende des Flügels an, fiel hinunter und riß einige Notenblätter mit sich. Ich ging, diese aufzuheben, und nahm mich dann auch der Katze an. Da erkannte ich die Ursache des Geruches. Die Katze hatte geschwitzt vor Angst. Ohren, der Kopf, die ganze Katze war feucht und klebrig. Ihr armes, kleines Gesicht, wie erlegen unter dem Schrecken, hatte einen fast menschlichen Ausdruck der Angst und des Flehens.

„Dieses schien mir sehr merkwürdig. Die Naturgeschichte sagt, daß Pelzthiere nicht schwitzen, weder die Ziege noch das Schaf, und auch die kleineren Pelzträger nicht. Der Hund schwitzt durch die Zunge. Während eines spätern Landlebens hatte ich Gelegenheit genug, Katzen zu beobachten in den kritischsten Lebenslagen, habe aber nie etwas Aehnliches bemerkt.

„Der Hund, wo war dieser? Ich suchte nach ihm in den beiden Zimmern. Gleich der Katze durch das Gatter schlüpfen, der die Wohnung abschloß, konnte er nicht. Er war zu dick dazu.

„Endlich fand ich ihn unter dem Sopha, das ein so niederes Gestell hatte, daß ich es nicht für möglich hielt, ihn da zu suchen. Aber er war doch dort; völlig gequetscht zog ich ihn hervor, und da lag er vor mir, zitternd und schauernd, mit glasigen Augen. Kein Trost verfing. Kaum sich selbst überlassen, suchte er sein Heil wieder unter dem Sopha, unter das er sich zwängte. Um es ihm zu erleichtern, legte ich ein dickes Buch unter.

„Was war es, was diese Thiere so aufregte, ihr ganzes Naturell verkehrte, was offenbar um mich webte und mir unvernehmbar blieb? Diese Frage beschäftigte mich lange, ehe ich einschlief.

„Ich erwachte. Ich glaubte kaum eine halbe Stunde geschlafen zu haben, aber es schlug drei Uhr.

„Ganz unten von der Straße herauf dröhnte auf dem hart gefrorenen Boden der Schritt eines einsamen Wanderers. Es fiel mir Anfangs auf, daß ich den Schritt so deutlich hörte, ich erinnerte mich alsdann, daß ich die äußere Fensterscheibe zerbrochen hatte.

„Der Wanderer kam näher, schien zu suchen, ging in dieses und jenes Haus, kam endlich auch an unseres und blieb stehen.

„Sogleich fuhr es mir durch den Sinn, daß dieser Mann ein Bote der Mutter sei. Wahrscheinlich hatte sie, wie schon oft, Papiere vergessen, welche zur Verhandlung nöthig waren, und schickte nun danach. Schnell war ich gekleidet und am Fenster, als es schellte. Richtig. Es war ein Bote. Aber seine Botschaft wollte er nicht auf der Gasse sagen. Er wollte in's Haus. Auf der Hausflur traf ich mit der Magd zusammen, die rückwärts schlief und durch die Hausglocke geweckt wurde.

„Der Bote ward eingelassen und seine Botschaft war, daß die Mutter auf der Heimfahrt mit dem Wagen gestürzt sei — einen kleinen Abhang hinunter. Sie war augenblicklich todt. — Im nächsten Dorfe habe es gerade elf Uhr geschlagen."

Laß blühen, was da blühen will!

Laß blühen, was da blühen will!
Wer mag's den Rosen wehren,
Wenn sie sich aus dem Kelche still
Und froh zum Lichte kehren.
Es ist nicht immer Maientag,
Es kommt der Winter, wo im Hag
Sich Busch und Bäume leeren.
So lang' die Rose blühen will,
Laß Rosen nur gewähren.

Wenn Dir's im Herzen blühen will,
So laß es auch gewähren,
Laß sich aus Nebeln froh und still
Den Seelenfrühling klären.
Glaub' nicht dem Wahn der Heuchelei,
Daß Glück und Liebe Sünde sei;
Laß besser Dich belehren.
So lang' Dein Herz nur blühen will,
O laß es frei gewähren.

Laß Deine Lieb' in Wort und That
Sich kräftig auch bewähren,
Und dem, der Dir vertrauend naht,
Zum steten Segen kehren.
O warte nicht den Tag erst ab,
Wo Du ihm Rosen auf sein Grab
Magst pflanzen unter Zähren.
So lang' das Leben blühen will,
Laß Liebe froh gewähren.

M. Hartschmidt.

Preußens Königliche Schlösser.

Von **George Hesekiel.**

Königs-Palais in Berlin.

Einige fangen jetzt an zu schreiben des „Kaisers" Palais; mit Unrecht. Denn über diesem Palais weht stets die Purpurstandarte der Könige von Preußen, so lange der Herrscher anwesend ist; die goldene deutsche Reichsfahne mit dem Eisernen Kreuz und mit dem Preußenspruch: Gott mit uns! wird nur bei großen Staatsacten und Repräsentationen über dem alten Schloß zu Cöln an der Spree aufgezogen, denn nur dort im Weißen Saal tritt der deutsche Kaiser officiell in den Vordergrund.

Königs-Palais hat keine besondere Geschichte; da, wo es nach den Linden zu steht, baute zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts der General Ernst von Weiler, der sich große Verdienste um die Brandenburgische Artillerie erworben hat, ein ganz stattliches Haus, das weitere Terrain, nach der Markgrafenstraße zu, gehörte zu einem Hause, d. h. Palast, der Herren Markgrafen von Brandenburg-Schwedt, von welchem die daraufstoßende Markgrafenstraße den Namen bekam. Beide Häuser kamen in andere Hände; des Generals von Weiler Sohn, Christian von Weiler, wurde, um einer immer noch nicht ganz aufgeklärten Liebesgeschichte willen, landflüchtig und starb als General in österreichischen Diensten. Was von dem Weiler'schen und dem markgräflichen Besitz nicht von der königlichen Bibliothek und dem Hause des Bibliothekars in Anspruch genommen wurde, wechselte die Eigenthümer, eine Zeit lang besaß es ein Herr von Bredow, bis König Friedrich Wilhelm III. hier in den Jahren 1834—1836 durch den Baurath Langhans das jetzige Palais für seinen zweiten Sohn, den Prinzen Wilhelm von Preußen, erbauen ließ. Die Front ist nicht imponirend, aber doch stattlich; über der Rampe erhebt sich ein von vier schönen Säulen getragener Balcon, Allen unvergeßlich: denn auf diesem Balcon erschien während der letzten Kriege die Königin, mit den Siegesdepeschen in der Hand, die sie, gewöhnlich durch den Generalintendanten von Hülsen, dem jubelnden Volke verkünden ließ. Ueber den Ecken stehen die preußischen Adler von Erz, den Fries decken Wappenschilde; das ganze Gebäude ist viel räumlicher, als es aussieht, es umschließt einen Sommer- und Wintergarten und man rühmt von ihm, daß es nicht nur aus lauter inländischem Material aufgebaut sei, sondern daß auch zu seiner innern Ausschmückung nichts verwendet worden sei, was nicht vaterländischen Ursprungs. Der Eindruck aber, den diese Ausschmückung macht, ist so, daß die deutschen Künstler alle Ursache haben, darauf stolz zu sein.

Wer das Recht hat, vor dem großen Portal auf der Rampe vorzufahren, tritt zunächst in die weite Vorhalle. Zu seiner Rechten hat er die Portierwohnung, das Bureau des Hofmarschalls und die Zimmer der Königstochter, der jetzigen Frau Großherzogin von Baden, in denen sie nichts verändert findet, wenn sie nach Berlin zum Besuch der Eltern kommt; vor sich

hat er das Treppenhaus. Links aber sind die Zimmer des Königs. Zunächst die Fahnenkammer, wohin die Fahnen und Standarten der Berliner Garnison gebracht, oder wie der militairische Terminus lautet, „abgebracht" werden; dann folgt das Vortragszimmer, wo der König die Audienzen ertheilt, Staatsgeschäfte erledigt, Meldungen annimmt ꝛc. In der Mitte dieses Gemaches steht ein großer, viereckiger Tisch, mit grünem Tuch überzogen, darauf ein mächtiges, gußeisernes Schreibzeug; hier giebt König Wilhelm seine Unterschriften, um diesen Tisch sitzt das Ministerconseil, hier wird das Reich regiert, während die militairischen Meldungen meist im Fahnenzimmer, die auf das königliche Haus und den Hofstaat bezüglichen im innern Arbeitszimmer entgegengenommen werden. Auf einem Tisch sieht man hier ein Tableau des Schlachtfeldes von Königgrätz, auf einem andern am Fenster eine kostbare Sammlung von Gegenständen aus Lapis Lazuli; der König hat eine besondere Vorliebe für diese blauen Halbedelsteine und viele Jahre an dieser Sammlung gesammelt. Am Fenster hängt hier auch der Barometer, den der König, besonders zur Manöverzeit, jeden Morgen sehr aufmerksam prüft.

Das letzte ist das Arbeitszimmer des Königs. Wer hat ihn nicht schon an jenem Fenster gesehen und begrüßt, den königlichen Herrn? Von dort aus seinen Gruß dankbar empfangen? Vor den Fenstern nach dem Opernhaus zu ist eine kleine, grüne Veranda, von wildem Wein verdeckt, an dem linken Fenster steht König Wilhelm's Schreibtisch. Das Schreibzeug ist von Porzellan, daneben stehen Bilder der Kaiserin-Königin als Braut und seiner Schwester Charlotte, als Braut des Großfürsten Nicolaus; dann eine große Anzahl gewöhnlicher photographischer Karten, die Kinder und Enkel des Königs; darüber die weißen Marmorstuetten Friedrich Wilhelm's III. und des Großen Königs, sie tragen Lorbeerkränze. Ueberall sieht man hier kunstreiche Handarbeiten der Königin Augusta. Auf jener Ecke des niedrigen Kartenschrankes steht jeden Morgen die Platte mit dem Frühstück des Königs, ein belegtes Butterbrod und ein Glas Ungarwein; nur zur Hummerzeit wird ein wenig von diesem geharnischten Seethier zugefügt, das König Wilhelm vorzüglich liebt.

In den fünfziger Jahren sah man die Fenster nach der Veranda zu einen großen Theil der Nacht hindurch erhellt; man konnte sehr spät vorüber kommen, diese Fenster waren immer noch hell. Es wurde viel erzählt damals von den hellen Fenstern, später wurde das Geheimniß derselben klar. Damals arbeitete in seiner stillen Nacht der Prinz von Preußen die Pläne zur Reorganisation der preußischen Armee, ohne welche Deutschland heute nicht Deutschland wäre.

Aus des Königs Arbeitszimmer führt eine Thür rechts in die Bibliothek, aus welcher eine eiserne Wendeltreppe hinauf in die Gemächer der Kaiserin führt; dieser folgt, neben dem Vortragszimmer, das kleine, schlichte Schlafzimmer.

Das einzige Fenster des Schlafgemachs geht nach dem Garten; dem Fenster gegenüber steht in einer Nische das echt berlinerisch schmale Bett des Königs mit einem hohen Kopfpfühl und der gesteppten grünseidenen Decke. Die Schränke mit den Uniformen decken die Wände, an einer derselben läuft ein eisernes Geländer hin, auf dem die Degen und Säbel des großen Soldaten liegen, die Körbe in ledernen Hüllen, jede Waffe mit einem schriftlichen Vermerk ihrer Bedeutung auf Pappe, es sind mehr als fünfzig. Auch eine

Pyramide von Stöcken ist zu bemerken; leider sind die Stöcke ohne Vermerk, obwol sie für den Kaiser alle ihre Bedeutung haben. Auf einem alten Schreibtisch steht die bekannte Büste der Königin Luise nach der Todtenmaske, auch ihr hat des treuen Sohnes Hand einen Lorbeerkranz aufgesetzt.

Die Toilette ist klein und fast ärmlich und der Nachttisch am Bett von Kiefernholz, mit Wachstuch überzogen, Kiehn, sagt der Berliner. Bemerkenswerth sind im Schlafzimmer und der Königswohnung überhaupt die vielen Uhren.

Nach dem Schlafzimmer kommt das gelbe Cabinet und das Adjutantenzimmer, durch welches Alle passiren müssen, welche zum König geführt werden. Diejenigen, welche nicht das Recht haben, auf der Rampe vorzufahren, treten durch das Seitenportal ein, welches in dem Durchgang ist, der von den Linden nach der Behrenstraße führt, an diesem Portal fährt auch des Königs einfache, offene Kalesche vor mit den schwarzen Trakehnern. Hier fuhr der Wagen auch vor 1870, als er in den Feldzug nach Frankreich zog; hier kommen die Besucher zunächst auf den Flur und in das sogenannte Durchgangszimmer, dann in die Waffenhalle und endlich in das Adjutantenzimmer. Hinter der Waffenhalle ist der Garten, dann Remisen und Ställe, endlich der Hof und das Gebäude, welches nach der Behrenstraße zu die rückseitige Front des Palais bildet, in welchem sich Wohnungen für die Damen des Hofes und verschiedene Bureaus befinden.

J. M. die Kaiserin und Königin bewohnt den obern Stock des Palais. Aus dem Vorzimmer, das man dort zuerst betritt, führt die Thür rechts zu dem Wintergarten, die links in den Balconsaal, die, welche man vor sich hat, in den blauen Salon. Aus dem Balconsaal tritt man gerade aus auf den Balcon.

Auf der linken Seite, wenn man sich auf den Standpunkt des vor dem Palais stehenden Beschauers denkt, gerade über den Zimmern des Königs, sind die der Königin. Zuerst ist hier das Audienzzimmer, dann folgt das Wohnzimmer und endlich, nach dem Opernplatz zu, an der Ecke, das Arbeitszimmer der Königin. Die Wände sind mit rothem Damast bekleidet, die Meubles sind Boule, am Fenster steht der Schreibtisch; der ganze Raum ist durch Polsterbänke und grüne Wände von Pflanzen in eine ganze Anzahl der traulichsten Plätze eingetheilt. Daneben, nach der königlichen Bibliothek zu, das Schlafzimmer, daran, nach dem Garten hinaus, das Toilettenzimmer, dann das blaue Cabinet und der blaue Salon, aus dem man wieder in das schon erwähnte Vorzimmer tritt.

Auf der rechten Seite liegt neben dem Balconsaal das Malachitzimmer, in rothem Damast, das seinen Namen von den schönen Malachitvasen hat; dann an der Ecke der kleine Speisesaal, dann folgt der Marmorsaal, eine Rotunde, mit der von Säulen getragenen Kuppel, dann die gelbe Galerie, mit farbigen Marmorsäulen und gelben Damastvorhängen, endlich der Adlersaal, mit seinen weißen Marmorsäulen und den Ornamenten von Goldbronze; er hat seinen Namen von einem riesigen Adler von Marmor, einem Werke Rauch's, der dort seine gewaltigen Flügel entfaltet. Die schmale Galerie daneben heißt das chinesische Cabinet.

Alle diese Räume sind auf's Reichste mit wirklich königlicher Pracht ausgestattet; aber man wird sich dessen kaum bewußt, weil der Reichthum hier in seiner edelsten Gestalt, im Gewand des besten Geschmacks auftritt.

Diese Räume sahen in den Septembertagen des Jahres 1872 jene

Drei-Kaiser-Zusammenkunft in festlichster und heiterster Weise zugleich; in dem runden Saal war der deutsche Kaiser in österreichischer Uniform der verbindlichste Wirth, neben ihm die deutsche Kaiserin in goldgesticktem Tüll mit Wasserlilien garnirt; um Hals und Haupt trug sie ihre großen, in Brillanten gefaßten Smaragde, ein Schmuck ohne Gleichen; der Kaiser Franz Joseph von Oesterreich, fast jugendlich noch auftretend, scherzend in einem Kreis von funkelnden Damentoiletten; ihm stand unsere Kaiser Franz-Grenadier-Uniform sehr gut und das große Orangeband vom Schwarzen Adler nicht minder. Die mächtige Imperatorgestalt des Kaisers von Rußland bewegte sich mit ruhiger Würde; man sah dem hohen Herrn an, daß er sich im Familienkreise fühlte. Er war ganz der Sohn unserer Prinzeß Charlotte, der Enkel Friedrich Wilhelm's III. und der Königin Luise, und so fand sich denn ganz natürlich zu ihm der tapfere und getreue Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, desselben Preußenkönigs Enkel. Die Frau Großherzogin von Baden, in blaßrother Gaze und Moosrosen, half als Tochter des Hauses, so zu sagen, die Honneurs machen; sie half ihrer kaiserlichen Mutter wirklich, denn an jenem Abend war die Kaiserin Augusta in der That die liebenswürdige Wirthin, das belebende Princip der Gesellschaft. Ihre königliche Hoheit die Frau Prinzessin Karl erschien ganz preußisch in weißem Tüll mit schwarzen Sammetbandeaux und sprach lange mit dem Fürsten Gortschakoff und dem Grafen Andrassy, Politik war's wol nicht, was da verhandelt wurde, sie sahen alle Drei zu heiter d'rein, aber Preußen war jedenfalls gut vertreten. Dann sah man wieder die drei Kaiser zusammen sitzen an einem Tischchen, fürwahr, drei schöne Männer; der Jüngste unter ihnen vertrat das älteste, der Aelteste das jüngste Reich; die Dame in himmelblauer Seide und Tüll mit weißer Spitze und Rosen ist die Frau Kronprinzessin, und das heitere Lachen in jener Gruppe von Fürsten, Prinzen und Generälen verräth ihr die Nähe des Gemals, lächelnd blickt sie hinüber.

So war's am 10. September 1872 in Königs Palais, beim letzten Fest der Drei-Kaiser-Zusammenkunft.

Kronprinzen-Palais in Berlin.

Als wir, die wir jetzt alt sind, noch Knaben waren, hieß das schlichte Wohnhaus, dem großartigen und prachtvollen Schlüter'schen Zeughause gegenüber, „Königs-Palais". Wir aber zogen ehrfürchtig die blauen Mützchen und schielten halbrechts, denn dort wohnte der „alte Herr", vor dem nicht nur der Vater, sondern sogar der Oheim, der auch Soldat gewesen war, einen so tiefen Respect hatten, daß sie sich „gerade richteten", sobald sie von ihm sprachen. Der „alte Herr!" oh! wir haben ihn noch oft gesehen, er gefiel uns zu Pferd noch besser als zu Fuß, uns Jungen nämlich, und die Bärendecke mit dem Gardestern, die ihm als Schabracke diente, war noch lange für uns das höchste Prachtstück. Dort an dem Fenster, das nach den Linden sieht, stand Friedrich Wilhelm III. sieben Tage vor seinem Tode noch und blickte nach der Truppenaufstellung bei der Grundsteinlegung zum Denkmal des Großen Friedrich, der es dem Knaben vorausgesagt hatte, daß er als König sich Schlesien nicht wieder nehmen lassen werde. Die Truppenaufstellung damals commandirte Prinz Wilhelm von Preußen, der jetzige deutsche Kaiser, der in jenem schlichten Hause dem Zeughaus gegenüber geboren

wurde. An jenem Fenster haben wir den „alten Herrn" mit vielen Berlinern zum letzten Mal gesehen, aber der Respect vor ihm starb in uns nicht mit ihm.

Als wir zum ersten Mal hörten, wie ihn die Kritik anfocht und ihm arg zusetzte, da faßten wir's kaum; den Großen Friedrich wagten wir schon zu kritisiren, aber den „alten Herrn", das wagten wir noch nicht, weil es zugleich eine Kritik über Vater und Mutter, über Oheim und Großvater, über Alle war, denen wir Pietät schuldeten.

Als wir nach den Märztagen 1848 nach Berlin kamen, glaubten wir erst zu träumen, dann wurden uns die Augen naß, als wir die Tricolore der Revolution am First vom „Königs-Palais" wehen sahen. Wir wissen, daß damals Hunderten ähnlich so wie uns zu Muthe gewesen. Aber eine grundlose Pietät war es auch nicht; es war ein wohlbegründeter Respect, den wir vor dem „alten Herrn" hegten, und der ist uns bis auf diesen Tag geblieben, wenn wir auch jetzt selbst Kritik üben, freilich nicht in der beliebten Weise des Königs Kambyses, mit der man bekanntlich auch einem steinernen Kalbe noch das Fell abziehen kann.

Der alte Herr war noch ein junger Herr, von dem der Moniteur der einen und untheilbaren französischen Republik in seiner geschmackvollen Schreibweise meldete: „le jeune tyran de Prusse épousa la fille Mecklembourg!" als er das Haus bezog und dort jenen Haushalt begründete, an dessen Muster sich das deutsche Familienleben wieder aufrichtete, dessen Einfachheit selbst in ihrer Uebertreibung noch achtbar war.

Der Kronprinz, und nach ihm der König bis zum Tode der Königin, bewohnte die Zimmer des Hauses zu ebener Erde beim Eintritt zur rechten Hand; hinter dem Fahnenzimmer das Eckzimmer war das, wo er die Vorträge empfing. Die Gemächer darüber, durch eine Treppe in Verbindung mit denen des Königs, bewohnte die Kronprinzessin, die Königin Luise, und ihre Kinder hatten die Eltern stets bei sich. Das Schlafzimmer der Königin Luise war vor Kurzem noch unverändert; man zeigte uns dort ihre goldene Toilette und ihre Bibel. Nach dem Tode der Königin hielt sich der König meist oben in den Räumen auf, die sie, die Unvergeßliche, bewohnt. Noch lange Jahre nach des Königs Tode schien der Respect vor dem „alten Herrn" die Räume zu schützen, in denen er mit „seiner Frau und seinen Kindern" gelebt; erst als sein Enkel, Prinz Friedrich Wilhelm, jetzt der Kronprinz, der das Haus von seinem Großvater geerbt, sich die englische Braut über's Meer holte, wurde ein Neubau vorgenommen, der aus dem fast bürgerlichen Wohnhaus ein Palais machte. Da traten mit großer Grandezza Säulen vor das Portal, da erhob sich ein zweites Stockwerk, da schmiegte sich eine grüne Veranda an die Seite an, da dehnten sich im Hof die Flügelgebäude länger. Aeußerlich ist das alte Königs-Palais verschwunden, es steht nur in der Erinnerung noch vor unseren Blicken. Und im Innern ist's eben so; die schöne Vestibule mit dem prächtigen Treppenaufgang, reich und künstlerisch, führt zu Gemächern, in denen Geschmack und Reichthum herrschen, wie sie der „alte Herr" nicht kannte und nicht liebte. Aber das Beste ist doch geblieben, das deutsche Familienleben Friedrich Wilhelm's und seiner Luise, es lebt und blühet auch noch in den reicher ausgestatteten Räumen in alter Einfachheit, in alter Herzlichkeit.

Die Wohnung des „alten Herrn" zu ebener Erde rechts bewohnen jetzt Hofdamen, links ist das Adjutantenzimmer; die Gemächer der Königin Luise

oben rechts bewohnt die Frau Kronprinzeſſin, links ſind die Zimmer des Kronprinzen, unter denen ſich beſonders der blaue Salon hervorthut, den die Portraits aller Könige und Königinnen von Preußen in ſilbernen Rahmen zieren. Friedrich Wilhelm und Luiſe ſind, wie billig in dieſem Palais, in ganzer Figur und Lebensgröße dargeſtellt. Das Arbeitszimmer des Kronprinzen iſt das Eckzimmer nach der Commandantur zu; es zeigt faſt die Einfachheit ſeines Großvaters. Hinter dieſen Wohnzimmern iſt der frühere Thronſaal, den der „alte Herr" in ſeine Hauskapelle verwandelte und eben ſo ſinnig als ſtilvoll ausſtattete. In dem Seitenflügel daran iſt das Theezimmer mit einer ſchönen Marmorbüſte des Prinzen Albert, des Vaters der Frau Kronprinzeſſin, dann folgt ein Speiſeſaal, dann eine Galerie, die als Tanzſaal benutzt wird, und endlich die Rotunde, die mit Bildern, Büſten und Medaillons ausgeſtattet, eine künſtleriſche Hochzeitsgabe voller Beziehungen für das kronprinzliche Paar, als es neuvermält dieſes Palais bezog.

Das zweite neu aufgeſetzte Stockwerk bewohnen die kronprinzlichen Kinder.

Aber die hiſtoriſchen Erinnerungen, welche ſich an das Kronprinzen-Palais knüpfen, beginnen nicht erſt mit Friedrich Wilhelm und Luiſe; ſchon über hundert Jahre früher ließ hier der Große Kurfürſt ein Haus bauen für den pfälziſchen Löwen, für den Herzog von Schomberg, den ſie den erſten Soldaten Europa's nannten. Schomberg hatte Ludwig XIV. den Stab des Marſchalls von Frankreich, den er ſo ſiegreich geführt, um des Bekenntniſſes willen zurückgegeben und war Feldmarſchall von Kurbrandenburg geworden. Schomberg war auch Gouverneur von Berlin geweſen und als er in der Schlacht am Boyneſluß den Heldentod geſtorben, bewohnten ſein Haus ſeine Nachfolger im Gouvernement Berlins; die Generalfeldmarſchälle Graf Flemming, Graf Barfuß und Graf Wartensleben, und darum heißt das Haus im alten Berliner Hypothekenbuch, gar nicht unfein, das „königliche Generalfeldmarſchallshaus". Im Jahre 1732 ließ nun König Friedrich Wilhelm I. dieſes Haus für ſeinen Kronprinzen Friedrich umbauen, der es auch im folgenden Jahre mit ſeiner Gemalin Eliſabeth Chriſtine von Braunſchweig bezog. Dieſes Geſchenk war das Pfand der väterlichen Verzeihung, es war der Schluß der Tragödie von Küſtrin; der deſertirte Oberſtlieutenant Fritz war wieder in die Armee aufgenommen. Die Prinzen des hohen Königshauſes genießen beim Avancement die einzige Vergünſtigung, daß ſie ſtets vom Major gleich zum Obriſt avaneiren. Nach einer Sage aber ſoll kein Prinz von Preußen Obriſtlieutenant werden, weil Kronprinz Fritz als Obriſtlieutenant der Deſertion ſchuldig erklärt wurde.

Als Friedrich König wurde, gab er ſein Palais ſeinem Bruder Auguſt Wilhelm; hier iſt König Friedrich Wilhelm II. geboren; Auguſt Wilhelm's Wittwe, die Prinzeſſin von Preußen, bewohnte das kronprinzliche Palais bis an ihren Tod 1780.

König Friedrich Wilhelm II. ließ 1793 das Palais für den Kronprinzen in Stand ſetzen, der es am erſten Weihnachtsfeiertag 1793 mit ſeiner jungen Gemalin bezog; zugleich wurde es durch einen Schwibbogen über die Oberwallſtraße hinweg mit dem Palais des Prinzen Ludwig, der durch ſeine Vermälung mit der Schweſter Luiſen's der Schwager ſeines geliebten Bruders wurde, in Verbindung geſetzt. Dieſes Palais liegt auf dem Grund und Boden, den der General von Bechefer von Friedrich Wilhelm I. zum Geſchenk erhielt; Bechefer's Schwiegerſohn, der Großkanzler von Coceji,

verkaufte den Platz an den nicht eben rühmlichen Markgrafen Heinrich von Brandenburg-Schwedt, mit dem die markgräfliche Linie des Hauses Brandenburg im Mannesstamm ausging. Dieser baute für seine Töchter (Friederike, starb als Fürst-Aebtissin von Herford und Luise, starb als regierende Herzogin von Anhalt-Dessau) das Palais, welches schon damals das Prinzessinnen-Palais genannt worden sein soll. Nach Anderen erhielt es diesen Namen erst, als die Prinzessinnen Charlotte (Kaiserin von Rußland), Alexandrine (Großherzogin von Mecklenburg), Luise (Prinzeß Friedrich der Niederlande) nach dem Tode der Königin Luise dort wohnten, bis sie sich vermälten. Später wohnte Prinz Albrecht im Erdgeschoß bis zu seiner Vermälung; das obere Stockwerk aber bezog die Fürstin von Liegnitz bei ihrer Vermälung mit dem Könige; sie lebt dort noch heute ihr stilles Wittwenleben. In dem kleinen Garten stehen die Broncebüsten der drei Königstöchter.

Es ist das kronprinzliche Palais so recht eigentlich eine Wohnuug der Kronprinzen und der Feldmarschälle und es ist doch ganz hübsch, daß der jetzige Hausherr doppelt Kronprinz, des deutschen Reiches und von Preußen, und doppelt Feldmarschall, von Preußen und Rußland ist.

Adolf Wilbrandt.

Von **Arnold Wellmer.**

„Es ist nicht schwer,
Glücklich zu sein, wenn man ein Mensch ist! — Gute Nacht!"
A. Wilbrandt: „An meinen Vetter."

Es war im April 1870. Die Welt lächelte noch im tiefsten Frieden. In dem schönen Schloßpark zu Stuttgart grünte und blühte, leuchtete und duftete, summte und sang der Frühling. Und durch all' die Erdenpracht und Fröhlichkeit spazierte ich mit dem guten, lieben, wunderlichen Jacob Corvinus, der seit Jahren sein Junggesellenstübchen aus der Berliner Sperlingsgasse mit einem traulichen Heim am Neckar vertauscht hatte — traulich durch Weib und Kind und Kegel! Und beim Spazieren plauderten wir . . . nun, wie ein paar Federmenschen wol mit einander plaudern, wenn sie es treuehrlich meinen mit ihrem sauren — und doch so unwiderstehlich süß lockenden Handwerk, von dem noch Keiner freiwillig hat lassen können, war er einmal eingetragen in die stolzen Gildenbücher, die man nennt: Druckkataloge! — sei es als Meister, Lehrling oder Gesell. Wir plauderten aber auch, wie ein paar ungefederte Menschen, denen noch ein Herz in der Brust knospet, in das just die liebe Sonne so recht herzlich warm und fröhlich hinein lacht . . . Da muß . . . da muß es Frühling werden!

An dem rosigen Blüthenzweige eines veredelten Mandelbäumchens naschte ein gelber Citronenfalter . . . „Gaukelnder Eintagsscribler!" brummte Jacob Corvinus. „Was trägt er von all' dieser Blüthenpracht nach Haus, um es dort in stiller Kammer mit treuem Fleiß für kommende Tage — Jahre zu verarbeiten: zum Nutzen und zur Lust Anderer und zur eigenen Freude? Kein Tröpflein Süßigkeit, kein Körnchen zum Sattwerden, kein Stäubchen für die Dauer! Alles eitel Gaukelei und Augenverblendung für Secunden! Elende Maculatur schon unter der Druckerpresse! Da lob' ich mir die kleinen, braunen Gesellen im schlichten Werkeltagskleide, die da unten in den blauen und gelben Kelchen der Crocos so emsig rumoren — sum! sum! brum! brum! — ja, die arbeiten! Dies ist die treue, fleißige Vorarbeit — sie sammeln Stoff! Und wie wird der dann durchgearbeitet: durchgegrübelt, durchgeknetet, zerrissen, zerfasert, sortirt, filtrirt . . . hier — unterwegs — überall, wo es summt und brummt. Aber zu Hause, in der Stille der Werkstatt, geht die eigentliche ernsthafte Arbeit erst recht im Schweiß und unter Schmerzen an: Schaffen und Bauen und Aufspeichern von Süßigkeit und Nahrung — für die liebe Welt und für den eignen Winter . . . O, wie unendlich viel können gerade wir großen, klugen Bücherschreiber von diesen kleinen dummen Bienen lernen! — Wäre ich commandirender Generalfeldmarschall über die Legion kleiner und großer Federhelden — hei! wie gründlich wollt' ich meine Armee reorganisiren! Nonum in annum sollten mir die Recruten, Unter- und Oberlieutenants, ja sogar eine leider nicht kleine Anzahl von Stabsofficieren uud Generalen Vormittags hinter den einsammelnden Bienen her nacherercirren und Nachmittags — ja, da gäb's einige Instructionsstunden im Bienenhause, das Auge vor dem Glastäfelchen, durch das man die kleinen Künstler bei ihrer Arbeit in der Werkstätte

ſtudiren kann. Glauben Sie mir, nicht neunundneunzig Procent der heutigen Maculatur käme auf den Büchermarkt und von dort in die — Papierſtampfe ... Wie bitter Wenige ſind's doch unter uns Vielen, die ſich auch nur beſtreben, ſo zu ſchreiben, mit Anſpannung aller Geiſtes- und Herzensfaſern, daß ſie morgen noch mit Freude und Genugthuung auf ihr heutiges Tagewerk zurückblicken können. Bogen füllen, Bogen zählen! Das iſt das Streben und der Stolz der Meiſten. Und doch meine ich, müſſen wir uns redlich bemühen, ſo zu ſchreiben — Jeder nach ſeinen Kräften — daß dereinſt — in den Tagen, von denen der Weiſe ſagt, ſie gefallen uns nicht, wo der Herbſtwind falbes Laub fegt oder gar ſchon der Winter froſtig drein ſchneit, wo die vergeßliche Welt uns fallen ließ, uns und unſere Werke in den Winkel ſchob und fingerdicken Staub auf unſere Namen und Herzensblüthen ſtreute — — ja, daß dann unſere Bücher unſere beſten, unſere treueſten ... vielleicht die uns noch übrig gebliebenen einzigen Freunde ſind, die uns über jene dunklen bleiernen Stunden hinweghelfen, in denen uns grauen will ... vor dem Lebendig-Geſtorben ſein ..."

Ich nickte ernſthaft und drückte dem Freunde die Hand. Stumm, gedankenvoll gingen wir eine Weile neben einander her. Dann blieb Jacob Corvinus vor einem duftigen Hyacinthenbeet, eingefaßt von roſigen Leberblumen und ſammetaugigen Aurikeln, mit dem ihm eigenen ſinnenden Kopfnicken ſtehen und ein ſonniges Lächeln lag auf ſeinen Lippen und ſeine Stimme klang weich: „Goethe ſagt, die Sonne unſeres Lebens ſteht nur ein Mal auf der vollen Mittagshöhe — und dann nie wieder! Und dennoch glaube ich: meine Lebensſonne hat mich ſchon drei Mal von ihrem höchſten Höhepunkt gleich ſtrahlend angelächelt. Ueber dieſe Sonnenblicke wird — kann nichts darüber gehen. Ich verlange auch nichts Strahlenderes. Zum Glück liegen immer Jahre zwiſchen ſolchen ſeltenen Sonnenblicken, daß wir ihnen nicht erliegen, wie die übermüthige Semele dem Anblick des Olympiers ... Die Sonnenhöhepunkte meines Lebens ſind: Der erſte Brautkuß! — Das erſte Buch von Jacob Corvinus! — Das erſte Lächeln meines Kindes!"

... Unſere Gedanken kommen und gehen ungerufen und oft in recht wunderlichen Sprüngen. So fiel mir jüngſt an einem nebeligen Novemberabend im Wiener Burgtheater jener ſonnige Frühlingstag im Stuttgarter Schloßpark ein — und der gute Jacob Corvinus und ſeine goldenen Worte von den gaukelnden Eintagsſcriblern und den emſigen, gewiſſenhaften Bienenfedern, den treuſten gedruckten Freunden im Alter und den Sonnenhöhen des Lebens traten vor meine Seele ...

Vor mir auf der Bühne zog eine uralte — und doch ſo lebensfriſche Römertragödie vorüber ... Wie wußte ſie das Auge zu feſſeln, den Geiſt zu entflammen, das Herz zu rühren und zu — erſchüttern! Und den tauſend Menſchenkindern und Menſchenherzen rings herum erging es nicht anders ... Das blitzte aus ihren Augen, glühte von ihren Wangen, bebte von ihren Lippen. Solch brauſenden Jubel hatte das alte Haus ſeit Jahren nicht gehört. Und der wuchs von Scene zu Scene, von Act zu Act ... Als der Vorhang zum dritten Mal ſank, wollte der Beifalljubel gar nicht wieder enden — — bis ein junger Mann mit dunklem Haar, wunderbar leuchtenden Augen und freuderoſigen Wangen an die Brüſtung einer Loge vortrat und ſich dankend verneigte ...

Wie ſie ihm zujauchzten — ihm, dem glücklichen Dichter!

Welche Gedanken wol in jenen Minuten seine Seele — sein Herz, bewegten?

Er hat sie uns nicht verrathen. Aber wie konnten es andere sein, als die unsern alten Jacob Corvinus freudegewaltig durchzitterten — bei seinem ersten Buche, in dem er sich einen sichern Freund für's Alter erschrieben hat, beim ersten Brautkuß und dem ersten Lächeln seines Kindes: „Dank! Dank! für diesen leuchtendsten Sonnenblick -- für diesen Höhepunkt meines Lebens."

Der Name des glücklichen Dichters ist: Adolf Wilbrandt! Der Titel seines jüngsten und größten Triumphes: Gracchus, der Volkstribun!

* * *

„Und Rostock liegt in Mecklenburg!" — heißt's in einem alten Studentenliede, das sämmtliche deutsche Universitätsstädte die kritische Revue passiren läßt und von der mecklenburgischen Musenstadt weiter nichts zu sagen weiß, weder Gutes, noch Schlimmes. Und doch liegt in diesem kurzen burschikosen Spottwort eine furchtbare Anklage gegen das alte Obotritenland — nein, nur gegen das mittelalterlich finstere Feudalwesen, das dort wie ein ewiger Mehlthau auf Blättern und Blüthen, auf Geistern und Herzen lag und von welchem erst der jüngste Frühlingssturm, dem wir so viele fröhliche Umwälzungen im deutschen Lande danken, ein gut Theil fortgefegt hat.

In dieser Stadt Rostock, in diesem Lande Mecklenburg, wurde unser Adolf Wilbrandt am 24. August 1837 geboren.

Sein Vater war ein bedeutender Philologe und Universitätsprofessor, in den weitesten Kreisen als starker, freisinniger Charakter und echter deutscher Ehrenmann geliebt und geachtet. Wie haben die Feudalen diesen „Demokraten" gehaßt und verfolgt — viele Jahre hindurch! Es gelang ihnen sogar, in den fünfziger Jahren, als die Reaction so stolz und kühn das Haupt wieder erhob, das die Feudalritter 1848 so demüthig und angstvoll hatten ducken müssen, in dem Berlin-Mecklenburgischen Hochverrathsprocesse, den Rostocker Professor Christian Wilbrandt, als Führer und Verführer der demokratischen Partei zwei Jahre lang in Untersuchungshaft festzuhalten. Dann wurde der „Demokrat" freilich als unschuldig „von der Instanz absolvirt", seinem Amt und seiner Familie wiedergegeben . . . Aber konnte man ihm und den Seinen diese zwei Lebensjahre zurückerstatten? Die vielen, vielen Tage und Nächte voll Kummer und Angst und Sorgen wieder auslöschen? Und es waren gerade zwei Jahre, in denen im Hause zehn Kinder hoffnungsvoll heranblühten. Wie fehlte dem Vater in der Zelle ihr Kinderlächeln, ihre Liebe — ja, die liebe Noth und Arbeit, sie zu erziehen! Und, wie fehlte erst der armen Mutter und den Kindern der liebende, rathende, leitende, treue Vater! Es war, als sei ihnen die Sonne untergegangen.

„Erziehung durch Schicksale" heißt eine alte Kindergeschichte unserer Jugend. Sicher sind diese beiden traurigen Jahre von bedeutsamstem Einfluß auf die Herzens- und Charakterentwickelung des jungen Adolf Wilbrandt gewesen. Sie haben den sinnenden Lebensernst, die grübelnde Beschaulichkeit der Welt da draußen und der Welt in der eignen Brust, die ernsthafte Arbeitsfreudigkeit, die treue Liebe zum großen, deutschen Vaterlande, für das der Vater sein Leben lang kämpfte und litt, den unversöhnlichen Haß gegen alle Lüge und Gemeinheit, das Bedürfniß und den Stolz der Freiheit und den unbeugsamen Charakter in der jungen Brust geweckt und den Dichter und Menschen erziehen helfen, wie er jetzt fertig vor uns steht.

Aus den ersten Kinderjahren Adolf Wilbrandt's wissen wir sehr wenig. „So lange ich denken kann" — erzählte er uns jüngst auf einem Spaziergange durch den abenddunklen Prater — „habe ich auch gedichtet und Komödie gespielt. Alles, was mir vor die Augen und unter die Hände kam, wurde mir unversehens zu Reimen, Geschichten, Komödien. Meine liebe Mutter war meine Vertraute — hab' doch auch ich:

„Vom Mütterchen die Frohnatur,
Die Lust am Fabuliren!"

— leider aber auch, was Frau Aja und ihr großer Wolfgang nicht hatten, die bösen — Nerven. Ich meine die Frohnatur, die mir meine Lustspiele dictirte. Hatte ich als kleiner Bube etwas gereimt, so lief ich zur Mutter und ich bewundere heute die Geduld ihrer Liebe, mit der sie mir lächelnd zuhörte. Als achtjähriger Junge hatte ich schon einen dicken Band — ich sehe heute noch seinen rothen Deckel — vollgeschrieben und ich flog damit stolz zur Mutter: sie möchte das doch auch so schön drucken und einbinden lassen, wie die vielen Bücher des Vaters . . . Als die Mutter aber kopfschüttelnd sagte: das Drucken und Einbinden würde sicher fünfzig Thaler kosten und so viel Geld sei nicht in meiner Sparbüchse! — da zog ich mich und mein erstes Opus doch etwas kleinlaut zurück. Selbstverständlich aber war es mir, daß späterhin mein rothes Buch und noch viele, viele Bücher dazu gedruckt würden. Niemals, selbst nicht in den dunkelsten Stunden meiner Knaben- und Jünglingsjahre ist mir der geringste Zweifel gekommen: ich könne am Ende doch etwas Anderes werden oder gar werden müssen, als: Bücherschreiber und Komödienmacher!"

Und dennoch finden wir den Studenten Adolf Wilbrandt an der Universität seiner Vaterstadt mit einem Eifer Institutionen und Pandecten tractiren, als wäre ein mecklenburg-schwerinischer Amtsrichter das höchste Ziel seines Lebens. Aber nicht mit geringerm Eifer warf der junge stud. jur. sich ein Jahr später in Berlin und zuletzt in München der Philosophie und Geschichte in die Arme, daß er schon mit zweiundzwanzig Jahren seinen wirklichen Doctor der Philosophie machen konnte — keinen Rostocker und Jenenser in absentia für achtzig Thaler! Und warum „sattelte" er auf Universitäten so oft um? War das etwa ein Schwanken und Wanken zwischen Brodstudium und Neigung? Nein! Sein Lebensweg als Dichter und Schriftsteller lag vor dem jungen Studenten schon so sonnbeglänzt klar und bestimmt vorgezeichnet da, als er der Rostocker Magnificenz den Handschlag darauf gab: keine magnifiquen Fenster einzuwerfen und keine Nachtwächter zu prügeln! Und er würde als berufener Dichter lieber gehungert, als nach den leckersten Früchten eines berufslosen Brodstudiums die Hand ausgestreckt haben. Wir wissen ja bereits, daß Adolf Wilbrandt von Jugend auf ein — Charakter ist. Wie die Rechte, Philosophie und Geschichte, so studirte er mit gleichem Eifer die alten Griechen und Römer, die neuen Sprachen, Kunst- und Culturgeschichte, Physik und sonstige „Allotria" für einen „Dichter" . . . aus purstem Wissensdurst und unwiderstehlichem Lerndrang. So ist Adolf Wilbrandt einer unserer vielseitigst und gründlichst gebildeten Schriftsteller geworden. Und selbst heute noch, wo er wol unbestritten den ersten Rang unter den lebenden Dramatikern einnimmt, kann er sich, zu seiner „Erholung", ausruhend vom dramatischen Schaffen, wochenlang in das Studium der Philosophie, Geschichte oder Physik versenken.

In München sollte der „Sohn seines Vaters" zum ersten Mal Gelegen-

heit haben, öffentlich sein politisches Glaubensbekenntniß abzulegen: in flammenden Worten und opfermuthigen Thaten. Der junge Doctor der Philosophie war mit dem wackern, echt deutschen Publicisten Karl Brater bekannt geworden. Sie sprachen oft mit einander über die schwere Noth und Zerrissenheit des Vaterlandes. Sie verstanden sich. Als dann Karl Brater 1859 in München die treunationale „Süddeutsche Zeitung" gründete, bat er Adolf Wilbrandt, sein Mitredacteur zu werden. Und der Sohn des opferfreudigen Rostocker „Demokraten" besann sich keinen Augenblick, obgleich Karl Brater ihm wol viel, viel Arbeit, Liebe und Vertrauen, aber dafür desto weniger goldenen Lohn bieten konnte.

„Es war bewundernswerth" — schreibt ein Zeitgenosse aus München — „mit welcher Geschicklichkeit die Beiden den spröden Boden gewannen, und es war rührend, mit welchem Opfermuthe sie das schwere Tagewerk ertrugen. Früh und spät saßen sie am Werke, denn die Mittel des Blattes waren knapp, und oft mußte derselbe Mann, der die zündenden Leitartikel verfaßt, lange über Mitternacht wach sein, um Depeschen zu erwarten und selber in die Druckerei zu bringen. — Wir haben es heute, wo München an der Spitze der nationalen Städte steht, beinahe vergessen, was es damals hieß, diese Fahne aufzurichten und aufrecht zu erhalten; wir feiern Wilbrandt laut, wenn seine Dramen über unsere Bühne gehen, aber wir übersehen es, daß er zu Denen zählt, die dem nationalen Geist zuerst im Süden die Wege bahnten. Dafür sei ihm der volle Dank hier ausgesprochen . . ."

Aber nach zwei Jahren mußte der Sohn seines Vaters dem Sohne seiner Mutter Platz machen, wenigstens für einige Jahre. Die übergroße Redactionsthätigkeit und die beständige politische Aufregung hatten Adolf Wilbrandt's Nerven bedenklich erschüttert. Karl Brater selbst trieb seinen jungen Freund und treuen Mitarbeiter am deutschen Reich vom Redactionstisch in die weite sonnige Welt hinaus. Drei Monate hindurch wanderte der entfesselte Prometheus durch die schönen Thäler und Berge des deutschen Oesterreichs, bis er so weit genesen war, um sich selber wieder für längere Zeit an einen Berliner Schreibtisch fesseln zu können. Mit Lust und Eifer und leidlich reparirten Nerven ging er an alte Lieblingsstudien: über das Leben und Dichten des Verfassers von „Käthchen von Heilbronn" und „Prinz von Homburg". Schon 1863 erschien sein bedeutendes Buch: „Heinrich von Kleist" — das bedeutendste, das überhaupt über den genialen, charakterlosen, unglücklichen Dichter geschrieben ist. Die ausführlichste und zuverlässigste „Biographie" verdanken wir dem Historiker Wilbrandt, der zu München als treuer und fleißiger Schüler zu den Füßen Heinrich von Sybels saß. Diesem verehrten Lehrer ist auch das Buch gewidmet. Und doch bildet Kleist's Biographie nur den Rahmen, um dem Aesthetiker Wilbrandt Gelegenheit zu geben, seine klaren, wahren kritischen Lichter über Kleist's Dichtungen hier einzutragen. In der eingehenden Beleuchtung der Kleist'schen Dramen können wir schon den zukünftigen Dramatiker Wilbrandt ahnen. Ja, oft wollte es uns beim Lesen des Buches scheinen, als habe der Verfasser diese liebe- und mühevolle Studie hauptsächlich für sich selber geschrieben, um an ihr zu lernen und zu wachsen, um durch sie zu klären, was in seinem eigenen Menschen- und Dichterleben noch jugendmostig gährte.

So lesen wir in der Kleist-Biographie: „Das einsame Selbstbetasten unserer Fähigkeiten wirft uns zu leicht zwischen Uebermuth und Zerknirschung hin und her; erst die offene Berührung mit der Welt stellt das Talent auf

seine eigenen Füße und nun erst kann es sich in den Dingen um sich her wie ein Spiegel erblicken."

Wer fühlt hier nicht, daß Adolf Wilbrandt diese Worte tief aus dem eigensten Sein geschöpft — daß er mit fünfundzwanzig Jahren seine Sturm- und Drangperiode, der kein wahrer Poet und kein nicht alltäglicher Mensch entgeht, noch nicht ganz überwunden hatte?

Noch war „Heinrich von Kleist" nicht im Druck erschienen, noch waren die Nerven nicht ganz beruhigt — da rief schon wieder die Politik. Karl Brater hatte mit seiner „Süddeutschen Zeitung" nach dem freien Frankfurt a. M. auswandern müssen. Dort tagte und wirkte zugleich der „Sechsunddreißiger Ausschuß" für die Befreiung Schleswig-Holsteins. Auf den leisesten Lockruf des alten, kränklichen Freundes Brater eilte Adolf Wilbrandt von Berlin nach Frankfurt a. M. und wurde Feuilletonredacteur der Süddeutschen Zeitung und zugleich opferfreudiger Secretair des „Dreißiger Ausschusses". Als solcher schrieb er eine zündende Broschüre: Ein Mahn- und Donnerwort an die ganze deutsche Nation, die unglücklichen Brüder in den Elbherzogthümern endlich — endlich von der verhaßten Fremdherrschaft zu befreien . . . 130,000 Exemplare trugen dies Wort über ganz Deutschland. Und nicht ungehört, nicht fruchtlos ist es verweht. Schleswig-Holstein ist heute frei. Und war's auch nur ein Kettenring, den Adolf Wilbrandt mit seiner Feder gesprengt hat — Schleswig-Holstein darf ihn stolz mit zu seinen Befreiern zählen.

Trotz seiner doppelten, anstrengenden Thätigkeit als Zeitungsredacteur und Ausschußsecretair arbeitete der junge Dichter fieberhaft, ruhelos an seinem ersten großen selbstständigen Werk — dem schon in Berlin begonnenen dreibändigen Roman: „Geister und Menschen." Es ist eine wunderliche Geschichte, die bald an Schiller's Geisterseher, bald an Goethe's Wilhelm Meister und dann wieder an Eichendorffs „Dichter und ihre Gesellen" erinnert. Es war ein begeisterter Ritt in's alte romantische Land und hinter dem Reiter saßen die Nerven und spornten und peitschten den todtmüden Pegasus zu immer neuen, poetischen Sprüngen. „Ich war damals todtkrank, körperlich und geistig" — sagte uns jüngst der Dichter lächelnd. — „Meine Nerven waren in höchster Aufregung. Ich schlief keine Nacht mehr. Ich arbeitete — ich mußte immerfort arbeiten, mit dem Gehirn und mit der Feder. Ich konnte nicht anders. Die Nerven beherrschten mich ganz. Sie haben auch jenen unglücklichen Roman geschrieben, nicht ich. Und doch, wie liebte ich ihn! Ich hatte nicht Ruhe, nicht Rast, bis ich ihn vollendet hatte. Ich glaubte oft, ich würde sterben — und ich wollte doch nicht gern ganz umsonst gelebt, geglüht, geträumt haben. Ich hätte gar zu gern meinen Freunden ein Andenken an den Poeten Adolf Wilbrandt hinterlassen . . ."

Diese wehmüthige Stimmung des kranken Dichters klingt rührend das folgende, bisher ungedruckte Gedicht jener Tage aus:

Gebet.

„Du giebst uns Segen ohne Ende,
Du gabst uns diesen Frühlingstag!
Nun faltet er die müden Hände
Und stirbt und sinkt der Sonne nach.
In Deines Himmels feur'gen Armen
Zerschmilzt er, schön und makellos,
Und sinkt, wie in der Gnad' Erbarmen,
Zurück in Deinen heil'gen Schooß.

Die Blüthen, die sein Glanz verkündet,
Die Sänger, die sein Ruf entbot,
Die Düfte, die sein Hauch entzündet,
Umstehn nun seinen goldnen Tod;
Der Abendgruß der Nachtigallen
Wird Schlummerlied und Grabgesang,
Und die umflorten Sterne wallen,
Sein Grabgeleit, die Welt entlang.

Und so in aller Jugendschöne
Gebettet an der Erde Brust
Fühlt der geliebte Deiner Söhne
Im Tod des Lebens höchste Lust.
Und ich — was will ich? Was für Thränen
Entbrennen hier? Sie glühn und flehn:
So laß auch *meinen* Tag wie jenen,
O Herr, zur Ruhe laß ihn gehn!

Du gabst mir, träumend aufzusprießen,
Ein blüthendurst'ger Frühlingstag;
Gabst mir, das Wunder zu genießen,
Das rings aus Erd' und Himmel brach;
Den ahnungsvollen Gruß der Sterne,
Der Hoffnung säuselnden Betrug,
Den Drang in ungemessne Ferne —
Und dann die Wahrheit, die mich schlug.

Verdorrt wie Laub sind die Gesänge,
Die ich zu kühn vom Stamme brach!
Zerflattert sind die hohen Klänge,
Darin der Gott zu Göttern sprach!
Wie Wandervögel zog's von hinnen,
Der Weisheit Stolz, der Lieder Lust; —
Laß mich dem langen Tod entrinnen,
Dem Siechthum an des Lebens Brust!

O laß mich Deine Gnade schauen,
Früh' hab' ich Deinen Fluch gesehn!
Laß nicht im Fluch mein Haar ergrauen,
In braunen Locken laß mich gehn!
Die Blüthe sinkt, die Sterne fallen,
Verstummend schläft der Vogel ein:
So laß mich sinken, mich verhallen,
Im Schooß der Nacht begraben sein!"

. . . Zum Glück für uns ist dies Gebet nicht erhört worden.

Kaum war der letzte Bogen der „Geister und Menschen" nach Nördlingen in die Druckerei gewandert, so ergriff auch der kranke Dichter den Wanderstab. Er zog durch das südliche Frankreich nach Italien. Aber er lebte nicht der Erholung, wie Körper und Geist es verlangten. Die untergegangene große Zeit Roms, Italiens packte ihn unwiderstehlich. Mit dem ihm eigenen Feuereifer gab er sich auf classischem Boden dem Studium der römischen Geschichte, Cultur und Kunst hin. „Ich lebte mehr unter der Erde, in alten Gemäuern, Museen, Bibliotheken, als im goldnen Sonnenlicht und in den Orangenhainen Italia's —" erzählt der Dichter. Dafür zeugt seine wunderbare Novelle: „Narciß", welche, als sie der „Salon" vor vier Jahren zuerst veröffentlichte, so ungemeines Aufsehen erregte. Der gelehrte Forscher hat mit Bienenfleiß an Ort und Stelle das reiche, interessante Material zusammengetragen. Der liebenswürdige Dichter hat dem tausendjährigen Staube blühendes Leben eingehaucht.

Aber die mißhandelten Nerven rächten sich dies Mal furchtbar. Schwer leidend und gänzlich arbeitsunfähig kehrte Wilbrandt 1865 nach München zurück. Kraft und Muth fehlten gleich sehr zum poetischen Schaffen. Das waren traurige Jahre, nur erhellt durch die herzliche Freundschaft mit Emanuel Geibel, Paul Heyse und dem Maler Hans Kugler, dem Sohne des genialen Berliner Kunsthistorikers. Nur ein kleines Sinngedicht liegt uns aus diesen trüben Jahren vor:

Die vier Temperamente.

„Phlegmatisch neige Dich dem fleißigen Tand der Welt!
Cholerisch brausend auf der Ehre Feld,
Sanguinisch horchend auf des Geistes Gruß,
Und melancholisch nur, wo Schönes sterben muß!"

Endlich kam die Zeit der — Reconvalescenz.

Der kranke Leib, der sich vom Lager erhebt, stützt sich auf gesunde Arme, um wieder gehen zu lernen . . . sachte, sachte, Schritt für Schritt.

Solche schüchterne Gehversuche machte der kranke Dichtergeist an der Hand des — Sophokles und Euripides und dann des Shakespeare. Er übersetzte und bearbeitete die besten Dramen der alten griechischen Dichter für unsere Bühnen in fünffüßigen Jamben und hatte die frohe Genugthuung, sie zum Theil in München und auf anderen strebsamen Theatern mit großem Erfolge aufgeführt zu sehen. Bewundernswürdig hat der moderne Dichter das schwierige Problem gelöst: die griechischen Chorgesänge in Handlung und Dialog zu verwandeln. Diese Nachdichtungen griechischer Dramen sind in zwei Bänden erschienen. Für die Bodenstedt'sche Shakespeareausgabe übersetzte Wilbrandt mit tiefem sprachlichen Verständniß und seinem poetischen Gefühl „Coriolan" und „Viel Lärm um Nichts."

Welche Freude, das Erwachen, das Kraftgefühl: die fremde Stütze entbehren und auf eigenen Füßen den alten lieben Poetengang wieder wandeln zu können!

Seine ersten Productionsversuche trugen liebenswürdige novellistische Früchte: die schalkhaft-übermüthige märkische „Reise nach Freienwalde", den italienisch-classischen „Narciß", den mecklenburgisch-warmherzigen „Johann Ohlerich", die psychologisch hochinteressanten „Brüder". In dieser Novelle hat der Dichter eine alte Geschichte aus seiner eigenen Familie in seiner Art erzählt. Die Thatsache ist kurz folgende: Urgroßpapa von Wilbrandt — ja, die Familie hat erst später den altmecklenburgischen Adel abgeschüttelt, um fein bürgerlich sich nach ihrer Ueberzeugung und nicht nach den Traditionen der Ahnen, recken und strecken und arbeiten zu können — dieser Urgroßpapa machte in seinen jungen Jahren plötzlich die wunderfüße . . . und doch so fatale Entdeckung, daß er die junge, schöne Frau seines Bruders mit verzehrender Inbrunst liebe und allem Anschein nach eben so wieder geliebt werde. Die Frau seines leiblichen Bruders! Doch dieser war zum Glück wunderbar vernünftig, und noch mehr — practisch. Kaum hatte er von der großen Feuersbrunst in beiden theuren Herzen nur ein Fünkchen stieben sehen, so sprach er verständig mit Bruder und Weib, ging dann schleunigst zum Herrn Pastor und Amtsrichter und noch einige Instanzen höher hinauf . . . ließ sich scheiden, gab den jungen Liebesleuten zugleich mit dem Pastor seinen Segen — und nach einer unverbürgten Sage soll er auf seines Bruders Hochzeit mit der schönen Braut eine zierliche Menuet getanzt haben.

So viel steht wenigstens fest, daß er sich keine Kugel in sein verschmähtes Herz schoß und daß über's Jahr sein Bruder und seine junge Frau-Schwägerin auf seiner eigenen Hochzeit tanzten . . . Und warum erzähle ich das so ausführlich dem lieben Leser? — Daß er mit unserm Dichter, dem vernünftigen, practischen, alten Urgroßonkel ein dankbares Andenken bewahre, denn wo wäre ohne seine Großherzigkeit heute Adolf Wilbrandt und — — Gracchus, der Volkstribun?

Das historische Taschenbuch veröffentlichte 1871 eine feine psychologisch-kritische Studie: „Hölderlin, der Dichter des Pantheismus", in der wir auch ohne den angegebenen Verfassernamen die Tiefe und Anmuth der Feder erkennen würden, die uns „Heinrich von Kleist" geschenkt hat. Und ohne das Buch über Kleist wäre auch wol Hölderlin ungeschrieben geblieben. Stehen doch beide Dichter durch das gleich grauenhafte Unglück ihres Lebens, durch die Haltlosigkeit und Zerrissenheit ihrer Geister und durch den gemeinsamen Fluch, zu dem ihnen das reinste köstlichste Gottesgeschenk: die Poesie! ward, in einer tiefsinnern Berührung.

In diesen Jahren erblühten auch die meisten sinnigen und innigen Gedichte, die noch ungedruckt, oder in Zeitschriften verstreut sind und nächstens, durch ein soeben vollendetes Epos vermehrt, gesammelt erscheinen werden.

Und der Liebe Lust und Weh, ohne die ein Lyriker ja unmöglich gedeihen kann — ist davon gar nichts zu melden? Wo bleibt denn des alten Jacob Corvinus Sonnenhöhepunkt Nr. 1: der erste Brautkuß! — im Leben unseres Dichters?

Theure Leserin! grolle uns nicht, wenn wir ehrlich gestehen: in den interessantesten Herzenswinkeln des berühmten Verfassers der „Jugendliebe", der „Verlobten" und „Vermählten" sind wir am wenigsten zu Hause und eine glückstrahlende Verlobungskarte ist uns bis jetzt nicht zugegangen. Nur ein wenig „Liebesweh" liegt in des Dichters zierlicher Handschrift vor uns auf dem Schreibtisch. Hier ist es für theilnehmende Herzen:

Mein Vetter und ich.

Wie oft, o Vetter, fällt mir jener Abend ein,
Wo wir mitsammen — weißt Du's noch? — am Meeresstrande
Im Sternenlicht träumten in der Sommernacht.
Zwei Bänke standen vor der Hausthür links und rechts;
Und auf den Bänken lagen wir dahingestreckt,
Und hörten, wie das dumpfe Meer an's Ufer scholl,
Und wie's im Strom die Schiffe leis' umplätscherte,
Und sagten nichts, und schwiegen über Dies und Das.
Wir hatten Beide Liebesschmerz und wußten's auch,
Und dachten sonst noch Mancherlei; doch Jeder schwieg,
Und freute nur in Schwermuth des Gesellen sich.
Und eben schnalzt' ein Fischlein aus der dunklen Fluth,
In unverkennbar schwermuthsloser Lebenslust.
Und fast unwillig, doch mit Abschiedslächeln noch,
Erhobst Du Dich und sagtest: „Ach, es ist nicht schwer,
Glücklich zu sein, wenn man ein Fisch ist!" — Gute Nacht!

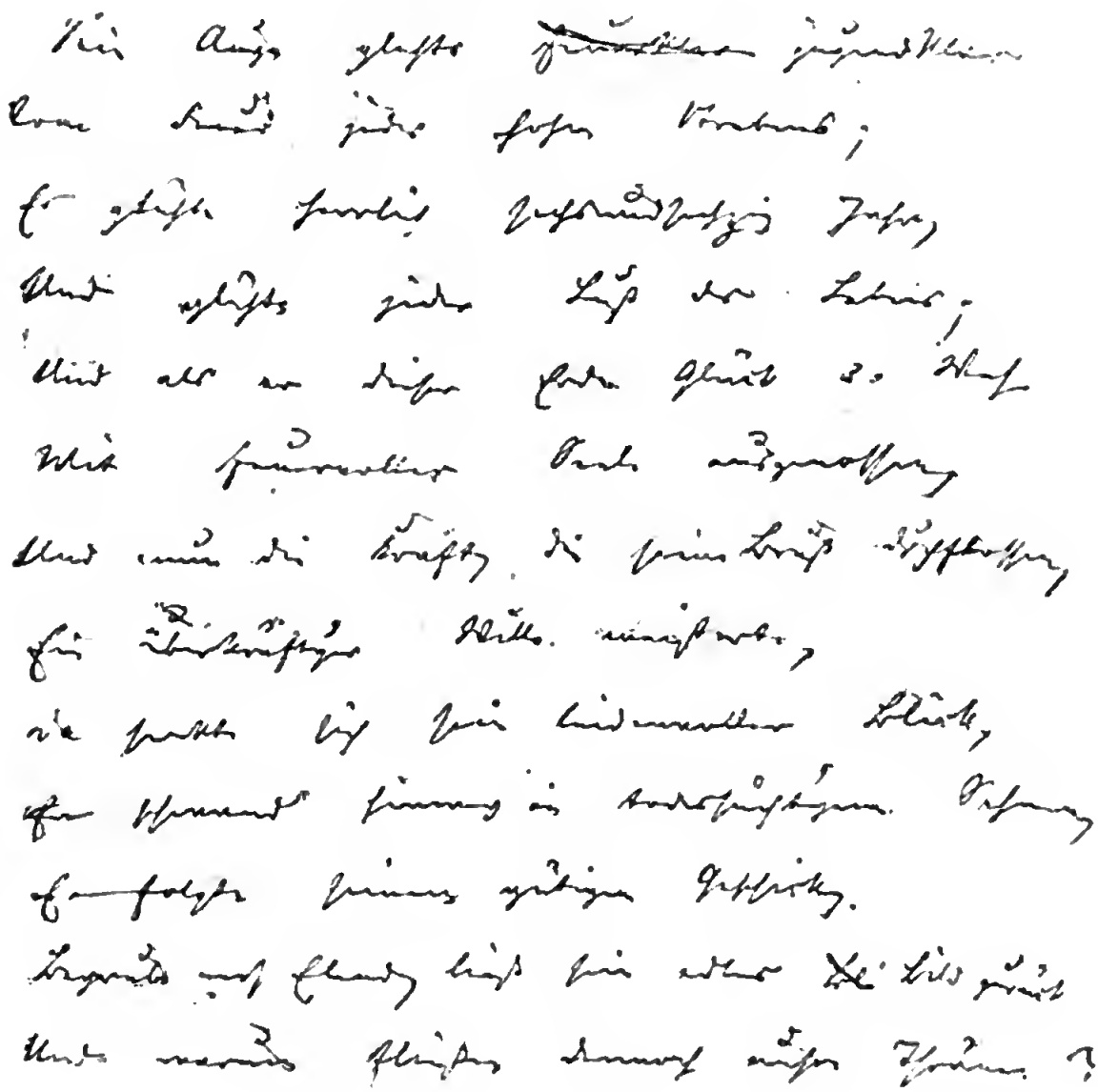
Wie oft, o Vetter, fällt mir dieser Abend ein,
Wie oft gedacht' ich dieses Wort's in Heiterkeit,
Und auch im Ernst; denn Vieles denkt ein Menschenherz.
So mancher Leiden Häutung hab' ich abgethan,
So manches Hafens liebreich stillen Schutz erprobt,
Und jene Liebesschmerzen, Freund, wo sind sie hin!

Du liegst vor Anker, wohlgeschirmt und ausgeflickt,
Und ich, die Fluth durchschneid' ich sorglos meeresfroh.
Und je zuweilen schnalz' ich, wie der Fisch im Strom,
Und je zuweilen denk' ich still: „Es ist nicht schwer,
Glücklich zu sein, wenn man ein Mensch ist!" — Gute Nacht!

N. B. Ergänzend darf ich nur noch verrathen, daß diese „Liebesschmerzen" im Jahre 1868 geboren und — gestorben sind, und daß die „Bänke am Meeresstrand", auf denen die Vettern sich streckten und einander ihre Liebesnoth klagten, noch heute vor einem Häuschen des reizenden mecklenburgischen Badeörtchens Warnemünde zu sehen sind. Dies Warnemünde, nur eine kurze Strecke von Rostock entfernt und mit Vorliebe von dem Knaben und Studenten Adolf besucht, schildert der Dichter uns naturfrisch in seiner Novelle „Johann Ohlerich!"

Dasselbe Jahr sollte dem kindlichen Herzen unseres Freundes ein tieferes, unauslöschliches Weh bringen. Er singt unter Thränen:

Am Grabe meines Vaters.



Wir klangen vorhin schon leise die Worte an: „Jugendliebe" — „Die Verlobten" — „Die Vermählten". Sie läuten fröhlich einen neuen Lebensabschnitt unseres Dichters ein, den bedeutsamsten und glänzendsten: Wir stehen vor dem „Dramatiker Adolf Wilbrandt" — vor der Sonnenhöhe seines dichterischen Schaffens. Alles Andere, was er bis dahin gedichtet hat, sind nur Vorstudien — Vorstufen, sicher hinaufzusteigen auf die glatten, heißen Bretter der Bühne und sich dort siegreich zu behaupten. Das ist unserm Freunde in einigen Jahren so überraschend glücklich gelungen, wie selten einem Dramatiker. Heute beherrscht König Wilbrandt sämmtliche deutsche Bühnen und sein großes beglücktes Volk Publicum jauchzt ihm zu, Rosen und Lorbeern streuend.

Wilbrandt ist ein geborener Dramatiker von Gottes Gnaden. Das ließen schon seine Novellen ahnen, durch ihren Reichthum an frischen Situationen, die sich vor dem kundigen Auge des Lesers zu dramatischen Scenen gestalten und beleben. Wir erinnern nur an den Eingang zu „Johann Ohlerich" — ist das nicht wie die Exposition zu einem Lustspiel? — Und warum betrat unser Dichter erst nach allerlei politischen, journalistischen, kritischen, novellistischen, lyrischen Experimenten die darstellende Bühne, den Triumph aller Poeten? Ahnte er selber nicht seine eigenartigste und glänzendste schöpferische Kraft?

Er ahnte sie nicht nur, er *kannte* sie. Aber so sicher und bewußt, wie der Jurist, der Philologe, der Philosoph, der Historiker, der Physiker und Aesthetiker Wilbrandt dem Schriftsteller vorarbeiteten — eben so sicher und bewußt bahnte der Biograph Heinrich von Kleist's, der Uebersetzer des Sophokles, Euripides und Shakespeare, der Novellist und Lyriker Wilbrandt dem Dramatiker den Weg: durch jahrelange, treu, gewissenhafte und liebevolle Arbeit. Und als der Dramatiker gerüstet dastand — nein, da schrieb er nicht eine fünfactige Tragödie in fünffüßigen Jamben, wie's doch sonst Brauch ist bei allen jungen Poeten, denen „ein Vers gelingt in einer gebildeten Sprache". Auch der Dramatiker diente von der Pike auf. Er versuchte und stählte seine Kraft zuerst in kurzen Lustspielen. Ihre Titel sind: „Unerreichbar; Jugendliebe; Die Verlobten; Die Vermählten; Die Lebensmüden; Durch die Zeitung; Die Wahrheit lügt." Die gingen schnell von München aus über die ersten und die letzten Bühnen Deutschlands und machten ihren Verfasser zum beliebtesten Lustspieldichter unserer Tage. Ihre treueste und kunstsinnigste Pflege aber fanden sie im Wiener Hofburgtheater. Das lud den Dichter wiederholt ein, doch selber einmal zuzuschauen, wie Auguste Baudius, Adolf Sonnenthal, das Ehepaar Hartmann, Forster und Baumeister seine Stücke spielten . . . So kam Adolf Wilbrandt im Herbst 1871 „zum Besuch" nach Wien — und das hat ihn bis heute nicht wieder losgelassen. In der Tasche brachte er ein neues Lustspiel mit, sein umfangreichstes und durch interessante Handlung und originelle Charaktere auch bedeutendstes: „Die Maler". Diese Thatsache, daß „Die Maler" schon fertig im Schreibtische ihres Schöpfers lagen, ehe dieser überhaupt die Wiener Burgschauspieler kannte, widerlegt den jüngsten Ausspruch zweier Berliner Kritiker, nach der dortigen ersten Aufführung der „Maler" im königlichen Schauspielhause: daß der Maler Oswald und die „kluge" Else „unbedingt" Adolf Sonnenthal und Auguste Baudius auf den Leib geschrieben seien.

Es fehlt uns hier leider der Raum, auf Wilbrandt's Lustspiele näher einzugehen. Wir müssen uns darauf beschränken, ihre charakteristischen Vor-

Digitized by Google

Digitized by Google

Adolf Wilbrandt.

züge anzudeuten. Ein Wort ſtempelt ſie alle — das liebenswürdige Wörtchen: reizend! Reizend iſt ihre naive Schalkhaftigkeit, ihr feiner Humor, der nie auch nur flüchtig in's Poſſenhafte überſpringt. Reizend iſt die ſpielende Grazie der Expoſition, der Ver- und Entwicklung der Handlung, das Ueberraſchende neckiſcher Situationen. Reizend iſt die Leichtigkeit und Eleganz des Dialogs, reizend aber vor Allem die unvergleichlich köſtliche Detailmalerei in der Charakteriſtik der Figuren und Situationen. Wie lebensfriſch und fröhlich treten uns in „Jugendliebe" der allerliebſte trotzköpfige Backfiſch Adelheid entgegen und ihr unberufener, gehaßter, geliebter Erzieher mit ſeiner ewigen Moral: „Aelter als ſechzehn Jahre kann dieſe Antwort nicht ſein. Werden Sie älter, mein Fräulein und leben Sie wohl!" Wie erheiternd und anregend ſchäumt und prickelt beſonders der erſte Act der „Vermälten" an uns vorüber, mit ſeinem bunten Sortiment vollblütiger Originale! Welch' ein prächtiger, närriſcher Kauz iſt der Leonhard in „Unerreichbar" — er, der Alles verſchmäht, wonach er nur die Hand auszuſtrecken hat und den die Blüthe und Frucht nur locken, die ihm unerreichbar erſcheinen. Wie närriſch — und wie lebenswahr! Wer vermöchte der Liebenswürdigkeit ſämmtlicher „Maler" zu widerſtehen: des ſchönen genialen Oswald mit dem liebebedürftigen Künſtlerherzen, des biedern, gemüthlichen, alten Werner, des jungfräulich ſchämigen Plato und vor Allen — der „klugen Elſe", der „grauen Motte", die im grauen Malerkittel, die große Brille auf der Naſe, mit den Künſtlern als guter Kamerad haushält, daß dieſe nicht wenig erſtaunt ſind über die große Entdeckung Oswald's: „Die häßliche Brille verbarg das liebreizendſte Mädchengeſicht und der graue Malerkittel das liebevollſte und liebenswürdigſte knospende Mädchenherz . . ."

Alles iſt dem Menſchenleben und Menſchenherzen abgelauſcht: mit ſcharfem Auge und einem gar feinen Ohr. Die emſigen Werkſtätten eines reifen Geiſtes und reichen, warmen Gemüths verarbeiten in aller Stille den „Stoff", bis die ſichere und feinfühlige Hand ihn auf's Papier zaubert und eine überraſchende Fülle der reizendſten, zierlichſten Arabesken rings umher . . .

Das iſt die ganze Kunſt des Luſtſpieldichters Adolf Wilbrandt. Ihr habt jetzt das Recept. Macht's ihm nur nach!

Und dennoch machen dieſe Luſtſpiele, trotz ihrer Liebenswürdigkeit und ihrer glänzenden Erfolge, noch nicht die Sonnenhöhe im Leben und Schaffen unſeres Dichters aus. Auch ſie bilden nur goldene Uebergangsſtufen zur höchſten dramatiſchen Kunſtform: zum Drama im engſten und edelſten Sinne. Langſam, ſicher, ſiegreich iſt Adolf Wilbrandt zu ſeinem einzig wahren, hohen Beruf hinaufgeſtiegen. Das jubelnde Wien hat ihn in den jüngſten Tagen zwei Mal als unbeſtrittenen Sieger auf den Schild gehoben: im hiſtoriſchen deutſchen Schauſpiel und in der claſſiſchen Römertragödie.

Am 16. November ging „Der Graf von Hammerſtein", hiſtoriſches Schauſpiel in fünf Acten von Adolf Wilbrandt, zum erſten Mal über die Breter des neuen Wiener Stadttheaters, deſſen Director Heinrich Laube iſt. Ueberhaupt zum erſten Mal über eine Wiener Bühne, obgleich das Stück bereits im März 1870 im königlichen Schauſpielhauſe zu Berlin erfolgreich aufgeführt war. Das Wiener Burgtheater, das Wilbrandt's Luſtſpiele ſo gern und ſo meiſterhaft ſpielt, hatte ſich dem „Grafen von Hammerſtein" engherzig verſchloſſen: wegen der ſtolzen und kühnen, furchtbar wuchtigen und immer treffenden Worte und Thaten, die der Dichter — hier wieder ganz der würdige „Sohn ſeines Vaters" — gegen die finſtere und verfinſternde

Kirche von Rom schleudert — diese Kirche, die vor achthundert Jahren schon eben so selbstsüchtig, fanatisch und willkürlich in den Frieden des Staates und der Familie eingriff, wie heute. Nur fehlt ihr zum Glück in unseren lichteren Tagen jene dämonische Macht des blinden Wahnglaubens, durch die sie im Mittelalter zur Tyrannin der Geister und Herzen wurde und die Welt beherrschte.

Wie spröde der historische Stoff dem Dichter entgegentrat, erkennen wir erst ganz, wenn wir in „Giesebrecht's Geschichte der deutschen Kaiserzeit" über Kaiser Heinrich II., Conrad von Franken und den Grafen Otto von Hammerstein nachlesen. Erst dann wissen wir auch ganz zu würdigen, mit welchem poetischen Feingefühl, mit welcher dramatischen Kraft der Dichter sich das rohe Material geschmeidig zu machen, und künstlerisch zu formen verstand, ohne der Geschichte Gewalt anzuthun.

Besonders die beiden ersten Acte sind dem Dichter meisterlich gelungen. Sie zählen unstreitig zu dem Schönsten, was das deutsche Drama überhaupt aufzuweisen hat.

Eine farbenreiche, lebendige Volksscene führt uns stimmungsvoll in die Zeit des Mittelalters zurück. Eine Marienprocession, der bigotte Kaiser Heinrich an der Spitze, zieht singend vorüber. Die letzte im Zuge ist eine junge Klosternovize, Irmgard von Andernach, die Muhme des Grafen Otto von Hammerstein. Irmgard und Graf Otto lieben sich. Aber „die heiligen Satzungen der Kirche" verbieten ihnen die Ehe als blutschänderisch. Bischof und Kaiser übergaben die junge Braut dem Kloster. Ein Hammerstein fügt sich jedoch nicht so leicht den Eingriffen kirchlicher und kaiserlicher Willkür in „sein heilig Menschenrecht". Der junge Priester, der in der Procession Irmgard geleitet, ist dem Grafen mit Leib und Seele ergeben. Er führt die Geliebte Hammerstein in die Arme und segnet ihren Bund vor dem Marienbilde an der Linde ein, während Kirchenlieder der Procession von ferne niedertönen. Aber noch fehlen dem Ehebunde die Schlußworte des priesterlichen Segens, da stürmt der fanatische Bischof von Paderborn heran, gefolgt von Kaiser, Rittern, Priestern, Klosterfrauen und Volk . . . In athemloser Spannung lauschen wir auf die Bühne . . . „Priester, schnell, schnell des Segens Bindeworte . . ." Irmgard von Andernach ist des Grafen Otto von Hammerstein ehelich Gemal . . . Doch die Priester und der Kaiser, der sich durch seinen blinden Gehorsam gegen die Kirche in der Geschichte den Titel „der Heilige" verdient hat, entreißen sie ihm zum zweiten Mal — durch rohe Gewalt . . . Das ist der zündende Funke, an dem der heilige Kampf des Grafen von Hammerstein und seines Freundes Conrad von Franken gegen Kirche und Kaiser entflammt . . .

Wir müssen darauf verzichten, diesen Kampf hier in allen fesselnden und erschütternden Phasen zu schildern. Nur die prächtige Klosterscene im zweiten Act möchten wir noch hervorheben, wo Conrad von Franken mit einem greisen Minnesänger unter den gastlichen Klosterfrauen erscheint und letzterer Irmgard in der Ballade von der schönen Hildegunde an König Etzels Hofe den Plan der Entführung für die nächste Nacht mittheilt . . . Plötzlich erkennt Irmgard in dem Sänger den — Gatten . . . Ein wunderbar poetisches Bild reinmenschlichen und dramatischen Lebens!

Nicht auf gleicher Höhe steht der Schlußact. Die Geschichte hat den Kampf nicht so zu Ende geführt, wie der dramatische Dichter es für seinen Helden brauchte. Im Schauspiel siegt der Held schließlich durch eigene Kraft

— im Trauerspiel erliegt er dem Kampfe körperlich, doch geistig und sittlich siegend. Graf Otto von Hammerstein geht nicht siegreich unter. Die Geschichte hat es nicht so gewollt. Aber er siegt auch nicht durch eigene Kraft. Er siegt nur durch des „Geschickes Mächte". Der Dichter war zu ehrlich und bescheiden, die Geschichte verbessern zu wollen. Und die vielen glänzenden und tiefinnerlichen Schönheiten des „Grafen von Hammerstein" entschädigen reich für diesen Fehler der Historie. Das Wiener Stadttheater ist noch nie von so gewaltigen Beifallsstürmen erbebt, wie am Abend des 16. November. Diese Jubelstürme kamen von Herzen!

Und doch sollte uns just achtundvierzig Stunden später das Wiener Burgtheater zeigen, daß unser Dichter und die Wiener noch gewaltigerer Jubelstürme fähig sind: der Eine — sie zu erregen; die Andern — sie dankbar dem Dichter darzubringen. Es wurde zum ersten Mal Adolf Wilbrandt's erstes Trauerspiel gegeben: „Gracchus, der Volkstribun" — so gegeben, wie heute nur das Wiener Burgtheater es vermag.

Der „Gracchus" hat unseres Dichters Ruf und Beruf als Tragiker sogleich fest begründet. Das ist der wahre Höhepunkt seines poetischen Schaffens. Und Adolf Wilbrandt ist der Charakter dazu, diese Höhe mit derselben Energie zu behaupten, mit der er so sicher hinauf klomm. Ja, wir hatten nach den Aufführungen des „Grafen Hammerstein" und noch mehr nach der des „Gracchus" das unabweisbare Gefühl: Wie der Novellist Wilbrandt dem Lustspieldichter weichen mußte, so wird der Lustspieldichter dem Tragiker das Feld räumen müssen. Wessen Geist die edelschöne Antike „Gracchus" so herrlich nachzuformen versteht, wer so siegessicher den classischen Kothurnschritt daherwandelt — der kann unmöglich noch ein Genügen daran haben, harmlos mit verwechselten Lustspielherzen und Briefen zu spielen. Glück auf zum neuen Streben! Gewinnen doch der Dichter und sein Publicum gleichsehr dabei.

Und nun zum „Gracchus" — nein, zu „den Gracchen", wie wir den Namen in der Geschichte gelernt haben. Wir vermögen die beiden Söhne der Sempronia im Leben von einander nicht zu trennen, und auch in unserer Tragödie nicht. Ist auch Tiberius Gracchus seit Jahren todt — als uneigennützigster, kühner Freund des armen, von den übermüthigen Patriciern Roms betrogenen und ausgesogenen Volkes, nebst dreihundert seiner Getreuen durch die Söldlinge der um ihre Schätze und ihre Macht besorgten Senatoren möderisch überfallen und erschlagen, daß der Tiber sich purpurn färbte von dem Blut der hineingeworfenen Leichen . . . der unsterbliche Geist und der blutige Schatten des Tiberius verlassen den Gajus Gracchus keine Stunde . . . Sie bewegen unablässig seine Seele, seine Worte, seine Handlungen — — sie nur machen ihn zum Helden unserer Tragödie . . . Sie haben dem Quästor Gracchus beim Heer in Sardinien keine Ruhe gelassen. Gegen Wissen und Willen des Senats nach Rom zurückgekehrt, nach einer stürmischen Scene mit den feindlichen Senatoren von dem jubelnden Volk als Tribun, als „Befreier" Roms auf den Schultern nach Hause getragen, steht Gajus Gracchus in seinem Atrium sinnend vor der Statue des Bruders: „Bruder Tiber! Der Du der Abgott meiner Knabenseele warst — mein einzig Vorbild als Mann! So, so, wie Du dastehst, Du versteinerter Gedanke der Natur, so gingst Du lebend umher, ein Wunder unter den Menschen. Dein großes Herz strahlte aus Deinen Augen; Deine göttlich grenzenlose Liebe für Dein Rom — und für mich. Wie zwei Tauben vor

der Venus Wagen flatterten unsere Seelen an Einem Bande — — und noch, noch hab' ich Deinen Mord nicht gerächt!"

Rache! Rache für den ermordeten, geschändeten Bruder! — Das ist der Blutstropfen, mit dem der Dichter uns seinen Helden malt, aus dem der ganze tragische Conflict des Stückes aufwächst. Da muß natürlich der großherzige römische Demokrat vor dem warmherzigen Menschen, der rettende Volkstribun vor dem rächenden Bruder, der Held der Geschichte vor dem Helden des Dichters zurücktreten. Die Tragödie würde richtiger heißen: „Gracchus, der Bruder!"

Umsonst weint Licinnia, sein Weib, zu seinen Füßen: .... „O Gajus! Du liebst nicht mehr Dein Weib — Du liebst Deinen Haß und Deine Rache!" — Sie erinnert ihn an ihren Hochzeitstag ... „Wie ich Dich im Schein der Lampe dastehen sah: bleich und still, wie ein Geist, augenlos in das Leere starrend, geheime Worte auf den Lippen, die ich nicht verstand — damals, damals begann es!"

Gracchus: „Es war meines Bruders Geist, der vor mir stand! Er blickte mich an und mir schien's, als sage sein drohendes Gesicht: Warum feierst Du Feste, Gajus? Dein Leben ist mein, Dein Geschäft ist Rache! ... Still! Leben, athmen, ohne daß seine Mörder büßen, ohne daß ich sie richte! Was bin ich, wenn ich Tiberius nicht rächen kann? Ein Nichts, nicht werth, daß ich mich ankleide oder schlafen lege; eine Schmetterlingslarve, die in ihrem Sarg vom Fraß ihrer Raupentage träumt; ein Geschöpf, zu zwecklos, um's auch nur zu verachten! — Nein, nein, nein, Tiberius — ich zögere nicht! Ein Todtenopfer will ich Dir anzünden, wie nicht Achilles für Patroclus gethan! Mit aller ihrer Macht in den Staub gedrückt, sollen sie dem Blutgericht verfallen, oder die Furien mögen mich über die Erde verfolgen."

Wahrhaft groß tritt „die Mutter der Grachen" und „die edle Tochter Roms" dazwischen, und ringt im tiefen Schmerz mit dem rachedürstenden Herzen ... „Was Du thun sollst? Der Wohlthäter Roms, nicht sein Verderber sein; heilen, nicht rächen ... Gajus, mein einziger — mein vergötterter Sohn — bezwinge Dich! Verewige nicht den Bürgerkrieg, der mit Tiber begann: sei größer als dein Haß, gieb uns Frieden! Du hast zwei Mütter, denen Du es schuldig bist: Rom und ich, wir haben Dich geboren!"

Gracchus (zerschmolzen): „O Mutter — o Weib! — — ha, beim Zeus, Ihr habt Recht; es ist etwas krank in mir. Mein Blut läuft zu rasch; in diesem blasenwerfenden Hirn Tag und Nacht keine Ruhe. Wär' ich ruhiger, würd' ich auch sanfter sein! (In plötzlicher heftiger Bewegung.) Mutter — ich kann nicht knieen, aber hier nimm meine Hand! Dein letzter Sohn soll Dir nicht in's Herz stoßen; ich will — wie sagtest Du? — ich will „heilen, nicht rächen"; will größer sein, als mein Haß (die Hand am Herzen) und diesen Abgrund verschließen!"

Aber hat er auch die Macht über diesen „Abgrund?" Auf öffentlichem Forum soll des Herzens zwiespältiger Abgrund wieder jäh — unschließbar aufklaffen. Seine Feinde kennen nur zu gut das Zauberwort, dem dies liebevolle, wunde, rachsüchtige Herz nicht widerstehen kann. Die Senatoren Opimius und Drusus, um einen „Keil" zwischen Roms bedeutendste und populärste Männer, die Schwäger Scipio Afrikanus und Gajus Gracchus zu treiben, richten das hinterlistige Wort an Scipio: „Es ist heut des Tiberius Gracchus Todestag! Ist es wahr oder nicht, Scipio Afrikanus, daß,

als Du vor Numantia von seinem Untergang hörtest, Du jenen alten Vers von Homeros ausriefst: „Also verderb' ein Jeder, der ähnliche Werke vollführt hat?" Gabst Du damals dem Blutgericht des Senats Recht, oder nicht?"

Und der edle, stolze Scipio, von den Senatoren hinterlistig angestachelt, von dem aufschäumenden Jähzorn des Gracchus gereizt, wiederholt jenes harte, ungerechte Wort . . .

Gracchus: „Römische Bürger, Ihr hört's! Römische Bürger, Ihr hörts! — Ihr Erinnyen, Ihr Rachegeister der Hölle — (die geballten Fäuste gegen Scipio hebend) ich verfluche Dich — ich verfluche Dich — bis in den Tod . . ."

Volk: „Nieder mit Scipio! — Tod über die Mörder! . . ."

Senatoren: „Es lebe Scipio, der Fürst des Senats!"

Volk: „Es lebe Gracchus, der Volkstribun!"

Der Conflict hat seinen Höhepunkt erreicht . . . Und wieder ist es ein rein menschlicher, heraufbeschworen durch die Erinnerung an den todten Tiberius! Die Tragödie geht ihren Lauf . . . Scheint's auch noch einmal, als könnte die Weisheit und Mutterliebe der Sempronia eine milde Lösung herbeiführen, indem sie in einer Unterredung mit Scipio diesem das Wort abgewinnt: „Gracchus und Scipio dürfen nicht Feinde sein!" — zu spät! schon hat der fanatische Anhänger des ahnungslosen Gracchus den Dolch geschliffen, des Conflictes Knoten zu zerhauen. Der junge Plebejer Lätorius übersetzt jenen grausigen Fluch seines Meisters in die grausigere That . . . „Mord! Mord! Mord!" schreit es durch die nächtlichen Straßen Roms . . . „Scipio ermordet . . . Der Mörder? — Wer anders als sein Todfeind Gracchus — hat er den edlen Scipio doch in den Tod verflucht . . ." Und der greise Consul Metellus, der bis dahin im Senat des Volkstribuns einziger Freund war, ruft's ihm an des Scipio Leiche wild in's Gesicht: „Gracchus! Gracchus, Gracchus — ich verwünsche Dich! Hier liegt Deine Rache, Mörder; gieb uns den halben Erdkreis für ihn, Du giebst uns Scipio nicht! . . . Still, rühre Deine verfluchte Zunge nicht mehr! Dolche jeder Art hast Du in unsere Straßen geworfen — bis einer traf! Mörder! . . ."

Das Verhängniß erfüllt sich . . . Gracchus und sein Häuflein Anhänger behaupten gegen den Senat den Aventiner Berg. Mutter und Weib kommen zu ihm, daß er sich nach dem Willen des Senats an Scipio's Leiche durch einen Schwur reinige . . . Da tritt Lätorius mit seinem blutigen Dolche vor: „So sollen alle Feinde unserer Freiheit verderben, wie der verdarb, den diese Waffe gefällt hat . . . Diesen Dolch leg' ich Dir zu Füßen, Tribun; Dein Fluch hat ihn geweiht! Scipio starb für Deinen Bruder Tiber: das ist der Anfang der Rache und der römischen Freiheit . . ."

Unter dieser blutigen „Schuld" bricht der Held der Tragödie zusammen . . . „Den Mord, den dieses Dämons Seele gebar, ich hab' ihn erzeugt; meine Saat ging auf! Verwünscht mich, tödtet mich; hier steht Scipio's Mörder . . . Scharf ist des Menschen Zunge wie ein zweischneidiges Schwert! Mit diesem Schwert erschlug ich den Scipio — und Roms Freiheit — und mich. — So zu sterben, Gracchus — durch Gracchus verflucht. Verflucht bis in den Tod!"

Cornelia: „Sie stürmen herauf!"

Gracchus: „Nun, so stürmt denn herauf, Ihr blutlechzenden Senatoren, Ihr Tyrannen Roms, ich will untergehen, doch mein letzter, freier Athemzug

soll auch die Sieger verwünschen! Euch vererb' ich meinen unvertilgbaren Haß! Euch vererb' ich den Samen der Empörung, den ich ausgesäet, Euch vererb' ich diesen heutigen Tag, dessen Schatten Eure Ferse treten wird, bis Ihr, von stärkeren Tyrannen in den Staub gedrückt, Sclaven ihrer Sclaven, von Verachtung geschändet, mich beneiden werdet, wie ich unterging! (Er zieht einen Dolch aus der Toga hervor, wendet sich ab und dem Tempel zu; (mit gedämpfter Stimme:) Große Göttin, Dir bring' ich mein Opfer dar; Gracchus für Scipio — (stößt sich den Dolch in die Brust) . . . Ich muß fort — Cornelia — Rom — ihr meine Mütter, vergebt mir! — Rache und Freiheit — den Tiger und das Roß hatt' ich zusammengeschirrt; o meine Rache, die Du die Freiheit zerfleischtest! So, so rächt' ich meinen Bruder Tiber!"

Cornelia (furchtbar ruhig): Ihr Götter da oben, nun habt Ihr nichts mehr zu fordern: meinen Letzten habt Ihr mir genommen! — — Geweissagt hatten sie mir's, eh' ich ihn gebar: eine Flamme werde er sein, die Rom verzehren werde oder ihn selbst: (Den Thränen nahe.) Die goldene, goldene Flamme — erloschen liegt sie nun da. Nein, ich will nicht weinen! Rom ist mehr, als der Cornelia Sohn! . . . Consul Metellus! Sieh her: Mein Sohn Gajus ist todt. Für Rom bracht' ich ihn zur Welt — für Rom bring' ich ihn heut' als Opfer dar, mit gehorsamer Seele!"

Damit schließt Adolf Wilbrandt's Tragödie. Verschweigen dürfen wir nicht, daß uns dieser Selbstmord des Helden — überdies in Gegenwart von Mutter und Weib — weh' thut: dem Herzen und dem ästhetischen Auge. Selbstmord ist immer Feigheit. Und selbst der von der schwersten Last des Schicksals oder eigener Schuld zermalmte Held soll noch so viel Kraft haben: heldenhaft würdig unterzugehen. — Das wäre aber auch das einzige Bedenken, das „Gracchus, der Volkstribun", uns einflößte.

Wir haben den reichen Inhalt und die meisterliche Entwickelung und Steigerung der Handlung, den ganzen, klaren, stilvollen Aufbau der Tragödie nur flüchtig anzudeuten vermocht. Besonders die Exposition in den lebensvollen, charakteristischen und so knappen Volksscenen ist auch hier, wie schon im „Grafen von Hammerstein", eine musterhafte. Wahrhaft glänzend, mark- und herzerschütternd ist aber der dritte Act, der die Gegensätze verkörpert in den ebenbürtigen Gegnern: Gracchus und Scipio — und wie zwei immer wilder entfachte Feuer gegen einander prasseln läßt . . . Welch' ein Glanz — welch' eine markige Kraft der Sprache — hier und in der ganzen Tragödie! So haben die alten Römer wirklich gesprochen. Das bezeugen uns Cicero's Reden. Keine leere Phrase soll uns über irgend eine Lücke oder unklare Situation hinwegtäuschen. Diese Menschen reden nicht, weil der Dichter es so will, sondern weil sie müssen. Ihr Charakter, die Situation und die Handlung verlangen es so. Sie reden nicht, als ob sie vor dem Publicum des Wiener Burgtheaters auf den Bretern umherwandeln. Das ganze alte, stolze Rom hört sie. Ließ der Dichter es doch zugleich mit ihnen auf der Bühne aus zweitausendjährigem Staube wieder aufleben. Das ist der höchste Triumph des Dramatikers.

Und eben so wahr und klar und lebensvoll, wie die Sprache, ist die Zeichnung der Charaktere. Wie schwer war diese flackernde Doppelflamme in der Brust des Gracchus zu versinnbildlichen. Bald überreich genährt von seinen wilden Rachegedanken, bald versöhnlich gedämpft von der Liebe zur herrlichen Mutter, zur weichen Licinnia und zur großen Roma . . . Und wie

überraſchend iſt das dem Dichter gelungen! Eben ſo das milde, reine, erhabene Bild der römiſchen Matrone — der „Mutter der Gracchen"; — der edle, ſtolze Scipio, deſſen Lippen keiner leiſen Lüge fähig ſind; der wilde, fanatiſche Plebejer Lätorius, deſſen Seele nur eine Liebe kennt: Gajus Gracchus! Der ſchwache, wohlmeinende Conſul Metellus, die intriguanten Conſuln Druſus und Opimius, der ſchuftige Freigelaſſene Kleon, der ironiſche Philoſoph Pomponius — — alle ſind ſie, oft mit wenigen, eben ſo feinen als ſcharfen Strichen treffend gezeichnet.

Der Dichter hat zu ſeinem „Gracchus" die treueſten Studien gemacht. Wir kennen bereits ſeine gründliche claſſiſche Bildung und wiſſen, daß er während ſeines Aufenthaltes in Rom „mehr unter der Erde, in alten Gemäuern, Bibliotheken, Kunſt- und Alterthumsſammlungen lebte", als im goldenen Sonnenſchein. Manche reife Frucht dieſer Studien, vom Publicum kaum bemerkt, ſehen wir im Gracchus leuchten. So ſind die Worte des Gajus Gracchus und des Scipio nicht ſelten ihren uns überlieferten Reden entnommen und Cornelia hat einſt in einem Briefe ihren Sohn Gajus wirklich ſo beſchworen, von ſeiner Rache abzulaſſen, größer als ſein Haß zu ſein und Rom den Frieden zu geben — wie wir oben aus der Tragödie citirten.

Dieſe treue Gewiſſenhaftigkeit in der Arbeit und die leuchtende Freude im Auge des Dichters über den ſeltenen Erfolg des „Gracchus" waren es, die mich gleich ſehr an die goldenen Worte meines alten Freundes Jacob Corvinus erinnerten, an jenem blüthenreichen Frühlingstage in Stuttgart: „Wir müſſen ſo zu ſchreiben ſtreben, daß unſere Werke dereinſt im Alter unſere beſten Freunde ſind!" — und an die von den Sonnenhöhen im Menſchen- und Dichterleben . . . „Es geht nichts darüber!"

Von unſerm Tragödiendichter — denn das iſt Adolf Wilbrandt von jetzt an in erſter Reihe — dürfen wir noch viele und immer erhabenere Höhepunkte ſeines Schaffens erhoffen. Hat er doch Alles dazu, was den echten Tragiker ausmacht: den ſittlichen Ernſt, die jugendfriſche, treibende Kraft, eine klare, warme, tiefe Innerlichkeit, die Energie der fortreißenden Leidenſchaft und das Gottesgnadenthum der Poeſie in der Bruſt! Kein Wunder, daß die fröhlichen Wiener, deren Liebling auch im geſelligen Leben unſer Dichter längſt durch die Liebenswürdigkeit ſeiner Perſönlichkeit geworden iſt, heute herzlich ſagen: der vorige Winter nahm uns unſern Grillparzer — der heurige gab uns dafür Adolf Wilbrandt. Der liebe Himmel meint's doch recht gut mit ſeinen Wienern.

Digitized by Google

Ausflug nach Tervueren.

Die Prinzessin Charlotte.

Von Max Sulzberger.

Das Schloß Tervueren, der Wittwensitz der Exkaiserin von Mexiko, welche der Volksmund seit ihrer traurigen Rückkehr, nicht ohne wirklich rührendes Zartgefühl, wieder stets mit ihrem Mädchennamen, die Prinzessin Charlotte nennt, wäre fast ganz in Vergessenheit gerathen, wenn nicht in der letzten Zeit der Name des Dorfes bei Gelegenheit der allgemeinen diesjährigen Künstlerausstellung zu Brüssel sehr häufig gehört worden wäre und zwar der Colonie fahrender Maler halber, welche dort leben und wirken.

Außen dem groß und einfach, in englischer Manier angelegten Schloßpark bietet die Umgegend Tervuerens die reizendsten Motive für jene Landschaftsmaler, welche die einfach sinnige, fast möchte ich sagen trauliche Natur der gewaltigen und überwältigenden, sanft aufsteigende Hügel steilen Bergen und scharfkantigen Felsen, den murmelnden, zwischen Wiesen und Aecker sich schlängelnden muntern geschwätzigen Bach dem brausenden Wasserfall oder dem wilden Strom vorziehen.

Man kann es mithin keinen Zufall nennen, was eine Gruppe angehender Künstler vor einigen Jahren veranlaßte, anstatt der kostspieligen und dunklen Ateliers in der Stadt, als echte Peripatetiker, ihre Staffeleien in Gottes schöner Natur aufzustellen und in dieser großen Werkstätte mit unbegrenztem Horizont ihre Studien und ihre Bilder zu malen.

Man glaubt gar nicht, wie ein so im Freien gemaltes Bild, wo der Künstler mit dem Himmelslicht und der Luft gleichsam wetteifern muß, in Kraft, Ton und Stimmung den gewöhnlichen Staffeleibildern den Rang abläuft und sie verdunkelt. Diese Naturbilder haben etwas Prometheisches.

Bald gab es keinen Bauern mehr in der Umgegend, der die Schilderer (der vlämische Ausdruck für Maler) nicht kannte und sie nicht lieb gewonnen. Jung, lustig, lebensfroh, fanden sie überall für weniges Geld ein Unterkommen; war ihr Beutel leer, was nur zu häufig der Fall, so malten sie, was man eben wünschte, hier die Lieblingskuh, dort die Pächterin oder ihren Hund. So hat das, seiner trefflichen Küche halber als Jagdrendezvous-Ort sehr rühmlichst bekannte Wirthshaus zum „Renard" ein von Hippolyte Boulenger gemaltes Schild, das einst eine Sehenswürdigkeit sein und seine Legende haben dürfte, wie das Van Dyck'sche Bild in der Kirche von Saventhem; Herr Boulenger ist der geniale Chef der „Schule von Tervueren".

Das Bestehen einer solchen kann heute nicht mehr in Zweifel gezogen werden.

Als vor neun Jahren die Commission der Brüsseler Ausstellung von den Künstlern die Bezeichnung der Akademie oder des Meisters sich erbat, wo sie ihre Studien gemacht, schrieb sich Herr Boulenger keck, launig und nicht ohne satirischen Hieb für den classischen Perrückenstil, als Zögling der „Schule von Tervueren" ein. Ahnte er damals, daß der Scherz zur Wahr-

heit werden, und daß er selbst berufen sein sollte, ihre Existenz in einer so eclatanten Weise zu bethätigen, daß ihr fürder ein ehrenvoller Platz in der modernen Kunstgeschichte gesichert ist?

Es war der Wunsch, dieß Tervueren, das im Salon von 1872 so reiche und glückliche Motive geliefert, einmal näher anzusehen, der mich und zwei Freunde, einen Journalisten und einen Homöopathen, diesen Sommer dorthin führte; ein unerwarteter Umstand gab unserm Ausfluge eine andere Richtung.

Sobald wir im Dorfe angekommen, Wagen und Pferde zu unserer Rückfahrt untergebracht, und nicht versäumt hatten, im Renard ein schmackhaftes Abendessen zu bestellen, wozu wir uns die Küchlein auf dem Hühnerhof selbst ausgesucht, die dann, nach altvlämischer Weise, an den Bratspieß gesteckt wurden, wollten wir zuerst den Park von Tervueren besuchen.

Bald standen wir vor dem Gitter; durch die Eisenstäbe hindurch erblickten wir ein Thun und Treiben wie in dem Hof einer Kaserne; Soldaten lagen oder saßen herum auf hölzernen Bänken, spielend oder ihr Pfeifchen rauchend; sie schienen eben keinen harten Dienst zu haben. Ein alter Graubart öffnete ohne Umstand die wuchtige Gitterthür, schloß sie aber sorgfältigst gleich hinter unserm Rücken wieder zu.

„Ganz wie im Gefängniß „aux petits carmes" in Brüssel, als wir seiner Zeit unseren Collegen M ... besuchten", sagte ich lächelnd. Einer Ohrfeige wegen, welche er einem clericalen Advocaten im Genter Justizpalast versetzt, weil dieser nach einem beleidigenden Angriffe gegen das Blatt, dessen Mitarbeiter er heute noch ist, ihm Genugthuung verweigert, war er zu vierzehn Tagen Gefängniß verurtheilt worden, von welchen ihm Leopold I. in Folge einer Petition der Presse acht Tage erlassen hatte.

„Ja", erwiederte der Journalist, „die Bekanntschaft mit dem Gefängniß schuldete er der mexikanischen Geschichte; hätte er nicht seiner Entrüstung ob der allerdings indirecten, trotzdem unverzeihlichen Betheiligung Belgiens an dem elenden verbrecherischen Unternehmen gegen die mexikanische Republik freien Lauf gelassen, so hätte ihm der König die Strafe ganz erlassen; so aber mußte er seinen Freimuth büßen. Wahrhaftig, ich bin fast geneigt zu glauben, daß wer an diese unselige Affaire rührte, es zu bereuen hatte."

„Allerdings, und Niemand hat mehr Grund dazu, als der Outlaw in Chislehurst und die Pensionärin dieses Schlosses."

Wir waren unterdeß auf dem Schloßplatz angelangt; in der Mitte ein großer Rasen, auf dem sich eine ungeheure Stange erhob, die wol früher, als man hier frei ein- und ausging, bei der Kirchweih und sonstigen Festtagen zu dem beliebten Volksspiel des Vogelschießens diente. Das links liegende Jagdschloß sieht indeß mit seinem vernachlässigten Aeußern und seinem einzigen Geschoß mehr einem bescheidenen Herrenhaus ähnlich; es hat durchaus keinen architektonischen Charakter. Wir wollten es uns näher ansehen, aber die alle zwanzig oder dreißig Schritte aufgestellten Wächter bemerkten uns, wir möchten uns nach Rechts wenden, da der linke Theil des Parkes für die Prinzessin reservirt sei. Wir fügten uns natürlich der Weisung und gingen dem See entlang, der den Park gleichsam in zwei Theile schneidet, wie die Seine dies in Paris thut, unter einem herrlichen, wie von gothischen Schwingbogen gebildeten Laubdome. Es war gegen Abend; leichte Dünste entstiegen dem See und woben phantastische Schleier über den schwellenden Rasen und über das tiefe Grün der Bäume, welche dort, wo die Strah-

len ſich brachen, von der Abendſonne warm und glühend beleuchtet waren; die Kreuzgänge, welche in die Hauptallee mündeten, eröffneten, alle hundert Schritte, die überraſchendſten, reizendſten Feruſichten. Die Stille war vollkommen; nur unſere Schritte ſcheuchten zuweilen ein Reh auf, das geflügelten Laufs dahin eilte und verſchwand.

Schweigend gingen wir dahin, als unſere Aufmerkſamkeit plötzlich auf das jenſeitige Ufer gelenkt wurde; drei Perſonen tauchten nämlich auf dem ſchmalen Fußſtege auf, der vom Schloſſe herabführte; eine ſchwarz gekleidete Dame ohne Mantille, im gelben Strohhut, ging voraus, ihr zur Seite, doch nicht unmittelbar, eine jüngere Dame in ſehr einfachem, aber lichtem Sommerkleid, auf fünf Schritte Diſtanz folgte ein Bedienter, oder vielmehr ein Wächter.

„Es iſt die Prinzeſſin Charlotte!“ rief der Journaliſt.

Ich erkannte ſie augenblicklich wieder. Es war noch hell genug, um auf dem grünen Hintergrund, von dem ſich ihr ſcharf gezeichnetes Profil marmorbleich und unbeweglich abhob, die Züge der Prinzeſſin zu unterſcheiden, welche unverkennbare Aehnlichkeit mit dem bekannten Bourbonentypus haben.

Ihre Erſcheinung iſt noch immer elegant, wenn auch ohne Elaſticität und Haltung; hart, ſteif, mit bleierner Gleichgültigkeit, ohne einen Blick für die Umgebung, ohne ein Wort für ihre Begleiterin, ſchritt ſie daher; am Ziel ihrer Promenade angekommen, hielt ſie ſtill, beſchrieb jedes Mal, wenn ſie umkehren wollte, ein Zickzack um ſich, und verfiel dann wieder in denſelben automatiſchen Schnellſchritt.

So ging ſie wol eine halbe Stunde lang auf und ab; wir betrachteten ſie verſteckt hinter den rieſigen Baumſtämmen; der Doctor wollte gar nicht weichen, ſein Geſicht drückte das höchſte Intereſſe und die geſpannteſte Aufmerkſamkeit aus.

„Welch' tragiſches Geſchick!“ ſagte ich halblaut; „Brüſſel, Miramar, Mexico und dann Tervueren! Welcher Epilog!“

„Sie ſelbſt war die Urheberin ihres Geſchicks“, unterbrach mich faſt heftig und leidenſchaftlich der Journaliſt. „Wie konnte in der auf belgiſchem Boden geborenen Prinzeſſin der Ehrgeiz jede Regung von Recht und Freiheit ſo weit erſticken, daß ſie, trotz alles Abmahnens, trotz der väterlichen Rathſchläge, ihren Gatten faſt gewaltſam mit ſich in die Maſchen des teufliſchen Netzes zog und verſtrickte, welches der Mann des zweiten Decembers mit ſeinen Spießgeſellen Morny, Jecker und Conſorten ausgeworfen? Sie ſah nur die Kaiſerkrone mit dem ſchillernden Glanz; ſie wollte nicht wiſſen, welche Ströme Bluts ſie koſten und daß ſie nothgedrungen, wie auch die Würfel fallen, ihrem Träger zur Dornenkrone werden müßte. Schon als Mädchen bekundete ſie denſelben herrſchſüchtigen, herzloſen Charakter. Ein verzogenes Schooßkind ihres königlichen Vaters, ließ ſie ſelbſt ihre Brüder ihre Launen fühlen. Eines Tages, als der Graf von Flandern in der Eigenſchaft eines dienſtthuenden Officiers die Schloßwache in Laeken befehligte, ging ſie abſichtlich jeden Augenblick vorbei, damit die Schildwache ihr Heraus! rufen und der Graf mit der Wache in Reihe und Glied ſich ſtellen und ſalutiren mußte. Beim dritten Male wurde der Graf ungehalten und gebot der Schildwache die Prinzeſſin ferner zu ignoriren. Nach einer halben Stunde ſtellte ſie ſich wieder ein. Die Schildwache blieb Gewehr beim Fuß. Die Prinzeſſin aber ging zum König, weinte ob der ihr von ihrem Bruder angethanen Unbill und der Graf erhielt zwei Tage Arreſt.“

„Eine Kinderei! Welchen Schluß wollen Sie denn daraus ziehen?"

„Ich will keinen Schluß, gar keinen Schluß daraus ziehen. Ich will Ihnen nur zeigen, wie der schon im Kinde steckende Hochmuthsteufel sich von Jahr zu Jahr mehr in der zur üppigen Schönheit erblühten Jungfrau entwickelte. Erinnern Sie sich doch ihrer Abreise als Neuvermälte; sie hatte keine Thräne, keine einzige belgische Dame begleitete sie in die neue Heimat . . . nicht einmal eine Zofe. Ob sie jemals geliebt hat?"

„Diese Frage", unterbrach hier der Doctor, „stellte ich mir eben selbst. Ihre ganze Erscheinung hat heute noch, trotz ihres geistzerrütteten Zustandes, etwas Eigenthümliches — fast möchte ich es etwas Jungfräuliches nennen . . ."

„Der Ehrgeiz füllte ihr Herz und ihr Leben aus", nahm der Journalist wieder das Wort, „und als dieser gebrochen, brach auch die Schwungkraft ihres mehr männlichen als weiblichen Geistes. Was mich mit Elisabeth von England versöhnt, trotz aller ihrer Härten, das sind ihre Schwächen; sie hatte wenigstens Augenblicke, wo sie ganz Weib war . . . Als die Gemalin Maximilian's dagegen in Paris den letzten schweren Bittgang bei Bonaparte that und ihn beschwor, fußfällig, unter heißen Thränen beschwor, mit frischen Truppen und frischen Millionen das mexikanische Reich zu retten, und dann nach vergeblichem Flehen und Drohen ihren verzweifelten Groll mit Thränen der Wuth zu den Füßen des heiligen Vaters im Vatican austobte und dort von der Geistesnacht umfangen ward, die sie heute an das einsame Tervueren wol für immer fesselt: da war es nicht die Gattin voll liebender Selbstaufopferung und begeisterten Muthes, welche für das Heil ihres Gemals jene schreckliche Reise ohne Rückkehr unternahm, es war die Kaiserin, welche, gleichviel auf Kosten welcher Demüthigung, ihre Krone erhalten wollte. Will man doch sogar wissen, daß die Schreckens- und Trauerbotschaft des so männlich gefallenen Maximilian's sie kaum erschütterte . . ."

„Sie vergessen", fiel der Doctor lebhaft ein, „daß die Unglückliche schon damals nicht mehr zurechnungsfähig war. Uebrigens bestand nie ein intimes Verhältniß zwischen den beiden Gatten . . . ihre Kinderlosigkeit war kaum eine Ueberraschung . . . Sie sind gar zu herbe und zu hart. Ich empfand soeben, während wir die hohe Frau ungesehen belauschten, nur tiefes, unsägliches Mitleid, gepaart mit dem demüthigenden Gefühl, daß unsere Heilkunde bis jetzt gänzlich ohnmächtig ist, ein so tragisches Geschick zu mildern . . ."

Wir hatten schon längst den Park verlassen und noch immer war die kaiserliche Wahnsinnige von Tervueren das alleinige Thema der Unterhaltung.

Ins Dorf zurückgekehrt, suchten wir Näheres über die Lebensweise der Fürstin zu erfahren. Die redselige Wirthin ließ sich nicht lange bitten. Wir erfuhren von ihr, daß die Prinzessin, seitdem sie sich eines Tages aus dem Schlosse geflüchtet und erst einige Stunden später wiedergefunden worden, jetzt weit strenger überwacht würde. „Früher", sagte sie, „sahen wir sie wenigstens alle Sonntage in der Messe, sie war fromm und gut; doch jetzt hält man sie gefangen, sie ist immer allein."

„Und ihre Familie? Besucht sie die Königin nicht zuweilen?"

„Schon seit Monaten geschieht dies nicht mehr. Das letzte Mal, es war am Geburtstag der Prinzessin, waren der König und die Königin, der Graf und die Gräfin von Flandern alle mit herrlichen Blumensträußen da. Als aber Charlotte ihrer ansichtig ward, bekam sie einen ihrer ärgsten Wuth-

anfälle, sie stürzte in ihr Zimmer, das sie hinter sich verriegelte; die hohen Herrschaften fuhren ab und kamen seitdem nicht wieder."

„Und wie benimmt sie sich gegen ihre Umgebung?"

„Stolz und wortkarg; keine Person des Schlosses steht ihr irgendwie nahe, selbst der Arzt nicht, den sie indeß um sich duldet. Sie speist allein und zwar ohne Zeugen. Ist die Tafel gedeckt und servirt, zu der sie jeden Morgen ihren Küchenzettel selbst schreibt*), so kommt sie in den Speisesaal, trägt ein Gericht mit sich in ihr Zimmer und holt sich dann der Reihe nach die anderen.

„Es fröstelt sie immer. Sommer wie Winter muß ihr offenes Feuer, das sorgfältig mit einem Gitter umgeben ist, hell lodern, und gewöhnlich steckt sie bei hellem Tage noch Kerzen auf.

„Ihre Tage bringt sie damit zu große Cour abzuhalten: alle ihre schönsten Toiletten, und sie verschreibt deren stets neue aus Brüssel, drapirt sie auf Lehnsesseln oder Kleiderpuppen. Ist dies geschehen, so tritt sie herein, thut freundlich hier, grollt dort und häufig hört man sie in der heftigsten Weise den französischen Damen Vorwürfe machen; sie spricht, als sei sie noch in Mexico und Kaiserin. Sie selbst trägt nie ein anderes Kleid, als ein schwarzes loses Hauskleid; ihr langes, herrliches, schwarzes Haar schnitt sie eines Tages ab und zierte damit eine ihrer Gliederpuppen.

„Ganze Tage lang correspondirt sie und entsendet eine Depesche nach der andern an Napoleon III., den sie noch stets in den Tuilerien wähnt.

„Was ich Ihnen da erzähle", schloß die Wirthin, „können sie getrost für volle Wahrheit hinnehmen; ich kann Ihnen allerdings nicht sagen, wer mir das mitgetheilt, denn dem ganzen Schloßpersonal ist die höchste, strengste Discretion zur Pflicht gemacht; wer darauf betreten wird, auch nur ein Wörtlein über die Prinzessin gesprochen zu haben, wird momentan entlassen."

Der Doctor sah uns bedeutungsvoll an. „Heilung ist hier nicht mehr möglich; nur der Tod kann die Unglückliche erlösen."

---

*) Sie sind gewöhnlich sehr gut geschrieben. Einer meiner Freunde sah deren mehrere. Doch bemerkt man zuweilen, gerade an der Art und Weise, wie sie abgefaßt, daß die Anfälle im Anzug. Eines Tages verlangte sie als Gericht: den Marschall Bazaine à la sauce blanche!

Ein dunkles Verhängniß.

Novelle nach alten Familienpapieren von **Helene.**

I.

Schloß E. den 15. Februar 1793.

Thereſe an ihren Bruder Guſtav.

Siehſt Du wol, lieber Bruder, wie bald ich mein Verſprechen erfülle? — Heute iſt erſt der zweite Tag, daß ich aus dem herrlichen Berlin zurück bin, und ſchon laſſe ich die Schlittenfahrt nach N. im Stiche, um Dir ſogleich zu ſchreiben, wie ſehr es mir dort gefallen hat. Ja, Deine kleine ſiebenzehnjährige Schweſter will Dir von unſerer Reſidenz, von der großen Oper bis zu der geringfügigſten Kleinigkeit hinab eine ſo eingehende Beſchreibung machen, als Du ſie Dir in Deinem fernen Frankreich nur wünſchen kannſt. Ich beginne alſo zunächſt mit dem Oranienburger Thor, in das wir einpaſſirten. Ich ſtellte mir dieſes nur höchſtens ein wenig höher und größer als das N.'ſche vor, und nun denke Dir den Anblick dieſer Säulen und der Wachtſtube, die eher einem erleuchteten Saale glich. Ich ſperrte natürlich meine Augen weit auf, aber größer und größer wurden ſie, als ich nunmehr die langen Gaſſen herunter fuhr und ein Haus immer prachtvoller als das andere ſah. Endlich, nachdem wir immer die eine Straße hinauf und die andere hinunter gefahren waren, erreichten wir unſer „Hôtel de Ruſſie", welches unter den Linden liegt. Hier öffnete uns ein fein friſirter und parfümirter Marqueur den Wagenſchlag und meldete, nachdem er unſere Namen erfahren, daß der Onkel Peter gleich hier ſein würde, und wir Morgen zum Dejeuner bei ihm und der Tante Sophie geladen wären. Wir waren auch noch kaum in das Zimmer getreten und ich hatte mir ſoeben den Schnee von Hut und Mantel geſchüttelt, als ſchon der Onkel vor uns ſtand. Die Mutter ſtellte mich ihm förmlich vor und dann ſagte er, daß uns die Gräfin Eichberg morgen zur Aſſemblée bitten laſſe. So mußten wir nun, lieber Guſtav, anſtatt incognito und nur bei den nächſten Verwandten in Berlin zu bleiben, ſofort an fünfzig Viſiten machen; denn Onkel Peter hatte es der ganzen Welt erzählt, daß wir den 1. Februar eintreffen würden. Die Aſſemblée wurde aber trotzdem ausgeſchlagen, erſtens, weil wir ſämmtlich nicht den dazu gehörigen Staat mitgebracht und zweitens, weil wir ſonſt die Oper nicht hätten ſehen können. Doch nun bin ich ſchon bei dem folgenden Tage und habe den erſten noch gar nicht zu Ende berichtet. — Alſo nach einem ganz delicaten Souper wurde zu Bette gegangen, d. h. nachdem ich mich am Fenſter noch ganz müde geſtanden hatte. Ich wollte nämlich ſo gern noch alle die prächtigen Equipagen ſehen, welche zur Cour bei der Königin fuhren, und bei denen mich die Menge der Fackeln, die den Wagen voraus-

ausgetragen wurden, zumeist amüsirte. Die Reveille und das unzählige Gerufe: „Kauft, kauft Pariserchen" — weckten mich auf, ehe ich recht ausgeschlafen hatte. Ich ging aber trotzdem wieder an's Fenster, um das Menschengewühl unter demselben zu betrachten, welches zum größten Theil aus Lakaien, Jungfern und Friseuren bestand, die mit ungeheuren Muffen, immer im dreiachtel Tact, frierend vorüberliefen. Um zehn Uhr endlich fuhren wir, ich nach der neuesten Mode frisirt, zum Dejeuner zu Tante Sophie, die sehr vergnügt und für mich ganz besonders gnädig war. Sie machte mich auch mit Melanie W., einer reizenden Blondine von achtzehn Jahren, bekannt, welche die einzige Tochter ihrer intimsten Freundin ist. Melanie's Gesicht ist nicht gerade regelmäßig gebaut; aber sie hat die schönsten Augen und das lieblichste Lächeln das Du Dir nur vorstellen kannst und jede Bewegung ist graziös und von vollendeter Anmuth. Zuerst waren wir Beide sehr steif und wußten nicht recht, was wir mit einander sprechen sollten, denn Melanie ist so wenig aus Berlin, als ich bisher aus unserm guten Schloß E. herausgekommen. Als aber das Dejeuner genossen und der Cercle der älteren Herrschaften erst in Debatten über die französische Revolution, Voltaire und unsere jetzige Campagne vertieft war, ließ uns Onkel Peter in seiner prächtigen Staatscarosse nach der langen Brücke fahren, wo die gemeinsame Bewunderung der Statue unseres großen Kurfürsten uns bald redseliger machte. Abends nun gar holte uns Tante Sophie zu der Oper Protesilaus ab, welche an Schönheit und Pracht meine kühnste Einbildung überstieg. Denke Dir, mein lieber Gustav, einen Strom von Menschen, der mich von dem Eingange des Opernhauses bis zu unserer Loge fortriß, und mein Staunen bei dem Anblick so vieler Personen, welche sich nach und nach auf allen Plätzen versammelten. — Wir saßen in der Loge des Ministers von der Reck, welche neben der großen königlichen und der von Madame Rietz ist. Ich konnte also den König, den Prinzen Heinrich, so wie alle übrigen Prinzen und Prinzessinnen deutlich sehen, und kann Dir sagen, daß ich mir die Haltung von Friedrich Wilhelm dem Zweiten und seinen vornehmen Anstand nicht so imposant vorgestellt hatte. Er ist wirklich ein sehr schöner Mann und ich kann es der Madame Rietz nicht verdenken, daß sie dies auch zu finden scheint. — Umgekehrt ist dies aber wol noch weit mehr der Fall; denn der König verwandte vor dem Anfange der Ouvertüre, zu welcher Hofmarschall Zenner das Zeichen gab, kaum den Blick von ihr. Und herrlich sah sie auch aus mit dem Brillantstern im Haar, und der sammetnen Purpurrobe, so daß ich sie — bis endlich der Vorhang aufging — ebenfalls immer nur anstaunen konnte. Dann aber hatte ich nur Sinn für die Vorstellung, die schöne Musik und das Prachtgemach, welches uns gleich zuerst die Gemalin des Protesilaus zeigte. Aber wie wäre es möglich Dir von Allem, was ich nun sah und hörte, eine richtige, Dir einigermaßen anschauliche Vorstellung zu machen? — Melanie und ich waren immer abwechselnd starr, denn sie ist auch nur ein Mal bis jetzt, und zwar in Deinem Lieblingsstück „Ariadne auf Naxos" im Theater

gewesen. — Jedenfalls aber nahmen wir uns vor, uns die ganze herrliche Musik von beiden Stücken einzuüben, damit wir sie Dir, mein guter Bruder, wenn Du endlich einmal wieder nach Hause kommst, ganz ohne Anstoß vorspielen können. Wenn doch der unglückliche Krieg nicht wäre! — Wie viel tausend Mal habe ich Dich an meine Seite gewünscht, als ich so im Opernhause saß und Dich mir in einer schlechten französischen Bauernstube vielleicht hungernd, frierend, oder gar krank denken mußte. — Ach, es ist ein großes Elend; aber das Schicksal will es so. Also still davon, und kein Wort weiter, als daß Dich ewig liebt

Deine
Schwester Therese.

II.

Gustav an Therese.

Bivouac bei Lembach im Elsaß, 9. März 1793.

Mein liebes Schwesterchen!

Eine trübe, nebelige Nacht hängt über dem Bivouac, welches unsere Brigade, die jetzt Generalmajor von Kleist, wie Du weißt, commandirt, dicht bei dem Städtchen Lembach bezogen hat. Die Thurmuhr desselben schlug soeben Neun und eine dichte Finsterniß, undurchdringlich wie das Schicksal, welches über allem Geschaffenen schwebt, breitet sich über die Natur und die Reihen unserer theilweise schon schlafenden, von den Anstrengungen der letzten Tage übermüdeten Soldaten. — Nur hin und wieder glimmt noch ein vereinzeltes Wachtfeuer und bei einem derselben sitzt Dein Herr Bruder und will versuchen den Dank für Dein vor etwa acht Tagen erhaltenes Schreiben, das die interessante Schilderung Eures Berliner Aufenthaltes enthielt, hier auf dieses Papier zu kritzeln. Du kannst Dir nicht denken, mein Thereschen, was solch' ein Bericht aus der lieben Heimat, und von einem noch liebern Schwesterchen hier, so fern von Beiden und vor dem Feinde zu bedeuten hat! — Ich hätte jubeln mögen, als ich ihn so plötzlich in Händen hielt, und wenn Du hören wirst, unter welchen Umständen und nach welcher überstandenen Lebensgefahr dies geschah, so wird Dir das die beste Belohnung sein! —

Doch lasse mich so gründlich als möglich berichten und gleich mit dem Uebergang über den Rhein den Anfang machen.

Du hast vielleicht schon aus Bruder Alphon's Brief an den Vater ersehen, daß unser Regiment „Prinz Ferdinand", nun auch dem Feldmarschall Herzog von Braunschweig zugetheilt, sich mit den übrigen Brigaden und Regimenten in der Ebene bei Bacharach zusammenfand. Wunderbare, noch nie erfahrene Empfindungen kreuzten sich in meiner Brust, als wir, die blauen Fluthen des Rheines verlassend, den Fuß auf fränkischen Boden setzten. Aber Ehrgeiz und ritterlicher Muth behielten die Oberhand, und erglühend in Thatenlust und sich steigernder Zuversicht, sah ich der nahenden, gewissen Gefahr mit dem heiligen Gelöbniß entgegen: Unter allen Umständen mich der preußischen Kriegerehre und meines Namens würdig zu zeigen. — Ein schmaler, dunkler Hohlweg führte uns unserer nächsten Bestimmung zu, welche

uns den Angriff des Feindes ſtündlich in Ausſicht ſtellte. Abgeriſſene Feldſtücke machten den Marſch unbequem, und Mancher fiel vor und neben mir ſtill murmelnd oder fluchend auf den Boden nieder. Auch mich traf dieſer Unfall vorübergehend, indem ich über einen nicht zu erkennenden Gegenſtand ſtolperte, und der Länge nach auf denſelben ſtürzte. Ein bärtiger ungariſcher Grenadier hatte hier, nach einem vorhergegangenen Scharmützel ſeinen letzten Seufzer ausgehaucht, und ſein Körper mich im Fallen aufgenommen. — Grauenhaft berührte mich dieſer erſte Morgengruß, dem mit Blitzesſchnelle der Gedanke folgte: „Wer weiß, ob nicht heute auch Du dieſes Mannes Schickſal theilſt?“ — Es ſind dies eben nicht zu beſchreibende, aber unvergeßliche Eindrücke hinterlaſſende Momente, geliebte Schweſter! — Mühſam erreichte das Regiment „Prinz Ferdinand“ endlich den Hauptvertheidigungspunkt, den mit Blut getränkten Krähen- und Ingelsberg, an deſſen Fuße bereits in erbitterten Gefechten viele Opfer gefallen waren. An ſieben verſchiedenen Punkten hielten wir das Terrain beſetzt, und etwa zweitauſend Schritt vom Poſten Nr. 4, auf dem ich mich ſelbſt befand, ſahen wir uns dem etwa acht- bis zehntauſend Mann ſtarken Feind gegenüber. — Er hatte ſich auf den gerade vor uns liegenden, durch Unterholz und ein ſchäumendes Gebirgsflüßchen von uns getrennten Höhen feſtgeſetzt, um uns ſofort nach unſerer erſten Wahrnahme mit einem wohlgezielten Artilleriefeuer zu empfangen. Jetzt ließ ich meine Leute zuſammentreten, um ihre Poſten hinter den Bäumen einzunehmen, blieb aber ſelbſt vor einem derſelben ſtehen. Einige Minuten ſpäter trat auf den freien Raum vor mir ein einzelner Franzoſe und ſtierte mich gedankenlos an. Ich hielt ihn für einen Verirrten oder Ueberläufer, wie das ſchon hin und wieder vorgekommen, und rief ihm zu: ſein Gewehr fortzuwerfen und näher zu treten. Statt deſſen ergriff er daſſelbe. Zwei Schüſſe knallten. Seine Kugel durchlöcherte meinen Hut, eine andere traf ihn ſelber, daß er zuſammenſtürzte. — Ein hinter mir ſtehender Musketier hatte ihm den Garaus gemacht, und ich empfand nur ein unbeſtimmtes Bewußtſein davon, wie wunderbar ich erhalten worden ſei. Zugleich aber ſtürzten auch dichte Haufen von Franzoſen unter dumpfem Trommelſchall aus dem Unterholze, gut begrüßt von meinen Leuten, denen ſich die nächſten Detachements zugeſellt hatten. Rauch und Nebel füllten die Luft in dem wüthenden, ſich nunmehr entſpinnenden Kampfe, der wol eine halbe Stunde währte. Der Dampf war ſo dicht, daß man kaum zwanzig Schritte um ſich ſehen konnte. Todte und Verwundete lagen zu allen Seiten, und das Aechzen der Letzteren ließ ſich nur allzu deutlich vernehmen. Wie es eigentlich ſtand, konnte ich lange nicht beurtheilen. Endlich gab mir der Zuruf eines hinter mir vorbeiſtürzenden Officiers: „Retten Sie ſich, Alles iſt verloren!“ — furchtbare Beſtätigung, daß wir der Uebermacht weichen mußten. In demſelben Augenblick drang ein Haufe Franzoſen mit dem Rufe: „rendez vous!“ auf uns ein. „Tod oder Gefangenſchaft!“ durchzuckte es mich, und ohne mich zu beſinnen, ſprang ich den etwa dreißig Fuß hohen Abhang zu meiner Rechten her-

unter, wo ich mit vier Mal durchlöchertem Rock und einem Streifſchuß an dem linken Arm mitten unter den Unſerigen zuſammenbrach. Hier hatte ſich nämlich der Reſt des Commandos geſetzt und vertheidigte den Paß des oben erwähnten Hohlweges, daß dem Vordringen des Feindes an dieſer Stelle gewehrt und ein einigermaßen geordneter Rückzug bewerkſtelligt werden konnte. — Und ſo ſind wir denn nun hier im Bivouac bei Lembach, geliebte Schweſter, an deſſen Thore mir von der Feldpoſt Dein liebes Briefchen übergeben wurde. Ich habe die erſten zwei Tage an dem Arme heftige Schmerzen, jedoch kaum ein wirkliches Wundfieber gehabt, und wenn wir einen erneuten, ſiegreichen Kampf in Ausſicht hätten, ſo würde ich — das bin ich überzeugt — moraliſch und körperlich ſofort geneſen ſein! — Doch nun in dieſer Hoffnung für heute baſta, meine liebe Schweſter. Meinen kindlichen Gruß an die verehrten Eltern, die ſicher Gott mit uns für meine bisherige Erhaltung danken werden. Fräulein Melanie W. muß ja nach Deiner Beſchreibung ein Engel ſein, und ich möchte ſie wol kennen lernen, mit welchem Wunſch und tauſend herzlichen Grüßen ich verbleibe

Dein
Dich zärtlich embraſſirender
Bruder Guſtav.

III.

Thereſe an ihren Bruder Alphons.

Schloß E., den 18. Juni 1793.

Mein beſter Alphons.

Dein letzter Brief, mein theurer Sohn des Landes, hat mich ſo ſehr touchirt und charmirt wegen der überaus zärtlichen Geſinnungen, die Du für Deine, wie Du doch am Ende ſelbſt bekennen mußt, ganz außergewöhnliche und ungewöhnliche Schweſter hegſt, daß ich vergeblich verſuchen würde, meine Empfindungen in Dein brillantes Herz zu übertragen. Ja, ja, mein theurer Alphons, der ſchöne Mann, der ſchon bei unſerer flüchtigen Begegnung im G.'ſchen Garten nicht ganz ohne Eindruck auf mich blieb, hat nun — erröthend muß ich es geſtehen — nach Deiner Schilderung mein armes Herz ſo tief verwundet, als es bisher noch keinem Sterblichen gelang. — Sein Name, ſeine Lebensweiſe, ſeine ſchon gewonnene Berühmtheit und vor Allem der große Dienſt, den er Dir in Bezug auf Deine Carrière geleiſtet hat, ſind wahrlich gänzlich dazu angethan, mich für ihn einzunehmen, und meine Wünſche und Phantaſie auf ihn hinzulenken. Und nun zu dem Allen noch die hier in den letzten Wochen herrſchende Langeweile und Einſamkeit, welche, wie Tante Sophie immer ſagt, an und für ſich ſchon die Mutter mächtiger Leidenſchaften iſt. — Nein, ganz im Ernſte, lieber Alphons, ich meine, Deine Herzensergüſſe über Baron Fritz waren eine kleine Unbeſonnenheit von Dir und eine etwas zu ſtarke Prüfung für mein nicht eben aus Stein gebildetes Mädchenherz. Damit Du aber ſiehſt, daß ich Deine liebreiche Abſicht nicht verkenne, will ich Dir dadurch danken, daß ich die böſen Folgen Deiner berauſchenden Mittheilungen nach beſtem Vermögen

zu vereiteln ſuche. Ich will auf dem nächſten Picknick in N. ſtatt einer oder zweier, ein halbes Dutzend Ecoſſaiſen und Vernaiſen tanzen, und wenn der muſikaliſche Aſſeſſor von jenſeits des Sees das nächſte Mal hier unter den Fenſtern des Schloſſes ſeine Mondſcheinſerenaden bringt, ſo werde ich ganz ſicher nicht, wie neulich Abends, die Fenſter ſchließen, ſondern ſeiner ſchrecklichen Brille und ſeinem ſüßen Gelispel zum Trotz ſein Bild an Stelle eines andern in meinem Herzen aufzurichten ſuchen. — Doch nun von dieſer, im Grunde doch gar nicht ſo ſpaßhaften Angelegenheit zu einem andern Gegenſtande. — Ich habe mich nämlich unendlich gefreut zu hören, daß Dir das Leben zu Frankfurt am Main bisher gefallen hat. Es muß dort auch im Hauſe der Frau Rath, der Brentano's ꝛc., ein ſehr intereſſanter Zirkel zuſammenkommen, und ich bedaure nichts mehr, als daß ich mich nicht bisweilen von unſerm monotonen Schloſſe zu Dir verſetzen und einmal wieder mit Dir ſo recht nach Herzensluſt ſcherzen und plaudern kann. Auch meine muſikaliſchen Studien bedürfen der Anregung, die doch unſer guter Pfarrer allein, obgleich er ja wirklich recht nette Liedchen componirt, mir nicht genugſam geben kann. Ach, wo ſind die ſchönen Zeiten, in denen wir zuſammen auf dem Balcone ſaßen und Guitarre und Flöte hören ließen? — Jetzt bin ich für meine „Ariadne auf Naxos", den „Proteſilaus" ꝛc. lediglich auf das Spinett beſchränkt und wenn die liebe Melanie W. uns mit ihrem Beſuch hierſelbſt im Stiche läßt, ſo werde ich wol bis zu Guſtav's Heimkehr von den vierhändigen Pièceu noch keine Note ſpielen können. Der gute Bruder hat übrigens, wie Du wol von ihm ſelbſt bereits weißt, bei der letzten Affaire des Regiments Ferdinand wieder ſo viel Malheur gehabt, daß er die weitere Campagne aufgeben und ſich, ſo bald er dieſe weite Reiſe erſt ohne Gefahr zurücklegen kann, nach Hauſe bringen laſſen wird. Die Wunde im Unterſchenkel ſoll zwar, Gottlob, eben nicht gefährlich ſein, aber es iſt dabei an eine fernere Betheiligung bei Märſchen und Kämpfen doch nicht zu denken, und ſo wollte ich nur, daß wir den lieben Jungen erſt wieder bei uns hätten. Der Onkel Peter ſchrieb an den Vater, daß Oberſt von Kleiſt auf ſeine baldige Heimkehr gedrungen habe, und die Ausſicht dieſes Wiederſehens, ſo wie die Hoffnung, den armen Guſtav hier perſönlich ſo recht pflegen zu dürfen, iſt nächſt Melanie's erſehntem Beſuch für jetzt der Zielpunkt meiner Wünſche. Doch nun lebe wohl, mein beſter Alphons, und laſſe Dir von unſerer lieben, jetzt leider oft recht kränklichen Mutter, dem Vater und dem Herrn Pfarrer viel tauſend Schönes ſagen. Vor Allem aber thue Dich doch auch unter den Schönen von Frankfurt gelegentlich nach einer Schweſter für mich um, damit ich Dich mit Kopf und Herzen beſchäftigt und durch ſchöne Zukunftshoffnungen beſeligt weiß. Oder wäre Deine Wahl bereits getroffen? — Ich glaube nicht recht daran. Aber ſollte es ſo ſein und die Erwählte iſt nur halb ſo gut als Du, beſter Menſch, ſo wird mir Niemand auf der Welt von Herzen willkommener ſein!

Deine

zärtliche Schweſter Thereſe.

IV.

Melanie von W. an ihre Mutter.

Schloß E., den 7. August 1793.

Meine gnädige Frau Mutter!

Da Sie eine Zuschrift von mir nach meinem Eintreffen in Schloß E. nicht nur gestattet, sondern mir eine solche sogar ganz ausdrücklich befohlen haben, so will ich mich beeilen, Ihrem Gebote schleunigst nachzukommen. Sie können sich vorstellen, wie ermüdet ich den Abend des Dritten mit meiner treuen Lollo hier eingetroffen bin, denn wir hatten eine nicht nur sehr weite, sondern auch ganz entsetzlich heiße Reise, so daß die vier Hengste des Herrn Grafen die schwere Fenstercarosse nur mit der höchsten Anstrengung weiter bringen, und Schloß E. nach oftmaligen Haltepunkten von etwa einer halben Stunde erreichen konnten. Ich war daher auch ganz echauffirt und benommen, als der Wagen durch das steinerne Hofthor rasselte, und meine Verlegenheit wuchs bis zum Aeußersten, als ich den alten Herrn Grafen schon mit dem Hut in der Hand auf der Vortreppe gewahrte. Zwei reich galonnirte, weißgepuderte Diener öffneten den Wagenschlag, und ehe ich noch wußte, wie mir geschah, befand ich mich bereits am Arm des ritterlichen alten Herrn, und fühlte den gnädigen Empfangskuß der Frau Gräfin, vor der ich aus Ehrfurcht und Respect beinahe auf den Boden gesunken wäre. Erst als ich mich auf dem mir zugewiesenen Zimmer befand und die weichen Arme meiner theuren Therese um meinen Nacken geschlungen fühlte, athmete ich ein wenig freier auf und hatte den Muth, unserer alten Lollo einige Befehle für meine Behaglichkeit zu ertheilen. Denn sehr schaurig und düster ist Alles hier, meine gnädigste Mama, und ich darf wol sagen, daß mir Schloß E. und seine Lage eher romantisch und schön, als bequem und einladend erscheint. — Die ungeheuren Mauern und großen Bogenfenster, die vielen Ritter- und Ahnenbilder und vor Allem die langen, dunklen Corridore wirken zugleich imponirend und bedrückend auf mich, und an die vielen, von diesem Schlosse erzählten Spukgeschichten darf ich erst gar nicht denken, wenn es mich nicht zu Tode gruseln soll. Hörte ich doch so schon in der vorletzten Nacht ganz unablässig neben meinem Himmelbette klopfen, eine Thüre gehen und als vermuthlich durch einen starken Zugwind draußen die meinige plötzlich ganz leise aus den Angeln sprang, that ich einen solchen Schrei, daß Lollo vor Schreck den halben Tod im Nebenzimmer hatte. — Doch es ist recht kindisch von mir, Sie, meine gnädigste Mama, mit diesen Schreckphantomen und Ausgeburten meiner aufgeregten Phantasie eingehend zu behelligen. Der Herr Pfarrer des Ortes, ein selten gebildeter und Vertrauen erweckender Geistlicher, hat mich schon gestern Mittag derb darüber in's Gebet genommen, und mir die Sündhaftigkeit solcher Einbildungen, und ihre möglicher Weise furchtbaren Folgen klar zu machen versucht. — „Aberglaube ist Unglaube, meine gnädigste Baronesse", sagte der freundliche, alte Herr, „und Sie müssen ganz ernsthaft dagegen anzukämpfen suchen. Ich habe erst in der vorletzten Woche eine Amtmannstochter aus dem

benachbarten Gute begraben helfen, die lediglich an der fixen Idee ihres unvermeidlichen Todes gestorben ist. Es hatte ihr nämlich eine herumziehende Wahrsagerin den 23. Juli 1793 als den Tag ihres unvermeidlichen Ablebens bezeichnet und da ihre Fragen an den Kukuk und die Karten leider zufällig ein gleiches Ergebniß zu Wege brachten, so wurde das sechzehnjährige, bis dahin blühende Mädchen zuerst schwermüthig und Ende Juli vom Typhus ergriffen, der dann auch ihrem Leben, zwar nicht an dem prädestinirten Unglückstage, aber doch achtundvierzig Stunden später, ein Ende machte. Sie sehen also, wohin das führen kann." — „Aber was soll man nur dagegen thun?" fragte ich bestürzt. — „Man soll versuchen, sich immer und überall lebendig vor dem Angesichte Gottes zu fühlen, meine Gnädigste", entgegnete der fromme Greis mit solcher Festigkeit, daß ich beschämt die Augen niederschlug. Und so will ich dies denn versuchen und Ihnen, gnädigste Mama, jetzt nur noch erzählen, wie angenehm ich mich mit meiner Freundin Therese einzuleben angefangen habe. Sie ist in der That ein bezauberndes Geschöpfchen, sprühend von Frohsinn und Lebensfrische, und dabei doch auch ernst und tiefempfindend, sobald es sich um ernste, wichtigere Dinge handelt. Mit ihrer Mutter steht sie auf etwas steifem Fuß, da diese ihren mädchenhaften Uebermuth nicht sehr zu goutiren und ihr wol heimlich manche Strafpredigt darüber angedeihen zu lassen scheint. Desto mehr aber ist sie der Augapfel ihres Herrn Vaters, dessen ehrwürdiges Gesicht bei ihrem Anblick leuchtet, und mit den Brüdern Alphons und Gustav ist sie im zärtlichsten Einverständniß. — Besonders verehrt sie den Erstern, als den Aeltern und sich ihren Interessen stets besonders Widmenden, und kann mir nicht genug von seiner musikalischen und poetischen Begabung, seinem vielumfassenden Wissen und seiner Beliebtheit hier im Ort erzählen. Da nun Sie, gnädigste Frau Mutter, die beiden jungen Herren vor einigen Jahren kennen gelernt haben und nähere Auskunft zu haben wünschten, so erlaube ich mir, Ihnen Thereſen's neuliche Aeußerungen mitzutheilen. „Alphons ist eine edle Natur", sagte sie, „schade nur, daß er für jeden Eindruck so sehr empfänglich und dabei so heftig ist. — Gustav ist auch gerade kein Lamm, aber doch unvergleichlich ruhiger und dabei wirklich bildschön zu nennen. Besonders habe ich an ihm aber stets seine neidlose, sich dem ältern Bruder fast immer willig fügende Hingabe geschätzt und ich glaube, daß man ihn als Musterexemplar eines zärtlichen Bruders bezeichnen kann. Nun, ich hoffe, Du wirst die gestrengen Herren beide, jedenfalls aber wol Gustav, noch in den nächsten Wochen persönlich kennen lernen." — Therese meinte nämlich, meine gnädigste Mama, daß der jüngere Graf seiner Verwundung halber in kürzester Zeit hier ankommen müsse und freut sich ganz erstaunlich darauf. Da er aber, wie ich höre, zuerst noch einige Tage in Berlin bleiben und dort den berühmtesten Chirurgen consultiren soll, so dürfte Ihnen Graf Gustav im Hause der Baronin Sophie wol noch eher begegnen als mir. In jedem Fall hoffe und wünsche ich, daß dieser Brief Sie frei von Ihrer lästigen Migräne und

recht vergnügt antreffen möge und küſſe, gnädigſte Frau Mama, in tiefſter Ehrerbietung Ihre Hand als

Ihre
ganz unterthänigſte
Tochter Melanie.

V.

Guſtav an Alphons.

Schloß E. den 19. Auguſt 1793.

Lieber, guter Alphons!

Da ſitze ich nun im lieben Elternhauſe vor meinem Schreibepulte in meiner ehemaligen Wohnſtube, blicke auf die Wellen des Sees, und die ſich leiſe im Winde ſchaukelnden Zweige der Buchen und alten Kaſtanien nieder, und ſchwelge in dem Vollgenuß der ſüßen Gefühle, welche das Wörtchen „Heimat" nach ſo viel Kriegsdrangſal und Entbehrung in ſich ſchließt. Ein nicht zu ſchilderndes Wonnegefühl ergriff mich, als ich die erſte Bauernhütte, das Schimmern der Kirchthurmsſpitze zwiſchen den alten Platanen erblickte, und hätte mein kranker, noch immer ſchonungsbedürftiger Fuß es gelitten, ſo wäre ich ſicher vor Freude aus dem Wagen geſprungen. So mußte ich mich aber ſchon begnügen, das Schloß auf gewöhnlichem Wege durch die Kraft von Papa's Hengſten zu erreichen, was denn auch um ein halb zehn Uhr Morgens geſchah. Kein Menſch erwartete mich ſo früh und daher kam mir denn auch keine bekannte Seele vor Augen, bis ich den obern Vorſaal erreichte, obgleich dies mit ziemlichem Getöſe geſchehen. Mein Erſtaunen wuchs nicht wenig, als ich auch dort noch Niemanden ſah, bis ſich denn, nach mehrfachem Rufen und Poltern, Thereſe endlich mit ſehr finſterer Miene zeigte. Stelle Dir nun den Uebergang zu freudigſter Ueberraſchung vor, als das liebe Mädchen mich erkannte und gleich darauf auch mein alter Vater, ſprachlos und auf's Tiefſte ergriffen, in meine Arme ſtürzte. Mein ausgebliebener Anmeldebrief, und ein plötzliches, heftiges Unwohlſein unſerer guten Mutter, war die Urſache dieſes ſeltſamen Empfanges geweſen nnd fand ich dieſelbe auch noch ſehr leidend, als ich, geſtützt vom Arme der Schweſter, vor ihr Lager humpelte. Aber die Freude, jener vortrefflichſte Arzt, gab ihr alsbald Kraft und Geſundheit wieder und noch ehe ich den Staub aus meinen Sachen geſchüttelt, hatte ſie das Bett verlaſſen. Von dem nun folgenden Zuſammenſein, dem gegenſeitigen Fragen, Erzählen und Berichten kannſt Du Dir kaum eine Vorſtellung machen!

Der gute Pfarrer kam auch hinzu und vermehrte den allgemeinen Frohſinn, indem er voll innigſten Gefühles in unſere Mitte trat und ein recht niedliches Gedicht vortrug, welches er nach der Benachrichtigung meines Eintreffens in größter Schnelligkeit entworfen und in Muſik geſetzt hatte. — Thereſe und Fräulein Melanie W., die, wie Dir Thereſe wol mitgetheilt hat, ſeit Kurzem bei ihr zum Beſuche weilt, probirten es ſofort zweiſtimmig und ich darf wol behaupten, daß ich ſelten einen ſolchen muſikaliſchen Genuß gehabt, als ihn mir der Zuſammenklang dieſer lieb-

Digitized by Google

lichen Mädchenstimmen bereitete. Besonders übte der Alt von Fräulein Melanie einen wunderbaren Zauber und nicht nur ich, sondern auch meine Mutter, war tief ergriffen von ihrem Vortrage. Ich kann Dir überhaupt nur sagen, daß diese junge Dame die hochgespannten Erwartungen, welchen ich nach Thereſen's Schilderung Raum gegeben, noch in jeder Beziehung übertroffen hat. Sie ist kunstlos, reizvoll und naiv, andererseits auch wieder imponirend durch Geist und Wissen und obgleich ich bisher nur wenige eingehendere Gespräche mit ihr gehabt habe, muß ich doch gestehen, daß ich mir noch keinem menschlichen Wesen gegenüber so thöricht und banal erschienen bin. Eigentlich muß ich bekennen, daß mir die Unterhaltung mit ihr dadurch nicht wenig verkümmert wurde, denn sich verlegen zu fühlen ist nicht angenehm und ich habe in meinem bisherigen Verkehr mit dem weiblichen Geschlechte noch niemals Ursache dazu gehabt! — Alles, was Du sonst in dieser Gegend kennst, ist, wie Dir Thereſe sagen läßt, noch wohl und in der ungeduldigsten Erwartung, Dich, mein theurer Bruder, bald hier zu sehen. Auch ich wünschte sehnlich Dich einmal wieder zu sehen und zu sprechen und von Dir selbst noch manche nähere Berichte und Aufklärungen über Hunderte von Dingen zu erhalten, welche Du erlebt, und über die Du gedacht und geschrieben hast. Ist denn gar nicht auf einige Wochen Urlaub, vielleicht im Spätherbst, für Dich zu hoffen? — Ich meine, auch Du würdest gern, trotz aller Anziehungskraft und Mannigfaltigkeit des Frankfurter Lebens, dasselbe einmal wieder mit der schweigenden Einsamkeit unseres alten, lieben Schlosses E. vertauschen, besonders da es jetzt uns Alle vereint und noch einen solchen Gast aufzuweisen hat!

Dein

zärtlicher Bruder Gustav.

VI.

Alphons an Thereſe.

Frankfurt a. M. 24. August 1793.

Mein gutes Schwesterchen!

In der Hoffnung, daß es mir Gustav nicht übel nimmt, will ich Dich für dieses Mal zur Dolmetscherin meines Dankes an ihn machen und Dich bitten, ihn mit einer Antwort auf seinen lieben Ankunftsmeldebrief aus E. auf später zu vertrösten. Ich habe Dir nämlich die Dir vielleicht nicht ganz unerwünschte Confidence zu machen, daß mein lieber Freund, Baron Fritz, nächstens in Begleitung des Prinzen Heinrich nach N. kommen, alsdann jeden Falles einen Abstecher nach Schloß E. machen und sich Dir und den Eltern dort erneut präsentiren wird. Seine königliche Hoheit, der Prinz Heinrich, ist nämlich bei seinem vorgeschrittenen Lebensalter durchaus nicht mehr im Stande, sich den Strapatzen des militairischen Berufes, zumal in Kriegszeiten, andauernd auszusetzen und wünscht sich einmal wieder einige Wochen zu N. der Ruhe und Erholung hinzugeben. Daß er nun Baron Fritz zu seinem Adjutanten und diesmaligen Reisebegleiter ernannt, hat natürlich diesen, wie er mir soeben schreibt, aus vielleicht von Dir am Besten apre-

ciirten Gründen, in das lebhafteſte Entzücken verſetzt. Ich, meinestheils, kann nur wünſchen, daß ſich Eure gegenſeitige nähere Bekanntſchaft zu immer ſteigendem Wohlgefallen entwickeln und der Baron auch den Eltern immer mehr zuſagen möge. Nun, ich habe Dir das Factum mitgetheilt und warte jetzt ruhig ab, was ſich daraus geſtalten wird. Jedenfalls werdet Ihr in meinem Freunde einen Ehrenmann und den liebenswürdigſten Geſellſchafter finden. Was mich ſelbſt und mein Kommen zu Euch betrifft, ſo bietet mir die jetzige Ueberhäufung mit Geſchäften leider nicht die geringſte Hoffnung auf eine baldige Urlaubsreiſe. Wie gern auch ich einmal wieder in der geliebten Heimat weilen, mit Dir an ſtillen Abenden auf dem Balcon concertiren und Dein liebliches Stimmchen mit dem Fagott begleiten möchte, darf ich wol nicht erſt noch in ſchönen Wendungen vordociren. Da aber Seufzer der Sehnſucht doch nichts frommen und die Erfüllung unſerer Wünſche um keine Secunde beſchleunigen, ſo ſuche ich ſie nach Kräften zu unterdrücken, und mich durch geſellige Freuden ſo gut es angeht zu entſchädigen. Beſonders wird noch immer von mir das Haus der Brentano's frequentirt, woſelbſt man zum Mindeſten immer geſcheidte Köpfe und eine zwangloſere Etiquette findet. Denn dieſes geſchniegelte und gebügelte Zopfthum iſt, bei allem Reſpect vor einigen Trägern deſſelben, nun einmal durchaus nicht nach meinem Geſchmack, und mitunter bin ich — das muß ich geſtehen — durch die namenloſe Langeweile einzelner ſehr reputabler Zirkel auf's Aeußerſte getrieben, geradezu aus den heißen Geſellſchaftsſälen auf mein ſtilles Zimmer geflüchtet, um alte Claſſiker hervorzuholen oder meiner Muſe zu dienen. Ja, ja, mein Schweſterchen! — Verwundere Dich nicht, wenn Du gelegentlich auch einige gedruckte Verſe Deines Herrn Bruders zu Geſicht bekommſt, und er — wie Heinrich Kleiſt — allmälig poetiſch zu phantaſiren oder Dramen „à la Schiller" zu ſchreiben beginnt. Einſtweilen aber will ich mich noch mit geſchriebenen Epiſteln begnügen und froh ſein, daß ich Jemanden habe, dem ich ſie nach Belieben ſenden und deſſen Theilnahme ich unter allen Umſtänden gewiß ſein darf.

Mit reſpectvollem Handkuß an die gnädigen Eltern und devoteſter Reverenzbezeugung an Deine ſchöne unbekannte Freundin,

Dein
treu und ewig ergebener
Bruder Alphons.

VII.

Melanie an ihre Mutter.

Schloß E. 29. Auguſt 1793.

Hochzuverehrende gnädige Frau Mama!

Zürnen Sie nicht, daß ich Ihrem Befehle, bald wieder von mir zu berichten, nicht ſogleich Folge geleiſtet habe. Aber wir haben ſeit der überraſchend frühen Ankunft des Grafen Guſtav ein ſo anderes Leben geführt, und ſo vielfache Divertiſſements vorgenommen, daß ich wenig zum Nachdenken über mich, und zum Schreiben noch gar nicht gekommen

bin. Jetzt will ich aber eine freie halbe Stunde benutzen, in der Thereſe mit ihrem Bruder und Baron Fritz an das Seeufer gegangen iſt, um Ihnen Alles, was ich erlebt, ſo ausführlich als möglich mitzutheilen.

Vor Allem möchte ich Ihnen von dem großen Tanzfeſte erzählen, welches neulich zur Feier der Ankunft des Prinzen Heinrich in N. ſtattgefunden hat. — Es hatten ſich aus der Stadt und Umgegend etwa hundertunddreißig Perſonen eingeſchrieben und der alte Graf beſtand darauf, daß wir uns ſämmtlich dabei betheiligten. Sie können denken, wie mir das Herz erbebte, als ich ſo, Thereſe neben mir, ſchön friſirt und adjüſtirt dem gräflichen Paare im Wagen gegenüber ſaß und meine Toilette die Cenſur paſſirte. Auch vor der großen Menſchenmaſſe, dem Prinzen und ſeinem Hofſtaate bangte mir nicht wenig und ich kann verſichern, daß ich bei der Vorfahrt lieber zu Fuß nach Hauſe gegangen, als die glänzend erleuchteten, mit gepuderten Bedienten garnirten Treppen hinauf geſtiegen wäre. Glücklicherweiſe war es aber mit den Präſentationen nicht ſo ſchlimm und überhaupt viel weniger imponirend und ſteif, als ich es mir ausgemalt hatte. Prinz Heinrich iſt bei aller Hoheit und Würde eine ſo gütevolle Erſcheinung, und ſpricht ſo klug und herablaſſend mit Allen, daß ich ſchon nach ſeinen erſten Fragen jede Scheu verlor und mir ihn nachher ganz furchtlos betrachtete. Denken Sie ſich nun Ihr kleine Melanie in der Menuett vor ſeinen Augen, Thereſe und Baron Fritz vis-à-vis und mich ſelbſt mit Herrn von Kleiſt, dem liebenswürdigen Dichter, tanzend. Das Ganze war prächtig, aber nicht beklemmend und ich kann wol ſagen, daß mir Graf Guſtav's Blicke weit mehr als die des gnädigen Prinzen imponirten. Der Erſtere hatte ſich nämlich ſeines noch immer leidenden Fußes wegen in eine Fenſterniſche zurückgezogen, von der aus er ſelbſt wenig geſehen werden, deſto beſſer aber Andere beobachten konnte. Ob ſein ſcharfes Augenmerk nach unſerer Seite hin nun wol auch beſonders ſeiner Schweſter und deren Tänzer gelten mochte — ein wenig mehr, als mir lieb, wurde auch ich davon betroffen. Er hat überhaupt bei aller ſeiner Liebenswürdigkeit eine Art der forſchenden Beobachtung, die mich ihm gegenüber gewöhnlich ſtumm und ſchüchtern macht. Denn noch niemals bin ich mir ſo unwiſſend und albern als bei Graf Guſtav's häufig an mich gerichteten Fragen vorgekommen, ſchon weil ich ſicher glaube, daß er mich für Beides hält. Nein, lächeln Sie nicht ungläubig und zweifelnd, gnädige Frau Mama! — Es iſt dem ſo, und ich fühle, daß ich meine Scheu vor ihm beſiegen, oder es mir gefallen laſſen muß! — Von Thereſen's Liebreiz und Anſtand kann ich Ihnen übrigens nur ſagen, daß, wenn ich ein Mann wäre — mein Herz für alle Zeiten an dieſelbe verloren gehen würde. Daß Baron Fritz eben ſo empfindet, möchte ich faſt beſchwören und nach Thereſen's ſtrahlendem Geſichtsausdruck zu ſchließen, wenn ſie irgend eine Artigkeit von ihm entgegennahm, wird er nicht vergeblich ſeufzen. Ja, meine gnädige Frau Mama, wenn Ihre Melanie nicht Alles täuſcht, ſo wird der Beſuch des Prinzen Heinrich zu N., und der ſeines Adjutanten auf Schloß E., recht bald ein glückliches Pärchen geſchaffen haben, und

Graf Alphons, wenn er endlich einmal kommen sollte, das geliebte Schwesterchen vielleicht sogar als frohe Braut umarmen dürfen.

Doch ich habe bereits zu viel erzählt, und Ihre Geduld und Zeit auf unerlaubte Weise in Anspruch genommen. Hoffentlich ist die Stunde nicht mehr fern, wo ich Ihnen wieder in Person gegenüber sitzen, in Ihr gütevolles Antlitz schauen und Ihnen mündlich wiederholen darf, in welcher Ehrfurcht und tiefen Ergebenheit ich bin und bleibe

Ihre
tief gehorsamste Tochter
Melanie.

VIII.

Gustav an Alphons.

Schloß E., den 2. November 1793.

Lieber theurer Bruder!

Du machst ja so oft eine Ausnahme im Leben, thue es denn auch dieses Mal in Deinem Urtheil und sage nicht: Gustav ist faul und unfreundlich, daß er meinen Brief so lange unbeantwortet läßt. Wir haben aber durch die unerwartete Ankunft des Prinzen Heinrich in N. und Alles, was dieselbe für die ganze Umgegend und auch für uns nach sich zog, eine solche Menge von Trubel aller Art gehabt, daß mir noch der Kopf in der Erinnerung daran zu schwindeln scheint. Ich will mich auch nicht aufhalten, Dir alle Einzelheiten zu berichten, sondern Dir nur sagen, daß der Ball zu N. noch zwei Picknicks nach sich zog und in den nächsten Tagen hier sogar, Seiner königl. Hoheit zu Ehren, auch noch eine Jagd mit großem Jagddiner stattfinden soll. — Anfänglich waren die Eltern, wie Du Dir denken kannst, allen absonderlichen Festivitäten sehr abgeneigt und der Vater erklärte rund heraus, daß er sich zur Betheiligung an dergleichen, namentlich bei den kriegerischen Zeitumständen, durchaus nicht aufgelegt und berufen fühle. Aber schon nach dem ersten Besuche des Baron Fritz änderte sich die Stimmung zum Besseren und was der Beredsamkeit eines Demosthenes gespottet haben würde, haben die bittenden Augen und das schweigende Erröthen Therese's ganz wider mein Erwarten zuwege gebracht. Hatte dieses schweigende Dulden des Vaters Herz gerührt, oder die Mutter in ihrem und Fräulein Melanie's Interesse heimlich ein gutes Wort eingelegt — dieses, mein bester Alphons, will ich nicht zu entscheiden wagen. Nur so viel ist sicher, daß trotz aller vorhergegangenen Einwendungen der Ball zu N. mitgemacht und die gute Laune des Vaters durch die huldvolle Auszeichnung des Prinzen und den enormen Succès, den die Erscheinnng Therese's und ihrer Freundin gewann, bis zur Unterzeichnung für beide Picknicks und die Einladung zum hiesigen Jagddiner gesteigert wurde. — Aber wie könnte ich Dir auch den Eindruck schildern, den beide jungen Damen sowol an und für sich, als durch den vollendeten Gegensatz ihrer Reize hervorgerufen haben? — Wie Therese ist, weißt Du ja, und Fräulein Melanie? — Nein, eine nähere Beschreibung wäre Vermessenheit und ich würde sie niemals zu unternehmen wagen. Jedenfalls aber bin ich

davon durchdrungen, daß — „wenn es auch noch so viele schöne Mädchen giebt — ihr doch keine in Bezug auf Sanftmuth und Herzensgüte, Klugheit und Bescheidenheit nur im Entferntesten zu vergleichen, und daß ihr dereinstiger Auserwählter der glücklichste Mensch auf diesem Erdball ist!“ — „Mein guter Gustav scheint verliebt!“ — höre ich Dich nach diesem Bekenntniß lächelnd sagen und dennoch würde der kühlste, unparteiischste Beobachter mein Urtheil nur bestätigen können. So saßen wir z. B. gestern Abend nach dem Essen im obern Gartensalon beisammen, denn auch Baron Fritz und der Pfarrer hatten sich eingefunden. Die Thüren des Balcons waren geöffnet und zeigten die herrlichste Mondscheinlandschaft, indessen am Ecktischchen rechts die Damen bei hellem Lichterglanze mit Spinnerei und Handarbeit beschäftigt waren. Ein Wort gab das andere, und das sich unverkennbar täglich steigernde Interesse, das Baron Fritz für unser Schwesterchen gewonnen hat, verlieh seinen lebendigen Schilderungen und Debatten noch mehr Energie und Wärme. — —

Dein Freund scheint wirklich ein seltener Mensch zu sein, und wenn ich in sein offenes klares Auge und männlich freies Antlitz blicke, fühle ich mich stets ganz besonders wohlthuend berührt und vertrauensvoll zu ihm hingezogen. Es ist so herrlich, wenn ein Menschenangesicht furchtlos frei die innersten Gedanken ausdrückt und Alles, was es spricht und wiederspiegelt, den Stempel der Wahrhaftigkeit in sich trägt. Ich meinestheils möchte, so oberflächlich und kurz unsere Bekanntschaft auch noch ist, auf diesen Baron Fritz Häuser bauen und glaube, daß man seine Liebe und Freundschaft nicht leicht einem Würdigern zuwenden kann. — Doch Du kennst und schätzest ihn ja besser als wir Alle und bist sicher auch mit seinen politischen und militairischen Anschauungen wol vertraut, die freilich mit den meinen und denen unseres Vaters in vielfachem Widerspruch stehen. — Namentlich denkt er über Friedrich den Großen in mancherlei Hinsicht nicht enthusiastisch genug, und das gerade war es, was gestern unsere Debatten so lebhaft und tiefgreifend werden ließ. Immer stellte er bei aller Anerkennung seiner hervorragenden Regententugenden seine persönlichen Eigenschaften weit hinter die des Prinzen Heinrich zurück und blieb bei der Ueberzeugung, daß Letzterer als König eben so groß und als Mensch zugleich edler und liebenswerther gewesen sein würde. Mein Vater opponirte eifrig. Der Pfarrer hingegen gesellte sich des Barons Meinung bei und nun ging das Gespräch auf Voltaire, die philosophischen und atheistischen Weltanschauungen, Kirchenthum, Muckerei und Christenthum und wer weiß was noch für difficile Themata über. Ueberall aber fast trug Baron Fritz, ermuthigt durch Theresen's leuchtende Blicke, in seinen Aufstellungen den Sieg davon. Ueberall wußte er — weniger klug als ehrlich — den Prinzen Heinrich auf Kosten unseres zweiten Friedrich zu glänzender Geltung zu bringen.

„Aber muß man denn stets vergleichen, Herr Baron?“ warf plötz-

lich Fräulein Melanie, die bisher noch kaum die Lippen geöffnet, mit leichtem Erröthen ein, indem sie voll zu ihm emporschaute.

„Mir wenigstens will es scheinen, als wenn Vergleiche immer auf Kosten des Einen oder des Andern, und somit der Gerechtigkeit geschähen, und ich mag sie deshalb gar nicht. Ist es nicht die Hauptsache, das Große und Schöne überall zu erkennen, recht hoch zu schätzen und zu bewundern?"

„Ha, meine Melanie, das ist wol ein Pfeil auf mich gemünzt?" fiel Thereſe lachend ein. „Ja, ja, meine Herren!" — fuhr sie mit neckendem Blick auf die Freundin fort, „sie hat mich schon manches Mal in's Gebet genommen, wenn ich fremde Personen oder gar Dich, Bruder Gustav, mit Alphons zu vergleichen liebte. Und dennoch kann ich nicht anders als..." Die Purpurgluth, welche plötzlich Fräulein von W.'s Gesicht und Nacken überzog, machte Thereſe stocken und es entstand eine für Alle peinliche Pause — bis Baron Fritz, sich artig gegen die Damen verneigend, mit vollendeter Galanterie das Wort aufnahm. „Ich glaube, daß man Fräulein Melanie's Ansicht als die mustergiltige bezeichnen darf", sagte er „und mache mir Vorwürfe aus Widerspruchsgeist und Vergnügen an geistreichen Disputationen in meinen vorhergegangenen Vergleichen und Behauptungen ein wenig zu weit gegangen zu sein. Jedenfalls wünsche ich selbst, nicht in gleicher Weise behandelt oder gar mit einem Nebenbuhler" — jetzt war es an Thereſe, unter seinem ausdrucksvollen Blicke zu erröthen — „zusammengestellt zu werden. Es wäre doch ein harter, verzweifelt hoffnungsloser Fall — und", fügte er kaum hörbar hinzu, „gerade vor diesem Forum würde er mich vielleicht für immer elend machen!" — Hatte die Mutter trotzdem diese Worte vernommen oder war es der die elfte Stunde verkündende Glockenschlag, kurz, sie erhob sich plötzlich und gab damit das allgemeine Aufbruchssignal. Ich aber, mein geliebter Alphons, konnte bei aller Müdigkeit meinerseits noch lange keinen Schlummer finden und bin noch heute etwas wüst im Kopfe. Vielleicht macht es, daß ich mir Fräulein Melanie's Erröthen durchaus nicht klar zu deuten — — doch, ich will Dich nicht mit weiteren Betrachtungen über diesen Gegenstand behelligen. Nimm mit diesen Zeilen fürlieb und räche Dich nicht für mein langes Schweigen durch ein gleiches Verfahren. Weißt Du doch, wie sich über jeden Beweis Deiner brüderlichen, treuen Zuneigung freut

Dein

Gustav.

IX.

Melanie an ihre Mutter.

15 September 93.

Sie sind krank, verehrteste Mutter, krank und leidend gewesen, ohne daß ich eine Ahnung davon gehabt oder an Ihrer Seite gewesen wäre. Ach, wie mich dieser Gedanke quält und mit geheimen Vorwürfen belastet, daß ich — lediglich um eines verlängerten Vergnügens willen — meine ersten und heiligsten Verpflichtungen versäumt und mich den-

ſelben entzogen habe. Aber nun ſoll und darf mich nichts mehr abhalten, nach Berlin zurückzukehren und ich bitte Sie dringend, mir bereits am nächſten Sonnabend Ihre Equipage bis Oranienburg entgegen zu ſchicken, woſelbſt ich doch ſpäteſtens Nachmittags vier Uhr einzutreffen gedenke.

Hier iſt noch Alles äußerlich unverändert; aber trotzdem bin ich feſt überzeugt, daß Baron Fritz und meine theure Thereſe ſich bereits insgeheim verſtändigt und ihre öffentliche Verlobung nur aus Rückſichten für die Wünſche des alten Herrn Grafen, die möglicher Weiſe nun doch bald zu erwartende Ankunft des Grafen Alphons, und was da Anderes ſonſt noch mitſprechen mag, verzögert haben. Es iſt in der That ein ganz für einander geſchaffenes Paar und ich bin tief davon durchdrungen, daß meine Thereſe mit Baron Fritz ſehr glücklich werden wird. Uebrigens wünſchte ich aber lebhaft, es wäre erſt ſo weit, denn der gegenwärtige Zwitterzuſtand iſt nicht behaglich. Er hat eine unmerkliche und doch für mich ſehr deprimirende Schranke zwiſchen uns aufgerichtet; denn da das liebe Mädchen ſich mir nicht ganz anvertrauen darf, zieht ſie ſich tief in ſich ſelbſt zurück und ich fühle mich oft recht vereinſamt dabei. Dazu kommt, daß Graf Guſtav mir auch in neueſter Zeit eher auszuweichen als mich zu ſuchen ſcheint und mir ſein Benehmen ein wahres Räthſel iſt. Lebhaft, ich möchte ſagen, leidenſchaftlich angeregt oder gänzlich verſtummend und ſo zerſtreut, daß er oft ſogar die einfachſten Höflichkeitsbeweiſe aus den Augen läßt, trägt er nicht eben dazu bei, den Druck der Gegenwart zu verbannen, oder die frühere Harmloſigkeit erneut hervorzurufen.

So fuhren wir neulich, zum Beiſpiel, Thereſe, er und meine Wenigkeit, auf dem See ſpazieren. Die Sonne ſtand bereits tief, die Wolken hatten ſich im Weſten purpurfarben umſäumt und nur der ebenmäßige Ruderſchlag unterbrach die lautloſe Stille des klaren Waſſerſpiegels. Auch wir ſprachen ſchon ſeit mehreren Minuten nicht, vielleicht weil jeder Einzelne empfand, wie des Andern Gedanken ihn abzogen und beſchäftigten. War es das großartig Feierliche der mich umgebenden Natur, oder die eigene, dieſelbe gewiſſermaßen reflectirende Gemüthsſtimmung — genug, auch mir ward immer traumhafter zu Sinn! — Der klare Waſſerſpiegel — die alten, regungslos das Ufer begrenzenden Rieſenbäume, die wie im hellen Lichterſcheine erglänzenden Fenſter des Schloſſes — die ſinnende, mit verſchränkten Armen mir gegenüber ſitzende Freundin — und der ſich in halb ruhender Stellung über den Bord des Nachens beugende Graf — Alles verſchwamm gewiſſermaßen vor meinen Blicken, um ſich mir deſto unvergeßlicher einzuprägen. Halb unbewußt haſchte ich nach einigen, vereinzelt aus der glatten Fläche auftauchenden Seelilien und bücke mich tief hinab. Da ſchwankt der Kahn! — Ich ſpringe auf. Ein gellender Schrei tönt an mein Ohr! — Ich fühle mich ſchwindeln, gleiten, und doch von einem feſten Arme umſchlungen und zurückgehalten. — „Um Gott, Fräulein Melanie! — Um Gott!“ — ringt der Graf hervor und ſieht mich mit einem Aus-

druck an, der mir das Blut auf die Wangen treibt. „Graf Guſtav!“ rufe ich laut, weit mehr von ſeiner Leidenſchaftlichkeit als der mir drohenden Gefahr erſchreckt und entwinde mich ihm mit Ungeſtüm. — Er tritt kalt zurück. „Vergebung!“ — ſagt er fremd, „daß ich Angeſichts des Aeußerſten auf Verzeihung für mein kühnes Handeln gehofft. Aber ſelbſt wenn Sie mir zürnen ſollten, könnte ich über einen Ihnen geleiſteten Dienſt niemals Reue empfinden!“

Ich ſchämte und ärgerte mich zugleich, reichte ihm aber dennoch die Hand. Dann zog er ein Buch aus der Taſche und begann, halb abgewandt, darin zu blättern und Notizen zu machen, indeſſen Thereſe halb neckend, halb zürnend zu plaudern begann und ſich in dem Thema „aufgeregter Brüder“ und „unvorſichtiger Freundinnen“ erſchöpfte. — Mir aber, gnädigſte Mama, hat dieſes kleine Intermezzo eben keinen angenehmen Eindruck hinterlaſſen und meine Sehnſucht noch erhöht, mich bald wieder unter Ihrer ſchützenden Aegide und auf minder gefährlichem Terrain zu befinden.

So leben Sie denn wohl und laſſen Sie mich bald auf einen devoteſten Handkuß in eigenſter Perſon und vor Allem die Herſtellung Ihrer ſo koſtbaren Geſundheit hoffen.

Ihre
tief gehorſamſte Melanie.

X.

Thereſe an Alphons.

Schloß E., 8. September 93.

O, warum biſt Du noch immer ſo fern, theurer, geliebter Menſch? Warum darf ich nicht anſtatt dieſes todten Blattes Papier perſönlich in Deine Arme eilen, um Dir mein Glück und meine tiefſte Erkenntlichkeit für Deine brüderliche Sorge und Theilnahme dafür perſönlich auszuſprechen? Alles, was ich Dir mit der Feder darüber ſagen kann, iſt ja doch nur der unvollkommenſte Schattenriß meines Gefühls, und das einzige Auskunftsmittel ſcheint mir noch eine beigefügte Abſchrift meines von Baron Fritz empfangenen Briefes zu ſein. Dieſelbe wird Dir zeigen, wie mir das größte Gnadengeſchenk des Himmels in ſeltenem Maße zu Theil geworden — das Glück, von einem edlen Manne glühend und wahr geliebt zu werden. Ja, mein theurer Alphons, Dein kleines, unbedeutendes Schweſterchen ſteht ſtaunend und überwältigt da, und fragt ſich immer von Neuem: „Wie gerade ihr dies werden konnte?“ Und dennoch habe ich es in letzter Zeit geahnt, gehofft, mein Herzensbruder! — Doch als an jenem Morgen der Abſchied kam, ich Baron Fritz ſich nur mit bedeutſam ſtummem Blicke verbeugen und hinter dem Prinzen Heinrich her durch das Hofthor ſprengen ſah, ohne daß ein entſcheidendes Wort gefallen und mir der verlorene Frieden wieder gegeben worden wäre — da ſtand es traurig um Deine Thereſe. Recht ſchamvoll und ärgerlich, daß ich die zitternden Thränen kaum verbergen und meinen Kummer doch nirgends ungeſtört und zutrauungsvoll ausweinen durfte, eilte ich auf mein Zimmer, wo bereits die Garde-

robiere mit der Dinertoilette auf mich wartete. Denn um den furchtbaren Tag noch ganz zu krönen, so hatten die Eltern, die plötzliche Abreise des Prinzen nicht ahnend, ein Diner bei Herrn von X. in unserer Nachbarschaft angenommen. Du kannst nun denken, in welcher Stimmung ich sie dahin begleitete und wie sich dieselbe noch steigerte, als Gustav sich an Migräne zu Bette begab, und Melanie und ich somit dem Vater allein gegenüber im Wagen saßen. Die Mama dispensirt sich nämlich jetzt fast immer von solchen Festivitäten, und dieses Mal that sie besonders wohl daran, denn von der bei dieser Gelegenheit herrschenden Langenweile kannst Du Dir kaum eine Vorstellung machen! — Denke Dir, daß die Gesellschaft fast nur aus alten und jungen Damen bestand und mein wimmernder Anbeter, der Assessor, zwei verabschiedete Rittmeister und ein benachbarter Gutsbesitzer so ziemlich die einzigen Cavaliere abgaben. Ein solches Diner ist aber sicher die ennüyanteste Sache von der Welt, und nun gar erst, wenn man mit bedrücktem Herzen daran Theil zu nehmen und doch „bonne mine au mauvais jeu" zu machen verpflichtet ist. — So saß ich denn, Sinn und Gedanken in weiter Ferne, in einem Kreise von Damen da, von denen die Einen sich lediglich von Wirthschafts- und häuslichen Calamitäten, die Anderen von den neuesten Coiffüren und Toiletten vorschwatzten. Ohne den Anblick von Fräulein v. P., welche sich mit vergeblichen Versuchen einen der grauen Rittmeister zu charmiren und sein zusammengeschrumpftes Herz zu erobern abzumartern schien, wäre ich auch sicher, trotz Melanie's ermahnender Gesticulationen, noch schließlich sanft eingeschlafen, und weder Papa's Stirnrunzeln, noch des Assessors schmachtendes Gesicht hätte mich von diesem Schicksal erretten können. Endlich wurde mir aber das Glück, den grauen Rittmeister Nr. 2 beim Kaffee an meiner Seite zu sehen, und es gelang ihm meine Lethargie durch die Nachricht zu überwinden, daß er Dich vor einigen Wochen in Frankfurt gesehen und daselbst einen Abend mit Dir bei den Brentano's zugebracht habe. „Sie werden erstaunen, wie sehr sich Ihr Herr Bruder in dem letzten Jahre verändert hat", sagte er, „und welcher kräftige, männlich stattliche Ritter aus ihm geworden ist. Auch sein Gesicht ist durch den vollen Bart fast eben so gut aussehend als interessant geworden und die Frauenwelt ist ganz und gar vernarrt in ihn. — Und wenn man Graf Alphons nun gar vorlesen, Fagott oder Flöte blasen hört, so kann ein Mann wie ich selbst begreifen, welche Unwiderstehlichkeit er bei dem schönen Geschlechte besitzt. Ja, ja, meine gnädigste Comtesse, ganz Frankfurt am Main ist „en revolte" darüber!" — Natürlich war ich höchlich davon durchdrungen, da ich auf Dich, geliebter Alphons, von jeher nicht wenig eitel gewesen bin. So waren denn die von dieser Gesprächswendung erzeugten Vorstellungen noch das Angenehmste, was mir von dieser über die Maßen ennüyanten Partie zurückgeblieben, von der ich höchlich ermüdet und verstimmt nach Hause kam. Auch der Vater äußerte sich so und daher war mein Erstaunen groß, als ich, soeben im Begriff mich auszukleiden, plötzlich die Weisung erhielt, mich in des Vaters

Zimmer zu begeben, woselbst auch die Frau Mama mich noch zu sprechen wünschte. Mit klopfendem Herzen trat ich ein und sah beide Eltern mit einer gewissen Feierlichkeit vor dem halbrunden Ecktischchen sitzen „Nimm Platz, meine Tochter!“ — sagte Papa, ein umfangreiches Schreiben zusammenfaltend und mich mit seltsamer Schärfe fixirend. „Wir haben Dir die Mittheilung zu machen, daß Baron Fritz soeben um Deine Hand angehalten und um unsere Einwilligung zu der Verbindung mit Dir gebeten hat. Er ist ein edler, liebenswerther Cavalier, der aber durchaus kein Vermögen besitzt!“ — „Durchaus kein Vermögen“, fiel die Mama mit einer so scharfen Accentuirung ein, als wolle sie die inhaltsschweren Worte mit jedem Vocallaut fester und gleichsam centnerschwer in meine Seele graben. Ich fühlte, wie mir vor Freude, Schreck und Bangen das Blut in die Wangen schoß und dann plötzlich, durch alle Pulse vibrirend, jäh zum Herzen drängte. Unwillkürlich richtete ich mich auf, doch eine halb bittende, halb befehlende Bewegung meines Vaters ließ mich wieder in den Sessel sinken. — „Ruhig, meine Tochter!“ fuhr er in unerschütterlicher Gemessenheit fort, „man bedarf der Ueberlegung, wo es sich um die Gestaltung der ganzen Zukunft — der Zukunft einer einzigen Tochter handelt. Hast Du von diesem Schritte des Herrn Baron Fritz gewußt, oder hat er Dir darüber eine Andeutung gemacht?“ — „Nie, Vater, nie, und dennoch habe ich es zu hoffen gewagt!“ rief ich erbebend und seine Hand mit Innigkeit an meine Lippen führend. „Er ist der edelste, beste Mensch, den ich jemals gesehen, und wenn er sich, wie Du eben sagst, mit der Bürde meiner unbedeutenden Person beschweren und mich durch das Leben geleiten will, so frage ich nichts nach Geld und Gut und will mich ihm mit ganzer Seele zu eigen geben!“ — Und so war denn der Würfel gefallen, mein theurer Alphons, und aus Deiner kleinen Therese eine glückliche Braut geworden. Zwar schüttelte die Mama ein wenig sorgenvoll den Kopf, und der Papa schien mit dem Segenskuß etwas wie einen Seufzer hinab zu schlucken; aber dennoch willigten Beide ein, und hätten mich auch einem solchen Manne, mit solcher Zukunft und solchem Herzen gar nicht versagen können. Denn wie tief und innig er mich liebt und welches Glück Deiner leichtsinnigen, übermüthigen Therese durch die Wahl dieses Mannes geworden ist, das magst Du aus diesem, seinem größtentheils wörtlich abgeschriebenen eigenen Bekenntniß ersehen. Hier ist übrigens allseitig der Jubel groß. Gustav erstickte mich fast mit seinen etwas derb ausgedrückten Bruderwünschen, der Herr Pfarrer war tief bewegt und Melanie vergoß buchstäblich Freudenthränen. Und was wird nun erst mein Herr Bruder Senior, der Eheprocurator aus der Ferne, für liebsame Manöver machen?“ Die einzige Schwester und der beste Freund! Das ist doch fürwahr keine geringe Sache und wol der Mühe werth, feurig besungen, reizend componirt und vor Allem herzensfroh aufgenommen zu werden!

Deine

glückliche Therese.

XI.

Alphons an Fritz.

Frankfurt am Main, 22. September 1793.

„So ist es Dir gelungen, mein Herzensfreund, und ich darf in Dir nun auch noch den Bruder, den mir in der Schwester zwiefach theuren Bruder umarmen! — Ich kann Dir nicht sagen, was ich bei Theresen's und Deinen glückberauschten Episteln empfand, und wie gern ich wenigstens bei dem für Berlin projectirten ersten Wiedersehen, bei Eurer öffentlichen Verlobungsfeier daselbst zugegen sein möchte. Und — als hätte ein günstiges Geschick sich für diesen Fall meinem sehnlichen Wunsche verbunden — habe ich denn auch seit gestern Aussicht denselben erfüllt zu sehen, indem man mich mit einer wichtigen Mission an den Prinzen Heinrich betraut hat, den ich doch jedenfalls nur in N. oder in der Residenz antreffen kann. Wie ich mich des Wiedersehens mit Dir, den Meinen und so vielen alten Bekannten freue, kann ich nicht aussprechen; aber ich lebe schon jetzt so sehr in dieser Vorstellung, daß mir hier in Frankfurt Manches doppelt schaal und langweilig erscheint. Es ist wahr, daß man mich in der hiesigen Gesellschaft verwöhnt, geschiedte Männer mich gern aufsuchen und die Frauen mir vielfach ganz unglaubliche Avancen machen. Aber was Einem so ungesucht und ohne Mühe wird, reizt und fesselt nicht; ja man fühlt sich oft nur zurückgestoßen und angewidert. Eine Sehnsucht, groß und unbezwinglich, füllt dann wol in solchen Momenten meine Brust, die Sehnsucht unter allen diesen leichtfertigen Frauen und gefallsüchtigen, oberflächlichen Mädchen eine Einzige, oder vielmehr die Einzige zu finden, welche das Ideal des Herzens gleichsam verkörpert, in voller reiner Schöne vor die danach schmachtende Seele führt. Denn eine große Liebe, mein Fritz, ist doch wol, erwiedert oder nicht, unglücklich oder nicht, immer ein Glück, da sie uns, wie ich fest glaube, in eine höhere Sphäre hebt, uns edler, selbstloser und besser macht. Freilich kann ich mir nicht denken, daß eine solche, aus der ganzen Fülle, Kraft und Begeisterungsfähigkeit des innersten Wesens quellend, auf die Dauer unerwiedert bleibt und nicht jeder Pygmalion endlich seine Galathee finden sollte. Aber sei dem wie ihm wolle — glückberauschend muß es immer sein und Niemand stimmt mir darin wol eifriger bei als Du feurig liebender, jetzt in Paradieseswonnen schwelgender Bräutigam.

Neulich hörte ich Mozart's Zauberflöte und sofort war ich im Geiste in meinem lieben E., saß mit Therese, den Eltern und vielleicht auch meinem lieben Kleist auf dem Schloßbalcon, immer die alten Reminiscenzen vor der Seele. Schade nur, daß ich Gustav bereits so lange nicht mehr gesehen und mir von dieser, bis in die Wolken erhobenen Melanie gar kein Bild entwerfen kann Sage Du mir doch einmal, was Du von ihr hältst, denn mein guter Bruder ist offenbar zu sehr captivirt und von dieser Sirene charmirt, als daß ich seinem Urtheile noch unbefangen Glauben schenken könnte. Meine Dame wird sie schon deshalb nicht, weil ich so exaltirten Auffassungen Anderer naturgemäß

Widerspruch entgegensetze. Daß sie jedoch ein wenig anders als die Meisten und gerade deshalb von einem pikanten Reize ist, scheint mir allerdings festzustehen. — Uebrigens war Goethe jetzt hier und wir haben mancherlei Debatten, auch über Sulzer's Theorie der schönen Künste und die Adrastea von Herder gehabt, da beide Schriften viel Aufsehen erregen. Schade nur, daß man sich den schöngeistigen Interessen im Ganzen so wenig widmen kann, weil die leidige Politik und was so darum und daran hängt, Zeit und Gedanken fast ausschließlich in Anspruch nehmen. Die Zustände in Frankreich sind doch grauenhaft und man ist oft versucht zu glauben, daß „le déluge" daselbst bereits angefangen hat. Doch ich will Dir nichts weiter darüber schreiben, da es einmal wol wenig in Deine jetzige Stimmung paßt und sich andererseits auch eigentlich nur für mündliche Erörterungen eignet. In der Hoffnung, daß diese nun auch bald folgen mögen und mit einem „Gott grüße Euch" für Dich und mein Schwesterchen bleibe ich, lieber Fritz, von Herzen

Dein
treuer Freund und Schwager in spe
Alphons.

XII.

Gustav an Alphons.

Schloß E., 29. September 93.

Lieber Herzensbruder!

Wenn das Uebermaß des Glückes uns zu überwältigen droht, so suchen wir vergeblich auszusprechen, was doch unser ganzes Sein erfüllt und jeden Pulsschlag in Jubel und Dank erhöht. So ergeht es nun augenblicklich mir, Du lieber, edler Bruder und Freund, der ich zu leer und arm an Worten bin, um die Wonne dieser letzten Tage und Stunden auszumalen, deren Schluß meine Verlobung mit Melanie von W. bildete. Ja, Du, mein Alphons! — Ich komme mir oftmals wie ein armer Vergessener vor, der plötzlich, und ohne eigenes Zuthun, das große Loos gewann, und sich nun noch immer in den unermeßlichen Reichthum seines Besitzes nicht zu finden weiß. Aber glücklich sehen möchte ich die ganze Welt und vor Allem meine Lieben, unter Denen Du ja einer der Ersten bist. — Glauben muß ich an Alles, was hehr und groß, ewig und unzerstörbar wie meine Liebe ist, und was mich in Krieg und Politik, Familie und Verhältnissen bedrückt, zweifellos und gottvertrauend von mir weisen. Denn ein Wesen wie meine Mélanie besitzen, sie in Wahrheit sein Eigen nennen und nicht auf Gottes Vaterliebe bauen, nicht an seine heilige Vorsehung in den Geschicken der Menschheit wie des Einzelnen, an die geheime Verkettung der Edelsten untereinander, an ihr gemeinsames Wirken für die höchsten Zwecke des Lebens und der Unsterblichkeit glauben — — es würde mir geradezu lästerlich und unmöglich scheinen!

Doch verzeih', daß ich Dir immer nur von Gefühlen vorschwärme, ohne zu bedenken, daß Du Dich doch vor Allem nach Berichten sehnst und ich Dir eine genaue Schilderung des ganzen beglückenden Herganges

schuldig bin. Auch muß ich noch für mein Schweigen auf Deine beiden letzten Briefe um Entschuldigung bitten, weil mir das Schreiben in letzter Zeit geradezu eine Unmöglichkeit war In diesem Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung, unter dem Zauberbann von Fräulein Melanie's Augen und bei Allem, was ich innerlich durchlebt und durchlitten, blieb mir weder die Lust noch die Muße zu schriftlichen Erörterungen und Thereſen's Verlobung that auch noch das Ihrige dazu. Eigentlich wollten die Eltern, wie Du vielleicht gehört, gleich nach Berlin, um das Brautpaar daſelbſt zu vereinigen und Melanie ihrer Mutter zurück zu bringen. Aber noch bevor man den Tag der Abreiſe feſtgeſetzt, traf die Nachricht ein, daß der Arzt der Baronin W. einen kurzen ländlichen Aufenthalt zur Erholung ihrer leidenden Geſundheit dringend angerathen habe, und Melanie's Mutter demnach ſofort eintreffen, einige Tage in E. verweilen, und die Tochter ſelbſt heimholen werde. Melanie war ſehr erfreut, aber Thereſe natürlich ein wenig enttäuſcht, da ſich ſomit das Wiederſehen mit Fritz um einige Tage verzögerte. Daß ich, mein Alphons, der Mutter meiner Angebeteten mit einer gewiſſen Scheu und Beklommenheit entgegentrat, iſt wol erklärlich und ich freute mich nur, wenigſtens meinen Fuß endlich wieder frei gebrauchen zu können. Uebrigens iſt meine künftige Schwiegermutter eine Frau von ſo viel Würde und einem ſo durchdringenden Scharfblick, daß ſie, wenn man auch kein ſpecielles Anliegen ihr gegenüber hat, recht wol zu imponiren geeignet iſt. Für mich war ſie ſehr gnädig, ſchien ſich aber mit unſerer Mutter nicht recht zu verſtehen, und ich merkte auch wol, daß mein Vater ſie für eine „langue aigue“ erkannte und ſie zwar mit ausgeſuchter chevalerie, aber doch auch wieder mit einem gewiſſen „restraint“ behandelte. Jedenfalls iſt ſie noch immer eine ſchöne, an Huldigungen gewöhnte Frau, und man fühlt es ſogleich, daß ſie zu herrſchen verſteht und das ruhige Ertragen eines Widerſpruchs nicht eben ihre Sache iſt. Dieſes Alles war nicht eben vielverſprechend; aber meine Leidenſchaft für Melanie wuchs mit jedem Augenblick und der Gedanke, dieſelbe von E. ſcheiden, ohne ſie für immer an mich gefeſſelt zu ſehen, hatte mich das Aeußerſte wagen und am Tage vor der projectirtirten Heimreiſe der Baronin mit meiner Verlobung hervortreten laſſen. Zuerſt zog ich den lieben Herrn Pfarrer in's Geheimniß, um durch ihn meinen Vater günſtig für meine Wünſche zu ſtimmen, was er auch willig zu thun verſprach. Als derſelbe ſein Nachmittagsſchläfchen beendet, ſuchte der Pfarrer ihn durch die Execution eines ſeiner Lieblingsſtücke von Beethoven in eine heiter wohlthuende Stimmung zu verſetzen. Melanie liebt es auch ſo ſehr und meinte noch neulich: „Es klänge, als ſei es für Worte geſchrieben; ſo tief und inhaltsſchwer, als ob eine ganze Herzensgeſchichte in dieſe eine Melodie gefaßt wäre!“ — Ob nun der Pfarrer daran angeknüpft, oder meinem Vater ſelbſt dieſe Bemerkung in's Gedächtniß gekommen — ich weiß es nicht. Jedenfalls brachte mir unſer guter, alter Diener nach einer Stunde tödtlich banger Spannung ein Briefchen mit den flüchtigen Zeilen von meines Vaters Hand:

„Wenn Du Deine Werbung um Fräulein Melanie mit Glück versuchst, so soll dieselbe mir und Deiner Mutter als Schwiegertochter willkommen sein.“

Ich war so heftig bewegt, daß ich mich an einen Sessel halten und einen Moment niederlassen mußte. Dann flog ich mehr, als ich ging, durch die langen Corridore bis zu der Baronin Zimmer, die soeben ihrer Kammerfrau noch einige nöthige Befehle zur morgenden Reise gab. Auf meine bescheidene Anfrage, ob ich sie einige Momente allein sprechen dürfe, öffnete sich sofort die Flügelthür und ich befand mich der stattlichen Dame und der Entscheidung meiner Zukunft gegenüber. Was ich sagte, wie ich diesen, bis in das Innerste forschenden Blicken und Fragen gerecht geworden — wie sollte ich es Dir zu beschreiben vermögen? — „Ihr Wille ist gut, Ihre Neigung echt“, sagte sie endlich mit Festigkeit. „Haben Sie aber wol bedacht, daß ein Mädchen von achtzehn und ein Mann von dreiundzwanzig Jahren noch selten für eine solche Entscheidung die nöthige Reife besaßen, daß neunmal unter zehn das Lebensglück beider Theile bei so großer Jugend Schiffbruch gelitten hat?“

„Höchstzuverehrende Frau!“ — entgegnete ich mit dem Humor der Verlegenheit. „Ein Feldzug zählt doppelt bei Berechnung der Militairpensionen. Für die Lebenserfahrung aber meine ich wol, daß er mehr denn zehn Friedensjahre wiegt, und daß, wer seinen Körper gesund und sein Herz rein und treu daraus zurück gebracht, sich die Ritterſporen verdient und für seine Mannhaftigkeit ein rühmliches Zeugniß abgelegt hat!“ — „Nun, so segne Sie Gott!“ — sagte sie weich. „Möchten Sie das Juwel, welches Ihnen das Schicksal beschert, recht zu schätzen und zu hüten wissen!“

Sie erhob sich rasch und öffnete eine kleine Seitenthür, welche in Melanie's Zimmer ging. Die Geliebte saß, mir halb abgewendet, auf dem Fenstertritt und schaute hinaus, ein geöffnetes Buch vor sich, auf das tiefer sich färbende Abendroth und die leicht sich kräuselnden Wellen des See's nieder. Durch das Knarren der eisenbeschlagenen Thür gestört, drehte sie sich langsam um und schreckte dann, wie von meinem Anblick versteinert, jählings empor. „Vergebung, Fräulein Melanie!“ — stammelte ich in höchster Aufregung. „Es ist Ihre Frau Mutter *selbst*, die mir den Weg in dieses Heiligthum gezeigt, und so lassen Sie mich auf Verzeihung für dieses kühne, durch die Macht meiner Gefühle für *Sie* allein zu entschuldigende Eindringen hoffen!“

Ihre wunderbaren Augen hefteten sich mit sprachloser Ueberraschung auf mich und in lebhafter Bewegung griff sie nach einer Stuhllehne. „Ich weiß nicht, Herr Graf, ob ich?“ — sie stockte. — — Melanie zitterte und schien nicht vollenden zu können. — Ich trat einige Schritte näher. „Nichts als das *Eine*!“ — rief ich in aufflammender Leidenschaft, „daß es allein in *Ihre* Hand gegeben, mich unaussprechlich glücklich oder elend werden zu lassen!“ — — Sie trat zurück und legte leicht die rechte Hand an ihre Stirn. „Wie, Herr Graf, Sie könnten, wollten, es ist kein Traum?“ — fragte sie zweifelnd

und sah mich an, als ob sie mit diesem einen Blick mein ganzes Wesen durchdringen und jeden Gedanken meines Herzens erforschen wolle. „Traum? — heißgeliebtes, über Alles geliebtes Mädchen!“ — rief ich außer mir, und mich zu ihren Füßen niederwerfend. „Sprich ein Wort, sage ein „Ja“, und Du hast mich für immer zu Deinem Sclaven gemacht, mich zu einer Seligkeit sonder Gleichen emporgehoben!“ — Fieberische Bewegung überflammte ihr Gesicht, als sie sich langsam über mich neigte und ihre Hand in die meine legte „So bin ich die Ihrige!“ — sagte sie fest, „und möchte ich Ihnen immer sein, was Sie von mir erwarten und zu hoffen wagen!“

Ist es noch nöthig mehr zu berichten? — Nein, mein Alphons, denn das Weitere, ich fühle es deutlich, sagt Dir Dein treues Bruderherz, was gewiß in neidloser Freude herzlich und warm mit dem meinen schlägt. Aber bitten will ich Dich, und rastlos und stets erneut bestürmen, daß Du selbst so bald als nur möglich kommst, um Dich durch eigene Anschauung von Dem zu überzeugen, was zu beschreiben unmöglich ist! Dein Gustav.

XIII.

Fritz an Therese.

Berlin, 13. October 93.

Innigstgeliebte!

Obgleich ich nun doch wol in spätestens acht Tagen auf Ihre Herkunft rechnen darf, will ich doch noch eine freie halbe Stunde benutzen, während der mein durchlauchtigster Prinz Meldungen entgegennimmt, um Ihnen für Ihr letztes, durch Kleist empfangenes Schreiben recht herzlichen Dank auszusprechen. Sie werden sicher überzeugt sein, daß mich jede Silbe von Ihnen interessirt und daß ich durch Ihre lieben Beschreibungen Allem, was sich in Schloß E. begiebt, Interesse schenke, Ihren Gefühlen dabei folge und mich somit bestmöglichst für meine gezwungene Abwesenheit zu entschädigen suche. Am meisten hat mich aber doch Ihre Schilderung des Brautpaares und des Besuches Ihres Bruders Alphons und unseres guten Kleist beschäftigt und angesprochen. — Der Letztere war ganz erfüllt davon und konnte nicht aufhören, die Gastlichkeit Ihrer Eltern, die ich ja hoffentlich bald auch die meinigen nennen darf, das Glück Ihrer Freundin Melanie und die Schönheit und Liebenswürdigkeit einer andern jungen Dame zu preisen, welche ich meine Braut zu nennen nicht minder stolz als glücklich bin. Auch der gute Herr Pfarrer mit seinem hellen Blick und warmen Interesse hat ihn lebhaft angesprochen, und Kleist erzählte lächelnd, wie bald sie sich in theologische und politische Debatten vertieft und über Rousseau's „Emil“, die französische Revolution, Mirabeau und Robespierre, Marie Antoinette ꝛc. ihre Ansichten ausgetauscht und die Tagesfragen abgehandelt hätten. „Nur von Alphons habe er nicht viel gehabt“, meinte er, „und denselben noch nie im Leben so einsilbig und präoccupirt gesehen.“ — Auch Ihr Bruder Gustav habe dies empfunden und Fräulein Melanie auf einem Gange durch den Park ganz offen gegen ihn geäußert:

„Wie sie sich den zukünftigen beau frère so viel geistreicher gedacht und sich nach Ihren und ihres Verlobten Schilderungen von seiner Person und Liebenswürdigkeit ein weit idealeres Bild entworfen habe.“ — Ich begriff dies Anfangs nicht, muß aber leider gestehen, daß auch ich aus meines Freundes Alphons augenblicklicher Einsilbigkeit und Verstimmtheit nicht klug zu werden weiß. Anstatt sich, wie ich erwartet, von dem heiß ersehnten Wiedersehen der Heimat, Eltern und Geschwister charmirt und von den dort verlebten Stunden freudig bewegt und angeregt zu zeigen, habe ich kaum einige Worte darüber heraus gebracht und mich in allen Dingen auf den mir doch verhältnißmäßig so fern stehenden Kleist verlassen müssen. Glauben Sie mir, höchstzuverehrende theure Thereſe, daß ich mir über dieses Räthsel schon die wunderlichsten Vorstellungen gemacht, da ich mir es nur aus einem plötzlich aufgestachelten, maßlosen Ehrgeiz oder einer tiefen, aber hoffnungslosen Ergriffenheit des Herzens zu erklären vermag. So saßen wir z. B. gestern Abend in der Oper zusammen. Zelter und Schadow befanden sich in der Nebenloge und wir sprachen viel in den Zwischenpausen über Gluck's Armide, Goethe's Werther, Lessing's Emilie Galotti und die vielen sich widersprechenden und einander bekämpfenden Zeitrichtungen. Zelter begeisterte sich für Gluck's Schöpfungen und hob besonders die sich immer steigernde Wirkung seiner Alceste und Armide auf das Gemüth hervor. „Welche Poesie liegt besonders in der letzteren!“ — sagte er, „und wie empfindet man die Unwiderstehlichkeit der Liebesmacht, welche den armen Rinald in Fesseln schlägt.“ — „Armer Rinald!“ — fiel plötzlich Alphons ein, der bis dahin ziemlich antheillos dabei gesessen hatte. „Reich und glücklich Jeder, dem dieses Höchste und durch den eigenen Willen Unerreichbare einmal sein leuchtendes Antlitz zeigt, und sollte es selbst nur vorübergehend sein! Können wir die echte Liebe erflehen, erwerben oder verdienen, lieber Zelter? — Frei gegeben, wahllos, wehrlos wie das Schicksal muß sie über uns kommen, uns das Glück des Himmels oder sicheres Verderben bringen! — Wer dies nicht mit mir bekennt, diese Allgewalt der Liebe leugnet, wahrlich, Freund, der hat sie nie empfunden!“

Der gute Zelter sah ganz verblüfft auf unsern Alphons und ich stand soeben im Begriff, für ihn das Wort zu nehmen, als Prinz Heinrich sich erhob und somit das Signal für meine eilige Entfernung gab. Heute Morgen nun nahm ich das interessante, mich ganz erfüllende Thema wieder auf, als wir Beide im Vorgemach des Prinzen warteten. Ich sprach mit Feuereifer meine Ueberzeugung aus, daß die echte, reine Liebe immer nur Segen und Veredelung, niemals aber Verderben in sich tragen könne, und sagte, wie fest ich hoffte, daß sich dies an uns und Ihrem Bruder Gustav erneut documentiren und bewahrheiten werde. Alphons sah mich eigenthümlich an. „An Dir und meiner Schwester Thereſe, ja!“ sagte er und stand auf. „Sie hat bei allem Hang zur Idealität genug von Werther's Lotte an sich, um immer den Boden der Wirklichkeit unter ihren Füßen zu fühlen. Was aber Gustav's Wahl und Fräulein Melanie betrifft —“ — „Wie?“ unterbrach ich ihn

ſchnell, „ſollte ſie Dir irgend welche Zweifel erregt, in irgend einer Weiſe mißfallen haben?“ — Im Begriff, das Zimmer zu verlaſſen, blickte er nochmals zurück. „Mißfallen? Können Engel oder Heilige auch mißfallen, Fritz?“ fragte er ſchnell. Ich wußte nicht, ob ich recht gehört und weiß auch heute nur, daß Alphons verſchwunden war, ehe ich meines Erſtaunens Herr geworden!

Für die nächſten Tage nimmt ihn, wie er mir ſagte, nunmehr ſeine dienſtliche Miſſion hierſelbſt völlig in Anſpruch, und ſo werde ich ihn wohl wenig oder gar nicht ſprechen. Jedenfalls aber hoffe ich, daß es bei Ihrer Ankunft in Berlin anders um ihn ſteht und ſeine Theilnahme an unſerer öffentlichen Verlobungsfeier, zu der auch Prinz Heinrich uns die Ehre ſeiner Gegenwart zu ſchenken die grace haben will, durch keinerlei Grillen oder dienſtliche égards beeinträchtigt wird.

Und nun habe ich Ihnen, theuerſte Thereſe, wahrlich ſchon mehr vorgeſchwatzt, als ich zu verantworten weiß, und nur noch um Entſchuldigung für dieſe ewig lange Epiſtel und meine Weitſchweifigkeit überhaupt, ganz ſonderlich aber hinſichtlich meines Freundes Alphons zu bitten. — Halten Sie es meiner Beſorgniß um ihn und meinem Vertrauen in Ihre Schweſterliebe zu Gute, die ja eine ſo innige iſt!

In der beglückenden Hoffnung, Ihnen bald Auge in Auge gegenüber ſtehen und Ihnen mündlich beſſer ausſprechen zu dürfen, wie Sie der Inbegriff meines Sehnens und Denkens, der Traum und die ſüßeſte Verheißung meiner Zukunft ſind, bin ich mit reſpectvollem Handkuß

Ihr
tief devoteſter zärtlicher
Fritz.

(Schluß im folgenden Heft)

Theater-Erinnerungen.

Von G. zu Putlitz.

VII.

Das erste Jahr meiner Theaterleitung nahm meine Zeit und Kräfte so vollkommen in Anspruch, daß ich an eine eigene Production weder dachte noch denken konnte, ja ich hatte sogar keinerlei Verlangen nach derselben, denn das Arbeiten an fremden Dichtungen, die Freude an dem Gelingen derselben, ersetzten mir das eigene Schaffen reichlich. Dazu kam, daß ich mir vorgenommen hatte, meine Stücke so wenig als möglich, eigentlich gar nicht auf das Repertoire zu bringen; nicht allein, weil ich überhaupt eine Scheu habe meine Stücke aufführen zu sehen, und einer Darstellung derselben stets nur mit einer abspannenden hastigen Illusionslosigkeit beiwohne, sondern namentlich, weil ich dem Publicum nicht die Empfindung geben wollte, als könnte ich mich ihm aufdrängen. Ich hielt diesen Grundsatz auch fest, bis auf die Aufführung einiger kleinen älteren, einactigen Stücke, die bei Hof von Dilettanten gespielt waren, und die man dann auch auf der öffentlichen Bühne sehen wollte. Das Gastspiel unserer Freundin Rettich, auf das ich zurückkomme, brachte dann zum Schluß der Saison eine einmalige Aufführung des „Testament des großen Kurfürsten", ein Stück, an das sich für Schwerin eine unvergessene, peinlich komische Erinnerung knüpfte. Gleich nachdem das Stück in Berlin gegeben war, wurde mir von gemeinsamen Bekannten eine Dame empfohlen, die sich bei Aufführungen in geselligem Kreise geschickt und begabt gezeigt hatte, und, aufgemuntert durch nicht eben einsichtsvolle Freunde, den Entschluß gefaßt hatte, sich der Bühne zuzuwenden, der sie durch ihre Verhältnisse bis dahin vollkommen fremd gewesen war. Man verlangte, ich solle mich bei irgend einem Theater, mit dem ich Verbindung hätte, um ein erstes Auftreten bemühen, und ich that das bei Friedrich von Flotow, der damals Intendant in Schwerin war. Ich bekam die Antwort, daß ein solcher Versuch gerade dort sehr unangebracht sei, daß er aber denselben wagen wolle, falls die Dame die Dorothea in meinem „Testament" zu spielen im Stande sei, da für diese Rolle zur Zeit dem Schweriner Theater keine passende Darstellerin zu Gebote stehe, und man doch das Stück zu geben wünsche. Ich antwortete, daß ich aus Gefälligkeit für die Debütantin das Stück zu opfern bereit sei. Ein kleiner Versuch im Zimmer mit der Dame ließ mir freilich das Wagniß als ziemlich hoffnungslos erscheinen, ich war aber unpractisch genug mir einzubilden, daß die Proben und die Nachhülfe in denselben den Versuch wenigstens möglich machen würden. Die Debütantin kam in Schwerin an, von Flotow angekündigt als eine Anfängerin zwar, die aber in Berlin bereits Proben ihres Talentes abgelegt, und der ich, der Autor, diese Rolle ganz nach meinen Intentionen einstudirt hätte. Das verstimmte im voraus die Mitspielenden, und da die Dame bei völliger Unkenntniß der Theaterverhältnisse den rechten Ton im Verkehr auch nicht finden mochte, überließ man sie ganz ihrem Schicksal. Nun konnte sie wirklich weder stehen noch gehen auf der Bühne, ihr Organ war ganz ungeschult, Alles ihr fremd und ohne Rath noch Anleitung vorher, ohne Unterstützung im Moment trat sie auf, und es kam, wie es nicht anders kommen konnte. Die peinliche Verlegenheit des Publicums dieser absoluten Unsicherheit, dieser ungeschickten Rathlosigkeit gegenüber, die selbst jedes Wort

unverständlich werden ließ, machte sich bald in Heiterkeit, bald in Mißfallenszeichen Luft, deren entschiedenen Ausbruch nur das Mitleid zurückhielt. Das Publicum konnte aber den Eindruck dieses Abends niemals vergessen, und er war unzertrennlich geworden von dem unschuldigen Stück, wenngleich es später mehrfach mit Erfolg auch in Schwerin zur Aufführung gekommen war. Die unglückliche Debütantin hatte wenigstens Das gewonnen, daß dies erste Auftreten, sie, wenn auch in schmerzlicher Weise, gründlich von der Leidenschaft für die Bühne curirte. Mir aber war der Mißerfolg schon damals durch Freund Flotow's humoristische Darstellung bekannt geworden, und zu meinem Erstaunen fand ich die Erinnerung an jenen verfehlten Theaterabend mehrere Jahre später noch so frisch in Schwerin, als sei er gestern gewesen und die vielfachen Schilderungen der halb peinlich verlegenen, halb hochkomischen Situation machten mir den Eindruck so anschaulich, als hätte ich ihn selbst miterlebt. Ein großer Theil des Publicums wußte aber gar nicht, daß das verunglückte Stück von mir war, wie es überhaupt so unbekannt war mit meinen schriftstellerischen Versuchen, daß es großes Erstaunen erregt hatte, als der Großherzog einen fremden preußischen Gutsbesitzer zum Intendanten seines Theaters gemacht hatte. Und dies Stück war nun das erste größere mit dem ich mich auf das Repertoire stellte. „Ach, das ist das Stück", sagten Einige, „in dem wir damals so haben lachen müssen." Diesmal freilich war es in den Händen der Künstlerin, für die die Hauptrolle gedacht, die sie zuerst in's Leben gerufen hatte. Aber auch der Name Julie Rettich war dem allergrößten Theil des Schweriner Publicums vollkommen fremd, sie war zuerst vor fast leerem Hause in der „Braut von Messina" aufgetreten, und nun kam das „Testament". Das Haus hatte sich doch gefüllt, denn die Isabella in der Braut von Messina hatte das kleine anwesende Publicum vollständig elektrisirt. Auch der Erfolg im „Testament" war ein durchschlagender, aber so wenig hatte man sich um den Namen der Schauspielerin und um den des Autors des Stückes bekümmert, daß, als ein zu eifriger Freund unseres Hauses, da man die Gastin rief, auch den Autor hervorrufen wollte, und sich an die Genossen seiner Loge wandte mit der Aufforderung: „Rufen Sie doch Putlitz!" ihm die erstaunte Frage erwidert wurde: „Heißt sie denn so?" Ich sah, daß ich meine Stücke hätte aufführen lassen können, ohne daß das besonders bemerkt worden wäre, denn mein Autorruhm war noch ganz im Verborgenen.

Mit Anfang der zweiten Saison regte sich doch wieder der Drang zum eigenen Schaffen, wenn auch kaum Zeit dafür blieb. Der lange in Gedanken ausgeführte Plan eines kleinen Lustspiels brach aber durch, und ich schrieb das einaetige Stückchen: „Die Zeichen der Liebe." Ohne das besonders zu beabsichtigen, hatte ich unwillkürlich die Schauspieler meiner Bühne vor Augen, als ich die Rollen ausführte. Die Möglichkeit, die sich mir nun zeigte, über meine Production sofort durch eine Aufführung nicht allein eine eigene Anschauung, sondern auch den Ausspruch des Publicums zu empfangen, forderte die Arbeit, und doch mußte ich mir sagen, daß, wenn mein Name auf dem Zettel stünde, das Urtheil des Publicums kein maßgebendes sein könnte. Hätte das Stückchen noch so wenig genügt, das Auditorium wäre freundlich und rücksichtsvoll genug gewesen, mich das nicht empfinden zu lassen, ja auch die Schauspieler wären gehemmt gewesen in ihrem Urtheil, so sehr wir uns übrigens gewöhnt hatten, uns über unsere Leistungen aufrichtig gegen einander auszusprechen. Hätte ich nun mein Manuscript dem

Copiſten gegeben, wäre ich ſofort entdeckt geweſen. Ich bat alſo eine Freundin unſeres Hauſes, die zum Beſuch bei uns war, das Manuſcript abzuſchreiben und übergab dieſe Handſchrift dem Copiſten mit dem Bemerken, daß ich ſie mühſam leſen und deshalb keinen rechten Eindruck über das Stückchen gewinnen könnte. Schon am andern Tage erhielt ich ein ſauberes Theatermanuſcript mit den Worten: „Das iſt ja ein allerliebſtes Stück, und im Abſchreiben ſah ich ſchon die ganze Aufführung vor Augen, denn es iſt als wäre es jedem Einzelnen von unſeren Schauſpielern auf den Leib geſchrieben.“ In den Proben empfing ich dann ſelbſt einen freundlichen Eindruck, der ſo objectiv wirkte, daß ich durchaus vergaß, daß ich der Autor des Stückes war und mich ganz ernſthaft mit unſerer vortrefflichen komiſchen Alten, Frau Lafrenz, auf deren feines Verſtändniß ich großen Werth legte, über kleine Geſchmackloſigkeiten des Stückes empörte, und dieſelben ausmerzte. Nun kam die Aufführung. Wir Drei in meiner Loge, die freundliche Abſchreiberin nämlich, meine Frau und ich, waren die Einzigen, die um meine Autorſchaft wußten. Um ſo beluſtigender und erfreulicher war der vollkommene Erfolg und zwar gleich von der erſten Scene an. Das Publicum war ſofort in heiterſter Stimmung, die nicht einen Augenblick ſchwankte, und die Darſteller mit fortriß. Freilich war die Darſtellung eine ganz vorzügliche, die alle meine Intentionen nicht allein erfüllte, ſondern oft weit überbot. Eine reinere und ungetrübtere Autorenfreude habe ich niemals gehabt und das auch mit, weil ich ſie mir ganz heimlich bewahren konnte, denn ich behielt ſie für mich, und entdeckte mich auch bei den Wiederholungen nicht, die ſich auf gleichem Erfolg erhielten. Da fügte es ſich einmal, daß die Erkrankung eines Mitgliedes die ſchnelle Aenderung des Repertoires nothwendig machte, wobei es uns an einem kleinen Entréeſtücke fehlte. Director Steiner ſagte: „Wir haben ja Ihre Badecuren, die wir im Sommer in Doberan gaben, die ganz gut gingen und die wir mit einer Probe wiederholen können.“ Ich gab, wenn auch widerſtrebend, nach und wir hielten unſere Probe, zum ſichtlichen Vergnügen der Schauſpieler. Nach derſelben kamen dieſe und machten mir Vorwürfe, daß ich mich ſträube, meine Stücke geben zu laſſen, ſie hätten Freude daran ſie zu ſpielen, und es müſſe dem Publicum faſt wie ein Mißtrauenszeichen gegen ihre Darſtellung erſcheinen, daß ich meine eigenen Productionen ihnen nicht anvertrauen wolle. „Wenn Sie uns doch einmal ein neues Stück ſchrieben“, ſagte der Regiſſeur Feltſcher, „ſo ſollten Sie ſehen, mit welchem Eifer wir alle Kräfte daran ſetzen würden, daſſelbe zur Geltung zu bringen.“ — „Ich würde das nur anonym thun“ erwiederte ich „um ganz unbefangen einſtudiren und den Erfolg der Aufführung abwarten zu können!“ — „Anonym?“ rief Frau Lafrenz „das würde Ihnen nicht gelingen. Nach der erſten Seite meiner Rolle wüßte ich, daß das Stück von Ihnen wäre!“ Herr Feltſcher behauptete daſſelbe. Er wollte es ſchon nach den erſten zwei Worten wiſſen. Nun hielt ich mich doch nicht länger und ſagte lachend: „Aber Sie haben ja Alle ein Stück ſchon drei Mal geſpielt und nichts gemerkt.“ Die Schauſpieler waren empört, daß ich ſie auf's Glatteis geführt hätte, und verſprachen von nun an beſſer aufzupaſſen, damit ihnen das nicht wieder begegnen könne, ich aber ließ bei ſpäteren Wiederholungen der „Zeichen der Liebe“ meinen Namen auf den Zettel ſetzen. Zufällig war nun aber doch das inzwiſchen gedruckte Stückchen mit pſeudonymem Autornamen an die Bühnen gegangen und wurde munter hier mit dem meinigen, dort mit dem Namen Th. Reſe (Thereſe war der Vorname der freundlichen Copiſtin

meines Manuscripts) gegeben, und hatte überall seinen guten Erfolg, wenn es auch die Darstellung sicher nirgend zu der Geltung brachte, die ihm in Schwerin geworden war. Ich wenigstens konnte das Stück an einigen großen Theatern, an denen ich es spielen sah, nach der Schweriner Erinnerung, kaum ertragen. In Wien aber, wohin es auch, und zwar an das Carltheater, gekommen war, bereitete es mir einen kleinen Triumph, der mir zu viel Schadenfreude machte, um ihn zu verschweigen. Ich habe schon früher erzählt, daß die ganze Wiener Theaterkritik, sobald dort ein Stück von mir auftauchte, mit verdammendstem Schimpfen über dasselbe herfiel, ja mich mit persönlichen Beleidigungen nie verschonte. Dabei ist sie nun bis zu dieser Stunde verblieben und ich denke, sie — wird sich auch nicht ändern. Th. Rese und sein Stück fanden nun mehr Gnade, und ich hatte ein einziges Mal die Freude, mit lobender Anerkennung in den Wiener Blättern behandelt zu werden. Dies einzige „Zeichen der Liebe" seitens der Wiener Kritik hat mich aber eben so wenig stolz gemacht, als mich die Beweise von Feindschaft niederdrückten.

Nichts ist nun geeigneter den dramatischen Schriftsteller mehr zur Production zu ermuntern, als die Aussicht, sein Werk schnell und nach seiner Intention die Feuerprobe der Aufführung bestehen zu sehen. Es wäre also die Pflicht der Bühnenleitungen, namentlich der größeren, maßgebenden, wie das auch in Frankreich, noch mehr in Italien geschieht, die heimischen Dichter als unzertrennlich von ihrem Kunstinstitute zu betrachten, und ihnen, mit der Sicherheit einer schnellen Berücksichtigung, die Gelegenheit zu geben, die Kräfte, über die sie für ihre Productionen zu gebieten haben, kennen zu lernen. Der dramatische Dichter, der, ferngehalten von einer Bühne, mit der Unsicherheit, sein Werk aufgeführt zu sehen, ohne Kenntniß der darstellenden Kräfte, noch des Geschmacks des Publicums arbeiten muß, wird sehr bald in seiner Kraft erlahmen. Die Vorzüge, die dem dramatischen Dichter die Zusammengehörigkeit mit einer Bühne bringt, lernte ich in vollem Maße kennen, denn obgleich meine Zeit so sehr in Anspruch genommen war, daß ich kaum zum flüchtigsten Produciren Raum fand, tauchten doch immer wieder neue dramatische Entwürfe auf, und eine ganze Reihe derselben drängte sich zur Bearbeitung. Die Aussicht einer Aufführung unter meinen Augen, sofort nach der Vollendung, war ein wesentlicher Sporn für die Arbeit. Aber ich nahm diese Wohlthat nicht allein für mich in Anspruch, ich suchte sie, so viel in meinen Kräften stand, auch Anderen zukommen zu lassen, wie ich das später bei der Sophonisbe meines Freundes Emanuel Geibel zeigen will, einer Aufführung, die einer genauern Besprechung bedarf. Hier will ich nur von einem andern durchaus geglückten Fall, fast gegen die Absicht des Dichters erzählen. Ich war auf einige Stunden nach Berlin gereist und saß bei Herrn Michelson, dem Agenten für mein Theater, der zugleich den Vertrieb meiner eigenen Stücke seit Beginn meiner dramatischen Schriftstellerei besorgt hatte. Ich fragte nach neuen Stücken, denn ich verbrauchte viele im Jahre, hatte ich es doch während einer Saison von 6 Monaten einmal auf mehr als 30 Novitäten gebracht. Es lag nichts vor von irgend welcher Bedeutung und Herr Michelson erwähnte nur eines neuen Stückes von Brachvogel: „Prinzessin von Monpensier", das in etwa vierzehn Tagen in Berlin gegeben werden sollte, und das eben im Druck wäre, um es, gleich nach der Berliner Aufführung, an die anderen Bühnen zu versenden. Indem wir sprachen, kamen die Correcturbogen des Stückes und ich bat sie mir aus, um dasselbe, wenn auch in diesem unfertigen Druck, lesen zu können. Nach flüchtiger Durchsicht im Eisenbahn-

coupé auf der Rückreise nach Schwerin beschloß ich, sofort das Stück zu geben, und zwar wo möglich noch vor der Berliner Aufführung. Dazu war zwar freilich die Zeit sehr knapp, aber als ich in früher Morgenstunde in Schwerin ankam, ließ ich die einzelnen Bogen sofort zur schleunigsten Abschrift der Rollen vertheilen, die denn auch so schnell fertig waren, daß ich sie schon am nächsten Morgen distribuiren lassen konnte, und das starke fünfactige Stück füllte einen Abend. Meine Schauspieler, denen ich erzählte daß es mir darauf ankäme, der Berliner Aufführung zuvorzukommen, waren sofort mit allem Eifer dabei, und namentlich Frl. Röckel, die Trägerin der sehr gewichtigen Titelrolle, erklärte mir nach wenigen Tagen, sie sei bereit die Proben beginnen zu lassen. Acht Tage nachdem ich das Stück, fast doloser Weise, aus Berlin entführt hatte, konnte ich dem Verfasser den Erfolg jedes Actes, sofort nach dem ersten Eindruck hingeschrieben, melden und ihn einladen zur Wiederholung herüber zu kommen. Er folgte dieser Aufforderung und erzählte, wie er zuerst durchaus nicht hätte begreifen können, wie ein Stück, das kaum fertig gedruckt und noch gar nicht versandt war, hätte aufgeführt werden können, und er würde die Nachricht für eine Mystification gehalten haben, hätte ihn nicht der beiliegende Theaterzettel überzeugt, daß es sich wirklich um sein Stück handelte. Der Tag in Schwerin, mit der Aufführung seines eben vollendeten, noch nicht gesehenen Stückes, wird dem Dichter aber nicht allein eine freundliche Erinnerung bereitet haben, denn das Publicum, das von seiner Anwesenheit erfuhr, zeichnete ihn mit Hervorrufen und Kränzen aus, sondern ihm auch für die Einrichtung zu späteren Aufführungen förderlich gewesen sein. Wir aber hatten einmal wieder die Freude gehabt in einer überhaupt ersten Aufführung die dramatische Lebensfähigkeit eines Stückes zu prüfen, das sich in Schwerin sofort als ein sehr wirksames herausstellte. Mir aber wuchs in diesem Erfolge der Reiz und die Lust an eigenem Schaffen.

Ein seit vielen Jahren, eigentlich seit dem Anfang meiner schriftstellerischen Thätigkeit durchdachter und immer wieder zurückgelegter Stoff verdankt seine Bearbeitung der Möglichkeit, diese leicht und schnell zur Darstellung bringen zu können, wie sie mir meine Stellung in Schwerin bot. Das Factum, daß Catharina II. von Rußland den jungen Polen Poniatowsky, der, ehe sie Kaiserin war, zu ihren Günstlingen gehörte, und der sich mit der Hoffnung schmeichelte, nach ihrer Erhebung auf den Czarenthron diesen zu theilen, indem er ihre Hand gewänne, zum König von Polen machte, gab die historische Grundlage. Conflict und Lösung sollten durch ein Spiel mit dem Wort gegeben werden. Das Motiv war für das Drama sehr subtil und die Folge hat gezeigt, daß die Bedenken die mich durch zwanzig Jahre den Stoff als zu gewagt erscheinen ließen, nicht ganz ungerechtfertigt waren. Meine Schweriner Thätigkeit hatte mich muthiger gemacht, denn wie oft schon hatte ich Gewagtes mit der Brücke sorgfältiger Darstellung über die Abgründe der Gefahr fortgeführt. Und war denn für das Lustspiel die Doppeldeutigkeit des Wortes ein verwerfliches Motiv? Shakespeare im „Kaufmann von Venedig", Calderon im „Lauten Geheimniß" hatten ihre Entwickelungen auf dasselbe gebaut. Den historischen Boden, den Aufbau, ja einzelne fertige Scenen, hatten die lange Beschäftigung mit dem Stoff so festgestellt, daß er in der That nur der leichtesten Arbeit, der Ausführung noch bedurfte, die dann auch sehr schnell vollendet wurde. Und doch, als mein Stück „Um die Krone" fertig war und es sogar bei der Vorlesung bei einigen einsichtsvollen und kritischen Freunden große Theilnahme erregte und ihm ein sicherer Theatererfolg vorausgesagt

wurde, machten sich bei mir alle Bedenken wieder geltend und ich wagte nicht, das Stück in Schwerin aufzuführen, wenigstens wollte ich erst noch gewichtige Urtheile hören, wo möglich eine Darstellung an anderer Bühne vorausgehen lassen. Ich schickte also mein Manuscript an Heinrich Laube, der damals noch Director des Burgtheaters in Wien war, nicht um ihm das Stück einzureichen, sondern um seine Stimme darüber zu hören, weil ich wußte daß er mit seinem practischen Blick alles Gebrechliche schnell herausfinden und mir aufrichtig seine Meinung sagen würde. Ich bekam mein Manuscript nach einiger Zeit zurück mit einem Brief des Freundes, der mich noch unklarer und unzuverlässiger machte, als ich war. Die Acte waren einzeln zusammengeheftet gewesen, und nun hatte es sich gefügt, daß sie durcheinander, aus der Reihe gekommen waren, vielleicht beim Einpacken schon. Laube hatte den obenaufliegenden Act, ich glaube den vierten, zuerst gelesen, höchlichst erstaunt über die unklare Exposition, dann, als er seinen Irrthum gewahr wurde, hatte ihm derselbe doch den Eindruck verwirrt, und er erklärte sich außer Stande mir irgend ein Prognostikon für den Erfolg des Stückes auf der Bühne zu stellen. Ihm selbst sei natürlich die Spannung durch das Zuerstlesen des vierten Actes vernichtet, aber er halte es nichts destoweniger für interessant. Dieser doppelsinnige, völlig unklare Orakelspruch des sonst so bestimmten und aufrichtigen Freundes verdroß mich doch, und in diesem Verdruß beschloß ich mir selbst, und zwar durch eine Aufführung, ein Urtheil zu verschaffen. Schließlich kann man sich wirklich immer nur auf sich selbst verlassen und ich traute und traue mir noch die Objectivität zu, strenges Gericht über meine eigenen Productionen zu halten. Wir waren aber nun bereits dem Schluß unserer Saison nahe und kaum schien es möglich, das Stück noch vorher herauszubringen. Ein Hinausschieben zur nächsten Saison aber hätte die Versendung an andere Bühnen fast um ein Jahr hinausgerückt. Ohne die Aufregung über den Laube'schen Brief hätte ich aber sicher diesen Aufschub ruhig hingenommen, nun aber wollte ich Alles daran setzen, eine Entscheidung über mein Stück zu erhalten.

Es war ein Sonntag Morgen, als ich den Laube'schen Brief erhielt und ich eilte sofort mit meiner einzigen Abschrift und meinem Manuscript auf das Theaterbureau. Ich nahm mir meine ganz vortrefflichen prompten Copisten zusammen, und stellte ihnen die Sachlage vor. Sie entwarfen sofort ihre Disposition und vertheilten die Arbeit, so zwar, daß sie die Rollen actweise abschrieben und dann zusammenhefteten, und sich die Stunden, selbst die der Nacht, so eintheilten, daß die Arbeit nie unterbrochen wurde. Schon am Abend des Tages konnte ich zwei Hauptrollen an die Darsteller aushändigen, am nächsten Morgen drei andere, und Montag Abend hatten alle Schauspieler ihre Rollen. Dienstag Mittag setzte ich eine Leseprobe auf der Bühne an, die zugleich als Arrangirprobe dienen sollte, was dadurch möglich war, daß ich selbst die Regie übernahm und die ganze mise en scène fest im Kopf hatte. Nun aber begannen die Hindernisse. Als ich gerade zur Probe gehen wollte, kam der Brief des in Rostock gastirenden Künstlers, Friedrich Haase, mit dem wir unterhandelt hatten, ob er noch in dieser Saison oder in der nächsten bei uns ein Gastspiel eröffnen wollte. Nun paßte es ihm sofort am besten und er meldete sich für die letzten Tage unserer Saison. Das machte die Frist für mein Stück noch um fünf Tage kürzer. Ich war eben dabei den Schauspielern, die sich zur Probe versammelt hatten, das vorzutragen und zu berathen ob sie es für möglich hielten, das Stück nichtsdestoweniger noch

herauszubringen. Wir rechneten die Tage, ja wir rechneten faſt die Stunden, ſetzten als Vorſtellungen in der Woche nur Opern an und wurden endlich einig, daß wir es es wagen wollten. Da eben, als wir unſere Probe begonnen, wurde ein, freilich nicht in meinem Stück beſchäftigter Schauſpieler als krank gemeldet und die Vorſtellung für den Abend mußte geändert werden. Als das dem Maſchiniſten mitgetheilt wurde, erklärte er, die Bühne müſſe ſofort geräumt werden, denn es bliebe ihm gerade ſo viel Zeit, die nun unnützen Decorationen auszuräumen und die neuen einzurichten. Damit verloren wir die Probe und dadurch einen ganzen Tag. Nun ſchien die Aufführung unmöglich und nach kurzer Berathung gaben wir dieſelbe auf. Wir gingen auseinander, aber ich war kaum auf der Straße, als mir ein Paar meiner Mitglieder nachkamen. Sie hatten unter ſich noch einmal ſchnellen Rath gepflogen, und Jeder hatte ſich erboten alle Kräfte einzuſetzen, weil es ſich um ein Stück von mir handle. Sie machten den Vorſchlag, ich ſollte die Arrangirprobe mit ihnen auf dem Concertſaale abhalten. Das geſchah und wir laſen, arrangirten, probirten, kurz wir ſtellten das Stück äußerlich ſo feſt, daß der Muth zum Wagniß immer mehr wuchs und wir die Probe erſt unterbrachen als die Vorbereitungen zur Abendvorſtellung uns dazu zwangen. Die Anſtrengung, die die Schauſpieler übernahmen, war ein gewaltige, denn ſchon das einfache Memoriren der zum Theil ſehr umfangreichen Rollen in ſo kurzer Zeit, war eine ſchwere Arbeit. Doch ſuchte ich ihnen das Studium der Charaktere, das Ausarbeiten der Nüancen dadurch zu erleichtern, daß ich mit jedem Einzelnen die Aufgabe durchnahm, wie mir das bei einem eigenen Stücke ja möglich war. Als wir am Freitag zur Probe zuſammenkamen, nach kaum dreitägiger Muße zum Lernen, fehlte nicht eine Silbe im Gedächtniß. Sonnabend probirten wir zweimal und die Generalprobe am Sonntag früh ging ſo präcis, daß wir mit vollkommener Zuverſicht dem Abend entgegenſahen. Mir hatte die unausgeſetzte Arbeit der Woche gar keine Zeit gelaſſen, meinen Bedenken noch nachzuhängen, und ich kann auch ſagen, daß dieſe in den Proben mehr und mehr ſchwanden. Der feſte und klare Aufbau des Stückes ſtellte ſich zutrauenerweckend heraus. Das Publicum war auf das Stück erſt durch den Theaterzettel des Morgens aufmerkſam gemacht und mehr überraſcht als erwartungsvoll. Der größte Theil meinte wol, es handle ſich um irgend ein früheres meiner Stücke, und daß man noch nichts davon gehört hatte, erweckte ſo geringe Erwartungen, daß man ſie faſt Vorurtheil nennen konnte. Das war ſehr gut, denn nichts iſt dem Erfolge ſchädlicher als durch Reclame erzeugte zu hohe Anſprüche.

So begann die Vorſtellung, die vortrefflich war, und aus einem Guß, wenn ihm auch, für mein Verſtändniß wenigſtens, noch etwas anhing von der Ueberſtürzung des Einſtudirens, eine gewiſſe Frühreife, eine nicht vollkommen überwundene Unſicherheit bei den Schauſpielern, die eine fieberhaft erregte, mühſam zurückgehaltene Haſt erzeugte. Aehnliches hatte ich bei der erſten Aufführung des „Waldemar“ in Linz bemerkt. Hier wie da kam es dem Eindruck zu ſtatten, denn das will ich gleich voraus bemerken: wir haben das Stück nie wieder ſo zur Geltung gebracht, als bei der erſten Aufführung. Der Erfolg war ein durchaus erwünſchter. Die Theilnahme des Publicums ſtieg von Act zu Act und die Spannung hielt vor. Für mich hatte der Abend noch eine ganz beſonders wehmüthige Erinnerung. Der Großherzog, die junge Großherzogin Anna, mit ihren Eltern, Prinzen und Prinzeß Karl von Heſſen waren im Theater. Nach dem vierten Act wurde ich in die

großherzogliche Loge gerufen. Alle waren theilnehmend für das Stück und namentlich die junge Großherzogin, in ihrer schweigenden und doch so tief verständnißvollen Weise, stand mit so strahlend glücklichem Gesicht da, dem man es ansah, wie es ihr Freude machte, den Eltern neben ihrem Glück auch den kleinen Schmuck ihres Lebens durch das Theater zu zeigen, für das sie Vorliebe und eingehendes Verständniß hatte. Wie herzlich konnte sie über jeden Scherz lachen, und wie ernst beschäftigte sie sich doch schon vorher damit, wenn ihr eine werthvollere Gabe der Literatur vorgeführt werden sollte An jenem Abend war auch etwas Freude dabei, ihren Schweriner Autor, mit dem, was er zunächst für ihr Theater producirte, zu zeigen. Als der fünfte Act beginnen sollte und die anderen Herrschaften wieder Platz genommen hatten in der Loge, blieb die liebenswürdige Fürstin noch einen Augenblick im Vorzimmer zurück und sagte mit rührendster Anmuth: „Bitte, erzählen Sie mir schnell, wie es nun kommt. Es macht mir solche Freude, wenn ich allein weiß, wie es sich löst, während die Anderen sich noch den Kopf zerbrechen." Ich berichtete knapp die Lösung. Das waren die letzten Worte, die ich mit der seltenen und unvergeßlichen Frau wechselte, die wenig Wochen später nicht mehr unter den Lebenden weilte. Aber das sind Erinnerungen, die ich an dieser Stelle nur andeuten kann.

Die erste Aufführung von „Um die Krone" in Schwerin hatte mir die Ueberzeugung vollkommener Lebensfähigkeit des Stückes gegeben und eigenthümlicher Weise erweckte es überall beim Lesen die Erwartung eines entschiedenen Erfolges und ging schnell über die bedeutendsten deutschen Bühnen. Nirgend, selbst in Schwerin nicht, hat es die Hoffnungen ganz erfüllt, zu der die erste Darstellung berechtigte und an keinem Theater es höher gebracht, als zu etwas kühlem Erfolge. Ich habe viel darüber nachgedacht, worin die Schuld davon zu suchen sei und bin mir bis jetzt nicht völlig klar darüber geworden. Zum Theil wol liegt es darin, daß das Stück mit berechnendem Verstande gebaut ist, und daß ich den Stoff zu lange mit mir herum trug. Ich war schon kalt geworden für denselben, als ich an die Bearbeitung ging. Dadurch fehlt der Herzschlag und eine gemüthlose, mit Worten und Begriffen spielende Kälte gewinnt die Oberhand. Dazu kommt, daß die männliche Hauptfigur, Poniatowsky, im Umschlag seiner Neigung immer ein gefährlicher Theaterheld ist. Man glaubt der letzten Liebe nicht, wenn man die erste so erkalten sah. Das Theaterpublicum, wenigstens das deutsche, hält nun einmal an der Unwandelbarkeit der ersten Liebe fest und verzeiht es dem Mann nicht, wenn er sich durch das Glück einer spätern Neigung trösten läßt.

Als ich zu Anfang der nächsten Saison „Um die Krone" viel sorgsamer einstudirt, wieder vorführte, machte es mir selbst nicht mehr den Eindruck des ersten Mals und ich schob das Stück zurück. Erst als ich zwei Jahre später von Schwerin schied und von Ort, Freunden und Theater sehr schwermüthig schmerzlichen Abschied nahm, studirte ich das Stück auf Wunsch meiner Schauspieler wieder ein, da sie der Meinung waren, ich müsse mit einem eigenen Stück unser Zusammenwirken abschließen. Auch das Publicum sah diese Aufführung wie einen Abschiedsgruß an und überschüttete mich mit Zeichen seines Wohlwollens. Noch jahrelang bewahrte ich die Kränze, die mir an jenem Abend zugeworfen wurden. Die aber galten nicht dem Stück, sondern dem Intendanten, und waren so auch mehr berechtigt, denn ich war wohl ein besserer Intendant als Dichter.

Teplitz.

Der Wandel der Zeiten wird uns niemals auffälliger, als wenn wir einen Ort, der uns lebhafte Jugendeindrücke hinterlassen hat, mit alten Augen wiedersehen.

Es war im vierten Decennium, daß ich Böhmen nicht von Norden her betreten hatte. Nach einer gemächlichen Tagesfahrt — dazumal nämlich — beliebte es unserm Dresdener Hauderer, der sich während der Rast in Peterswalde mehr als räthlich zu Gute gethan hatte, die Säumniß wieder einzuholen und seine Pferde ohne Hemmschuh den Nollendorfer Paß hinabjagen zu lassen. Zur Rechten und Linken der steilen Straße wurde der Wagen geschleudert; die Meinen zitterten ob der halsbrecherischen Procedur. Aber bei sechzehn Jahren hat jede Gefahr einen Reiz. Hoch'oben, neben dem verwegenen Rosselenker auf dem Bock, blickte ich entzückt in das im Abendgold schimmernde Thal, das seine Bewohner gern das Paradies von Böhmen nennen hören und mein Herz schlug in der Erinnerung an die Helden, welche dort unten gleich denen an den Thermopylen Stand gehalten hatten, bis die kaum noch erhoffte Hülfe der preußischen Waffenbrüder auf der Straße, die ich hinabrollte, herbei gezogen kam. Die Stätte dieses heroischen Kämpfens und Sterbens war gekennzeichnet worden früher und ehrenreicher als manches bedeutendere Schlachtfeld in dem Befreiungsherbst; lebten mir doch in den letzten Blüthetagen der heiligen Allianz, deren Keimkorn durch den Erfolg von Kulm gelegt worden ist, nachdem das Unheil von Dresden die lockere Verbindung nahezu gelöst hatte.

Die Bewohner von Teplitz feiern alljährlich durch ein Freudenfest — gleichzeitig mit der sagenhaften Auffindung ihrer Heilquellen 762 unter der Regierung von Libussa's Sohn — den Tag von Kulm, der auch sie von schwerer Drohniß befreite. Wer aber denkt heute noch, oder denkt heute noch mit patriotischem Dank an den Teplitzer Tractat von 1813, der, zumal uns Preußen, nach dem Befreiungsrausch eine so ernüchternde Grundneige zurückgelassen hat? Mehr als ein halbes Jahrhundert währte es, bis wir sie mit einem frischen Becher hinunterspülten, und wenn heuer in den nämlichen Septembertagen die Erben der hohen Tractaten sich wieder zu einem Bündniß die Hand gereicht, so war es nicht wie damals Kampf und Vernichtung, es war Frieden, Versöhnung auch in Zeitfragen, die dazumal schlummerten, die ihre Völker ersehnt haben und erfleht.

Zwei Schienenwege führen heute aus dem Elb- in das Bielathal und darüber hinaus. Es ist eine Gewerbsgegend geworden, unter und über dem Boden so reich wie nur die gesegnetsten in deutschen und österreichischen Landen. Ein mächtiges Kohlenlager hat sich aufgethan, Fabriken und Schmelzöfen wachsen wie Pilze zwischen den dichtgedrängten Ortschaften aus dem Boden; die hohen Schornsteine rauchen. Zwei Parteien, die Anhänger

der alten Thermen und die der modernen Industrie machen den Vorrang sich streitig; Teplitz ist auf dem Wege ein zweites Aachen zu werden. Weit über die einstige Curzone hinaus hat es sich mit Logir- und geschmackvollen Privathäusern bereits gedehnt; das jüngst vollendete Kaiserbad ist ein Palast; weitere Badevergößerungen sind geplant; die freundlichsten Gartenanlagen ziehen sich bis an den Park von Turn; bald wird auch dieses fürstlich Claryſche Dorf wie Schönau vorstädtisch mit Teplitz zusammenhängen. Und noch weit darüber hinaus ist in dem gewellten Kessel von Eichwald bis Bilin an Mineralbrunnen, Fichtennadelbädern, Kaltwasserheilanstalten, Sommerfrischen kein Mangel und sind Schlösser und Parks der großen Grundbesitzer, der Clary, Lobkowitz und Waldstein, mit dankenswerther Liberalität dem Publicum zur Umschau und Erholung geöffnet.

Auch hat die Zahl der Curgäste seit der Zeit meiner Jugenderinnerungen sich vervierfacht — sie betrug im heurigen August schon über 10,000 —; ein Beweis, daß Gicht und Gliederreißen unter der Menschheit nicht abgenommen haben und Wunden sich, ach, um wie viele vermehrt. — Aber die Kategorien der Heilung Suchenden sind andere geworden. In den Blüthetagen der heiligen Allianz war Teplitz ein Bad der Potentaten und Aristokraten wie heute etwa Ems. Friedrich Wilhelm III., der mehr als zwanzig Jahre allsommerlich im Fürstenbade Aufenthalt nahm und nirgendwo sich so wohl und heiter fühlte wie hier, lockte Hoheiten an und gab der Gesellschaft einen fast preußischen Anstrich. Auch lebt — trotz 1866! — der fremde königliche Gönner noch im besten Andenken in der Stadt; „die dankbaren Bürger" haben ihm auf seiner Lieblingshöhe über derselben ein Denkmal errichtet; Plätze, Häuser, schöne Aussichtspunkte nennen sich nach ihm. Im preußischen Militairkrankenhause, das er gegründet, ward auch heuer der dritte August festlich begangen, und neben sämmtlichen Heilung suchenden Preußen, Prinz Admiral und Kriegsminister an der Spitze, wohnten auch Landeskinder der Feier bei.

So oft ich in diesen Wochen den Schloßgarten betrat, der, zwischen allen modernen Veränderungen unverändert, mit seinen prächtigen alten Bäumen, seinen durch Brosamen gezähmten Schwänen und aufspringenden Fischen im Weiher, mit seiner Musikkapelle vor dem Gartensalon auch heute noch in der Mittagsstunde den Sammelplatz der Curgäste bildet, da sah ich den alten königlichen Herrn auch vor mir, als wäre es gestern gewesen, daß er, noch immer eine imponirende Erscheinung, in blauem Ueberrock, hoher schwarzer Cravatte und hohem schwarzen Cylinderhut, Punkt Elf in der Mittelallee erschien. Ihm zur Seite die Fürstin Liegnitz, auch noch eine einnehmende Gestalt und allezeit gar stattlich angethan. So trug sie an jenem ersten Tage meiner Erinnerungen ein grünes Kleid, einen feuerrothen türkischen Shawl und einen mit Granatblüthen geschmückten gelben Hut, mit dessen Umfang sich heute kein Damensonnenschirm messen dürfte. Die Mode heischte ein buntes Farbenspiel und wol möglich, daß, nach Greisenart, der königliche Gemal es liebte.

Dem Paar folgte eine durchlauchtige Suite, unter welcher der bleichen, schlanken Helene von Mecklenburg, der späterhin so unglücklichen Prinzessin von Orleans, die Aufmerksamkeit des Königs vorzugsweise zugewendet ward. Die Kapelle stimmte: „Heil Dir im Siegerkranz" an; das auf dem Salonplatz harrende Publicum verneigte sich ehrerbietig; Keiner würde die Hauptallee vorangeschritten sein, bis die Majestät den Wandelgang eröffnet hatte.

Digitized by Google

Nach ihrem Vortritt folgte man in angemessener Entfernung. Am untern Ende der Allee wurde Halt gemacht und der Rückweg in der nämlichen Ordnung angetreten. Erst nachdem der hohe Herr sich in einen Seitenweg verzogen hatte, bewegte auch die Gesellschaft sich ad libitum.

Am Nachmittage sah man dann den königlichen Zweispänner nach irgend einem hübschen Aussichtspunkte an sich vorüber fahren und Glock Sechs saß der alte Herr regelmäßig in dem engen, heißen, halbdunklen Schloßtheater und lachte herzlich über die Wiener Possen, die sich mit geringer Veränderung in jeder Saison wiederholten. Auch bei den sonnabendlichen Tanzreunions im Salon fehlte das preußische Paar mit seiner hohen Umgebung nie und jedes junge, hübsche Menschenkind konnte sich der freundlichsten Würdigung rühmen. So damals.

Auch heute stimmt die Kapelle präcis elf Uhr ihre Weisen an, auch heute noch wird im engen, heißen Hause Komödie gespielt und sonnabendlich im Salon getanzt. Vor demselben wogt's und wimmelt's. Aber man macht sich's auf Stühlen und Bänken bequem, Cigarre und Seidel werden stark consumirt, die Majestäten fehlen und was von Hoheiten und Excellenzen noch Heilung an den Teplitzer Quellen sucht verkriecht und verkrümelt sich unbemerkt unter der Menge. Auch die Curplätze sind demokratisch geworden, seitdem das Reisen so erleichtert ist und — es sei dieser Wandel gepriesen! — Landleute und Kleinbürger, „Metzgermeistergemalinnen und Schneidermeistergemalinnen" in Toiletten über oder unter dem Modejournal, Geld genug erwerben, um sich die steifen Glieder heil zu baden, trotz der gesteigerten Preise, die heuer auch in Teplitz exorbitant genannt worden sind.

Teplitz ist nächst Karlsbad der am stärksten besuchte böhmische Curort. Doch finden wir hier nicht eine weltbunte, gutgelaunte Gesellschaft, wie sie dort nach überwundenen Morgenbechern, die Küpfeltüte in der Hand, sich an den Kaffeeplätzen der beiden Wiesen, oder des köstlich frischen Tepelthales sammelt und, den hartnäckigsten Hypochonder nicht ausgenommen, der von Tage zu Tage merklichern Abnahme des Ueberflusses an Galle, Fett, oder gar Gestein erfreut. In Teplitz zwickt das Zipperlein und brennen die Wunden während der Cur; die Leute, die roth wie die Krebse und bis über die Ohren eingemummt aus den heißen Bädern kommen, schneiden verdrießliche Gesichter und wenn sie nach der obligatorischen Ruhestunde in den hübschen Anlagen vor ihren Thüren sitzen, oder im Cur- und Schloßgarten promeniren, schauen sie weidlich gelangweilt drein. Gute Laune, so wenig wie Vergnügen, gehört eben nicht zu den Segnungen, welche die heilende Badenymphe spendet, und Das was in unserer Jugend noch Geselligkeit genannt wurde, der anspruchslose Trieb bei einander zu sein, ist eines der Opfer, welche der beweglichen Zeit gefallen sind.

Dazu kommt, daß man hier, wie in allen österreichischen Bädern, wenig an gemeinschaftlicher table-d'hôte zu Mittag speist und sich, da für Fahrgelegenheiten reichlich gesorgt ist, Nachmittags nach den entfernteren Aussichtspunkten der Umgegend zerstreut. Das Erzgebirge, das langgestreckt in Norden und Westen das weite Becken umwallt, das Mittelgebirge, dessen Kuppen in Süden und Osten ragen und sich in kleineren Dimensionen im Inneren des Bielabeckens wiederholen, bieten einen täglichen Wechsel der Partien. Auch werden wenige Rundschauen wie die vom Millischauer lohnen und wunderliche Steinbildungen auch den Laien selten so interessiren wie die des Felsens und der Höhlen von Bilin. Allerorten fehlt nur der Silberblick eines

größern Gewässers, um, zumal in der Zeit der Stoppeläcker, den Vordergrund zu beleben.

In der hohen Saison bilden wie ehedem Norddeutsche, namentlich Berliner, das Haupteontingent der Badegäste, nächstdem Russen und Polen. Die anderwärts unvermeidlichen Engländer und Deutschamerikaner fehlen gänzlich; dahingegen uns auf Schritt und Tritt orientalische Physiognomien begegnen; Männer mit oder ohne Kaftan und langem Bart, Frauen von einer körperlichen Fülle, die uns weit eher eine Sprudelcur räthlich scheinen ließe. Man wird auch in dieser Hinsicht daran erinnert, daß das merkwürdige Kesselland Böhmen eine Grenzscheide bildet zwischen Nord und Süd, Ost und West, zwischen der slavischen und germanischen Zone.

Das Tschechische Element, welches in den näher „an's Reich" grenzenden westböhmischen Badeorten so gut wie fehlt, hat im Bielathale den Grundstock gebildet und ist jetzt noch ziemlich stark vertreten, wenn auch vollständig vom deutschen beherrscht. Eine Stunde von Teplitz, in Stadnitz, läßt die Sage Libussen den Przemisl vom Pfluge zum Throne erküren; die Mehrzahl der Ortsnamen des Elbthals bis weit in's Meißner Land hinein, deutet auf slawischen Ursprung. Heute habe ich selber von Landleuten mit urslawischen Physiognomien nur deutsch sprechen hören und Stadtbürger mit echt böhmischen Namen verdeutschen denselben und schämen sich ihrer Stammesbrüder. Dort im Westen werden die Tschechen mit einer Erbitterung gehaßt, die kaum glaublich ist, da man so wenig mit ihnen in Berührung kommt; hier im Norden blickt man herab auf sie wie auf Parias, aus deren Kaste man sich zu einer höhern emporgerungen hat. Der Unterricht der Volksschule — ein Gymnasium besitzt Teplitz trotz seiner 13,000 wohlhäbigen Bewohner nicht — ist nur deutsch, doch wird das Tschechische, wie ich glaube obligatorisch, gelehrt.

„Wir sind Böhmen", so wurde mir ausnahmslos gesagt; „wir wollen Böhmen bleiben, aber deutsche Böhmen; ganz Böhmen muß und wird wieder deutsch werden. Es ist nur der Janhagel, der sich dieser Nothwendigkeit widersetzt und glaube man doch nicht, daß es Geistlichkeit und Adel mit der Tschechischen Bewegung Ernst meinen. Sie benutzen dieselbe für ihre politischen Zwecke und werden sich gegen sie kehren, sobald diese Zwecke erreicht sind." In diesem Sinne äußerten sich alle bürgerliche Curgäste auch aus Prag und Brünn, so oft diese heikele Zeitfrage auf's Tapet kam. Mit wie viel Ernst oder Recht, soll hier unbemessen bleiben.

Böhmen und Mähren, überhaupt Oesterreicher sind es, die im Früh- und Spätsommer als Curgäste vorwalten. Viele Prager kommen noch im September nur zur Villeggiatur. Die bunte Färbung der Laubwälder, die Fülle der Obsternte machen den Herbst zu einer einladenden Jahreszeit; es weht eine reine, heilsame Luft in dem weit umwallten Becken des unsichtbaren Bielaflüßchens und mild genug, daß, mit Ausnahme des Weins, alle Fruchtsorten, selbst der Nußbaum, gedeihen wie kaum in einer andern Gegend des mittleren Deutschland.

Welches hohe Interesse nun aber die anorganischen Bildungen dieses Beckens für Denjenigen habe, der die Natur nicht blos mit genußsuchenden Blicken betrachtet, das näher zu erörtern würde einem bescheidenen Badegast weder ziemen noch gelingen, wo Humboldt's bewunderndes Zeugniß uns schriftlich und mündlich von jeglichem Führer vorgehalten wird. Auch haben die Bewohner, in dankbarer Anerkennung dieser Würdigung, einen Theil ihrer

Neuanlagen jener Autorität zu Ehren getauft. Nach einer Erinnerung an Goethe, der Böhmen so vorzüglich geliebt und auch den Teplitzer Quellen und Formationen wiederholt die lebhafteste Theilnahme zugewendet hat, forschte ich dahingegen vergebens.

Wenn es nun aber heute wenige sich etwas dünkende Städte giebt, die wie Teplitz einer Goethestraße entbehren, so wird auf der andern Seite keine außer Teplitz sich einer Seumestraße rühmen dürfen. Freilich mag die Zahl gering sein, die ihn als Dichter noch gelten läßt, den sächsischen Bauernsohn, der zum Preise des heißersehnten Hubertusburger Friedens den Namen Gottfried trug und dessen Leben, seinem Namen zum Hohn, ein herber Ringkampf und ein aufgedrungenes Abenteurerthum geworden ist, weil ihm als einziges Vatererbe die Eigenart zugefallen war „kein Unrecht sehen zu können, ohne aufzuschreien". Mich aber rührte auch diese aufgefrischte alte Erinnerung, denn Seume war mein Landsmann und dazumal als ich bei sechszehn Jahren in Teplitz schwärmte, da gehörte der Hurone, der ein besserer Mensch als sein christlicher Gastfreund war, auch noch zu den Gottesgeschöpfen, die mein Herz höher schlagen ließen. Ueberdies war ich dem Spaziergänger pietätvoll bis Syrakus nachspaziert.

Solche Anstrengung soll nun keinem Heutigen zugemuthet werden; was ihm aber mit gutem Grund empfohlen werden kann, das ist, gelegentlich einmal nachzulesen, wie tief der mürrische Sonderling Freiheit und Vaterland geliebt hat in einer Zeit wo heiterer Gebildete sich leichten Kaufs mit Beiden abfinden ließen. Deutschlands schmachvoller Zustand umdüsterte seinen Geist und zermürbte den Körper, bis er an unseren Quellen — zweiundfünfzig Jahre waren es in diesem Juni — wo er Genesung suchte, Erlösung fand, bevor die ersehnte Befreiungsstunde des Vaterlandes ausgehoben hatte.

Sein Grabstein, schwer und schlicht wie des Mannes Art, liegt, von einem Eichbaum beschattet, nahe der Kapelle auf dem alten städtischen Friedhofe. Wenige Schritte von dem seinen stieß ich unerwartet auf ein zweites Grab mit heimatlichem Namen. Wenn auch jüngern Datums, weckte auch dieses Erinnerungen an eine Art und Bildung, die unserer Zeit fast unverständlich geworden sind. Wilhelmine Körte, die aus Goethe's Briefen wohlbekannte Tochter von Friedrich August Wolf, Goethe's glühende Verehrerin wie Bettina und Rahel, sie ist als Greisin in Teplitz schlafen gegangen. Ueber die Mauer des Gottesackers ragt ihr weißes Grabkreuz und auf demselben das unvergängliche Johanneswort: „Gott ist die Liebe ꝛc."

Wie wir sie kannten ein schickliches Wort für die gute Frau und ein schickliches Mahnwort auch für die heutige Zeit.

Der alte städtische Friedhof ist geschlossen worden; wer jetzt in Teplitz stirbt, findet weit draußen, nach Westen, hin eine räumliche Stätte. Aber nicht mehr wie in dem alten grünen Gehege liegen dort Christenmenschen jeden Bekenntnisses friedlich neben einander. Die Protestanten haben ein gesondertes Theil erhalten, seitdem sie nicht mehr blos als Gäste in Teplitz einkehren, sondern sich, zumeist Gewerbetreibende, zu einer ständigen Gemeinde gesammelt, auch ein eigenes Gotteshaus gegründet haben. Ein stattlicher Bau im Basilikenstyl, den Friedrich Wilhelm IV. so lebhaft begünstigte, ragt es oben auf der Höhe, von welcher der nunmehr gleichfalls geschlossene Todtenhof der Juden sonst sich absenkte.

Der Blick vom protestantischen Kirchhügel ist für mein Auge anmuthender als die vielgepriesenen von den drei Höhen, zwischen denen, an keinem

Punkte völlig überschaubar, Teplitz-Schönau sich hinzieht. Nicht ein romantisches, aber ein gesegnetes Landschaftsbild rundumher, ein Bild der Fülle. Trotz — oder wegen — dieser Fülle bekundet die Bodencultur jedoch, so weit sie im Vorüberstreifen zu beobachten ist, einen auffälligen Abstich gegen den sparsamen Ordnungssinn des benachbarten Sachsens. Die Aecker scheinen noch nirgend zusammengelegt, Raine und Wege wenig bequem, oder übersichtlich gerichtet; Crucifix und Heiligenbild vertreten die Stelle des Wegweisers. Alles deutet erst auf werdende Entwickelungen. Der Großtheil der Scholle ist vereinigt in wenigen Händen; doch hörte ich im Volke niemals die nationalökonomische Klage über „das Unheil der Latifundien"; nur der todten Hand wollte keiner der Müller, Pächter oder Förster, mit denen ich bei Wege zusammenstieß, den ersten Gottessegen — nächst dem Leben — gönnen.

Ueberhaupt fand ich die Stimmung des Mittelstandes dem Clerus so viel weniger günstig als ich erwartet hatte, daß mir anfänglich der unverhehlte Unwillen und Spott über „die Pfaffen", wie eine extravagante Art von Beflissenheit gegen die ketzerischen Curgäste erschien; — da ja allerorten die Badewirthe während der Saison tolerant und kosmopolitisch sind und erst nach derselben wieder gut confessionalistisch und particularistisch werden; „im Winter beten und im Sommer Geld verdienen", drückte diese Wandlung der Droschkenkutscher aus, der mich mit Drangabe der heiligen Messe, an Mariä Himmelfahrt nach Kloster Oßegg spedirte.

Auf die Dauer glaubte ich die abfällige Stimmung jedoch nicht mehr blos für einen Speculationsartikel halten zu dürfen. Die einheimischen Tagesblätter sind deutsch-liberal, das heißt anticlerical, das auch in Privathäusern verbreitetste Journal ist die Gartenlaube. Ich hörte so Manche, für die Fürst Bismarck seit seiner Herausforderung der Väter Jesu ein Held geworden war, dem sie den Ausfall der Saison von 66 und den gewaltigen Appetit der occupirenden pommerschen Landwehrtruppen vergaben und die von der hohen Zusammenkunft am Hofe des protestantischen Kaisers einen heilsamen Rückschlag auch auf diesseitige kirchliche Zustände erhofften. Man schilderte die Jesuitencollegien in Leitmeritz und Mariaschein durch nordischen Zuzug als überfüllt und war gespannt auf die Maßregeln, welche die Regierung gegen diesen Zuzug ergreifen würde. Daß demselben seitdem officiell widersprochen worden ist, nicht blos im Namen des hiesigen Bezirks, sondern sämmtlicher österreichischer Lande wird den ungastlichen Eifer unserer Bürger hoffentlich beschwichtigt haben.

Der religiöse Freisinn hält dieselben indessen nicht ab, ihre Söhne, falls sie dem Studium bestimmt werden, in den Seminarien zu Mariaschein oder Leitmeritz für dasselbe vorbereiten zu lassen. Die Mehrzahl der in letzterem Orte Gebildeten — etwa 200, bei 40 Patres — soll jedoch einer höhern Gesellschaftsschicht und ausländischen Provinzen angehören. Es war die Zeit der Vacanz, in der das neuerrichtete Seminar verödet stand; auch würde eine Forschung nach den wissenschaftlichen Progressen der jungen Herren innerhalb oder außerhalb der Mauern zu keinem Resultate geführt haben; die materielle Pflege aber, die freie körperliche Entwickelung, weltmännischer Anstand und Redekunst wurden auch von dieser Anstalt allerseits gerühmt; ein Ruhm, der von der Mehrzahl unserer protestantischeren Alumnate zu beherzigen sein möchte.

Eine behäbigere Existenz als die der rührigen Väter der Gesellschaft Jesu, eine Existenz, die im ganzen Lande schmunzelnd beneidet wird, führen die be-

schaulichen grauen Cisterzienserbrüder in Kloster Oßegg, das die Perle aller geistlichen und weltlichen Herrschaften am Fuße des Erzgebirges und eine der ältesten und reichsten Stiftungen im Böhmer-Lande ist. Die Kirche, nach der hussitischen Zerstörung im spätern Renaissancestyl aufgeführt, wird ein Meisterbau genannt; doch würde die Buntheit ihrer Ornamente wol nur wenigen nordischen Augen nicht überladen erscheinen. Ihr entsprach die Umständlichkeit des Ceremoniels während des Hochamts, das der Herr Prälat Salesius, ein in der Gegend vielgenannter, vielwollender und vielvermögender Mann in hoher Person celebrirte. Unsere Gesellschaft erklärte, dieses gottesdienstliche Wesen noch keinen Ortes so — mindestens gesagt unverständlich gefunden zu haben. Auch war uns Allen so benommen und beklommen in dem geputzten überfüllten Hause und unter dem gewaltigen Trompetenschall geworden, daß wir auf die Besichtigung der übrigen Merkwürdigkeiten des Klosters, der Galerie, Bibliothek und selbst des Refectoriums verzichteten, wenngleich uns aus den Küchenräumen ein gar stärkender Speisenduft entgegendrang. Wir zogen es vor am Fuße des Gebirges hin nach Eichwald zu fahren.

Und wir haben diesen Vorzug nicht bereut; auf duftigen, sonndurchschimmerten Waldwegen, die blauumhüllten Kegel des südlichen Gebirges bei jeder Wendung in anderer Gestalt vor uns auftauchend, ward uns eine köstliche Nachfeier von Mariä Himmelfahrt und fanden wir in dem jungerstandenen Eichwald eine mit Recht beliebte Sommerfrische, wie sie die Waldcurplätze Thüringens und des Harzes so anmuthend bieten.

Den Rückweg nahmen wir über Klostergrab und verfingen uns damit aus der allzeit jungen, heitern Natur heraus in alte, leidvolle Erinneruugen. War es doch die Schließung der protestantischen Kirche in Klostergrab, welche im Frühling 1618 das Signal gegeben hatte zu den unausdenkbaren Gräueln, die dreißig Jahre lang das deutsche Reich und diese Provinz zumal in eine Wüste verwandelten. Ja heute noch begegnen wir auf Schritt und Tritt in den Trümmern von Schlössern und Kirchen, in verschütteten Bergwerken und den Zufluchtsstätten unterirdischer Höhlen den Spuren der Gewaltthaten, die mehr als zwei Jahrhunderte hindurch von Ziska und Procop bis Baner und Torstenson im Namen der Religion verübt worden sind; und hätten wir in unseren Jugendtagen ahnen mögen, daß nach weiteren zwei Jahrhunderten der Funken unter der Asche wieder aufglimmen und daß noch einmal um dessentwillen was die heimlichste Seelenerfahrung ist, ein Kampf uns bedrohen werde, der die nächsten Lebensbande zerreißt und „hie Welf, hie Waibling!“ wieder zur Parole des Tages macht? Walte es Gott, daß es ein Kampf nur der Geister, und daß der Geist in ihm der Sieger bleibe.

Das Kloster Mariaschein, das mit Recht oder Unrecht als ein Bollwerk in diesem Kampfe berufen ist, hat äußerlich nicht die glänzenden Reize des benachbarten Ossegg. An Liegenschaften und kostbaren Kirchenschätzen wird es demselben indessen nicht nachstehen und an Einfluß überragt es alle geistlichen Stiftungen des nördlichen Böhmens, nicht nur als Collegium und Seminar der Jesuiten, sondern auch als Wallfahrtsort ersten Ranges. Zwei aus dem Elbthale führende Eisenbahnen, die in Graupen-Mariaschein einen Haltepunkt haben, vermitteln den Verkehr auch mit der katholischen Diaspora des Auslandes und zahllos sind die Pilger, die einzeln, oder in Processionen dem wunderthätigen Marienbilde ihre Verehrung bezeugen.

Dies uralte, in Holz geschnitzte Bild der Gottesmutter mit dem todten Sohn im Schoos, dessen gemalter Copie wir häufig im weiten Umkreis begegnen, ist wohlgeborgen in einem goldenen Schrein des Hochaltars den Vätern Jesu zur Obhut übergeben worden, nachdem zwei Jahrhunderte hindurch fromme Frauen und Ritter es mit heroischer Liebe vor Hussiten und Schweden gerettet, versteckt, vertheidigt und geschützt haben. Wenn es gestattet sein soll, wie der Versuch ja gemacht worden ist, Legendenstoffe modern novellistisch zu behandeln, so möchte kein dankbarerer als der dieses Bildes zu einem historischen Roman zu empfehlen sein. Ein böhmischer Gottfried Keller sei ihm daher gegönnt.

Meine Begleiter vom Bahnhof zur Kirche waren ein altes Bauernpaar, das aus der Gegend von Bilin einen Bittgang zu dem gnadenreichen Bilde machte. Der Mann, der Physiognomie nach reines Tschechenblut, schien das Ketzerische in mir auszuspüren und schritt mürrisch verschlossen voran. Um so zuthulicher hielt sich die Frau; ein Altmütterchengesicht mit den glückselig offenen Augen, die sonst nur Wiegenkindern und barmherzigen Schwestern eigen sind. Die gute Frau bezeugte ein aufrichtiges Mitleiden mit meinen steifen Gliedmaßen und verwies mich auf die Hülfe der lieben Gottesmutter in Mariaschein, falls die Teplitzer Quellen ihre Schuldigkeit versagen sollten. Zur Aufmunterung wurde mir das Beispiel einer alten Muhme vorgeführt, die noch zu Pfingsten eine Schwulst wie ein Wasserfaß an ihrem Leibe mit sich herumgetragen habe und jetzt lediglich mit Hülfe von täglich ein paar Löffeln Baumöl und der Fürbitte der lieben Mutter in Mariaschein schlank wie der Jüngsten Eine im Dorfe hantiere.

Im Namen dieser Hergestellten vorläufig Dank zu sagen, das hatte die Verwandten zu der heutigen Wallfahrt angetrieben, die ohne besondern Anlaß nur in den Quatembern von ihnen unternommen wurde. Denn Baumöl sei zwar ein braves Mittel gegen Schwulst, ohne die himmlische Fürbitte würde es aber doch nicht geholfen haben. Ich dankte für die nützliche Unterweisung und gestand wahrheitsgemäß, daß mir das spiritualistische Specificum anmuthender als das im Kaufladen zu erhandelnde dünken würde. Auf die instinctive Uebereinstimmung hinsichtlich der Baumölcur, als auf ein neues Document blutsfreundlicher Zusammengehörigkeit zwischen Tschechen und Russen, möge jedoch hierorts mit deutscher Gründlichkeit hingewiesen sein.

In Teplitz hatte ich wiederholt von Gläubigen und Spöttern die Geschichte eines noch wunderbarer wirkenden Bittgangs erzählen hören, deren Held ein großer Herr unseres nordischen Vaterlandes, ein Hof- und Weltmann von bekanntem Namen sein sollte. Auch er gehörte unter die alten Teplitzbilder, die wie durch Zauber in meiner Erinnerung lebendig wurden. Ich sah ihn bei kräftigen Mannesjahren im Gefolge seines königlichen Freundes die Hauptallee auf und nieder spazieren und der jugendlichen Gattin zulächeln, die dort mit dem Rosenhut über den blonden Locken die Schwäne im Schloßteiche fütterte.

O tempora mutantur und so weiter! Der heitere Weltmann ist ein kummervoller Greis geworden, baarhäuptig im sengenden Sonnenschein pilgert er, neun Tage hintereinander pilgert er von Teplitz, dessen alljähriger Gast er ist, nach dem wunderthätigen Bilde, um von ihm Heilung für das Leiden eines Sohnes zu erflehen, das menschlicher Kunst unheilbar scheint, denn es war kein körperliches Leiden. Eine Messe wird still gelesen für den unglücklichen Vater ganz allein und was sonst etwa noch gelobt oder ausge-

führt, nun das wird wol noch mehr in der Stille abgemacht worden sein. Aber das Wunder geschah; der kranke Sohn genas und ist — was für Viele wol die Pointe von der Geschichte sein möchte — ist ein Priester geworden, der Eifrigsten Einer, welche das Flehen der gepeinigten Creatur den unsichtbaren Helfern vermitteln.

Der alte Goethe sagt: „Das Unbegreifliche ist allemal schön, wenn es uns als ein Wirkliches entgegentritt.“ Allerdings sagt er es bei Gelegenheit der Richtung eines todten Gesteins. Warum sollte das gute Wort nicht aber auch von lebendigen Seelenrichtungen gesagt werden können? Der Heilsglaube der alten Bäuerin, die mit der wirklichsten Liebe die schmerzensreiche Mutter im Vorhofe der Kirche herzt und küßt, ihr die Thränen abwischt und ihre eigenen Wangen mit ihnen befeuchtet, dann auf den Altarstufen liegt und mit verklärten Blicken an dem verborgenen Heiligthume hängt, der Liebesglaube des alten Mütterchens dünkte mich schön. Aus der Erzählung von dem Opfergange des weltmännischen Vaters sprach mir nur ein unbegreiflicher Wandel.

Rings um die Klosterkirche zieht sich von Linden beschattet ein schmaler Vorhof, den ein Rundbogengang einschließt, Legende und Geschichte des heiligen Bildes sind an den Wänden dargestellt, wenn nicht kunstgemäß, so doch ohne Zweifel die frommen Pilger erbaulich überzeugend. Sieben kleine Kapellen, von Städten und Magnaten des Bezirks gegründet, wurden diesem Bogengang eingefügt; der Stifter einer dieser Kapellen ist der Herzog Julius Franz von Sachsen Lauenburg, der auch an der Wiederherstellung des Klosters nach den Dreißigjährigen Kriege bedeutend Theil genommen hat. Er war der letzte der askanischen Sachsen und ein Bruder jenes Franz Albert, der nach dem Volksglauben am Tage von Lützen eine Judasrolle spielte und zwei Jahre später als kaiserlicher General vor Schweidnitz fiel. Sollte es eine Sühnkapelle gewesen sein, die der Bruder stiftete?

Die Umschau in der Kirche beschäftigte mich weniger als die im Außenring; sie ist ein Jesuiterbau des vorigen Jahrhunderts, dem es an Schmuck und Bildwerk wol nicht fehlt; aber die frommen Väter scheinen es nicht zu lieben, durch die Versenkung in ein Kunstideal die Andacht abzulenken. Würden die Vielvermögenden sonst die Madonnen Raphael's und Murillo's profanen Schaustätten überlassen haben?

Innig bewegte mich in dieser Kirche nur ein Placat, das am Eingang derselben angeheftet war. Eine freiherrliche Familie Westphalens flehte in demselben um die Fürbitte der Gläubigen für einen jugendlichen Sohn, der als österreichischer Officier in Schlesien raubmörderisch überfallen und ohne die Gnadenmittel seiner Kirche verschieden sei. Der Aufruf war schon fast ein Jahrzehnt alt; ich konnte nichts Näheres über die Greuelthat erfahren, auch nicht, in welcher Beziehung die unglückliche Familie zu der fernen Kirche stand. Möge sie das Wunder erfahren haben, das die betende Liebe in den Herzen bewirkt.

Louise von François.

Der Carneval am Rhein.

Von **Ferdinand Hey'l.**

I.

Mit Beginn des neuen Jahres feiert das „hillige Cöllen" das fünfzigjährige Jubiläum der neuen Aera des rheiniſchen und im Beſondern des Cölniſchen Carnevals. Jung und Alt rüſtet ſich zu dem muntern Volksfeſte und die Friedenstage, die dem deutſchen Vaterlande in hellem Glanze leuchten, die ohnehin an dem nun nicht mehr bedrohten Rheine doppelt froh empfunden werden, ſie werden auch dieſem Jubiläum des Humors in jeder Weiſe Vorſchub leiſten.

In der Regel hält man bei der Beurtheilung des rheiniſchen Carnevals die pomphaften Maskenzüge für die Hauptſache aller carnevaliſtiſchen Beſtrebungen. Allerdings, in's Auge fallen ſie am meiſten, von fernher ziehen ſie am zahlreichſten das ſchauende und neugierige Publicum heran. Der Schwerpunkt der carnevaliſtiſchen Beſtrebungen aber liegt weit mehr in den allwöchentlichen Sitzungen (auch Comités genannt), als in jenen öffentlichen Zügen oder den ſonſtigen Veranſtaltungen des eigentlichen Straßencarnevals. Mit Neujahr bricht die närriſche Sonne durch die Wolken des Philiſterthums. Entweder am Neujahrstag ſelbſt, oder am erſten Sonntag nach dem Jahreswechſel, in einzelnen Städten auch ſchon am Sylveſterabend, beginnt das närriſche Reich des muntern Prinzen — in Mainz des Helden Carneval, in Cöln des — Hanswurſten.

Allwöchentlich bis zur Faſtnacht finden jene Sitzungen ſtatt, in denen durch Wort und Lied der Satire gar manches Opfer fällt und hat der Roſenmontag, der Faſchingsdienſtag ſeine Schuldigkeit gethan, ſo ſetzt der Aſchermittwoch mit einem ſolennen Häringseſſen in allen Wirthſchaften und Kneipen der rheiniſchen Städte der Thorheit ein Ziel und „Alles wird wie es vordem geweſen!" Ruhe und Ordnung kehren in die Köpfe und Taſchen zurück, der Katzenjammer ſtellt ſich ſtellenweiſe mächtig ein, und was der Carneval in Baar verſchlungen, wird durch Mäßigkeit und Sparſamkeit möglichſt wieder ausgeglichen; die Bilanz wird wieder hergeſtellt, der Narr wird Philiſter und die Närrin freut ſich, daß das tolle Treiben vorüber, daß „Vater wieder bei Muttern weilt" und Hanswurſt ſein Scepter bis zum nächſten Neujahr in ſcheuer Truhe bettet.

Der Carneval ſelbſt aber iſt das charakteriſtiſchſte Moment des rheiniſchen Volkslebens und der Humor dafür, unterſtützt durch die beim Rheinländer ſelten fehlende Weinlaune, vom Vater auf Sohn, von Generation auf Generation am Rheine erblich.

Es darf uns nicht Wunder nehmen, wenn der Norddeutſche gar oft achſelzuckend den rheiniſchen Carneval und die „rheiniſche Narrheit" nicht begreift, wenn er nicht faſſen kann, wie kluge, verſtändige und ruhige Bürger das närriſche Käppchen aufſetzend, der „Weisheit" für einige Zeit freiwillig Lebewohl ſagen und in oft harmloſen, oft aber auch politiſch und geiſtig bedeutenden Scherzen und Reden froher Laune die Zügel ſchießen laſſen. Nirgends wol bewahrheiten ſich des Dichters Worte: „Ein tiefer Sinn liegt oft im kind'ſchen Spiele!" treffender und erſchöpfender, als in den Vorträgen der heutigen rheiniſchen Carnevalsredner.

Zwar ist es geradezu eine Unmöglichkeit, durch den Druck wiederzugeben, was unter dem schützenden Deckmantel des bunten Käppchens, durch die humoristische Umschreibung oft trefflich eingekleidet, wahrhaft elektrisch auf die Masse wirkt; nichtsdestoweniger aber verbreitet sich Rede und der Rede Wortlaut und Sinn, vor so zahlreichen Zuhörerkreisen gesprochen, von Mund zu Mund, von Ohr zu Ohr und wirkt oft genug heilsam und bessernd im Gemeindeleben nach. Die Geißel der Satire war allzeit eine gefürchtete und strafende Waffe und Macht — und um einen Gegner am härtesten und empfindlichsten zu treffen, genügt es vollständig ihn lächerlich zu machen. Eine vielleicht traurige, aber große Wahrheit wird, in humoristischer Form, der großen Masse um so verständlicher sein und nicht selten erhebt sich in letzterer Zeit die carnevalistische Rednerbühne zum Lehrstuhl.

Die Absicht der nachfolgenden Mittheilung wird nicht eine Beschreibung rheinischer Maskenzüge sein; deren Pomp und oft künstlerische Ausstattung ist häufig genug geschildert worden und genügend bekannt.

Der Schwerpunkt der carnevalistischen Bestrebungen unserer Tage beruht, wie erwähnt, in den wöchentlichen Zusammenkünften von Neujahr bis Fastnacht und sie sind es auch, die wir bei unserer Schilderung zunächst im Auge haben. Mit der Geißel der Satire verurtheilt und bestraft das rheinische Volk die Schwächen der Politik, die Maßnahmen einzelner mißliebiger Machthaber vor dem Forum der Oeffentlichkeit — und daß der Einfluß gewiegter Redner auf die Masse nicht unbedeutend sein kann, beweist schon der Umstand, daß allein z. B. die Cölner Narren (Gecken) und die Mainzer Narrhallaredner vor einem Auditorium von je beiläufig 1000—1600 Mitgliedern dociren.

Zwar sollte statutengemäß die Politik und die Erledigung politischer Fragen nicht Gegenstand carnevalistischer Vorträge sein — in einer Zeit aber, wo Alles im Vaterlande nach einem Ziele strebt — wo die großen Fragen der Zeit und des Tages — Dank den Bestrebungen der Presse — in einer Weise verhandelt werden, die auch dem gemeinen Mann verständlich ist, kann es nicht fehlen, daß auch die geistig begabteren Redner der rheinischen Carnevalvereine das Gebiet des localen Scherzes verlassen und im Gewande des Humors zu beredten Kämpfern für des Volkes Wünsche und Herzensmeinungen werden.

Dunkelmänner sind es gewiß nicht, die den Lorbeer auf den Tribünen rheinischer „Narrheit" erkämpfen; denn die Schwächen der Zeit und der Menschen mit Erfolg zu zeichnen und dadurch zu bessern, gelang allezeit nur geistig aufgeweckten und intelligenten Köpfen.

Die Carnevalfeier ist eine Macht am Rhein, geheiligt durch die Zeit und Gewohnheit.

Ehe wir die Eigenthümlichkeiten des rheinischen Carnevals in seiner jetzigen, für das Volk hochwichtigen socialen und politischen Bedeutung in's Auge fassen, sollen einige kurze historische Andeutungen uns mit der Entstehung dieses rheinischen Volksfestes vertrauter machen.

Eine dem Carneval ähnliche Feier war am Rhein schon vor Christi Geburt heimisch und gerade diese heiteren rheinischen Maskenfeste sind vielleicht traditionell die ältesten Feste, die sich bis jetzt in Deutschland erhalten haben.

Fr. A. Reimann sagt in seiner Geschichte der Entstehung der deutschen Volksfeste: „Die öffentlichen Festlichkeiten, welche wir mit dem Namen Carne-

val bezeichnen, sind fast so alt, als die Welt, und entstanden unter dem Himmel Egyptens. Bei den Egyptern und dann bei den Griechen, pflegte man sich bei der Feier religiöser Feste zu verkleiden und zu maskiren, um Götter, Göttinnen und Heroen vorzustellen. Der Carneval ist demnach heiligen Ursprungs. Er hieß bei den egyptischen Priestern: Cherubs. Als die Priester ihren Einfluß verloren, wurden diese Feste sehr prosan und verschwanden mit den letzten der Pharaonen, um in lebhafterm Glanze als Bacchanalien bei den Griechen wieder aufzuleben. Aus den Mysterien des Osiris und der Isis wurden Mysterien der Ceres und des Bacchus. — Von den Griechen kamen diese Feste zu den Römern und arteten so aus, daß sie unter harten Strafen verboten werden mußten. Feste aber wollte das Volk haben und so ordnete man die Saturnalien an.

Das Aufleben des Christenthums endigte diese Feste nicht; die Kirchenväter donnerten gegen die Verkleidungen, bis in der Mitte des siebenten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung diese Festlichkeiten wieder einen christlichen Charakter erhielten. Im vierzehnten Jahrhundert wurden sie wieder prosan und im sechzehnten änderten sie nochmals in Rom und Venedig den Namen und erschienen endlich als Carneval. Selbst die Sitte, daß an vielen Orten zur Zeit des Carnevals ein aufgeputzter Ochs (wie heute noch in Paris) herumgeführt wird, hat ihren Ursprung in Egypten, in der Verehrung des heiligen Stieres, welche der Hauptzweck des egyptischen Cherubs war.

Die Behauptung indeß, daß die Maskenfeste aus den Saturnalien der Römer entstanden, dürfte sich leicht dadurch widerlegen lassen, daß es bei den Saturnalien keine eigentlichen Masken gab, wie auch außerdem die Jahreszeit jener Feier eine andere war. Die Römer erhielten vielmehr die Masken gleichfalls von den Hellenen.

Die heiteren Frühlingsfeste des Dionysos oder Bacchos bei den Hellenen, die sich (nur in engerer Form) auch zum Theil bis heute anderwärts erhalten haben, bezeichnen wir als den Urbeginn dieser Volksfeier am Rheine. Gedenken wir mit wenigen Worten der Dionysien der Hellenen, so finden wir die damalige Feier des Bacchos äußerlich in fast unveränderter Gestalt in den Spielen und Scherzen des heutigen Carnevals wieder. Jene Feste der Athener wurden in der Frühlingszeit abgehalten und Tag und Nacht waren der ungezügelten Laune, dem heitern Scherze geweiht. Verlarvt, und zwar am häufigsten in Weibermasken, durchzogen einzeln oder in Trupps die Theilnehmer des Maskenscherzes die Straßen der Stadt. Ja, auch Festzüge der wunderlichsten Art gestalteten sich zu einem Ganzen — eine ausgelassene Feier und Verherrlichung des Bacchos — mit Weinfässern, Thyrsusstäben, Frühlingszweigen u. s. f.

In Felle gehüllt, das Haupt mit Epheu und Weinlaub geschmückt, kamen Banden mit Flöten, Pauken und Schalmeien dahergezogen, gefolgt von dem Phallus. Einzelne spielten den trunkenen, glatzköpfigen Silen, Andere den zottigen, bocksbärtigen Satir, umgeben von Bachanten, Nymphen und Horen und zum Schlusse zog man einen — in der Regel widerspenstigen — Bock, zum allgemeinen Jubel der Masse, dem Zuge nach.

Philodorus erzählt, daß Essen und Trinken, Wein und besondere Backwerke im Uebermaße überall den für die allgemeine Lustbarkeit sich opfernden Darstellern des Zuges bereit standen. Man vergleiche damit in Cöln, Mainz und Coblenz die heutige Gastlichkeit eines jeden Bürgerhauses, selbst gegenüber dem gänzlich Fremden.

Und was für unsern Nachweis der Aehnlichkeit jener Feste mit der heutigen Feier des Carnevals am Wichtigsten ist: Spott, Satire und Foppen waren auch in Athen der Schwerpunkt der Aufführungen — und werden heute beim rheinischen Carneval mehr politische und allgemeine Zustände gegeißelt, so erstreckte sich damals das Scherzen hauptsächlich auf die einzelnen Personen. Demnach sind diese Scherze und Spottaufführungen eine uralte Sitte — eine Sitte, welche das Lustspiel gebar, bis endlich eine andere Zeit dem Chore jener Spiele, dem eigentlichen Spottvogel derselben, die Flügel merklich stutzte.

Diese Aufführungen aber sind außerdem offenbar als der Ursprung der Komödien zu betrachten; denn, wie einer unserer ersten Kritiker im Leben des Aristophanes mit allem Rechte sagte: der Ursprung der Komödien ist das Foppen, und da die Tragödie nach Aristoteles erst spät ernsthaft wurde, und vielleicht erst mit Aischylos, so gab es eigentlich nur Lustspiele. Wie Volkslust und Necken zusammenhängen, lehrt das Leben, wo das Volk thätig ist. Man verbiete den Spott — und alles Volksfest, und der Carneval ist am Ende. Allein in Athen wie in Rom und am Rheine galt und gilt es für etwas Edles und Gebildetes, seinen Spott gut aufzunehmen; wie auch Philemon sagt:

„Nichts ist wohl lieblicher und gebildeter,
Als wenn man wohlgemuth den Spott erträgt!"

Aus den erwähnten Frühlingsfesten des Dionysos und diesen Maskenspielen gingen das Schauspiel unter Thespis und der Dithyrambus unter Arion hervor. Von den Hellenen nun adoptirten die Römer jene Feste und feierten um Frühlingsanfang in jedem Jahre und am festgesetzten Tage der Göttermutter Cybele ein Fest mit prächtigem Aufzuge. Jeder, wer da wollte, nahm eine Maske und nach dem Geschichtsschreiber Herodian war jedes Spiel und jede Kurzweil erlaubt und kein Ansehen so groß und ausgezeichnet, daß man sich nicht darein verkleiden und seinen Scherz treiben könne."

Die Zeit der heutigen Carnevalsfeier stimmt nun mit der Zeit des Cybelefestes (VIII Kalend. April); der heutige Maskenscherz kann wohl nur als eine Nachahmung der Masken der Alten erscheinen und erwägt man ferner, daß unsere Voreltern häufig an die Stelle der heidnischen Feste ein christliches setzten, so ist wol als erwiesen anzusehen, daß die römischen Hilarien — wie auch das Cybelefest genannt wurde — den Grund zu unserm heutigen Carneval legten und diese Behauptung rechtfertigt wol am gewichtigsten der fernere Umstand, daß in der Colonia Agrippina, in dem Confluentes, dem Moguntia und der Augusta Trevirorum der Römer, diesen bedeutendsten römischen Niederlassungen, gerade diese Feste auch heute noch am ausgebildetsten und großartigsten sich erhielten, bevorzugt in den letzten Jahrzehnten allerdings durch den hohen Schutz der katholischen Kirche.

Ueberhaupt scheint sich nur in vorwiegend katholischen Städten der Carneval halten zu können. Frankfurt am Main und Leipzig statteten mit großen Kosten in den letzten Jahren Maskenzüge aus — in Fleisch und Blut der Bevölkerung drang die Vorliebe für dergleichen indessen nicht; denn nach großem Anlauf verblaßten eben so schnell diese Versuche wieder — es fehlte der Humor des Rheinländers und des Weinländers, es fehlte der heimische Boden.

Gleich den hellenischen Antheſterien (bei welchen zuerst der neue Wein getrunken wurde), dauert noch heute der eigentliche Carneval nur drei Tage,

während welcher dem heitern Maskenscherz, wie bei den athenienſiſchen Feſten, Thür und Thor offen ſteht.

Wie in Athen in dieſer Zeit ein eigenes, nur für dieſe Zeit gebräuchliches Gebäck bereitet wurde, ſo tiſcht heute noch in jedem Cölner Hauſe die Hausfrau Muzen (in Coblenz: Nauzen) dem Maskengaſte auf.

Ehe die großen Maskenzüge — dieſe öffentliche Feier mit einheitlicher Idee in der Durchführung eines Geſammtplanes — ſich ausgebildet hatten, war es am Rhein Sitte, daß nur einzelne Trupps von Masken von Haus zu Haus, von Bekannten zu Bekannten zogen, die überall, wenn auch durch die Masken vermummt und unerkannt, bereitwillige Aufnahme und zuvorkommende Gaſtfreundſchaft fanden. Dieſe Trupps oder Banden (Bände nennt ſie der Cölner) zogen mit Muſik und Geſang durch die Stadt und ihre Aufführungen, in extemporirten Komödien beſtehend, erinnerten eben lebhaft an die erwähnten neckenden Spiele und Chöre der Hellenen.

Die Straße, ein freier Platz, das Haus eines Freundes, waren ihre allzeit bereitſtehende Bühne, gemeinſame Lieder, wie der Chor der Alten und ſcherzhafte Zwiegeſpräche, mit freilich oft derben Ausfällen, der Inhalt ihrer Aufführungen. Was von Jahr zu Jahr in der Stadt, in dem Hauſe, ja in der Familie des betreffenden Freundes ſich ereignet, wurde mit der Geißel der Satire verurtheilt und verſpottet. Um den Stoff war man ſelten in Verlegenheit. Selbſt die leibhaftige Copie einer oder der andern Perſönlichkeit, die einen beſondern Stoff zum Scherze gegeben, trat in dieſen Aufführungen hervor, wieder lebhaft erinnernd an die Perſiflagen, die ſich ſelbſt Sokrates und Andere gefallen laſſen mußten.

Von beſtimmten Vorſchriften und wörtlichen Wiederholungen bei dieſen Aufführungen war natürlich keine Rede; was der Augenblick gegeben, brachte auch der Augenblick zur Anſchauung. Keine beſtimmte Handlung — loſe Wortſpiele, neckende Bezüglichkeiten auf Perſonen und Handlungen reihten ſich zu einem Ganzen und in die Hauptdarſtellung paßte eben Alles, oder wurde wenigſtens paſſend gemacht. Auf wirklicher Bühne dargeſtellt, wäre trotzdem eine jede Aufführung der Art ein vollſtändiges Luſtſpiel geweſen, wenn auch kein ſolches nach den Regeln der Kunſt.

So entwickelte ſich am Rhein in jedem Jahr ein Schauſpiel wie zur Zeit des Theſpis, und eben ſo oft, um alljährlich auch wieder zu verſchwinden. In neuerer Zeit ſind dieſe Trupps ſeltener geworden und wenn auch nicht gänzlich verſchwunden — da ſie am Faſtnachtdienſtag noch immer den Hauptbeſtandtheil der Straßenvergnügungen ausmachen — doch durch die allgemeine Feier des großen Maskenzuges gegenwärtig mehr zu einem Ganzen vereinigt.

Im Mittelalter feierten die rheiniſchen Städte — wol hie und da unterbrochen — dieſe öffentlichen Vergnügungen und Maskenſpiele immer zur ſelben Zeit und beſonders im dreizehnten Jahrhundert, wie Flögel in ſeiner Geſchichte der komiſchen Literatur nachweiſt, blühten dieſe Volksfeſte von Neuem auf und ſelbſt Nürnberg, Augsburg u. ſ. w. ſtatteten derartige Aufzüge mit großem Pompe aus.

Aus den Meiſterſängern hervor entſtanden die erſten Dichter der Faſtnachtſpiele — letztere gleichzeitig die erſten eigentlichen Komödien der deutſchen Bühne. — Sie wurden die Pfeiler, aus denen ſich ſpäter der Tempel der deutſchen Schauſpielkunſt aufbaute.

Die Meiſterſänger Hans Folz (Barbier aus Worms, lebte in der

Mitte des 15. Jahrhunderts) und Hans Rosenblüt (genannt der Schnepperer, seines Zeichens Wappenmaler, berühmt durch die Zügellosigkeit seiner Fastnachtscherze) waren die ersten Dichter, die diese Gattung der Schauspiele in der deutschen Literatur einführten. Ihnen folgte später Hans Sachs, der, wie er selbst schrieb:

„Mit Gottes Hülfe schier zweihundert
Mancher Art, daß ihn selber wundert",

solcher Fastnachtskomödien verfaßt hat.

Aber auch die Engländer hatten, wenn auch etwas später, ihre Masks, die Franzosen die Farces und die geistlichen Fastnachtsspiele und Burlesken der Mystères und Moralités.

Während in Italien diese Feste, wie Alles, was auf öffentliches Volksleben Bezug hatte, von der Geistlichkeit zu besonderen Zwecken ausgebeutet wurde — gestaltete sich auch am Rheine diese Feier zügelloser und unbeschränkter. Die vierzigtägige Fastenzeit wurde von der Kirche mit diesen Frühlingsfesten in Verbindung gebracht und die geistlichen Behörden gestatteten dem Volke, vor Eintritt der langen Fasten, öffentliche Lustbarkeiten aller Art. Der Geistlichkeit insbesondere erlaubte sogar eine päpstliche Verordnung eine um zwei Tage längere Feier der Carnevalsfeste und Schmausereien, bis später in Rom selbst, der ungeheuerlichen Ausschweifungen halber, die Zeit dieser Lustbarkeiten auf acht Tage beschränkt wurde.

In Venedig begann der Carneval schon um die Weihnachtszeit und ein Hauptziel für Fremde aller Art wurde die Lagunenstadt durch die in diesen Zeiten bis auf's Höchste und in allen Kreisen getriebenen Hazardspiele. Mit dem Jahre 1774 und gleichzeitig mit dem Verbot dieser Hazardspiele erlitt der Carneval in Venedig eine große Beschränkung.

Eine Schilderung dieser italienischen Feste ist nicht unser Ziel. Zunächst wollten wir nur andeuten, daß eben in Italien und in den römischen Niederlassungen am Rhein sich dieses Fest von Generation zu Generation vornehmlich überlieferte.

Nachdem die Festzüge in Cöln im Jahre 1513 durch eine Verfügung des hochweisen Rathes dieser Stadt verboten und auf eine Zeitlang ausgesetzt blieben, erwachte immer wieder die Vorliebe für volksthümliche Belustigungen der Art, und in neuerer Zeit, im Jahre 1801, in jener politisch bewegten Periode, erstanden die Festzüge wieder in altem Glanze; ja 1812 nahm sogar die französische Besatzung der Stadt Cöln durch einen gewaltigen Reiterzug an dem öffentlichen Aufzuge Theil. Von hier ab datirt eigentlich die neue Aera des Carnevals am Rhein. — Die Sitzungen begannen wenige Jahre später und bildeten sich (von 1822—23 an) für die Bewohner der rheinischen Städte Cöln, Coblenz, Mainz, Düsseldorf, Aachen, Trier u. s. w. nach und nach zur Hauptsache aus; während die Züge, indem sie der ganzen Feier einen Mittelpunkt gaben, auch vornehmlich darauf berechnet waren, den Städten selbst durch den enormen Zuzug der Fremden eine bedeutende Einnahmequelle zu verschaffen — gleichzeitig aber auch Mittel und Wege wurden, die bedeutenden Einnahmen und Mitgliedsbeiträge auf eine für die Bewohner der Städte ersprießliche Weise zu verwenden.

Als die Vorbereitungen zu den großen Maskenzügen gemeinsame Besprechungen und Versammlungen nöthig machten, entstanden die ersten regelmäßigen Sitzungen. Die humoristischen Festpläne und Entwürfe wurden den Mitgliedern von den Tribünen herab mitgetheilt und da die Grundidee der

öffentlichen Züge satirische Anspielungen auf menschliche Thorheiten und Narrheiten waren — so begannen die Redner zunächst im Kreise der Mitglieder des Vereins gegenseitig die eigenen „Narrheiten" zu geißeln.

Es gab keine gewissenhafteren Chronisten für Alles, was im Laufe des Jahres in Stadt und Land, im Staats- und Gemeindeleben Auffälliges sich ereignete, als die Carnevalsredner und nach dem Sprichwort: „Narren reden die Wahrheit", nannten die Vereinsglieder sich selbst Narren, belehnten sich mit Narrendiplomen und Narrensternen, die — noch heute üblich — eine Persiflage auf Ordensverleihungen im Allgemeinen wurden.

Wie nun im Jahre 1824 Goethe als gewichtiger Vertheidiger der Carnevalsidee hervortrat, war des Jubels am Rheine kein Ende.

Im ersten Hefte des fünften Bandes „Ueber Kunst und Alterthum" sagt Goethe, der den rheinischen Carneval aus eigener Anschauung kannte, wörtlich:

„Merkwürdig ist's, daß in den jetzigen Tagen ein solcher Humor sich hervorthut, den man geistreich, frei, sinnig und gemäßigt nennen kann. Alle Mitwirkenden sind zu bewundern, die ersten Unternehmer, die Beitretenden, die Einstimmenden und Zuschauenden. — — -- Von dem sittlich ästhetischen Werth eines Symptomes dieser Art mag künftig die Rede sein; so viel ist aber gewiß: man darf dem Fürsten Glück wünschen, unter dessen Schutz und Schirm sich etwas der Art ereignen konnte."

In dankbarer Anerkennung wurde Goethe zum nächstjährigen Feste eingeladen und ein Sonett des Professors Dr. Dilschneider sprach ihm den Dank des Cölner Comité's in warmen, herzlichen Worten aus. Goethe dankte in einem Gedicht: — „Der Cölner Mummenschanz, Fastnacht 1825" — in dem er die Bestrebungen des rheinischen Volkes gegen Neider und Gegner rechtfertigte. Er sagt unter Anderm in diesem Gedichte:

„Selbst Erasmus ging den Spuren
Der Moria scherzend nach,
Ulrich Hutten mit Obscuren
Derbe Lanzenkiele brach."

Und eine fernere Stelle dieser Antwort Goethe's ist noch heute die Devise des rheinischen Carnevals:

„Löblich ist ein tolles Streben,
Wenn es kurz ist und mit Sinn!"

Ja, Goethe selbst acceptirte das Narrenadelsdiplom in liebenswürdigster Weise und im Jahre 1839 schloß sich ihm eine Anzahl der bedeutendsten Männer an, die, vom kleinen Rath des Cölnischen Narrenstaats mit Ehrendiplomen belehnt, sämmtlich auf deren Uebersendung antworteten. Das Archiv der Cölner Carnevalsgesellschaft verwahrt die verschiedenen humoristischen Antwortschreiben jener Männer, deren Namen wir zum Theil hier mittheilen wollen. Es sind: E M. Arndt, von Aussenberg, L. Bechstein, Ed. Bendemann, Ch. Dickens (Boz), Ed. Duller, F. Freiligrath, Just. Kerner, Friedr. Kind, J. Sheridan-Knowles, Fr. Lachner, Alb. Lortzing, Mendelssohn-Bartholdy, Jul. Mosen, Dr. Ortlepp, E. Raupach, L. Rellstab, Fr. Rückert, J. Schnorr, Karl Simrock, F. A. Tiedge, O. L. B. Wolff, H. Zschokke und viele andere. — — —

(Ein zweiter Artikel im nächsten Heft.)

Suum cuique.

Novelle von **S. Junghans.**

(Fortsetzung.)

Sechstes Kapitel.

„Nun", fragte ich, als Wanderer nach diesen Worten schwieg; „und weiter?"

„Weiter?" Er lehnte sich im Sopha zurück und sah mich mit einer Art spöttischem Wohlwollen an. „Du bist ein einziger Mensch, Franz, wahrhaftig . . ."

„Wie, Du willst abbrechen", rief ich, „gerade jetzt, wo Dein Schützling mitten in einer Katastrophe steckt! Daran ist nicht zu denken —"

„Weiter denn, wenn Du es nicht besser haben willst", sagte er. „Ich werde mich bei Dem, was noch zu berichten ist, der Erzählungsform des Augenzeugen bedienen, da ich mir über Alles genaue Nachricht verschafft habe. Für Emil fing jetzt eine bessere Zeit an; die beiden Frauen pflegten ihn gesund, oder besser, sie pflegten ihn, das Schwesterchen aber liebte ihn gesund. Sie liebte ihn wie toll, und das war es gerade, was ihm gefehlt hatte.

Ich glaube, in dieser Zeit hat er erst eigentlich sprechen gelernt, denn als ich ihn noch vor seines Vaters Tode sah, hatte ich ihn im Verdacht eines unheimlich geringen Wortvorraths, der sich während der darauf folgenden Jahre des Elends und der systematischen Verdummung wol kaum vermehrt haben mochte.

„Dann haben Lehrstunden angefangen, in denen die Kleine an dem hochaufgeschossenen, blassen, hohläugigen Jungen den eifrigsten und gefügigsten Schüler hatte. Die Sache ging vortrefflich. Was einen regelrechten Pädagogen zur Verzweiflung gebracht haben würde, war der kleinen Margot nur ein Spiel. Ihre frühere quecksilberne Natur unterdrückte sie — nein, sie hatte nichts zu unterdrücken — sie vergaß sie gänzlich aus Liebe zu ihrem Bruder. Sie saß stundenlang bei ihm im Garten; was sie in der französischen Schule des kleinen Orts lernte, das brachte sie ihm frisch mit nach Hause.

„Emil blieb anderthalb Jahre in O., und während dieser Zeit verwuchsen die Kinder so in einander, daß ihre leidenschaftliche Anhänglichkeit die Alten mit Sorge erfüllte. Es kam ihnen zuweilen vor, als würden es die Geschwister nicht überleben, wenn man sie wieder trennen wollte. Und die Möglichkeit dieser Trennung schwebte doch beständig wie eine dunkle Wolke über der kleinen Familie. Einstweilen ließ freilich Samuel nichts von sich hören; vielleicht war er froh, den verhaßten Bruder los zu sein, aber ihm kam, nach der Meinung der Frauen, die Bestimmung über des Knaben Schicksal zu; er konnte in ihren Frieden eingreifen, wenn er wollte.

„Er that es nicht, so lange die Großmutter lebte. Als sie aber, achtzehn Monate nach der Ankunft des Enkelsohnes in ihrem Hause, gestorben war, als man sie begraben hatte und die Tante der Kinder ziemlich rathlos darüber, was sie nun eigentlich beginnen sollte, in dem kleinen Häuschen saß, da erschien sein vertrauter Schreiber, jener Schuft, dessen ich vorhin erwähnte, und verlangte im Namen seines Herrn Emil sofortige Rückkehr nach S.

„Margot war gerade nicht im Hause und Emil hatte Besonnenheit genug darauf zu bestehen, daß man ihr durchaus verhehlen solle, warum und auf wie lange er sie verlassen werde.

„Die Kleine kam nach Hause und fand ihre Tante in Thränen. Als sie ängstlich fragte, nahm der Bruder sie in die Arme und indem er sie fest an sich drückte, flüsterte er ihr in's Ohr, daß er auf einige Zeit fort müsse. Sie sagte nichts, aber sie machte ihre Arme frei, legte sie um seinen Hals und nichts konnte sie bewegen, ihn loszulassen, bis endlich der Schlaf die kleinen Hände erschlaffen ließ. Emil trug sie lange nach Mitternacht zu ihrem Lager; er und die Tante gingen in jener Nacht nicht zu Bette. Sie packte ihm seine Kleider und seine Bücher, die letzteren ein Besitz, welchen er mit auffallender Sorgfalt hegte; dann saßen sie flüsternd beisammen und besprachen mancherlei. Die gute alte Jungfer dachte das Häuschen zu verkaufen und weiter nach Frankreich hinein in eine größere Stadt zu ziehen, wo die Familie des verstorbenen Villiers eine der angesehensten war.

„Als der Morgen dämmerte, trat er an das Bett der Schwester und sah sie an; er berührte sie nicht, um sie nicht zu wecken: „Als ich mich von ihr gewendet hatte", sagte er mir, „da dachte ich, ich würde ersticken, und als das vorüber war, schien mir Alles, was nun kommen konnte, ganz einerlei."

„In dem friedlichen kleinen Garten auf der Bank, wo die Lehrstunden stattgefunden hatten, saß schon der Schreiber Eller's, wie ein Hund, der auf sein Wild lauert. Emil trat zu ihm, Beide sprachen fast nichts; die Tante küßte ihren Pflegling noch einmal und dann gingen sie vor Sonnenaufgang denselben Weg, welchen der Knabe damals krank und müde gekommen war.

„Die erste Viertelstunde mit dem Bruder zusammen mußte Samuel überzeugen, daß ihm derselbe entwachsen sei. Die Frucht alle der Jahre wohlüberlegter Vernachlässigung war dahin; der geistige Funke in dem Kinde war noch nicht ganz erstickt gewesen, er war zur Flamme aufgelebt.

„Aus Allem, was ich über das Benehmen Samuel's in den nun folgenden Monaten in Erfahrung bringen konnte, hat sich bei mir, trotz der sehr entgegengesetzten Ansicht Emil's, die Ueberzeugung gebildet, er habe wirklich Anfangs den Willen gehabt, ein leidliches Verhältniß zwischen sich und dem Knaben herzustellen. Seine Vernunft rieth ihm, den Jüngern womöglich ganz auf seine Seite zu ziehen, er versuchte es, aber er trug etwas in sich, das stärker war als die Vernunft, einen Haß gegen den Knaben, dessen er nicht Meister werden konnte.

„Nach Art der heftigen Leidenschaften fing dieser Haß an, seinen sonst so klaren Kopf zu verdüstern. Er zwang sich immer von Neuem, dem Bruder mit etwas wie Freundlichkeit zu begegnen, aber gegen seinen Willen brach der Teufel in ihm durch und tränkte jedes Wort, das er sagte, mit Gift.

„Und dazu war eine neue Furie in ihm aufgewacht, die Furcht vor dem stummen, ernsten Jungen, der ihm und ihm allein jeden trüben Tag seines Lebens verdankte. Diese Furcht wurde zur fixen Idee; er fing an, dem Knaben die abenteuerlichsten Pläne gegen sich anzudichten.

„Der Verschlag unter dem Dache war wieder Emil's Schlafstätte; zu hungern brauchte er freilich nicht mehr, dafür speiste er mit seinem Bruder, dessen nie versiegende Unterhaltung bei Tisch in den Quälereien, wie ich sie angedeutet habe, bestand. Mit dem Instinct des Hasses hatte Samuel längst herausgefunden, wodurch er den Knaben am empfindlichsten verletzen konnte: die versteckte Innigkeit, mit welcher derselbe das Andenken der gütigen Verwandten in O. und besonders der kleinen Schwester bewahrte, war ihm nicht entgangen, und so wurde denn Alles, was mit der mütterlichen Familie Emil's zusammenhing, in einer Weise in den Staub gezogen, die ihm jeden Blutstropfen zu Galle machen mußte.

„Emil sagte bei solchen Gelegenheiten nichts, aber der Aeltere sah, wie er litt, und das pflegte seine Laune zu erhöhen; war er jedoch durch irgend etwas verstimmt, so konnte ihn das Schweigen seines Bruders in furchtbare Wuth versetzen.

„Die Präliminarien jener Scene, bei der ich Samuel überraschte, habe ich später von Emil erfahren. Der ältere Bruder war an jenem Tage besonders aufgeregt gewesen, er hatte bei Tische viel getrunken; als Emil nach der Mahlzeit das Zimmer verlassen wollte, befahl er ihm, zu bleiben. Emil gehorchte; während sich Jener zum Schlafen ausstreckte, stellte er sich an's Fenster und sah traurig hinaus. Samuel hatte ihn beobachtet. „Du möchtest wol gern wieder fort, wieder einmal eine kleine Fußtour über den Berg machen, he?" fragte er ihn höhnisch. „Ich habe es Dir längst angesehen, wie Dir die Arbeit hier ein Greuel ist. Am liebsten landstreicherteſt Du wieder draußen herum — ich kenne Dich! Daß ich Dich zu einem ordentlichen Menschen mache, daß ich mich alle Tage mit Dir plage, das dankst Du mir nicht!"

„Emil schwieg und Samuel redete sich in dieser Weise immer mehr in Wuth. „Sprich", fuhr er endlich in die Höhe. „Warum antwortest Du nicht? Soll ich mich todt ärgern über Dich, während Du in's Fäustchen lachst?"

„„Was soll ich sagen?" entgegnete jetzt Emil. „Sie wollen meine Meinung nur hören, um mich desto mehr plagen zu können."

„„Deine Meinung", höhnte Jener, „Deine Meinung! ha, Du hast doch also eine Meinung, über mich und über allerlei sonst noch, eine fertige, von jenem scheinheiligen, bankerotten Volk drüben mitgebracht! Sprich" — und damit war er aufgesprungen und stellte sich lauernd

dicht vor den Knaben hin — „sprich doch einmal, kneife nicht so heimtückisch die Lippen zusammen, sprich augenblicklich und sage mir, was Du eigentlich von mir denkst. Ich bin ein guter Bruder gewesen, wie? Ich habe Dich nicht gerade mit Handschuhen angefaßt, aber ich habe reichlich meine Schuldigkeit an Dir gethan? Wage es, je etwas Anderes zu sagen" — schrie er in plötzlicher Wuth. Emil sah, daß er rasch alle Gewalt über sich verlor; er sagte mir nachher, er habe in jenem Augenblick gehofft, daß nun bald das Ende komme würde, nach dem er sich längst gesehnt hatte.

„„Was Sie mir gewesen sind, wissen Sie selber am besten", sagte er und sah dem Wüthenden voll in's Gesicht.

„„Ha, Du hassest mich, kleine Schlange, ich weiß es wol; am liebsten möchtest Du mich vergiften! Siehst Du, ich traue Dir nicht; warum bleibst Du hier, warum entläufst Du mir nicht wieder? Weil Du eine Gelegenheit suchst, um mir beizukommen. Aber ich will Dich nicht mehr vor Augen haben — fort sollst Du, zu dem Bettelvolk über die Grenze. Du oder ich, Einer ist zu viel hier!" schrie Samuel, immer mehr die Besinnung verlierend.

„„Lassen Sie mich hier, im Hause meines Vaters", sagte Emil, fast bittend; „ich habe keine Heimat sonst."

„Auch aus diesen Worten sog Jener nur Nahrung für seine unsinnige Wuth. „Was geht dies Haus Dich an, Bettelbrut!" rief er und hob bei diesen Worten den eisernen Schürhaken vom Boden auf; „hinaus, auf der Stelle, oder ich schlage Dich nieder wie einen Hund.""

„Emil rührte sich nicht und der Andere machte seine Drohung wahr. Das Eisen traf den Knaben an die Schläfe; er fiel, eine halbe Minute später stand ich im Zimmer. Das Uebrige weißt Du ja.

„Ich war etwa vierzehn Tage im Hause, als mich Samuel durch sein Factotum um eine Unterredung bitten ließ. Ich ging hinunter zu ihm in's Comptoir, er kam mir ein paar Schritte entgegen, er sah übernächtig und noch immer ziemlich verstört aus. Sein staubfarbenes Haar war an den Schläfen dünn geworden und stark ergraut, und obwol er damals in der Mitte der Dreißig stand, wie ich, machte er den Eindruck eines Fünfzigers.

„In der nun folgenden Unterredung hatte ich Gelegenheit, die Klugheit und Besonnenheit meines langjährigen Bekannten zu bewundern. Die jedenfalls nutzlose Tactik, sein bisheriges Verhalten beschönigen zu wollen, versuchte er gar nicht; jedes seiner Worte, unter Berechnung meiner möglichen oder wahrscheinlichen Antworten sogar, war genau von ihm überlegt.

„„Ich bin Ihnen Dank schuldig", begann er kurzweg. „Ohne Ihre Dazwischenkunft hätte mich neulich mein verfluchter Jähzorn zum Mörder gemacht. Sie sind jetzt gekommen, um die Angelegenheiten Ihres Mündels selber in die Hand zu nehmen."

„Ich verbeugte mich zustimmend. „Ich wollte, Sie hätten sich Ihrer Verpflichtungen gegen den Jungen eher erinnert", sagte er hart;

„dann wäre mir und ihm Manches erspart worden. Er ist mir immer ein Dorn im Auge gewesen — es wäre abgeschmackt, das leugnen zu wollen. Tausendmal habe ich gewünscht, er stürbe — ich mache kein Hehl daraus, Sie können mir dafür nicht den Proceß machen. Auch wegen der Vernachlässigung seiner Erziehung, die Sie mir wahrscheinlich vorwerfen wollen, kann ich nicht belangt werden: was ging mich der Junge an? Ich hatte keine Pflichten gegen ihn — Sie waren sein Beschützer und Erzieher von Rechts wegen, und Sie trieben sich in der weiten Welt herum."

„Er hatte alles Dies in kurzen Sätzen hervorgestoßen, mit öfteren Pausen, die ich aber nicht benutzte, um ihn zu unterbrechen. Ich ließ ihn ruhig seine ganze moralische Liebenswürdigkeit entfalten und schritt dann zu der Aufforderung, daß er mir über die Verwaltung der seinem Bruder zustehenden Capitalien, die Verwendung der Zinsen ꝛc. Rechenschaft ablegen möge. „Jedenfalls sind Sie auf diesen Anspruch meinerseits vorbereitet", schloß ich.

„Er sagte: „Das bin ich allerdings", und ging zu seinem Pulte, von dem er verschiedene bereit liegende Papiere nahm.

„Bestehen Sie darauf, den Vermögensantheil meines Stiefbruders sofort aus dem Geschäft zu ziehen, so mögen Sie sehen, wie Sie das verantworten können", sagte er; „die Firma, an deren Ruf er so gut ein Interesse hat, wie ich, ist dann ruinirt."

„Ich blieb dieser Eröffnung gegenüber ziemlich kalt und begegnete ihr durch die Erklärung, daß ich Emil adoptiren werde und mir und ihm das fernere Schicksal der Firma Eller gleichgiltig sei. Dennoch erlangte Samuel schließlich von meiner Billigkeit sehr annehmbare Bedingungen: es wurde ein liberaler Termin vereinbart, bis zu welchem er das Geld behalten sollte; dann trennten wir uns.

„Als Emil genesen war, nahm ich ihn mit mir fort; die Lücken seiner Schulbildung mußten ausgefüllt werden, in die Routine einer öffentlichen Anstalt aber hätte er mit seinen Antecedenzien wenig gepaßt; auch mochte ich mich nicht von ihm trennen. So zogen wir auf's Land, in die Nähe von Lüttich; ich nahm einen Lehrer in's Haus und entwarf einen Studienplan für meinen Mündel, dessen Ausführung ich überwachte. Dort haben wir, der Weisheit beflissen wie weiland Telemach und Mentor, glückliche Zeit verlebt, ein wahres Idyll. Einmal schickte ich meinen Jungen auf einige Wochen zu seinen Verwandten in Frankreich, damit er die Schwester sehen sollte, außerdem sind wir in jenen zwei Jahren kaum einen Tag auseinander gewesen."

„Nun, weiter", sagte ich eifrig.

„Ich habe nicht mehr viel zu sagen. Emil mußte natürlich auch einen practischen Cursus durchmachen; ich schickte ihn daher später auf meine Hüttenwerke im —gebirge. Er wurde sehr tüchtig und ist mir eine Zeit lang dort von großem Nutzen gewesen. Ich hatte die Absicht, ihm diese Besitzungen später zu überlassen — ich liebte es, mir einzubilden, daß er mir jetzt angehöre und sich von mir glücklich machen lassen

müſſe. — Da ſpielte mir Samuel noch einen ſchlechten Streich — er ſtarb unerwarteter Weiſe und da er nicht verheirathet geweſen war, fiel das ganze Vermögen an Emil zurück; er wurde nun doch Fabrikherr in S. und ich habe ihn nicht bewegen können, den Plunder dort zu verkaufen — er hat die Anhänglichkeit einer Katze an das Haus, in dem er geboren und gemißhandelt worden iſt. Auch gab es dort viel zu reformiren — er iſt ſo jung, im richtigen Alter für Weltverbeſſerungsideen — kurz, er iſt fort, er geht mich nichts mehr an, er hat mir nichts verdanken wollen."

Wanderer hatte zuletzt mit ſchlecht verhehlter Bitterkeit geſprochen; ich ſaß nachdenklich und ſuchte mir den Geſichtsausdruck des jungen Eller, als er Wanderer im Theater entdeckt zu haben glaubte, ſuchte mir ſeine ganze Art und Weiſe, als von meinem Freunde die Rede geweſen war, zu vergegenwärtigen. Kein Zweifel, es war etwas zwiſchen die Beiden getreten, ein Etwas von größerer Bedeutſamkeit, als der im Grunde doch ziemlich gerechtfertigte Wunſch Emil's, ſein väterliches Erbe nicht zu veräußern. Ueber die Natur des Zerwürfniſſes aber, welches ich mehr als nur vermuthete, ſollte ich im Unklaren verharren. Wanderer erklärte, daß er ſeinen Mittheilungen nichts mehr hinzuzufügen habe.

„So bleibt Deine Geſchichte alſo ohne Schluß", ſagte ich reſignirt.

„Was willſt Du?" meinte er; „ſchließt ſie nicht ganz romangerecht mit einer Verlobung, von der Dir ja des Glücklichen eigener Mund Zeugniß abgelegt hat! Was noch nachher kommt, die eigentliche Hauptſache, das erlauben ſich bekanntermaßen die Novelliſten auch zu verſchweigen, da fängt der unſichtbare Lauf des Fluſſes an. Einen Schluß verlangſt Du? Als ob nicht alle irdiſchen Geſchichten ihren Schluß erſt im Himmel erhielten! Wo iſt Abſchluß, wo iſt mehr als nur ſcheinbare Vollendung im Leben?"...

So war Wanderer wieder glücklich im Allgemeinſten, ſeinem gewöhnlichen Zufluchtsort vor läſtigen Erörterungen, angelangt. Ich ſtand endlich auf.

„Du willſt fort", fragte er.

„Ja, es iſt bald Morgen. Ich denke, wir ſpeiſen heute zuſammen und werden uns in den nächſten Tagen ſo viel wie möglich ſehen."

„Gewiß", ſagte er zerſtreut. „Aber bleibe doch für jetzt hier. Ich lege mich auf das Sopha und überlaſſe Dir die Matratze drin. Was willſt Du jetzt, in der unheimlichen Stunde, da nicht einmal ein Fiaker zu haben iſt, durch das langweilige ſchlafende Wien wandern?"

Ich lehnte den Vorſchlag ab; der Kopf war mir eingenommen und ich freute mich auf den Weg durch die ſtillen Straßen.

„Nun, wie Du willſt," meinte er gleichmüthig; „alſo auf morgen, nein, heute Mittag; wahrhaftig, der Tag graut."

Ich ging. In der Thür drehte ich mich noch einmal um; Wanderer ſtand hinter mir, zu ſeiner ſtattlichen Höhe aufgerichtet, ruhig, ſicher, an ſeinem Platze, wie überall und immer. „Ich danke Dir für Deine Geſchichte", ſagte ich und ergriff ſeine Hand.

Digitized by Google

Er lächelte ein wenig spöttisch und meinte: „Mich dünkt, ich habe zu danken für Deine Geduld“ — dann schickte er sich an, mir hinaus zu leuchten.

Ich war noch mit all' dem eben Gehörten beschäftigt: „Sage mir, kennst Du die Braut Emil's?“ fragte ich nachdenklich. Ein unverkennbares Stirnrunzeln erfolgte von Seiten Wanderer's; dann mochte er einsehen, daß er mir das beste Recht auf einiges Interesse an den Geschicken Emil's eingeräumt habe, er sagte ruhig: „Ja, ich kenne sie“, und fügte mit einer mir unerklärlichen Betonung hinzu: „Mögen die Kinder glücklich werden; meinen Segen haben sie!“

Siebentes Kapitel.

Ich erwachte spät am andern Morgen, kleidete mich rasch an, nahm mir kaum Zeit zum Frühstücken und stand, als es eben Mittag schlug, wieder vor der Thür mit dem steinernen Wappen. Die Straße erschien mir jetzt bei Tage mit ihrem Trödellärm ganz fatal, und während ich die Treppen hinauf ging, beschloß ich Wanderer zu überreden, daß er gleichfalls in dem von mir bewohnten Hôtel Quartier nehme, da es ihm ja ausgesprochener Maßen ganz gleich war, wo er sich aufhielt.

Die schmutzige Thür im dritten Stock mit den blinden Glasscheiben und den verschlissenen Vorhängen dahinter war nur angelehnt. Das Institut des Klingelzuges erschien daher überflüssig. Ich trat in den Gang und klopfte an die Thür des Zimmers, welches ich bei Tagesanbruch verlassen hatte. Da man von drinnen nicht antwortete, versuchte ich aufzuklinken; die Thür war nicht verschlossen, im Zimmer aber Niemand zu sehen. Sollte Wanderer ausgegangen sein — vielleicht zu mir! wie unpractisch auch, daß wir unsere Zusammenkunft nicht bestimmter verabredet hatten! Aber es war so selbstverständlich, daß ich ihn, nicht er mich aufsuchte! Während ich zurück ging, um womöglich von der Wirthin Auskunft über den Verbleib des Bewohners ihrer garstigen Höhle zu erlangen, fiel mein Blick auf den Glasschrank; die Bücher waren aus dem Fache fort und — auch der Koffer stand nicht mehr neben der Thür. Nun riß ich das Schlafzimmer auf: es enthielt von einem Bewohner keine Spur, kein Kleidungsstück, kein Toiletteartikel war zu sehen.

Jetzt schob sich ein Kopf durch die aus dem Corridor in das Wohnzimmer führende Thür; eine junge Frau in unordentlichem Hauskleide erschien.

„Sie suchen den Herrn, welcher hier gewohnt hat?“ fragte sie mit einer in Anbetracht des Umstandes, daß sie mich hätte für einen Gauner halten können, noch ziemlich bemerkenswerthen Höflichkeit.

„Ja“, sagte ich bestimmt; „Herrn Wanderer, den ich gestern Abend spät erst verließ, ist er ausgezogen?“

„Er ist heute Morgen abgereist“, entgegnete sie, indem sie nun vollends hereinkam und sich gegen die Thür lehnte. Sie schien nicht

abgeneigt, zu plaudern, obwol Kindergeschrei und Getummel sich aus einem benachbarten Zimmer hören ließ.

„Das ist fatal", sagte ich, um nur etwas zu erwiedern, „hat er nichts, keine Bestellung für mich zurückgelassen?"

„Nein." — Ich ertappte sie hier auf einem forschenden Blick über meine ganze Person: hielt sie mich etwa für einen angeführten Gläubiger? „Mein Freund ist rasch von Entschlüssen", beeilte ich mich mit einem leichten Lächeln zu sagen; „er wird mir von seinem nächsten Aufenthaltsort aus Nachricht geben."

Trotz dieser Worte schien sie einen kleinen Wink nicht für überflüssig zu halten. „Herr Wanderer hatte Billette nach Triest genommen, so sagte mir der Mann, welcher das Gepäck auf den Bahnhof geschafft hat", benachrichtigte sie mich. „Die Herrschaften sind zu Fuß gegangen, weil der Bahnhof ganz hier in der Nähe ist."

„Wer?" fragte ich, nicht ganz sicher, ob ich sie richtig verstanden habe.

„Herr Wanderer und die Dame, die mit ihm fort ist", sagte sie, indem sie die Hände in ihre Schürze wickelte und mich in ihrer kecken Wiener Art anblickte.

Ich sah ein, daß ich meine Rolle als wohl informirter Freund ihres Miethers nicht werde durchführen können und daß ich mich mit meinem Entschluß, das Mögliche über Wanderer's plötzliche Reise zu erfahren, ihr auf Gnade und Ungnade werde ergeben müssen.

„Wollen der Herr sich nicht einen Augenblick setzen? Die Treppen ermüden so; sie sind steil", sagte sie. Ich ging mechanisch auf das grüne Sopha zu, sie folgte und setzte sich in den Schaukelstuhl. „Den hat er zurückgelassen, so ein sonderbares Möbel; ich finde ihn gar nicht bequem", meinte sie, indem sie mit den beiden nicht eben reinen, aber hübschen Händen auf den Armlehnen des Stuhles einen koketten Versuch machte, sich weit in demselben zurückzulehnen. Dann setzte sie sich aber ordentlich zurecht.

„Es war eine wunderschöne junge Dame", fuhr sie ohne Weiteres fort. „Bei mir im Zimmer hat sie gewartet, bis Herr Wanderer aufgestanden und sich angekleidet hatte."

Sie machte eine Pause. Ich sah wartend zu ihr hinüber. „Dann führte ich sie hier hinein. Sie schien sich vor dem Herrn zu fürchten, denn sie stand da — dort, nahe bei der Thür — und sagte kein Wort. Erst sah sie ihn an, dann blickte sie zu Boden; sie kam sehr unerwartet, das konnt' ich merken. Herr Wanderer runzelte die Stirn, dann trat er auf sie zu, was sie eigentlich mit einander hatten, habe ich nicht gehört, denn ich ging hinaus. Wahrhaftig, nie in meinem Leben hätte ich so gern gehorcht, wie da", setzte sie naiv hinzu.

Ich muß gestehen, nichts wäre mir erwünschter gewesen, als wenn sie es gethan hätte. „So wissen Sie nichts mehr", sagte ich in einem Ton, bei dem die Enttäuschung durchklang. Sie strich mit gut gespielter Verlegenheit die Schürze glatt. „Gesprochen haben Beide nicht gleich, als sie allein waren", fuhr sie fort, „aber sie ist ihm zu Füßen gefallen;

ſie fiel ſo gerade hin, als könne ſie nicht mehr ſtehen vor Müdigkeit, und beugte den Kopf ganz tief, bis beinahe auf die Dielen.“ — Ich ſchickte unwillkürlich einen Blick nach der Thür, um zu ſehen, ob die Größe des Schlüſſellochs mir für die Genauigkeit des mir erſtatteten Berichts Gewähr leiſten könne. Aber warum ſollte ich der Frau nicht glauben? wie hätte ſie darauf kommen können, einen ſo ſeltſamen Vorgang zu erfinden? — „Herr Wanderer hob ſie auf“, ſprach die Erzählerin weiter, „aber ganz ſteif, mit einer Hand nur, und führte ſie zum Sopha. Da hat ſie geſeſſen, wo Sie jetzt ſitzen, dann erſt haben Beide leiſe mit einander geredet.“

Ich ſaß in peinlichem Sinnen. War Wanderer am Ende doch tiefer in die Gewohnheiten der eleganten Welt eingetaucht, als ich es ſeinem großartigen Charakter zutrauen gemocht? Hatte er die noblen Paſſionen doch nicht immer und überall mit der überlegenen Nachläſſigkeit tracirt, die er bei mir dagegen an den Tag zu legen pflegte? War dies die unzählige Male wiederholte widerwärtige Geſchichte von der unbequem gewordenen Geliebten, die ihren fliehenden Ritter verfolgt?

„Haben Sie bei dieſem Geſpräch keinen Namen gehört?“ fragte ich endlich, indem ich, zu meiner Schande ſei es geſtanden, meine unlautere Quelle nun vollſtändig acceptirte.

„Ich verſtand nur die erſten Worte, welche Herr Wanderer noch laut ſprach. Er ſagte: Weiß Emil von dieſer Reiſe, Fräulein? — Fräulein nannte er ſie, das habe ich deutlich gehört. Dann aber ging ich in meine Stube, denn Sie müſſen nicht denken, mein Herr, daß es meine Art ſei, meine Miether zu behorchen — was ich gehört und geſehen habe, das ſah und hörte ich noch im Herausgehen, ehe ich die Thür ganz zugemacht hatte. Daß ich nicht raſcher ging, war nicht ſehr indiscret, denn ſie kümmerten ſich gar nicht um meine Gegenwart. Bald rief mich auch Herr Wanderer wieder herein; ich ſolle der jungen Dame, die lange gereiſt ſei und gleich wieder weiter müſſe, eine Taſſe Bouillon bringen; ſie ſaß da, als ginge das ſie gar nichts an, als wiſſe ſie kaum, wo ſie ſei.“

„Wie ſah ſie aus“, unterbrach ich hier.

„Sie hatte wunderſchönes blondes Haar und eine ſchlanke, prächtige Geſtalt. Jedenfalls war ſie eine Schönheit — aber etwas in ihrem Geſicht gefiel mir nicht; ein Ausdruck war darin, den ich bei Leuten geſehen habe“, hier zeigte ſie der größern Deutlichkeit wegen auf ihre Stirn, „bei Leuten, mit denen es nicht richtig war.

„Als ich die Bouillon brachte, die ſie ohne Herrn Wanderer's Zureden gewiß nicht angerührt haben würde, da ſagte er mir, er müſſe auch verreiſen und wiſſe nicht, ob er zu mir zurückkehren werde. Er bezahlte den laufenden Monat, legte ſeine paar Bücher in den Koffer, denn weiter hatte er ja nichts ausgepackt, und war bald fertig. Um neun Uhr ſind ſie gegangen; das Fräulein hatte nur eine kleine Ledertaſche, die Herr Wanderer dem Gepäckträger gab.“

Die Frau hatte erzählt, was ſie wußte; ihren Commentar über

dieſe Dinge wünſchte ich nicht zu hören, ich verabſchiedete mich daher ſofort und ging nachdenklich und ziemlich mißmuthig nach meinem Hôtel zurück

Dies letzte Abenteuer Wanderer's beſchäftigte mich lebhaft: wären wir Männer nicht nach ſtillſchweigender Uebereinkunft dahin gelangt, die Eigenſchaft der Neugierde als mit unſerm Charakter unvereinbar betrachten zu laſſen, wäre es uns nicht gelungen, der Welt glauben zu machen, daß dieſer Fehler ausſchließlich den Frauen beizumeſſen ſei, ſo würde ich jetzt den Gebrauch des Wortes zur Bezeichnung meiner Stimmung nicht haben umgehen können. Neugierig zu wiſſen, wer jenes ſchöne blonde Weib geweſen, war ich alſo nicht, da Männer überhaupt nie neugierig ſind, doch darf ich ohne Verleugnung des männlichen Esprit de corps wol eingeſtehen, daß ich in den nächſten Tagen ſehr viel an die Scene dachte, welche die Wirthin Wanderer's beſchrieben hatte, und daß ich beinahe ungeduldig einen Brief mit dem Poſtzeichen Trieſt erhoffte.

Aber kein ſolcher Brief kam. Wanderer ſchrieb mir allerdings ſelten; eine anſcheinend von beiden Seiten unvorhergeſehene Trennung jedoch, wie dieſe letzte, war eine von den wenigen Gelegenheiten, bei welchen, Dank ſeiner Gewohnheit der Courtoiſie, auf einige erklärende Zeilen von ihm zu rechnen geweſen wäre. Daß er nichts von ſich hören ließ, brachte mich auf den Gedanken, er werde zurückkehren; halb und halb wartend verzögerte ich meine Abreiſe von Wien um einige Tage, ſetzte ſie aber endlich mißmuthig und enttäuſcht feſt, und beſchloß nur noch für den letzten Nachmittag eine Wallfahrt nach Schönbrunn.

Einige Stunden ſchon war ich in ſtiller Beſchaulichkeit langſam in den beſchnittenen Alleen herumſpaziert; ich hatte, zum erſten Male ſeit einigen Tagen, Wanderer und ſeine Geſchichte ganz vergeſſen, da tönte ein elaſtiſcher Schritt hinter mir auf dem Kies und mit lachendem Gruß legte ſich eine Hand mir auf die Schulter.

„Hier bin ich", ſagte der Kommende, raſch neben mich tretend, etwa als habe er mich vor einer Viertelſtunde verlaſſen; „ich bitte wegen des nicht zu vermeidenden Aufſchubs unſeres Rendezvous höflichſt um Entſchuldigung — in aller Eile bin ich nach meiner Ankunft in Wien hinter Dir hergefahren. Ich hoffe, die drei Tage Warten haben Dir die Luſt, Verabredungen mit mir zu treffen, nicht ganz benommen: Du ſiehſt, ich komme doch, wenn auch etwas verſpätet."

Ich ſchüttelte die dargebotene Hand Wanderer's und ſah ihn forſchend an.

„Mein Auftrag an den Portier war doch alſo nicht überflüſſig", erwiederte ich. „Dieſe Vorſichtsmaßregel beweiſt Dir übrigens, daß ich Dich noch nicht aufgegeben hatte."

Er klopfte mir auf die Schulter. „Immer die alte, treue Seele", ſagte er mit einem zerſtreuten Blick auf den fernen Spiegel des Sees, der am Ende einer langen Allee vor uns aufſchimmerte. Wir gingen mit einander weiter, mein bisheriges Schlendern wurde neben ihm zu

einem immer raſchern Schritte; er ſchien die Beute einer verhaltenen Aufregung; ohne ſein mir bis jetzt unerklärtes Verſchwinden zu berühren, ſprach er von allen möglichen Dingen, mit dem ihm eigenen Humor freilich, welcher mir aber um einige Grade bitterer vorkam, als gewöhnlich.

„Ich war neulich ſehr erſtaunt, Dich nicht mehr zu finden", ſagte ich endlich.

„Ah — das glaube ich", antwortete er, ſich beſinnend; „Du kamſt in mein leeres Neſt, am andern Morgen gleich — wie?"

„Ja, einige Stunden nach Deiner Abreiſe."

Daß ich von ſeiner Reiſebegleiterin etwas gehört haben könnte, ſchien ihm nicht einzufallen. Wollte er mir ſein Abenteuer verhehlen? Was ich wußte, wäre mir in dieſem Falle wie ein unrechtmäßiges Eigenthum vorgekommen.

Wanderer ging eine Weile ſchweigend neben mir her. „Haſt Du Zeit und Geduld, noch ein Stück von Emil Eller's Geſchichte zu hören?" fragte er mich dann plötzlich. „Ich bin jetzt in der Lage, dem bisher Erzählten einen weitern Abſchnitt hinzufügen zu können, und da Du neulich einiges Intereſſe an ihm und ſeinem Schickſale prätendirteſt . . ."

„Wie — haſt Du ihn inzwiſchen geſehen?" unterbrach ich lebhaft.

„Nein. — Was ich Dir erzählen möchte, bezieht ſich zunächſt nicht auf die letzten drei Tage. Es iſt Deinem beobachtenden Scharfſinn ſchwerlich entgangen, daß mein neuliches Kurzabbrechen ſeinen Grund in einer gewiſſen Entfremdung zwiſchen mir und meinem frühern Schutzbefohlenen hatte, auf die ich nicht näher eingehen mochte."

„Ich habe allerdings etwas Derartiges vermuthet", beſtätigte ich.

„Und Du ahnſt, welcher Art unſere Verwicklung iſt?"

„Nicht im Entfernteſten", ſagte ich mit gutem Gewiſſen.

„Wirklich nicht? Dann haſt Du ein bekanntes engliſches Sprichwort vergeſſen, welches Dir auf die Spur geholfen haben würde. Es lautet: „Where ever there is a quarrel, there's a woman at the bottom" — „Wo auch immer ein Streit ausbricht, es ſteckt gewiß ein Weib dahinter". Aber ſprich, willſt Du dich noch einmal meiner Mittheilungsſucht ausſetzen?"

„Du weißt, wie begierig Du mich auf das Ende Deiner Geſchichte gemacht hatteſt", ſagte ich dagegen.

„Das Ende — ich fürchte, zum Ende kommt's diesmal auch noch nicht. Das iſt die übelſte Eigenſchaft an der Geſchichte, welche ich vortrage, daß ſie, allen meinen Hoffnungen des Gegentheils zum Trotze, kein Ende nehmen will."

Achtes Kapitel.

„Ich hatte Dir erzählt", ſagte er, „daß Emil eine Zeit lang auf meinem Hüttenwerke im —ſchen Gebirge in meinem Intereſſe arbeitete. Die Hütten bilden mit den dazu gehörigen Wohnungen der Beamten und Leute eine einſame kleine Anſiedelung mitten im Gebirge; ein

Wirthshaus fehlt auch nicht, eine Kirche ist leider noch nicht da. Ich habe dort schon Jahre lang einen Rechnungsbeamten wohnen, einen in seiner Weise gebildeten und einsichtsvollen Mann; er hat Weib und Kinder, und Emil sah sich mit seinen Bedürfnissen nach Geselligkeit fast ausschließlich auf diese Familie angewiesen. Nun, ich will der Tochter des Rendanten gern die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu glauben, daß sie auch unter weniger günstigen Verhältnissen die Augen eines jungen Mannes auf sich gezogen haben würde — sie war in der That ein eigenthümliches, interessantes Geschöpf zu der Zeit, als Emil sie kennen lernte. Es wird schwer halten, sie Dir einigermaßen zu beschreiben. Von der Bescheidenheit des im Verborgenen erwachsenen Veilchens, der keuschen Unmittelbarkeit der wilden Gebirgsblume — lauter Vergleiche, welche ihre Verhältnisse dem feurigen Liebhaber nahe legten — besaß sie außerordentlich wenig; sie war in großen Städten gewesen, hatte die Töchterschulen dort passirt und Theater und Bälle frequentirt — eben so wenig war sie aber auch mit der Blasirtheit einer mehrwinterlichen Berlinerin in ihr Gebirgsnest zurück gekehrt. Das Merkwürdige an ihr war, daß sie nachher dort eben so wieder zu Hause war, wie zuvor, daß sie nichts verlangte und nichts vermißte, so wenig wie sie in der Stadt etwas verlangte und vermißte, so wenig wie sie dort an Heimweh nach den Bergen gelitten hatte.

„Sie kam zurück, wie sie gegangen war, mit ihrer gesunden Ruhe, um nicht zu sagen Kälte, ihrem vortrefflichen Appetit und ihrem guten Kopfe, in dem jetzt etwas, aber nicht allzuviel Töchterschulwissen steckte. Sie reihte lachend ihre Ballsträuße und sonstigen Trophäen in ihrem kleinen Schlafzimmer auf; sie spielte lustige Tänze, auch einige nicht allzu schwierige Sonaten, sie half Brod backen und plättete wie zuvor; sie schien sich nicht nach Eroberungen zu sehnen und hielt es nicht für Verschwendung, ihre blonde Schönheit einstweilen nur auf die Hüttenarbeiter und die unseligen Schreiber ihres Vaters ausstrahlen zu lassen. Dabei aber war sie sich der Macht derselben mit größter Klarheit bewußt; ich glaube, sie trug wie Cäsar die Gewißheit späterer Siege mit sich herum und wartete gelassen auf die Zeit, wo die Lorbeern sich auf ihren Scheitel niederlassen würden.

„Ich hatte sie gekannt, als sie die ersten Kinderschuhe trug und wir Zwei waren bei meinen jeweiligen Anwesenheiten in Hohenhütte immer gute Freunde gewesen. Später verlor ich sie aus den Augen, erst durch Emil hörte ich wieder von ihr. Sie war damals vielleicht ein Jahr aus der Stadt zurück und entfaltete nun all' ihre modische Grazie vor dem armen Jungen, den dies Wunder inmitten des öden Gebirgs und der trockenen Arbeit natürlich sofort um den Verstand brachte. Er erwähnte sie mehrfach in seinen Briefen an mich, und als ich den wahren Sachverhalt zu ahnen begann und einige Fragen that, da erfolgte, was er für einen trockenen Bericht halten mochte; der ausdrücklichste Panegyrikus aber hätte mich nicht besser von seiner leidenschaftlichen Bewunderung des Mädchens überzeugen können. Er bat

mich, zu kommen und sie zu sehen; ich reiste hin — es war im Spätsommer — und war allerdings erstaunt, als mir seine Circe nun entgegentrat."

„Sie war also wirklich so schön?" sagte ich.

„Ja, sie war eine Schönheit par excellence, eine Erscheinung, die das Zimmer, in welches sie eintrat, mit Licht zu erfüllen schien, mit wahrhaft strahlendem Haar, wie Iduna; verführerischer noch als alle diese Pracht aber war ihr ruhiges Lächeln, ihre stattlichen, stillen Bewegungen, ihre lässige Grazie, ihre gleichmüthige, fast gleichgiltige Art zu sprechen, bei der dann aber die wilde Energie einzelner Ausdrücke um so mehr frappirte und etwas von dem Eindruck hervorbrachte, den man hat, wenn man am stillen, zerklüfteten Vesuv auf eine Spalte geräth, aus der die unten in der Tiefe kriechende Lava uns anglüht. Alles in Allem war es mir sehr begreiflich, daß mein Telemach sein Herz und mehr als das, seinen Kopf, in ihrer Nähe verloren hatte.

„Ich kam nach Hohenhütte mit väterlichen Absichten und im Vorausgenuß väterlicher Behaglichkeit. Es lag mir sehr fern, meinem Jungen bei seinen Wünschen entgegen treten zu wollen; ich wollte sehen, prüfen, rathen, dabei machte ich mir aber über die Nutzlosigkeit etwaiger Einwendungen nicht die geringste Illusion.

„An einem der ersten Abende ging ich mit ihm ein Stück die kohlschwarze Fahrstraße entlang, auf welcher uns das Brennmaterial für unsere Hochöfen zugeführt wird und die den Promenadengelüsten der Bewohner von Hohenhütte genügen muß.

„„Wie gefällt Dir Ida?" fragte mich Emil, nicht eher, als bis wir aus dem Bereiche der letzten Häuser waren. Er sprach stockend, mit all' den Symptomen, welche das Liebesgeständniß eines unverdorbenen männlichen oder weiblichen Herzens erfahrungsmäßig begleiten sollen.

„Ich gab die erforderliche Antwort und dann schwiegen wir, so viel ich mich erinnere, wieder eine lange Zeit. Ich hatte das Mädchen einige Tage lang beobachtet und war nicht frei von Sorgen um meinen Schützling. Ich hätte ihm nach seiner schmerzensreichen Jugend so recht von Herzen ein heiteres, sonniges Liebesglück gegönnt, an der Seite einer ihm ganz ergebenen, lieben, süßen Creatur; es gab ja doch noch solche Mädchen — warum mußte ihm gerade dies fremdartige, gefährliche Geschöpf, diese unberechenbare Feuerflamme in den Weg kommen! Jetzt leuchtete sie freilich stät und ruhig genug, wie das Mondlicht selber, aber ich verstehe mich einigermaßen auf die Weiber und ich konnte die unbequeme Ahnung nicht los werden, daß sie über kurz oder lang wild auflodern und jedes Zwanges spotten würde. Ich machte mir Vorwürfe, daß ich mich nicht von ihrer Anwesenheit im elterlichen Hause vorher unterrichtet und meine Maßregeln danach getroffen hatte; es kam mir vor, als habe ich Denjenigen, dem ich nur das Beste schuldig war, geradezu in sein Unglück gejagt. Freilich hatte ich Ida früher gekannt und ihre Entwickelung zu solcher Eigenthümlichkeit unmöglich voraussehen können und dann — konnte ich es unternehmen, Emil, der jetzt in

das Leben eingetreten war, vor jeder Berührung mit gefährlichen Frauen schützen zu wollen?

„An jenem Abend bat ich ihn endlich, mir mehr von sich und seiner Auserwählten zu erzählen. Vielleicht hatte ich den Ton meiner Stimme nicht ganz beherrscht — er sah mich an und fragte rasch verdüstert: „Bist Du unzufrieden mit mir — mit meiner Wahl? Ich gestehe es, ich bin vorschnell gewesen . . . ich wollte mit einer Erklärung warten, bis Du kamst, aber, verzeihe mir, es ist nicht geschehen — am Tage ehe Du eintrafest wurde Ida meine Braut."

„Gerührt von seiner Loyalität, mit der er in einer Sache, die mich eigentlich wenig anging, nicht ohne meinen Rath hatte handeln wollen, ergriff ich seine Hand und wünschte ihm Glück. Er wurde heiterer, aber er drängte mich wieder, ihm aufrichtig zu sagen, was ich von Ida denke. Mir fiel diese Unsicherheit auf bei einem zum ersten Male Verliebten, der doch eigentlich die absolute, uneingeschränkte Vollkommenheit seiner Braut gegen Himmel und Erde aufrecht zu erhalten bereit sein und um die Meinung Anderer über sie sich den Kukuk kümmern sollte.

„„Heirathe sie so bald wie möglich", das war meine Antwort und der Rath, den ich ihm aus innerster Ueberzeugung herausgab. „Sie ist dem gewöhnlichen Schlag der Mädchen überlegen, aber gewiß nicht leicht zu leiten; je früher Ihr anfangt, in einander zu wachsen, Euch in einander einzuleben, desto besser wird es für Beide sein."

„Er seufzte. Ich versuchte es, ihn über diese unorthodoxe Regung zu necken. „Weißt Du nicht", sagte ich, „daß Du jetzt im Paradiese bist? Und der Engel mit dem flammenden Schwerte harrt schon, Du wirst hinaus müssen, so gewiß wie einst Adam aus dem Garten gegen Morgen — aber ich sollte Dir das nicht sagen, denn Dein Glaube, daß es ewig sei, muß ja das Paradies erst zum Paradiese machen.

„Ich ließ einen Blick über sein Gesicht streifen, es hatte sich nicht erhellt; sein düsterer Ausdruck ging mir an's Herz. „Warum so schweigsam?" fragte ich ihn.

„„Was soll ich sagen!" brach er jetzt hervor. „Ja, ich war in dem Paradiese, von welchem Du sprichst, aber nur kurze, kurze Zeit. Mir wird es nicht so gut, wie Anderen — ich liebe dies Mädchen — o, wie liebe ich sie! Ist es noch Liebe, ich weiß es nicht, dies übermächtige Gefühl, welches mich mit tausend Ketten an sie fesselt! Jeden ihrer Athemzüge bete ich an, die Spur ihrer Tritte möchte ich küssen, ich würde freudig in den Tod gehen, wenn sie mich schickte und wenn mich ein Lächeln von ihr belohnte, ich kann nichts denken, was ich ihr nicht opfern würde, ohne ihren Besitz scheint mir das Leben eine Hölle. Ja, so fühl' ich" — er sah mich mit einem traurigen Lächeln an — „glaubst Du nun noch, daß ich glücklich sei!"

„Ich schwieg, bis in's Innerste betroffen: so hatte also der Teufel schon sein Spiel gehabt. „Erst war ich halb bewußtlos und selig", fuhr er fort, „und o, denke nicht, daß sie es mir schwer gemacht habe, sie zu erringen. Sie ist sich von Anfang an gleich geblieben; sie nahm

mein ſchüchternes, glühendes Werben mit heiterer Stirn auf, ſorglos wie eine Königin hat ſie ihr Wort vor wenigen Tagen an mich weggeſchenkt, ihr Wort, durch das ſie ſich doch für das ganze Leben an mich bindet. Glaubſt Du, daß ſie es zu halten gedenkt?" fragte er plötzlich ſtehen bleibend mit unterdrückter Stimme. „War es ihr Ernſt damit — ſprich, um Gotteswillen, oder hat ſie mich nur betrogen?"

„„Nein" — fuhr er fort, ohne meine Antwort abzuwarten; „einer überlegten Täuſchung iſt ſie nicht fähig, ſie iſt ehrlich zum Verzweifeln, ſie kennt keine Scheu und keine Reue. Sie wird mir vielleicht eines Tages ſagen: Du mußt mich frei geben, ich nehme mein Wort zurück... Du haſt mich in meiner Einſamkeit überfallen, als ich Dich mit keinem Andern vergleichen konnte. Ich kenne jetzt einen Andern, jetzt habe ich gewählt — geh' und ſtirb! — und ich werde ſterben, denn ohne ſie leben kann ich nun nicht mehr."

„Ich weiß nicht, ob Du Dir den Eindruck vorſtellen kannſt, welchen dieſer Unſinn auf mich machte. Mir gingen die Worte aus vor Zorn: nicht über den armen Jungen und ſeine Verblendung, nein, über dies Schickſal, dieſe Verwickelung, dies unſelige Zuſammentreffen. Nach einer Weile erſt ſagte ich mit all' der Bitterkeit, welche uns das Mitleid zuweilen eingiebt: „Du haſt, wie es mir jetzt ſcheinen will, mich vorhin ganz ohne Grund bemüht, Dir meinen Beitrag zur Charakteriſtik Deiner Fräulein Braut zu liefern. Deine Einſicht in ihre Eigenthümlichkeiten läßt wenig zu wünſchen übrig."

„Er überhörte die Ironie, überhörte die Worte ſelber, erſt auf eine weitere Frage von mir ſagte er:

„„Ich habe mich nicht lange darüber getäuſcht, daß ſie mir um das Tauſendfache werther, unentbehrlicher ſei, als ich ihr; aber ich dachte im Anfang, ſie ſei vielleicht keiner Leidenſchaft fähig, wie ſie mich ergriffen hatte und was ſie mir verſagte, habe ſie überhaupt nicht zu geben."

„Und ſeit wenn denkſt Du anders?" fragte ich verwundert.

„Er zögerte mit der Antwort. „Seit Du hier biſt", ſagte er endlich düſter.

„Du ſiehſt", bemerkte hier Wanderer trocken, „die Angelegenheit war jetzt in ein neues Stadium getreten; mir wurde von einem freundlichen Geſchick die Rolle des Nebenbuhlers meines Schutzbefohlenen aufgenöthigt. Ich zeigte, wie Du Dir denken kannſt, einen beträchtlichen Grad von Erſtaunen bei Emil's letzter, unerwarteter Mittheilung; an Proteſten voll ſittlicher Entrüſtung ließ ich es auch nicht fehlen. Dies Mädchen — ich hätte ihr Vater ſein können — was war ſie mir, was hatte ich mit ihr zu ſchaffen! Ich ſchwur meinem Jungen, daß ſein Glück nicht nach meinem eigenſinnigen Ermeſſen, ſondern nach ſeiner Wahl und ſeinem Willen, mein höchſter, oder eigentlich mein einziger Wunſch ſei, und ich bewirkte durch mein Pathos einen gänzlichen Umſchlag in ſeiner Stimmung; er warf ſich an meine Bruſt, bat mich, ihm ſeine Tollheit zu verzeihen — „ich bin nicht zurechnungsfähig, vergiß, was ich geſagt habe", rief er ſchließlich. „Was iſt's auch

weiter, als daß ich, meinem innersten Wesen nach, dazu verdammt bin, Dornen zu finden, wo für Andere Alles voll Rosen steht. Gewiß, auch Ida wird ohne Schuld sein an dem Elend, dessen Herannahen ich von Zeit zu Zeit fühle ... von Zeit zu Zeit nur — ich bin nicht immer unglücklich", schloß er mit einem düstern Lächeln.

„So verlief unser seltsames Gespräch; wir gingen schweigend nach dem Hause zurück. Auf der Schwelle kam uns Ida entgegen, sie sah uns an, als wolle sie auf unseren Gesichtern lesen, was zwischen uns vorgegangen sei, mir schenkte sie ein unbegreifliches, halb spöttisches, flüchtiges Lächeln, den flehenden, leidenschaftlichen Augen Emil's wich sie mit ruhiger Beharrlichkeit aus. Ich glaubte meiner Sache jetzt gewiß zu sein — das schöne Geschöpf war eine Kokette der schlimmsten Art; mich ließ sie nicht nur kalt, sondern von jenem Augenblick an begann ein Gefühl der Abneigung gegen sie in mir aufzukeimen, welches zu verbergen ich mir kaum die Mühe nehmen mochte.

„Ich hatte keine Lust, länger in Hohenhütte zu verweilen, noch an demselben Abend wollte ich fort.

„Ich wurde zurückgehalten durch einen Vorfall, der sich unmöglich voraussehen ließ. Der Tag war sehr schwül gewesen, dennoch hatte ich die Absicht, die paar Wegstunden bis zu der kleinen Stadt, wo ich Postpferde nehmen konnte, zu Fuß zurückzulegen. Emil wollte mich natürlich begleiten. Ich stand gerade Abschied nehmend bei der Familie des Rendanten, Ida hatte eben ihre eiskalten Finger leicht in die meinen gelegt, als wir Alle durch einen gewaltigen Donnerschlag aufgeschreckt wurden. Die Gewitter haben etwas auf sich in jenen Engthälern, daher auch die bleiche Angst, mit der beim unerwarteten Ausbruch eines solchen Einer dem Andern in's Gesicht starrt. Ich eilte an's Fenster und nach drei Minuten war mir schon jeder Gedanke an die beabsichtigte Abreise aus dem Sinn entwichen vor den Ansprüchen, welche eine solche Stunde dort an jeden Mann stellt. Neben mir stand Emil und sah wie ich besorgt in den schwefelfarbenen Himmel hinauf. „Wird das Wasser kommen?" das heißt: werden wir wieder einmal einen Gang auf Leben und Tod mit dem Elemente machen müssen? Das ist hier die Frage bei jedem Sommergewitter. Du mußt nämlich wissen, daß der Gebirgsbach, der dort oben unsere Hämmer in Bewegung setzt, verschiedenen Umständen einen Charakter verdankt, den die Menschen, welche so gern zwischen den Wirkungen unparteiischer Naturgesetze und denen ihres eigenen schlimmen Willens Parallelen ziehen, mit dem Namen „tückisch" bezeichnen. Er schwillt bei einem Gewitterregen oft urplötzlich heftig an und hat dann wenig Respect vor unseren Ansprüchen an ihn. Jedes Jahr haben wir neue Vorkehrungen gegen den übergreifenden Burschen getroffen in Gestalt von Dämmen, Schleußen, Gräben, Abflußrinnen, und gerade damals dachten meine Leute dort, sie hätten jetzt Alles vorgesehen und er könne uns im schlimmsten Fall wenig mehr schaden.

„Wir standen also am Fenster, noch war kein Tropfen gefallen, aber draußen sah es seltsam aus. Der schwarze Staub wirbelte vom

Boden auf, weit über Haushöhe hinauf, nicht mehr schwarz in der Luft, sondern gelblich gegen das Licht des Abendhimmels, welches unheimlich, wie schielend, unterhalb einer pechdunklen Wolkenwand hindurch gerade in unsere Thalschlucht hineinbrach. Noch eine Minute und dann war es völlig Nacht draußen; beim Schein des nächsten Blitzes nur sah ich die dunklen Gestalten der Arbeiter in den Weg laufen, sie eilten an die Schleußen. Noch immer regnete es nicht.

„Der nächste Donnerschlag war so betäubend, daß der kleine Bube des Rendanten in ein Angstgeheul ausbrach; auch als es wieder ruhig draußen wurde, fuhr der sonst furchtlose, derbe Junge zu schreien fort, der Hund drängte sich mit eingeklemmtem Schwanze leise winselnd an mich.

„Jetzt war, Keines von uns wußte wann es begonnen hatte, ein Rauschen draußen laut geworden, ein Plätschern und Gießen; wenn ein Windstoß kam, dann dröhnte der Regen auf das Dach und gegen die Fenster. Jemand legte die Hand auf meinen Arm; ich drehte mich um, es war Emil, er sagte kurz: „Ich muß hinaus und die Leute beaufsichtigen, ich weiß Bescheid.“ Ich winkte und er ging. Noch fünf Minuten vielleicht, während welcher wahre Fluthen mit unverminderter Heftigkeit vom Himmel gestürzt waren, dann wendete auch ich mich nach der Thür. Ich hatte einen Wolkenbruch in Hohenhütte erlebt, bei welcher der tollgewordene Bach zwei der Leute mit fortgerissen und an einer Stelle unterhalb der Hütten, wo er jäh hinabfiel, zerschellt hatte — daher wollte ich meinem Jungen Vorsicht anempfehlen.

„Ich eilte durch den Flur nach vorn. Die halbe Breite der Chaussée vor dem Hause war von einem raschfließenden schwarzen Gewässer eingenommen; mit einem tüchtigen Sprunge setzte ich drüber hin und eilte nach den Eisenhütten, die alle auf der andern Seite des Weges lagen. Sämmtliche Arbeiter waren beschäftigt, einige bei den Maschinen, andere am Wasser. Der wilde Bach hatte eine der Eindämmungen durchbrochen und ergoß sich in den Maschinenraum; mit aller Kraft und allen Mitteln mußte seinem verheerenden Eindringen hier Einhalt gethan werden. Jeder leistete was er konnte; Emil war so tüchtig wie nur Einer und umsichtiger als sie Alle. Dabei hatte das Gewitter nicht etwa nachgelassen, Blitz folgte auf Blitz, Schlag auf Schlag, aber hier, wo vom Wasser so große Gefahr droht, kümmert man sich um die Blitze nicht.

„Da, mitten in das hastige Arbeiten hinein, kam Einer gelaufen und schrie, das Wasser habe sich auf der andern Seite der Schlucht, hinter den Häusern, ein neues Bett gerissen und die Gärten und das Vieh seien verloren. Jeder starrte den Mann an, als sei er wahnsinnig, Emil aber übersah schnell die Gefahr für das Ganze, hier, wo der Gehorsam und die Sorge um ihr Eigenthum bei den Leuten in Collision kommen mußte. „Ein Theil von Euch muß hinüber“, commandirte er; „wen ich aufrufe, der gehe augenblicklich!“ Es ist wunderbar, wie gern sich in solchen Augenblicken der äußersten Aufregung noch die Menschen dem stärksten Willen, der höchsten Einsicht unterordnen. Er

detachirte raſch eine Anzahl der Arbeiter; er wählte Leute, welche drüben angeſeſſen waren, deren Weiber und Kinder in den kleinen Häuſern wohnten; ich ging mit dieſen, während er bei den Anderen blieb, die Gefahr und ſeine Energie hatten die Leute in ein gut organiſirtes Rettungscorps verwandelt.

„Drüben commandirte ich. Wir brachten noch den größten Theil der Thiere — es waren übrigens nur Ziegen, Schweine und Federvieh — in Sicherheit; das war freilich Alles, was wir thun konnten, wir mußten unthätig zuſehen, wie das ſchäumende Gewäſſer ein Stück mühſam bebauten Gartenlandes nach dem andern mit fortriß.

„Ich habe immer gefunden, daß ſich bei derartigen Vorfällen die Leute im Ganzen höchſt reſpectabel benehmen. Man hört wenig Klagen und Jammern; ſie freuen ſich über Alles, was ſie dem gefräßigen Feind abringen können, als wär's ihnen neu geſchenkt, und was rettungslos verloren iſt, das ſehen ſie mit einer gewiſſen Gemüthlichkeit fahren Nur einmal hörte ich einen Jammerruf von einem der Weiber, als urplötzlich ein ſchöner, alter, mit reifenden Früchten über und über bedeckter Birnbaum den Gipfel neigte und im nächſten Augenblick ſchon fortſegelte, aufrecht noch eine Weile, bald aber in ein häßliches Trümmergewirr verſtrickt und niedergezogen.

„Ich hatte mich lange in dem obern Theil unſerer Anſiedelung, bei den am meiſten exponirten Häuſern der Arbeiter aufgehalten, denen auch, als den Unſelbſtſtändigſten und Aermſten der von mir abhängigen Bevölkerung, Hülfe und Rath vor Allen zukam. Als ich ſah, daß die Leute ſich vernünftig anſtellten und daß auch leider wenig zu thun war, eilte ich nach der Wohnung des Rendanten.

„Ich war bis an die Hinterthür des verlaſſenen Hauſes gegangen und wollte mich, da ich Niemand gewahrte und merken konnte, wie das Waſſer, nachdem es den hintern Gartenzaun weit weggeriſſen, ziemlich unſchädlich hier vorüberſchoß, ſchon wieder entfernen. Aber immer noch einen Augenblick länger blieb ich ſtehen und horchte mechaniſch auf das gurgelnde Geräuſch der Wellen hinten in der Dunkelheit, und dann, da es zu ſprudeln und zu grollen anfing, kam mir der Gedanke, nachzuſehen, was der Fluth dort eigentlich Widerſtand entgegenſetze, daß ſie ſo ärgerlich ziſchte.

„Ich ging alſo vorwärts, indem ich mich, ſo gut es in der Dunkelheit gehen wollte, auf dem mittlern Pfade hielt, wobei mir alle Augenblicke der unter meinen Sohlen nachgebende Buchsbaum anzeigte, daß ich auf die Umfaſſung der Beete gerathen war.

„Ich konnte endlich in der Dämmerung die mir gerade gegenüber aus dem Waſſer ragende dunkle Maſſe unterſcheiden: es war der Birnbaum aus dem obern Thale, den die Fluth hier feſtgerannt hatte, mit den Erdmaſſen, die noch in ſeinen gewaltigen Wurzeln hingen; Strauchwerk, Zaunplanken und dergleichen hatte ſich dagegen geſtaut und das Alles bildete eine Art Brücke, unter der das Waſſer ſich gurgelnd ſeinen Weg bahnen mußte. Weiter unten ſchoß es dann mit verdoppelter Hef-

tigkeit hin und der Weidenbaum, welcher vielleicht fünf Schritte weiter schon auf einem schroffen Vorsprung stand — der Boden um ihn her war vom Wasser fortgenagt und gespült worden — hatte voraussichtlich sein Längstes in die Luft hinein gegrünt: ich erwartete jeden Augenblick, ihn sich neigen zu sehen, wie vorhin den entwurzelten Gefährten neben ihm.

„Noch heute weiß ich nicht, was mich immer näher an den nicht ungefährlichen Uferrand hintrieb, von dem noch immer ein Stück nach dem andern sich losbröckelte und verschwand. Ich war jetzt ganz in der Nähe des Weidenbaumes und gewahrte mit Staunen, wie sich bei meinem Herankommen eine Gestalt aus seinem Schatten löste. Eine Art Schauer aber ergriff mich, als ich Ida erkannte, an dieser Stelle, wo die Fluth sie jeden Augenblick mit fortreißen konnte.

„Ich trat hastig auf sie zu und zog sie aus dem Bereich des Baumes fort auf eine ungefährdete Stelle; sie machte sich aber alsbald aus meinem Griff los, als ob sie mir meine unceremoniöse Art übel nähme. „Was, um Gotteswillen, thaten Sie hier?" fragte ich nun.

„„Sie schienen zu denken, ich hätte den Verstand verloren", sagte sie ganz ruhig. „Ich hatte versucht, über den Stamm dort zu klettern — ich wollte an das jenseitige Ufer! Philipp's Kaninchenstall steht dort; da Niemand Zeit hatte, sich um die armen Creaturen zu kümmern, weil sie Alle etwas Wichtigeres zu thun haben, ist mir, als der unnützesten Person hier, die Sorge um sie eingefallen. Sie sind aber in Sicherheit, wie ich sehe; ihr Breterhaus steht noch ziemlich weit vom Wasser ab."

„Wie im Spott über meine Sorge um sie hatte sie mir das Alles in trockenem Tone gesagt. „Aber wie konnten Sie sich an jener gefährlichen Stelle aufhalten?" fragte ich nun; „der Baum wird nicht mehr lange stehen — wollten Sie verunglücken?"

„Sie lachte. „Die Gefahr war nicht so groß; der Baum steht noch. Was wissen Sie, wie lange ich dort geblieben wäre?"

„„Ida, seien Sie jetzt vernünftig", sagte ich eindringlich; „kommen Sie mit in's Haus. Was ist eigentlich in Sie gefahren, meine sonst so verständige kleine Freundin?" fügte ich im väterlichsten Tone hinzu, der mir zu Gebote stand.

„Sie antwortete nicht und blieb unbeweglich. „Kommen Sie mit", bat ich noch einmal; ich war in die milde, nachsichtige Art verfallen, welche man Kranken gegenüber anwendet.

„„Sprechen Sie nicht mit mir, als hielten Sie mich für ein Kind!" fuhr sie plötzlich auf. „Was denken Sie eigentlich von mir? Ich bin nicht krank, nicht von Sinnen — schlecht bin ich nur, ganz schlecht, denn aller Sitte zum Trotz will ich Ihnen jetzt sagen, daß — daß —"

„Sie konnte nicht weiter; sie schlug die Hände vor's Gesicht und schien zu weinen. Als ich mich ihr näherte, lag sie mir urplötzlich zu Füßen in dem nassen Gras; meine Hand hatte sie ergriffen und drückte sie gegen ihre Stirn und ihre heißen Lippen.

„Ich weiß nicht mehr sehr genau, was ich sagte oder that. Jedenfalls habe ich sie gescholten und dabei an Emil erinnert, denn sie fuhr plötzlich in die Höhe, wie von einer Natter gestochen; alle Weichheit war aus ihrer Haltung verschwunden, alle Thränen aus ihrer Stimme.

„„Emil? Wo ist er? Warum ist er nicht gekommen, um mich vom Tode fortzuholen? Was ist es, das Sie, vielleicht gegen Ihren Willen, hierher getrieben hat?“

„„Ihr Verlobter ist an seinem Platz und thut seine Pflicht“, sagte ich. „Wollen Sie ihn etwa gar der Gleichgiltigkeit gegen Sie beschuldigen, gegen Sie, die Sie sein einziger Gedanke, sein Glück und sein Unglück sind —?“

„Ich hatte die letzten Worte zwischen den Zähnen hervorgestoßen; sie griff dieselben auf. „Sein Unglück — o, ich will sein Unglück nicht länger sein. Machen Sie mich frei, Bernhard Wanderer, machen Sie mich frei, ich flehe Sie an — noch ist es Zeit.“

„„Sie haben ihn durch Ihre Koketterien angelockt“, sagte ich hart, „Sie haben ihm Ihr Wort gegeben — an Ihnen ist es, dies Wort zurückzunehmen . . . ich will nichts damit zu schaffen haben.“

„„Sie sind grausam“, hauchte sie. „Sie verachten mich und ich — wie liebe ich Sie . . .“

„Ich war schon einige Schritte von ihr entfernt und wendete mich nicht mehr um; mochte sie denken, ich habe die letzten Worte nicht gehört, das war das Beste für uns Beide.

„Ich verließ den Garten. Im Hausflur traf ich Emil, der, zum Tode matt von der gehabten Anstrengung, aber mit heiterm Blick, von drüben kam. „Das Schlimmste ist vorüber“, sagte er. „Unsere Vorkehrungen sind doch nicht vergebens gewesen, das Wasser hat uns heute nicht viel Schaden gethan. Hier ist es, wie ich höre, auch leidlich abgelaufen.“

„Ich nickte, drückte ihm die Hand und sagte ihm, mit dem Versuch, einen heitern Ton zu treffen, irgend ein Compliment über seine energische Leistung.

„Er lächelte; ich sah, wie er über meine Schulter hin in den dunklen Flur hinein spähte. „Deine Braut ist im Garten“, bemerkte ich hierauf und ging an ihm vorüber zur Thür hinaus; ich hörte noch, wie er einen Augenblick stehen blieb, vielleicht im Nachdenken darüber, woher mir diese Information gekommen, und dann forteilte.

Neuntes Kapitel.

„Ich wohnte in dem Hauptgebäude, dicht neben der Wohnung des Rendanten. In widerwärtigster Stimmung warf ich mich oben in meinem Zimmer auf einen Sessel. Was für einen tollen Spuk hatte ich eben erlebt! Weder an mich, noch an das Mädchen dachte ich nur halb so viel, als an den armen Jungen, den ein unerbittliches Mißgeschick verfolgte. Und alle diese Sorgen und peinlichen Empfindungen waren mir so neu! Waren Sie nicht sämmtlich die Folgen des einen

Schrittes, den mein Oheim einſt richtig den dümmſten Streich meines Lebens genannt hatte!

„Lange blieb im Nebenhauſe Alles ſtill, dann hörte ich die Mutter, den Vater hereinkommen; man rief: „Ida!“, es wurde hin und her gelaufen. Jetzt erſt wurde mir der Gedanke an das Mädchen unbehaglich; es kam mir plötzlich ungeheuerlich vor, daß ich ſie in ihrer unſeligen Stimmung allein im Garten zurückgelaſſen hatte. Emil war freilich bald nach mir hinzugekommen, aber er konnte ſie verfehlt haben in der Dunkelheit, und wie wenig Zeit gehört nicht zu einem Sprunge.

„Es waren häßliche Bilder, welche mir da die Ewigkeit einer Viertelſtunde hindurch Geſellſchaft leiſteten. Endlich öffnete ſich die Thür des Zimmers neben dem meinen; Emil wohnte dort; ich hörte ihn eintreten, ſich niederſetzen, dann war Alles ſtill.

„Er hatte mir alſo nichts zu ſagen, das beruhigte mich Anfangs, dann wurde mir die tiefe Stille unerträglich. Ich ging an die Thür, welche die beiden Zimmer verband, ich klopfte und da ich keine Antwort erhielt, öffnete ich. Es brannte kein Licht; beim Schein meiner Lampe, der durch die Thür fiel, ſah ich ihn auf dem Sopha ſitzen, die Arme auf dem Tiſch, den Kopf darüber geneigt. Ich holte meine Lampe und ſetzte ſie in ſeinem Zimmer nieder, ohne daß er ſich geregt hätte — die Müdigkeit hatte ihn überwältigt, er ſchlief.

„Jetzt legte ich die Hand auf ſeine Schulter, er hob den Kopf in die Höhe.

„„Ach, Du biſt es“, ſagte er und ſein Geſicht verdüſterte ſich, wie unter dem Einfluß einer ſchmerzlichen Erinnerung. „Ich habe geſchlafen und träumte eben, es ſei Alles nicht wahr.“

„Ich ſetzte mich neben ihn und war noch in Zweifel, ob ich es auf mich nehmen ſollte, ihn vor Ida zu warnen. „Haſt Du Deine Braut vorhin gefunden?“ fragte ich ihn einſtweilen.

„„Gefunden? Nein“, entgegnete er finſter; „mich dünkt, ich habe ſie verloren. — Verzeih, daß ich mit Worten ſpiele in einem ſolchen Augenblick“, ſagte er dann, indem er ſich aufrichtete und ſich das Haar aus der Stirn ſtrich. „Ich muß mit Dir reden, aber ob ich jetzt im Stande bin, zu ſagen, was nöthig iſt, weiß ich nicht. Es ſind nicht nur die paar Stunden Arbeit heute Abend — die letzte Zeit überhaupt hat mich hart mitgenommen; ich habe ſchon viele Nächte nicht geſchlafen.“

„„Dann gehe jetzt zur Ruhe, lieber Junge“, ſagte ich und wollte aufſtehen. „Morgen, wenn Du ausgeſchlafen haſt, wird ſich Alles beſſer beſprechen laſſen.“

„Er hielt mich zurück. „Nein, bleibe — willſt Du mich nicht jetzt hören?“ fragte er mit der alten kindlichen Unterordnung in Blick und Ton. Ich kann die nun folgende Unterredung nicht wiedergeben; eben ſo leicht wäre es, die zuſammenhangsloſen Reden eines Irren in ihrer Reihenfolge erzählen zu wollen. Die ſupreme Unvernunft des leidenſchaftlich Liebenden verleugnete ſich in Allem, was er vorbrachte, keinen Augenblick, mochte er mich nun anklagen, ihm die Braut geraubt zu

haben, oder mich anflehen, das Mädchen, welches mich bis zum Wahnsinn liebe, zu heirathen, dabei aber hatte dieser wilde Ausbruch etwas so Ursprüngliches, Naives, der Ausdruck seiner Qual und Pein war so ungesucht, so erschütternd dabei, daß ich mir von meinem Gleichmuth, der überhaupt, sobald Emil im Spiel war, mich meist sonderbar im Stich ließ, nur kaum den Anschein retten konnte.

„So saß ich denn meist stumm neben ihm und was hätte ich sagen können? Menschen mühsam zu überreden, habe ich nie versucht, auch wußte ich für meinen Jungen in der That keinen Rath. So weit ich im Spiel war, lag die Sache einfacher; ich theilte ihm mit, daß ich am nächsten Morgen von Hohenhütte fort und nach einigen Wochen außer Landes gehen werde. Ida würde ich nicht mehr sehen; ich wollte für Emil vollauf zu thun zurücklassen; schied ich — für ein paar Jahre wenigstens — aus dem Leben der Beiden, als sei ich gar nicht vorhanden, so ließ sich vielleicht mit der Zeit das Unheil, welches ich so unwissentlich angerichtet hatte, wieder verwischen.

„Er dankte mir mit warmen Worten für meinen Entschluß; der arme Junge, er war wieder einmal dazu verurtheilt, seinen besten Freund mit Erleichterung gehen zu sehen. Ich reiste am nächsten Morgen ab; meine Einschiffung freilich hat sich immer noch verzögert.

„Emil sah ich noch einmal; er war bei mir in Lüttich, als ihn die Nachricht vom Tode seines Bruders erreichte. Seitdem hat er sich von mir losgemacht ... ich litt darunter, aber ich hoffte eine Zeit lang, unsere Trennung erfülle wenigstens ihren Zweck, indem sie ihn mit seiner Braut wieder vereinigte."

„Nun — und Du hast Dich getäuscht?" fragte ich, den dieser Ausgang nicht eben wunderte.

„Allem Anschein nach, ja", entgegnete er finster; „am Morgen nach jener Nacht, die wir Beide zusammen durchplauderten, überraschte mich Ida durch ihren Besuch in Wien."

Das Vorhergehende hatte mich natürlich auf diese Identificirung Ida's mit dem blonden Mädchen aus der Erzählung der Wirthin vorbereitet und doch konnte ich eine Bewegung der Ueberraschung hier nicht unterdrücken.

Ich sah meinen Freund unsicher an und fragte: „War sie aus dem elterlichen Hause entflohen?"

„Wie man's nimmt. Ein Bruder des alten Lauchholt lebt in Triest, ein alter Sonderling, wie es scheint, der aber für die älteste Tochter seines Bruders immer ein Tendre an den Tag gelegt hatte. An ihn schrieb sie heimlich, da ihr der Aufenthalt in Hohenhütte unerträglich wurde; der Alte ging auf ihre Thorheiten ein und ließ eine Einladung an sie ergehen, der die Eltern nichts in den Weg zu legen wußten; sie setzte ihren Willen durch, sie reiste allein — meine Adresse hatte sie leicht erfahren können — und so haben wir Beide dann das Käthchen von Heilbronn und ihren Ritter agirt, das heißt ich habe sie eben so unerbittlich und mit kaum weniger romantischer Grobheit von

mir abgeschüttelt, wie Herr Friedrich Wetter, Graf von Strahl das somnambule kleine Bürgermädchen — mit etwas mehr Erfolg aber doch hoffentlich", setzte er hinzu und preßte die Lippen aufeinander.

„Ich geleitete sie nach Triest", fuhr er auf einen fragenden Blick von mir fort, „sie folgte mir ohne Widerstand; ihre Energie schien sich mit ihrem unmädchenhaften Schritt erschöpft zu haben, so daß sie nicht einmal mehr Kraft genug besaß, irgend welchen Vortheil aus demselben zu ziehen. Ich fragte das Ziel ihrer Reise aus ihr heraus und sagte ihr dann, ich werde mir erlauben, sie bis zum Hause ihres Onkels zu begleiten; und sie ließ den Kopf hängen und schwieg."

Auch Wanderer schwieg hier und ließ mir Zeit, eine gehaltvolle Bemerkung einfließen zu lassen, des Inhalts etwa, ob sich dieser unselige und übermächtige Zug des Mädchens zu ihm hin nicht erklären lasse, ob man ihn einfach als eine Fatalität ansehen müsse?

Er zog die Lippen kraus. „Nein", sagte er, „es ist kurz dies: Ida empfindet kräftig und fühlt sich durch die Kraft, wo sie ihr entgegentritt, in ungewöhnlichem Grade, man könnte sagen magnetisch, angezogen. Die geistige Kraft eines Mannes ist in seinem einundzwanzigsten Jahre aber noch sehr weit von ihrem Zenith entfernt: seine Jugend ist Emil's größter Fehler in den Augen dieses Mädchens. Daß seine Leidenschaft für sie ihn so ganz beherrscht, findet sie wol gar verächtlich — sie verzeiht es ihm nicht, daß er sich an sie verloren hat. Die Consequenzen sind leicht zu ziehen. Gelingt es ihm, ihr seine innere Freiheit zu beweisen und zugleich sein Anrecht auf sie zu bewahren, so kann ihnen Beiden noch geholfen werden."

„Kennt sie seine Jugendgeschichte?" fragte ich hier.

„Ja. Wir hatten auf unserer Reise einmal eine Stunde Aufenthalt in einem kleinen illyrischen Neste. Die Sonne, welche dort schon Oel und Wein auskocht in den Vignen und graugrünen Olivenhainen, brannte mit erbarmungslosem Glanz auf die Kalkfelsen nieder, die das Städtchen einschließen; wir saßen unter einem Vorbau des hölzernen Stationsgebäudes. Dort haben wir uns einigermaßen gegen einander ausgesprochen . . . es war das einzige Mal. Ich erzählte von den Verhältnissen, die Emil's Kindheit und Jugend verdüstert hatten, von seinem starrsinnigen Muth im Dulden, und hob vielleicht unbewußt die Züge hervor, welche mir seine Charaktereigenthümlichkeit so anziehend gemacht hatten. Sie schwieg lange und ich wünschte mir schon Glück zu meiner Advocatengeschicklichkeit, da brach sie endlich los:

„„Erzählen Sie mir dies Alles, damit ich Mitleid mit ihm haben soll? Mitleid? Wissen Sie auch, was Sie von mir verlangen? Hat je ein Weib Mitleid mit dem Mann, der sie vergebens liebt? Nein, nein, kein Mitleid!""

„Wir langten in Triest an und ich fuhr mit ihr vom Bahnhof nach dem Hause, welches sie mir als das ihres Verwandten bezeichnet hatte. Sie würde mir gern die Adresse verschwiegen haben, denn offenbar graute ihr vor der Ankunft dort, aber, wie gesagt, die Kraft, Wider-

ſtand zu leiſten, ſchien ihr abhanden gekommen. Das Haus war eine hübſche, weinumrankte Villa außerhalb der Stadt, dort half ich ihr aus dem Wagen, ſah, wie eine alte Magd ſie in Empfang nahm, und dann zog ich meinen Hut, ſprang in den Fiaker zurück und fuhr davon."

Wanderer war zu Ende und ſchwieg. Wir ſahen Beide eine Weile noch nachdenklich über den Seeſpiegel hin, von dem jetzt ein weißer Nebel aufſtieg und ſich niedrig über die nächſten Flächen hinbreitete, dann erhoben wir uns, um in die Stadt zurückzukehren.

„Du haſt mit ſcrupulöſer Ehrenhaftigkeit an Deinem jungen Schützling gehandelt", nahm ich endlich das Wort; „erlaube mir aber zu bemerken, daß Du mit Deinem freiwilligen Exil unter den Wilden, deſſen Motive ich jetzt erſt begreife, die Aufopferung ein wenig zu weit treibſt ..."

„Du weißt, daß eine ſolche Reiſe kein Opfer für mich iſt", warf Wanderer ein. „Ich wüßte ohnehin kein anderes Mittel, den armen Jungen über die Beziehungen zwiſchen mir und Ida ſo gründlich aufzuklären, wie es mir wünſchenswerth erſcheint."

„Es giebt eine Art der Aufklärung, die, dünkt mich, auch nichts zu wünſchen übrig läßt, und die Dich nicht über das Weltmeer jagt — verheirathe Dich."

„Nicht übel", ſagte er mit kurzem Lachen, „wenn Du Dich nur der Einfädelung des Geſchäfts unterziehen wollteſt. Das Haus bei Lüttich habe ich noch ... es iſt ausnahmsweiſe lange in meinem Beſitz geblieben — man könnte das faſt als einen vorausdeutenden Wink des Schickſals anſehen ... dort ſetzte ich die Dame hin, aber ich glaube, ich würde meine ſchon allzu lange verſchobene Südſeefahrt dann ... erſt recht ſchleunigſt antreten."

Ich ſchwieg, etwas gekränkt durch ſeine cyniſche Auffaſſung meines wohlgemeinten Rathes. Wir blieben an jenem Abend zuſammen und trennten uns erſt ſpät. Er ſchüttelte mir mit einem hellen Blick die Hand. „Wenn wir uns zum letzten Mal ſähen!" dachte ich, indem ich zu ſeiner prächtigen Höhe aufblickte, und ich hielt ſeine Hand feſt mit einigen Worten, die dem Abſchied etwas von Feierlichkeit verleihen ſollten. „O, bemühe Dich nicht", meinte er gleichmüthig; „ich komme gewiß wieder, es iſt eine Angewohnheit von mir, nicht auszubleiben, die ich ſchon in den ungeeignetſten Fällen bethätigt habe."

„Aber ich könnte nicht mehr da ſein bei Deiner Rückkehr."

„Geſtorben indeß? Das iſt allerdings nicht ganz unmöglich", ſagte er trocken. „Aber warum ſoll man, wenn es ſich nicht gerade um die Aufſetzung eines Teſtaments handelt, dieſe möglichſte aller Möglichkeiten überhaupt in den Kreis ſeiner Berechnungen ziehen? Sie iſt immer da, der ſtillſchweigende Factor bei allen Unternehmungen, aber zugleich ein ſehr nebenſächlicher, aus dem Grunde ſchon, weil ſie nur einmal im Leben eines Jeden eintreten kann. Wie viele Male kann man, muß man nicht wiederkommen, ehe man das eine, letzte Mal, „von Todes wegen entſchuldigt", ausbleiben darf!" Damit ging er. (Schluß im nächſten Heft.)

Wie Frankreich muſicirt.

„Wo man ſingt, da laß Dich ruhig nieder; böſe Menſchen haben keine Lieder!“ — Kein wahreres Dichterwort giebt es, als dieſes. Ein fröhliches Lied, aus kräftiger Bruſt jubelnd hinausgeſchmettert in Gottes freie Luft — was kann es Herzigeres geben!

Darum ſingen wir Deutſchen denn auch bei jedem Anlaß; unſere Sängerfeſte ſind in Flor und wo zwei oder drei luſtige Menſchen beiſammen ſind, ertönt ſofort ein frohes Lied — „Rundgeſang und Rebenſaft lieben wir ja Alle . . .“ und wol wußte Doctor Martin Luther, was er ſagte, als er mit den köſtlichen Dingen Wein und Weib als Drittes im Bunde den Geſang aufführte.

Lange bevor es politiſch mündig war, nahm unſer Vaterland eine weltbeherrſchende Stellung auf dem Gebiete des Geſanges ein. Der Stern der Italiener war untergegangen, da wurde ein Händel geboren, der deutſche Weiſen in England, ein Gluck, der deutſche Muſik in Frankreich zu höchſten Ehren brachte. Und haben Engländer wie Franzoſen ſich ihre Nationalhymnen nicht von Deutſchen componiren laſſen, oder doch, wie von der Marſeillaiſe längſt erwieſen iſt, deutſche Motive dazu entlehnt?

Kein Volk hat Muſikheroen aufzuweiſen gleich unſerm Bach, Haydn, Mozart, Beethoven, Weber — die Führerſchaft unſerer Nation im Reiche der Töne iſt unbeſtritten. Jedes nicht völlig ärmliche deutſche Haus hat ſein Clavier; die langen Winterabende werden mit Muſik verkürzt; Liebhaber ſpielen die Trios oder Quartette der claſſiſchen Meiſter; Liedertafeln, Männergeſangvereine, Singeclubbs findet man überall. In größeren Städten ſind ſehr oft ganze Dilettantenorcheſter beiſammen, welche Haydn'ſche oder die leichteren Beethoven'ſchen Symphonieen zu Gehör bringen; und mag auch die Ausführung zu wünſchen laſſen, ſo bekundet doch der Umſtand, daß man ſich überhaupt an höhere Aufgaben wagt, regen Sinn für edle Kunſt; das gute Beiſpiel weckt Nacheiferung und das gelegte Samenkorn entfaltet ſich je länger, je üppiger. Das Opernrepertoire ſelbſt kleiner Provinzialbühnen bringt ſicherlich ſeinen Figaro, ſeinen Freiſchütz; beſſere Theater geben doch wenigſtens einmal allwinterlich den Fidelio, den Don Juan und andere Meiſterwerke. Immer wieder finden dieſe Schöpfungen Beifall; das Stylvolle, Edle hat ſich bei uns Gottlob durch ſeichten Klingklang noch nicht verdrängen laſſen.

Das macht: die Liebe zu guter Muſik iſt bei uns in Fleiſch und Blut übergegangen. In dieſer Beziehung war mir merkwürdig, was ich auf meinen Streifzügen durch Frankreich während des letzten Krieges beobachtete. Unſere Soldaten ſangen, ſobald ſie nur einigermaßen für des Leibes Nahrung und Nothdurft geſorgt hatten; ſie ſangen auf dem Marſche, ſie gingen mit Geſang in's Treffen, ſie ſtimmten Lieder an, wenn ſie um die Feuer des Bivouaks gelagert waren und ihre Erbswurſtſuppe kochten, ſie ſangen, wenn

sie in einer eroberten Stadt ihre Quartiere bezogen hatten, und sie sangen einen Choral, wenn die Sonne über blutgetränkten Schlachtfeldern untergegangen war, oder wenn sie den gebliebenen Helden die letzte Ehre erzeigt hatten. Die Militairmusiker spielten unabläßig; in Versailles war sogar jeden Mittag regelmäßiges Concert. Diese Braven — welche gelegentlich auch sehr wohl, ganz „unvorbereitet wie sie sich hatten", mit dreinzuhauen wußten — sahen sich, wenn sie musicirten, bald von Truppen aller Waffen umringt; eiligst liefen die Leute herbei, lauschten aufmerksam und stimmten auch wol aus voller Brust mit ein. Und ward in einem der Quartiere ein Clavier entdeckt, so wurde es sorgfältig geschont; der Eine oder Andere fand sich immer, der es zu spielen verstand, und dann herrschte Heiterkeit und heller Jubel. Eines Tages war ich selbst der Held einer hierher gehörigen Anecdote: ich fand auf meinen Kreuz- und Querzügen ein verlassenes Dorf, in welchem Pioniere lagen. Da es bereits dunkelte und mein Weg nach Hause zu weit war, so beschloß ich, in dem Dorfe zu übernachten, suchte mir ein leeres Haus, bereitete mein bescheidenes Mahl und sah mir dann beim Scheine eines Stümpfchens Licht das arg verwüstete Haus näher an. Ich entdeckte ein leidlich gutes Pianino, räumte die davor liegenden Hindernisse fort und begann zu spielen — allerlei Melodien, wie ich sie im Kopfe und in den Fingern hatte. Nicht lange, so war die halbe Pionierecompagnie theils unter dem Fenster, theils im Zimmer versammelt. Alle drückten ihre Freude aus, die lang entbehrte Musik zu hören und versicherten, das Clavier sorglich gehütet zu haben (wie auch wahr). Nun half nichts: ich mußte alle patriotischen Lieder, die den sogleich im Chor Singenden geläufig waren, begleiten, sonderlich „Die Wacht am Rhein", „Heil Dir im Siegerkranz", „König Wilhelm saß ganz heiter", „Ich bin ein Preuße" — und wie sie Alle hießen. Die Stimmung wurde immer fröhlicher und erreichte endlich ihren Höhepunkt, als plötzlich ein donnerndes Hurrah! draußen vor dem Hause erschallte. Zugleich verbreitete sich ein düsterrother Schein; ein halbes Dutzend Spaßvögel hatte in der Eile aus Laternen, Werg, Papier und der Himmel weiß woraus noch — Fackeln improvisirt und — „zu dem Ständchen, welches wir da oben arrangirt, sei dies in Dankbarkeit der Fackelzug für den Herrn Musikanten". Natürlich erwiederte ich diese Artigkeit durch begeisterte Rede, schließend mit kräftigem Hoch! auf das deutsche Vaterland.

Aus solchen kleinen Zeichen erhellt sogleich das reiche Gemüthsleben der Deutschen. Und hat wol eine Nation ein Volkslied, so schön, so sinnig, so tief empfunden und bedeutsam wie das unsere?

Die Franzosen gewiß nicht; wenn diese sangen, hörte man nichts Anderes als leichtfertige Canconmelodien. Wie Frankreich musicirt — das kann keinen Vergleich aushalten mit der Musik in Deutschland. Als Symptom dafür kann auch die Wahrnehmung gelten, daß sich nur selten wirklich gediegene Instrumente in all' den zahllosen Häusern vorfanden, die mein Fuß betrat. Am beliebtesten war das Pianino, also die mindest vollkommene Form des Tasteninstruments. Ich fand außerordentlich viele Häuser wohlhabender Bürger, in denen die Räumlichkeiten sehr wol die Aufstellung eines Flügels gestattet hätten; ja, selbst reiche Leute, deren Einrichtung übrigens äußerst spendid war, hatten doch Claviere von so mittelmäßiger Beschaffenheit, daß der Contrast mit dem übrigen Glanze schreiend war. Man schien das Musikmachen eben nicht für wichtig zu halten, oder die schöne Kunst nur als Mittel zu oberflächlicher Zerstreuung und Ergötzung anzusehen.

Als eigentliche nationale Lieblingsoper der Franzoſen kann man, glaube ich, „die weiße Dame“ anſehen. Wie in Deutſchland der Freiſchütz, ſo iſt in Frankreich die Dame blanche mit ihren ſüßen, graziöſen Melodien tief in's Volk gedrungen — wie ja auch bei uns, die wir das kleine Meiſterwerk gebührend ſchätzen. Umgekehrt finden deutſche Tondichter wenig Gnade vor franzöſiſchen Ohren: wie lange hat es gedauert, ehe Mozart in Frankreich Wurzeln ſchlug; — und Beethoven gilt jenſeits der Vogeſen faſt noch jetzt als Buch mit ſieben Siegeln. Großer Beliebtheit dagegen erfreuen ſich Schubert's Lieder. Deutſche Kleinmeiſter wie Dittersdorf, Lortzing, Kreutzer, ſelbſt Marſchner ſind in Frankreich kaum dem Namen nach bekannt. Vor dem Namen Richard Wagner ſchlagen ſie drei Kreuze — er gilt ihnen im Allgemeinen als muſikaliſcher Antichriſt. Unſere Alten ſind für die Franzoſen natürlich vollends Gog und Magog; von Bach würden ſie nicht einmal den Namen correct ausſprechen. Auch die eigenen Meiſter der ältern Zeit, ſofern ſie nach den höchſten Zielen rangen und „de la musique sérieuse“ geſchrieben haben, ſind nur noch große Namen für die Franzoſen; ſo Méhul und Cherubini. Was Joſeph! Was Waſſerträger! Es lebe die Prinzeſſin von Trapezunt, es lebe die Herzogin von Gerolſtein!

Ohne Phariſäerthum wollen wir uns doch freuen, daß wir nicht ſind wie Jene. Gute Muſik, wie jegliche Kunſt, „emollit mores nec sinit esse feros“. Halten wir darum feſt an Weber, Mozart, Haydn, Beethoven; ſie dürfen nicht vergebens gelebt haben — bleiben wir ihrer erhabenen Erbſchaft würdig!

Hermann Uhde.

Essen und Trinken.

Eine kleine Aesthetik der Mahlzeiten.

Von **J. G. Kohl.**

Das undisciplinirte Naturkind hat es durchweg beneidenswerth leicht in der Welt. Auch mit seiner Nahrung und Abfütterung. Es pflückt sich die reifen Früchte von den Bäumen seines Paradieses und verspeist sie ohne weitere Zu- und Vorbereitung und auch ohne Ceremonie, ohne Serviette und Gabel.

Aber der arme, viel bevormundete und knapp aufgeschirrte Culturmensch kommt fast nie aus den Vorschriften des Anstandes, der Sitte und den Regeln und Gesetzen der Kunst heraus, in deren Gewebe er nach allen Seiten hin eingesponnen ist.

Die rationellste Erzielung seiner Nahrungsmittel in den Gärten, Treibhäusern und auf den Aeckern hat man ihm zu weitläufigen Wissenschaften, die er studiren muß, gemacht. Für die correcte Zubereitung derselben sind dickleibige Kochbücher, die er berathen muß, geschrieben. Und nun soll sogar auch noch das Verspeisen eine Kunst sein, kritisch behandelt und mit allerlei guten Geschmacks- und Anstands-Geboten und -Verboten geregelt werden! — Da bleibt der Natur ja am Ende nichts mehr übrig, als die Digestion, mit der sie denn freilich, sobald die Speisen hinunter sind, sich ganz unserm Willen und unseren Künsteleien entzieht und die sie allerdings allein und ganz unbelauscht in der stillen Kammer unseres Magens besorgt.

Von der heißen Suppe.

Ich fange, wie gewöhnlich unsere Mahlzeiten, mit der Suppe an.

Die meisten Gerichte, namentlich die Schildkrötensuppe und andere Kraftbrühen, entwickeln um so mehr Duft und Geschmack, je wärmer sie sind. Die Erkaltung fesselt und verstopft viele seine Arome. Sie müssen daher ziemlich heiß servirt und auch möglichst warm verspeist werden.

Aus anderen Gründen aber darf man auch wieder nicht zu hitzig einbeißen, was dennoch von Unvorsichtigen und Eiligen, wie bei der Suppe, so auch bei Purées und ähnlichen Gerichten nicht selten geschieht. — Dabei verbrennt man sich denn wol den Mund und es erfolgt ein Schmerzensruf oder wenigstens ein saures Gesicht. En famille macht das nun eben nicht viel aus. Man wird nur herzlich ausgelacht. Aber „bei Diners, wie sie sein sollen", ist es anstößig.

Die schon einmal „gebrannten Kinder", die den heißen Dampf von ihrem Löffel aufsteigen sehen, nehmen dann, um dergleichen zu vermeiden, wol ihren natürlichen Blasebalg zur Hand und kühlen mit ihm ihre Brühe und Suppe etwas ab. Aber so ein blasender Mensch giebt, wie ein pausbackiger Posaunenengel, nichts weniger als ein hübsches Bild. Man riskirt dabei auch Anderen den Dampf oder gar etwas Feuchtigkeit zuzublasen. Diese Abkühlungsmethode ist daher bei feinen Diners ganz verpönt. Muß

Digitized by Google

man die Suppe abkühlen, ſo ſchaufle man ſie auf dem Teller mit dem ſilbernen Eßlöffel ein wenig herum. Dies läßt ſich elegant und zierlich ausführen und man kann dabei auch en attendant mit den Nachbarn noch converſiren.

Wie man den Suppenlöffel halten ſoll.

Unſere ovalen, vorn etwas zugeſpitzten, ſilbernen Suppenlöffel können wir beim Speiſen auf zweierlei Weiſe mit der Lippe angreifen. Entweder vorn an der Spitze oder an der langen Seite. Viele pflegen das Erſte zu thun. Sie practiciren den Schnabel des Löffels in den Mund, heben den Löffel am andern Ende in die Höhe und ſchütten ſo den Inhalt vollſtändig einwärts.

Es giebt dies aber wieder nichts weniger als ein hübſches Bild, ſchon wegen des weiten, rechtwinkeligen Ausgreifens mit Arm und Löffel, welches dabei nöthig wird. Und die Engländer, die über Alles, was Tiſchſitten betrifft, ſo ſolid nachdachten, halten jenes Verfahren für „vulgär" und Leute von Geſchmack haben es daher auch abgeſchafft. Sie führen den nicht überfüllten Suppenlöffel ohne heftige Bewegung mit der langen Seite ſeiner kleinen Schüſſel zum Munde und tränken von da aus die Lippen leiſe und beſcheiden, ohne Bedauern, daß ſie auf dieſe Weiſe nicht ſo gut des ganzen Reſtes habhaft werden können.

Die andere „vulgäre" Manier erinnert auch ein wenig an die Krankenſtube, wo die Wärter allerdings darauf achten müſſen, daß ihre Patienten genau die vom Arzt ihnen vorgeſchriebene Portion: „alle zwei Stunden einen Eßlöffel voll" empfangen, und wo daher mit Fug und Recht die Spitze des Löffels zwiſchen die nach der Medicin verlangenden und weit vorgeſtreckten dürren Lippen des armen Kranken eingeſchoben und die ganze Portion hineingeſchüttet werde.

Der geſunde Tiſchgaſt vermeide ſolche Reminiscenzen und greife ſeinen Suppenlöffel wie ſein Weinglas zierlich naſchend auf der Seite an.

Meſſer und Gabel.

Nicht ſelten gewahrt man (namentlich in Deutſchland) eine Unſitte, die anderswo (insbeſondere in England) höchlich verpönt iſt, ja, dort faſt gar nicht vorkommt. Nämlich die, daß die Speiſen ſtatt mit den dazu zweckmäßig eingerichteten Gabeln und Löffeln mit dem ſcharfen Meſſer zum Munde geführt werden. Die, welche dies thun, vergeſſen, daß Tubalkain die Tiſchmeſſer zu ganz anderer Benutzung ſchmiedete. Der Widerſinn und die Verkehrtheit, die in dem Gebrauche des Meſſers als Gabel liegt, fällt dem Verſtand unangenehm auf und dann verletzt und empört auch der Anblick des ſcharfen Eiſens zwiſchen den zarten, ſo leicht verwundbaren Lippen das Gefühl. Die Zuſchauer werden dabei von der Furcht ergriffen, daß es zum Blutvergießen kommen könnte, und ſind es Engländerinnen, denen von Jugend auf der zweckmäßige und ungefährliche Gebrauch der Speiſeinſtrumente und überhaupt der ganze ſtrenge, aber ſehr vernünftige engliſche Canon der Taſelſitten ganz in Fleiſch und Blut übergegangen ſind, ſo überläuft es ſie kalt vor Entſetzen bei einem ſolchen Anblick.

Was die Gabel betrifft, ſo ſoll man ſie ja nicht oben am Ende mit der Fauſt anpacken und in das zu verſpeiſende Fleiſch etwa mit derſelben hineinfahren, als ob man es aufſpießen wolle; ſondern man hält die Gabel in der

Mitte zwischen den Fingern, wie man eine Feder hält, und hantirt mit ihr so leicht und so zierlich, als nur möglich.

Noch eine Cardinalvorschrift: Messer und Gabel dürfen nicht fortwährend wandern aus der Rechten zur Linken und aus der Linken wieder zur Rechten! Man nimmt von Anfang an das Messer in die rechte Hand und die Gabel in die linke und dabei bleibt es. Nicht aber, wie dies in Deutschland leider noch zu häufig geschieht, schneidet man das Fleisch in der angedeuteten Weise, legt dann beide Werkzeuge nieder, um die Gabel in die Rechte zu nehmen und nun lustig damit zu essen, bis man sie wieder niederlegt, um sie zum Zweck des Schneidens in umgekehrter Weise wieder aufzunehmen. Das ist ein Verstoß von so grober Natur, daß uns fast das Wort dafür fehlt. Man ißt immer mit der Linken, sowol das Gemüse, wie das Fleisch, und hat dabei das Messer unweigerlich in der Rechten, zum Zerschneiden sowol, als auch zum Nachhelfen: aber man ißt niemals mit dem Messer, und in einem Fall wird das Messer überhaupt nicht gebraucht (wenn nicht, wie dies in großen Häusern allerdings die Regel, solche mit silbernen Klingen vorhanden sind), nämlich beim Fisch. Der Fisch verliert durch die Berührung des Stahls, deshalb vertritt ein Stückchen Brod, welches man in die Hand nimmt, in diesem Fall die Stelle des Messers.

Daß unsere Matrosen, Bauern, die Montenegriner und Andere, die nicht besser polirt sind, Messer und Dolche sogar als Zahnstocher gebrauchen, ist ein non plus ultra, vor welchem hier nicht einmal gewarnt zu werden braucht.

Kleine und große Servietten.

Gewiß sind die Servietten eine zur Aufrechthaltung von Nettigkeit und Appetitlichkeit bei Tische sehr nützliche Erfindung. Man kann mit ihnen eine Menge kleiner Versehen und oft unvermeidlicher Zufälligkeiten corrigiren. Die bärtigen Herren haben sie am meisten von Nöthen. Die Damen, die ohnedies in allen Dingen, wie die hübschen Kätzchen, vorsichtiger und appetitlicher sind, nicht so sehr.

So nützlich die Serviette aber ist, so darf sie sich doch nicht gar zu breit machen. Zuweilen findet man Servietten, die nach kolossalen Proportionen zugeschnitten sind und die uns dann schließen lassen, daß man auf ganz grobe und sehr häufige Versehen gefaßt ist.

Auf Hogarth's Gemälde, welches ein Lord-Mayors-Essen abconterfeit, sitzt ein londoner Alderman in eine höchst großartige Serviette, die er sich nahe unter dem Kinn zusammengebunden hat, ganz wie in einen Reisemantel eingewickelt. Vor einem solchen Tischgenossen muß man sich in Acht nehmen. Er sieht aus, als hätte er sich zu einer furchtbaren Schlacht gerüstet und als sei er links und rechts auf alle Arten von Unglücksfällen mit Suppenlöffeln, Saucièren und Rothweintropfen gefaßt. Erwachsene Leute sollten eine solche formidable Rüstung, wie sie bei kleinen, unvorsichtigen Kindern wol ganz am Platze ist, nicht nöthig haben.

Je raffinirter und artiger die Gesellschaft ist, desto kleiner kann man die Servietten haben. In den feineren Gesellschaftskreisen Englands hat man daher auch gewöhnlich auffallend winzige Servietten, in den plebejischen dagegen ganz besonders große.

Elegants und Dandies pflegen auch die Servietten gar nicht so vor-

sichtig über den ganzen Schooß auszuspreizen, wie Die es thun, welche sich nicht viel Geschick zutrauen. Jene nehmen das kleine Tuch kaum auseinander, legen es vielmehr zusammengefaltet, wie es ist, auf ein Knie und tüpfeln nur dann und wann einmal mit den Fingern darüber weg, oder führen es — ohne den Mund mit ihm zu kneten — leicht und leise bei den Lippen vorbei, nicht sowol weil es nöthig wäre, diese zu putzen, als vielmehr nur aus Vorsicht und zum Zeichen, daß sie aufpassen.

Tischgespräche.

„Wenn gute Reden sie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort",

und wie die Arbeit, so auch das Essen, welches sogar der Gesundheit zuträglicher und viel verdaulicher wird, wenn man diese Beschäftigung mit etwas Geist, gemüthlicher Conversation und herzlicher Heiterkeit mischt.

Gewöhnlich werden jene freundlichen Genien durch die Mahlzeit auch schon ganz von selbst geweckt und herbeigelockt. Wenn die Lateiner mit ihrem bekannten Sprichwort vom plenus venter andeuten wollen, daß der beladene Magen den Geist lähme, so wird dies doch nur dann erst wahr, wenn besagter Magen wirklich schon ganz angefüllt ist. Der fortschreitende Proceß der Sättigung, der ja eben bei einer Mahlzeit statt hat, frischt dagegen den Geist an und hält ihn — so lange noch der Reiz des Appetits nicht völlig abgetödtet ist — in Rührigkeit. Und die Rührigkeit steigt dabei bis zu einem gewissen Grade an und spielt sogar auch noch einige Zeit *nach* der Mahlzeit fort, bevor Erschlaffung, Nachmittagsschlaf und andere Rückschläge eintreten.

Wenn der volle Magen etwas träge macht, so ist doch der leere und nüchterne eben so wenig munter, was schon jener alte englische General recht gut gewußt hat, der zu seinen Officieren sagte: „Eilen wir, unsere Soldaten in's Treffen zu führen, so lange sie noch ein wenig von ihrem Roastbeef und Porter im Leibe haben."

Der Mensch ist einmal nichts weniger als ein einseitiges, pures Seelenwesen, sondern eben aus zwei dicht mit einander verschweißten und verquickten Metallen, Geist und Leib, zusammengesetzt. Beides wird bei ihm nach dem Sprichwort durch Essen und Trinken zusammengehalten.

Am meisten erregt und weckt uns freilich das Trinken, der liebliche Wein. Allein dieses Trinken geht wieder für sich allein auch nicht recht gut von statten. Es muß mit ihm etwas solide Speise als Grundlage verbunden werden.

Und so sind denn mithin Bratenschüsseln, Trinkgläser (natürlich *wohl*gefüllte) und — was man eigentlich hauptsächlich bezweckt — heiterer Verkehr und Conversation ganz unzertrennliche Dinge, die man nicht jedes für sich haben kann und die eben nur bei einem guten Gastmahl bei einander sind.

Die Speisen sind in unserm Organismus dasselbe, was die Kohlen in der Dampfmaschine. Wie diese, so lange sie brennen, das Wasser mit Flammen umfangen und in rührigen, elastischen Dampf verwandeln, so dienen jene dem Wein zur Grundlage und destilliren aus ihm am Ende den Geist, die Gedanken, die guten Einfälle hervor, die als Gespräche auf die Zunge fallen und sie in Bewegung setzen.

Hierin hat man zugleich auch eine Antwort auf die oft aufgeworfene

Frage, warum denn Alles „begessen" werden, warum bei allen freudigen Ereignissen, als da sind: Hochzeiten, Taufen, Siegesfeiern, Königskrönungen ꝛc., eine Gasterei dabei sein müsse. Die Antwort ist ganz natürlich die: weil eben so wenig der nüchterne, als der völlig abgespeiste Mensch zur Freude, zu geistiger Regsamkeit und zur Feier geeignet ist, wol dagegen der eben genießende und noch tapfer fortspeisende Mensch.

Plato's philosophisches „Symposion" (Schmaus), bei dem er so viele hochfliegende Gedanken mit einem so wundervollen, man darf wol sagen, wahrhaft großartigen Humor gewürzt, auftischt — und ferner der Umstand, daß die alten Griechen einen ganzen Literaturzweig unter dem Titel: „Schmäuse" (Symposien) hatten — eben so die „Tischgespräche" Luther's und die besonders herausgegebenen „Tischreden" vieler berühmter Männer, die auch bei uns wieder einen eigenen Literaturzweig ausmachen, dies Alles beweist hinlänglich, daß, wie ich sagte, die Mahlzeiten den Menschen in der Regel von selbst schon gesprächig machen.

Nichtsdestoweniger ist es gut und nöthig, daran zu erinnern, daß dies auch so sein soll. Es muß durchaus bei Tisch gesprächlustig und geistreich hergehen, theils damit man das Tellergeklapper und andere prosaische, dem Ohr unangenehme Geräusche, die bei Gastereien unvermeidlich sind, mit etwas Geistigem übertöne und ersticke, theils damit das doch am Ende so materielle Geschäft des Nachhelfens mit „Magenfeuerung" nicht als die Hauptsache und das Ganze blos als eine Abfütterung erscheine.

Auffallend ist mir zuweilen der entsetzliche Ernst und die Ruhe gewesen, die unsere Bauern, Arbeitsleute und ich darf überhaupt wol sagen, alle niederen Classen der bürgerlichen Gesellschaft beim Speisen entwickeln. Sie sind zuweilen während der Arbeit ganz munter, schwatzen und singen dabei sogar, wie Letzteres namentlich alle russischen Arbeiter, Holzhauer, Schiffszieher ꝛc. thun. So wie es aber zur Mahlzeit geht, verstummen sie, lassen die Zähne und Backenknochen werken und sind so still dabei, wie die Lämmer, wenn sie wiederkäuen.

Diese Beobachtung, die, wie ich glaube, richtig ist, habe ich mir nie recht genügend erklären können. Vielleicht sind die Leute von der Anstrengung der Arbeit erschöpft und wollen sich bei der Mahlzeit recht gründlich erholen. Vielleicht scheint ihnen das Essen schon an sich Vergnügen genug und keiner weitern Ausschmückung durch Gespräch, Gesang ꝛc. bedürftig, ein Genuß, in den sie sich nun gern vertiefen. Vielleicht wird auch bei Tisch ihre Aufmerksamkeit durch die Aufgabe absorbirt, daß Jedem „sein Recht" werde. Dem sei, wie ihm wolle, jedenfalls wird der Feingebildete diesen Ernst, diese „Vertiefung" beim Essen vermeiden und die höchst irdische Verrichtung mit etwas poetischer Heiterkeit noch mehr zu würzen trachten.

Bei Tafel ruhig sitzen.

Hamlet giebt seinen Schauspielern folgende Vorschrift: „Sägt nicht zu viel mit den Händen durch die Luft", sagt er ihnen, „sondern behandelt Alles gelinde."

Auch die Acteure bei einem Diner können sich dies gesagt sein lassen. Mahlzeiten sind wesentlich geselliger Natur. Die Theilnehmer müssen dabei aus verschiedenen Gründen, schon der Conversation wegen, ziemlich nahe bei einander placirt werden. Sie müssen daher auch, um sich nicht gegenseitig

in's Revier zu fallen, möglichſt ruhig neben einander ſitzen, mit etwas angeſchloſſenen Ellbogen und nur mit kurz angebundenen Händen arbeitend. Das Speiſen iſt ja keine Heuernte.

Viele vergeſſen dies in ihrem unbewachten Eifer zuweilen ganz und laſſen ihre zehn Finger über den Teller und ſeine Umgebung hin und her fahren, wie die Schüler Liſzt's über die Taſten ihres Pianos. Ganz arg iſt es, wenn ſie ſich dabei, wie man es wol mitunter erlebt, ſo weit vergeſſen, daß ſie mit langen Armen dicht bei dem Teller ihres Nebenmanns vorbei hinausgreifen, um ein entferntes Salzfaß herbeizuſchaffen oder gar um ein anſprechendes Gericht, das ſie jenſeits erſpäht haben, ſich zuzueignen. Dies iſt ein eben ſo polizeiwidriger Verſtoß gegen die Etikette, als wenn bei der Converſation ein Tiſchgenoß ſeinen Nebenmann ganz übergeht und einem Dritten am andern Ende der Tafel etwas zuruft und mit ihm das Kreuzfeuer eines Zwiegeſprächs einleitet. Dem lieben Nachbarn, den uns das Schickſal oder die Anordnung der gebietenden Frau vom Hauſe für die Dauer der Seſſion vermälte, gebühren unſere Dienſte, unſere Hülfeleiſtungen und Aufmerkſamkeiten. Er fühlt ſich mit Recht tief verletzt, wenn man ihn vernachläſſigt oder durch handgreifliche Bewegungen genirt oder gar, wenn man, ehe die Tafel aufgehoben iſt, aufſteht und zu einem Andern hinläuft. Und nicht nur er, ſondern überhaupt die Harmonie des Ganzen wird dadurch zerſtört, weil die um die Table ronde placirten Gäſte wie Blumen in einem Kranze, wie die Tänzer in einer Chaine ineinander greifen und ſo das Ganze hübſch zuſammenhalten ſollen.

Allerdings kann Alles übertrieben werden, auch jene Regel vom „Anſchluß der Ellbogen" bei Tiſche. Man ſieht wol zuweilen vornehme, alte, pedantiſche Engländerinnen, die ſich jene Regel gar zu ſehr zu Herzen genommen haben. Sie ſitzen bei Tafel oft mit ganz unnöthig feſt eingekniffenen Ellbogen, ſteif, kerzengerade, faſt bewegungslos und parademäßig, und geſtatten ihren Händen über dem Teller nicht mehr Spielraum als bei dem Stricken eines Strumpfes.

Sie vergeſſen, daß ein Diner zwar, wie geſagt, keine Erntearbeit, aber doch auch kein militairiſches Exercitium iſt. Es muß, wie Hamlet ſagt, Alles — auch die bei Tafel allerdings nöthige Beſchränkung auf den uns beſchiedenen Raum — „gelinde" betrieben werden.

Zwei Sturmfluth-Sonette.

Von **Otto Braun***).

Hoc non sit artis sed pietatis opus.
Ovid.

I.

Mir iſt die Seele voll von grauſen Bildern:
Ich ſehe Städte die zerſtört vom Feuer,
Und Schiffe ſeh' ich ohne Maſt und Steuer,
Und Schrecken die kein Mund vermag zu ſchildern.

Hört Ihr das Angſtgeſchrei? Mit immer wildern
Gewalten tobt der Sturmfluth Ungeheuer;
Haus, Hof und Herd, was nur dem Menſchen theuer,
Verſinkt im Meer — o, helft den Jammer mildern!

Ja, zeigt ein Herz! Derweil in ſicherm Porte
Ihr euch erfreuet reich beglückten Lebens,
Pocht bittre Noth an unſrer Brüder Pforte.

Ein Jeder ſei voll eifrigen Beſtrebens,
Und ſetz' in Thaten um des Mitleids Worte —
Kein Schwerbedrängter hoff' auf uns vergebens!

II.

Wer iſt den nicht des Unglücksſohnes dauert!
Seht dort ſein Haus auf fortgeſpültem Grunde,
Und hier ſein Weib mit bleichem Fiebermunde,
Und dort ſein Kind das nackt am Strande kauert!

Wer fühlte nicht ſich ahnungsvoll durchſchauert,
Wenn das Verhängniß waltet in der Runde!
Ach, keiner weiß ob nicht auch ihn zur Stunde
Des Schickſals dunkle Wetterwolk' umlauert!

Des Winters Leid ſcheucht nur der Liebe Sommer;
Drum ſei die Brüder brüderlich zu laben
Uns höchſter Wunſch — doch bleib' er nicht ein frommer!

Nein, dankerfüllt für all' die Liebesgaben,
Sag' uns zum Ruhm der Holſte wie der Pommer:
Der Hand zunächſt ſchlug doch das Herz der Schwaben!

---

*) Die oben mitgetheilten Sonette, welche bei Gelegenheit einer in Augsburg zum Beſten unſrer hartgeprüften Küſtenbewohner veranſtalteten muſikaliſch-declamatoriſchen Unterhaltung vorgetragen wurden, verdienen es, auch in weiteren Kreiſen bekannt zu werden. Denn ſie ſind, trotz jenes Ovidiſchen Motto's, das nur die Beſcheidenheit ihres Dichters ihnen voranſtellte, zugleich „ein Werk der Liebe und der Kunſt", und werden, als eine Stimme aus dem Süden, im ganzen Norden Deutſchlands ein lebhaftes und dankbares Echo finden.

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Ueberſetzungsrecht ſind vorbehalten.

Deutsche Liebe.

Mag auch heiß das Scheiden brennen,
Treuer Muth hat Troſt und Licht;
Mag auch Hand von Hand ſich trennen,
Liebe läßt von Liebe nicht.
Keine Ferne darf uns kränken,
Denn uns hält ein treu Gedenken.

Geibel.

Geibel

Der Salon.

Die Freunde des Todes.

Novellette von **Ernst Eckstein.**

„Nach fünf Jahren der Trennung sehe ich Dich wieder, Berlin, Du stolze Perle des märkischen Sandmeeres! Wie viel hat sich seit jenem wehmüthig-schwärmerischen Abschied geändert! Nach rechts und links hast Du Dich ausgebreitet, dem biblischen Senfkorn vergleichbar! Du hast Dir den Reif der kaiserlichen Krone um die Stirn gelegt und das Scepter Alldeutschlands ergriffen! Bescheiden und sittsam ließest Du Dir ehedem an sieben Musentempeln genügen: jetzt zählen Deine weltbedeutenden Breterbuden nach Dutzenden. Sogar das fromme Symbol Deiner Jugendzeit, die treue Vossische Zeitung, hat die Kinderschuhe ihres Fibelformats ausgetreten; sie wandelt jetzt auf großem Foliokothurn durch die Säulengänge des Jahrhunderts und verkündet in neudeutschen Leitartikeln den gewaltigen Umschwung aller Dinge. Du hast Carrière gemacht — und ich? ... Pah, ich will mir den leuchtenden Frühlingsmorgen nicht durch unerquickliche Betrachtungen verderben! Was frommt diese ewige Unzufriedenheit? Schon vor fünf Jahren nannte mich Clärchen einen Hypochonder — und weiß Gott, ich hatte von je eine überflüssige misanthropische Ader! Warum erfreue ich mich nicht, wie so viele tausend Andere, an dem duftigen Grün der Baumriesen, an dem wolkenlosen Azur des Himmels, an den frischen, fröhlichen Gesichtern der geputzten Spaziergänger? Warum genieße ich nicht, ohne nach Vergangenheit und Zukunft zu fragen? Was fehlt mir eigentlich? Wahrhaftig, Clärchen hat Recht — ich bin ein Narr, ich bin undankbar!

„Ob sie verheirathet ist? Sie war sechzehn Jahre alt und schön wie ein Engel ... Ohne Zweifel hat sie längst das Elternhaus mit dem eigenen Herde vertauscht ... Ich sehe sie im Geiste als Frau Postsecretairin Veit ... So hieß ja wol der schmächtige junge Mann von vis-à-vis ... Er war sterblich in sie verliebt und galt für eine gute Partie. Doch nein, sie mochte ihn nie leiden — und nur, um versorgt zu sein — nein, nein, ich thue ihr Unrecht! Veit und Clärchen — das reimt sich so wenig wie Tag und Nacht, wie Sommer und Winter. Ich verstehe mich auf Psychologie. Eher hätte sie sich entschlossen, den Rentier aus der Bel-Etage zu nehmen, der ihr damals in Tempelhof das riesige Camelienbouquet überreichte und sehr unzweideutig auf die Gluth seiner Gefühle anspielte ..."

Den vorstehenden Monolog hielt ich auf einem Morgenspaziergang, der mich ziel- und planlos durch den berliner Thiergarten führte. ... Ich war gründlich verstimmt — warum, das wußte ich eigentlich selbst nicht, aber die Unmöglichkeit einer logischen Erklärung trug keineswegs dazu bei, meinem Verdruß die Spitze abzubrechen. Endlich gab

die Erinnerung an Clärchen meinen trübseligen Gedanken eine andere Richtung. Das liebe Kind war die Tochter des ehrsamen Posamentiers, bei dem ich während der letzten zwei Semester meines akademischen Trienniums gewohnt hatte. Ich empfand für sie eine Art brüderlicher Zuneigung, die selbst nach fünfjähriger Trennung nicht erkaltet war Freilich, Briefe hatten wir nicht gewechselt — und die Schuld lag an mir; freilich, geschlummert hatte unsere poetische Geschwisterliebe, wie die Gluth unter der Asche: aber jetzt erwachte sie unter dem Einfluß der alten, wohlbekannten Umgebung mit so frischer Lebendigkeit, daß ich beschloß, allen Zweifeln ein Ende zu machen und Herrn Friedrich Lachmann, Posamentier, Belle-Alliance-Straße Nr. —, noch heute zu besuchen.

Ich war inzwischen am großen Stern angelangt und wandte mich nun dem Thore zu, um in einem Restaurant unter den Linden zu frühstücken. Das weltschmerzliche Mißbehagen von vorhin hatte einem gesunden Appetit und jener unerklärlichen Freudigkeit Platz gemacht, die uns zu ergreifen pflegt, sobald wir einen, wenn auch noch so geringfügigen Entschluß gefaßt haben. Schneller und elastischer als zuvor durchschritt ich den victoriagekrönten Triumphbogen und wollte eben rechts nach dem Trottoir ausbiegen, als mich ein unverhoffter Anblick wie mit bleiernen Ketten an den Boden fesselte. Drei, vier Secunden lang stand ich regungslos, ohne ein Wort über die Lippen zu bringen. Dann rief ich mit stammelnder Stimme:

„Theodor! Ist's möglich! Bist Du's?"

Eine bleiche, hohlwangige Gestalt streckte mir, unmerklich lächelnd, die zitternde Hand entgegen.

„Ich scheine einen äußerst angenehmen Eindruck auf Dich zu machen", erwiederte er in höhnischem Ton „Wie geht Dir's?"

„Das frage ich Dich, liebster Theodor. Was soll ich Dir's verbergen, Du siehst miserabel aus, ganz miserabel! Bist Du krank — oder was ist sonst mit Dir vorgegangen? So rede doch!"

Ich hatte die Gestalt des jungen Mannes während dieser letzten Worte genauer in's Auge gefaßt. Sie bot das erschreckende Bild einer unglaublichen Verwüstung. Furchtbar abgemagert, schwankend, gebeugt, das Antlitz von aschfarbener Leichenblässe bedeckt — so stand er vor mir, der einst so blühende, jugendfrische Genosse meiner studentischen Tollheiten, der flotteste Bursche der Heidelberger Hochschule, der Liebling aller weiblichen Herzen — von der Gräfin und der poetisch-gebildeten Professorentochter bis abwärts zur rothwangigen Kellnerin . . . Welche entsetzliche Verwandlung! Wo war das Feuer der geistvollen Augen, die beim schäumenden Becher Blitze zu sprühen schienen? Von bleigrauen Ringen umzirkelt, glommen die halbverloschenen Sterne jetzt matt und trostlos in ihren Höhlen; das Weiße war gelb geworden; die Lider hatten die Fähigkeit verloren, sich über die Hälfte der Pupille hinaus zu öffnen! Ach, und die Stimme! Mir graute bei dem schrillen und doch so ohnmächtigen Klang dieses Organs, das uns einst so süß und gewaltig die Seelen erschüttert hatte! . . . „Gaudeamus igitur!"

... Es war sein Lieblingslied gewesen! Noch lag mir der Wohllaut seines prachtvollen Basses im Ohr — und jetzt?

„Bist Du krank?" fragte ich.

Wahrlich, die Frage war überflüssig! Jeder Zug seines zertrümmerten Wesens gab tausendfach Antwort! Und doch hatte ich die instinctive Ueberzeugung, daß es sich hier nicht um eine Krankheit im gewöhnlichen Sinne handelte ... Vielleicht war der Zustand des Unglücklichen nur die Folge einer pathologischen Revolution; vielleicht befand er sich bereits im Stadium der Reconvalescenz.

„Krank?" versetzte er nach einer Weile. „Ja und nein, wie Du willst. Oder besser, nein! Ich bin nicht krank, sondern gesünder, als Ihr Alle — wenigstens was meine seelische Situation betrifft."

Ich erschrak. Der unheimliche Gedanke, Theodor könne an einer geistigen Zerrüttung leiden, zuckte jählings durch mein Gehirn.

Er durchschaute mich.

„Nicht doch", sagte er lächelnd. „Meine Rede mag Dich befremden, aber Du irrst, wenn Du an meinem Verstand zweifelst. Im Gegentheil, ich darf behaupten, die irdischen Dinge nie klarer beurtheilt zu haben, als jetzt."

„Aber was fehlt Dir?" fragte ich in ängstlichem Tone. „Du bist bleich, Du zitterst ..."

„Das ist das Vorspiel ... die Introduction ..."

Er lachte wild auf. Es überrieselte mich eiskalt bei diesem Lachen.

„Hast Du noch keinen Arzt consultirt?" fuhr ich fort, ohne auf seine unverständliche Bemerkung weiter einzugehen.

„Einen Arzt? Zu welchem Zweck?"

Ich war rathlos.

„Du willst mich nicht aufklären", sagte ich achselzuckend. „Verzeihe nur, daß ich Dich belästigt habe. Es geschah in der besten Absicht."

„Das glaube ich gern. Aber ich gebe Dir mein Wort darauf, ich brauche keinen Arzt; ich fühle mich ganz wohl ... das heißt, augenblicklich ..."

Er strich sich mit der Hand über die Stirn und faßte mich dann krampfhaft am Arm.

„Komm!" sagte er nach einer Weile, tief Athem holend. „Laß uns dort auf der Bank ein paar Minuten ausruhen."

Wir setzten uns.

„Was war das vorhin?" fragte ich zögernd.

„Mir schwindelte.

„Und Du behauptest, gesund zu sein?"

„Nun ja. Nur mometan, so lange ich hier unter dem menschlichen Gesindel herumstreiche ... Wenn ich erst einmal anfange zu leben, dann hören diese kleinen Zufälle von selbst auf."

„Wenn Du anfängst zu leben? Wie verstehe ich das? Du sprichst in Räthseln."

Er antwortete nicht.

„Seit wann hältſt Du Dich in Berlin auf?“ begann ich nach einer Pauſe.

„Seit vier Monaten.“

„Und was treibſt Du hier?“

„Nichts.“

„Verbietet Dir Dein . . . Zuſtand jede Beſchäftigung?“

„Das nicht . . . Oder ja, jä! Mein Zuſtand verbietet mir jede Beſchäftigung.“

„Du gefällſt Dir in ſeltſamen Widerſprüchen.“

„Ich halte mich ſtreng an Deine Fragen.“

„Ich frage alſo höchſt unklar?“

„Allerdings.“

„Du biſt aufrichtig.“

„Mein Zuſtand! Was heißt Zuſtand? Körperlich wäre ich wol in der Lage geweſen, den alten Schlendrian fortzuſetzen und meine ſchätzbaren Kenntniſſe dem königlichen Stadtgericht zu widmen. Meine gegenwärtige Aufgeregtheit, beziehungsweiſe Niedergeſchlagenheit, datirt erſt ſeit wenigen Wochen . . . Aber . . .“

Er ſtockte

„Ah, ich verſtehe! Es fehlte Dir Luſt und Liebe.“

„Es war mir unmöglich, die Farce weiter zu ſpielen. Endlich kommt man zur Einſicht.“

„Das nennſt Du zur Einſicht kommen? So iſt Dir Dein Beruf gänzlich zuwider geworden?“

„Total!“

„Ich beklage Dich. Aber gleichviel. Du beſitzeſt Vermögen. Du biſt unabhängig . . .“

„Gott ſei Dank, nach langer Knechtſchaft.“

„Du warſt es von je.“

„Ich bin es ſeit wenigen Monaten. Bis dahin ſchmachtete ich unter dem Joch der gemeinſten Illuſionen.“

„Du biſt ein ſeltſamer Menſch!“

„Ich glaube Dir gern, daß Du mich nur unvollſtändig begreifſt.“

„Willſt Du meine Neugierde reizen?“

„Gewiß nicht.“

„So rede offen und rückhaltslos — oder laß uns vom Wetter plaudern.“

„Das wäre des deutſchen Bürgers würdig. Aber nein — das Leben iſt ſchal genug, auch ohne Eure Plattheiten.“

„Was meinſt Du mit jenen Illuſionen, deren Joch Du abgeworfen haſt?“

„Nun, Eure Phraſen von Lebenszweck — von Pflichten gegen die Geſellſchaft und gegen ſich ſelbſt, kurz und gut, den ganzen Plunder, den Ihr Moral nennt.“

„Mein Gott, was hat das mit Deiner Jurisprudenz zu ſchaffen? Theoretiſch ſind wir Alle mehr oder minder Nihiliſten.“

„Ich bin es practiſch . . .“

„Inwiefern?“

„Sehr einfach. Ich habe mit dem Leben und ſeinen farbloſen Armſeligkeiten abgeſchloſſen. Ich trage die Exiſtenz nur noch als Intermezzo. Mein wahres Leben beginnt erſt Abends nach Sonnenuntergang. Dann finde ich die Verwirklichung aller jener Träume, nach denen Ihr optimiſtiſchen Tröpfe vergebens ſchmachtet. Dann hebt ſich der graue Schleier, der den beklagswerthen Alltagsgeſchöpfen Jahr aus, Jahr ein die Seele umnebelt. Dann erſchließt ſich mir eine neue Welt voll Glanz und Blüthenduft, deren Herrlichkeit ſelbſt mit dem Opfer eines zerſtörten Nervenſyſtems nicht zu theuer erkauft iſt. So entfliehe ich doch wenigſtens zeitweiſe der ſchalen Banalität, die Euch kettet, und wenn zuletzt die Stunde der Vernichtung ſchlägt, ſo kann ich mir ſagen: Ich habe genoſſen, ich habe den giftqualmenden Abgrund mit Roſen überkleidet, ich war unter hunderttauſend Thoren ein Weiſer!“

Er ſchwieg. Seine Augen funkelten auf wie glimmende Kohlen, über die ein plötzlicher Luftzug einherfährt. Dann erloſchen ſie wieder in matter, ſchläfriger Apathie.

„Du malſt mir Deine Eleuſiniſchen Myſterien ſehr verführeriſch“, ſagte ich nach einer Weile. „In der That, wenn es ein Mittel gäbe, ſich über die Eitelkeit der irdiſchen Dinge hinweg zu täuſchen . . .“

Ich vollendete nicht. Mein Blick haftete unwillkürlich auf der zerrütteten, blaſſen Geſtalt — und tiefinnerlich ſchauerte ich zuſammen. Nein, um dieſen Preis wären ſelbſt die köſtlichen Fluthen Lethes zu theuer erſtanden — der Himmel bewahre mich in Gnaden!

Theodor nahm meine unterbrochene Rede auf.

„Wenn es ein Mittel gäbe!“ wiederholte er, während ein überlegenes Lächeln um ſeine ſchmalen, blutloſen Lippen ſpielte. „Ich ſchwöre Dir, meine Panacee iſt unfehlbar.“

Es ergriff mich bei dieſen Worten wie eine entſetzliche Ahnung. Schweigend ſtarrte ich zu Boden. Er fuhr fort:

„Wenn Du gleich mir zu dem Reſultat gelangt biſt, daß die Komödie von der Wiege bis zum Grabe jeglicher Pointe entbehrt, wenn Du gleich mir verlernt haſt, die alltäglichen Spielereien amüſant zu finden . . .“

Ich ſeufzte.

„Es ſcheint“, ſagte er im Tone einer unbeſchreiblichen Müdigkeit, „ich ſchlage da verwandte Saiten an. Wer kann's ändern? Es iſt ja keine bübiſche Laune, kein erkünſtelter Spleen, der uns in den Verdacht der Genialität bringen und dem Pöbel gegenüber theatraliſch drapiren ſoll. Hundertmal habe ich den Tagelöhner beneidet, der im Schweiße ſeines Angeſichts Steine zuſammenſchleppt oder Holz zerſchleißt und ſich glücklich fühlt, wenn ſein junges Weib ihm nach des Tages Laſt und Hitze das kärgliche Mahl vorſetzt. Tauſendmal habe ich gewünſcht, mit

dem Fuhrknecht tauschen zu dürfen, dem die Räthsel der Natur keine ruhige Stunde rauben, weil sich ihm Sein und Nichtsein im Bierglas und im drallen Mieder der Kellnerin concentrirt. Wahrlich, an mir liegt es nicht, wenn ich nicht im Stande bin, beim Anblick der untergehenden Sonne in Ekstase zu gerathen, oder ein schönes, jugendfrisches Mädchen begehrenswerth zu finden. Ich bin blasirt im furchtbarsten Sinne des Wortes. Die reale Welt hat für mich absolut Nichts mehr, was mich auch nur vorübergehend zu erfreuen vermöchte. Alles, Alles ekelt mich an; selbst das Denken ist mir zuwider, denn seine kühnsten Anläufe verlieren sich am schnellsten in jener vermaledeiten Sackgasse, die unser unvermeidliches Erbtheil ist, seitdem schwitzende Menschenstirnen gegrübelt haben. Kurz, ich komme mir vor wie ein Gefangener im moderfeuchten Verließ, wie ein Verbrecher, der, zum Schaffot verurtheilt, auf das Beil seines Henkers wartet. Nicht eine Secunde lang läßt das Elend mich los — bis ich den Bann mit Gewalt zerreiße und wie durch die Magie einer gütigen Fee in's Paradies übersiedle. Traurig genug, daß jedem Traum ein so schauerliches Erwachen folgt. Aber gleichviel, besser verdoppelte Qual und verdreifachte Seligkeit, als dieses gleichförmige, blödsinnige Vegetiren, das Ihr Leben nennt!"

Mit immer wachsendem Erstaunen hatte ich seiner Rede zugehört. Er hielt inne, wie um Athem zu schöpfen. Ich vermochte ihm keine Silbe zu erwiedern. In fast flüsterndem Tone fuhr er fort:

„Wenn Du denkst und fühlst wie ich — so sei ein Mann und fasse einen kühnen Entschluß ... Willst Du?"

„Sprich!" stammelte ich ausweichend.

„Werde Mitglied unserer geheimen Gesellschaft."

„Welcher geheimen Gesellschaft?"

„Wir nennen uns die „Freunde des Todes". Du erbleichst. Ich weiß, auch Du bist reif für unsern classischen Bund. Komm, gieb mir die Hand, Kamerad."

„Die Freunde des Todes", wiederholte ich mechanisch, „eine seltsame Corporation!"

„Vielleicht ist die Bezeichnung nicht ganz treffend gewählt ... „Die Verächter des Lebens" wäre genauer — aber meine Herren Commilitonen fanden diese positive Wendung zu platt; sie verlangten etwas Geheimnißvolles, Schauerliches. Indeß, auch der Tod spielt eine hervorragende Rolle in unseren Statuten."

„Erkläre Dich deutlicher."

„Nun, unsere ganze Methode, unsere ... ars vivendi hat eine Beschleunigung der letzten Stunde zur Folge ... Wir unterwühlen systematisch unsere Gesundheit."

„Es scheint so!" versetzte ich, unwillkürlich aufseufzend. „Und Du meinst im Ernst, ich könne mich entschließen?"

„Thor!" unterbrach er mich — „also auch Du hängst an den alten, kindischen Vorurtheilen! Auch Du berechnest den Werth der Existenz nach ihrer Dauer! Auch Dir sind zwanzig Jahre im Zuchthaus lieber,

als vier in der Freiheit! Eine traurige Logik! Aber Dein Wahn ist unverzeihlich! Du hast das wahre Sein noch nicht gekostet. Ein einziger Abend bei den „Freunden des Todes“ wird Dich eines Bessern belehren ... Willst Du heute mitkommen?“

„Zuvor muß ich doch wissen ...“

„Ah, Du erräthst nicht? Hast Du nie von jenem orientalischen Zaubermittel gehört, das den Menschen zum Gott macht, von jenem räthselhaften Harz, das dem Stengel des Hanfs entquillt und Haschisch genannt wird? Die Freunde des Todes rauchen Haschisch.“

„Ihr Unseligen!“ rief ich mit bebender Stimme. „Wie? Hier im Centrum deutscher Tüchtigkeit und deutschen Ernstes fröhnt Ihr einem Laster, das selbst für die Barbaren des Ostens noch zu barbarisch scheint? Hier, wo Alles keimt und blüht und leuchtet, werft Ihr Euch in die Arme der Verzweiflung, des Wahnsinns?“

„Schweig!“ entgegnete er dumpf. „Die Verzweiflung, der Wahnsinn packen uns ohne unser Zuthun. Die Freunde des Todes suchen sich den Griffen der Furien nur zu entziehen, Du fälschest die Thatsachen! Uebrigens fehlt Dir zur Zeit jede Fähigkeit eines unbefangenen Urtheils. Du kennst die Nymphe nicht, deren Reize Du verunglimpfst. Noch einmal: Willst Du kommen?“

„Was bewegt Dich, mich zu einem Schritt zu verführen, der schwerlich von segensreichen Folgen begleitet sein wird?“

Er zuckte die Achseln.

„Ich habe Mitleid mit Dir ... Meine angeborene Gutmüthigkeit ... Ueberdies liebt es jede Gesellschaft, für ihre Principien Propaganda zu machen.“

Ich zögerte. Auf der einen Seite empfand ich eine verzehrende Neugierde: auf der andern erbebte ich vor der Möglichkeit, ich könne an dem entsetzlichen Gift Geschmack finden. — Doch nein! So viel Willenskraft durfte ich mir wol zutrauen! Zudem lag es ja ganz in meiner Hand, ob ich nur den müßigen Zuschauer spielen oder mich ernstlich an der „Tagesordnung“ betheiligen wollte. Ich sagte also Ja und versprach dem gefährlichen Freund, nicht ohne ein gewisses Bangen, ihn um halb Acht in seiner Wohnung abzuholen. Er bedeutete mich noch, daß die strengste Verschwiegenheit selbstverständlich sei, und reichte mir dann mit einem vielsagenden Lächeln die Rechte.

„Auf Wiedersehen!“ murmelte er mit matter, verlöschender Stimme. Das viele Sprechen hatte ihn augenscheinlich angegriffen. Und somit verschwand er im bunten Gewühl der Alleen.

Ich ließ mich wieder auf der schattigen Bank nieder und starrte eine Zeit lang wie geistesabwesend vor mich hin. Dann sprang ich hastig empor, strich mir zwei, drei Mal über die Stirn und gelobte mir, die seltsam trübseligen Gedanken, die das Zwiegespräch mit Theodor in mir wachgerufen hatte, um jeden Preis zu unterdrücken. Ich mußte den Kreis jener Unglücklichen so frisch als möglich betreten: der geringste Anflug von Weltschmerz konnte Gefahr bringen.

Es gelang mir nur unvollständig, den Sturm meiner Empfindungen zu bemeistern. Ich versuchte, meiner Aufmerksamkeit mit Gewalt eine andere Richtung zu geben. Wie ein neugieriger Spießbürger aus Prenzlau oder Havelberg begaffte ich die eleganten Caroſſen, die rechts und links über das Pflaſter rollten. Dann vertiefte ich mich in die blendenden Wunder der Schaufenſter. Ich ſtudirte die Photographien ſämmtlicher Tänzerinnen, Sängerinnen und Feldherren. Ich prüfte die Deſſins der zierlichen Fächer und documentirte ein fieberhaftes Intereſſe für goldgepreßte Lederartikel. Schließlich erfüllte ich meine Phantaſie allerdings mit einer Reihe indifferenter Vorſtellungen — allein zwiſchen dieſer Summe des Gleichgiltigen tauchte immer wieder die hohlwangige Geſtalt des verzweifelten Jünglings auf, der mich an den Tiſch des Todes zu Gaſt geladen hatte. Es überkam mich eine nervöſe Ungeduld, ein Bangen, das ich mit allen Fineſſen einer pſychologiſchen Analyſe nicht zu ſchildern vermöchte. Drei Stunden lang lief ich planlos durch das Straßengewirr der Friedrichsſtadt, bis die Natur energiſch ihre Rechte geltend machte. Hunger und Müdigkeit zwangen mich, meine längſtvergeſſene Abſicht zu verwirklichen und ein Reſtaurant zu betreten.

Ich durchblätterte einige Zeitungen. Die Leitartikel, Correſpondenzen und Feuilletons hatten, durch die Lupe meiner Stimmung betrachtet, den unverzeihlichen Fehler, zu lang zu ſein: ich bevorzugte daher das „Vermiſchte“ und die Annoncen. Plötzlich ward mein apathiſcher Blick durch ein amtliches Inſerat gefeſſelt, das meine ſtockenden Lebensgeiſter mit einem Mal wieder in Fluß brachte. Ich las:

„Ueber das Vermögen des Poſamentiers Friedrich Lachmann, Belle-Allianceſtraße Nr. — iſt der Concurs eröffnet worden. Die Gläubiger werden aufgefordert, ihre Anſprüche bis zum 18. d. M. bei hieſigem kgl. Stadtgericht, Abtheilung für Concursſachen, anzumelden und zu begründen.

Berlin, am 1. Mai 1872.“

„Auch Du, Brutus!?“ murmelte ich ſeufzend vor mich hin ... „Wer hätte ſich das vor fünf Jahren träumen laſſen! Ich entſinne mich noch Deiner hochfliegenden Pläne, Deiner roſenfarbenen Hoffnungen! Du wähnteſt Dich bereits im Hafen: das hübſche, fünfſtöckige Haus konnte Dir nicht entgehen ... Dein Clärchen war eine brillante Partie ... Du wollteſt Dich zur Ruhe ſetzen und Dich im Adreßkalender als „Rentier“ verzeichnen laſſen. Wie oft haſt Du mir ſchmunzelnd vorgeplaudert, was Du im Spiegel der Zukunft erblickteſt — und nun? Pah, es iſt doch eine niederträchtige Welt, trotz aller Beſchönigungen der Optimiſten! Du haſt dieſen jähen Sturz nicht verdient, ehrlicher Friedrich! Du warſt fleißig, ſparſam, zuverläſſig und brav, wie kein Zweiter! Vielleicht biſt Du gerade deshalb in den Abgrund geſchleudert worden! Armer, ehrlicher Burſche!“

Der Kellner brachte mir die Suppe.

„Nein, und wie mich das Clärchen dauert!“ fuhr ich im Selbſtgeſpräch fort; — „das ſüße, blonde, ſonnige Kind mit dem frommen, vertrauenden Herzen — und dieſes Mißgeſchick! Sie liebte ihren Vater ſo

zärtlich, so hingebend! Gewiß leidet sie noch schwerer unter dem Druck der Verhältnisse, als er selbst!"

Nachdenklich löffelte ich meinen Teller aus. Dann zog ich die Uhr.

„Drei Viertel auf Drei! In spätestens einer halben Stunde bin ich fertig. Ich will die guten Leute besuchen. Wenn ich auch nicht zu helfen vermag, so thut aufrichtige Theilnahme doch wohl . . . Vielleicht gelingt es mir, sie ein wenig zu zerstreuen . . . Das entzückende Wetter lockt unwiderstehlich in's Freie. Ich lade sie zu einer Fahrt nach Charlottenburg ein . . ."

Zufrieden lächelnd führte ich das schäumende Glas zum Munde, setzte es aber, noch ehe ich getrunken hatte, wieder stirnrunzelnd auf die Porzellanschale.

„Verwünscht! Um halb Acht erwartet mich Theodor! Ich hatte die wahnsinnige clique dorée mit ihrem Haschisch-Taumel völlig vergessen! Um halb Acht! Nein, das wäre eine zweckwidrige Zerstückelung. Verschieben wir also Clärchen und den Charlottenburger Ausflug auf morgen! O Theodor, Du darfst stolz sein auf meine Gewissenhaftigkeit. Eine minder prompte Natur würde Dich sitzen lassen!"

Das war nun freilich ein kleiner Selbstbetrug — aber es klang doch angenehm, sich so das Zeugniß einer opferwilligen Pünktlichkeit ausstellen zu dürfen. Thatsächlich hatte sich mein Interesse für die „Freunde des Todes" um keine wesentliche Schattirung verringert — und Charlottenburg lief mir eben so wenig fort, als der bankerotte Posamentier und sein blondlockiges Töchterchen.

Ich verbrachte den Rest des Tages mit einem unerquicklichen Nichtsthun. Drei oder viermal begab ich mich in meine Wohnung, ohne recht zu wissen, weshalb. Vier oder fünfmal durchwanderte ich die Linden vom Thor bis zum Standbild und vice versa, ohne mir über den Zweck dieser monotonen Promenade auch nur im Entferntesten klar zu sein. Endlich sank die Sonne hinter die tannbewachsenen Hügel der ehrwürdigen Veste Spandau; die Glocke der Dorotheenkirche verkündete melancholisch die siebente Abendstunde.

„Gott sei Dank!" seufzte ich aufathmend, „ich fürchtete schon, Helios sei heute auf eine falsche Route gerathen!"

Ich wollte mir durch diesen classisch gefärbten Philisterscherz vorspiegeln, es sei mir höchst alltäglich und nüchtern zu Muthe. Gleichwol schlug mein Herz in sehr ungewöhnlichem Allegro, als ich jetzt in die Wilhelmsstraße einbog und nach etwa fünf Minuten vor einem stattlichen, reich ornamentirten Hause Halt machte.

Hier also wohnte der finstere Verächter des Daseins, der verzweifelte Spötter, der mit sehenden Augen in den Abgrund rannte!

Ich trat in den Thorweg. Wie wenig paßte diese verschwenderische Eleganz zu der trostlosen Philosophie, die ich heute Vormittag unter den rauschenden Wipfeln der Baumgänge vernommen hatte! Die breiten Marmorstufen mit den weichen, prächtigen Teppichen schienen nur für den leicht einherschwebenden Fuß des Frohsinns, des Lebensgenusses be-

ſtimmt zu ſein. Behaglich gafften die bronzenen Löwenköpfe des Geländers unter den maſſiven Arabesken hervor. Die Wände, in pompejaniſcher Manier al fresco gemalt, glänzten im Schimmer des vielarmigen Candelabers ſo üppig, ſo luxuriös im verlockendſten Sinne des Wortes, daß man ſich beim Anblick dieſes faſt allzu grellen Farbenſpiels in der That an den altrömiſchen Golf verſetzt wähnen konnte — in jene geſegneten Fluren des Einſt, wo die Exiſtenz einem luſtigen Traume, einem Tanze, einer funkelnden Faſtnacht glich . . .

Ein alter, grämlicher Diener öffnete mir. Er beantwortete meine Frage nach Theodor zwar höflich, aber doch in einem Tone, der mich vermuthen ließ, daß er mich für einen der „geheimen" Genoſſen ſeines Herrn hielt. Ein prüfender Blick in das verdroſſene, aber ehrliche Geſicht des Burſchen genügte, um mich über die Situation ſo ziemlich in's Klare zu bringen. Der Alte war offenbar ein Familienerbſtück; er liebte ſeinen jungen Gebieter mit der ſprichwörtlichen Anhänglichkeit dieſer Species, und ſah mit Entſetzen, wie der einſt ſo hoffnungsvolle Sproß ohne erkennbare äußere Urſache dahin welkte. Inſtinctiv ſchrieb er die furchtbare Verwandlung des jungen Mannes dem Umgange mit „Verführern" zu, und nachdem ſich ſeine Phantaſie einmal dieſe dämoniſchen Geſtalten regelrecht zuſammengezimmert hatte, galt ihm Jedermann, der ohne die evidenten Merkmale des Gegentheils die Schwelle überſchritt, für verwerflich . . . Dies Alles lag in dem Ton ſeiner Stimme und in dem zögernden Augenzwinkern, mit welchem er mich muſterte. Wie oft mochte die treue Seele in ehrerbietigſter Beſcheidenheit gewagt haben, den jungen Herrn auf die unbegreifliche Bläſſe ſeiner Wangen aufmerkſam zu machen. Wie oft mochte er in wehmüthig-vorwurfsvoller Weiſe von den ſchönen Tagen der Vergangenheit geplaudert haben, ohne etwas Anderes zu ernten, als ein höhniſches Achſelzucken oder ein blaſirtes: „Gottfried, Du langweilſt mich!"

Theodor empfing mich mit einer chevaleresken Förmlichkeit, die nicht frei von Ironie war. Er hieß mich Platz nehmen und offerirte mir ziemlich geſpreizt eine Havanna.

Eine Minute lang ſaßen wir uns ſchweigend gegenüber. Ich blies die blauen Rauchkringel meiner Cigarre lebhaft qualmend gegen die Decke und ließ die Blicke nachläſſig über die nächſten Gegenſtände meiner Umgebung gleiten.

Das Gemach war eben ſo geſchmackvoll als reich und prächtig eingerichtet. Doch herrſchte eine rückſichtsloſe Unordnung. Auf einer der blaugrauen Damaſtcauſeuſen lag ein mächtiger Skoß halb zerriſſener Bücher; dazwiſchen Kleidungsſtücke aller Art. Der koſtbare Spiegel über dem Kamine war über und über befleckt, als habe Jemand abſichtlich eine trübe Flüſſigkeit wider das Glas gegoſſen. Auf der goldgepreßten Ledertapete bemerkte ich Spuren, wie von Stock- oder Gertenhieben. Die Fußteppiche waren mit Tinte beſudelt.

Theodor ſchien mich zu beobachten. Mein Befremden, das ſich gegen meinen Willen verrathen mochte, ergötzte ihn. Er warf die Cigarre

weg, gähnte, und ſagte dann in jenem Tone der Selbſtverachtung, der ihm eigen war:

„Du muſterſt die Symptome meiner beginnenden Gehirnerweichung!“

„Schäme Dich!“ verſetzte ich entrüſtet. „Du haſt mir von der ſchneidigen Schärfe Deines Urtheils erſt vor wenigen Stunden die verzweifeltſten Proben gegeben.“

„Nun denn, ſo ſagen wir: die Symptome meines ſchneidigen Urtheils.“

„Ich ſehe hier überhaupt keine Symptome, ſondern lediglich eine brillante Einrichtung, die Du nicht übermäßig zu reſpectiren ſcheinſt.“

„Pah ... Ich laſſe mich wenigſtens nicht von ihr tyranniſiren. Es fehlte noch, daß wir uns vor den Möbeln duckten, wie vor unabwendbaren Naturkräften! Uebrigens bin ich ein wenig nervös ... Die Bücher da habe ich heute früh zerfetzt, als ich nach Hauſe kam. Warum ...? Ich weiß es ſelbſt nicht. Ich mußte etwas zum Zerreißen haben, ſonſt hätte ich mir das eigene Fleiſch zerwühlt ... Dort die Flecken auf dem Spiegel datiren von heute Nachmittag. Der Alte draußen ſervirte mir den Kaffee. Ich trank — und unterm Trinken ſah ich meine vermaledeite Viſage, wie ſie mir aus dem Goldrahmen dort entgegengrinſte. Ich konnte mir die Brühe doch nicht ſelbſt in's Geſicht gießen; ſo ſudelte ich ſie denn nach meinem Conterfei. Du ſiehſt, das Alles erklärt ſich ganz natürlich ... Die Nerven werden unter gewiſſen Verhältniſſen leichter rebelliſch, als bei euch Alltagsmenſchen.“

Was ſollte ich ihm erwiedern? Seufzend ſchüttelte ich den Kopf, ſog eine gewaltige Rauchwolke ein und jagte ſie ziſchend durch die knapp geöffneten Lippen. Die Methode iſt äußerſt empfehlenswerth, wenn man, wie der Franzoſe ſagt, am Ende ſeines Lateins angelangt iſt.

Theodor ſah nach der Uhr.

„Gehen wir?“ fragte er zögernd.

„Ich bin um faſt zwanzig Minuten zu früh“, verſetzte ich ein wenig verlegen.

Der Gedanke, er könne meine übertriebene Pünktlichkeit mißdeuten, war mir in jeder Beziehung unangenehm.

„Beſſer zu früh als zu ſpät“, ſagte er lachend. „Die Freunde des Todes geſtatten kein akademiſches Viertel.“

Mit dieſen Worten begab er ſich in's Nebenzimmer. Ich muſterte einige Albums und Mappen, die ſehr unkünſtleriſch geordnet auf dem Kamine lagen ... Manches bekannte Geſicht grüßte mich aus den banalen Papierquadraten, mancher ehrliche Zechbruder, mit dem ich auf der Zinne von Rolandseck oder am Strande von Remagen Schmollis getrunken ... Hin und wieder bemerkte ich am Rande der Umrahmung ein kleines Kreuz mit einem Todtenkopf ... Auch meine Photographie war auf dieſe ſeltſame Weiſe gezeichnet.

„Warum rechneſt Du mich noch bei Lebzeiten unter die Geſtorbenen?“ fragte ich ihn, als er marſchfertig aus dem Seitengemach trat.

„Wie ſo?“

Ich deutete auf die unheimliche Hieroglyphe.

Digitized by Google

„Ah", versetzte er heiter, „das Pentagramma macht Dir Pein?"

„Was besagt das Zeichen?"

„Es separirt die Schafe von den Böcken."

„Eine ungenügende Erklärung . . ."

„Nun, die Majorität ohne Kreuz und Todtenkopf hat Aussicht auf ein normales Leben, die Gezeichneten gehören in die Kategorie der Hoffnungslosen . . ."

„Ich danke . . ."

„Liebster Junge — aller Aufwand Deiner Verstellungskünste frommt Dir nichts! Ich kenne Dich! Schon in Bonn wußte ich, was ich von Dir zu halten hatte. Auch Du zählst zur Schaar der Düstern, denen kein Stern mehr leuchtet. Auch Du bist krank, trotz Deiner eisernen Muskeln, trotz Deiner frischen Gesichtsfarbe, trotz Deiner moralischen Entrüstung! Die Krankheit der Seele malt sich nicht so unübersehbar in den Zügen des Patienten, wie das Siechthum des Leibes; aber der Scharfblick des Eingeweihten läßt sich nicht täuschen. Komm! Man erwartet uns!"

Wir schritten langsam die Treppe hinab. Unser Weg führte durch die belebtesten Stadttheile. Das bunte Wogen und Treiben kam mir mit einem Male so fremd vor, so sinnlos, daß ich vor meiner eigenen Stimmung zusammenschauerte.

Nach etwa zwanzig Minuten langten wir an. Die hellerleuchtete Wendeltreppe ward schweigend erklommen. Theodor klopfte viermal an das Getäfel einer massiven, mit Schnitzwerk verzierten Thür. Wir überschritten die Schwelle.

Nie werde ich die unbeschreiblichen Eindrücke dieses Augenblickes vergessen, und sollte ich leben bis an's Ende aller Tage.

Ein schwarz ausgeschlagenes Gemach . . . in der Mitte ein stuhlumringtes Tischchen mit allerlei unheimlichen Geräthschaften . . . rings an den Wänden schwarzgepolsterte Ottomanen; im Hintergrunde ein Zwitter von Altar und Büffet, mit Wassercaraffen, Todtenköpfen, Gläsern und Tassen phantastisch decorirt; — das war die äußere Physiognomie des Raumes, in welchem die Verzweifelten ihre Gelage hielten. Es lag ein Raffinement des Grausens über jedem Quadratzoll der dunklen Teppiche. Die spärliche Beleuchtung trug nicht wenig dazu bei, die gespenstische Wirkung der Gegenstände zu erhöhen.

Eine wankende Gestalt erhob sich, uns zu begrüßen.

„Salve, moriture!" sagte Theodor; „ich bringe einen Adepten!"

Es überrieselte mich eiskalt vom Wirbel bis zur Zehe. Der bleiche Geselle, der mir jetzt grinsend die Hand bot, mochte etwa vierzig Jahre zählen. Seine Scheitel waren kahl; seine Stimme schlotterte, wie das Gebein eines frierenden Skeletts. Theodor kam mir neben diesem entsetzlichen Jammerbild wie der Typus der Gesundheit vor.

Wir waren die Ersten. Es währte indeß nur wenige Minuten, bis die Gesellschaft vollzählig um den Tisch saß — etwa acht Personen von sehr verschiedenartigem Exterieur. Zwei oder drei der Unglücklichen

ſchienen bis jetzt den Einflüſſen des Giftes getrotzt zu haben; ihre Haltung war vergleichsweiſe feſt, ihre Geſichtsfarbe weniger krankhaft als die der Uebrigen. Alle trugen jedoch den Stempel einer furchtbaren ſeeliſchen Verdüſterung.

Der Kahlkopf, der uns beim Eintreten bewillkommt hatte, bereitete Kaffee. Gleichzeitig fing man an, die Rauchinſtrumente herzurichten. Es war jetzt ein Viertel auf Neun. In einer halben Stunde ſollte die Orgie beginnen.

Theodor ſchien inzwiſchen nicht geſonnen zu ſein, die officielle Friſt abzuwarten. Mit einer affectirten Haſt langte er zu — gleichſam als wolle er mir möglichſt raſch die Grundſätze der grauenvollen Genoſſenſchaft ad oculos demonſtriren. In gewaltigen Zügen ſog er die hölliſchen Dämpfe ein, ohne ſich um ſeine Kameraden zu kümmern, die ihn ermahnten, mir vorher die übliche Empfangspredigt zu halten.

„Meine Herren!“ ſtammelte ich in peinlichſter Verlegenheit, „Sie mißdeuten meine Abſichten. Ich . . . bin durchaus nicht . . .“

„Schweig Fremdling“, verſetzte einer der mir zunächſt Sitzenden. „Vor allen Dingen wiſſe, daß in unſerm Tempel das Du gilt. Das cultivirte „Sie“ überlaſſen wir den Freunden des Lebens.“

„Gut denn . . . Ich wollte nur ſagen . . . Nicht um Eurem Bunde anzugehören . . .“

„Minos, reich' ihm das Gebetbuch . . .“, unterbrach mich ein Zweiter.

Minos, der Kahlkopf, trug eines jener orientaliſchen Qualminſtrumente heran, die ich zwiſchen den Caraffen und Todtenköpfen des Buffets wahrgenommen hatte.

„Ich rauche nicht!“ rief ich mit Entſchiedenheit.

„Und weshalb betrittſt Du dieſe Räume?“ fragte der Erſte, den ſie Thanatos nannten.

„Theodor, mein Freund, forderte mich auf . . . Wenn ich eine Indiscretion begehe . . .“

„Theodor! Er heißt Tumulus! Alſo Tumulus hat Dich aufgefordert? Und warum haſt Du ſeiner Aufforderung Folge geleiſtet?“

„Ich . . . ich bin bereit mich zu entfernen.“

„Nein, o nein!“ riefen drei, vier Stimmen im Chorus. „So iſt's nicht gemeint, Kamerad! Wir empfangen auch Gäſte. Aber verſuchen könnteſt Du doch wenigſtens, ob Du der Göttin Geſchmack abgewinnſt . . .“

„Vielleicht ſpäter“, erwiederte ich zögernd.

„Bravo!“ ſagte Thanatos. „Und nun will ich Dir die Geſellſchaft vorſtellen. Erhebe Dich!“

Ich ſtand auf.

„Hier, der Ehrwürdige mit den prächtigen Backenknochen heißt Minos“, fuhr er mit ironiſchem Pathos fort. „Der gute Junge war ein verliebter Narr und ließ ſich von ſeinem Weibchen gängeln wie ein Kind. Das liebe Weibchen ging zum Dank dafür mit einem polniſchen Windbeutel durch und der treffliche Minos nahm ſich die Sache ſo zu Herzen,

daß er sein ganzes Vermögen in einer Nacht verzettelte. Lange genug ist er trübsinnig herumgelaufen und hat geflucht und gebetet, bis er meine Bekanntschaft machte . . ."

Er unterbrach sich, wie um die Wirkung seiner Worte zu beobachten.

„Mein Todesname ist Thanatos", sagte er endlich. „Minos und ich kamen auf die Idee, eine Gesellschaft zu gründen, die uns und Andere von allem Erdenweh heilen sollte. Auch ich war curbedürftig. Ich bin das, was die Menschen einen Dichter nennen. Ich verstand so viel von meiner Kunst, wie je ein Sterblicher seit Homer und Sophokles; ich war in sie verliebt, wie Minos in sein züchtiges Weibchen . . . Mit meinem Herzblut schrieb ich die Geheimnisse meiner Seele auf blendendes Velinpapier. Jahre lang suchte ich nach einem Verleger: keiner begehrte meine Dichtungen einzuführen . . . Und doch fühlte ich den Lorbeerkranz bereits schwer auf meiner Stirn lasten — reich an Blüthen und Beeren. Endlich fand ich ein mitleidiges Gemüth: meine Schöpfungen traten an's Tageslicht. Ich träumte von unerhörten, welterschütternden Erfolgen; die Liebe der Vorsehung warf mich in den Koth und trat mich mit Füßen. Anfangs glaubte ich, mein Hirn müsse zerbersten wie eine faule Granate. Die Verzweiflung wühlte mir siedend durch alle Adern. Ich fluchte mir selbst. Allmälig ward ich weise und dichtete ein practisches Poëm, betitelt die Freunde des Todes . . . Minos war mein Mitarbeiter. Die Gesellschaft reüissirte besser, als meine Verse..."

So machte er mich der Reihe nach mit den übrigen Mitgliedern bekannt — stets einige biographische Notizen beigebend. Es war durchgängig dieselbe Geschichte — eine verfehlte Existenz, zerbrochene Hoffnungen, zerrüttete Verhältnisse in äußerer und innerer Beziehung. Nur von Theodor wußte er kein specielles Erlebniß zu bezeichnen, das seinen furchtbaren Nihilismus hätte rechtfertigen können. Theodor war Mitglied aus Verstandesgründen: er schien mir unter lauter Instinctsmenschen der einzige Philosoph . . . Um so schlimmer!

Thanatos sprach übrigens vortrefflich. Trotz alles Grausens, das ich empfand, war mir sein Wesen außerordentlich sympathisch. Der Gedanke, daß ein Verlorener zu mir spreche, erschütterte mich im tiefsten Grunde meines Herzens.

Theodor hatte sich inzwischen einer Tasse Kaffee bemächtigt. Jetzt rauchend und jetzt trinkend glich er einem wohlorganisirten Automaten. Die gesammte Umgebung schien nicht mehr für ihn zu existiren. Seine Augen schimmerten in gläsernem Glanze; die Wangen waren leicht geröthet, wie in Folge einer halbverklungenen Gemüthsbewegung.

„So, Fremdling", sagte Thanatos, als er mit seinem Katalog zu Ende war, „nun kennst Du uns Alle! Willst Du jetzt auch die Bekanntschaft unserer Bona Dea machen?"

Ich holte tief Athem.

„Sie ist nicht so schrecklich, als Du zu wähnen scheinst", fuhr er fort, ohne mir Zeit zur Antwort zu lassen. „Sie tödtet — ja — aber was tödtet nicht hienieden? Jeder Pulsschlag zehrt an Deinem Leben,

Digitized by Google

jede auch noch so flüchtige Sorge schaufelt an Deinem Grabe! Die Bona Dea tödtet — aber sie beseligt!"

„Wodurch?" fragte ich mechanisch.

‚So oft sie Dich umarmt, tilgt sie alles irdische Weh, alles Hemmende, Fesselnde, Knechtende aus Deinem Bewußtsein. Du fühlst Dich frei, frei wie der Vogel in der Luft! Jedem Nerv Deines Ich's wachsen zauberhafte Schwingen. Alle Wünsche, alle Hoffnungen Deines Herzens verwirklichen sich. Die Verzückung schafft Dir eine neue übersinnliche Welt voll Duft und Wonne, ein Paradies, ein echtes, allumfassendes Himmelreich . . . Die Minuten dieses Tages spinnen sich zu Tagen, die Stunden zu Monaten und Jahren aus. Wenn Du aus dem Taumel erwachst, so hast Du mehr gelebt, als in der gesammten grauen Vergangenheit Deiner realen Existenz. Die Bona Dea verkürzt unser Dasein also nur scheinbar: in Wirklichkeit verlängert sie's in's Unendliche."

Er schwieg. Meine Sinne begannen zu wirbeln . . . Es ergriff mich eine unsägliche Angst.

„Laßt mich hinaus!" stöhnte ich; „Euer Gift ist zu verführerisch, zu höllisch für meine Widerstandsfähigkeit . . ."

„Er zittert vor dem Glück!" lachte Thanatos . . . „Ein gutes Zeichen! Du bist so gut wie unser, Kamerad. Oeffnet die Gebetbücher!"

„Fort, fort!" schrie ich in heller Verzweiflung . . . „Ich lasse mich nicht bei lebendigem Leibe begraben!"

Hastig sprang ich auf die Thür los. Sie war verriegelt. Mit einem wuchtigen Ruck stieß ich das Eisen aus der Kramme. Zwei, vier, sechs Hände legten sich mir auf Schultern und Arme, um mich zurück zu halten. Meiner selbst nicht mächtig, schleuderte ich den Nächsten auf eine der schwarzen Ottomanen, daß ihr Holzwerk in allen Fugen krachte. Drei Secunden später stand ich im Freien.

— — — — — — — — — — — — —

Als ich des andern Morgens etwas matt und niedergeschlagen, aber doch in zufriedener Stimmung erwachte, da glaubte ich einer grotesken Komödie, nicht einer ernst gemeinten Scene des wirklichen Lebens angewohnt zu haben. Meine Stirn, von den dumpfen Nebeln der kaum überstandenen Aufregung umschleiert, schmerzte wie nach einem wüsten Zechgelage. Immer und immer wieder klangen mir die unheimlichen Reden von gestern im Ohr und erfüllten mich mit einem nachträglichen Grausen, dem indeß das angenehme Gefühl der glücklich erkämpften Sicherheit beigemischt war.

Langsam kleidete ich mich an. Als ich vor den Spiegel trat, erinnerte ich mich der seltsamen Erzählung, die ich vom Munde meines unglücklichen Freundes vernommen hatte.

„So viel steht fest", murmelte ich im Selbstgespräch — „ich gieße mein Frühstück nicht auf dieses unschuldige Glasquadrat . . .! Gütiger Gott, wie weit muß es mit dem Aermsten gekommen sein, wenn er im unbeschränkten Gebrauch seiner fünf Sinne solche unglaubliche Streiche macht . .! Freilich, der Morgen nach durchraster Nacht ist der schrecklichste

Digitized by Google

Zeitpunkt im menschlichen Seelenleben. Die Reue, die Wuth, die Verzweiflung erheben dann ihre Stimme mit verdreifachter Unabweisbarkeit . . ."

Nachdenklich schlürfte ich eine Tasse Kaffe. Dann eilte ich hinaus vor's Thor, um die letzten trüben Gedanken mit Gottes Hülfe los zu werden . . .

. . . . Gegen zwei Uhr Nachmittags bestieg ich eine Droschke, rief dem mürrischer Kutscher „Belle-Allianceſtraße Nr. —!" zu und rollte, von mannigfach wechselnden Empfindungen bestürmt, dem Siegesdenkmal entgegen.

Clärchen! So sollte ich sie wieder sehen! Aber wer konnte wissen, ob mich ihr freundlicher Blick überhaupt noch einmal begrüßen würde? Seit mehr als vier Jahren hatte ich nichts von ihr gehört — und was konnte sich nicht Alles in vier Jahren ereignet haben!

Mein Herz schlug lebhafter, als ich die wohlbekannte Klingel zog. Eine schlanke, liebliche Gestalt öffnete mir. Sie war es — Clärchen, die Blonde, die Holde mit den freundlichen blauen Augen!

Die Ueberraschung verlieh ihrer Erscheinung einen neuen Reiz. Ich hätte ihr um den Hals fallen und sie an's Herz pressen mögen, wie eine Geliebte, wie eine Schwester.

Sie führte mich in das stille, trauliche Zimmer mit den schneeigen Gardinen und den üppig wuchernden Blattpflanzen. Jetzt erst bemerkte ich, daß sie bleich war. Auf den rosigen Wangen glänzten die Spuren halbgetrockneter Thränen.

Sie rief ihren Vater. Himmel, welche Veränderung war mit dem starken Manne vor sich gegangen, seit er mir zum letzten Mal die Hand geschüttelt. Was mußte diese kräftige Natur gelitten haben, um so in ihren Grundvesten unterwühlt zu werden!

Ich sagte ihnen, daß ich bereits wisse, welches Unglück sie betroffen. Clärchen erzählte mir die näheren Umstände. Es war eine jener alten Geschichten, die ewig neu bleiben. Getäuschtes Vertrauen, unerwartete Schicksalsschläge, vergebliche Anstrengungen, das Unvermeidliche abzuwenden und schließliches Zusammenbrechen alles Dessen, was durch den rastlosen Fleiß von Decennien aufgebaut war.

„Wie Sie mich sehen", sagte der Alte, „bin ich nicht viel mehr, als ein Bettler. Ich rette nicht so viel aus dem Schiffbruch meiner Habe, als ich bedarf, um in Ruh' und Frieden zu sterben!"

„Vater!" rief Clärchen, indem sie sich laut weinend an seine Brust warf, „sprich nicht so, wenn Du mir nicht das Herz brechen willst. Bin ich nicht da, Dein Kind, Deine kluge, verständige Tochter? Kann ich nicht arbeiten und genug verdienen für Dich und mich? Du hast mich mehr lernen lassen, als alle meine Gespielinnen: jetzt will ich Dir zeigen, daß die Opfer, die Du gebracht hast, nicht weggeworfen waren. Sei doch nur wieder fröhlich und zuversichtlich wie einst! Du sollst sehen, der liebe Gott wird Alles zum Besten wenden!"

Ich beobachtete diese Scene mit schmerzlichem Schweigen. O wie

beklagte ich die Beschränktheit meiner Mittel, die mir nicht gestattete, diesen guten, prächtigen Menschen thatkräftig zu Hülfe zu kommen. Was konnte ich für sie thun? Für mein Leben gern hätte ich Tausende in die klaffende Bresche geworfen — aber ich verfügte nur über das Nöthigste. Die paar Thaler, die ich hätte erübrigen können, waren unzulänglicher, als der Strohhalm, an den sich der Ertrinkende klammert. Ich wußte kaum, ob ich ihnen meine Unterstützung in diesem bescheidenen Maßstabe anbieten durfte.

Da durchzuckte mich wie ein Blitz der Gedanke an Theodor ....

War er nicht reich, unabhängig ...? Hatte er mir nicht hundertmal die unzweideutigsten Beweise einer großherzigen Gesinnung gegeben? Wenn es gelang, ihn für die unglückliche Familie zu interessiren! Freilich, er hatte sich seit unserer Studentenzeit nicht zu seinem Vortheil verändert; es erfüllten ihn andere Ideen, andere Empfindungen als damals! Aber gleichviel — sein gutes Herz, sein freigebiger Charakter mußten selbst unter so exceptionellen Umständen die alte Farbe gehalten haben! Jedenfalls galt es den Versuch.

Ich erkundigte mich nach der Größe der Summe, die hinreichen würde, dem Verderben einen Damm entgegen zu setzen. Sie belief sich auf eine Höhe, die mich einigermaßen erschreckte. Doch kannte ich Theodor's Verhältnisse hinlänglich, um zu wissen, daß er selbst diesen Betrag mit Leichtigkeit würde beschaffen können. Himmel und Hölle, wenn ich es fertig brächte, ihn günstig zu stimmen!

Es hielt mir schwer, dieser Hoffnung gegenüber meine Fassung zu bewahren. Ich tröstete die lieben Menschen so gut ich konnte und versprach, am folgenden Tage wiederzukommen.

„Vielleicht", so setzte ich hinzu, „bin ich im Stande, Euch eine gute Nachricht zu bringen ... aber auch nur vielleicht. Ich werde Alles thun, was in meinen Kräften steht: das Gelingen liegt außerhalb meiner Berechnung. Und nun Gott befohlen!"

Eine Stunde später stand ich meinem Freunde nicht ohne einen Anflug knabenhafter Verlegenheit gegenüber.

„Wie geht's?" fragte ich in gleichgiltigem Tone — den ich ihm unwillkürlich abgelauscht hatte.

Er gähnte.

„Die gestrige Sitzung scheint Dir nicht sonderlich bekommen zu sein?" fuhr ich fort.

„Pah! Die eigenthümliche Manier, mit der Du Dich absentirtest, störte mich in der besten Arbeit ..."

„Du hättest mir nachfolgen sollen", bemerkte ich zögernd.

„Ich war nahe daran. Die Bona Dea kann solche aufregende Scenen nicht vertragen. Du hast dem armen Minos ein tüchtiges Loch in den Kopf geschlagen ..."

„Ich bedaure ..."

„Er hat Dir Rache geschworen ..."

„Ich fürchte ihn nicht. Aber laß uns jetzt von was Anderm reden. Hättest Du Lust, ein wenig auszufahren?"

„Lust? Nein. Aber wenn Du willst, fahre ich mit . . ."

„Gut . . . Oder gehen wir lieber?"

„Ganz, wie es Dir gefällt. Uebrigens bin ich zu anstrengenden Promenaden nicht aufgelegt. Der Skandal von gestern Abend sitzt mir wie Blei in den Knochen."

„So fahren wir. Mach' Dich fertig."

„Du bist ja heute merkwürdig umständlich und feierlich. Was hast Du wieder in Petto? Ich kenne diese Manieren noch von Bonn her. Soll ich Dir wieder bei einem Stelldichein behülflich sein?"

„Nicht doch . . ."

„Nun, was ist's sonst? Willst Du mir eine Moralpredigt halten?"

„Vielleicht . . . Komm nur mit hinaus! Es ist schmählich dumpf in Deinen vier Wänden."

. . . Wir kutschirten in einem eleganten Landauer durch die buntbelebte Hofjägerallee. Gerade inmitten dieses geräuschvollen Treibens fühlte ich mich am Sichersten. Fern auf den abgelegenen Pfaden der Einsamkeit würde es mir weit schwerer gefallen sein, mein Ansinnen vorzutragen.

Ich setzte ihm die Verhältnisse möglichst eingehend auseinander. Ich schilderte Clärchen in den liebenswürdigsten Farben, und malte ihr Unglück mit so glühender Beredsamkeit, daß ich nahe daran war, an den eigenen Kohlen zu schmelzen.

Als ich geendet hatte, glitt ein bitteres Lächeln über seine Lippen.

„So viel Lärmen um eine Omelette!" sagte er höhnisch. „Das bischen Leben ist dem Pöbel doch entsetzlich an's Herz gewachsen!"

„Weiter hast Du mir Nichts zu erwiedern?" versetzte ich vorwurfsvoll. „Willst Du helfen oder nicht? Sprich, Theodor!"

„Gott im Himmel, wenn ich Dir einen Gefallen damit thue, warum nicht. Erben habe ich keine, und mitnehmen kann ich den Schwindel doch nicht. Wie viel brauchst Du?"

„Fünftausend Thaler. Bedenke wol, es ist nur ein Darlehen — freilich ohne Sicherheit . . ."

„Darlehen oder nicht, mir soll's Wurst sein. Bis wann mußt Du das Geld haben?"

„Je eher, je besser."

„Du kannst es morgen früh bei meinem Banquier in Empfang nehmen . . ."

„Ich? Du begleitest mich doch?"

„Wohin?"

„Nun, zu der unglücklichen Familie."

„Das fehlte mir gerade. Ich werde mich dem albernen Gewäsche eines exaltirten Gänschens aussetzen. Grüße recht schön von mir und sage, ich bedauerte unendlich, durch dringende Geschäfte verhindert zu sein . . ."

Digitized by Google

„Nicht doch, mein Liebster! Von albernem Gewäsche ist gar nicht die Rede! Ich will den Leuten noch heute expliciren, daß ihr großmüthiger Retter auf alle Phrasen des Dankes verzichtet . . . Aber sehen mußt Du sie, darauf bestehe ich . . . Ihr Glück wird Deinem Herzen wohl thun; Du wirst begreifen lernen, daß doch hienieden nicht Alles so schal ist, als Deine verzweifelte Weltweisheit behauptet."

„Ich kenne Das! Auch diese Farce ist dagewesen . . .! Oder meinst Du, es sei das erste Mal, daß ich ein paar tausend Thaler für einen armen Schlucker zum Fenster hinauswerfe?"

„Ich bin überzeugt . . ."

„Mon Dieu, man faselt von der Seligkeit des Gebens! Bis jetzt habe ich von dieser raffinirten Wonne nur sehr problematische Proben genossen. Im Gegentheil. Die sogenannte „Liebe" der Menschen ist mir zum Ekel. Was versteckt sich hinter dem keuschen Gewande der Dankbarkeit? Die schamlose Nacktheit des Eigennutzes. Bleib mir vom Leibe mit Deinen Bekehrungsversuchen!"

„So fasse die Sache vom Standpunkte des gelangweilten Flaneurs auf. Noch vorhin sagtest Du, Alles sei Dir recht, was ich immer proponiren möge. Betrachte die Sache als ein Amüsement . . ."

„Du bist entsetzlich schwer von Begriff. Ich wiederhole Dir, daß ich principiell . . . oder besser, daß ich . . . Aber zum Henker, laß uns jetzt dieses vermaledeite Thema quittiren, wenn Du nicht willst, daß ich einschlafe."

„Gut. Reden wir von etwas Anderm. Ich bedaure nur die unglückliche Familie, der nunmehr die letzte Hoffnung zu Grabe geht . . ."

„Wie so?"

„Ich dächte das Thema sei Dir zuwider?"

„Wie so geht ihr die letzte Hoffnung zu Grabe?"

„Sehr einfach. Ich kann mich nicht entschließen, die bewilligte Summa ohne Begleitung zu erheben. Ich danke Dir herzlich für die großmüthige Bereitwilligkeit . . ."

Er lachte laut auf.

„Wenn Dir so exorbitant viel daran gelegen ist, so schleppe mich meinetwegen mit. Aber das sage ich Dir: fängt die Gans an zu heulen, wird mir der Alte zudringlich . . . hol mich der Teufel, ich fordere Dich auf fünf Schritt Barrière."

Ich antwortete nicht. Der Gedanke an die Scene, die Theodor so zu fürchten schien, erfüllte mich mit unbeschreiblichen Empfindungen. Ueberdies war ich glücklich, daß ich mich in dem Freunde nicht getäuscht hatte.

Nach einer halben Stunde trennten wir uns mit der Verabredung, am folgenden Vormittag in einem Restaurant der Jägerstraße zusammenzutreffen.

Ich hatte eine unruhige Nacht . . . Ich durchlebte noch einmal im Traum die Begebnisse jenes unheimlichen Abends, den ich im Zirkel der Verzweifelten zugebracht hatte. Thanatos hielt mir die Begrüßungs-

rede und umarmte mich . . . Hatte ich Haſchiſch geraucht? . . . Die Minuten ſpannen ſich mir zu Stunden und Tagen aus — ganz im Sinne der Verſicherung, mit der mich der Verführer zu kirren hoffte. Endlich zerriß das Geläute der Morgenglocken die peinvolle Viſion. Ich beeilte mich, rechtzeitig zur Stelle zu ſein.

Theodor ſah elender als je. Er war wieder bei den Freunden des Todes geweſen. Mit tonloſer Stimme übermittelte er mir Grüße von Thanatos, der mich bald wieder zu ſehen hoffe.

Ich erwiederte nichts. Wir verfügten uns zum Banquier. Theodor nahm die Summe in Empfang, und reichte mir das Portefeuille hin. Ich weigerte mich jedoch auf's Entſchiedenſte ſeiner Abſicht zu willfahren. Aergerlich ſchob er den koſtbaren Schatz in ſeine Bruſttaſche und warf mir einen Blick zu, der eine ungeſprochene Verbalinjurie enthielt.

Wir fanden Clärchen allein. Ihr Vater war ſeit einer Stunde vom Hauſe abweſend, und wurde jeden Augenblick zurück erwartet.

Das liebe Kind war holdſeliger als ich zu ſchildern vermöchte. Ihre natürliche Anmuth, die ſchlichte, und doch ſo zierliche Kleidung, und der ſtille Zug von Gram, der auf ihrem blühenden Angeſicht ſchlummerte — dies Alles vereinigte ſich zu einem Geſammtbilde von unwiderſtehlichem Zauber.

Ich wollte ſie vorbereiten, aber Theodor vereitelte meine zartfühlenden Beſtrebungen mit der ihm eigenen Rückſichtsloſigkeit.

„Sie ſind Fräulein Lachmann?“ fragte er das erröthende Mädchen.

Clara verneigte ſich.

„Mein Freund ſagt mir, daß Ihr Papa in der Klemme ſitzt. Darf ich Sie bitten, mir über dieſen Betrag zu quittiren?“

. . . Mit dieſen Worten zog er das Portefeuille hervor.

Das harmloſe Kind begriff nicht.

„Wie? Sie wollten dem Vater . . . Aber er hat mir mit keiner Silbe geſagt . . . O gewiß, mein Herr, es liegt hier ein Mißverſtändniß, ein Irrthum vor.“

Sie zitterte am ganzen Leibe.

In dieſem Augenblick wurden Schritte vernehmlich. Clärchens Vater trat verſtörten Angeſichts in die Stube. Er ſchien uns kaum zu bemerken. Laut ſtöhnend warf er ſich in einen Seſſel und bedeckte die Augen mit beiden Händen.

„Vater, Vater!“ ſagte Clärchen mit halberſtickter Stimme — „ſprich Du mit den Herren . . . O Gott, mir ſpringt das Herz faſt entzwei vor Angſt und Bangigkeit! Wenn es wahr wäre . . . wenn Sie wirklich . . .“

Ich ergriff jetzt das Wort. Ich ſchilderte meinen Freund, als einen principiellen Wohlthäter des Menſchengeſchlechts. Es habe meinerſeits nur einer flüchtigen Bemerkung bedurft, um ihn zu dem entſprechenden Entſchluſſe zu vermögen. Er biete Herrn Lachmann ein unverzinsliches

Darlehn, rückzahlbar in beliebigen Raten. Das Geschäft sei acceptabel, und benöthige keiner weiteren Umstände.

Theodor unterbrach meine Standrede mehrmals mit Ausrufen der Ungeduld und der Mißbilligung. Als ich geendet hatte, stürzte der Alte mit strömenden Thränen auf seinen Retter zu. Ich suchte den Ausbrüchen seiner übersprudelnden Gefühle zu wehren: umsonst! Er umarmte erst Theodor und dann mich mit einer Leidenschaftlichkeit, deren ungeheuchelte Gluth mich mächtig erschütterte.

Clärchen hatte bis jetzt regungslos am Sessel des Vaters gestanden, die weißen, zierlichen Hände fest auf die Lehne gepreßt, als fürchte sie umzusinken. Sie holte zwei, drei Mal tief Athem und warf sich dann meinem Freunde zu Füßen — sanft weinend, wie ein schwaches, seliges Kind. Sie, die den finsteren Gewalten des Schicksals so muthig Trotz geboten, sie, die da arbeiten und kämpfen wollte mit allen Fibern ihres Wesens — sie hielt nicht Stand im Augenblick des neu erstehenden Glückes.

Theodor bemühte sich die Bebende zu beruhigen. Es war ein seltsames Schauspiel. Halb mißmuthig, halb gerührt hob er sie auf. Sie schaute ihn mit den perlenfunkelnden Augen in's Angesicht. Von Secunde zu Secunde gerieth er immer auffälliger in Verwirrung. Plötzlich schien er sich zu besinnen. Er biß die Lippen auf einander, winkte mir und verließ dann, ohne ein Wort zu reden, das Zimmer.

Ich wollte ihm nacheilen, aber die Ueberglücklichen hielten mich zurück. Sie bestürmten mich mit Fragen. Ich theilte ihnen mit, was ich sagen durfte.

„Er ist krank", murmelte Clärchen; — „o gewiß, er bedarf der Pflege. Und er hat in der großen, weiten Stadt Niemanden, der sich seiner annimmt . . .?"

„Er ist reich", entgegnete ich ausweichend.

„O, das ist nicht die rechte Pflege, die man um Geld erkauft! Wäre er mein Bruder, wie wollte ich ihm die trüben Gedanken aus der Seele scherzen, wie wollte ich sein warten in treuer hingebender Liebe."

Sie glich einem tröstenden Engel, als sie das sagte. Ich reichte ihr tief ergriffen die Hand und verabschiedete mich. Ihre letzten Worte waren: „Auf Wiedersehen."

Ich fand Theodor wenige hundert Schritte von dem Hause entfernt auf einer steinernen Bank sitzend. Er schien verdrießlicher als je.

„Was nun?" fragte ich.

Er zuckte die Achseln.

„Ich bin marode bis in's Mark", entgegnete er schläfrig. „Ich glaube, ich werde mich zeitig zu Bett begeben."

„Und die Freunde des Todes? Willst Du die Sitzung versäumen?"

„Ich bin zu marode, sage ich Dir. Ueberdies . . . Komm, laß uns nach Hause fahren. Mein Kopf schmerzt erbärmlich . . . Niederträchtige Existenz!"

„Wie biſt Du mit dem Ausgang unſerer Miſſion zufrieden? Iſt Clärchen nicht das herrlichſte Geſchöpf unter der Sonne?“

„Möglich.“

„Wir müſſen ſie öfters beſuchen; ſie bat mich ausdrücklich darum.“

Er gab keine Antwort.

Die Phantaſie des freundlichen Leſers iſt uns ohne Zweifel bereits ſeit lange ſchon vorausgeeilt. Wir dürfen uns daher auf eine kurze Beſtätigung deſſen beſchränken, was dieſe ungeduldige Einbildungskraft combinirt hat.

Theodor war von Clärchen's verſöhnender Weiblichkeit tiefer berührt worden, als er ſelber zu ahnen ſchien. Das reine, echt menſchliche Glück, das jetzt wieder aus ihren blauen Augen leuchtete, übte einen milden, beruhigenden Einfluß auf ſein verſtörtes Gemüth. Es hielt nicht ſchwer, ihn dauernd in den Kreis dieſer verborgenen Zauberkräfte zu bannen; er wurde ſchon nach Verlauf weniger Wochen der tägliche Gaſt des Hauſes. In demſelben Maße, wie ſeine verdüſterte Seele ſich aufhellte, erſtarkte ſeine körperliche Geſundheit. Das Intereſſe, das er an dem Wohl der geretteten Familie nahm, füllte die Lücke ſeines Herzens aus, in die er einſt das verzehrende, entſetzliche Gift gegoſſen ... Die „Freunde des Todes“ mochten ſich fürderhin im Pfuhl der Verzweiflung wälzen: Theodor hatte keinen Theil mehr an ihren wüſten, fluchwürdigen Gelagen.

Nach drei, vier Monaten war die letzte Spur des Siechthums getilgt: eine mehrwöchentliche Gebirgsreiſe, die er in meiner Geſellſchaft unternahm, gab ihm die volle Kraft der ungebrochenen Jugend zurück. Nur die „intereſſante“ Bläſſe der Wangen gemahnte noch längere Zeit an die traurigen Tage des Nihilismus.

Clärchen, die für ihren großmüthigen Retter Anfangs nur Dankbarkeit und Mitleid empfunden, lernte allmälig die glänzenden geiſtigen Vorzüge des jungen Mannes aus einem andern Geſichtspunkte bewundern ... Soll ich eine umſtändliche Liebesgeſchichte ſchreiben? Wozu? Mit einem Worte, Theodor und Clärchen ſind ſeit verwichnem Herbſt ein glückliches Paar — und feierlich habe ich verſprechen müſſen, ihren erſten Jungen aus der Taufe zu heben. Dem zweiten aber wird Thanatos die Ehre ſchenken — Thanatos der durch Theodor's mächtigen Einfluß beſtimmt, dem Tode gleichfalls den Rücken kehrte, und inzwiſchen eine tiefſinnige, philoſophiſche Dichtung veröffentlicht hat, die, weit entfernt, das Schickſal ſeines Erſtlingswerkes zu theilen, einen rauſchenden Beifall eroberte.

Preußens Königliche Schlöſſer.

Von **George Heſekiel.**

Prinz Carls Palais in Berlin.

Der Wilhelmsplatz war ein köſtlich friſcher, beinahe vornehm ſtiller Platz geworden, ſeitdem nicht mehr edler Roſſe ziemlich ordinär fluchende Bereiter die Marmorgeſtalten der Helden des großen Königs in Wolken olympiſchen Staubes hüllten; ſeit die Erzcopien der Marmorgeſtalten aus Grün und Blumen ſtrahlend niederblickten, vernahm man dort nur das liſpelnde Schmeichelwort verliebter Mädchenhaftigkeit, freilich nur von den Lippen der Kindermädchen, aber wenn es auch nicht immer liſpelte, verliebt war es doch. Und die ernſten Gebäude der Miniſterien des Handels wie der auswärtigen Angelegenheiten, der kur- und neumärkiſchen Hauptritterſchaftsdirection, ſtattliche Häuſer wie die des unvergeßlichen Leibarztes Geheimrath Dr. von Arnim und endlich Palais wie das des Grafen von Voß und das des Prinzen Karl ſicherten dem Platz lange ſeine Würde. Heute iſt auch der Wilhelmsplatz laut und modern, gewöhnlich geworden und mit ſeinem Fall hat die Wilhelmsſtraße den letzten Reſt ihres ariſtokratiſchen Schimmers verloren; die Speculation iſt gekommen, hat das graue Palais der Grafen Voß weggebrochen, eine Straße mehr auf den Platz geleitet und ihr gegenüber legt ſie einen rieſigen Gaſthof an; damit iſt der Platz eingetaucht in den modernen Verkehr und der Hauch des Tagestreibens weht heiß auch über von der Heydt's Granitbahnen.

In den großen Septembertagen des Jahres 1872, in den Tagen der Drei-Kaiſerzuſammenkunft, ſah man eines Abends das achtſpitzige Johanniterkreuz in dem blendenden Glanz ſeiner Gasflammen über dem Balcon des Palais Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Karl von Preußen ſtrahlen. Prinz Karl, der älteſte Prinz des hohen Königlichen Hauſes iſt gegenwärtig der Herrenmeiſter zu Sonnenburg, der Regierer der evangeliſchen Balley des Johanniterordens, aber das Achtſpitzenkreuz hat noch ältere Anrechte auf dieſe Stelle, denn das Palais iſt urſprünglich als Reſidenz des Herrenmeiſters, als Ordenspalais, im vorigen Jahrhundert gebaut. Heute giebt Prinz Karl den drei Kaiſern ein Abendfeſt; in langen Reihen rollen die Equipagen heran, weit geöffnet lockt das hohe Portal, von der Rampe an, die breite goldene Treppe hinauf, ſteht die prinzliche Dienerſchaft in Galalivrée. Oben der gewiegte, von Ordensſternen und Kreuzen funkelnde Hofmarſchall Graf Dönhof mit ſeinem Gehülfen, dem Ceremonienmeiſter Kammerherrn Grafen Brühl, daneben die gefeierten Schönheiten, die Damen der Frau Prinzeſſin, und die eleganten Adjutanten des Prinzen; ſie ſind gewärtig die Gäſte zu empfangen und ſie in die feſtlich geſchmückten Räume einzuführen. Die Geſellſchaft verſammelte ſich in dem Balconſaal, in dem Weißen Saal daneben, in dem großen Tanzſaal, wo die Muſik aufgeſtellt war. Kein Militairmuſikcorps, ſelbſt der Generalfeldzeugmeiſter und Chef der Artillerie konnte heute keins haben, denn die lagen alle draußen auf märkiſcher Haide, zwiſchen

Sand und Sumpf, und Herr Engel, von Kroll's Local her der Welt bekannt, trat mit seinem Corps ganz martialisch ein für die fehlenden musikalischen Martissöhne. Das Buffet war in dem rothen Renaissancezimmer aufgestellt.

Eine Fluth strahlender Toiletten und funkelnder Uniformen wogte durch die schönen weiten Räume, durch welche immer ein Hauch von der heitern Griechenwelt des großen Meisters Schinkel zu wehen scheint, der sie geschaffen. Wir haben diese Säle und Galerien öfter gesehen, aber mochten sie zu einem der wohlgeordneten Abendfeste mit lebenden Bildern dienen, die der Prinz im Winter zu geben pflegt, oder zu einer Feierlichkeit des Johanniterordens, oder auch nur zu einem Vortrage der historischen Vereine von Berlin und Potsdam, für welche Prinz Karl gern ein gastfreier Wirth ist, immer hatten diese reich geschmückten und mit Kunstwerken gefüllten Räume einen heitern Charakter.

Plötzlich giebt sich eine eigenthümliche Bewegung in der bewegten Festgesellschaft kund; man sieht den Prinzen, eine hohe, stolze Gestalt, noch ungebeugt vom Alter, die Treppe hinuntersteigen: die Kaiser kommen! Die Prinzessin Maria geb. Herzogin zu Sachsen, die Mutter des großen Feldherrn Friedrich Karl, folgt ihrem Gemal bis zur Mitte der Treppe, den Kaisern entgegenkommend. Da sind sie — Rußland, Oesterreich und Preußen Hand in Hand! Es waren da noch alte Herren genug im Weißen Saal, über deren Gesichter ein Schimmer von Stolz und Rührung flog, als die drei Kaiser mit dem Prinzen — in den gelben Salon traten, die Erinnerung an die Tage Friedrich Wilhelm's III. lebt noch in den preußischen Herzen; mag sich die Jugend der neuen deutschen Herrlichkeit freuen, wir wollen sie ihr wahrlich nicht verkümmern, aber sie soll uns Alten die Erinnerung lassen, denn es war auch eine große Zeit, als damals so zusammenstanden: Rußland, Oesterreich und Preußen!

Die Fenster nach dem Garten waren geöffnet, die kühle Abendluft wehte anmuthig, die Klänge der Musik schmeichelten dem Ohr, die Fontainen rauschten, brennend rothe und tief satte grüne Lichter beleuchteten abwechselnd die springenden Wasser und die wallenden Baumgruppen.

Da begann der Rundgang der Herrschaften: Oesterreich die Prinzessin Karl am Arm führend, Rußland mit unserer Kaiserin, König Wilhelm mit seiner Schwester von Mecklenburg-Schwerin.

Für das angenehmste Fest der Festwoche wurde ziemlich einstimmig das Fest beim Prinzen Karl erklärt; und was war es denn eigentlich für ein Fest? Kein Ball, kein Souper, kein Concert, es war eben nur ein angenehmer Abend.

General Graf Truchseß hatte 1736 am Wilhelmsplatz einen ansehnlichen Bau begonnen, war aber darüber gestorben, seine Erben scheuten sich den kostspieligen Bau fortzusetzen; der König, dem bekanntlich viel an der Bebauung der Friedrichstadt gelegen, befahl dem damaligen Herrenmeister des Johanniterordens, Markgrafen Friedrich Karl Albrecht von Brandenburg, den Bau fortzusetzen und ein Ordenspalais herzustellen. Der Orden gab dazu 10,000 Thaler und König Friedrich Wilhelm I. schoß selbst einige tausend Thaler zu. Nach des Markgrafen Karl Tode (er starb zu Breslau am 22. Juni 1762) wurde Prinz August Ferdinand von Preußen Herrenmeister. Unter seiner langen Regierung wurde 1810 die Balley Brandenburg aufgelöst und die Ordensgüter für den Staat eingezogen. Wie aber der Prinz Groß-

meiſter des neuen preußiſchen Johanniterordens wurde, ſo blieb er auch in Beſitz des Ordenspalaſtes. König Friedrich Wilhelm III. ließ denſelben 1828 für den Prinzen Karl umbauen und in ſeiner jetzigen Geſtalt durch Schinkel herſtellen.

Das Innere des Palais bietet durch eine ſehr umſichtige Raumvertheilung weit mehr Platz, als man denken ſollte und iſt in höchſt behaglicher Weiſe arrangirt. Im Rez-de-Chauſſée tritt man von der Rampe am Wilhelmsplatz in einen Flur mit der Portierloge und der Treppe, welcher durch die antiken Säulen und die Löwen von Rauch einen Charakter von vornehmer Feierlichkeit bekommt. Geradezu aus dem Flur geht man in den pompejaniſch gemalten und mit römiſchen Büſten ausgeſtatteten Gartenſaal, der einen anmuthigen Blick auf den Garten mit ſeiner Fontaine und ſeinen ſchönen, alten Bäumen bietet. Die Rampe iſt wieder mit antiken Statuen beſetzt. Rechts vom Gartenſaal tritt man in ein Empfangzimmer, gewöhnlich das Johanniterzimmer genannt, weil hier zuweilen der Prinz als Herrenmeiſter der Balley Brandenburg ein Johannitercapitel hält; auch prangt das Ordenskreuz über dem Kamin. Man bewundert hier die antiken Geſchmeide und die Portraits in Lebensgröße aus dem ſechzehnten Jahrhundert; wir bewundern faſt noch mehr eine Sammlung von Schmähſchriften gegen das königliche Haus aus den Jahren 1848 und 1849 in prächtigen Einbänden ſorglich geordnet. Aus dem Johanniterzimmer tritt man in die Bibliothek, die reich an Seltenheiten nnd Raritäten iſt, aber nicht nur Bücher, ſondern auch Waffen enthält. Neben der Bibliothek nach dem Wilhelmsplatz zu iſt das Arbeitszimmer des Prinzen. Wir werden uns hüten, auf eine Beſchreibung deſſelben einzugehen, es iſt eben ein Muſeum für ſich, wie es nur ein ganz geläuterter Kunſtgeſchmack, verbunden mit dem regſten Sammlerfleiß, zuſammenbringen kann. Wir erwähnen nur einer Marmorbüſte der Königin Louiſe und der Familienportraits. Das Schlafzimmer daneben iſt dagegen ganz ſchlicht, der Prinz ſchläft in einem einfachen Feldbett. Bemerkenswerth iſt hier eigentlich nur ein Degen- und Säbelgeſtell, auf dem ſich auch die Waffen des Vaters, des Königs Friedrich Wilhelm's III. befinden. Zwiſchen dem Schlafzimmer des Prinzen und dem Zimmer des Kammerdieners hinter der Bibliothek führt eine Wendeltreppe hinauf in die Wohnung der Frau Prinzeſſin.

Links vom Gartenſaal tritt man in das Boiſeriezimmer, ſo genannt von einer italieniſchen Boiſerie im ſchönſten Renaiſſanceſtil, die aus einem welſchen Kloſter ſtammt. Hier hängt auch der wunderſame große Kronenleuchter von Meſſing aus der Prager Synagoge. Vor dem Spiegel ſieht man japaniſche Broncen; die laſirten Kacheln des Ofens zeigen die Portraits der Kurfürſten von Brandenburg. Eine Delffter Porcellainſammlung hat hier auch ihre Stelle gefunden.

Aus dem Boiſeriezimmer kommt man durch einen kleinen Vorflur in die zu europäiſcher Berühmtheit gelangte Waffenhalle des Prinzen, an der Ecke des Wilhelmsplatzes und der Wilhelmsſtraße, wo die größten Seltenheiten, wie z. B. die Rüſtung Kaiſer Karl's V., in dem farbigen Licht der gemalten Fenſterſcheiben aufgeſtellt ſind. Wir können uns hier nicht auf eine Beſchreibung dieſer Sammlung, die ihres Gleichen nicht hat, einlaſſen und müſſen auf die treffliche Beſchreibung verweiſen, welche unſer geſchätzter Freund George Hiltl im zwölften Heft des Schneider'ſchen Soldatenfreundes (Jahrgang 1861) von derſelben gegeben hat. Die übrigen Räume nach der

Wilhelmsstraße zu werden theils als Fremdenzimmer benutzt, theils dienen dieselben den Hofdamen der Frau Prinzessin zur Wohnung.

Eine Treppe hoch befindet sich links neben dem Treppenhause ein Vorzimmer mit Gemälden aus dem sechzehnten Jahrhundert in ganzer Figur; dann kommt der Silbersaal, nach dem Wilhelmsplatz zu; hier prangt bei Festen auf dem Buffet der reiche Silberschatz des Prinzen, namentlich die prachtvollen in Silber und Gold getriebenen Trinkgeschirre. Daneben nach dem Garten zu, ist ein Saal ganz in Weiß gehalten und deshalb der Weiße Saal genannt, an den sich das Renaissancezimmer schließt. Dieses ist in Purpur und Gold mit einem kolossalen Armleuchter. Aus diesem modern prächtigen Gemach, so wie aus dem Weißen Saal tritt man in den Tanzsaal, an der Ecke des Wilhelmsplatzes und der Wilhelmsstraße. Die Verbindung von weißem Stukk und rother Seide macht sich, namentlich bei heller Beleuchtung, höchst glänzend. Das schöne durchbrochene Orchester, Alles ist bis auf die Meubles von Schinkel's Meisterhand angeordnet. Von dem Tanzsaal führt die ganze Linie der Wilhelmsstraße bis zum Ahnensaal die herrliche Schinkel'sche Galerie mit ihren zauberhaften Durchblicken und Landschaften. Der Ahnensaal am Ende ist in gelber Seide und zeigt die lebensgroßen Portraits der Ahnen des Prinzen vom Großen Kurfürsten an. Hinter der Galerie hin läuft ein Corridor, der zugleich als Silberkammer dient.

Gerade zu vom Treppenhause ist das Empfangzimmer der Frau Prinzessin, sehr elegant in gelber Seide mit großen Landschaftsbildern ausgestattet. Aus demselben kommt man sowol in das Wohnzimmer, nach dem Wilhelmsplatz zu, als in das Schlafzimmer, nach dem Garten zu; das erstere ist in rothem Damast und mit sehr schönen Bildern der prinzlichen Kinder geziert, unter den zahllosen Nippes befinden sich vorzüglich Malachitsachen. Das Schlafzimmer ist ein Meisterwerk des berühmten preußischen Hoftapezierers Hiltl, ganz in blauer Seide und Silber und die Meubles und Leisten von silbergrauem Pappelholz. Das daranstoßende Toilettenzimmer ist zeltartig drappirt. Das Boudoir daneben enthält ein Bad. Das letzte Gemach am Wilhelmsplatz ist in eine Art von Wintergarten verwandelt, wo eine Fontaine sprudelt, die von Goldfischen und sonstigen Wasserthieren belebt ist. Gedenken möchten wir schließlich noch des schönen Treppengeländers; es besteht aus goldenen Stäben mit dem preußischen Adler in der Mitte, und des reizenden Taubenhauses der Frau Prinzessin in dem Durchgang vom Garten nach der Wilhelmsstraße. Bekanntlich ist Ihre Königliche Hoheit die hohe Protectorin der Taubenzucht in Preußen.

Miggles.

Aus den Erzählungen der Argonauten.

Von **Bret Harte***).

Autoriſirte Ueberſetzung von **Sophie Verena.**

Wir waren acht Perſonen mit dem Kutſcher. Während der letzten Meilen, ſeitdem das Raſſeln und Stoßen des ſchweren Wagens auf holprigen Wegen das letzte poetiſche Citat des Richters unterbrochen, hatten wir nicht mehr geſprochen. Der große Mann neben dem Richter ſchlief, er hatte ſeinen Arm durch den an ſeiner Seite hängenden Halter geſchoben und ſeinen Kopf darauf gelegt, und bot den Anblick eines ganz hülfloſen, zuſammengeſunkenen Körpers, als habe er ſich erhängt und ſei zu ſpät abgeſchnitten. Die Franzöſin auf dem Rückſitz ſchlief auch, doch mit einer halb bewußten Wohlanſtändigkeit und Anmuth der Stellung, die ſich ſelbſt in der Art ausſprach, wie ſie ihr Taſchentuch gegen die Stirn gedrückt, das dabei ihr Geſicht

*) Bret Harte, der in Amerika, ſeinem Vaterlande, mit Recht ſo hoch gefeierte Dichter und Schriftſteller, iſt durch die Tauchnitz Edition, der wir ſchon ſo viel des Schönen verdanken, auch bei uns eingeführt worden, und wird bald den Leſern engliſcher Bücher ein Freund ſein. Mir iſt es eine Ehre und Freude geweſen, nachdem mir Baron Tauchnitz die Erlaubniß ertheilt, einige der wunderbar ſchönen Skizzen aus den: Tales of the Argonauts in's Deutſche zu übertragen, um Denen meiner Landsleute, welche der engliſchen Sprache nicht mächtig ſind, die Bekanntſchaft mit dieſem ganz ungewöhnlichen Talente zu vermitteln, einem Talente, welches ſo reichhaltig iſt, daß man nicht weiß, ob man dem Dichter in der poetiſchen Fülle ſeiner Lieder, oder dem Schriftſteller den Vorzug geben ſoll, der in den ſchon vorhin erwähnten Skizzen bei aller Einfachheit eine Großartigkeit und eine Tiefe des Empfindens entwickelt, welche dieſelben zu Meiſterwerken machen, und der dann wieder in den: Condensed novels die Geißel des Sarkasmus mit ſolcher Feinheit, ſolchem brillanten Geiſt und köſtlichen Humor ſchwingt, daß Mancher vielleicht dem Satiriker den Preis zuerkennen wird. Jedenfalls tritt uns in Bret Harte eine ganz ungewöhnliche Schöpferkraft entgegen, die Viele zu Anerkennung und Bewunderung hinreißen wird. S. V.

Anmerkung der Redaction. Es ſind die literariſchen Erſtlinge dieſes bis dahin in Europa faſt unbekannten Dichters, welche ſich mit der Erinnerung an die letzten Tage von Charles Dickens auf eine wehmüthig-bedeutungsvolle Weiſe verbinden. Abendſtern und Morgenſtern! Und zwiſchen Beiden das weite Meer und die lange Nacht! Wir leſen in dem erſten Bande von Forſter's „Leben von Charles Dickens" darüber Folgendes: „Nicht viele Monate vor dem Tode meines Freundes hatte er mir zwei Nummern des „Overland Monthly" geſandt, welche zwei Skizzen von einem jungen amerikaniſchen Schriftſteller, weit weg in Californien, enthielten, in welchen er ſo ſeine Charakterzüge gefunden, als er in den letzten Jahren ſonſt nirgends entdeckt hatte. Die Art glich der ſeinigen, aber der Stoff war friſch in einem Grade, daß es ihn überraſcht hatte; die Malerei meiſterhaft in jeder Beziehung und das gemalte Ding, wild und rauh wie es war, eine ganz wunderbare Wirklichkeit. Ich habe ihn ſelten ſo aufrichtig bewegt geſehen. Wenige Monate vergingen; Telegraphendrähte verbreiteten es über die Welt, daß er am 9. Juni geſtorben ſei; und der junge Schriftſteller, von welchem er mir damals geſchrieben hatte, jenes Lobes gänzlich unbewußt, brachte den Tribut ſeiner Dankbarkeit und ſeines Kummers in die Form eines Gedichtes mit der Ueberſchrift: „Dickens im Lager". . . . Dieſes überaus ſchöne und rührende Gedicht hat Ferdinand Freiligrath meiſterhaft überſetzt, ſiehe Paul Lindau's „Gegenwart" Nr. 2, 1872 (S. 25).

„Und auf der Gruft, drauf Englands Hulſt und Eiche
Bei Lorbeern ruhn als Preis —
O, nennt zu kühn und thöricht nicht dies weiche
Weſtliche Tannenreis!"

halb verſchleierte. Die Dame aus der Stadt Virginia, welche mit ihrem Manne reiſte, hatte in einem bunten und wilden Chaos von Bändern, Pelzen, Shawls und Schleiern ſchon lange jede Individualität verloren.

Es war kein anderer Laut hörbar, als das Rollen der Räder und das Klappern des Regens auf dem Verdeck des Wagens. Plötzlich hielten wir an und ein Geräuſch von Stimmen traf unſer Ohr; der Kutſcher war in einem ſehr eifrigen Zwiegeſpräch mit Jemandem auf dem Wege und einzelne Worte, wie „Brücke abgeriſſen" — „zwanzig Fuß hohes Waſſer" — „könnt nicht weiter" — machten ſich über den Sturm hin vernehmbar. Dann trat Stille ein und die geheimnißvolle Stimme rief noch im Scheiden dem Kutſcher den guten Rath zu:

„Verſucht es bei Miggles!"

Wir ſahen beim Umwenden des Wagens einen ſchwachen Schimmer von unſerm Kutſcher Yuba Bill und von einem Reiter, der im Regen verſchwand, und befanden uns höchſt wahrſcheinlich auf dem Wege zu Miggles.

Wo und wer war Miggles? Der Richter, unſere Autorität, konnte ſich des Namens nicht erinnern, und er kannte doch die ganze Gegend genau. Der Washoe Reiſende meinte, Miggles ſei gewiß ein Gaſthausbeſitzer. Wir wußten nur, daß wir durch Hochwaſſer auf allen Seiten am Vorwärtskommen verhindert wurden und Miggles unſer Fels der Zuflucht war. Nachdem wir zehn Minuten auf einem ſich windenden ſchmalen Seitenweg, kaum breit genug für den Wagen, durch Waſſerlachen dahingefahren, hielten wir vor einer geſchloſſenen Pforte an, die in einer vielleicht acht Fuß hohen Steinmauer angebracht war. Offenbar befanden wir uns bei Miggles, und offenbar hatte Miggles kein Gaſthaus.

Der Kutſcher ſtieg ab und rüttelte an der Pforte, die aber nicht zu öffnen war.

„Miggles! O, Miggles!"

Keine Antwort.

„Migg—ells! Ihr, Miggles!" rief er von Neuem mit aufſteigendem Aerger.

„Miggleſy!" miſchte ſich der Conducteur recht überredend hinein. „O, Miggy! Migg!"

Aber keine Antwort kam von dem anſcheinend gefühlloſen, unverſtändigen Miggles. Der Richter, welcher endlich das Fenſter herabgelaſſen, ſteckte ſeinen Kopf hinaus und that eine Reihenfolge von Fragen, die, wenn ſie kategoriſch beantwortet wären, das ganze Geheimniß aufgeklärt haben würden, die aber der Kutſcher kurz abſchnitt mit der Erwiederung: wenn wir nicht Luſt hätten, die ganze Nacht im Wagen zu ſitzen, thäten wir beſſer auszuſteigen und mit ihm nach Miggles zu rufen.

Demzufolge verließen wir den Wagen und vereinigten uns im Chorgeſang nach Miggles, den wir dann wieder einzelnſtimmig anriefen. Als wir fertig waren, ließ ein Irländer, ein Mitreiſender vom Verdeck der Kutſche, ſeine Stimme nach: „Maygells!" erſchallen, worauf ein allgemeines Gelächter folgte. Während wir noch lachten, rief der Kutſcher: „Still!"

Wir lauſchten. Zu unſerm größten Staunen wurde der Chorus von Miggles ſelbſt mit dem letzten und ergänzenden: „Maygells!" auf der andern Seite der Mauer wiederholt.

„Außerordentliches Echo!" bemerkte der Richter.

„Außerordentlich verd— Dickfell da innen!" ſchrie der Kutſcher verächt-

lich. „Kommt doch heraus, Miggles, und laßt Euch ſehen! Miggles, ſeid ein Mann! Verbergt Euch nicht im Dunkel; ich thät' es nicht an Eurer Stelle, Miggles!“ fuhr Yuba Bill fort, jetzt in einem Anfall von Wuth umherſtürmend oder die Pforte mit ſeinen Fäuſten bearbeitend.

„Miggles!“ wiederholte die Stimme. „O, Miggles!“

„Mein guter Mann! Herr Myghail!“ ſagte der Richter, die Schärfe des Namens ſo ſehr als möglich ſänftigend. „Bedenken Sie, wie unfreundlich es iſt, in einem ſolchen Wetter Reiſenden, unter denen ſich Damen befinden, die Gaſtfreundſchaft zu verweigern. Wirklich, mein lieber Herr“ —

Aber eine neue Sturmpetition nach „Miggles!“ in einem ſchallenden Gelächter endend, unterbrach des Richters wohlgeſetzte Rede und übertönte ſeine Stimme.

Yuba Bill's Geduld war zu Ende. Mit einem großen Stein, den er vom Wege nahm, ſprengte er das Schloß der Pforte und trat in Begleitung des Conducteurs in die Umfriedigung ein. Wir folgten. Niemand war zu ſehen. Alles, was wir in der Dunkelheit unterſcheiden konnten, war, daß wir uns in einem Garten befanden — die ſüßduftenden Roſenſträuche warfen uns bei jedem Schritt von ihren Blättern einen feinen Sprühregen zu — und vor einem langen, hölzernen Gebäude ſtanden.

„Kennt Ihr dieſen Miggles?“ fragte der Richter Yuba Bill.

„Nein, es verlangt mich auch gar nicht danach“, entgegnete Bill kurz, denn er fühlte die Pionier-Poſtwagen-Geſellſchaft in ſeiner Perſon durch dieſen halsſtarrigen Miggles beleidigt.

„Aber, mein lieber Freund“ — warf der Richter ein, an die verſchloſſene Pforte denkend.

„Mein Herr“, entgegnete Bill mit feiner Ironie, „wollen Sie nicht lieber wieder in den Wagen ſteigen und darin ſitzen bleiben, bis Sie dieſem Miggles vorgeſtellt ſind? Ich gehe hinein“, und er ſtieß die Thür des Gebäudes auf.

Ein langer Raum, nur durch die verglimmenden Kohlen eines auf einem großen Herde verlöſchenden Feuers erleuchtet, die Wände in wunderſamer Weiſe tapeziert, wie ein hin und wieder aufflammender Lichtſchein zeigte, und Jemand in einem großen Armſtuhle beim Kamine ſitzend — das war der Anblick, der ſich uns bot, als wir hinter dem Kutſcher und dem Conducteur in das Zimmer traten.

„Holla! ſeid Ihr Miggles?“ fragte Yuba Bill den einſamen Bewohner.

Die Geſtalt ſprach weder noch bewegte ſie ſich. Yuba Bill ſchritt ärgerlich auf ſie zu und ließ das volle Licht ſeiner Wagenlaterne auf ſie fallen. Wir ſahen ein Männerantlitz, vorzeitig gealtert und voller Runzeln, mit ſehr großen Augen, in denen ein Ausdruck unendlicher Feierlichkeit lag, wie ich ihn zuweilen in den Augen der Eulen bemerkt. Die großen Augen wandten ſich von Bill's Geſicht auf die Laterne und blieben auf dieſem leuchtenden Gegenſtand ohne ein weiteres Erkennungszeichen haften.

Bill hielt nur mit großer Anſtrengung einen Zornesausbruch zurück.

„Miggles! Seid Ihr taub? Stumm ſeid Ihr hoffentlich nicht“, und Yuba Bill ſchüttelte die unbewegliche Geſtalt bei der Schulter. Zu unſerm Schrecken fiel, als Bill ſeine Hand fortzog, der ehrwürdige Fremde zuſammen, ſank auf die Hälfte herab, zu einem nicht zu unterſcheidenden Bündel von Kleidern.

„Na, das geht doch zu weit!“ ſagte Bill, hülfeſuchend nach uns blickend, indem er den Kampf als hoffnungslos aufgab.

Der Richter trat hinzu und wir brachten die geheimnißvolle, wirbellose Gestalt wieder in die vorige Lage zurück. Bill wurde mit seiner Laterne hinausgeschickt auf Recognoscirung, denn es war doch klar, daß bei der gänzlichen Hülflosigkeit dieses Mannes Menschen zu seinem Beistand in der Nähe sein mußten. Wir Anderen gruppirten uns um das Feuer. Der Richter, welcher seine Autorität wiedergewonnen und seine unterhaltende Liebenswürdigkeit gar nicht verloren hatte, redete uns — sich mit dem Rücken gegen den Herd stellend — als eine imaginäre Jury folgendermaßen an:

„Es ist ersichtlich, daß unser außergewöhnlicher Freund hier entweder den Zustand erreicht hat, welchen Shakespeare als „das dürre gelbe Blatt" bezeichnet, oder an irgend einer frühzeitigen Abnahme seiner geistigen und körperlichen Kräfte leidet. Ob er wirklich der Miggles —"

Hier wurde der Redner unterbrochen durch „Miggles! O Miggles! Miggleſy! Mig!" in der That durch die ganze Reihenfolge in demselben Tone, wie wir sie schon vernommen.

Einen Moment blickte Einer den Andern erschrocken an, besonders der Richter änderte seine Stellung schnell, da die Stimme direct über seiner Schulter erklang. Die Urheberin derselben wurde bald in einer großen Elster entdeckt, die auf einem Bret über dem Kamin zusammengekauert saß und augenblicklich in ein grabähnliches Schweigen zurückfiel, welches gegen ihre frühere Redegeläufigkeit seltsam abstach. Es war ohne Zweifel diese Stimme gewesen, welche wir draußen auf der Straße gehört, und unser Freund im Armstuhl hatte sich nicht der Unhöflichkeit schuldig gemacht. Yuba Bill, der nach einem erfolglosen Suchen und Spähen draußen in das Zimmer zurückkehrte, war noch nicht so recht geneigt, diese Erklärung als vollgiltig anzunehmen, und betrachtete den hülflosen Mann noch immer mit einem gewissen Argwohn. Bill hatte einen Schuppen gefunden, in dem er seine Pferde untergebracht, er selbst kam regentriefend und übler Laune zurück und brummte: „Meilen in der Runde ist kein Mensch zu erspähen und dieser saubere Patron dort weiß es."

Aber die Mehrzahl theilte nicht diesen Glauben. Bill hatte kaum mit seinem Grollen aufgehört, als ein schneller, leichter Schritt in der Halle vernehmbar erschallte, die Thür aufgerissen ward und eine junge Frau mit einem gänzlichen Mangel an Ceremoniell oder Mißtrauen eintrat, die Thür schloß und sich athemlos dagegen lehnend, endlich sagte:

„Ich, wenn's gefällig ist, bin Miggles!"

Wie die dunklen Augen leuchteten, die weißen Zähne zwischen den rothen Lippen blitzten! Dies also war Miggles! diese klaräugige, hübsche, junge Frau, deren nasses Kleid von grobem, blauem Stoff die Schönheit der weiblichen Formen, welche es umhüllte, nicht verbergen konnte; von dem zu einer Krone aufgesteckten, kastanienbraunem Haar, das ein Matrosenhut von Wachstuch bedeckte, bis zu den kleinen, in Knabenhalbstiefeln steckenden Füßen war Alles Anmuth und Grazie an ihr — dies war Miggles, uns in der freimüthigsten, sorglosesten, zutraulichsten Weise anlächelnd.

„Bedenkt, Ihr Leute", sagte sie ganz athemlos, wobei sie eine ihrer kleinen Hände gegen ihre Seite drückte, ohne weiter unsere sprachlose Verwirrung zu beachten, noch die vollständige Niederlage Yuba Bill's, dessen Gesicht trotzdem einen Ausdruck grenzenloser, einfältiger Fröhlichkeit trug — „bedenkt, Ihr Leute, ich war fast zwei Meilen von hier entfernt, als Ihr unten auf der Straße dahin fuhret, und ich dachte mir, Ihr könntet vielleicht

hier anhalten, so rannte ich den ganzen Weg zurück, da doch Niemand als Jim hier war — und — und — das hat mich außer Athem gebracht."

Jetzt nahm Miggles ihren triefenden Hut ab und mit einer muthwilligen Schwenkung spritzte sie einen Schauer von Regentropfen über uns hin, dann versuchte sie eine gelöste Flechte ihres reichen Haares aufzustecken, ließ bei dem Bemühen zwei Haarnadeln fallen, lachte und setzte sich neben Yuba Bill, ihre gefalteten Hände in den Schooß legend.

Der Richter fand zuerst seine Fassung wieder und versuchte ihr ein sehr überschwängliches Compliment zu machen.

„Ich bitte, mir jene Haarnadel dort aufzuheben", sagte Miggles ernst. Ein halbes Dutzend Hände streckten sich dienstfertig aus, die fehlende Nadel wurde der schönen Eigenthümerin zugestellt und die Flechte aufgesteckt. Dann durchschritt Miggles das Zimmer, blieb bei dem Kranken stehen und blickte prüfend in sein Gesicht. Die feierlichen Augen schauten sie mit einem Ausdruck an, den wir vorher nicht darin wahrgenommen. Leben und Geist schienen sich zu bemühen, in das verwüstete Antlitz zurückzukehren. Miggles lachte wieder — es war ein eigenthümlich beredtes Lachen — und wandte ihre schwarzen Augen und weißen Zähne uns wieder zu.

„Dieser arme Leidende ist?" fragte der Richter zögernd. „Jim", erwiederte Miggles. „Ihr Vater?" „Nein." „Bruder?" „Nein." „Gatte?"

Miggles warf einen schnellen, halb trotzigen Blick auf die beiden Damen unserer Gesellschaft, die, wie ich bemerkte, die allgemeine Bewunderung der Männer für die reizende junge Frau nicht theilten, und sagte ernst:

„Nein, es ist Jim."

Eine beklemmende Pause folgte. Die Damen rückten näher zusammen; der Gatte der einen starrte unverwandt in das Kaminfeuer; der große Mann schien seinen Blick nach innen zu richten, als werde er dort die Kraft finden, ihn einem so sonderbaren Ereigniß gegenüber aufrecht zu erhalten. Aber Miggles' Lachen, das etwas sehr Ansteckendes hatte, unterbrach das peinliche Schweigen.

„Kommt", sagte sie kurz. „Ihr müßt hungrig sein. Wer will mir helfen Thee zu bereiten?"

Es fehlte ihr nicht an Freiwilligen. Nach einigen Minuten trug Yuba Bill, gleich Caliban, Holz für diese Miranda herbei. Der Conducteur mahlte draußen auf der Veranda Kaffee. Mir selbst war das wichtige Amt zugefallen, Schinken zu schneiden, und der Richter ging von Einem zum Andern, ihm in seiner launigen, redseligen Weise guten Rath ertheilend. Nachdem Miggles mit Hülfe des Richters und unseres Irländers „vom Verdeck" die Tafel hergerichtet, waren wir Alle in eine sehr heitere Stimmung gekommen, trotz des gegen die Fenster schlagenden Regens, des im Kamin tobenden Sturmes und des bedeutungsvollen Geflüsters der beiden Damen, in deren Unterhaltung die Elster ab und zu eine ergänzende sarkastische Bemerkung von ihrem hohen Standpunkt hineinwarf. Bei dem jetzt hell auflodernden Feuer sahen wir, daß die Wände des Zimmers mit Blättern aus Zeitungen und illustrirten Journalen tapezirt waren, aber mit weiblichem Geschmack und Geschick arrangirt. Die Möbels waren extemporirt, aus Kasten und Gepäckkisten hergestellt und mit hellem bunten Kattun oder irgend einem Thierfell bedeckt. Der Armstuhl des gelähmten Jim war ein Kunstwerk aus einer großen Mehltruhe hergerichtet. Es herrschte überall Sauberkeit, ja sogar ein pittoresker Geschmack in der Ausstattung des langen Gemaches.

Die Mahlzeit war nicht nur ein culinarischer Erfolg, mehr als das,

ein ſocialer Triumph ausſchließlich, wie es mir ſchien, Dank dem außerordentlichen Tact von Miggles, welche die Unterhaltung führte, indem ſie allein alle Fragen that, und doch einen ſo vollkommenen Freimuth zeigte, der den Gedanken, als wolle ſie ihrerſeits etwas verbergen, gar nicht auftauchen ließ; ſo daß wir von uns ſelbſt, unſeren Vorhaben, Ausſichten, von der Reiſe und dem Wetter ſprachen, von Allem und Jedem — außer von unſerem Wirth und unſerer Wirthin. Es muß eingeräumt werden, daß Miggles' Redeweiſe weder elegant, noch immer grammatikaliſch war, und daß ſie ſich zuweilen Ausdrücke bediente, welche man gewöhnlich den Männern überläßt. Aber wenn ſie dieſelben gebrauchte, leuchteten die ſchönen Augen dabei ſo hell, die kleinen Zähne blitzten zwiſchen den rothen Lippen hervor und jenes ihr eigenthümliche Lachen folgte, das ſo friſch, freimüthig und ehrlich war, daß es die moraliſche Atmoſphäre zu klären ſchien.

Während unſerer Mahlzeit hörten wir plötzlich ein Geräuſch, wie das Reiben eines ſchweren Körpers gegen die Wände des Hauſes; ihm folgte ſehr bald ein Kratzen und Schnauſen an der Thür. „Das iſt Joaquin", ſagte Miggles als Antwort auf unſere fragenden Blicke, „möchtet Ihr ihn ſehen?" Ehe wir antworten konnten, hatte ſie die Thür geöffnet und einen halb ausgewachſenen Bären eingelaſſen, der ſich ſogleich auf ſeine Hinterbeine ſetzte und die Vordertatzen in der populären Weiſe hängen ließ, welche als die bittende Stellung bezeichnet wird, wobei er Miggles voll Bewunderung anblickte, in ſeinem ganzen Weſen eine eigenthümliche Aehnlichkeit mit Yuba Bill zeigend. „Das iſt mein wachſamer Hofhund", erklärte Miggles. „O, er beißt nicht", fügte ſie hinzu, als die beiden Damen ſich in eine entfernte Ecke flüchteten. „Nicht wahr, Du beißt nicht, mein alter Toddy, das thuſt Du nicht, wenn Deine Herrin dabei iſt." Der kluge, weiße Bär ſchaute ſie verſtändnißvoll an. „Aber das muß ich ſagen, Ihr Leute", fuhr Miggles fort, nachdem ſie Ursa minor gefüttert und fortgeſchickt, „Ihr habt Glück gehabt, daß Joaquin nicht in der Nähe war, als Ihr heute Abend hier einfielet." „Wo war er denn?" fragte der Richter. „Bei mir. Mein Himmel, er begleitet mich ſtets im Dunkel auf meinen Wegen."

Wir ſchwiegen und lauſchten auf das Aechzen des Windes. Vielleicht ſchwebte uns Allen daſſelbe Bild vor — Miggles durch die Wälder wandelnd mit ihrem wilden Beſchützer an ihrer Seite. Der Richter ſagte etwas von Una und ihrem Löwen, aber Miggles nahm es wie jede ihr geſpendete Artigkeit mit ruhigem Ernſt hin. Ob ſie der allgemeinen Bewunderung, die ſie erregte, ganz unbewußt war — kaum konnte ihr Yuba Bill's Anbetung entgehen — das weiß ich nicht; aber ihr unendlicher Freimuth, ihre große Unbefangenheit ſchien eine vollkommene Gleichheit der Geſchlechter anzunehmen, die für die jüngeren Glieder unſerer Geſellſchaft demüthigend war.

Der Zwiſchenfall mit dem Bären hatte die Damen in ihrer Meinung über Miggles nicht günſtiger geſtimmt. Als die Mahlzeit vorüber war, ging von den beiden weiblichen Reiſenden eine Kälte aus, welche durch keine Tannenzapfen und Holzſtöße, die Yuba Bill als Opfergabe auf dem Herde anhäufte, ganz verſcheucht werden konnte. Miggles fühlte den eiſigen Hauch ſich über die erſt ſo fröhliche Stimmung lagern, und indem ſie plötzlich erklärte, es ſei Zeit für uns Alle, die Ruhe zu ſuchen, bot ſie den beiden Damen an, ſie nach ihrer Lagerſtatt in den anſtoßenden Raum zu führen.

„Ihr, meine guten Burſchen, müßt ſchon hier ſo gut es geht beim Feuer campiren, denn wir haben nur das eine Zimmer."

Digitized by Google

Hinter den Zweigen.

r hat mich betrogen, der falsche Knabe,
den ich ach! geliebt — so geliebet habe!
Nun schwört er der Andren, was einst er mir schwur,
Und mir bleiben die Thränen, die Thränen nur!

Unser Geschlecht — unter welchem ich natürlich, lieber Herr, die stärkere Hälfte der Menschheit verstehe — wird gewöhnlich nicht der Neugier oder des Hanges zum Schwatzen beschuldigt; dennoch sehe ich mich genöthigt zu bekennen, daß sich kaum die Thür hinter Miggles geschlossen, als wir zusammenrückten und flüsternd, kichernd, lächelnd unsere Ansichten, Bemerkungen, Voraussetzungen, Ueberzeugungen und Gedanken über unsere reizende Wirthin und ihren seltsamen Gefährten austauschten. Ich fürchte, daß wir selbst den stumpfsinnigen Gelähmten nicht verschonten, der gleich einem stimmlosen Memnon in unserer Mitte saß, mit der heitern Gleichgiltigkeit der Vergangenheit in seinen leidenschaftslosen Augen auf unsere gesprächige Berathung blickend. Inmitten einer aufregenden Erörterung öffnete sich die Thür wieder und Miggles erschien.

Aber allem Anschein nach nicht dieselbe Miggles, welche vor einigen Stunden uns wie ein heller freundlicher Strahl entgegengeleuchtet. Ihre Augen waren gesenkt und als sie einen Moment, mit einer Decke über dem Arm, zögernd auf der Schwelle stand, schien sie all' die freimüthige Unerschrockenheit, welche uns vorhin so entzückt, zurückgelassen zu haben. Sie trat langsam in's Zimmer, zog einen niedrigen Schemel zum Armstuhle des Kranken, warf die Decke um ihre Schulter und sagte: „Es kann Euch ja gleichgiltig sein, Kinder, da das Haus etwas voll ist, werde ich diese Nacht hier bleiben." Sie nahm des Leidenden welke Hand in ihre Rechte und starrte in das Kaminfeuer. Ein instinctives Gefühl, daß dies nur die Eröffnung zu weiteren vertraulichen Mittheilungen sein werde und wir uns vielleicht später unserer frühern Neugier zu schämen haben würden, ließ uns in Schweigen beharren. Der Regen schlug noch auf das Dach nieder, einzelne daherziehende Windstöße machten die Flamme auf dem Herde ab und zu in hellerm Leuchten aufflackern. Bei einer im Aufruhr der Elemente eingetretenen Stille erhob Miggles das Haupt, warf ihr Haar zurück und, uns ihr Gesicht zuwendend, fragte sie plötzlich: „Ist Einer unter Euch, der mich kennt?" Es erfolgte keine Antwort. „Besinnt Euch. Ich lebte im Jahre 53 in Marysville. Jeder kannte mich dort und Jeder hatte ein Recht dazu. Ich war die Besitzerin des Polkasaales, bis ich ihn aufgab, um mit Jim zu leben. Das ist sechs Jahre her; vielleicht habe ich mich seitdem etwas verändert."

Daß Niemand von uns sie kannte, schien Miggles etwas zu verwirren. Sie wandte wieder ihr Gesicht dem Feuer zu und es vergingen einige Secunden, ehe sie von Neuem und jetzt viel schneller sprach.

„Nun, ich dachte es müßte irgend Einer von Euch mich gekannt haben. Aber es thut nichts. Was ich sagen wollte, war dies: Jim hier" — sie nahm während sie sprach, seine Hand in ihre beiden Hände — „kannte mich und gab eine Menge Geld für mich aus; ich glaube, Alles, was er besaß. Und eines Tages — es werden sechs Jahre in diesem Winter — trat Jim in mein Hinterzimmer, setzte sich auf's Sopha und wurde, wie er da sitzt, so daß er sich nicht wieder ohne Hülfe bewegen konnte. Er war vom Schlage getroffen und schien gar nicht zu wissen, was ihm geschehen, noch was ihm fehle. Die Aerzte kamen und erklärten, es sei eine Folge seines Lebenswandels — denn Jim war stets mächtig wild und lustig und unvorsichtig gewesen — und er könne nie wieder besser werden, er würde es auch nicht mehr lange machen. Sie riethen mir, ihn nach Frisco in's Hospital zu schicken, er vermöchte fortan Niemand mehr zu nützen, sei ein hülfloses Baby für sein noch übriges Leben. Vielleicht lag etwas in Jim's Augen, vielleicht

kam es, weil ich nie ein Baby gehabt, ich sagte „Nein“. Ich war damals reich, denn ich war sehr populär; Gentlemen wie Sie, Herr, kamen in mein Haus; und ich verkaufte mein Geschäft, kaufte dafür diesen ganz abgelegenen Platz und brachte mein Baby her.“

Mit dem einer echten Frau innewohnenden Tact und der ihr eigenen Poesie hatte Miggles, während sie sprach, langsam ihre Stellung verändert, und während sie selbst sich in den Schatten zurückzog, die regungslose Gestalt des Leidenden zwischen sich und ihre Zuhörer gebracht, als ob sie dieselbe als eine schweigende Entschuldigung für ihre Handlungsweise hinstelle. Stumm und ausdruckslos, wie Jim war, er sprach trotzdem für sie, hülflos und vom göttlichen Blitzstrahl getroffen, legte der Unglückliche doch noch, wenn auch unsichtbar, seinen schützenden Arm um sie.

Im Dunkel verborgen, aber seine Hand noch immer haltend, fuhr sie fort: „Es dauerte lange, ehe ich in der Umgebung und den Verhältnissen hier heimisch zu werden vermochte, denn ich war an Gesellschaft und Zerstreuung gewöhnt. Eine Frau zu meiner Unterstützung konnte ich nicht bekommen und einem Manne traute ich nicht; aber da die Indianer hier herum mir ab und zu die grobe Arbeit thun und gern eine hülfreiche Hand leihen, und mir außerdem alle Lebensbedürfnisse von North Fork geschickt werden, haben Jim und ich uns doch so leidlich durchgeholfen bis jetzt. Der Doctor aus Sacramento kommt ab und zu mit vor, um nach „Miggles' Baby“ zu sehen, wie er Jim nennt, und als er fortging, sagte er einmal: „Miggles, Ihr seid ein Prachtkerl — Gott segne Euch!“ Von da an schien es mir hier nicht mehr so einsam zu sein. Aber das letzte Mal, als er hier war, sagte er in der Thür: „Wißt Ihr, Miggles, Euer Baby wird bald wieder ein Mann werden und seiner Mutter Ehre machen; doch nicht hier, Miggles, nicht hier!“ Und mir schien als gehe er betrübt von dannen — und — und —“ Miggles Stimme erstarb, ihr Haupt verlor sich ganz im Dunkel.

„Die Menschen sind hier recht gütig“, fuhr Miggles nach einer Pause fort und kam etwas mehr zum Licht zurück. „Die Männer aus North Fork machten sich Anfangs stets hier herum etwas zu schaffen, bis sie einsahen, sie wurden nicht gebraucht, und die Frauen sind gütig — sie kommen nicht. Ich war recht allein, bis ich eines Tages Joaquin im Walde fand, als er nicht größer war als so, und ihn mitnahm und lehrte um sein Mittagessen zu bitten; und dann habe ich Polly — die Elster — die hat so viel lose Streiche im Kopf und macht es Abends mit ihrem Plaudern ganz gemüthlich hier, oft ist's, als hätte ich Gesellschaft bei mir und so fühle ich mich nicht mehr so vereinsamt und als sei ich das einzige lebende Wesen auf dem Gehöft. Und Jim hier“ — sagte Miggles mit ihrem alten herzigen Lachen, indem sie wieder zum Lichte kam — „Jim, ich versichere Euch, Ihr Burschen, Ihr würdet Euch wundern zu sehen, was er Alles weiß und versteht für einen Menschen in seiner Lage. Zuweilen bringe ich ihm Blumen und er blickt sie so natürlich an, als kennte er sie gut und freue sich; und wenn wir Abends allein beim Kaminfeuer sitzen, lese ich ihm die Geschichten da von den Wänden vor. Mein Himmel!“ rief Miggles lachend, „diesen Winter habe ich ihm diese ganze Seite des Hauses vorgetragen. Es giebt gar keinen Mann so für's Lesen, wie Jim.“ — „Weshalb“, fragte der Richter, „heirathen sie nicht den Mann, dem Sie Ihr jugendliches Leben weihen?“

„Nein, es schien mir nicht recht, wollte ich aus Jim's Hülflosigkeit Nutzen ziehen“, entgegnete Miggles. „Und dann, wenn wir Mann und

Frau wären, wüßten wir Beide, daß ich gebunden wäre zu thun, was ich jetzt freiwillig thue."

„Aber Sie sind jung und anziehend —"

„Es ist spät", sagte Miggles ernst, „und Ihr thut Alle wohl daran, zu schlafen. Gute Nacht, Kinder!" Sie schlug ihre Decke um sich und legte sich neben Jim's Armstuhl nieder, ihr Haupt auf den niedrigen Schemel lehnend, auf dem seine Füße ruhten. Das Feuer erstarb langsam auf dem Herde, wir Alle wickelten uns schweigend in unsere Decken und bald hörte man keinen andern Laut in dem Zimmer, als das Klappern des Regens auf dem Dache und die schweren Athemzüge der Schläfer.

Es war fast Morgen, als ich aus einem wirren Traum erwachte. Der Sturm hatte sich gelegt, die Sterne leuchteten vom Himmel und über die hohen feierlichen Fichten draußen blickte der Vollmond durch die unverhüllten Fenster in's Zimmer. Er berührte die arme eingesunkene Gestalt im Armstuhl mit sanftem, mitleidsvollem Strahle und wob einen Glorienschein um das gesenkte Haupt der Frau, deren Haar, wie in der alten lieblichen Geschichte die Füße des Mannes, den sie liebte, umfloß. Ja, selbst Yuba Bill's rauhe Erscheinung wurde durch den Mondschein mit einem Hauch der Poesie bekleidet, Yuba Bill, der, sich auf seinen Ellenbogen stützend, zwischen unseren Wirthen und seinen Passagieren lag und mit seltsam geduldigem Ausdruck in seinen wilden Augen Wache hielt. Dann schlief ich wieder ein und erwachte erst bei hellem Tageslicht, als Yuba Bill mir zurief, „daß Alle auf wären!"

Der Kaffee wartete unser auf dem Tisch, aber Miggles war verschwunden. Wir durchsuchten das Haus nach ihr und zögerten immer noch mit der Abfahrt, als die Pferde längst angespannt waren, doch sie kehrte nicht zurück. Es schien uns klar, daß sie ein formelles Abschiednehmen vermeiden wollte, daß wir gehen sollten, wie wir gekommen waren. Nachdem wir den Damen in den Wagen geholfen, traten wir noch einmal in das Haus und nahmen feierlich Abschied von Jim, ihn nach jedem Handschütteln wieder eben so feierlich aufrichtend. Dann blickten wir uns noch einmal in dem langen, niedrigen Zimmer um, unsere Augen weilten auf dem Stuhl, auf welchem Miggles gesessen — und dann nahmen wir langsam unsere Plätze in dem auf uns harrenden Wagen ein. Die Peitsche knallte, fort ging es.

Als wir aber die große Straße erreichten, zügelte Bill's geschickte Hand die sechs Pferde mit einem schnellen Griff, daß der Wagen im Moment still hielt, denn auf einer kleinen Anhöhe am Wege stand Miggles, ihr Haar flog im Winde, ihre Augen leuchteten, ihre weißen Zähne blitzten, ihr weißes Tuch wehte uns ein letztes „Lebewohl" zu. Wir schwenkten unsere Hüte als Erwiederung. Und dann, als ob Yuba Bill fürchtete, dem Zauber dieses reizenden Weibes noch mehr zu verfallen, hieb er wie wahnsinnig auf seine Pferde los, daß wir alle auf unsere Plätze zurückfielen und der schwere Wagen nur so dahin flog. Wir sprachen nicht eine Silbe bis wir North Fork erreichten und vor dem Wirthshause hielten. Dann traten wir Alle, geführt von dem Richter, in die Gaststube und setzten uns ernst um den Schänktisch. „Sind Ihre Gläser gefüllt, meine Herren?" fragte der Richter, indem er feierlich seinen Hut abnahm. Sie waren es. „So, dies Glas zu Ehren von Miggles! Gott segne sie!"

Vielleicht hat Er sie gesegnet. Wer weiß es?

Der Carneval am Rhein.

Von **Ferdinand Hey'l.**

II.

Der Carneval ſchuf ſeine eigene Literatur. Ganz abgeſehen von den Faſtnachtsſpielen, bildeten ſich nach des Erasmus von Rotterdam (geb. 1467) Encomium moriae, dieſem trefflichen „Lob der Narrheit", ſo wie nach den Muſtern Seb. Brandts (geb. zu Straßburg 1458), in deſſen „Narrenſchiff", die erſten öffentlichen Narrenredner aus, die, wie dieſe, ſatiriſche Ausfälle nach allen Richtungen wagten und da der Inhalt ihrer Reden den localen und allgemein bekannten Verhältniſſen entlehnt war, ſo machte ſich auch bald der Wunſch nach größerer Verbreitung dieſer Reden geltend — es entſtanden periodiſche Zeitſchriften, welche dem größern Publicum am Rheine, ſomit auch den Nichtnarren, dieſe Vorträge durch zum Theil wörtlichen Abdruck mittheilten.

Schon früher, im Jahre 1808, erſchien in Köln das erſte Actenſtück dieſer Art unter dem Titel: Curiosa Descriptio. — Localdichter ſchrieben Faſtnachtsſpiele, die, öffentlich mit Preiſen gekrönt und von Dilettanten zur Aufführung gebracht, großes Aufſehen erregten.

Im Jahre 1826 erſchienen in Köln, ein Jahr ſpäter (1827) in Coblenz die erſten officiellen Carnevals-Zeitungen, die ſich in beiden Städten bis Ende der dreißiger Jahre hielten, deren Fortſetzungen dann aber durch Verfügungen der Regierung gehindert und wenn auch nicht geradezu unterdrückt, ſo doch erſchwert wurden. Zum Theil im Dialect gehalten waren die Beiträge von Ch. S. Schier, M. J. de Boel, Dr. B. Rowe, Th. A. Traxel, Dr. Weiden, Prof. Klein, Chr. Hey, A. Saarburg, ſpäter Dr. Schlegel, Maler Hartung und Bremig in Köln und Coblenz ꝛc. — humoriſtiſche Arbeiten, die ſich theilweiſe bis heute noch in rheiniſchen Volksliedern, in volksthümlichen Redensarten und Sprichwörtern erhalten haben.

Ludwig Kaliſch der treffliche, geiſtreiche Satiriker (gegenwärtig in Paris), der Autor der „Schlagſchatten" und des „Buches der Narrheit" rief die Mainzer Carnevalszeitung „Narrhalla" in's Leben und während in Köln und Coblenz die verwandten Blätter wieder eingingen, hielt ſich das letztere Blatt bis vor Kurzem in Mainz und gehörte in der kurzen Zeit ſeines Erſcheinens — von Neujahr bis Faſtnacht — zu den geleſenſten Blättern am Rheinſtrome. Neuerdings entſtanden aus demſelben Anlaſſe in Köln die „Kölniſchen Funken", und zur Zeit erſcheinen die Protocolle der großen Carnevalsgeſellſchaft, in Köln gedruckt, in Form von regelmäßigen Wochenblättern.

Außer L. Kaliſch arbeiteten Langenſchwarz, Prof. Schumacher, der gemüthliche Dichter Lennig (in rheinpfälziſcher Mundart) Horneyer, Dr. Wieſt, Eduard Reis und Andere an den Mainzer Scherzblättern und zur Zeit der Redaction L. Kaliſch's — in welcher freilich die heutigen Witzblätter: Kladderadatſch, Berliner Wespen, Fliegende Blätter, Punch ꝛc. noch nicht exiſtirten — zählte das Blatt Tauſende und aber Tauſende von Abonnenten.

Als die Jahre 1848 und 49 mit ihren ernſten Beſtrebungen die närriſchen und heiteren Elemente ebenſowol zum Ernſte ſtimmten, conſtituirte ſich ſofort z. B. in Coblenz der große Rath der Carnevalsgeſellſchaft, die

Digitized by Google

äußere Maske aus tausend Gründen beibehaltend, zu einem Unterstützungscomité für die deutschen Flüchtlinge. Wöchentlich wurden Aufführungen veranstaltet — Gelegenheitsspiele, welche die politischen Zustände beleuchteten und den patriotischen Sinn, die freie Richtung der Rheinländer so eclatant documentirten, daß der Verein polizeilich aufgehoben wurde.

Wie treffliche Schauspieler wechselte man die Maske und unter der Firma: „Verein für gesetzlichen Spaß und Volkswitz" — im Gegensatz zu dem bestehenden Treubund-Verein „für gesetzliche Freiheit und Volkswohl" erschien ein anderes Comité, erlangte die Erlaubniß zur Abhaltung von Sitzungen — und — setzte seine Bestrebungen fort. Kein Lindenclub, keine Volksversammlung in Berlin unter den Zelten des Thiergartens erregte einen Jubel wie hier die Vorführung patriotischer Stücke, deren eines z. B. den rheinischen Helden Kinkel verherrlichte. Kinkel im Kerker spulend, als Held der Freiheit und des Volkes — auf der Carnevalsbühne!! Wol dürfte mancher mit den Verhältnissen unbekannte Leser ein bedenkliches Staunen hier nicht unterdrücken können. Der Zuhörerkreis aber verstand die Absicht — man wußte, daß nur unter der anscheinend scherzhaften Gewandung dem Volke gepredigt werden durfte!

Die Reden Kinkel's in diesem Stücke, die Aufforderungen in den Monologen an sein rheinisches Volk: treu seiner bessern Erkenntniß vorwärts zu streben auf dem Wege sittlicher und geistiger Entwickelung und Freiheit — wurden Stichworte des Tages im Volke und keine Grenzen kannte der Ausbruch der jubelnden Freude, als das Stück mit Kinkel's endlicher Befreiung schloß.

Freilich wol waren diese Stücke mit dem Mantel des Humors so wohl verkleidet und verhüllt, daß nur eine abermalige Auflösung der Gesellschaft die Folge war und eine Verweisung vor die Assisen, die Autor und Darsteller treffen sollte, noch in letzter Minute zurückgenommen wurde; das rheinische Volk aber verstand den „tiefen Sinn im kindischen Spiele" und versteht ihn noch heute. Die Flüchtlingscomités in Zürich und London aber, Franz Raveaux, der Kölner Patriot, damals in Straßburg ꝛc., dankten dem Carnevalscomité für die Uebermittelung von einigen Tausend Thalern — welche die Vorstellungen als Reingewinn ergaben. Dies ist auch eine Seite des rheinischen Carnevals — und wahrlich eine beachtenswerthe.

In Köln und Mainz haben sich nun freilich durch Spaltungen aller Art viele kleine und größere Vereine gebildet und diese verfolgen nach den verschiedenen Lebensstellungen der Mitglieder, in ihren Reden und Sitzungen locale oder andere Zwecke.

In Köln aber, wo die große Carnevalsgesellschaft, in Mainz, wo die große „Mutterloge Narrhalla" an den Sitzungsabenden einschließlich der Fremden und Gäste, die von nah und fern zu diesen Rednerturnieren wallfahrten, an sechzehnhundert Köpfe aus allen Volksschichten vereinigen — ist der Eindruck, den eine solche Versammlung auf einen Fremden hervorbringt, unbeschreiblich.

Eine Zeit lang gebrach es der Narrhalla in Mainz allerdings an einem geeigneten Locale. Das von der Gesellschaft früher benutzte ist Eigenthum des katholischen Casino geworden, welches mit dem Carneval auf schlechtem Fuße lebt. Jetzt aber ist die größte Räumlichkeit der Stadt (die Fruchthalle) mit bedeutenden Kosten dem carnevalistischen Zwecke wieder hergerichtet und faßt die Zahl der Mitglieder kaum.

Digitized by Google

Zwar existiren auch in Mainz etwa sechzehn kleinere Vereine dieser Art, sie alle aber hängen im Grunde mit dem Hauptverein zusammen und tagen denn auch mit ihm.

In Köln vereinigt der große Saal des Gertrudenhofes die zahlreichen Mitglieder der „Großen Carnevalsgesellschaft" deren Sitzungen vielleicht demnächst im Gürzenich abgehalten werden. Von dem Glanz der Maskenbälle in diesem Locale hat man kaum einen Begriff.

Wer aus der Ferne und nicht aus eigener Anschauung diese carnevalistischen Sitzungen beurtheilt, der dürfte leicht durch die große Firma „Narrheit", die über diesem Tempel des Komus schwebt, verleitet werden, eben nur Narrheiten dort zu sehen

Wer aber Ohrenzeuge war, wie z. B. die Feier der rheinischen Veteranen in Mainz — veranstaltet durch die Reste jener napoleonischen Rheinbundkrieger — von der Jugend des Landes in der Narrensitzung verurtheilt wurde, dürfte leicht eine andere Ansicht gewinnen.

Die Veteranen feierten ein Erinnerungsfest, bei welchem es an Toasten auf ihren Kriegsherrn Napoleon I. eben so wenig, wie an solchen auf den kürzlich verstorbenen Kaiser der Franzosen fehlte. Diese Toaste wurden zum Theil in französischer Sprache ausgebracht. Das rheinische Volk stand früher im Verdachte besonderer Vorliebe für die napoleonische Herrschaft — wozu der noch heute maßgebende Code Napoleon und die „gefährliche Nachbarschaft" nicht wenig beitrugen.

Wer aber auf der andern Seite gehört hätte, wie die Narrhallaredner, diese Gelegenheit benutzend, sofort die Geißel über diese Verirrungen, diese antediluvianischen Ansichten der St. Helenaritter schwangen, wie darauf donnernde Hurrahs der echt deutschen Gesinnung des rheinischen Volkes Ausdruck gaben, auch in einer Zeit, wo die allgemeine Strömung noch nicht so ausgesprochen deutsch war als heute: der dürfte, wie wir, mit wahrhaft gehobener Stimmung solcher Narrheit mithuldigen.

Wenn irgendwo die napoleonische Politik seit jenem 2. December eine schonungslose, sarkastische Kritik über sich ergehen lassen mußte — so war es am Rhein und wenn schon hier nicht Raum ist, jene politischen Philippiken zu registriren, so genüge wenigstens die Notiz, daß gegen die Einverleibungsmachinationen und „natürlichen Grenzenspeculationen" durch Agenten, Helenamedaillen ꝛc. nichts kräftiger und zweckmäßiger am Rhein eintrat, als der Humor und die mit attischem Salze gewürzten Reden der carnevalistischen Sprecher. Die Helenamedaillen wurden lächerlich gemacht und waren um allen Credit. Wenn auch die Rheinlande mit einer hübschen Anzahl jener napoleonischen Denkmünzen beglückt worden sind — wir haben am hellen Tage daselbst nie eine solche tragen sehen.

Wir glauben schon durch diese Umstände erscheint die Vorliebe des Rheinländers für jene Bestrebungen gerechtfertigt. Dem Kopfe des Janus gleich, zeigt der Carneval eine heitere, aber auch seine sehr ernste Seite.

Wir wollen wahrlich nicht als Panegyrist dieser volksthümlichen Versammlungen auftreten, der Vollständigkeit wegen dürfen wir aber auch den Punkt nicht außer Augen lassen, daß jene Gesellschaften im wahrhaften Sinne des Wortes öffentliche Redner, ja sogar des Volkes politische Vertreter bilden. Der Mann aus dem Volke tritt hier vor das Volk und redet frei und ohne Zwang, im Sinne und Geiste seiner Hörer. Wehe Dem, der seine Aufgabe schlecht gelöst: er wird unnachsichtlich verurtheilt und in drolliger

Weise von der Tribüne entfernt. So schwebten in einem Winter über der Tribüne zu Mainz ein paar fratzenschneidende Affen, die — sobald der Redner sich auf ein Feld verirrte, dem die Masse zu folgen nicht Willens war, oder sobald er langweilig wurde — herabstürzten und ihn vollständig zudeckten. Er war also im wahrsten Sinne dann „unter'm Aff". Ein anderes Jahr stempelten zwei Teufel mit Petschaft und Siegellack den Ueberflüssigen, oder Langweiligen, oder ein Komet, der durch den ganzen Saal daherflog, erschlug ihn, der Boden brach ein und beseitigt war der Unglückliche.

Jubel aber lohnt und begleitet den siegenden Sprecher, dessen Rede Wort für Wort durch die mündliche Ueberlieferung der geistreichsten Pointen sich im Volke verbreitet.

Es gäbe nichts Leichteres, als den Nachweis zu führen, daß fast alle jene Männer — so auffällig dies erscheinen mag — die auf der carnevalistischen Rednerbühne sich hervorragende Namen errungen, bei den Volkswahlen in den betreffenden Städten am Rhein zur Stellung der Gemeinderäthe ꝛc. stets obsiegten.

Die beliebtesten Persönlichkeiten in öffentlichen Ehrenämtern am Rhein begannen ihre Wirksamkeit, gewannen sich ihre Anhänger häufig durch ihre Reden in diesen Volksversammlungen.

Die Stadt Mainz war bisher in der hessischen Ständekammer — um nur ein Beispiel zu erwähnen — durch die beiden Abgeordneten Dr. Metz von Darmstadt und Dr. Dumont von Mainz vertreten. Dumont war vor einigen Jahren Präsident der Carnevalsgesellschaft „Narrhalla", in welcher Stellung er sich durch seine geistreiche, gewandte Leitung der Gesellschaft eine enorme Beliebtheit errang. Er ist seitdem, wie erwähnt, Vertreter seiner Vaterstadt und Landtagsmitglied geworden.

Im Stadtrath zu Mainz sitzen zum Theil Spitzen des carnevalistischen Comités; in Coblenz haben Anwalt Bremig und der treffliche Lokaldichter Dr. J. Schlegel als Stadträthe ihre öffentliche Laufbahn mit Jubel in den carnevalistischen Sitzungen begonnen. Köln besitzt in seinem jetzigen Präsidenten Wilke eine unbezahlbare Kraft.

Dabei darf es natürlich nicht Wunder nehmen, wenn der Wahlkampf für den Candidaten der Carnevalscomités oft weit gewichtiger und wir dürfen sagen auch erbitterter geführt wird, als irgend ein anderer. Es waren nicht weniger als elf gedruckte Wahlzettel, die z. B. in Mainz in einem der letzten Jahre vor der Wahl des Carnevalcomités circulirten und verbreitet wurden und mit Feuereifer agitirte eine Partei gegen die andere, um sodann, als die Wahl vorüber, mit wahrhaft bewundernswerther Einigkeit die gewählte närrische Regierung anzuerkennen und sich den Beschlüssen dieses selbstgewählten Ministeriums zu unterwerfen.

Mit dankenswerther Bereitwilligkeit unterstützen die Behörden der Festungen Köln und Mainz diese Bestrebungen, so weit sie die Oeffentlichkeit berühren und ein nicht zu unterschätzender Umstand ist es weiter, daß auch die Officiere der betreffenden Garnisonen, natürlich in Civilkleidung, angezogen von dem humoristischen Gewande der Sitzungen, dieselben besuchen und hier unendlich Vieles hören, was — — ihnen sonst kaum anzuhören gestattet wäre.

Fügen wir dem Mitgetheilten noch bei, daß von den wahrhaft bedeutenden Summen, welche durch die Veranstaltung der öffentlichen Lustbarkeiten und durch die ziemlich hohen Mitgliederbeiträge in die Kasse der Gesellschaft

fließen, die Stadtarmen in den verschiedenen Orten Unterstützungen beziehen, die sich nur nach Tausenden angeben lassen, so haben wir damit einen weitern Punkt berührt, welcher diesem Volksfeste einen höhern Werth verleiht. — Der Rheinländer vergißt bei diesen Festen der Freude und ausgelassenen Fröhlichkeit nicht des Kummers seiner ärmeren Mitbürger zu gedenken und die Thränen der Bedürftigen zu trocknen. Die Carnevalsgesellschaften waren es, die z. B. bei den häufig bedeutenden Ueberschwemmungen des Rheins, bei den Nothständen in Westpreußen ꝛc., sofort mit hohen Summen und beträchtlichen Unterstützungen die Ungunst des Geschickes mit Erfolg auszugleichen suchten. Ja, als jene entsetzliche Explosion im Herbste des Jahres 1857 einen Theil der Stadt Mainz in Trümmer legte, beschlossen sämmtliche Mitglieder des Carnevalvereins „Narrhalla" auf die Sitzungen und öffentlichen Feste zu verzichten, gleichwol aber zahlte man mit Einstimmigkeit sämmtliche Mitgliederbeiträge und außergewöhnliche Zuschüsse aus der Gesellschaftskasse zur Linderung dieses entsetzlichen Unglücks.

Soviel über die jetzige Bedeutung des Carnevals am Rhein. Was nun die Eintheilung der Tage des eigentlichen Faschings anlangt, so haben wir darüber vorstehend schon Genaueres angedeutet. Die Sitzungen werden in der Regel elf Minuten nach sieben Uhr Abends begonnen und enden elf Minuten nach elf Uhr; denn Elf ist die Narrenzahl, die geheiligte! Mit dem Glockenschlag erschallt die Musik von der Tribüne herab, draußen rühren sich die Tambours und unter dem Vortritt derselben und der närrischen Ceremonienmeister, begleitet von einer Ehrengarde zieht das närrische Ministerium in den Saal, jubelnd begrüßt von der ungeduldigen Menge, die bei den Klängen der närrischen Musik wie electrisirt erscheint. In Köln wirken auch noch blumenstreuende Kinder im Zuge. Sofort beginnt mit der Anrede des Präsidenten der Reigen der Vorträge, „die olympischen Spiele", Rede wechselt mit Gesang, sowol Soli als auch Chorgesänge, welche häufig, im Dialect gehalten, eines überraschenden Humors sich rühmen dürfen. Nach elf Uhr zieht dann das närrische Comité mit denselben Formalitäten wieder ab.

Schließen dann die öffentlichen Sitzungen, die allwöchentlich einmal stattfinden, so hat das Comité in besonderen Besprechungen seine Pläne für die Grundidee des Zuges bereits festgestellt. Die Funken in Köln, die Ranzengarde in Mainz, eine Persiflage auf die früheren Stadtsoldaten, treten den Dienst bei seiner Hoheit dem Prinzen Carneval an und beziehen ihre Hauptwache. Auf drei Tage ist das Reich des Hanswursten installirt. Die höchsten Herrschaften besuchen das Narrentheater, Localstücke von Mitgliedern aufgeführt; dem Präsidenten oder dem Hanswurst, dem Prinzen Carneval wird ein Fackelzug gebracht. Die Maskenzüge finden am Montag resp. Dienstag statt, und an einem der frei bleibenden Tage bewegt sich der ganze unabsehbare Schwarm der Narren als „Kappenfahrt", in offenen Wagen sitzend, geschmückt mit Kappe und Stern, bewaffnet mit Confetti, Sträußen und dergleichen, durch die Straßen der närrischen Residenz des geckigen Prinzen, der tollen Laune überall die Zügel schießen lassend.

Eine spätere Gelegenheit gestattet uns vielleicht, durch eine specielle Schilderung des Festes und der Sitzungen das Gesagte weiter zu bestätigen, und fernere Beweise dafür zu liefern, daß in der rheinischen Carnevalsfeier sich wahrhaft „ein tiefer Sinn im kindischen Spiele" bekundet.

Winterliches Vogelcontingent.

(Bewohner der Gewässer.)

Von **Karl Müller.**

Man nennt den Winter die Schlafzeit der Natur. Die allgemeine Stille, die Erstarrung, die Oede und Kälte berechtigen zu diesem Vergleich. Wie Murmelthier, Siebenschläfer, Bär und andere Winterschläfer unter tief herabgedrücktem Pulsschlag liegen, so pulsirt auch die Lebensader, die sich durch die Natur im Großen und Ganzen zieht, nur langsam und bringt so das innere mit dem äußern Leben in Einklang. Alles Zarte, Verletzbare ist in geschützten Keimen verborgen, sein Erscheinen und Entwickeln ist von der Herrschaft der Wärme abhängig.

Bei genauerm Blick in die winterliche oder spätherbstliche Natur entdecken wir indessen immer noch befiederte Freunde, welche es verdienen, daß wir ihnen unsere Aufmerksamkeit zuwenden, Vögel, welche bei uns als „Standvögel" oder „Strichvögel" die ganze Zeit der kurzen Tage hindurch verbleiben. Wählen wir zunächst einige der Bewohner unserer Bäche, Flüsse und Teiche, um ihr Thun und Treiben zu verfolgen und ihre Charakterzüge zu belauschen.

Der Fischreiher (Ardea cinerea) ist in unseren fluß- und sumpfreichen Gegenden Strichvogel und richtet sich bei seinen winterlichen Streifzügen nach den herrschenden Witterungsverhältnissen, welche ihm die Quellen der Nahrung hier unzugänglich machen, dort öffnen. Dieser raubgierige, gefräßige Vogel beherrscht ein sehr ausgedehntes Jagdgebiet, das sich mitunter meilenweit längs der Flüsse und Bäche und durch zusammenhängende Wiesenthäler erstreckt. Mit sehr scharfen Sinnen begabt, um die beutereichen Plätze auszukundschaften, besucht er häufig an einem und demselben Tage weit von einander gelegene Orte, zwischen denen er gern regelmäßig wechselt, so daß man ihn zu gewissen Tageszeiten an Lieblingsplätzen mit ziemlicher Sicherheit antreffen kann. Seine Leibspeisen bilden kleine und größere Fische. Ich habe ihn bei Ueberschwemmungen am Ufer der Schwalm und der Nidda Fische von 8 bis 10 Zoll Länge spießen und hinabwürgen sehen. Er spießt aber auch viel größere Fische, wie dies von dem trefflichen Beobachter Snell in der Wetterau gesehen worden ist. Nach diesem erscheint der Reiher, wenn die Hechte zum Laichen sich einfinden, in größerer Anzahl in einem kleinen Sumpf, der durch einen Abzugsgraben mit der Horlof in Verbindung steht und von den Hechten vorzugsweise aufgesucht wird. Dutzendweise stehen die Reiher da am seichten Wasser und schonen mehrpfündige Hechte nicht.

Aber der trotz der gewandten Fertigkeit unseres Fischers immerhin von besonderen Umständen abhängige Erfolg des Fischens genügt seinem Bedürfniß selten ganz, und darum stellt er auch Lurchen, Schlangen, kleinen Säugethieren und jungen Vögeln, Mäusen und Wasserkerbthieren nach. Die zähllebigen Thiere spießt er, wirft sie empor, um sie wieder zu fangen und von Neuem mit dem Schnabel zu bearbeiten. Sein leichter Körper, der von hohen Stelzfüßen, die mit langen Zehen versehen sind, getragen wird, be-

fähigt ihn zum Schleichen durch Sumpf und feichte Gewäſſer; ſelbſt über weichen Schlammboden vermag er ohne einzuſinken zu gehen.

Langſamen, bedächtigen Schrittes ſchreitet der ſehr unedel in Geſtalt und Haltung erſcheinende Vogel im Waſſer dahin. Der Hals erſcheint ſo ſtark nach hinten gebogen, daß der Kopf den Rücken berührt, während der Schnabel ſich wiederum eng an der Hals anlegt. Sobald aber irgend eine Bewegung in ſeiner Nähe das Vorhandenſein eines zu ſeinem Nahrungsbereich gehörenden Thieres verräth, ſchnellt der Hals wie elaſtiſch empor, und im Augenblick des Fixirens ſeines Opfers fährt er mit dem Schnabel lanzenartig hinab und ſtößt ſelten einmal fehl.

Etwas unverkennbar Tückiſches offenbart der Reiher auf der Lauer. Scheinbar der apathiſchen Ruhe hingegeben, ſteht er lange auf einer Stelle, bis er durch plötzliches Niederfahren ſeine verſchleierte Wachſamkeit draſtiſch enthüllt und beweiſt, daß ſeine gefährliche Lanze ſtets zum Angriff eingelegt iſt. Auch den Feinden und überhaupt ſein Mißtrauen weckenden Erſcheinungen gegenüber wendet er Verſtellungskunſt an. Bildſäulenmäßig ſtreckt er ſich im Graſe oder Schilfe mit weit nach vorn gerichtetem Halſe aus und verfolgt mit ſcharfen Blicken die Bewegungen der Verdächtigen. Dabei legt er ſtets überzeugende Proben ab von richtigem Ermeſſen der Entfernung, und ehe noch die Lage eine wirklich bedrohliche zu werden ſcheint, entzieht er ſich durch Aufſteigen und Davonfliegen der Verfolgung. Von Schönheit und Kunſt zeugt ſein Flug keineswegs, wiewol er trotz der Einförmigkeit und Schlaffheit nicht untüchtig genannt werden darf. Dies bethätigt der Reiher in unverkennbarer Weiſe, wenn er hoch über unſeren Häuptern unter ſägetonartigen Rufen von einem Thale zum andern fliegt. Neben ſeinem Geſichtsſinn ſcheint das Gehör ſcharf zu ſein. Mehrmals wollte ich dem am Fluß ſtehenden Reiher hinter hohem Uferrain vorſichtig mich nahen, allein er hörte meine Tritte auf dem hartgefrorenen Boden und entzog ſich rechtzeitig der Gefahr. So hingebend er auch fiſcht, ſeine Sinne ſind allezeit rege, der Grundzug des Mißtrauens und der Verſchlagenheit leuchtet überall durch. Sehr leicht iſt er zum Erſchrecken geneigt, denn ein Donnerſchlog, an den ſich die anderen Thiere längſt gewöhnt haben, erſchüttert ſein Nervenſyſtem ſo, daß er ſichtlich zuſammenfährt. Proben von beſonderm Muthe des Reihers ſind mir nicht bekannt, nur in verzweiflungsvollen Lagen vertheidigt er ſich gegen feindliche Angriffe, wobei er mit großer Sicherheit die gefährlich verwundende Spitze ſeines Schnabels nach den Augen richtet. Daher thut der Schütze wohl, wenn er den Hühnerhund eben ſo wenig einen angeſchoſſenen Fiſchreiher wie einen flügellahmen Kranich apportiren läßt.

Zu Niſtplätzen erwählt ſich das Reiherpaar gern an Feld oder Wieſen grenzende Vorwäldchen, wo es ſeinen Horſt auf die derbe Grundlage der Gezweige alter Eichen erbaut. Gewöhnlich niſten mehrere Paare neben einander, ſo daß Colonien entſtehen, welche durch die Menge des Unrath der alten und jungen Vögel weithin verpeſtenden Geruch verbreiten. Alljährlich werden die alten Horſte wieder benutzt und ausgebeſſert. Von künſtlichem Bau ſind ſie nicht, ſondern beſtehen nur in einer Anhäufung von Reiſern, Rohrſtengeln, Schilfblättern und Stroh, welchen Stoffen zur Einrichtung der Neſtmulde Haare, Federn, Wolle und anderes den Bauenden erreichbares weicheres Polſtermaterial ſchließlich beigefügt wird. Hier an dieſen Reiherſtänden ſieht man die häßlichen Thiere oft in der poſſirlichſten Stellung der Verdauung hingegeben und in tiefe Ruhe verſunken. Das Männchen füttert

treu das brütende Weibchen, und beide halten sich zu ihren Jungen selbst dann noch, wenn diese schon die Riede besuchen und allabendlich zur Horststätte zurückkehren. Ich muß Herrn Bodinus vollkommen beistimmen, wenn er sagt: „Mag der Reiher immerhin und nicht mit Unrecht als tückisch, schleichend und hinterlistig verschrieen sein, so ist er doch nicht allein ein häusliches Familienhaupt, liebevoller Gatte, sorglicher Vater, sondern sogar, was bei Menschen nicht immer der Fall ist, gelegentlich auch ein zärtlicher Stiefvater.“ Als Stiefvater hat ihn sein Schutzredner nämlich in gezähmtem Zustande jungen elternlosen Falken gegenüber kennen gelernt, die von ihm gefüttert, geschirmt und geliebkost wurden.

Eine wahre Zierde unserer Gewässer und namentlich auch im Winter eine Erscheinung, die durch ihre Annäherung an die Schönheiten der Vogelfauna der Tropenwelt einen, möchte ich sagen, erwärmenden Eindruck macht, ist der in schillerndem Blau und Grün prangende Eisvogel (Alcedo ispida). Seine Farbenpracht wird erhöht, wenn er über den Wasserspiegel unter der Wirkung der Sonnenstrahlen dahinfliegt. Einen wahrhaft bezaubernden Anblick gewährt das zu Ende des März in neckendem Spiel der Minne sich verfolgende Paar. Mit scharf ausgestoßenem „Tiiit“ und „Tit“ lockt das Männchen auf erhabenem Zweig das Weibchen an sich, welches neckend und herausfordernd herbeifliegt, aber sogleich bei Annäherung von Seiten des Erstern die Flucht ergreift und dieses und sich selbst durch Ausweichen zur Rechten und zur Linken oft so sehr ermüdet, daß einige Minuten Ruhe nöthig werden, der sie sich mit geöffnetem Schnabel und gelüfteten Schwingen mehr liegend als sitzend hingeben. Gar bald aber setzen sie das reizende Spiel fort, bald geradeaus wie Pfeile dahinschießend, bald in weiten Bogen das Ufer verlassend und ganz gegen ihre Gewohnheit höhere Bäume des Feldes und der Gärten besuchend. Das kurze Schwänzchen spielt während des Sitzens eine bewegliche Rolle, mit lebhaftem Ausdruck wird es namentlich vom Männchen geschmeidig emporgehoben. Lassen sich die Jagenden auf Steinen und Felsblöcken nieder, die aus dem Bach oder Flüßchen hervorragen, so sieht man sie bisweilen eine handlange Strecke unbehülflich gehend gegen einander anrücken. Die sonnenhellen und windstillen Morgen machen sie zu derartigen anmuthigen Treibjagden vorzugsweise geneigt, während sie den Nachmittag ausschließlich wieder dem Ernährungtriebe folgen. Wenn das Paar in seinen Plänen nicht durch hohe Fluthen oder sonstige Hindernisse gestört wird, so beginnt das Weibchen so frühzeitig seine Eier zu legen, daß in dem letzten Drittel des Mai oder spätestens Anfangs Juni das Gelege vollzählig wird. Die frühere oder spätere Brut hängt auch davon ab, ob die Eisvögel eine vorjährige Nesthöhle benutzen können, was sie sehr gern thun, oder ob sie sich eine neue hacken müssen. In letzterm Falle wird unter Umständen die Brut oft um beträchtliche Zeit verzögert, denn das Graben oder Aushacken einer Höhle am Ufer verursacht dem Eisvogel keine geringe Mühe, zumal wenn er auf Hindernisse stößt, die ihm in Gestalt von Steinen und Wurzeln in den Weg kommen. Diese umgeht er, so daß die Höhle nicht in der sonst beliebten geradelinigen Richtung verläuft, sondern Krümmungen bildet und durch die hervorstehenden Gegenstände uneben und ungleich weit gemacht wird. Treten indessen solche Hindernisse als unüberwindliche oder auch nur schwer zu umgehende auf, so läßt der Gräber plötzlich von seiner Arbeit ab und beginnt damit an einem andern Plätzchen womöglich in der nächsten Nähe. Am Ufer der steinhaltigen Gebirgsgewässer muß der Eisvogel sehr

oft ſeine Arbeit unterbrechen, aufgeben und anderwärts von Neuem beginnen; ſeltener iſt dies an den Uferwänden der Flüſſe und Bäche der Ebene der Fall. Eine nackte, ſteile Wand, an welcher kein feindliches Thier emporklettern kann, ſucht der Eisvogel zur Anlage ſeiner Höhle aus, dabei hält er ſich in der Regel einen Fuß von dem obern Rande des Ufers entfernt. Wenig Bedacht nimmt er auf die Gefahr, welche dem Neſte durch die ſteigende Fluth erwächſt, wodurch gar manche Brut zerſtört wird, wiewol eine gewiſſe Fürſorge in der ſchräg aufſteigenden Richtung der Höhle nicht zu verkennen iſt. Dieſe Höhle nun beträgt etwa zwei Zoll im Durchmeſſer ihrer Weite nach und erreicht je nach Umſtänden eine Tiefe von zwei bis drei Fuß. Sie verläuft in den eigentlichen Neſtraum von backofenförmiger Geſtalt, der, unten einwenig vertieft, oben glatt, drei bis vier Zoll hoch und vier bis fünf Zoll breit und mit Fiſchgräten belegt iſt. In Fällen, wo die Höhle mehrere Jahre benutzt wird, häufen ſich die Gräten zur beträchtlichen Menge an und dann ſind ihnen auch Libellenüberreſte beigemiſcht. Uebrigens habe ich geſunden, daß die Wohnung des Eisvogels nach der Gunſt oder Ungunſt der obwaltenden örtlichen Verhältniſſe mehr oder weniger ausgeführt wird. Kann der Vogel nicht zur gewünſchten Tiefe vordringen, ſo begnügt er ſich mit halbem Erfolg gar nicht ſelten, ſobald die Erfahrung ihn über die Vergeblichkeit ſeiner weiteren Verſuche belehrt hat. An den Ufern unſeres Flüßchens Schwalm bei Alsfeld benutzt der Eisvogel dann und wann Löcher unter den Wurzelausſchlägen der Erlenbüſche und unter dicken, aus den Uferwänden hervorgetretenen Steinen, indem er ſie möglichſt zweckentſprechend einrichtet. Merkwürdigerweiſe nimmt er da zuweilen ſo wenig Rückſicht auf Hochwaſſer, daß bei noch nicht ſehr bedeutendem Anſchwellen des Flüßchens ſeine Wohnung unter Waſſer tritt. Die Folge davon iſt aber auch die geringe Vermehrung des Eisvogels in unſerer Gegend, welche ihm durch den Umſtand, daß die Schwalm viele Forellen birgt und im Winter nur ſtellenweiſe zufriert, gewiß die Bedingungen eines angenehmen Aufenthaltes bietet. Nur in den Morgenſtunden arbeitet der Eisvogel an der Höhle und niemals mit der Ausdauer, wie wir es z. B. an den Spechten ſehen. Beim Beginn ſeiner Arbeit tritt ihm eine Schwierigkeit entgegen, die ſpäter wegfällt, weil er an dem ſteilen Ufer ſich nur mühſam feſthalten kann und durch das Hacken mit dem Schnabel ſeine Stellung ſelbſt erſchüttert und unſicher macht. Da gebraucht er zur Stütze gern ſeine Flügel und arbeitet mit einem ſolchen Eifer, daß es ſcheint, als ſtehe er unter der Herrſchaft der Zorneswuth über die Ungunſt ſeiner Lage. Oefters ruht er an der Stelle, wo er meißelt, eine Zeit lang aus, oder er wendet den Kopf um, vom Gefühle der Unſicherheit angewandelt, und forſcht nach der einen oder der andern Richtung hin; hierauf ſetzt er ſeine Thätigkeit weiter fort. Oder er fliegt auf einen benachbarten Lieblingsſitz und ruht ſich da aus. Tiefer in die Erde eingedrungen hat er nicht nur für das Loshacken, ſondern auch für das Herausſchaffen der Erde und Steinchen Sorge zu tragen, was Alles mit dem Schnabel geſchieht. Ueber dieſem Unternehmen vergehen vierzehn Tage bis drei Wochen mindeſtens. Während das Weibchen ſeine ſechs bis ſieben verhältnißmäßig ſehr großen und durch ihr glänzendes Weiß und das Durchſchimmern des Dotters bemerkenswerthen Eier bebrütet, trägt das Männchen getreulich Futter in die Höhle. Letzteres hält ſich um dieſe Zeit auffallend ruhig und ſitzt ſtundenlang auf der Lauer, um die nöthige Anzahl von Fiſchen für ſich und die brütende Gattin zu ſtoßen. Pfeilartig ſchießt der Eisvogel mit abwärts ge-

richtetem Schnabel auf die Beute, taucht unter, arbeitet sich mit Flügelschlägen wieder zur Oberfläche empor, von wo aus er beutebeladen oder leer ausgehend in der Nähe Platz nimmt. Derb schüttelt er das Wasser von dem Gefieder und trägt entweder den gefangenen Fisch der Höhle sofort zu oder genügt dem eigenen Bedürfniß, indem er ihn im Schnabel wendet, daß der Kopf des Fisches nach dem Rachen zu gerichtet ist und so leichter hinabgewürgt werden kann. Es sind Fälle beobachtet worden, wo Eisvögel in Folge des Würgens zu großer Fische erstickt sind. Die Gräten werden während der Verdauung als Gewölle in schleimigen Klumpen ausgeworfen. Die Excremente des brütenden Weibchens trägt das Männchen aus der Höhle, die der Jungen werden von beiden Gatten entfernt und ziemlich weit vom Neste in das Wasser fallen gelassen. In der That ekelhaft ist der Anblick eines Nestes mit nackten oder wenig befiederten jungen Eisvögeln. Die blinden, unförmigen Geschöpfe sind auffallend von der verschiedenartigsten Größe. Sie werden anfänglich nur mit Insectenlarven, insbesondere aber mit Libellen gefüttert, von denen die Alten Kopf und Flügel zuvor abstoßen. Die flüggen sind schon mit dem Prachtgefieder geschmückt, nur mangelt ihnen noch die volle Intensität des Farbenspiels und das Ziegelroth an den Füßen. Still verborgen halten sie sich unter der Aufsicht der noch lange fortfütternden Alten im Gestrüpp und Gebüsch des Ufers. Später zieht die ganze Familie bald da-, bald dorthin, die Jungen trennen und zerstreuen sich nach und nach und werden selbstständig, müssen sich aber alle Mühe geben, sich die gehörige Geschicklichkeit im Fischen anzueignen, welche ihnen zur selbstständigen Ernährung nöthig ist. Ein gar schöner Anblick ist dem Beobachter geboten, wenn an sonnigen Tagen die ganze Familie sich theils strändelnd, theils fischend in einem kleinen Bezirke bewegt. Ein solcher Anblick wurde mir einst an einem der Nidda nahe gelegenen Teich zu Theil. Sechs junge Eisvögel trieben sich auf diesem Teich mit den Alten an einem sonnenklaren Septembermorgen stundenlang vor meinen Augen umher. Offenbar war dies eine verspätete, durch störende Einflüsse verschobene Brut. Die Jungen siedeln sich im nächsten Frühjahr nicht allzu fern von ihrer heimatlichen Stätte paarweise an, beherrschen jedoch mit Eifersucht und Unduldsamkeit ihre Standorte. Manches Paar muß sich auch zum Wanderu nach einem andern Flüßchen oder Bach entschließen. Während des Winters flieht der Eisvogel die Stellen, welche zufrieren und sucht solche auf, welche ihres starken Falls oder ihres Quellenreichthums wegen offen bleiben. Die Strenge der Witterung nöthigt viele dieser liebenswürdigen Fischer zur Wanderung, ja zum gänzlichen Verlassen Europa's und dem Uebersiedeln nach Nordafrika. In unserer Gegend überwintern regelmäßig Eisvögel, weil sie hier stets Nahrung finden. Manche sterben unter der Eisdecke, unter welche sie beim Fischen gerathen. Aber auch bei hoher Fluth geräth unser Fischer in Verlegenheit und Noth, weil er im getrübten Wasser die Fische nicht sehen kann. In solchen Lagen begiebt er sich an Nebengräben, in welche sich Fische vor der reißenden Fluth flüchten. An seichten Stellen beschädigt sich der Vogel zuweilen, namentlich habe ich an Forellenbächen mehrere erlegt, welchen die Ober- oder Unterkieferspitze in Folge des Anpralls an Steine abgebrochen war.

Die beiden bisher geschilderten Bewohner unserer Gewässer, welche die winterliche Einsamkeit unserer Thalgegenden beleben, nehmen nur das Auge des Beobachters in Anspruch. Ich möchte dem Leser aber auch einen Vogel an den erlenbewachsenen Ufern der Gebirgsflüßchen zeigen, der mitten im

Winter der Kälte, dem Eis und Schnee zum Trotz sein Lied erhebt, welches zwar gewöhnlich ein leiseres Geschwätz ist, aber bei einzelnen Exemplaren schlagartig wird und dadurch auf größere Entfernung hin zu vernehmen ist. Auf einem stillstehenden Rade einer bei Alsfeld gelegenen Mühle hörte ich bei 5 Grad Kälte (Réaumur) einen Wasserschwätzer (Cinclus aquaticus) im Strahle der Frühlingssonne seinen drosselartigen Gesang erheben. Die Erscheinung bildete einen überraschenden und fesselnden Contrast zu der winterlichen Landschaft. Vor mir lag die im Sonnenlichte funkelnde Schneedecke und drüben wie verzuckert die Mühle mit ihren Rädern, an denen lange und dicke Eiszapfen herabhingen. Und nun betrachte Dir, lieber Leser, unsern Wasserschwätzer, der sich nicht minder seines Lebens freut, als die wonnetrunkene Nachtigall unter dem warmen Anhauch der Frühlingstage. Alles lebt und wird belebt an dem muntern Vogel. Auf und nieder geht das kurze geschmeidige Schwänzchen, der Körper, von dichten, weichem Gefieder umgeben, das aus Oberfedern und flaumartigen Unterfedern besteht, wendet sich hin und her, und dieses Drehen und Wenden wird mit anmuthigen Bücklingen fortwährend begleitet. Niedlich erscheint der Kopf, dessen schwacher, gerader, auf dem Firste ein wenig aufwärts, mit der Spitze abwärts gebogener, seitlich zusammengedrückter und vorn schmal auslaufender Schnabel sich durch Nasenlöcher auszeichnet, die durch einen Hautdeckel verschließbar sind. Die Größe des Vogels beträgt in der Länge nur $7\frac{1}{2}$ Zoll. Kopf, Nacken und Hinterhals sind fahlbraun, der übrige Oberkörper trägt die schwärzliche Farbe, der Rücken ist mit breiten, schwarzen Federkanten gezeichnet, um das Auge und den Vorderhals zieht sich ein weißer Ring. Der braune Unterkörper wird an der Brust am hellsten. Siehe, jetzt unterbricht der liebliche Vogel plötzlich seinen Gesang, beugt sich vor und stürzt sich eilend in's Wasser hinab. Gewandt schwimmt er umher und so munter, als ob er ein sommerliches Bad nähme. Die Kälte scheint ihn nicht unangenehm zu berühren. Das dichte, eingeölte Gefieder läßt das Wasser nicht zur Haut durchdringen, doch ölt er es von Neuem nach dem Bade ein und setzt die naßgewordenen Deckfedern dem Sonnenschein aus. Das Wasser ist so zu sagen sein Element. Er schwimmt, taucht und raubt darin vortrefflich, ja er läuft sogar unter dem Wasser nahe dem seichten Ufer ganze Strecken weit auf dem Grunde hin. Man hat von competenter Seite aus bezweifelt, daß er Fische fange, allein ich habe mich bemüht, der Sache auf den Grund zu kommen und glücklicher Weise schon nach dreitägiger Bemühung gesehen, wie er ein junges Forellchen raubte und verschlang.

Es war an unserm bereits erwähnten Flüßchen Schwalm, das reich ist an felsblockartigen Steinmassen, breiten Wasserpflanzen und Erlenbüschen, an einer Stelle, wo der Sturz des Wassers, sein Rauschen, Schäumen, Zischen und Murmeln die Forellen zum Aufwärtssteigen anlockt. Hier saß auf nacktem Stein unser Vogel, wo unterhalb des Wellenschlages das Wasser schon stiller seine Kreise zog. Unverwandt war sein Blick auf eine Stelle gerichtet, wo er wahrscheinlich beim Niederlassen eine unter den Stein flüchtende Beute entdeckt hatte. Volle dreiviertel Stunde stand ich hinter bergendem Gebüsch, bis endlich der ersehnte und für meinen Forscherzweck so wichtige Augenblick der Entscheidung kam. Während dieser Zeit änderte der still Lauernde seine Stellung kaum merklich. Sturz und Raub erfolgten so rasch, daß ich mein Auge doppelt anstrengen mußte, um die Spuren der Jagd zu verfolgen. Nahe am Ufer tauchte der Fischer mit dem winzigen Forellchen auf, das er

eifrig in schlinggerechte Lage brachte und würgte. Uebrigens bleibt es eine ausgemachte Sache, daß Fische nicht die Hauptnahrung des Wasserschwätzers bilden, sondern mehr Mücken, Wassermotten, Hafte und verschiedene Käferchen, nebenbei auch Pflanzentheile, welche wahrscheinlich blos zufällig verschluckt werden. Kieskörner dienen ihm als Mittel zum Verdauen.

Mit den ihn umgebenden Vögeln lebt der Wasserschwätzer in Frieden, nur nicht mit Paaren Seinesgleichen, die er als Eindringlinge in sein Standgebiet nachdrücklich bekämpft. Ich habe auf eine Stunde Weges stets nur fünf bis sechs Paare gezählt, was seine Begründung in dem Umstande hat, daß jedes Paar eine größere Strecke für sich in Anspruch nimmt. Bald sieht man die lieblichen Thierchen oberhalb, bald unterhalb der Mühle, des Wasserfalls und der Brücken. Hier sitzt einer dieser Vögel, namentlich bei unwirthlicher Witterung, fast den ganzen Tag über still am Eingang einer Uferhöhle, auf hervorstehender blosgestellter Wurzel dicht über dem Wasserspiegel oder zwischen schützendem Gestein, dort entfaltet ein anderer die ganze Liebenswürdigkeit seines Wesens und Treibens, angeregt durch die besondere Gunst der Umstände. Auf Sicherheit bedacht, benimmt er sich überall klug und vorsichtig, auch da, wo er an die Erscheinung der Menschen gewöhnt ist. Davon zeugt seine rasche Flucht nach den beliebten Schlupfwinkeln, wobei er sich des Mangels seiner Flugfertigkeit stets bewußt bleibt. Tief gehalten und dem Faden des Flüßchens folgend geht sein schwerfälliger Flug, der übrigens durch schnelle Wendungen nach dem Ufer oder durch den Sturz in das Wasser in gefahrvoller Lage zur Rettung geschickt genug unterbrochen wird. Von Vorsorglichkeit zeugt auch die Anlage seines Nestes in vielen Fällen. Wie der alte Brehm schon mit seinem Scharfblick ausgekundschaftet hat, steht das Nest des Wasserschwätzers besonders da, wo ein Felsen über dasselbe hinweg oder an demselben emporragt, wo ein Erlenstock oder ein Wehr eine passende Höhlung bildet, auch unter Brücken, Wasserbecken, in den Mauern der Radstuben der Mühlen, Eisenhämmer und dergl., selbst in den Schaufeln der Mühlräder, wenn diese eine Zeit lang still gestanden haben. Am liebsten baut der Wasserschwätzer dahin, wo vor seinem Neste eine Wassermasse herabstürzt. Dann ist er natürlich vollkommen gegen die Nachstellungen der Katzen, Marder, Iltisse und Wiesel geschützt und nur noch den Ratten zugänglich. Das Nest besteht äußerlich aus Reisern, Grasstengeln, Graswurzeln und Grasblättern, Strohhalmen, oft auch Wasser- und Erdmoos, und ist inwendig mit Baumblättern ausgelegt. Es ist locker gebaut, aber dickwandig, inwendig tiefer als eine Halbkugel und hat stets einen engen Eingang, der gewöhnlich dadurch entsteht, daß er die Höhlung, in welcher es sich befindet, ganz ausfüllt. Ist aber das Nistloch zu groß, dann bekommt es eine Decke, wie ein Zaunkönigneſt, und ein enges Eingangsloch. Durch die Feuchtigkeit, die sich dem Neste vom Wasser mittheilt, werden die Eier zum Theil faul, so daß von vier bis sechs Eiern gewöhnlich nur zwei bis drei ausgebrütet werden.

Es bleibt mir kein Raum, um den Leser noch zu anderen winterlichen Bewohnern unserer Gewässer zu führen; wir müssen uns mit diesen wenigen geschilderten begnügen. Das Ziel unserer nächsten Winterexcursion habe ich bereits in Aussicht genommen, jedoch verrathe ich es erst, wenn wir dieselbe unternehmen.

Ein dunkles Verhängniß.

Novelle nach alten Familienpapieren von **Helene.**

(Schluß)

XIV.

Melanie an Thereſe.

Berlin, den 29. October 1793.

Guſtav kehrt heim, geliebte Freundin, und da ſoll er nicht mit leeren Händen kommen, ſondern Dir dieſen ſchriftlichen Gruß mitbringen, zu dem ich mich in Ermangelung Deiner trauten, mir zur Gewohnheit gewordenen Geſellſchaft lebhaft aufgefordert fühle. Hat ſich doch zudem auch hier in unſerm reſidenzlichen Berlin ſeit den unſere beiderſeitige Verlobung proclamirenden Feſtlichkeiten bereits wieder ſo Mancherlei zugetragen, was Dich intereſſiren und mein theurer zukünftiger Ehegemal Dir wol ſchwerlich berichten wird, ſo daß ich es ſchon — der Sicherheit halber — lieber ſelbſt übernehmen möchte. Zuerſt alſo hatte Se. Majeſtät der König perſönlich die Gnade, Sich zu huldvoller Gratulation bei meiner Frau Mutter melden zu laſſen, was natürlich unſer ganzes Haus de haut en bas und die verſchiedenen Köpfe und Sinne ein wenig bunt durcheinanderkehrte.

Ferner finden zu unſer Aller Erſtaunen nun doch noch Manöverübungen bei Berlin ſtatt, und Prinz Heinrich hat ſich dazu nicht nur Baron Fritz, ſondern auch Deinen Bruder Alphons als außergewöhnliche Begleiter ausgebeten. So bleibt denn der Letztere, anſtatt vorgeſtern, wie ſeine Frankfurter Miſſion es wol bedingt, dorthin zurückzukehren, ganz unerwarteter Weiſe noch länger unſer Gaſt, was mir — da Guſtav nach N. verſetzt iſt — eher peinlich als erfreulich iſt. Die beiden Brüder ſind, bei aller gegenſeitigen Anerkennung und Hochachtung, doch nach meiner Anſicht die perſonificirte Verſchiedenheit, und ſo erſcheint mir die heiter zutrauungsvolle Offenheit meines Guſtav ein nahezu nothwendiges Aequivalent, um die phantaſtiſche Schwärmerei und Leidenſchaftlichkeit des Grafen Alphons einigermaßen in Schranken zu halten. Nein, meine Thereſe, ich habe es bereits gleich nach meiner erſten Bekanntſchaft Deines ältern Bruders geäußert und muß zu meinem Bedauern — ſelbſt auf das Riſico Deiner zornigen Entrüſtung hin — und jetzt noch dabei beharren: „Liebenswürdig finde ich den Grafen Alphons nicht, wenn ich auch ſeine außergewöhnliche Begabung nicht mehr in Zweifel ſtelle! Was ihm fehlt und fehlen wird, das iſt — und gerade dieſes hatte mich Guſtav hoffen gelehrt — ein wahres, vertrauungsvolles Verwandtſchaftsgefühl, ohne welches mir ein harmlos geſchwiſterliches Verhältniß zwiſchen uns geradezu undenkbar ſcheint. Was nützen Anerkennung, Werthgefühl und ſelbſt Bewunderung, geliebte Thereſe, wenn ſie nicht „Vertrauen“ zu

erzeugen im Stande ſind? — Wie aber ſollte ich dieſes — und wenn Du mich noch ſo heftig ſchiltſt, — einer Perſönlichkeit gegenüber aufkommen laſſen können, deren Ungleichheit und jäh aufbrauſende Leidenſchaftlichkeit mich immer in unliebſamer Spannung, in mehr oder minder unheimlicher Aufregung erhält? — Dieſes aber iſt, aller ſeiner Vorzüge ungeachtet, ſtets bei Deinem Bruder Alphons der Fall, und ſeit unſerer nunmehr faſt dreiwöchentlichen Bekanntſchaft zu meiner und Guſtav's Bekümmerniß täglich mehr hervorgetreten. — Da ſchüttelſt Du nun ungläubig den Kopf, und ich höre Dich von „unbeſieglichen Vorurtheilen und unverſtändlichen Grillen" ſprechen, während ich mir doch Beides weit lieber gerechter Weiſe vorwerfen, als mich in dieſem unliebſamen Verhältniß zu dem Herzensfreunde und Bruder meines Guſtav erhalten ſehen möchte. Und dennoch weiß ich nichts dabei zu thun, als Dir einmal wieder eine Beichte über ein geſtern Abend ſtattgefundenes kleines Intermezzo abzulegen. Urtheile ſelbſt, welchen Eindruck daſſelbe auf mich machen mußte! Du haſt vielleicht durch Baron Fritz erfahren, daß wir geſtern zu einer Soirée beim Miniſter von der Reck geladen worden, welche Guſtav und ich, obgleich ſie dem Erſteren — ſeiner heutigen Heimreiſe wegen, durchaus nicht angenehm war — aus Rückſichten für die Mutter nicht abzulehnen wagen durften. So ſaß ich denn, auf das Beſte toupirt und friſirt, Rouſſeau's „nouvelle Heloise" in der Hand und die Enveloppe bereits über dem Stuhl, in Erwartung der Mutter im vordern Empfangsſalon, als die Thür ſich plötzlich öffnete und der Kammerdiener den Grafen Alphons meldete. — Er ſchreckte bei meinem Anblick beinahe beleidigend heftig zurück und ſchien nach flüchtiger Frage nach meinem Bruder ſich augenblicklich wieder entfernen zu wollen. Für einen Moment war ich zweifelhaft, ob ich dies zugeben, oder ihn zum Bleiben auffordern ſollte. Aber dann ſiegte die Höflichkeit.

„Darf ich Sie nicht bitten Platz zu nehmen, Graf Alphons?" — fragte ich mit leichter Verbeugung, indem ich auf ein in meiner Nähe befindliches Tabouret deutete.

„Wenn ich Ihnen nicht läſtig falle, meine gnädigſte Schwägerin in spe", entgegnete er, mit ſteifeſter Ceremonie ſich niederlaſſend.

„Ich hoffe nicht, Sie zu dieſer Annahme veranlaßt zu haben!" — warf ich leicht hin, meine „nouvelle Heloise" zur Seite legend. Er betrachtete mich mit einem ſonderbar forſchenden Blick.

„Vielleicht nicht abſichtlich" — ſagte er raſch, „und es bedarf wol keiner Argumente, daß dieſe Eröffnung mich ſehr glücklich macht. Geſtört aber habe ich Sie leider augenblicklich gewiß, und deshalb auf das Herzlichſte um Entſchuldigung zu bitten. Iſt es wol erlaubt zu fragen, an welcher Lectüre ich Sie verhindert habe?"

„Sehen Sie ſelbſt!" ſagte ich lächelnd, und reichte ihm das Buch. „Ich finde dieſe Heloiſe äußerſt ſchön geſchrieben, verſtehe aber wirklich nicht, von welchem Nutzen ſie mir ſein oder in wiefern ich ihre Lehren und äußerſt ſchwärmeriſchen Gedanken mit der Wirklichkeit in Einklang bringen ſollte."

„Wie? — Finden Sie, daß das Leben Rousseau's Auffassungen davon so weit hinter sich läßt?“ — fragte er gespannt. „Ganz im Gegentheil Herr Graf!“ — entgegnete ich rasch. „Ich, für meine Person, ziehe die Wirklichkeit allen Idealen vor, wenigstens in so weit diese letzteren lediglich der Ausfluß selbstgeschaffener Phantasien bleiben. Oder Sie müßten denn unter dem Idealen nur das durch die Liebe verklärte Dasein, das unabläßige Streben nach höchster Erkenntniß und Vervollkommnung begreifen.“

„Glücklich, daß Sie es empfinden, Fräulein, und noch tausendmal glücklicher, wenn die Zukunft Ihnen gestattet festzuhalten, was die Gegenwart Ihnen verschwenderisch in den Schooß geworfen. Ein so edles und harmonisch entwickeltes Wesen als das Ihrige ahnt und begreift freilich die Kämpfe und Versuchungen armer leidenschaftlicher, aus den schreiendsten Widersprüchen zusammengesetzter Naturen nicht!“ fügte er mit düsterm Stirnrunzeln hinzu. „Unbeachtet und mitleidslos sieht es dieselben neben sich an theils selbst verschuldeten, theils wie ein böses Fatum über ihrem Leben waltenden Conflicten zu Grunde gehen!“

Bei diesen Worten richtete Dein Bruder einen Blick auf mich, der mir das Roth auf die Wangen trieb, und mich sofort aufstehen und die Unterhaltung abbrechen ließ. Glücklicherweise kamen auch bald die Mutter und Gustav hinzu, so daß nunmehr der weitern Erörterung Rousseau'scher Ideale und der überspannten Liebesgeschichte seines St. Preux und seiner Julia keine Zeit und Gelegenheit mehr gegeben ward. Ich tanzte mir auf der Soirée möglichst diese ganze Unterhaltnng nebst eigenthümlicher Wendung aus dem Sinne, konnte aber dennoch nicht unterlassen Gustav von dem sonderbaren Benehmen seines angebeteten Bruders zu erzählen. Natürlich wies er meine Klage wie gewöhnlich von der Hand und meinte: „Dieses vorurtheilsvolle Mißtrauen gegen das reichste Herz auf Gottes Erdboden sei das Einzige, was er an mir auszusetzen habe.“ — Was soll ich nun dazu sagen, meine Therese? — Oder was könnte ich dagegen thun? — Nichts als mir fest vornehmen, mir gegenüber stets wahr zu sein! —

Und nun lebe wohl, Du Theure, und schreibe auch Du gelegentlich einmal wieder

Deiner

Melanie.

XV.

Gustav an Fritz.

Garnisonstadt N. den 4. März 1794.

Endlich bin ich nun hier, Du lieber zukünftiger Schwager und Freund und darf einen dienstfreien, nicht durch meine militairische Thätigkeit oder Correspondenz mit meiner heißgeliebten Melanie ausgefüllten Augenblick benutzen, Dir von meinem jetzigen Leben, meinen Plänen und Hoffnungen Mittheilung zu machen. Es hat, wie Dir vielleicht schon Therese brieflich angedeutet hat, nicht wenig Mühe und die ganze Fürsprache des Prinzen in Anspruch genommen, um meine Versetzung

von dem Regiment Prinz Ferdinand in die hiesige Garnison durchzusetzen, die doch in mehr als einer Hinsicht für uns Alle so äußerst wünschenswerth war. Einmal bestand mein Vater, dessen zunehmende Kränklichkeit ihm oft hypochondrische Gedanken macht, mit peremptorischer Energie darauf, daß ich, sobald es mit Ehren geschehen könne, meinen Abschied fordere, oder in N. weiter diene, da derselbe, schon immer von Alphons getrennt, meine Nähe nicht länger entbehren wolle. Dann machte meine Schwiegermutter diese Versetzung in eine von Berlin aus erreichbare Stadt zur Hauptbedingung ihres Consenses für unsere nun endlich auf den Mai festgesetzte Vermälung, was selbstverständlich ein mächtiges Argument für mich war. Schließlich fühlte ich selbst, daß mein zeitweise noch immer schonungsbedürftiger, mir heftige Schmerzen verursachender Fuß doch wol dem Felddienste vorläufig durchaus noch nicht gewachsen sei. — So bin ich denn nun schon seit vier Wochen in N., in der hiesigen Kameradschaft sowol, als in der sonstigen N.'schen Gesellschaft bereits so eingelebt und wolsituirt, als dies für einen nach der heißbegehrten Erfüllung seiner Wünsche trachtenden ungeduldigen Bräutigam nur irgend denkbar ist. Ich habe das Haus schräg gegenüber dem königlichen Schlosse gemiethet, und hoffe es wird mit seinem Blick auf die grünen Gazons und Linden nach vorn wie auf den Garten nebst See nach der Hinterfront hinaus den Ansprüchen meiner Melanie ein trauliches, sie völlig befriedigendes Eldorado werden. Was diese meine holde Braut selbst angeht, so darf ich wol behaupteu, daß sie sich mir bei unserm Berliner Zusammensein täglich mehr als eines der bevorzugten Wesen enthüllte, die eigens von Gott geschaffen scheinen, um sich und Andere glücklich zu machen. Sie war — einige kleine Mißverständnisse mit Alphons abgerechnet — wie ich mir die Geliebte meines Herzens nur jemals geträumt, und ich hoffe, daß wir vereint der glücklichsten Zukunft entgegen gehen. Die Welt ist leider mehr als zu reich an traurigen Ehen, um sich daran ein Beispiel zu nehmen, es sei denn einzig und allein, um das Gegentheil mit um so größerer Sicherheit herbeizuführen. Ich denke es in dieser Hinsicht wie der Prinz von Ligne zu machen, der an irgend einer Stelle sagt: „Ein General wird nur groß, indem er die Fehler seiner Vorgänger erkennt, und dieselben zu vermeiden weiß." — So scheint es mir auch in Bezug auf die Ehe zu sein, und da ja, wie Goethe meint: „Jeder Frau Fehler des Mannes Schuld" — so fühle ich mich für das Glück oder Elend unserer Zukunft doppelt verantwortlich, und hoffe mir dessen andauernd bewußt zu bleiben.

Dein

Dich herzlich liebender

Gustav.

XVI.

Alphons an Therese.

Frankfurt am Main den 18. April 94.

Du beklagst Dich, liebes theures Schwesterchen, daß ich diesen ganzen Winter so hartnäckig geschwiegen, Dir kaum einmal ein Lebens-

zeichen gegeben und mich in mehr als einer Beziehung auffallend verändert habe! — Es ist schlimm, daß dem so ist, meine Therese, aber das Schlimmste bleibt doch, daß ich die Wahrheit Deiner Beschuldigung zugestehen muß, ohne schließlich noch dabei Besserung geloben zu können. Denn ich kann es nicht leugnen, daß ich ein Anderer, so zu sagen mir selbst oft unkenntlich geworden bin, daß eine dunkle und doch so unaussprechlich süße, eine tief unselige, und dennoch mein ganzes Dasein verklärende Leidenschaft Besitz von meinem Herzen genommen, daß sie mich blind für den Ruhm, taub für den Ehrgeiz, elend und doch so unaussprechlich glücklich macht, daß ich ihren hoffnungslosen Jammer nicht für die Schätze einer Welt hingeben oder diese gegen ein Vergessen eintauschen möchte. Ja, geliebte Schwester! — Dir, der von jeher meine Seele offen lag, will und muß ich es eingestehen, was Dein ahnendes Herz so bangend gefürchtet, — was ich mir selbst so gern auf ewig verborgen hätte. „Ich liebe schuldig, verzweiflungsvoll und hoffnungslos, aber so unaussprechlich, daß nicht Tod und Verdammniß mich abschrecken und keine Strafe der Hölle mich zum Aufgeben meiner Liebe bestimmen oder meine Gedanken von der Geliebten losreißen könnte.“ — Staunest Du nicht, daß ich Dir dies zu sagen, mich Deinem gerechten Vorwurfe, vielleicht Deiner mitleidslosen Verachtung hiermit auszusetzen wage? — Ach, wenn Du wüßtest, was ich gelitten, wie ich gegen dieses Ehre und Treue verrathende und dennoch alle meine Sinne bethörende, mich täglich rettungsloser fesselnde Gefühl angekämpft — Du würdest wenigstens Mitleid und Bedauern für mich nach wie vor im Herzen tragen!

Hier ist mir Alles entfremdet worden, selbst der Umgang mit den Brentano's und meinem guten Obersten Kleist reizt mich nicht mehr. Wenn ich meine dienstlichen Obliegenheiten erfüllt, schlendere ich einsam durch die Straßen und das liebliche, sonnenumflossene Mainufer entlang und verwundere mich, daß der Katharinenthurm noch auf derselben Stelle steht, oder der Rathskeller noch den wohlbekannten Eingang hat. — Und dann fällt mir auch wol die liebe Heimat ein, und ich wandle in Gedanken unter dem Schatten der alten Bäume, wo einst meine Vorfahren gleich mir gewandelt, gleich mir geträumt, vielleicht auch gleich mir gelitten haben! Ich versetze mich zu Dir in das Bilderzimmer oder auf den schattigen Balcon, wo wir so oft gemeinsam musicirt und süße, lebensfrische Zukunftsbilder heraufbeschworen haben! — Aber durch die alten, wolbekannten Melodien drängt sich dann oft ein tiefer Seufzer, daß dieses Alles dahin, unwiederbringlich vorüber, daß es niemals in hoffnungsfroher Reinheit und Schönheit zurückkehren kann! — Doch warum sage ich Dir das, da es Dich nur betrüben und mich doch nicht befreien oder von dem dunklen Verhängniß erretten kann, welches ein eigenartiges Geschick und meine unbeherrschbare Leidenschaft und Schwachheit über mein Leben heraufbeschworen hat! — Nein, meine Therese, zu solcher Errettung genügt selbst Deine zärtliche opferwillige Schwesterliebe nicht — die um so weniger helfen kann, als ich ihr ja den Gegenstand meiner Neigung niemals nennen und immerdar vor diesem Be-

kenntniß zurückschaudern würde. Davon könnte mich nichts erlösen, als vielleicht eine große, dem Vaterlande geweihte That, und zu einer solchen bietet die Gegenwart — selbst wenn ich noch die Kraft dazu besäße — wahrlich keine Gelegenheit!

Ihr werdet übrigens, wie ich aus Gustav's letztem Schreiben entnahm, jetzt bereits lebhaft mit den Vorbereitungen zu dessen so nahe bevorstehender Hochzeit beschäftigt sein, und ich kann mir denken, wie dieses Eure Zeit und Gedanken in Anspruch nimmt. Daß der Vater den Polterabend in E. feiern und die ganze N.'sche Gesellschaft dazu einladen würde habe ich mir wol gedacht, und ebenfalls, daß unser guter Herr Pfarrer nicht nur Euterpe und Polyhymnia dazu anrufen, sondern sich auch ganz speciell mit dem Festarrangements beschäftigen und Dir die Rolle der Wassernixe recht nach den Regeln der Pantomimik einstudiren wird.

Es ist übrigens eine hübsche Idee, und denke ich mir Poesie und Costüme ganz wie für mein Schwesterchen gemacht, und wie sie mit dem grünen Schilf- und Lotosblumenkranze alle alten Anbeter bezaubern und den Herrn Verlobten von Weitem mit eifersüchtigen Auspicien erfüllen und in Athem erhalten wird. Der arme Fritz ist wirklich zu bedauern, wenn er Dich so aus einer Wolke von Tüll und Spitzen schauend und den wimmernden Assessor oder die beiden verliebten Rittmeister zu Deinen Füßen knieend denkt, aber ich hoffe dennoch, daß er es gefahrlos überstehen und die Qualen des unglücklichen Othello nur bis zu einem gewissen Punkte nachzufühlen haben wird.

Und nun lebe denn wohl, meine theure Therese. Küsse den Eltern in tiefstem Respecte die Hand, und grüße Gustav, den Herrn Pfarrer und alle Bekannte von mir. — Daß an mein Kommen im Mai unter den obwaltenden Umständen gar nicht gedacht werden kann, ist wol kaum erwähnenswerth. Um so mehr aber hofft auf Deine ausführliche Schilderung

Dein
Dich zärtlich liebender
Bruder Alphons.

PS. Deinem und meinem lieben Fritz noch besonders viel Aimables von mir!

XVII.

Therese an Fritz.

Schloß E. den 27. Mai 1794.

Innigstgeliebter, höflich verehrter Herr Bräutigam!

Eigentlich bin ich noch etwas wirr im Kopf und durchaus nicht so „en humeur", als man es zu sein verpflichtet ist, wenn man an seinen in optima forma anerkannten zukünftigen Gebieter und höchst affectionirten Lebensgefährten zu schreiben hat. Ich denke aber, Sie nehmen es nicht so genau, wenn Sie nur den guten Willen sehen und legen es Ihrer kleinen Therese nicht übel aus, wenn sie lieber ein wenig confuse als pflichtvergessen ist. Sie wünschten einen Bericht über die ganze

Hochzeitsfestlichkeit, und so will ich Ihnen denselben auch nicht um eine Stunde vorenthalten!

Ueber den Polterabend haben Sie, wie mein Herr Papa mir sagt, schon von ihm das Nähere gehört und sind von ihm über die Wassernixe und den Karthäusermönch (ich kann nicht leugnen, daß sich unser lieber Herr Pfarrer als solcher ein wenig sonderbar ausnahm), so wie über die Postillons d'amour und Schäfergestalten, den Bacchus und den Mänadenchor auf das Genaueste orientirt worden. Was er Ihnen aber sicher nicht recht zu veranschaulichen gewußt, war die Erscheinung meines armen, niemals reussirenden Assessors in der Rittertracht unseres alten Ahnherrn aus dem Bilderzimmer, welche ihm wirklich allzupossirlich stand. — Wenn ich mir zurückrufe, wie seine trockene magere Gestalt mit den scheu verlegenen Geberden in Pickelhaube und Panzerhemd in das Zimmer stolperte, kann ich mich immer noch nicht fassen und wird der Aermste wol hinfort, so oft ich seiner gedenke, meine Lachlust reizen.

Doch ich wollte Ihnen ja nicht von den heiteren Scherzen des Polterabends, sondern von der Hochzeit selbst erzählen, die es wahrlich auch verdient in allen Zungen beschrieben und besungen zu werden. Daß der Bräutigam glücklich und die Braut reizend aussieht, ist ja wol die Regel und wird deshalb als ein fast nothwendiges Attribut von allen Betheiligen angesehen. Hier aber war nun Beides, wie ich ohne Parteilichkeit versichern kann, in einem selten dagewesenen Grade der Fall, denn ein wonnestrahlenderes Gesicht, als das unseres ehrlich treuen Gustav's und ein vornehm lieblicheres Bild als es meine Melanie in Myrthenkranz und Schleier bot, hätte wol kein Maler produciren, und selbst Schiller oder Goethe kaum erdichten können. — Sie war, wie gesagt über jede Beschreibung schön, und so oft ich dieser Stunde gedenke, wird die theure Freundin, jetzt Schwester, vor mir stehen, während die jungfräuliche Krone so königlich über der reinen Stirn schwebte und das leuchtende Antlitz sich mit solcher Innigkeit auf den Verlobten, mit so heiligem Ernste auf den Herrn Pfarrer richtete. — Ja, mein theurer Fritz! — Zu negiren ist es schwer, daß mein Bruder Gustav ein selten glückliches, unter allen Sterblichen (natürlich Ihre Wahl und meine Vortrefflichkeit ausgenommen) vielleicht das glücklichste Loos gezogen hat, aber er scheint auch tief davon durchdrungen zu sein. Als er seiner jungen Frau (wie hübsch das Wörtchen Frau doch bei gewissen Gelegenheiten klingt!) nach letztem feierlichen Segensspruche des Pfarrers den Arm mit innig ehrfurchtsvollem Handkuß bot, und sich Melanie's feuchte Blicke so zutrauungsvoll schüchtern auf ihn richteten, meinte ich, er würde ihr im Uebermaße seines Gefühls öffentlich an's Herz, oder gar zu Füßen stürzen. Unser lieber Herr Pfarrer hatte über den Text: „Und ob auch Berge und Hügel weichen, meine Gnade soll nicht von Dir weichen, sagt der Herr, Euer Gott" — geredet und sich in dieser Rede selbst übertroffen, und ich kann versichern, daß von der vornehm gütigen Frau von W. bis zu der Kammerzofe Lolo und meiner Wenigkeit hinab kaum ein Auge trocken blieb. Selbst unser gnädigster

Papa war sehr weich, und nachdem er Gustav umarmt und der jungen Frau Schwiegertochter seinen devotesten Respect bezeugt, hörte ich ihn im Vorbeigehen zu dem Herrn Pfarrer sagen: „Brav, mein Verehrtester! Ich danke Ihnen, daß Sie den Werth Gräfin Melanie's so erkannt und Ihrem alten Zöglinge Gustav zu gleicher Zeit tüchtig den Text gelesen haben, denn solche Perle verdienen wenig Sterbliche!“ — Doch was soll ich Ihnen, mein theurer Fritz, nun noch weiter berichten, als daß Sie und Alphons uns gefehlt, Gustav und ich Ihrer abwesend gedacht, und alle Belagerungen und dienstlichen Behinderungen mehr als ein Mal laut und leise in's Pfefferland gewünscht und verschworen haben! — Die Mahlzeit war brillant, die Laune von chère maman und Schwiegermama, Herrn Papa und anderen näher Betheiligten stand auf ihrem Höhepunkte von klarem Himmel und Sonnenschein, und der Toaste, versificirten Ansprachen, musikalischen Tusche und geistreich witzelnden Redensarten wollte es kein Ende nehmen. Nur ein halb so glückliches, ununwölktes Eheleben, als es dieser Hochzeitsmorgen war, und selbst wir, Geliebter, werden es dem jungen Paare nicht besser wünschen können. — Sie fuhren nun natürlich gleich nach Tische nach Stadt N., in ihre neue Häuslichkeit, die ja Gustav wirklich à merveille eingerichtet haben soll.

Er hatte der geliebten Braut zwei prächtige Goldfüchse und eine neue Caroſſe geschenkt, welche denn auch, auf das Festlichste decorirt, mit den jung Vermälten davon rasselte. Die Frau Schwiegermama kehrte sofort nach Berlin zurück, und so ist es hier, nach so viel Troubel und Gewirr, augenblicklich recht still geworden und ich habe mehr als die gewünschte Zeit, über alles Erlebte nachzudenken.

Doch nun, Gott befohlen, bester, höchlich zu verehrender Herr Bräutigam, wie viel lieber schriebe ich: „Auf baldiges Wiedersehen!“ — In der Hoffnung, daß auch Sie von Herzen diese Gefühle theilen, und sämmtliche Grazien und Musen Sie bei Anblick meiner höchst vortrefflichen Schriftzüge umschweben werden, habe ich das Vergnügen, mich zu nennen

Ihre

sehr affectionirte Therese.

NB. Was mich übrigens doch sehr betrübt, ist meines Bruders Alphons räthselhafter Gemüthszustand, der täglich mehr unsere Sorge erregt. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß er liebt, leidenschaftlich und unglücklich liebt. Wissen Sie denn nichts von dem Gegenstande dieser unseligen Neigung zu sagen? — Ich kann nicht umhin, bisweilen Muthmaßungen Raum zu geben, welche ich selbst Ihnen nicht zugestehen möchte!

XVIII.

Melanie an ihre Mutter.

Stadt N., den 14. Juni 1794.

Hochverehrteste Frau Mama!

Endlich, endlich komme ich einmal wieder dazu, Ihre gnädigen Zeilen zu beantworten und die Flüchtigkeit meiner ersten Schilderungen

unſeres hieſigen Lebens und Einlebens durch etwas detaillirtere Nachrichten auszugleichen. Sie können ſich aber in der That, höchlich verehrte Frau Mama, von den verſchiedenen, oft mit einander carambolirenden Pflichten der neuen Häuslichkeit und Geſelligkeit kaum eine richtige Imagination entwerfen, und ich kann nur ſagen, daß ſie bei Weitem überſteigen, was ich mir davon vorgeſtellt hatte. Da gab es denn zunächſt die üblichen, von Guſtav beſtimmt gewünſchten Regimentsbeſuche, mit denen gleich in den erſten vierzehn Tagen unſerer Flitterwochen begonnen werden mußte. Leider muß ich indeſſen geſtehen, daß das vergnügte, doch auch zu Hauſe nicht vermißte Geſicht meines Mannes, die Fahrt in der ſchönen Caroſſe und die Benutzung Ihrer, mir zu meinem Trousseau geſchenkten, höchſt kleidſamen Viſitentoilette das beſte Reſultat dieſer Anſtrengungen war, denn von der Neugier, Klatſchſucht und Langenweile dieſer immerhin recht eleganten Kreiſe können Sie ſich in unſerer Berliner Reſidenz wirklich keine Vorſtellung machen. — Obgleich mich mehrere dieſer Herren und Damen doch ſchon von meinem Aufenthalte in Schloß E. und dem hieſigen Ballfeſt zu Ehren des Prinzen Heinrich kannten, ſchien ich doch für Alle eine Art von Phänomen, eine willkommene Veranlaſſung für Toiletten-, vielleicht ſogar Charakterſtudien zu ſein, und ich darf wol behaupten, daß mich alleſammt mit Neugier, Einige ſogar mit faſt an Unbeſcheidenheit grenzender Rigoroſität muſterten. Und dann dieſe Mittagstafeln und Theeſoiréen, dieſe Picknicks im Freien und Cafées in den neugeſchaffenen Parkanlagen! — Ich kann Sie, gnädigſte Mama, verſichern, daß ich mich vor Fragen und Suppoſitionen, vor geheuchelten oder wirklichen Sympathien: „Daß ich das Städtchen N. gegen Berlin und deſſen Vergnügungen vertauſchen müſſen“, und dergleichen Anderes mehr, oft nicht zu retten wußte. „Ob Prinz Heinrich nächſten Winter einige Wochen hierher komme? — Ob ich den König oder Gräfin Coſel noch vor meiner Abreiſe von der Reſidenz geſehen, und ob der angegriffene Geſundheitszuſtand Ihrer Majeſtät der Königin ſich aus Aerger über alle der ehemaligen Madame Rietz und anderen Damen erwieſenen Auszeichnungen nicht noch ſehr verſchlimmert habe? Wie mir die Alceſte von Gluck gefallen und ob ich eines der Schillerſchen Dramen habe aufführen ſehen?“ — So ging es, gnädigſte Frau Mama, unabläſſig von dem einen in das andere Geſprächsthema über, und ich hätte die Beredſamkeit eines Cicero beſitzen und eine wandelnde „Chronique scandaleuse“ in Perſon ſein müſſen, um den in dieſer Beziehung erhobenen Anforderungen nur im Geringſten genügen zu können. Jetzt iſt das erſte Feuer der Wißbegier und Neuigkeit nun ſchon ein wenig ausgebrannt und ich habe mir, einerſeits durch abſolute Verſchloſſenheit, und andererſeits durch raſtloſe Anregung höherer Intereſſen und allgemein intereſſanter Geſprächsgegenſtände ſogar ſchon ein wenig Ruhe und eine ganz angenehme Stellung zu ſchaffen verſtanden. Die Herren namentlich widmen ſich mir beſonders gern und freuen ſich erſichtlich, einmal auf eine Dame zu ſtoßen, der Politik und Belle-

tristik, Krieg und Frieden, Ursache und Wirkung der entsetzlichen Schreckensherrschaft in dem armen Frankreich u. s. w. wenigstens über den gewöhnlichen Klatschereien und Tagesinteressen unserer lieben Kleinstadt steht. — Ja, ich kann es nicht leugnen, das dieses Gebiet der Gedankenwelt und des Geistes mir der vornehmste Anspruch meines Daseins ist, natürlich das Gebiet des Herzens eingerechnet. — Zum Glück liebt Gustav das auch sehr in mir und äußerte noch neulich Abend, wie dringend gerade er einer Frau von höheren Interessen und weiterm Gesichtskreise bedurft, ja, wie aller Reiz sonstiger Begabung und Eigenschaften ihm dafür keinen Ersatz würde geboten haben. Der gute Mann steckt übrigens bis „par dessus la tête" in Dienstgeschäften und hat alltäglich so viel zu exerciren, remontiren und inspiciren, daß man bereits eine neue, hoffentlich in ihren Resultaten glorreichere Campagne vor der Thür und sich erneut in die betrübendsten Perspectiven von abermaligem Ausmarsch und angstvoller Einsamkeit versetzt glauben sollte. Hoffentlich kommt es aber gar nicht dazu, und es ist einem der wilden Geister Frankreichs vorbeschieden, diesen grauenhaften Massacres und unerhörten Schreckenskatastrophen ohne abermalige fremde Einmischung ein Ende zu machen. Mein Mann sowol als Baron Fritz und mein nunmehriger Schwager Alphons sprechen dieses mündlich und schriftlich mit aufrichtiger Dringlichkeit aus, und der Letztere hat es sogar in einem neulichen, sehr herzlichen Schreiben an Gustav mit dem besondern Zusatze betont: „Daß ihm in einem wenn auch noch so grausamen autokratischen Regimente die einzige Rettung vor dieser weltbeglückenden, oder vielmehr weltzerstörenden republikanischen Blutherrschaft zu liegen scheine!" — Uebrigens deutet Graf Alphons in dem gleichen Briefe mit Zuversicht an, daß er noch in diesem Herbste nach N. zu kommen und die versäumte Hochzeitsfestlichkeit durch einen längern Besuch in Schloß E. und unserm Hause nachzuholen gedenke. Da kann es — wenn Anders sonst Alles wohl und im guten Geleise bleibt — wirklich viel geistige Anregung und ein gesteigertes Leben im enger befreundeten und im Familienkreise geben, was ich besonders auch meinem Herrn Schwiegerpapa lebhaft wünschen würde. Denn das augenblickliche Leben in E. bietet doch durch Theresens Verlobung und der Söhne Entfernung und Selbstständigkeit recht viel Monotones und große Einseitigkeit.

Doch da kommt soeben mein Herr und Gebieter in's Zimmer geschritten, schilt, daß ich noch immer am Schreibtisch sitze und schlägt mir vor, den heutigen sonnigen Augustnachmittag zu einem Ausflug in's Freie zu benutzen. Da bleibt mir denn, liebe, gnädige Mama, selbstverständlich nichts Anderes übrig, als diese Epistel kurz abzubrechen und, auf Ihre gütige Zustimmung hoffend, mich und Gustav ehrfurchtsvoll Ihrem Andenken zu empfehlen.

Indem wir Ihnen vereint die Hand küssen, und auf Ihr vollkommenes Wohlbefinden zu hoffen wagen, zeichne ich mich in tiefster Ehrbietung

Ihre ganz gehorsame Tochter Melanie.

XIX.

Thereſe an Alphons.

Schloß E. den 23. Auguſt 1794.

Liebenswertheſter aller älteren Brüder.

Soeben ging uns durch Melanie und Bruder Guſtav die ſchon in's Reich der Fabel verſetzte frohe Kunde zu, daß Du wirklich zu uns kommen und die lange Entbehrung und vergebliche Erwartung am Hochzeitstage durch einen längern Aufenthalt in der Heimat ſo viel als möglich zu redreſſiren ſuchen wollteſt. Ich habe Dir wol nicht erſt noch zu ſagen, wie ſehr mich dieſe Hoffnung erfreut und wie ich deren Erfüllung entgegenſchmachte! — Ja, ſchmachte, mein Herzensbruder; denn, wenn es auch neuerdings Einen auf dieſer Erde giebt, deſſen Gegenwart ich der Deinen noch vorziehen würde, ſo hat er mir doch die Ausſicht dazu vorläufig ſo gänzlich abgeſchnitten, daß ich mehr als eine Thörin wäre, mir mit fruchtloſer Sehnſucht die Gegenwart zu verderben, und mit bleichen Wangen und vergrämten Augen gegen eine Unmöglichkeit anzukämpfen, der ich mich — als Braut eines Officiers — doch nun einmal zu unterwerfen gezwungen ſehe. Einmal müſſen ja dieſe Verwickelungen ſich löſen und da Fritz ſchreibt, daß Prinz Heinrich jedenfalls den Winter in Berlin, wenn nicht ſogar einen Theil deſſelben in N. zubringen werde, ſo will ich mich bemühen, Geduld zu üben. — Vielleicht laſſen ſich die Eltern ſogar — dieſer ewigen Trennungsnöthe wegen — zu einer Beſchleunigung meiner Heirath bereit finden. Das freilich wäre, nach meiner und Baron Fritzen's Auffaſſung von allen Reſultaten das Erſehnteſte. — Doch genug von uns, mein geliebter Bruder und mehr als genug von Plänen und Wünſchen, die doch außer menſchlicher Berechnung liegen! — Drängt es mich doch vor Allem, Dir auszuſprechen, wie ſehr mich die offenbare Veränderung Deiner Gemüthsſtimmung beglückt, welche mir wirklich ein Gegenſtand großer und gerechtfertigter Beſorgniß geworden war. — Denn glaube mir, mein beſter Alphons, einen Mann von Deiner Begabung und Veranlagung in den Feſſeln einer ſo geheimnißvollen, allgewaltigen Leidenſchaft zu wiſſen, iſt ein Gedanke, der ein aufrichtiges Schweſterherz zittern macht und dem Himmel ſei Dank, daß Du Dich aus dieſen — wie Du ſelbſt ſagſt — hoffnungsloſen Banden zu befreien ſuchſt. Schon Deine Abſicht, zu uns zu kommen, iſt mir Beweis dafür, und dieſe Zuverſicht mir dabei das Beglückendſte. Denn, mein zärtlich geliebter Alphons — wer auch immer der Gegenſtand dieſer Deiner leidenſchaftlichen Affection geweſen ſein mag — und niemals werde ich Dich mit einer indiscreten Frage darüber behelligen — das Opfer Deines Selbſt verdient er nicht! — Daß auch Du dieſe Ueberzeugung jetzt zu hegen und Dich dem Leben und deſſen zahlloſen Freuden und edelſten Beſtrebungen wieder theilnehmend zuzuwenden ſcheinſt, iſt mir ein wahres Gottesgeſchenk und auch Bruder Guſtav faßt es ſo auf.

Hätteſt Du ihn nur geſehen, wie er geſtern mit ſeiner unvergleichlichen Melanie herüberkam und uns dieſe frohe Wahrnehmung verkündete! — Auch er freut ſich unausſprechlich, Dich bald hier und in ſeiner eigenen Häuslichkeit begrüßen zu dürfen und ich kann Dir verſichern, daß ſchon die Bekanntſchaft der letztern und des geiſtvoll anmuthigen Kreiſes, den ſich Melanie ſelbſt in einem Städtchen wie N. allmälig zu bilden verſtanden hat, der Reiſe dorthin verlohnen würde. — Auch hierher bringen die lieben Geſchwiſter immer Frohſinn und Friſche, ſo oft ſie erſcheinen, was leider bei Guſtav's rigoroſem Dienſte nicht allzuhäufig ſtattgefunden hat. Er leiſtet dabei trotz einer zeitweilig noch immer hervortretenden Schwäche und Schmerzhaftigkeit des verwundeten Fußes nach der Meinung ſeiner Kameraden und Vorgeſetzten ausnehmend viel Tüchtiges und wird ſich gewiß noch dermaleinſt — wenn die Umſtände ihn begünſtigen — in der Armee einen großen Namen machen.

Den Geburtstag des Vaters haben wir geſtern gemeinſam gefeiert und war derſelbe förmlich charmirt von ſeiner Schwiegertochter. Die Mutter kränkelt viel und iſt dabei — ganz unter uns geſagt — zuweilen ein wenig mißgelaunt und vorurtheilsvoll. So hat ſie jetzt zum Beiſpiel die höchlich unbegründete Meinung gefaßt, daß Melanie ein wenig herrſchſüchtig und eigenwillig und ſomit Guſtav's dauerndes Glück bis zu einem gewiſſen Grade gefährdet ſei. Ich, meinestheils, theile dieſe Anſicht in keiner Weiſe, obgleich ich mir nicht verhehlen kann, daß Melanie unſern guten Bruder, was Geiſt und Charakterenergie betrifft, überſieht, ſo daß er unwillkürlich auch in dieſer Hinſicht zu ihr aufblicken muß Seine Liebe iſt aber zu unbegrenzt, und ihre Warmherzigkeit und Weiblichkeit zu vorherrſchend, als daß ich jemals an einen dauernden Mißklang zwiſchen dieſen Beiden glauben könnte und nur immer erneut wiederholen kann:

„Wenn ihnen nicht ein unumwölkter Ehehimmel lacht, ſo möchte man an jedem Glück in dieſer Art verzweifeln und lieber gleich ſelbſt freiwillig und ohne Reue dem Altar Hymen's den Rücken kehren!“

Doch nun genug, mein hochzuverehrendes Bruderherz und für heute nur noch die beſten Grüße der Eltern und des Herrn Pfarrers angelegentlichſte Complimente für Dich. — Seine Hochehrwürden ſind auch nicht wenig über Deine zugeſagte Viſite und die belebende Ausſicht einiger herzhafter Discuſſionen erfreut, welche ſeit Fritzen's Anweſenheit Niemand mehr ſo recht mit ihm unterhalten hat.

Doch ich ſchließe und verſchiebe alles Weitere auf die Zeit, da wir uns perſönlich darüber ausſprechen dürfen. Ich werfe mich inſofern vorläufig der Meinung des Herrn Pfarrers in die Arme, daß mir die Erkenntniß Deiner Bruderliebe weit über allen diesfälligen Vermuthungen und Annahmen ſteht und ich mich ſomit heute wie immer nenne,

Deine
zärtliche Schweſter
Thereſe.

XX.

Fritz an Alphons.

Mainz den 14. October 1794.

Mein innig geliebter Bruder und Freund!

Gestatte mir schon jetzt den Titel in Anspruch zu nehmen, und damit zugleich doppelt berechtigt zu sein, die Pflichten des Zweiten im vollsten Maße auszuüben. Ja, ich bin Dein Freund, mein theurer Alphons, bin bis jetzt — Gottlob — noch stolz, mich so nennen zu dürfen, wenn auch Pflicht und Ehre mich nöthigen, Dir eine Mittheilung zu machen, welche mich Dir vielleicht im feindlichen Lichte zeigen, oder mich Dir zum Mindesten vorübergehend entfremden könnte. Aber was ist denn Freundschaft werth, wenn sie nicht redlich zu Werke geht, mein Alphons und es unter Umständen selbst nicht scheut, auf eigene Gefahr hin das ätzende Gift in eine Wunde zu träufeln, wenn das Interesse für die Ruhe und Wohlfahrt des Freundes Solches als letztes Heilmittel fordert. — So höre mich denn, geliebter Alphons, höre mich und rechtfertige Dich vor mir und Dir selber! — Daß Du es kannst und freien und ehrlichen Herzens vermagst, ist vorläufig Alles was ich erbitte und mit Innigkeit zu wünschen habe!

Du weißt, daß ich leider noch immer fern vom Schloß E. und hier dienstlich gefesselt bin, so daß ich außer Theresen's Briefen und Berichten nur selten eine Kunde von Euch und meiner zukünftigen Heimat erhalte. Da wirst Du denn begreifen, wie ich neulich an der Table d'hôte durch die Unterhaltung zweier Herren gefesselt ward, welche offenbar aus N. und dessen nächster Umgebung sind, und — ahnungslos über meine Persönlichkeit und Stellung zu Euch — alsbald Gustav, Melanie und Dich selbst zum Discussionsthema nahmen. „Sie kennen also die junge Gräfin Melanie?" — fragt der ältere der Herren, ein weißköpfiger Gutsbesitzer bei N. — „Nun, dann müssen Sie gestehen, daß unser N.'sches Regiment wol niemals eine größere Eroberung gemacht, als diese blendend schöne, von Geist und Anmuth strahlende Comtessa ist. Ich habe sie noch neuerdings auf einem „déjeuner dansant" beim Obersten gesehen, wo sie ja „sans question", wie überall, wo sie sich zeigt, die Königin der fête war. War das ein Charme und eine Attraction für unsere Herrenwelt! — Selbst Graf Alphons, der einzige Schwager der jungen Frau und ein berühmt geistreicher junger Mann, schien gänzlich von ihr captivirt zu sein!"

„Ja, das ist eben, was mir nicht gefällt!" entgegnet sein vis-à-vis, ein junger Regimentshauptmann. „Meine Ansichten über die ehelichen Verpflichtungen sind wirklich nicht allzustreng, aber sich den ganzen Abend fast ausschließlich dem Schwager widmen, wenn man den Gatten nicht anwesend in der Société und dienstlich gefesselt weiß — das scheint mir denn doch ein wenig zu weit zu gehen. War das ein Sprühregen von Geist und Bonmots, ein Spiel des Witzes von der einen und der Courtoisie und Seladonschaft von der andern Seite! — Es geht mich wahrhaftig nichts an, aber ich hätte wirklich dem Grafen Gustav ein

Aviso gegeben und ihn vor den feurigen Huldigungen und unabläſſigen Aufmerkſamkeiten dieſes allzuviel bewundernden Bruders und Schwagers warnen mögen!"

Der ältere Herr lachte heiter auf. „Toujours jaloux!" ſagte er neckend, indem er zu dem Hauptmann hinüber blinzelte. „Hier aber, mein beſter Herr Capitain, war Seitens des jungen Eheherrn, Grafen Guſtav, wahrlich keine Veranlaſſung dazu; denn Gräfin Melanie iſt eine Perle und das Verhältniß der beiden Brüder das innigſte und ſchönſte, welches mir jemals vorgekommen!"

„Mag Alles ſein", brummte der Hauptmann; „aber wenn der Schein nicht gewahrt wird, können ſich die Leute nicht wundern, daß man ein falſches Urtheil fällt. Fragen Sie noch ein halbes Dutzend meiner Kameraden aus N. über dieſe Angelegenheit und ich wette, daß nicht Einer unter ihnen hier Seitens des Grafen Alphons an eine nur platoniſche Freundſchaft glaubt!"

In dieſem Augenblick wurde ich durch den zweiten Adjutanten S. k. Hoheit des Prinzen Heinrich abgerufen, und ſomit der Alternative entriſſen, mich in das Geſpräch der beiden, mir völlig unbekannten Herren zu miſchen, oder Deine Vertheidigung, anders als auf Treue und Glauben hin, dieſen Fremden vis-à-vis übernehmen zu können. — Wie ſehr mir aber das Gehörte in Kopf und Herzen ſpukt, und welche Beunruhigung mir der Gedanke einer annähernden Wahrheit deſſelben verurſacht hat, magſt Du am Beſten aus dieſer rückhaltloſen Ausſprache und Warnung entnehmen. Glaube mir, theurer Freund, daß ſie mir herzlich ſchwer geworden und niemals zu Papier gekommen ſein würde, wenn ich eine ſtattgefundene, ernſtliche Verſchuldung Deinerſeits für möglich hielte. Aber es iſt und bleibt leider ewig wahr, daß wir keine Götter, ſondern nichts als ſchwache, großen Fehlern und Irrthümern unterworfene Menſchen ſind, denen ihr hoch- und werthgehaltenes „Ich" manches Mal gar wunderliche Streiche ſpielt, ohne daß ſie die geringſte Ahnung davon hätten. Da bedarf es denn eines unparteiiſchen Blickes und einer feſten, unerſchütterlichen Freundeshand, welche uns ſanft ergreift, und ruhig und ſicher aus dem Labyrinthe führt, in deſſen ſternloſen, verſchlungenen Pfaden ſich ſchon ſo mancher Edle verirrt und auf immer, ohne Möglichkeit der Wiederkehr, verloren hat! — Denn ach, mein theurer Bruder und Freund! — Wie harmlos und rein Dein Verkehr mit Melanie an ſich auch ſei, ſo iſt unſer Jahrhundert nun einmal nicht ſo arglos und tugendhaft, daß ein ſolches Freundſchaftsverhältniß zu einer ſchönen, jungen Frau (und wenn ſie die eigene Schwägerin wäre) ungeſtraft und unverleumdet beſtehen könnte. — Nun, ſo bringe Dich denn nicht in dieſe Lage. — Brich Alles ab und wirf es von Dir, was einen ungerechten Argwohn erwecken, oder — wie unſchuldig an ſich es auch ſei — zu Mißdeutungen Anlaß geben könnte. — Wir Menſchen können unmöglich immer ganz für uns und unſere Leidenſchaften ſtehen. — Darum richte Schranken, unüberſteigliche Schranken zwiſchen Dir und einer Verſuchung auf, die — auch nur für einen

Moment ſtärker als Du — Dein und der Deinigen Lebensglück und Frieden auf immer untergraben, Dir Deine Selbſtachtung und die Achtung Anderer rauben — Dich zum Schurken und Verräther an Deinem Bruder machen müßte. — Denke Dir ſeine Lage, wenn ihm (ich höre, er iſt in dieſem Augenblicke ſeiner Geſundheit halber in Berlin) dort eine Ahnung dieſes Scandals, eine unvorſichtig oder leichtfertig hingeworfene Aeußerung zugetragen werden ſollte? — Denke Dir Melanie, von Solchen, die ihren wahren Werth nicht ahnen, ſchmachvoll verkannt, durch entehrende Urtheile gebrandmarkt und um Deinetwillen in der Meinung von Leuten herabgeſetzt, welche ihr jetzt in verdienter Hochachtung und Bewunderung zu Füßen liegen! — Nein, es wird, es kann nicht ſein, Du wirſt — Du mußt, geſetzt, Du hätteſt, hingeriſſen von der Allgewalt ihres Zaubers, etwas mehr als recht für Deines Bruders Weib gefühlt — dieſe unglückſelige Verirrung allzuleidenſchaftlicher Verehrung für jetzt und alle Ewigkeit aus Deinem Herzen reißen und Du wirſt mir, Deinem treuſten Bruder und Freund, bald, recht bald die Verſicherung geben, daß ich zu ſchwarz geſehen, mich in übergroßer Sorge und Aufregung getäuſcht, aber um der Redlichkeit meiner Abſicht willen auf Deine Vergebung zu hoffen habe. — Der Lenker aller Menſchenherzen walte dies!

Dein
treuer Freund
Fritz.

XXI.

Melanie an ihre Mutter.

Stadt N., den 26. October 1794.

In tödtlicher Angſt, in namenloſer Entrüſtung und mit einem vernichtenden, wenn auch, weiß Gott, nicht durch eigenen Frevel heraufbeſchworenen Schamgefühl nahe ich mich Ihnen heute, meine Mutter, um an Ihr Herz zu flüchten, welches bei aller Strenge doch gerecht, bei aller gerechten Empörung gegen einen Anderen doch menſchlich und barmherzig gegen mich ſein, und mir ſeinen Troſt und mütterlichen Rath bei einer furchtbaren, mich unerwartet heimſuchenden Kataſtrophe ſicher nicht verſagen wird!

Sie kennen, wenngleich nur oberflächlich, den Grafen Alphons, Bruder meines Gatten und wiſſen, welchen ſonderbaren, faſt unheimlichen Eindruck er auf mich von dem erſten Momente unſerer Bekanntſchaft an gemacht hat. — Obwol ich nun die Vorzüge ſeiner Perſönlichkeit und auffallenden geiſtigen Begabung keineswegs verkannte, entſprach derſelbe deſſenungeachtet doch in keiner Hinſicht den Vorſtellungen, welche ich mir von ihm nach Thereſens und meines Gatten Schilderungen entworfen hatte. Sein aufgeregtes, unruhiges Weſen, ſeine geiſtſprühende Lebendigkeit nicht minder als ſeine oft faſt melancholiſche Einſilbigkeit, ſein bald zärtlich inniges, bald kühl zurückhaltendes Benehmen befremdeten und erſchreckten mich, ſo daß ich niemals zu einem behaglich unbefangenen, mir ſonſt ſo ſehr natürlichen Gefühl in ſeiner Gegenwart gelangen

konnte. Thereſe verwunderte ſich, Guſtav ſchalt mich unverwandtſchaftlich und vorurtheilsvoll und ſelbſt mein Schwiegerpapa warf ſchon bei Veranlaſſung meiner Verlobungsfeier die Bemerkung hin: „daß ich ſeinem älteſten Sohne doch ein wenig mehr Anerkennung und Gerechtigkeit zollen möge!“ — Anerkennung und Gerechtigkeit! — O, meine Mutter! — Es ſind kühle Begriffe für ſchweſterliche Hochachtung und Zuneigung, und dennoch gäbe ich gern zehn Jahre meines Lebens darum, hätte ich dem Grafen Alphons dieſe Erſteren ungetrübt und ohne Beeinträchtigung widmen dürfen. Doch hören Sie, was ich zu ſchreiben gar nicht den Muth beſitze und was doch Sie und nur Sie allein meinem armen Gatten mittheilen können! Sie, meine Mutter, werden meine Angaben beſſer zu würdigen und die Lage der Dinge richtiger zu beurtheilen verſtehen, als ich mich augenblicklich noch dazu befähigt fühle! — Sie haben wol bereits durch mich und Andere gehört, daß Graf Alphons ſich ſeit längerer Zeit in einer ſo geſteigert erregten, abſonderlichen Stimmung befand, daß ſeine nächſten Freunde davon betroffen und beunruhigt wurden, indem ſie behaupteten, daß irgend eine allgewaltige, ihn gänzlich beherrſchende und dabei hoffnungsloſe Herzensinklination ſeinem äußerlich und innerlich ſo plötzlich verändertem Weſen zu Grunde liege. Auch Thereſe, welche immer noch bis zu einem gewiſſen Grade ſeine Vertraute war, beſtätigte dies und nur Guſtav wies dieſe Anſicht mit Entſchiedenheit zurück. „Lehrt mich doch meinen Bruder nicht kennen!“ rief er ſtets faſt heftig aus, ſobald einmal die Rede auf dieſes abſonderliche Thema kam.

„Alphons von unglücklicher Leidenſchaft befallen und dies vor mir verbergen können? — Er, mit dem ich von früheſter Jugend an jeden Gedanken getheilt und der ſich mir ſtets als offenſter, zärtlichſter Bruder beſtätigt hat? Grillen und tolle Marotten hat er im Kopfe und beſonders jetzt, wo er ſich, mit ſeinem erregbaren Temperamente und ſeiner glühenden, ſchrankenloſen Einbildungskraft, durch ſeine Stellung und Wirkſamkeit nicht genugſam befriedigt fühlt! — Gleich noch heute bitte ich ihn, daß er ſich „coute qui coute“ einmal für einige Monde daraus zu befreien ſucht, und, wenn es nicht anders geht, durch einen „coup de force“ Friſche und Freudigkeit wieder gewinnt! — Einige Wochen hier in N. und Ihr werdet ſehen, daß wir den alten, Geiſt und Leben ſprudelnden Alphons wieder haben!“

Die Sache erſchien mir zweifelhaft, aber jedenfalls war es nicht an mir, deren Ausführung entgegen zu ſein. Mein Gatte ſchrieb übrigens ſogleich und bald darauf erhielt er die ihn lebhaft erfreuende Erwiederung, daß Graf Alphons noch im Laufe des October hier in N. eintreffen und jedenfalls einige Zeit bei uns verweilen werde. Und er kam! — O, daß ich dieſe Stunde nicht erlebt und ihn niemals wiedergeſehen hätte!

Wenige Augenblicke vor ſeiner Ankunft hierſelbſt war Guſtav noch auf mein Zimmer gekommen, um mich feuchten Auges zu beſchwören, ſeinen ſo innig geliebten Bruder dieſes Mal herzlicher willkommen zu

heißen. „Bedenke doch, wen Du vor Dir haſt und wie viel mir daran liegt, daß dieſes unverwandtſchaftliche, ungemüthliche Verhältniß zwiſchen Euch zu Ende kommt!“ ſagte er warm. „Kann ich doch nur ſo auf eine früheren Tagen ähnliche Zeit brüderlich frohen Zuſammenſeins hoffen!“

Natürlich verſprach ich meinem geliebten Manne redlich das Meinige zu Ueberwindung dieſer, ſicherlich tadelnswerthen Abneigung zu thun und dem Grafen ſeinen Aufenthaltsort in unſerm Hauſe ſo angenehm und erheiternd als möglich zu geſtalten! — Er zog mich dankbar innig an ſein Herz. — „So recht!“ — rief er froh bewegt. — „Wußte ich doch, daß ich an meiner Melanie geſundes Urtheil und Gefühl nicht würde vergeblich zu appelliren haben!“ — Etwa zehn Minuten ſpäter trat Graf Alphons mit ihm ein. Seine Geſtalt erſchien noch imponirender und über ſeinem Antlitz lag ein Zug von Schwermuth und überſtandenen Seelenkämpfen, der ihn mir zum erſten Male in ungewöhnlichem Lichte zeigte. Mit kalter Gemeſſenheit ſchritt er auf mich zu und verbeugte ſich tief, ohne mich anzuſehen. „Herzlich erfreut, Sie hier zu begrüßen, lieber Herr Schwager!“ ſagte ich unbefangen und reichte ihm die Hand. Er ergriff ſie ſcheu, drückte einen leichten Kuß darauf und begann ſich über ſeine ſtaubige Reiſetoilette und ungeſchickte Ankunftsſtunde zu entſchuldigen.

Ich ſah erſtaunt zu ihm auf. „Nennen Sie die Mittagsſtunde eine ungeſchickte?“ warf ich lächelnd hin. „Mir erſcheint ſie als die angenehmſte, da man noch den halben Tag vor ſich und hinreichende Muße für das nothwendige Einleben hat! Möchte Ihnen daſſelbe hier in unſerm Daheim bald ein recht Behagliches werden!“

Graf Alphons ſenkte leicht dankend den Kopf, blickte zerſtreut auf mich und beurlaubte ſich dann, um ſich zur Mittagstafel umzukleiden.

Die erſten vier Tage vergingen ſehr angenehm, obgleich ich im Ganzen von Graf Alphons wenig ſah, der ſich hauptſächlich in Guſtav's Intereſſen zu abſorbiren und die lange brüderliche Trennung und Entfremdung möglichſt ergänzen zu wollen ſchien. Auch eine Fahrt nach Schloß E. wurde gemacht und der Eltern wie Thereſen's Beſuch wiederum entgegen genommen. Der alte Papa war höchlich beglückt, einmal wieder ſeine beiden Söhne beiſammen zu ſehen und Thereſe ſprudelte wie gewöhnlich von Witz und Heiterkeit. — Allmälig aber änderte ſich die Lage der Dinge, indem mancherlei dienſtliche Obliegenheiten meinen Gatten und einander folgende Feſtivitäten mich und Graf Alphons in Anſpruch nahmen. — Man freute ſich der Gegenwart des Letztern und alte wie neue Freunde und Bekannte beſtrebten ſich, ihn einzuladen und ihm nach Kräften die „Honneurs“ zu machen. — Mir wurde dieſe raſtloſe Geſelligkeit ein wenig viel, aber Guſtav drang um ſo mehr darauf, daß ich mich dabei betheiligte, als er leider nur allzuoft daran verhindert ward. Die „tête-à-têtes“ mit meinem Herrn Schwager aber waren erſt recht nicht nach meinem Geſchmack und ſo zwang ich mich oftmals dazu, wo ich weit lieber daheim geſeſſen hätte.

Die Fischerfamilie.

Hinunter zum Meere, hinunter zum Boot! | Da lockt die Welle, da rauscht der Wind

So verfloß die Zeit und ich begann mich bereits angelegentlich mit den projectirten Vorbereitungen zu Graf Alphons' Abreise zu beschäftigen und derselben mit einer Art von Genugthuung entgegen zu sehen, als mir dessen Benehmen wiederum höchst befremdlich ward. An Stelle der geistreichen Lebendigkeit und chevaleresken, offen zur Schau getragenen Huldigung trat plötzlich wieder jene launische, von einem Extreme zum andern schwankende Ungleichheit, welche mir schon in erster Zeit so unheimlich und frappirend gewesen war. Entweder war der Graf — und zumal wenn Gustav nicht zugegen war — gleich wie ein Schatten an meine Nähe gebannt, oder er wich mir sichtbarlich aus, verstummte, sobald ich in's Zimmer trat und vermied es sogar, in den kleinsten Cirkeln mit mir zu sprechen oder mir Beachtung zu schenken. Traf es sich aber, daß ich — ganz erleichtert durch diese Abgezogenheit — mein Gesicht anhaltender zu einem Andern wandte, oder mich durch diesen in längerm Gespräch fesseln ließ, so trat sofort der Graf heran und versuchte uns zu unterbrechen und durch eigene feurige Beredsamkeit meine Gedanken abzuziehen. — Daß mir dieses Benehmen sowol um meiner selbst, als um der natürlichen Beobachtungen und Glossen Anderer willen, im höchsten Grade unangenehm war, werden Sie, gnädigste Frau Mama, mir sicher vollkommen nachempfinden. Mehr als zehnmal stand ich im Begriff, diesen, mich wider Willen und Gewissen mehr und mehr bestrickenden Bann gewaltsam zu brechen, indem ich zu meinem Gatten eilte und mich durch rückhaltlose Aussprache gegen denselben aus allen Zweifeln und Kämpfen zu lösen suchte. — Aber dann stand ich wieder starr und schaudernd vor den Consequenzen da, welche auch nur die leiseste Andeutung meiner Vermuthungen ihm gegenüber haben und für unser Aller Glück und Frieden nach sich ziehen mußte. — Alphons bei seinem Bruder anklagen? — Ihm, meinem Gatten, dem arglos vertrauenden, in zärtlicher Hingabe an seinem Bruder hängenden Manne sagen: „daß eben dieser Bruder ein niedriger Verräther, daß sein Zutrauen auf das Schmählichste verrathen und die heiligsten Bande auf Erden für immerdar vernichtet, entweiht und in den Staub getreten seien?"

Und dieses Alles auf Andeutungen und Suppositionen hin, für die ich nicht den geringsten Beleg, nicht den kleinsten Beweis in Händen hatte? — Unmöglich! — Gustav selbst hätte Dies nicht fordern, mich dafür bitter tadeln, ja es mir vielleicht nimmermehr verzeihen können!

So stand es, als ich eines Nachmittags die mich lebhaft erschreckende Kunde erhielt, daß mein auf einer kleinen Revisionstour abwesender Gatte plötzlich die Ordre erhalten, sich mit einem Bericht an Seine Majestät den König nach Berlin zu begeben. Gustav schrieb mir dies nur in wenigen flüchtigen Zeilen, in denen er lebhaft bedauerte, aus Mangel an Zeit nicht über N. reisen und mir persönlich Lebewohl sagen zu können. „Ich hoffe aber spätestens in acht bis zehn Tagen wieder daheim zu sein", schloß er eilig, „und jedenfalls Alphons auch

noch dort anzutreffen. Um Dich, meine einzig Geliebte, habe ich mir ja Gottlob, keine Sorgen zu machen!"

Ich kann nicht beschreiben, wie unangenehm und peinlich in jeder Beziehung mir dieser ganz unerwartete Zwischenfall war und wie sehr er mich erregte und in Verlegenheit setzte. Die unvermeidlich noch näheren Beziehungen, in welche mich meines Gatten so unvermuthet lange Abwesenheit zu meinem Schwager und Gaste setzte, bedrückten und peinigten mich namenlos, und unwiderruflich stand es in mir fest, daß ich dieser Situation durch meine eigene Uebersiedelung nach Schloß E. ein Ende machen wollte. — Es war inzwischen schon finster geworden, ein naßkalter, stürmischer Octoberabend ohne Sternenschein und Mondenlicht, so daß ich, selbst in meinem behaglichen Zimmer, lebhaft zu frösteln begann. Ich klingelte nach Licht, ließ Feuer anzünden und schickte mich an, Theresen zu schreiben, daß ich — wahrscheinlich in Begleitung von Alphons — den nächsten Abend bei den Eltern eintreffen werde, als mich ein hastiges Pochen störte.

Schreckhaft fuhr ich auf. Der Diener der Frau Oberst K. überbrachte mir eine Einladung, den Abend daselbst zuzubringen. — Das Wetter war nicht eben einladend, indessen lag die Wohnung der Frau von K., wenn ich den Gang durch den Garten wählte, kaum fünfhundert Schritte entfernt, und ich entging der Verlegenheit, Alphons durch gänzliche Zurückgezogenheit zu verletzen. So sagte ich zu, ließ bei Graf Alphons fragen: „Ob er gleichfalls ausgehen oder den Thee auf seinem Zimmer nehmen werde?" — und schickte mich soeben an, den Brief an Therese zu expediren und mich für den Ausgang bereit zu machen, als die Thür sich plötzlich öffnete und mein Schwager vor mir stand. Erstaunt und indignirt, nicht einmal die Form der Anmeldung gewahrt zu sehen, trete ich zurück. — „Herr Graf", frage ich kalt und stolz, „darf ich fragen, welchem Umstand ich die Ehre Ihres Besuchs zu dieser Stunde zu danken habe?"

„Vergebung, Melanie!" entgegnete er weich, aber bestimmt. „Ich hoffe, Sie werden nicht vermuthen, daß ich Sie den Weg zur Oberstin K. zu dieser dunklen Nachtzeit unbegleitet gehen lassen und mir das Recht, Sie zu beschützen, nehmen lassen werde?"

„Ein Recht?" falle ich Graf Alphons in's Wort. „Ich wüßte nicht, daß ich Sie jemals zu solcher Anmaßung autorisirt oder mir Ihren Schutz in irgend einer Beziehung erbeten hätte!"

Er fuhr heftig auf und runzelte die Stirn. „Wie? — Sie mißtrauen mir? — Sie wagen es nicht, sich unter meinen Schutz zu begeben?" rief er mit einem Blick, der mich erzittern ließ, und trat lebhaft auf mich zu. „Darf ich meinerseits fragen, womit ich diese beleidigende Zurückhaltung verdient, wodurch ich Ihren Argwohn hervorgerufen habe?"

„Lassen wir das auf sich beruhen!" sagte ich gemäßigter. „Es ist weder meine Absicht, noch meine Pflicht, irgend Jemand Rechenschaft über meine Gedanken oder Gefühle abzulegen, am allerwenigsten

Ihnen, Herr Graf, da Sie ja weder zu den einen, noch zu den anderen in anderer als oberflächlicher Beziehung ſtehen!"

„Oberflächlich?" flüſterte er in einem Ton, der mich jäh durchzuckte und mit Angſt und Schreck erfüllte. „Wagen Sie es nicht, ein ſolches Wort noch einmal in Bezug auf mich und Sie zu nennen, oder Sie werden mich zum Aeußerſten treiben, mich für immer elend oder raſend machen!"

„Ich verſtehe Sie nicht und mag Sie nicht verſtehen!" erwiederte ich mit äußerſter Selbſtbeherrſchung. „Hegen Sie freundſchaftliche Gefühle und verwandtſchaftliche Zuneigung für mich, ſo beweiſen Sie mir dies, indem Sie einfach herzlich gegen mich ſind und mich jetzt nichts weiter hören laſſen!"

„Aber ich will gehört, ich will von Ihnen verſtanden werden!" rief er außer ſich, indem er meine Hand ergriff und mit Leidenſchaft an ſeine Lippen preßte. „Ich will und muß es endlich ſagen, was mir von dem Moment an, wo ich Sie erblickt, Vernunft und Sinne raubt, einzig mein Herz erfüllt!"

„Bedenken Sie, zu wem Sie reden!" ſchrie ich empört und entriß ihm meine Hand.

Er zögerte einen kurzen Augenblick, aber nur, um ſeiner unglückſeligen, nunmehr alle Schranken durchbrechenden Leidenſchaft ungehemmten Ausdruck zu verleihen.

„Nichts will ich bedenken, Nichts erwägen, als Sie mein zu nennen!" rief er wild und näherte ſich mir erneut mit Ungeſtüm. „Die Zeit des Schweigens und des Kampfes iſt vorbei, denn ſie hat mich nur gelehrt, daß meine Liebe unüberwindlich, ein wild verzehrendes, im geheimen Verbergen doppelt verheerendes Feuer iſt, welches zu Gunſten Anderer zu erſticken, mir ſowol die Macht, als der Wille gebricht. — Ja, ich liebe Sie, Melanie, liebe Sie mit einer Gluth und Leidenſchaft, welche mich alles Heiligſte mit Füßen treten, jeder Convenienz und Sitte ſpotten und um Ihres Beſitzes willen Ehre und Leben einſetzen läßt!"

„Sind Sie wahnſinnig, Herr Graf?" ſtieß ich entſetzt hervor und befreite mich gewaltſam aus ſeinem Arm. „Heiliger Herr des Himmels iſt eine ſolche Beſchimpfung erhört, ein ſo ſchmählicher Treubruch und Verrath jemals auf Erden begangen worden?"

Bei dieſen Worten prallte er zurück, heftete einen faſt irrſinnigen Blick auf mich und ſtand einige Secunden regungslos, wie vor mir und ſich ſelbſt erſchauernd, da. „Ehrloſer Verräther, ja!" — murmelte er dumpf, „aber weil ich es einmal bin, weil kein Menſch oder Engel mich vor mir ſelbſt erretten oder dieſe ſelig ſüße Qual in von Pflicht und Ehre gebotene Schranken feſſeln konnte, ſo will ich wenigſtens nicht unerhört — und ſei der Rauſch auch noch ſo kurz und ſchwer gebüßt — an ihr zu Grunde gehen!"

Mit halb drohender, halb beſchwörender Geberde ſuchte er mich erneut in ſeinen Arm zu ziehen, aber Schreck und Scham wappneten mich mit übernatürlicher Kraft.

Digitized by Google

In der Angst der Verzweiflung ergriff ich, mich dem Grafen entwindend, einen Klingelzug und stand hoch aufgerichtet, ihn vom Kopf bis zu den Füßen messend, vor demselben. „Zurück, Elender!“ rief ich ihm, Zorn und Verachtung sprühend, zu. „Noch einen Schritt weiter und dieser Glockenzug soll meine Dienerschaft zu Zeugen meiner Schmach und Ihres ehrlosen Betragens machen!“

Er stand wie paralysirt. Sein Gesicht wurde todtenbleich, sein Auge das eines Sterbenden. — Dann faßte er sich — wie aus bösem Traum erwachend — an die Stirn.

„Gegenliebe oder Tod!“ murmelte er dumpf, wandte sich langsam, ohne zurückzusehen, und war verschwunden.

Meine Kraft war aufgezehrt. Ich empfand nichts, als ein namenloses Weh, ein Gefühl, als ob ein Ungeheuerliches sich vollzogen, ein dunkles, wenngleich meinerseits vollkommen schuldlos herbeigeführtes Verhängniß, mein Lebensglück erschüttert, vielleicht für immer vernichtet hätte. — So verlor ich das Bewußtsein, welches mir erst nach längerer Zeit unter der sorgsamen Hand meiner treuen Lollo wieder kam. — Niemand, außer Ihnen, ahnt bis jetzt, was hier vorgegangen, und ich zittere bei dem Gedanken, was Sie dazu sagen, wie Sie es meinem Gatten beibringen werden. — Und dennoch beschwöre ich Sie, es zu thun, denn ich vermag es nicht!

Ihre
ganz gehorsamste, tief erschütterte
Melanie.

N. S. Graf Alphons soll, wie ich zu meiner Beruhigung höre, sofort abgereist sein!

XXII.

Alphons an Gustav.

Waldhaus bei Schloß E., den 27. Oct. 72.

Mein theurer Bruder!

Gestatte mir heute noch ein Mal diese Anrede, obwol ich dieselbe unwiederbringlich verwirkt und nicht mehr verdiene, Dein Bruder zu heißen. — Ich schreibe Dir nur noch, um Dir, den ich in Wahrheit geliebt und dennoch schmachvoll beleidigt habe, eine letzte Beichte abzulegen — die Beichte eines Sterbenden!

Deine Vergebung für das Dir zu machende Bekenntniß zu erbitten, wage ich kaum, obgleich ich bezweifle, daß Du mich so schonungslos richten und unbarmherzig verurtheilen wirst, als ich selbst dies bereits gethan. Daß ich mir das Recht des Daseins abspreche und den Tod freiwillig suche, weil ich ein Leben ohne Selbstachtung und Liebe nicht ertragen und doch Beides niemals wieder gewinnen kann, mag in Deinen und meiner armen Eltern und Geschwister Augen eine Art von Sühne werden. — Wenn das Wörtchen „Hoffnung“ noch in irgend einer Bedeutung für mich genannt werden könnte, so würde ich sagen: „Ich hoffe, daß dem so sei. Berechtigt, es zu erwarten, bin ich selbst dazu nicht mehr.“ — „Unglücklicher, was soll mir das? Bist

Du wahnsinnig, Alphons?" rufst Du wol, Dir selbst und meinen Worten nicht trauend, bei Anblick dieser Zeilen aus. — Ach, vielleicht, wäre mir besser so — denn mehr als Wahnsinn ist und zeigt mein frevelhaftes Thun, das schandbar Ungeheuerliche, was ich Dir — nur Dir allein — abzubitten und mitzutheilen mich verpflichtet fühle. — Und weil ich dies thue, so — herzlich geliebter Bruder — fluche mir nicht! Laß das letzte Bekenntniß schwerer Schuld wenigstens nicht noch zu einer Anklage mehr für den Urtheilsspruch in Deinem Innern werden!

Seit ich Deine Melanie gesehen, habe ich sie — o, daß es unser Verhängniß so gewollt! — wider Ehre und Recht geliebt — habe ich mich in der Leidenschaft für sie verzehrt, ihr mein Herz und meine Vernunft, meine Selbstachtung, meinen Ehrgeiz und meine Zukunft willenlos und wahllos hingeopfert! — „Ist das möglich? Ist es glaublich, wo ein solches Gefühl auch nicht ein Funke von Hoffnung genährt, wo dasselbe sich bereits bei seiner Entstehung selbst verflucht und sich tausendmal gerichtet hat?" — — Und dennoch war es so, Gustav! — Dennoch habe ich fruchtlos durch Wochen und Monde gegen eine Leidenschaft angekämpft, die mich von dem ersten Moment an mit dämonischer Allgewalt mit tausend unsichtbaren, aber unzerreißbaren Fäden umsponnen hatte. — Warum kam ich nicht nach E.? Warum entzog ich mich Deinen immer wiederholten Einladungen und vermied selbst das Vaterhaus, bis ich meiner Herr zu sein, mich von Melanie's Zaubermacht losgelöst und durch die heiligsten Pflichten vor neuem Rückfall gesichert wähnte? — Ach, daß ich mir selbst mehr mißtraut, der Stimme meines Innern gehorcht und Eurem lieben Kreise nicht nur damals, sondern dauernd und um unser Aller willen fern geblieben wäre! Schon das erste Wiedersehen zeigte mir meine kindische Vermessenheit, lehrte mich, daß meine Leidenschaft wo möglich noch gesteigert und ich zu neuem Widerstand zu ohnmächtig, zur abermaligen Flucht zu feige, Melanie besitzen, selbst auf Kosten alles Heiligsten die Meine nennen oder jedem Glück auf Erden für ewig entsagen müsse. Dazu aber fühlte ich nicht mehr die Kraft in mir!

Doch was soll ich Dir die Kämpfe, die trügerischen Vorspiegelungen, welche mich alltäglich mehr umstrickten und nur der Gelegenheit zu einer verbrecherischen That zu warten schienen, noch mehr ausmalen?

Sei es Dir genug zu wissen, daß meiner bis zum höchsten Wahnsinn gesteigerten Leidenschaft Deiner Melanie aufgedrungenes Geständniß in tiefster Niederlage für mich geendet, daß kein Hauch ihre fleckenlose Reinheit getrübt oder sie zu meiner Mitschuldigen gestempelt hat. Ein Weib wie Melanie steht zu hoch, als daß irgend ein Mann es ganz zu begreifen oder in seinem vollen Werth zu schätzen vermöchte. Ihre Verachtung verdient und bei ihr äußerste Erfolglosigkeit erfahren zu haben, genügt schon an sich, um sich des Lebens unwerth zu erachten, aber auch zugleich, um den Tod einem Dasein ohne ihre Liebe und Achtung vorzuziehen! Dein

sich selbst dazu verurtheilender Alphons.

XXIII.

Schloß E. den 28. Oct. 1794.

Thereſe an Fritz.

Wenn das ſchmerzvoll Ungeheuerliche, das nie Gefürchtete, weil nie für möglich Gehaltene plötzlich herzzerreißend und ſchaudernd empfunden in unſer Daſein tritt, ſo bedarf es der gewaltſamen Zuſammenraffung aller unſerer moraliſchen und phyſiſchen Kräfte, um ſich zu vergewiſſern, daß man lebt und berufen iſt, das Unabänderliche zu ertragen, wie danach im Sinne des Höchſten zu handeln. — So ergeht es mir, theurer, innigſtgeſchätzter Fritz, wenn ich heute, ſowol dem eigenen Bedürfniß als einem Auftrage meiner Eltern folgend, Ihnen den Tod meines Bruder Alphons melde, der unſer Aller innerſtes Herz zerreißt und jedes Troſtesgrundes zu ſpotten ſcheint. Alphons hat ſich ſelbſt getödtet — aus unerwiederter Liebe zu Melanie — aus Verzweiflung und Verachtung ſeiner ſelbſt ein Leben genommen, welches bis dahin unſer Aller Freude und Stolz, den edelſten Beſtrebungen und höchſten Idealen zugewendet geweſen! — ſich ſelbſt getödtet!

Ich ſehe Sie im Geiſt das furchtbar Schaudervolle wieder und wieder leſen und doch nicht glauben! — Ich höre Ihre entſetzten Ausrufungen und fühle, daß Sie gleich mir, den Sinn und die Bedeutung dieſer Worte vergeblich zu faſſen und ſich mit der nur zu unleugbaren Thatſache auszuſöhnen ſtreben!

Ja, mein hochverehrter Verlobter und Freund! — Wol hat auch Ihre arme Thereſe es jetzt zuerſt begreifen lernen, daß unſer Leben Erfahrungen in ſich ſchließen, Schickſale über uns verhängen kann, welche den Glauben an Gott und Menſchen zu erſchüttern und die unveräußerliche Zuverſicht auf die Vatertreue und liebreichweiſe Vorſehung des Weltenſchöpfers zu vernichten drohen!

Doch ich wollte keine Schilderung unſeres Gemüthszuſtandes, keine nutzloſen Sentenzen und Betrachtungen machen! — Iſt doch mehr als genug geſagt, wenn ich Ihnen das Factum vor Augen ſtelle und Ihnen über die daſſelbe begleitenden Nebenumſtänden noch ſo viel Aufſchluß gebe, als Sie dies von der Wahl Ihres Herzens, von der Schweſter Ihres unglücklichen Freundes zu erwarten berechtigt ſind. — Wie ſchwer mir dieſes nähere Eingehen fällt, dem ich mich doch in keiner Hinſicht zu entziehen vermöchte — Sie werden es verſtehen, geliebter Fritz — und mir das etwa Unzulängliche zugute halten!

Der Vater hatte geſtern Abend, wie es jetzt häufig ſeine Gewohnheit iſt, eine kleine Spazierfahrt mit mir gemacht und dafür die Direction des Vorwerks Waldberg auserſehen. Das Wetter war zwar trübe, aber doch nicht regneriſch und der ſchwer bewölkte Himmel paßte gut zu dem herbſtlichen Blätterſchmuck. — Wir hatten Mancherlei beſprochen, denn der Vater zeigte ſich, durch die Nachricht von Guſtav's dienſtlicher Fortbeorderung angeregt, ungewöhnlich eingehend und mittheilſam. Da ſehen wir plötzlich den alten Jäger Moritz her aus der Waldung nahe der Lichtung bei Waldberg ſtürzen und mit allen Geberden des

Schreckens nach dem Schloßwege hinübereilen. Durch den Ruf des Vaters und das Rasseln des Wagens aufgeschreckt, steht er still, greift sich wie in rathloser Verzweiflung an die Stirn und kommt dann blitzesschnell auf uns zu gerannt. „Großer Gott, Herr Graf! — Großer Gott, da, da!“ bleibt das einzig uns Verständliche — was in athemloser Angst gesagt, immer erneut von schreckensbleichen Pantominen begleitet wird. — „Seid Ihr toll oder berauscht?“ — fährt ihn der Vater an, indem er — selbst von Schreck erfaßt — dem Kutscher zu halten und dem Diener den Carossenschlag zu öffnen winkt.

Doch der Alte scheint für Alles blind und taub, nur von einer Idee, einer furchtbaren Vision beherrscht. „Graf liegt dort! — liegt rechts dort!“ — bringt er wiederum hervor, während der Vater der Richtung folgt und mein zitternder Fuß seinen eiligen Schritten von plötzlich banger Ahnung ergriffen, nachzueilen strebt. Aber Brombeerranken und wildes Gestrüpp machen den Fortschritt schwierig und hinderlich. Erst einige Minuten später als mein Vater, erreiche ich den Unglücksplatz und bin bestimmt Zeuge eines Anblicks zu werden, der noch jetzt eher als ein böser Traum, denn als grauenhafte Wirklichkeit vor mir steht. Unter den drei Rieseneichen, welche den jungen Wald von den alten, nach Waldhaus führenden Kiefern scheiden, liegt röchelnd und stöhnend, eine ihn mit Blut überströmende Wunde in der Brust, mein armer Bruder Alphons, über den sich — das Bild rathlosen Schmerzens und Entsetzens — mein Vater beugt. — Bei meinem jähen Aufschrei wendet Alphons ein wenig den Kopf und winkt mit unaussprechlichem Ausdruck, ihn nach Hause zu bringen. „Dort, dort!“ — ächzt er unter namenloser Qual, „laßt mich, wenn ich es auch nicht verdient, unter dem Dache des Vaterhauses sterben!“ — Von Schreck und Angst überwältigt, habe ich nur noch eben die Kraft unseren Dienern eilige Hülfe und Fortschaffung zuzurufen und mich selbst den Waldpfad hinab, nach dem Hause des Dorfarztes zu stürzen. Derselbe ist schon seit dem Mittag fort und man vermuthet ihn jetzt bei der Mutter auf dem Schlosse. Beflügelten Schrittes eile ich dorthin und treffe gerade noch rechtzeitig ein, um die Mutter vorzubereiten und dem armen Vater bei der Hinaufschaffung des unglückseligen Alphons beizustehen. „Ein Arzt, ein Arzt!“ — ruft der Erste immer von Neuem in schmerzvollster Bestürzung aus, aber Alphons bedeutet mit zuckender Lippe: „Daß es zu spät und Menschenhülfe hier weder erwünscht noch von Nutzen sei!“ — „Nur sterben, sterben!“ — flüstert er mir unaufhaltsam zu. „Es giebt Thaten und Verbrechen, die einzig und allein der Tod nur sühnt — Seelenqualen, aus denen er allein Erlösung und Befreiung winkt. — Lebe wol, mein Schwesterchen und sage Fritz, daß sein Warnungsbrief vielleicht genützt, wenn er nicht zu spät gekommen. — Laßt mich von Eurer Liebe, ach! — wenn Ihr die Größe meiner Schuld erkannt — dereinst auf ein milderes Urtheil hoffen, als Euer Rechtssinn mir gewähren kann und möchte Euer Aller Zukunft eine reiche, innerlich beglückte werden!“

Ich verstand den Sinn seiner Worte nicht und beugte mich schluchzend und um Erklärung flehend, über sein schon im letzten Kampfe erbleichtes Angesicht. „Melanie, Melanie!“ — rief er noch ein Mal laut und herzzerreißend aus. Dann brachen seine Augen, den Mund umzuckte ein unaussprechlicher Schmerz — der arme Alphons hatte ausgeathmet! Und was sollte ich Ihnen, mein innigstgeliebter Fritz, nun wol für heute noch weiter sagen? — Es giebt Gefühle und Seelenzustände, die man am besten ehrt, indem man sie in seine Brust verschließt und zu vergessen trachtet.

Ihnen, mein theuerster Fritz, zum Schluß nur noch die Mittheilung, daß sich Ihr rührender und doch leider nutzloser Warnungsbrief an unsern armen Alphons in seiner Brusttasche fand und mir — nebst einigen Zeilen desselben an meine Eltern — den unheilvollen Aufschluß gab, welche schwere Verirrung meinem unglücklichen Bruder Herzensfrieden und Leben gekostet hatte. Kommen Sie bald zu uns! — Es bedarf wol keiner Andeutungen, wie ganz besonders sich unter den jetzigen Verhältnissen nach Ihrem trostreichen Zuspruch und Ihrer persönlichen Gegenwart sehnt,

Ihre tief betrübte

Therese.

N. S. Der arme Gustav weilt noch in Berlin und bin ich ungewiß, in wie weit er von dem Geschehenen bereits unterrichtet ist. Melanie konnte ich noch nicht sprechen. Sie ist leidend und unsichtbar. Welch ein Wiedersehn!

XXIV.

Berlin, den 1. November 94.

Gustav an Melanie.

Meine angebetete Melanie!

Dein Brief an die Mutter sowol, als der des unseligen Menschen, den ich von Kindheit auf als Bruder und besten Freund geliebt, liegt vor mir und noch immer bemühe ich mich vergeblich den Inhalt beider Schreiben in Kopf und Herz zu bringen. Das Chaos in mir und um mich ist noch zu groß, der Conflict meines Herzens und Denkens zu gewaltsam, als daß ich mich sogleich in diese schreienden Widersprüche finden, den festen Grund und Boden wieder gewinnen könnte. — Alphons, mein Bruder! — Der Freund, vor dem jede Falte meines Innern offen lag, ein Verräther? — In frevelhafter Leidenschaft für mein Weib entbrannt, in feiger Hingabe an dieses ehrvergessene Gefühl an Leib und Seele zu Grunde gerichtet und vielleicht schon nicht mehr unter den Lebenden weilend? — Fasse es, wer es fassen kann. — Mir, o Weib meines Herzens, ist es noch immer als sei mir die sichtbare und sittliche Weltordnung verrückt, als müsse mir der Glaube an alles Heiligste, an Menschenwerth, an Ehre und Treue unter dieser Erfahrung für immer in Trümmer gehen!

Und dann denke ich wieder wie Alles anders gekommen, wenn ich selbst nicht so blind gewesen, Deinen ahnungsvollen Eingebungen mehr

geglaubt und nicht stets noch das Feuer geschürt, welches meinen armen Bruder, ach, ungeahnt von mir! — bereits bis zum Wahnsinn ergriffen hatte! — War es so schwer zu vermuthen, daß ein Liebreiz wie der Deine, der mich selbst so widerstandslos vom ersten Moment unserer Bekanntschaft an beherrscht, auch ihm zu einer Versuchung werden, auch ihn mit unwiderstehlichem Zauber je länger je tiefer umstricken könne?

Und ich habe mich selbst verblendet. Mit leichtsinniger Gedankenlosigkeit habe ich die Herzensruhe meines Bruders, die Liebe und Ehre meines, mir von Gott geschenkten theuersten Kleinodes, auf das Spiel gesetzt und nicht meiner Obhut ist es zu danken, daß mir dasselbe rein und makellos erhalten blieb!

So soll und will ich denn nicht den, der sich selbst schon so schwer gerichtet, sondern vor Allem mich selbst anklagen, der ich ja auch Deine Vergebung, meine Melanie, in gewisser Hinsicht zu erbitten habe. — Steht doch mein unseliger Bruder ohnehin bereits, aller Wahrscheinlichkeit nach, vor dem Throne Dessen, der mit anderer denn menschlicher Wage wägt und bei seinem Urtheilsspruch streng die Absicht von der Handlung scheidet.

Und nun lebe wohl, Du Heißgeliebte! — Auf Flügeln der Sehnsucht und Liebe eile ich im Geist zu Dir, bis ich Dich — hoffentlich in wenig Tagen — wieder selbst in den Armen halte.

Dunkel und schwer lastet der Augenblick, lastet das dunkle Geschick des trotz seiner schweren Verirrung nicht gehaßten oder verworfenen Bruders auf mir und der Schmerz ist groß, den ich um ihn im Herzen trage. — Aber leuchtender denn je stehst Du in Deiner makellosen Reinheit und unerschütterlichen Liebe vor mir und ich fühle es klar und in brünstig dankbarem Aufblick zu Gott, daß selbst dieses dunkle Verhängniß uns nur inniger verbinden und uns Dessen gewisser machen kann: „Daß eine Liebe wie die unsere über allem Zeitlichen steht und die Kämpfe und Prüfungen des Lebens ihr Glück zwar zu trüben, aber niemals dauernd zu vernichten vermögen!“

Dein
Dich ewig liebender Gatte
Gustav.

Figaro ci, Figaro là!

Wie lange iſt es her, daß der bloße Name, Frankreich — Paris — in uns die Vorſtellung von etwas ſehr Glänzendem, Liebenswürdigen und Heiterem erweckte? Zwei, drei Jahre; nicht länger. Bis an den Vorabend ſeines Falles hat es nicht aufgehört, ſich und uns zu amüſiren. Aber ach! — dieſe Rolle hat es ausgeſpielt; der Zauber iſt dahin. Wir erinnern uns aus Goethe's Selbſtbiographie, daß er es lebhaft bedauert, ſeinem Vater nicht gefolgt zu haben, der ihm rieth, Paris in der Jugend zu ſehen. „Ich habe es verſäumt", rief er, „und jetzt, in meinem Alter, werde ich es nicht mehr ſehen!" Wir fürchten, daß was Goethe damals von ſich geſagt, heute für Alle gilt. Wer von dem lebenden Geſchlecht es nicht geſehen hat, der wird es überhaupt nicht mehr ſehen, dieſes ſchöne, leichtſinnige, lachende Paris. Es giebt kein ſolches Paris mehr. Bedeckt „mit Blut und Wunden", mühſelig aus ſeinen Trümmern, aus Schutt und Aſche ſich emporrichtend und um ſein nacktes Daſein ringend — wie könnte es lachen? Wir, die wir es gekannt und — warum ſollen wir es leugnen? — auch geliebt haben, trotzdem wir es zerſtören halfen — wir erinnern uns ſeiner noch wol, und nicht ohne Wehmuth können wir eines jener Bücher öffnen, in welchem ſein Bild fortlebt und aus welchem ſein fröhliches, unbeſonnenes Lachen uns, gleichſam aus einer weiten Entfernung, entgegenſchallt. Zwei, drei Jahre ſind im Leben eines Menſchen nicht viel und in dem einer Nation, wenn es ebenmäßig dahinfließt, ein verſchwindender Moment. Aber in dieſem Falle liegen ſie wie ein tiefer, ſchauerlicher Abgrund zwiſchen damals und jetzt; und wer weiß, ob jemals eine Brücke wieder hinüber führen wird?

Ein ſolches Buch, aus der Mitte der ſechziger Jahre, fiel uns neulich wieder in die Hände: „Die Memoiren eines Journaliſten" von H. de Villemeſſant; und indem wir hier und dort in demſelben blätterten, wurden wir ganz wieder in jene Stimmung und Sorgloſigkeit zurückverſetzt, mit welcher Frankreich und die Franzoſen, von Paris geführt, der ſchrecklichen Kataſtrophe entgegentaumelten.

Als Herr de Villemeſſant vor ſechs, ſieben Jahren, ſich mit einigen Mantelſäcken voll alter Zeitungen auf ſeinen Landſitz bei Paris zurückzog, um mit Hülfe ſeines Secretairs, ſeines Gedächtniſſes und ſeines unverwüſtlichen Humors das Buch zu ſchreiben, welches uns zu dieſen Betrachtungen angeregt hat, da ſtand die Sonne des Kaiſerreichs in ihrem Zenith, und unſer Autor, wiewol ein Anhänger des Grafen von Chambord, ließ es ſich in demſelben doch wol genug ſein. Wir, mit unſern „beſchränkten" deutſchen Anſichten von Ehrenhaftigkeit, ja von Ehre, Pflicht, Gewiſſen — wir haben niemals ein rechtes Verſtändniß für dieſe Sorte franzöſiſcher Journaliſten gehabt, welche ſich, wenn nicht eines großen Anſehens, doch eines großen Einfluſſes erfreuten und in einem gewiſſen Sinne die Pariſer Geſellſchaft tyranniſirten. Es war freilich daſſelbe Ding, wie mit Napoleon III.; man haßte, man verachtete ihn ſogar, aber man ertrug ihn. Als ein Typus dieſer uſurpatoriſchen Pariſer Preſſe darf Villemeſſant gelten. Aus einer alten Legitimiſtenfamilie ſtammend, ſteckt ebenſoviel in ihm vom Raubritter der alten, als vom Glücksritter der neuen Zeit. Aber doch würde man ihm Unrecht thun, wollte man ihn ernſthaft nehmen; ſchlau, berechnend, gewaltthätig wo es ſich um den eigenen Vortheil, darum handelt, Carrière zu machen, Fortüne: giebt er ſich in allen anderen Dingen als das „bon enfant", das

er iſt, als Spaßmacher, Anecdotenerzähler und guter Kamerad. Den Ueberlieferungen ſeines Hauſes treu, hielt er zu Heinrich V. und der weißen Fahne. Doch ſelbſt in ſeinen loyalen Anwandlungen bleibt er immer Figaro. Man erinnert ſich der Huldigungsviſite, die er im vergangenen Jahre „ſeinem König" in der Schweiz abgeſtattet; er hat ſie ja ſelber ausführlich beſchrieben. Voll Ehrfurcht naht er ſich dem letzten der Bourbonen und verſichert ihn — ſeiner unwandelbaren Hingebung, wird der deutſche Leſer denken. Weit gefehlt; er verſichert ihn, daß er der ſchönſte Mann ſei, den er kenne. „Sire", ſagte er, „wenn Sie ſo häßlich wären, wie Cremieux, ich würde darum meinen Principien nicht untreu werden. Aber Sie gefallen mir beſſer, wie Sie ſind." Worauf Heinrich V. trocken antwortete: „Moi aussi!"

Erzogen von ſeiner Großmutter, einer alten Dame, die den Hof Ludwigs XVI. noch geſehen, war Herr von Villemeſſant vielerlei, bevor er Journaliſt war. Unter Anderm war er auch einmal Schauſpieler, allerdings nicht aus Beruf oder freier Wahl, ſondern in Folge einer Wette. Er war damals, als junger Menſch von zwanzig Jahren, als Schreiber bei einer Verſicherungsgeſellſchaft in Nantes angeſtellt, ſcheint aber ein viel größeres Vergnügen gefunden zu haben im Umgang mit den Schauſpielern einer Wandertruppe, die zu Nantes ſpielte, als im Ausfertigen von Policen. Eines Abends, nach einer Vorſtellung, mit ſeinen neuen Freunden in Cabaret zuſammenſitzend, kritiſirte er den Darſteller der Hauptrolle ſehr ſcharf. Der Director welcher anweſend war, nahm ſeine Komödianten in Schutz. „Tadeln iſt leichter, als beſſer machen!" rief er; „ich möchte Sie wol einmal in der Rolle ſehen!" — „Das Vergnügen können Sie haben, wenn Sie wollen", ſagte der junge Schreiber zuverſichtlich. Der Director antwortete eben ſo verächtlich, er wolle fünfzehnhundert Francs wetten, daß Villemeſſant es nicht wagen werde, auf den Bretern zu erſcheinen. — „Nicht wagen?" replicirte der kecke Burſche, dem es ſchon in ſeinen jungen Jahren nicht an Selbſtvertrauen gefehlt; „die ganze Geſellſchaft hier iſt Zeuge, daß ich die Wette annehme." Die Geſchichte ward in der kleinen Stadt bald bekannt. Der Director war ein Mann, der ſich auf ſeinen Vortheil verſtand. „Gewinn' ich die Wette", ſagte er, „ſo habe ich die fünfzehnhundert Francs; verlier' ich ſie, ſo habe ich ein volles Haus. Es iſt daher auf keinen Fall ein ſchlechtes Geſchäft." Und ſo war es auch; das Haus war an dem verhängnißvollen Abend bis zur Decke gefüllt. Dem erſten Stück ſchenkte Niemand Aufmerkſamkeit; aber mit unbeſchreiblicher Spannung ſah man der Vaudeville entgegen, in welcher „M. de V —, amateur de cette ville" auftreten würde. Bis dahin war Alles gut gegangen; aber nun kam der entſcheidende Augenblick und im Angeſicht der Gefahr ſchwand dem Novizen der darſtellenden Kunſt aller und jeder Muth dahin. Das Blut ſchoß ihm zu Kopf und Alles begann vor ſeinen Augen zu tanzen. „Ich empfand in den Beinen das nervöſe Zittern des Recruten, der zuerſt in's Feuer geführt wird und ich hörte ganz deutlich das Tictack meines Herzens, welches klopfte wie der Pendel einer Wanduhr. Als ich das Commandowort: „Vorhang auf!" hörte, ſtockte das Blut in meinen Adern. Der Vorhang ging in die Höhe. „Sie kommen!" rief man mir in der Couliſſe zu — „die Reihe iſt an Ihnen. Sie treten auf!" Freilich, freilich — ich weiß es, die Reihe iſt an mir. Aber die Furcht und die Aufregung nageln mich förmlich an meinen Platz. Meine Entſchloſſenheit verließ mich. Komme was da wolle — um ſo ſchlimmer; aber ich werde nicht auftreten. Einer meiner Freunde giebt mir einen Stoß.

Ich mache drei Schritte und bin — auf der Bühne. Da bin ich! . . . Ein fürchterliches Hurrah empfängt mich; der ganze Saal windet sich in einem Ausbruch homerischen Gelächters. Gleichviel, und wenn ich hundert Jahr leben sollte, niemals würde ich den Eindruck vergessen, welchen der Anblick dieses Ungeheuers mit tausend Gesichtern auf mein ganzes Wesen machte; es hatte die Augen auf mich gerichtet, es verschlang mich mit seinem Blick, es füsilirte mich mit seinen Lorgnetten." Aber die Sache verlief dennoch besser, als sie begonnen hatte. Mit dem Aufgebot all' seiner Kräfte sagte er die ersten Worte, die in seiner Rolle standen, und als er nur erst den Schall seiner eigenen Stimme vernommen, fing er wieder an, sich selbst zu fühlen. Dann kam ein Lied, welches nicht übel gefiel, denn er hatte eine hübsche Stimme. Seinen eigentlichen Succès an diesem Abend aber verdankte er weder seinem Spiel noch seinem Gesang, sondern — seiner Guitarre. Die letzten Couplets mußten mit einer Guitarre begleitet werden, und da er ein Meister dieses Instrumentes war, so begnügte er sich nicht, wie die meisten anderen Schauspieler vom Fach, nur scheinbar in die Saiten zu greifen, sondern er that es wirklich und herzhaft. So erntete er einen Triumph ohne Beispiel in der Theatergeschichte von Nantes, und mit den Lorbeeren des Abends noch frisch um das Haupt verjubelte er mit den Schauspielern die fünfzehnhundert Francs in demselben Cabaret, in welchem wenige Wochen zuvor die seltsame Wette eingegangen worden war. Allein er hatte an diesem einen Mal genug und ist später niemals wieder aufgetreten.

Wenngleich Villemessant sich mit achtzehn Jahren verheirathete, fand er doch vorher noch Zeit zu allerlei kleinen Abenteuern, welche für einen jungen Mann von sechzehn bis achtzehn Jahren allerdings vielversprechend genug waren. Er hatte, als er noch unter der Aufsicht seiner Großmutter war, ein Verhältniß mit der Frau eines Arbeiters und pflegte seine Schöne zu besuchen, während ihr Mann nicht zu Hause war. Ein Nachbar, welcher Verdacht geschöpft, beschloß eine Entdeckung dadurch herbeizuführen, daß er eines Tages die treulose Frau besuchte und dem jungen Galan, den er vorher hatte in's Haus gehen sehen, die Flucht abschnitt, bis der Mann zum Mittagessen heimgekehrt sein würde. Die Scene, die nun folgte, könnte in keiner französischen Komödie besser erfunden sein. Der Arbeiter kam, und der Liebhaber seiner Frau saß hinter der Wand versteckt; große Tropfen Angstschweißes traten ihm auf die Stirn und um sie abzuwischen, griff er nach dem Taschentuch. Aber in derselben Tasche befand sich eine Spieldose und mit einem seiner langen Nägel, wie man sie damals trug, blieb der verborgene Liebhaber an der Feder hängen — diese gab nach und das Unglück ging los. Die Dose begann zu spielen — umsonst jeder Versuch, sie zum Schweigen zu bringen — immer lauter, immer melodischer klang es hinter der Wand — der eifersüchtige Gemal sprang vom Tisch auf — der verrathene Jüngling stürzte aus seinem Versteck und demnächst von den Fäusten des Ehemanns unbarmherzig bearbeitet die Treppe hinab, und mitten in allen Thränen und flehendlichen Bitten von der einen, allen Flüchen und Protestationen von der andern Seite, spielte die Dose fröhlich weiter:

„A travers le fer, le feu des bataillons
Courrons à la victoire!"

Ob er es bei diesem Abenteuer habe bewenden lassen, wie bei seinem ersten und letzten theatralischen Versuch, sagt uns der Verfasser der Memoiren nicht.

In seinem siebenundzwanzigsten Jahre, nachdem er alles Mögliche,

unter Anderm auch Bandhändler gewesen war, kam er nach Paris; sein einziger literarischer Bekannter daselbst war ein Corrector des „Siècle", aber kaum, daß er diesen einmal in die Druckerei der Zeitung begleitet, so stiegen neue, große Ideen in ihm auf. Bisher ohne rechten Beruf, dagegen mit einer Frau und zahlreichen Familie gesegnet, beschloß er, sich nun der literarischen Laufbahn zu widmen, und eröffnete dieselbe mit einem Modejournal „Die Sylphide", welche er unter dem Namen seiner alten Großmutter herausgab. Allein dieser Name, ehrwürdig wie er war, half ihm nicht halb so viel, als sein in Erfindungen aller Art unerschöpflicher Geist: er parfümirte sein Journal, er ließ es auf Rosapapier drucken, er stattete die Reclame mit allen Attributen der Grazien und der Musen aus, und als Alles nicht mehr verfangen wollte, pachtete er von Girardin ein Wochenfeuilleton in der „Presse", in welchem er für die Reclamen der „Sylphide" noch einmal Reclame machte. Gleiche Brüder, gleiche Kappen — Girardin ließ sich von Villemessant bezahlen und Villemessant ließ sich von seinen Kunden bezahlen und das Geschäft blühte wundersam empor. Aber den Februarstürmen des Jahres 1848 waren die Schmetterlingsflügel der Sylphide nicht mehr gewachsen; mit Parfüm und Rosapapier war es nicht länger gethan, die Republik kam und ging. Der Staatsstreich ward vollbracht, das Kaiserreich proclamirt, und nun endlich, in den ersten Frühlingstagen desselben, zeigte sich nach mannigfachen Verpuppungen und Entpuppungen, Herr von Villemessant dem französischen Publicum in seiner eigensten Gestalt: als Figaro. Das Blatt, welches das Bild der lustigen Person zeigt, wie wir es aus der Oper und Komödie kennen, erschien zuerst im April 1854 und ist seitdem immer der Ausdruck des unruhigen und unscrupulösen Geistes gewesen, der es geschaffen: händelsüchtig, unverschämt, scandalös, aber immer witzig. Ganz besonders beliebt waren die „Causerien" von Auguste Villemot, welcher bis zu seiner ersten Plauderei in der ersten Nummer des „Figaro" überhaupt noch nichts geschrieben hatte. Bis dahin war er Secretair des Theaters der Porte St. Martin gewesen und Niemand hatte wol weniger, als er selber daran gedacht, daß er eines Tages einer der berühmtesten „chroniqueurs" der Pariser Presse sein werde. Er besaß einen unerschöpflichen Fonds sogenannt „guter Geschichten" und vor Allem die Gabe, sie zu erzählen. Villemessant, der, wiewol er selber nicht mehr auftrat, doch fortfuhr das Theater zu lieben und mit Schauspielern zu verkehren, hatte ihn in dem Café der Porte St. Martin kennen gelernt, ihm oft mit Vergnügen zugehört und als der Tag des „Figaro" gekommen war, zu sich gesagt: „Das ist mein Mann!" Villemot war erstaunt und betroffen über das Anerbieten, welches Villemessant ihm machte — er ein Journalist, der niemals zuvor eine Feder in die Hand genommen! „Schreiben Sie nur, wie Sie sonst im Café zu sprechen pflegten", sagte ihm sein neuer Director und siehe da! — gleich das erste Feuilleton war ein entscheidender Erfolg. Villemot war voll von Anecdoten aus seinem eigenen Leben und er gab sie mit der größten Harmlosigkeit zum Besten. Er gestand ganz offenherzig, daß er als Theatersecretair von den Stücken, welche ihm von jungen, noch unbekannten Autoren eingereicht worden waren, nicht die Hälfte gelesen habe. So kam auch eines Tages Einer aus dieser hoffnungsvollen Schaar, welche schon manchen Theatersecretair zur Verzweiflung getrieben, um sich nach dem Schicksal eines von ihm verfaßten Schauspiels zu erkundigen. Villemot kannte von demselben nicht mehr als den Titel; ungelesen lag es unter dem Haufen der übrigen. Allein der junge

Dichter verlangte ein Urtheil und der in die Enge getriebene Secretair mußte es geben. „Das Stück ist ganz gut in seiner Art", sagte er; „allein es paßt nicht recht für unsere Bühne. Der Stil ist ein wenig zu fein, zu gut für ein Volkstheater, wie das unsere. Sie müssen sich gewöhnen, zu schreiben, wie man spricht." Mit der größten Ruhe nahm hierauf der abgewiesene Dramatiker sein Werk vom Tisch, knüpfte das rosafarbene Seidenband auf, welches die Rolle zusammenhielt, und präsentirte dem nicht wenig verblüfften Villemot einen Stoß — unbeschriebenen Papiers! Dieser kleine Streich jedoch nahm ihn so sehr für das Talent des jungen Autors ein, daß er ihm versprach, fortan jedes Manuscript zu lesen, welches ihm derselbe einreichen würde; und er hielt sein Wort. Schon kurze Zeit darauf brachte er ein Stück von ihm auf die Bühne.

Wenn Villemot nur eine Aversion dagegen hatte Manuscripte zu lesen, so ging Nestor Roqueplan, als er Director des Theaters des Variétés war, darin noch weiter: er wollte sie nicht einmal hören, so daß es selbst anerkannte Lustspieldichter schwer fanden, ihn mit ihren neuen Erzeugnissen bekannt zu machen. Als Siraudin und Dumanoir ihr nachmals mit großem Succès aufgeführtes Stück „La Vendetta" vollendet hatten, begaben sie sich nach vielen fruchtlosen Versuchen, des Directors habhaft zu werden, auf seinen Landsitz nach Auteuil, wo sie ihn in seinem Garten unter dem Schatten eines Baumes in tiefem Schlafe fanden. Nicht weit davon entfernt war eine Schaukel und die beiden dramatischen Autoren, welche ihren Vortheil begriffen, nahmen sofort den Strick von derselben und banden den unglücklichen Director damit an den Baum fest. Natürlich erwachte er sofort und ein neuer gefesselter Prometheus ergab er sich mit Würde in das Unvermeidliche. „Ich sehe, was Ihr mit mir vorhabt", rief er; „Ihr wollt mir ein Stück vorlesen!" Allein er mußte nicht nur hören, sondern auch unterschreiben. Als das Stück zu Ende gelesen war, band Siraudin, welcher Tinte, Feder und Papier bei sich hatte, den rechten Arm des Directors los und dieser, um seine Freiheit wieder zu erlangen, unterzeichnete den Contract. Das Stück, wie bemerkt, errang einen großen Erfolg und Roqueplan behauptete nachmals, daß er es nicht nur freiwillig gelesen, sondern auch sofort vorausgesagt habe, welches Glück es machen werde.

Noch ein anderes lustiges Stücklein aus Villemot's Erinnerungen wird uns von einem Operndirector erzählt, welcher eine Truppe für Rio-Janeiro zusammengebracht hatte. Der Impresario hatte geschworen, daß er nur einen Tenor mitnehmen wolle, welchem er fabelhafte Gagen in Aussicht stellte. Unterwegs nun, am Deck des Schiffes, das sie hinübertrug, ereignete es sich eines Tages, daß das ganze männliche Personal der Gesellschaft zu intoniren beginnt; aber sofort halten sie inne, sehen sich verdutzt an und erkennen sich alle zusammen als — Tenore! Auf der Stelle begeben sie sich zu dem Impresario, welchen sie mit den gröbsten Vorwürfen überhäufen. Dieser entschuldigt sich, indem er sie versichert, daß er unter den obwaltenden Umständen gar nicht anders habe handeln können. Drei von ihnen würden innerhalb der ersten Tage nach der Ankunft am vomito negro sterben, die beiden Anderen würden während der Proben folgen und Derjenige von ihnen, welcher die Anderen überlebte, das würde sein Tenor sein!

Wenn nicht wahr, so doch gut erfunden — charakteristisch für den außerordentlichen Leichtsinn, mit welchem man in Frankreich über dergleichen Dinge

ſcherzen kann! Die folgende Geſchichte hat den Vortheil, nicht nur charakteriſtiſch, ſondern auch wahr zu ſein.

Während des Carnevals von 1847 beabſichtigte eine große Pariſer Zeitung, deren Feuilleton damals den Roman „Le fils du Diable" von Paul Féval brachte, eine Reclame für denſelben in großem Stil zu machen. Es ward beſchloſſen, einen phantaſtiſch aufgeputzten Wagen durch die Straßen fahren zu laſſen, in welchem die Perſonen des Féval'ſchen Romans, von Schloſſergeſellen, Lehrburſchen ꝛc. in glänzenden Coſtümen dargeſtellt, figuriren ſollten. Alles war fertig, der Triumphwagen ſollte die Rundfahrt am andern Tage beginnen — da, faſt im letzten Moment, bemerkte man, daß noch irgend eine olympiſche Gottheit fehle, zu deren Repräſentation man einer Dame und obendrein einer ſchönen Dame bedurfte. Was war zu thun? Noch ſaß man im Redactionszimmer, unſchlüſſig hin und her berathend, als ſich eine Dame melden ließ, eine junge, engliſche Schriftſtellerin, welche, von Charles Dickens empfohlen, nach Paris gekommen war, um dort einen Roman, den ſie geſchrieben, in franzöſiſcher Ueberſetzung erſcheinen zu laſſen. Die Dame trat ein und der Chefredacteur der Zeitung, Mr. Solar, war von der impoſanten Figur und der außerordentlichen Schönheit derſelben förmlich elektriſirt. Plötzlich kam ihm ein Gedanke. „Das iſt die Göttin, die wir gebrauchen", murmelte er vor ſich hin und lud die Dame ein, Platz zu nehmen. Sie trug ihm ihr Anliegen vor und der Redacteur, unruhig in ſeinem Zimmer auf- und abgehend, ſagte: „Ja, das wird ſchwer ſein! das wird ſchwer ſein! Die Pariſer Schriftſteller halten unter ſich zuſammen wie die Freimaurer. Wenn man nicht auf irgend eine Weiſe in ihren Geheimbund receipirt worden iſt, ſo kann man hier gar nicht aufkommen!"

„Aber ich werde Alles thun, was nöthig iſt, um in dieſe Geſellſchaft zu kommen!"

„Gut, ſo erfahren Sie denn, daß morgen alle franzöſiſchen Schriftſteller und einige ausländiſche Berühmheiten: Victor Hugo, Balzac, Dumas, Scribe, Muſſet, E. Sue, Th. Gautier, Lamartine, Meyerbeer, Alphonſe Karr, Paul de Kock, Liſzt, Thalberg — mit einem Wort: Alle — von dem Wunſche beſeelt, meinem Journal ein Zeichen ihrer Sympathie zu geben, ſich zu einer ſuperben Cavalcade vereinigen und verkleidet als Figuren des ſtaunenerregenden Werkes von Paul Féval „Le fils du Diable", welches wir publiciren, durch Paris ziehen werden, die Einen zu Pferd, die Anderen auf einem prachtvollen Wagen, welchen die „Société des gens de lettres" geſtellt hat —"

„Aber welcher Zuſammenhang . . . .", brachte die Engländerin von Angſt befallen hervor.

„Ein ganz natürlicher Zuſammenhang! Wenn es Ihnen verſtattet würde, in dieſer rührenden Manifeſtation mitzuwirken, ſo würden Sie ſich auf einmal in Beziehung finden mit allen literariſchen Celebritäten von Frankreich; Sie würden keine Unbekannte mehr ſein für irgend einen dieſer Herren und ſobald Ihr Name in den Zeitungen, die über dieſes Feſt berichten werden, zuſammen mit denen dieſer Männer genannt worden wäre, könnte ich es wagen . . ."

Kurz, die Aermſte, von dem Ehrgeiz bewegt, ihren Roman in einer franzöſiſchen Ueberſetzung erſcheinen zu ſehen, figurirte am andern Tage als olympiſche Göttin im Carneval von Paris, feſt überzeugt, daß die robuſten Geſtalten in Coſtüm rings um ſie her „toutes les gloires littéraires de la

Digitized by Google

France" seien — eine Täuschung, in der sie leicht erhalten werden konnte, da sie kein Wort französisch verstand und Solar dafür gesorgt hatte, daß ein Eingeweihter neben ihr stand, der alle ihre Fragen englisch beantwortete. Das Einzige, was sie bei diesem sonderbaren Aufzug verwunderte, war das ungenirte Benehmen der großen Männer von Paris. „Meyerbeer und Balzac thaten auf dem ganzen langen Weg nichts als Brod und Wurst essen", sagte sie „und was Victor Hugo und Scribe betrifft, so ließen sie den Wagen vor jeder Weinschänke halten."

Daß Alexander Dumas nicht fehlen darf, wo das literarische Zigeunerthum der französischen Hauptstadt während der jüngstvergangenen Zeit geschildert wird, versteht sich. Villemessant, welcher mit ihm intim befreundet gewesen, entwirft folgendes Bild von dem berühmten Romancier: „Wie er als Schriftsteller in sich alle möglichen Fähigkeiten vereinigte, so war er auch als Mensch in seiner physischen Erscheinung eine Musterkarte der verschiedenen Racen; er hatte vom Neger das krause Haar und die dicken Lippen, um welche das europäische Element das feine und geistvolle Lächeln niedergelegt hatte; von der südlichen Race hatte er die Lebendigkeit der Bewegung und des Wortes; von dem des Nordens den festen Körperbau und die breiten Schultern; einen Wuchs, um einen russischen Garde-du-Corps eifersüchtig zu machen, mit der französischen Eleganz obendrein." Extravagant in allen Dingen, war er es auch in der Verschwendung. Er gab das Geld fast noch leichter aus, als er es verdiente. Er ging eines Tages zu dem Verleger Millaud, um von ihm dreitausend Francs auf irgend ein Werk zu borgen, welches noch nicht geschrieben war. Millaud war ganz bereit, ihm das Geld zu zu geben, aber er verlangte, daß er ihm dafür zwei Capitel des verheißenen neuen Romans schreiben solle und schlug zu diesem Zweck vor, ihn in dem anstoßenden Zimmer einzusperren. In zwei Stunden war die Arbeit gethan und Millaud befreite seinen Gefangenen. Kaum aber, daß dieser draußen war, so verlangte er auf's Neue fünfundzwanzig Louisd'or. Von den dreitausend Francs, welche Millaud ihm vor zwei Stunden gegeben, waren nur noch zwei oder drei Goldstücke übrig. Wo aber in aller Welt konnte er eine solche Summe ausgegeben haben? Zu spät erinnerte man sich, daß das Zimmer einen zweiten Ausgang nach der Straße habe, welchen Dumas benutzt hatte, um sich für kurze Zeit zu entfernen; und so hatte er es fertig gebracht, in zwei Stunden zwei Capitel eines neuen Romans zu schreiben und das Honorar, das er dafür erhalten, bis auf eine Kleinigkeit wieder loszuwerden.

Villemot starb in Paris, niedergebeugt von dem Unglück seines Vaterlandes, in der ersten Zeit der Belagerung und Dumas folgte ihm einsam und verlassen in einem kleinen Ort der Nordküste im December 1870, fast schon erreicht vom Kriegslärm, der damals die nördlichen Departements von Frankreich durchbrauste. Der Tod dieser Beiden hatte selbst damals, mitten im Kriege, wo doch ein Menschenleben so wenig galt, etwas Erschütterndes — man sah sie gleichsam verschwinden unter den Trümmern jenes Frankreichs, welches in seinen guten Tagen sie mit ihrer Lebenslust, ihrer Heiterkeit und ihrem Witz erfüllt hatten. Und von alle Dem nichts übrig geblieben, als die lustigen Geschichten in Villemessant's Memoiren? Auch wir kennen Figaro — den Barbier von Sevilla — und hören ihn gern, wenn er auf der Bühne sein „Tausendundeins" singt. Aber Figaro an einem Grabe! Welch' eine melancholische Figur — und mehr noch, welch' eine klägliche!

Digitized by Google

Emmy von Dincklage.

Theater-Erinnerungen.

Von **G. zu Putlitz.**

VIII.

Die dramatiſche Production hat etwas Anſteckendes, und jeder ſchriftſtelleriſche Erfolg auf der Bühne wird ſtets eine Reihe von Stücken derſelben Gattungen hervorrufen. Das iſt eine immer wiederkehrende Erfahrung, die jedem Bühnenlenker entgegentreten wird, dem mehrere Jahre hindurch ein großer Theil der Verſuche auf dieſem Gebiet der Literatur zur Prüfung vorgelegt wird. Darin liegt die Entſchuldigung eines Vorwurfs, der nur zu oft, und zwar von den einſichtsvolleren Beurtheilern der Leiſtungen einer Bühne, deren Verwaltung gemacht wird. Das Repertoire ſoll wechſeln und die Novitäten in verſchiedenen Schattirungen vorgeführt werden. Nun giebt es aber Jahre, in denen nur das ernſtere Drama, andere, in denen meiſt Heiteres producirt wird, und dadurch kommt eine gewiſſe Planloſigkeit, die ja allerdings den Eindruck des einen Stückes durch den des andern, gleichartigen ſchwächt. Noch mehr, es liegen Stoffe in der Luft und ich will nur darauf hinweiſen, daß vor einigen Decennien die Hohenſtaufen-Tragödien an der Tagesordnung waren und unzählige Conradin-Dramen, freilich mehr auf den Büchermarkt als auf die Bühnen gebracht wurden. Vor einigen Jahren waren die Nibelungenſtoffe, die Triſtan und Iſolden an der Reihe und überflutheten die Theaterbureaus. Eigentlich nur die dramatiſchen Bearbeitungen von Hebbel und Geibel ſind ſchon durch die literariſche Autorität ihrer Dichter auf die Bühne gelangt. Auch dieſe beiden hervorragenden Autoren kämpften mit der dramatiſchen Ungunſt des Stoffes, die dann die geniale Behandlung Richard Wagner's für das muſikaliſche Drama, für das ſie viel günſtiger ſind, lebendig zu machen wußte.

Aber von dem Allgemeinen auf das Beſondere zurückzukehren. Meine wieder erweckte Luſt an dramatiſcher Production wurde anſteckend und im Kreiſe meiner Schauſpieler fing es an ſich ſelbſtſchöpferiſch zu regen. Es war in denſelben ein Künſtler eingetreten, der ſich bereits als Bearbeiter franzöſiſcher Stücke und älterer Singſpiele einen Namen gemacht hatte, Herr Günther. Zunächſt war er beſtimmt, die Lücke auszufüllen, die durch den Tod des vortrefflichen Komikers Peters, eines langjährigen Lieblings des Schweriner Publicums, ſehr ſchmerzvoll entſtanden war. Peters war einer der bedeutendſten Komiker, die mir auf den deutſchen Bühnen begegnet waren, und ich wüßte ihn nur mit Fritz Beckmann zu vergleichen, dem er in mehr als einer Beziehung ähnlich war. Neben einer unwiderſtehlichen vis comica ſtanden ihm auch alle Gemüthstöne zu Gebot und er verſtand es ebenſowol zu rühren als zu erheitern. Herr Günther hatte nach ihm eine ſchwierige Stellung, die er aber durch große Vielſeitigkeit, ohne zu verſuchen den Vorgänger zu decken, ſchnell zu erobern und zu behaupten wußte. Er ſpielte jüngere und ältere Rollen im Luſtſpiel und in der Poſſe und griff, unterſtützt von gründlicher muſikaliſcher Bildung, tüchtig in Singſpiel und komiſche Oper ein, ja

er bewährte sich als einsichtsvoller Regisseur und wurde mir bei seinen reichen Erfahrungen auf der Bühne ein zuverlässiger und aufrichtiger Rathgeber. Wir besprachen Stoffe, und das regte auch bei ihm wieder die Lust zum Schaffen an. Aber auch einige meiner jüngeren Mitglieder fühlten den Drang zur Production, und ich fand einige, freilich noch sehr unreife Versuche, die mir schüchtern zur Beurtheilung auf den Tisch meines Bureaus gelegt waren. Nach mancherlei Rathschlägen, die dann auch in großer Hast befolgt wurden, kamen denn doch ein Paar wenigstens aufführbare Stücke zu Stande. So stellten wir einen Theaterabend zusammen, wie ihn wol wenig Bühnen aufweisen konnten, wenn ich auch seine künstlerische Ausbeute nicht eben hoch anschlagen will. Es waren vier kleine einactige Stücke, die alle Mitglieder unseres Theaters zu Autoren hatten. Zuerst kam ein Stückchen einer jungen Schauspielerin, die versuchsweise für kleinere Rollen engagirt war, Emma Kaibel, „Aus der Leihbibliothek", das, gut gespielt, das Publicum sich freundlich gefallen ließ. Mehr konnte es nicht verlangen als Erstlingsversuch und doch meine ich, daß die Verfasserin weder als Darstellerin noch als Schriftstellerin ohne Talent war, wenn das Geschick sie auch nach keiner Richtung hin zur vollen Blüthe gelangen ließ. Dann folgte ein Gelegenheitsstückchen von mir, das der Doppelbegabung einer andern jungen Schauspielerin sein Entstehen verdankte. Wir hatten ein junges Mädchen, Fräulein Strehlen engagirt, das zuerst Musik studirt hatte um sich zur Geigenvirtuosin auszubilden. Ein glücklicher schauspielerischer Versuch auf einer Privatbühne hatte die bereits recht tüchtige Künstlerin auf der Geige bewogen sich der Bühne zuzuwenden, der sie erst kurze Zeit angehörte. Ich hatte ihr gleich bei Antritt ihres Engagements versprochen, ihr ein Stückchen zu schreiben, in dem sie auch Proben ihrer musikalischen Studien ablegen könne und so entstand die kleine Blüette „Die Geige", die nicht mehr beanspruchte als ihrem ephemeren Zweck zu dienen, und den vollkommen erreichte. Fräulein Strehlen spielte, unterstützt von unseren beliebtesten Lustspielkräften, ihre Rolle recht hübsch, noch besser aber, unterstützt von dem vortrefflichen Orchester, ihre Geige und der Löwenantheil des Beifalls gehörte ihr, mir nur das Verdienst zu demselben Gelegenheit gegeben zu haben. Nun kam ein Lustspiel von Leopold Günther „Engel und Satan" und gefiel sehr, namentlich durch die Rolle eines dummen Bedienten, die der Autor mit größter Virtuosität darstellte. Den Schluß machte eine derbe Posse von Wilhelm von Hoxar: „So kommt man in Verlegenheit", die in etwas veraltetem Stil, ungefähr in dem Ton der uralten „humoristischen Studien" dem Publicum wol kaum zugesagt hätte, wenn nicht der Autor als Schauspieler so beliebt gewesen wäre, und die Zuschauer der Absicht des Abends, ihnen einmal nur Speisen in eigener Küche zubereitet, vorzusetzen, freundlich entgegengekommen wären. Es hatte nun seine eigenthümliche Bewandtniß mit diesem Stück. Der veraltete Ton desselben, sowie der Stoff waren mir gleich sehr bekannt vorgekommen, und mehreren meiner Schauspieler ging es ebenso: Das mußte ein altes Stück sein, obzwar wir uns nicht auf ein ähnliches besinnen konnten. Der Autor aber betheuerte, er hätte den Stoff in einem alten Taschenbuch aus den zwanziger Jahren gefunden, die dramatische Bearbeitung sei sein Eigenthum. Wenige Tage nun nach der Aufführung kam eins meiner ältesten Mitglieder mit einem ganz vergilbten Theatermanuscript, das sich richtig in der Theaterbibliothek noch gefunden hatte und fast genau unser Stück war, denn, bis auf den Titel, waren die Namen der Personen, die Situation, sogar einzelne

Gesprächswendungen ganz übereinstimmend. Der angehende dramatische Dichter wurde gerufen und ihm das Manuscript vorgelegt, das ihn stark des Plagiates beschuldigte. Seine Bestürzung, die Verwunderung, mit der er, kaum seinen Augen trauend, den Doppelgänger seines Stückes musterte, bezeugten aber, Angesichts des corpus delicti, seine Unschuld. Er brachte nun als Entlastungszeugen sein altes Taschenbuch zur Stelle, das sichtlich jüngeren Datums war, als das Urstück. Ja, da war kein Zweifel, die Novellette war nur eine erzählende Zurückschreibung des Stückes, und an ihr war noch so viel von ihrer ersten dramatischen Fassung hängen geblieben, daß sie einestheils die Dramatisirung sehr natürlich erscheinen ließ, anderntheils wieder überaus leicht in ihr altes Gewand schlüpfte, von dem sie einzelne Fetzen nie abgelegt hatte. Unser Autor mußte freigesprochen werden von der Schuld eines Plagiats, das ein anderer nicht mehr zu belangender anonymer Verfasser verschuldete.

Unser selbstgeschaffener Theaterabend war aber ein ganz ungetrübter und wurde nach der Vorstellung in meinem Hause nachgefeiert, wo wir sehr heiter unter uns Autoren waren. Dieser kleine Anfang einer Schule dramatischer Schriftstellerei fiel leider in den letzten Winter meines Schweriner Aufenthaltes, er hätte sonst möglicher Weise doch noch fruchtbringend über diesen einen Abend hinaus werden können.

Ich will hier gleich noch eines andern kleinen Stückes Erwähnung thun, das ich auf dem Lande geschrieben, und weil ich es eigentlich nicht in Schwerin aufführen lassen wollte, pseudonym an die Bühne hatte versenden lassen: „Zwei Tassen." Keine einzige Direction hatte dasselbe einer Beachtung werth gehalten und ich hatte es fast vergessen; da bekam ich von befreundeter Hand aus Weimar den Theaterzettel einer Aufführung bei Hof zugeschickt, weil auf demselben ein anderes älteres Stückchen von mir stand, und zugleich die anonymen „Zwei Tassen". Ich hätte mich, ohne mich zu verrathen, nicht nach dem Erfolg erkundigen können, suchte aber die Gelegenheit, als ich kurz darauf mit dem damaligen Intendanten des Weimarer Theaters, Franz von Dingelstedt in Frankfurt bei Gelegenheit einer Intendantenversammlung zusammentraf. „Wir haben neulich Ihr Stückchen (ich glaube, „Liebe im Arrest") bei Hof gespielt", sagte er. „Man hat mir den Zettel geschickt!" erwiderte ich, „aber was war denn das für ein unbekanntes Ding, mit dem man mich zusammengespannt hatte?" „Oh," rief Dingelstedt, „das war ein allerliebstes, feines Salonstück, viel besser als das Ihrige!"

Er wußte nicht, welch' Compliment er mir mit der scherzhaften Neckerei aussprach, ich gab aber, ermuntert durch diesen Ausspruch, das Stück in Schwerin mit freundlichem Erfolg. Daß ich sein Autor wäre, hat man dort erst erfahren, als ich es einige Jahre später in meinen „Gesammelten Lustspielen" aufnahm. Inzwischen war es doch auch an einigen Orten gegeben worden und überall hatte es die Kritik als eine Uebersetzung aus dem Französischen bezeichnet, obzwar Stoff und Charaktere ganz deutsch sind. Erst als es, wieder mehrere Jahre später, in glänzender Darstellung am königlichen Theater in Berlin erschien, und beifällig aufgenommen wurde, hat es seinen Weg rüstig auf die übrigen deutschen Bühnen angetreten.

Ich entsinne mich, daß ich in jener Zeit wieder eine ganze Reihe von Lustspielstoffen mit mir herumtrug und Alles, was ich später schrieb, ist in den Tagen vollster Schweriner Thätigkeit, in denen mir kaum die Möglichkeit blieb es auszuführen, ersonnen worden. Aber beim Heraustreten mit einem Lust-

ſpiel war ich immer zaghafter, als ich es mit einem größern Drama geweſen bin und wie vielmals ſchob ich es während der Arbeit bei Seite, muthlos, entſchloſſen es nicht wieder aufzunehmen. Ich hatte eben die Erfahrung gemacht, daß der komiſche Erfolg eines Stückes am allerſchwerſten voraus zu berechnen iſt, und zwar bis zum letzten Augenblick; denn ſelbſt die Generalprobe, deren Eindruck doch faſt dem der Aufführung gleichkommt, trügt ſehr oft, während ſie mich beim ernſten Stück niemals getäuſcht hat. Am wenigſten aber ſind die Mitſpielenden ſelbſt im Stande die Wirkung vorauszuſehen, und ich erinnere mich eines Falles, als wir ein kleines, damals noch nirgend gegebenes Stückchen: „Er hat etwas vergeſſen", das mich beim Leſen ſehr angeſprochen hatte, aufführten. Die drei Darſteller, Frau Lafrenz, Herr von Hoxar und Fräulein Brand hatten gar kein Vertrauen zu der niedlichen Bauernſcene, und ſteckten mich faſt an mit ihrer Beſorgniß. Zitternd ſtanden ſie da, als der Vorhang aufgehen ſollte, und Frau Lafrenz ſagte, faſt als wolle ſie mir einen Vorwurf machen über das ſicher bevorſtehende Geſchick: „Diesmal fallen wir durch und gründlich, das werden Sie erleben!" Ich erwiderte, aber eigentlich um mir ſelbſt Muth zu machen: „Vielleicht haben wir ſogar einen Einſchlag!" Und ſiehe da, das harmloſe, natürliche Stückchen zündete vom erſten Wort bis zum letzten, und als der Vorhang gefallen, alle drei Darſteller gerufen waren, ſagte Frau Lafrenz, die recht eigentlich durch ein Cabinetsſtück von Darſtellung zum Gelingen beigetragen hatte: „Ich will doch in Zukunft den Mund halten, ich dummer Prophet. Unſere beiden Jungen haben aber auch zum Küſſen geſpielt, ſo natürlich und friſch, da war es für mich ein Spaß mitzugehen!" Das Stückchen aber hat uns noch oft und immer erheiternd, eine Lücke ausgefüllt.

Bei einem unſerer fruchtbarſten und beliebteſten Luſtſpieldichter, bei Roderich Benedix, iſt mir es faſt immer ſo gegangen, daß ich beim Leſen ſeiner Stücke ihnen keine beſondere Wirkung zutraute, die in der Aufführung dann meiſt übertroffen wurde. Und doch ging ich immer mit beſonderer Freude an das Leſen dieſer Stücke, weil mir der Autor ſo lieb war, und die wenigen Stunden, in denen wir uns im Leben begegneten, immer einen freundlichen und gemüthvollen Eindruck zurückließen. In Benedix ſteckt, wie in ſeinen Stücken, noch immer etwas vom alten Studenten und das iſt es, was ihn friſch hält, gerecht bleiben läßt gegen die Jugend und ſeinen Humor, der immer im Gemüth wurzelt, niemals angrämelt oder ihm eine verletzende Spitze giebt. So oft ein Stück von Benedix einlief, und es kam oft — denn er liefert, das iſt ſein Penſum, gewöhnlich vier im Jahr — ging ich freudig an das Leſen, und legte enttäuſcht das Stück fort. Jedesmal dachte ich: das kann nicht gefallen wie die früheren. Mit einem, das dann auf allen Bühen unzweifelhaftes Glück machte, ging es mir auch ſo. Ich hatte es zweifelnd geleſen und wagte nicht es aufführen zu laſſen. Da war ich zufällig in Hamburg und fragte Director Maurice, ob er noch irgend eine Novität vorbereite, auf die er Hoffnung ſetze: „Nur eine", erwiderte der praetiſche Altmeiſter „die zärtlichen Verwandten". Aber Sie müſſen etwa die Drittel ſtreichen". Ich folgte dem Rath und erzielte vollkommenen Erfolg. Damals war ich gerade mitten in der Arbeit mit einem Luſtſpiel, das ich aber auch zaghaft bei Seite gelegt hatte: „Spielt nicht mit dem Feuer!" Es kam mir poſſenhaft, gedehnt vor und ohne Humor. Der Erfolg der „Zärtlichen Verwandten" und mehr noch der Rath, den mir Director Mauriee für daſſelbe ertheilt hatte, machte mir Muth. Ich ſtrich den Anfang meines Stückes eben ſo knapp zuſammen, als ich das bei

dem von Benedix gethan hatte, und arbeitete dann frisch in einem Zuge weiter. Ja, ich trug die Farben greller und kecker auf als das eigentlich in meiner Natur lag, und hatte die Empfindung, den Humor stark übertrieben zu haben. Kaum war der letzte Federstrich gethan als das Stück auch in Scene gesetzt wurde. Ich wollte es wieder anonym herausbringen, um ein unbefangenes und unpartheiisches Urtheil des Publicums zu empfangen, und Director Steiner, der einzige der im Geheimniß war, hatte mir geholfen, eine Fabel zu erfinden um die Schauspieler zu täuschen. Er wollte das Stück mit aus Berlin gebracht haben, und nannte, aber im Vertrauen, einen bekannten Autornamen. Wir hielten unsere Proben und keiner der Mitspielenden stellte eine Frage, ja sie thaten Alle ganz discret. Als die Generalprobe vorbei war, die uns Alle in beste Laune und in volle Zuversicht versetzt hatte, sah ich, daß sie zusammentraten und beriethen. Ich wollte fortgehen, da kam mir Herr Feltscher nach und sagte: „Bitte sagen Sie uns, wer der Verfasser des Stückes ist. Wir sind nämlich Alle der Ansicht und das von Anfang an, daß kein Anderer es gemacht haben kann als Sie; aber weil Sie es nicht eingestanden, haben wir nicht fragen wollen!" Ich leugnete nicht, bat aber mich dem Publicum nicht zu verrathen. Alle versprachen es und hielten gewissenhaft Wort, aber Jeder brachte eine besonders gute Stimmung mit. So ging das Stück vortrefflich und die musterhafte Darstellung hatte einen großen Antheil an dem vollkommenen Gelingen. Und doch verlangte der Regisseur Herr Feltscher noch eine gründliche Probe des Stückes vor der Wiederholung. Sie hätten sich allerlei ausgedacht, und manches sei ihnen im Spielen noch eingefallen, was die Wirkung noch steigern könne. Es ging an's Probiren, als gälte es ein neues Stück einzustudiren. Da wurden Längen ausgeschieden, wirksame Zusätze gemacht, jeder wurde Mitarbeiter und so kam das Stück in der Fassung zu Stande, in der ich es später an die Bühnen verschickte. „Spielt nicht mit dem Feuer" ist Repertoirestück auf fast allen deutschen Bühnen geworden und ich freue mich, hier noch einmal, den Dank dafür meinen getreuen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen aussprechen zu können, für die ich es schrieb, und durch deren Hülfe es viel an Wirksamkeit gewonnen.

Zu der so sorgfältig vorbereiteten Wiederholung kam Herr Düringer, der Director des Berliner königlichen Theaters, auf meine Einladung herüber, um das Stück zu prüfen, ob es für seine Bühne brauchbar wäre. Stück und Darstellung übertrafen bei Weitem seine Erwartungen, wie er mir nicht nur sofort aussprach, sondern wie er auch in Berlin vielfach betheuert hat. Es mußte freilich überraschen, ein kleines Hoftheater zu finden, das gar keine Reclame machte, über das eigentlich niemals geschrieben wurde und das durch seine darstellenden Talente, seinen Fleiß, sein nahezu vollendetes Ensemble, durch die künstlerische Einheit seiner Leistungen, denn das galt auch von der Oper, auf die ich eingehender zurückkomme, mindestens gesagt, die Rivalität keines deutschen Theaters zu scheuen hatte. Aber wer wußte das? Außer Schwerin Niemand, in Schwerin nur Wenige, denn man gewöhnt sich so leicht das Gute als selbstverständlich hinzunehmen. Ich habe mich oft gefragt in der Zeit, wenn mir eine Vorstellung besonders gelungen erschien, ob ich mich nicht täusche, und im Vorurtheil Schwächen übersähe, und die Vorzüge in hellerm Lichte betrachte; aber wenn ich dann einmal einer Vorstellung auf einer andern Bühne beiwohnte, überzeugte ich mich, daß wir bei uns stylvoll, einheitlich und ganz natürlich spielten, und daß dadurch ein künstleri-

ſcher Eindruck hervorgebracht wurde, den keine, noch ſo pikante und virtuoſe Einzelleiſtung jemals hervorzubringen vermag. Ich behalte mir vor das bei Beſprechung der Gaſtſpiele genauer darzulegen. An jenem Abend, als ich Herrn Düringer mein Stück mit meiner Bühne vorführte, war ich viel erfreuter noch über den Eindruck den Letztere, als den das Erſtere ihm machte. Namentlich war er erſtaunt eine Schauſpielerin bei uns wieder zu ſehen, die vor wenig Wochen erſt ſeine Bühne verlaſſen hatte, und bei uns eingetreten war. Unterſtützt von großer Intelligenz und unermüdlichem Fleiß, hatte ſich ihre Begabung für das Converſationsſtück glänzend entwickelt. Sie verſtand zu charakteriſiren, aber dafür lag ihr Sentimentalität ganz fern, und für das höhere Drama, namentlich für den Vers, ſtand ihr eine gewiſſe Sprödigkeit des Organs im Wege. Frl. Delia war nun in Schwerin nicht allein in ihr eigentliches Fach gekommen, ſondern in demſelben auch rapide gewachſen, und hatte ſich dabei ſehr geſchickt in die vollkommene Natürlichkeit, die unſere Bühne auszeichnete, hineingelebt. Das mußte auffallen, wenn man die Künſtlerin noch kurz vorher in verſchiedenen Rollenfächern hatte umhertappen ſehen. Herr Düringer war ſo aufrichtig das einzugeſtehen. „Spielt nicht mit dem Feuer", hat er dann nach beſten Kräften in Berlin betrieben, und daſſelbe hat ſich bei vorzüglicher Darſtellung dort länger als irgend eines meiner Stücke auf dem Repertoire erhalten. Alle anderen haben ihre mehr oder weniger häufigen Wiederholungen meiſt in den erſten Monaten ihres Erſcheinens abgethan, um nicht wieder zu erſcheinen, und das faſt ohne Ausnahme. Ich habe das immer ſchmerzlich empfunden, weil ich das Princip nicht für richtig halte, den Autor immer wieder vergeſſen zu laſſen, ehe er wieder erſcheint, und ihm alle Anregung zu neuer Production abſchneidet. Der lebendige Verkehr mit der Bühne iſt nun einmal die Lebensluft, in der die dramatiſche Production gedeiht, und die Ausſicht, ſein geiſtiges Kind ſo ſchnell als möglich in der Todtenkammer der Theaterbibliothek begraben zu ſehen, ſchlägt allen Wunſch zur Production nieder. Aber nichts von dem Thema: „Spielt nicht mit dem Feuer!"

Emmy von Dincklage.

„Dincklage oder Dinckelage, ein Schloß und Flecken oder Dorf im Stift Münſter an einem kleinen Bach, welcher in die Haſt ausfließt, gelegen und zu der ehemaligen Herrſchaft Vecht gehörig. Es ſoll vor dieſem eine ganze Herrſchaft geweſen ſein und eigene Herren dieſes Namens gehabt haben. So ſtand auch vor dieſem ein feſtes Schloß daſelbſt, welches im vierzehnten Seculo der Biſchof zu Münſter, Florentinus von Mewelinckhove, der Biſchof von Osnabrück, Melchior, geborener Herzog von Braunſchweig, und Otto, Graf von Tecklenburg, über fünfzehn Jahre lang belagert, aber endlich erobert und geſchleift haben."

So berichtet das alte „Univerſallexicon" von Zedler, indem es ſich auf eine Reihe von geſchichtlichen Werken beruft, mit deren Anführung wir unſere Leſer verſchonen. Ob ſich noch Ruinen des alten Schloſſes vorfinden, wiſſen wir nicht, glauben aber es bezweifeln zu müſſen, denn was die Biſchöfe zerſtörten, das zerſtörten ſie auch gründlich. Dagegen ſcheinen ſie die Eigenthümer der Burg nicht in ihre Gewalt bekommen zu haben, denn ſonſt würden ſie dieſelben wol auch vertilgt haben, wie einſt Joſua die Bewohner von Jericho. Das Geſchlecht blüht aber noch, und aus dieſem ſtammt die Dichterin, mit welcher wir unſere Leſer näher bekannt machen wollen.

Die Dincklage erſcheinen bald nach den Kreuzzügen mit den Grafen von Ravensberg und denen von Tecklenburg, bei welchen ſie auch zu Lehen gingen. Nach der Zerſtörung der Burg theilten ſie ſich in zwei Stämme, die Dincklage-Campe und die Dincklage-Schulenburg. Die Linie Dincklage-Campe ſtammt von einem Ahnherrn der Dichterin, der eine Erbtochter des Hauſes Campe heirathete und ihm das Rittergut dieſes Namens zubrachte. Das Schloß, oder wie man es dort nach altſächſiſchem Herkommen nennt, das „Haus" Campe, das ungefähr vor dreihundert Jahren erbaut wurde, iſt zwar mit Ringgräben umgeben, beſteht jedoch nur aus Fachwerk; die Zeiten des ſtreitbaren Adels waren damals ſchon vorbei, und man fühlte ſich hinter den Schloßgräben gegen mögliche Ueberfälle von Landſtreichern ſchon ſicher genug. Vor der Brücke, die in das Schloß führt, ſteht eine alte wunderſchöne, ganz hohle Ulme, die ſieben Fuß im Umfang hat.

In dieſem „Haus", eine grüne Oaſe mitten in Sand, Moor und Haide, wurde Amalie Ehrengart Sophie Wilhelmine von Dincklage am 18. März 1825 geboren. Sie iſt das älteſte Kind des Freiherrn Hermann von Dincklage-Campe und ſeiner Gattin Julia, geborenen Baroneſſe von Stolzenberg. Sie wurde bald der Liebling ihrer Großeltern, namentlich ihres über achtzig Jahre alten Großvaters, der einſt mit den heſſiſchen Truppen in Amerika während des Befreiungskrieges gekämpft hatte. Doch verlor ſie ihn ſchon in ihrem dritten Jahre; ihre Großmutter war etwas

früher gestorben. Emmy — so nennt sie sich selbst — wurde von ihren Eltern nach strengen Grundsätzen erzogen, doch entwickelte sie zugleich eine seltene Charakterkraft. Obgleich sie ihre Eltern leidenschaftlich liebte und verehrte, fügte sie sich doch nicht immer ihren strengen Anordnungen. Als man sie einst zwingen wollte, wegen eines Vergehens nach bestandener Strafe um Vergebung zu bitten, mußte man die Strafe noch sechs Mal wiederholen, ehe sie nachgab. Eines Tages sollte sie in den Keller eingesperrt werden; als sie aber drohte, die Hahnen an allen Bierfässern zu öffnen und das Bier in den Keller laufen zu lassen, ließ man es bei einer ernsten Mahnung bewenden, weil man überzeugt war, daß sie ihre Drohung erfüllen würde. So machte sie ein anderes Mal einen kühnen Fluchtversuch. Sehr häufig wurde sie bestraft, weil sie sich aus dem Hause schlich, um sich beim Viehhüten zu betheiligen, oder um mit dem Kutscher die Pferde in die Schwemme zu reiten.

Das Lernen wollte ihr nicht sehr behagen; erst als sie dem Schulzwang entwachsen war und sich selbstständig beschäftigen konnte und durfte, erwachte die Neigung zum Studium. Eben so erging es ihr mit den häuslichen Beschäftigungen. Lange schien es, als ob sie niemals mit der edlen Kochkunst und den weiblichen Handarbeiten vertraut werden würde, bis plötzlich auch hierfür ihre Neigung erwachte und sie nach beiden Seiten hin zur Meisterschaft gelangte.

Das im Ganzen einförmige Leben im Elternhause, das von größeren Ortschaften entfernt liegt, erhielt dadurch einige Abwechslung, daß man mit den Bauern des Dorfes verkehrte. Im Emsland ist nämlich das Verhältniß des Grundherrn zu den Dorfbewohnern noch ganz patriarchalisch; der Grundherr betrachtet sich als Vater seiner „Unterthanen" und hält es daher auch für seine Pflicht, für sie zu sorgen, wenn sie in Noth gerathen. Emmy's Mutter nahm sie mit sich, wenn sie kranke oder arme Bauern besuchte, und als sie und ihre Schwester herangewachsen waren, wurde es ihnen allein überlassen, ihnen Rath, Trost und Geschenke zu bringen. So wurde sie mit dem Leben der Dorfbewohner vertraut und sie lernte dieses kernhafte, nach Außen schweigsame, im Innern tief empfindende Volk schätzen und lieben, sich selbst als ein Kind dieses tüchtigen Volksstammes zu fühlen.

Als die jüngeren Geschwister der Dichterin heranwuchsen, zogen ihre Eltern nach Bückeburg, der kleinen Residenz des Fürstenthums Schaumburg-Lippe, die für Unterricht und Erziehung bessere Gelegenheit darbot, als das einsame Campe. Für Emmy wurde der dortige Aufenhalt einflußreich, nicht nur weil sie in die höheren Gesellschaftskreise eingeführt wurde, sondern weil sie auch in nähere Beziehung zu bedeutenden Männern, namentlich zu dem als Dichter bekannten Victor von Strauß trat. Das nahe Minden bot ihr Gelegenheit zu anderen anregenden Bekanntschaften; sie lernte die Dichterin Elise von Hohenhausen und deren ebenfalls als Schriftstellerin bekannte Tochter Elise Rüdiger-Hohenhausen kennen, ferner die originelle Mathilde Marcard, welche Veranlassung wurde, daß sie sich in einer prosaischen Erzählung versuchte, nachdem sie vorher schon mehrere Gedichte in dem von Gruppe herausgegebenen Musenalmanach veröffentlicht hatte (1854 u. 1855).

Vorher schon hatte ihre Mutter sie nach Wiesbaden mitgenommen, wo ihr eine ganz neue Welt entgegentrat. Diese Reise ward in so fern von großem Einfluß auf sie, als durch dieselbe eine unüberwindliche Reiselust in

ihr erweckt wurde, die immer mehr zunahm, je mehr fremde Länder sie kennen lernte. Auch in Wiesbaden machte sie interessante Bekanntschaften, darunten den Dichter Wilhelm Smets und den Geschichtschreiber der Freiheitskriege, Heinrich Beitzke, der mit seiner Frau das Heilbad besuchte. Seine eben so klaren als großartigen Anschauungen machten mächtigen Eindruck auf sie, und auch er gewann das strebende Mädchen lieb. Er besuchte die Dame in Campe und lud sie ein, ihm einen Gegenbesuch zu machen, welcher Einladung sie im folgenden Jahre Folge leistete. Beitzke wohnte damals in Colberg, wo sie zum ersten Male den großartigen Anblick des Meeres genoß.

Von nun an war Emmy von Dincklage beinahe immer auf Reisen oder auf längeren Besuchen in befreundeten Familien. So hielt sie sich längere Zeit in Oberschlesien bei einem reichen Gutsbesitzer auf, in dessen Familie sie glückliche Tage verbrachte. Dort lernte sie erst die Heiterkeit des Lebens kennen, der sie sich mit voller Seele hingab. Sie dichtete kleine Aufführungen zu Familienfesten, die so glücklich gelangen, daß man den Gedanken faßte und auch ausführte, ein kleines Theater zu bauen. Der heitern Unterhaltung gesellte sich aber auch ernstes Streben, das durch geistreiche Freunde der Familie, die häufig zum Besuch kamen, lebhaft gefördert wurde, so daß sie dem dortigen Aufenthalte eine erfreuliche Entwickelung ihres geistigen Selbstbewußtseins zu verdanken hatte. Nicht weniger einflußreich und glücklich war ein Sommeraufenthalt in Ungarn, wohin sie mit ihren Freunden gereist war, und der Aufenthalt in Dresden, wo sie mit denselben den Winter verbrachte. Sie fand dort vielseitige Anregung für ihre Leistungen im Gebiete der Novelle, so von Seiten der Baronin von Goethe, der Schwiegertochter des Dichters, und der Frau Baronin von Zöllner, deren Romane, die sie unter dem Namen Caroline von Göhren herausgab, früher bei der Lesewelt großen Anklang gefunden hatten. In Dresden lernte Emmy von Dincklage Gutzkow, die bekannte Novellistin Claire von Glümer, Gustav Kühne, den Geheimen Rath Carus, Feodor Wehl, Schleiden, den genialen Otto Ludwig u. A. m. kennen. Später trat sie mit Julius Rodenberg, Paul Heyse und ihrem Landsmanne Levin Schücking in nähere Verbindung, so daß ihr eine Reihe der hervorragendsten Schriftsteller und Dichter befreundet sind.

Im Jahre 1858 reiste Fräulein von Dincklage nach Italien, wo Natur und Kunst ihr manchen reichen Genuß darbot, der bei ihrer lebhaften Empfänglichkeit für alles Schöne nachhaltig auf sie wirkte.

Das Jahr 1866 brachte ihr zugleich Freudiges und Trauriges. Am Schlachttage von Langensalza wurde sie zur Stiftsdame im adeligen freiweltlichen Stifte zu Börstel unweit Osnabrück ernannt; die Einverleibung Hannovers in Preußen war für sie ein harter Schlag, da sie bei ihren conservativen Gesinnungen leidenschaftlich an der Selbstständigkeit und der Eigenthümlichkeit ihrer Heimat hing. Von da an beschäftigte sie sich hauptsächlich mit schriftstellerischen Arbeiten, über welche wir sogleich berichten werden.

Wir kennen Fräulein von Dincklage nicht persönlich; nach dem Portrait zu urtheilen, das einer ihrer Schriften beigegeben ist, ist ihr Gesicht nicht, was man schön nennen kann, es macht aber einen überaus angenehmen Eindruck, den man oft bei regelmäßigen Schönheiten vermißt. Die hohe Stirn, die lebhaften Augen, der lieblich geformte Mund vereinigen sich harmonisch, um der ganzen Erscheinung den Charakter des Geistreichen und zugleich Anmuthigen und heiterer Gutmüthigkeit, aber auch einer ungesuchten Natür-

lichkeit zu geben, was sowol durch ihre Schriften als durch ihr ganzes Auftreten bestätigt wird. Denn obgleich vielfältig in raffinirt vornehmen Kreisen sich bewegend, erscheint sie doch immer natürlich, kernhaft, als die echte Tochter ihres Heimatlandes, wie sie denn bei aller Gutmüthigkeit, wenn sie herausgefordert wird, unerschrocken und unverblümt die Wahrheit sagt.

Wie schon berichtet, zeigte Emmy von Dincklage schon früh große Schaffenslust; sie dichtete viel und betrieb ihre practischen Versuche je länger, je mehr mit Ernst. Sie machte sich mit den Gesetzen der Metrik bekannt und studirte die deutschen Dichter mit Aufmerksamkeit und Begeisterung. Unter diesen waren Schiller und Uhland ihre Lieblinge, doch erkannte sie mit der Zeit, daß ihr Talent sie auf ein anderes Gebiet wies, in welchem sie ihre Beobachtungen und Erfahrungen poetisch verwerthen konnte. Sie hatte im Jahre 1857 zu ihrer eigenen Unterhaltung eine Novelle „Das alte Liebespaar" geschrieben, ein Verwandter schickte sie ohne ihr Wissen in das „Morgenblatt", in welchem sie auch gedruckt erschien. So günstig dieser erste Versuch auch ausgefallen war, so verging doch eine lange Reihe von Jahren, ehe sie sich an großen Arbeiten versuchte. Die Reisen, die sie unterdessen machte, die mit denselben verbundene Unruhe, konnten der Schriftstellerei nicht förderlich sein, die immerhin Sammlung und behagliche Ruhe fordert. So erschien ihr erster größerer Roman „Hochgeboren" erst im Jahr 1868; ihm folgten im Jahre 1871 der zweibändige Roman „Tolle Geschichten" und die „Neuen Novellen" in zwei Bänden; im Jahre 1872 der Roman „Sara", ebenfalls in zwei Bänden, zuletzt in den Jahren 1872 und 1873 die „Geschichten aus dem Emslande". In diesen kommt ihr eigenthümliches Talent am Entschiedensten zur Erscheinung, weshalb wir auch diese, in denen sich gegen die ersten Romane ein bedeutender Fortschritt, namentlich in formeller Behandlung, offenbart, vorzüglich in's Auge fassen.

Die Localität, in welcher sich die „Geschichten aus dem Emslande" bewegen, so wie die „Neuen Novellen", ist das ehemalige Bisthum Münster, später Herzogthum Arenberg-Meppen, von diesem Orte aus bis zur Colonie, jetzt Stadt Papenburg, gegen die ostfriesische Grenze sich erstreckend. Das Land ist eine ungeheure Ebene, die von der Ems bewässert wird und mit Haiden und Mooren abwechselt, so daß die bewohnten Gegenden in den großen Mooren wie Inseln erscheinen. Die Einwohner dieses Landstriches sind altsächsischer und friesischer Abstammung; sie haben in Sitten und Gebräuchen noch Vieles von ihren Vorfahren behalten. Auch die Sprache hat noch altgermanisches Gepräge; sie ist reich an kräftigen, markigen Ausdrücken, die sich seit den ältesten Zeiten lebendig im Munde des Volkes erhalten haben. Fräulein von Dincklage spricht sie gern und gewandt, auch hat sie einige Gedichte in der Mundart, die von Firmenich in „Germaniens Völkerstimmen" mitgetheilt wurden. Die gründliche Kenntniß ihrer heimatlichen Mundart erwarb ihr die Ernennung zum Mitgliede des Plattdeutschen Vereins „Schurr-Murr" in Dresden, in welchem sie den Triumph erlebte, daß einige ihrer Kernworte nicht ohne Erklärung verstanden wurden. So sehr sie ihre Muttersprache liebt, so ließ sie sich doch nicht verführen — wir wollen dies sogleich hier erwähnen — die Sprache ihrer Erzählungen durch Einmischung undeutlicher Ausdrücke zu verunstalten, was andere Dichter von Dorfgeschichten oft in so überreichem Maße thun. Sie hat dadurch ein richtiges und feines Formgefühl beurkundet, und zugleich den Beweis ge-

liefert, daß das Hochdeutsche, wenn es mit Sinn und Kunst behandelt wird, vollkommen hinreicht, um auch solche Verhältnisse zur Anschauung zu bringen, die einem besondern Gebiete und Volksstamme eigenthümlich sind.

Die Dichterin giebt in den „Geschichten aus dem Emslande" keine eigentlichen Beschreibungen der Landschaft, in welcher ihre Personen leben und handeln, so wenig als sie das Aeußere der Personen selbst schildert; aber sie weiß durch die Reden und Handlungen Land und Personen so glücklich zu charakterisiren, daß wir ein vollständiges Bild des einen wie der andern erhalten. Die Personen tragen sämmtlich das Gepräge ihres norddeutschen Stammes, aber innerhalb dieses Gepräges sind sie auf das Lebendigste individualisirt. Man würde zwar die verschiedenen Oertlichkeiten, die in den „Geschichten" vorkommen, schwerlich in den genauesten Specialkarten finden, und in Dörfern oder Höfen keine Personen treffen, die zu denen in den „Geschichten" passen, aber es sind doch Gestalten, wie sie in jedem Dorf und jedem Hof angetroffen werden, so wahr und natürlich sind sie.

Wenn wir sagten, daß die Zeichnung der Personen auf der vollkommensten Wahrheit beruht, so daß sie uns allüberall im Emslande begegnen, so könnten wir dagegen mit eben so viel Recht behaupten, daß im ganzen Lande keine solchen Menschen zu finden sind, wie die Dichterin sie schildert. Denn sie hat das innerste Wesen der Menschen, wie es nie zur äußern Erscheinung gelangt, mit tiefem Blick ergriffen und dasselbe poetisch gestaltet. Und nur der wahre Dichter vermag dieses, wie nur der echte Künstler in sein Portrait einerseits die vollkommenste Aehnlichkeit zu legen, aber zugleich das geheimste Seelenleben, wie es in der Wirklichkeit nur in seltenen Weihestunden erblickt wird, zur Erscheinung bringen kann.

Das Emsland ist nicht blos von Bauern bewohnt; wie wir aus der Lebensgeschichte der Dichterin gesehen haben und aus den „Geschichten" ersehen, ist auch der Adel vertreten. Auch diesen führt die Dichterin mit großer Kunst vor. Da sie selbst diesen Kreisen angehört, oder vielmehr ob sie gleich ein Glied desselben ist, schildert sie sein Thun und Treiben mit vollster Objectivität in seinen verschiedenen Erscheinungen. Mit großer Vorliebe weilt sie bei demjenigen Theil des Adels, der bei entschieden feiner Bildung doch dem Leben des Volkes nahe steht, dessen Leiden und Freuden und selbst dessen Arbeiten theilt, und lebhaft an die Zeiten erinnert, wo die Burgfrauen und die züchtigen Jungfrauen mit dem Gesinde um die Wette spannen und nähten. Diese Verhältnisse werden uns vornehmlich in der Erzählung „Die zehnte Muse" zur Anschauung gebracht, die überhaupt zu den gelungensten Stücken der Sammlung gehört.

Die Darstellung in den Geschichten ist sehr mannigfaltig und die Dichterin bewegt sich eben so gewandt, wenn sie ernste Stoffe behandelt, als wenn sie komische Scenen vorführt, oder in das Reich des Phantastischen greift. Ueberall entsprechen Darstellung und Sprache dem geschilderten Gegenstande. Das Volk, mit dessen Leben uns die Dichterin bekannt macht, ist, wie die Norddeutschen überhaupt, ruhig und abgemessen, in Leiden geduldig, im Glück sich nicht überhebend, aber den menschlichen Leidenschaften nicht weniger unterthan als die heißblütigeren Südländer, und wenn sie einmal zum Ausbruch kommen, nachdem sie lange in der Brust zurückgehalten worden, erscheinen sie vielleicht gewaltiger als bei diesen.

Die Dichterin ist auch in der Darstellung solcher Zustände überaus glücklich, wie sie in der Erzählung „Die quade Grethe" bewiesen. Wie sie

in manchen anderen Geschichten Zeugniß gegeben hat, daß sie die schönen und edlen Seiten des weiblichen Herzens kennt, die Mutterliebe, die Aufopferungsfähigkeit, die Milde der Gesinnung, so hat sie in der „guaden Grethe" bewiesen, daß ihr auch das dämonische Element im weiblichen Herzen zum tiefen Verständniß geworden ist.

Wer die „Geschichten aus dem Emsland" liest, ohne zu wissen, wer sie geschrieben hat, wird nicht leicht auf den Gedanken kommen, daß sie von einer Frau verfaßt sind, denn es tritt das Weib nirgends hervor, wie denn auch einige Recensenten ihre früheren Schriften unbedenklich angenommen haben, daß sie von einem Manne herrührten. Aber es würde doch das schärfste Auge nirgends Unweibliches entdecken; Nichts, was das Zartgefühl der feinsinnigsten Frau verletzen könnte. Und eben in diesem Charakterzug ihrer Schriften erkennen wir das echte Talent, das unbewußt und ungesucht das richtige Maß der Darstellung findet.

Wir können schließlich die Bemerkung nicht unterlassen, daß Fräulein von Dincklage auch im Auslande Anerkennung gefunden hat. Ihr erster Roman „Hochgeboren" wurde 1872 vom Grafen Géza Teleky und Feranus Szépfaludy unter dem Titel: „Egy rút hölzy történéte" (Geschichte eines häßlichen Mädchens) in's Ungarische übersetzt; eben so erschienen mehrere ihrer Novellen in ungarischer Uebersetzung, auch in Amerika wurden einige in's Englische übersetzt, und eine Zeitung von Cincinnati brachte eine Biographie der Dichterin, in welcher ihre Werke mit großer Anerkennung besprochen wurden.

Heinrich Kurz.

Monsieur Joubert.

Eine charakteristische Spielerfigur ist Freund Joubert. Er ist Allerwelts Freund. Obgleich Franzose, ist Joubert eben so bekannt und beliebt in Wiesbaden, Baden-Baden und Homburg, als in Spaa und Brüssel. Das Spiel als solches, nicht der Gewinnst, ist sein Lebenszweck. Er lebt und webt im Spiel. Sitzt er nicht am Farotisch, so spielt und agiotirt er auf der Börse. Joubert ist ein französischer Patriot und alter Republikaner. Er hatte die Ehre, mit den Besten seiner Nation als Verbannter des zweiten Decembers sein Vaterland meiden zu müssen. Er liebt es darum nicht minder leidenschaftlich und glühend; nur sein Chauvinismus hat seit dem letzten Krieg einen schweren Stoß erlitten. Er, der früher wie die helle Lohe aufflammte, mit südlicher Lebhaftigkeit und hastigen Gesten seinen Hut auf- und absetzte, im Zimmer auf- und abrannte und sich dann vor seinen Gegner hinpflanzte, eine Rheincampagne improvisirend, als sei diese für die Rothhosen eine einfache, militairische Promenade, er ist jetzt demüthig mäuschenstill und wenn er sich bei Freunden weiß, die Frankreich wohl wollen, so scheut er sich nicht zu jammern über sein „armes Vaterland". „Il n'y a plus de français!" seufzt er dann und rauft sich die grauen Haare. Sein Nervensystem ist eben in ewig vibrirendem Zustand. Es ergeht ihm dabei wie einem dem Trunk ergebenen Menschen. Er fühlt sich krank, hinfällig und wird melancholisch, sofern er nicht aufgeregt ist.

In solchem Augenblick benutzt er die Politik als Antidotum. Man sieht ihn im Café, ein halbes Dutzend Zeitungen zwischen den Beinen, ein anderes halbes Dutzend unter jedem Arm und eine Zeitung in der Hand; so sitzt er stundenlang und verschlingt Alles mit Heißhunger. In politisch ernsten Momenten kommt es aber vor, daß er plötzlich aufspringt, wüthend eine Zeitung zerreißt, zusammenballt, zerknittert und zu Boden schleudert, weil sie seinem Parteigefühl zu nahe getreten oder seinen Patriotismus verletzt hat. In solchen Augenblicken kennt man das kleine, untersetzte, etwas gebeugte Männlein mit runzeligem, glattrasirtem Gesicht, erloschenem Blick und leicht gerötheten Augenlidern gar nicht mehr wieder; seine Backenknochen röthen sich wie bei hektischen Personen, sein Auge funkelt und sticht, seine Arme und sein ganzer Leib gestikuliren und dabei schreit er mit seinem provençalischen Accent und mit einer Stimme, welche gellt wie Porzelanscherben, welche man zusammenscharrt. Natürlich läuft Alles zusammen im Café. „Ah, voilà, Jouberto furioso!" lächeln die Habitués und beruhigt zieht sich Alles zurück. Der Held selbst dieser Auftritte wird dann bald wieder friedlich wie immer; eine einzige ruhige, kalte Bemerkung dämpft den Sturm, wie einige Tropfen kalten Wassers auf kochender, überschäumender Milch.

Joubert hat eine classische Erziehung genossen und kennt seine alten und neuen Autoren. Er ist ein guter Lateiner, worauf er sich nicht wenig zugute thut. Er hat seine Studien in einem französischen Seminarium gemacht. Als er die Weihen empfangen sollte, sprang er aus der Kutte. Anstatt der Kirchenväter hatte er Voltaire und Rousseau studirt, und zwar

so trefflich verdaut, daß er von dem Augenblick an, als er die geistliche Schule verließ, in die revolutionaire Phalanx trat, die schon unter der Julimonarchie der Regierung nicht wenig zu schaffen machte.

Als Verbannter des zweiten Decembers nach Brüssel geworfen, arm und mittellos, überwachte, vermittelte und leitete Joubert die Einschwärzung der politisch verbotenen Journale und Pamphlets, wie „Napoléon le petit", in Frankreich. Er erwarb sich bei diesem sehr einträglichen, weil sehr gewagtem Geschäft eine erkleckliche Summe; die Pausen füllte er mit Spielen aus. Da seine Freunde merkten, er würde sein Erworbenes weit rascher wieder verlieren, als er es gewonnen, so veranlaßten sie ihn, dasselbe in eine Leibrente umzuwandeln. Joubert ging auf den Vorschlag ein; jeden Monat, wenn er seine Rente erhält, macht er vier Theile aus derselben; drei Theile werden verspielt, der vierte dient zu seinem Lebensunterhalt. Mäßig wie ein Südländer, bedarf er dazu nur sehr wenig. Er sitzt ganze Tage am Spieltisch, pointirt, wirft von Zeit zu Zeit einen Fünffrankenthaler auf den grünen Teppich, ohne daß es ihm nur einfällt, etwas zu essen oder zu trinken. Er ist stets der Erste und Letzte im Redoutensaal. Er hat für Jedermann einen wohlwollenden Rath und sieht er, daß irgend ein Neuling, von der ihm so wenig holden Fortuna begünstigt, einen schönen Gewinnst gemacht hat, so drängt er sich zu ihm, schon aus Rache gegen die Bank, seine Todfeindin, und spricht: „Wollen Sie einen guten Rath von einem im Spiel ergrauten Mann? Raffen Sie Ihre Louisd'ore — das Wort Napoleonsd'or würde ihm in der Kehle stecken bleiben — und ihre Banknoten zusammen, fahren Sie direct zum Bahnhof und reisen Sie ab." — Er kennt die Launen und Tücken, die Rückschläge des Spiels wie kein Anderer und doch kann er es nicht über sich gewinnen, selbst weise zu handeln, wie er es den Leuten so eindringlich an's Herz legt. Regelmäßig verschlingt die Roulette, was er mit dem Trente et quarante gewonnen. Er weiß es und spielt doch. Er muß spielen; es zieht ihn mit diabolischer Gewalt zum rouge et noir und er hat seinen Einsatz schon hingeworfen, ehe der Ruf ertönt: „Messieurs, faites votre jeu!"

Im Jahre 1870, während des Krieges, war er in Homburg der einzige Franzose. So nahe ihm auch das Schicksal seines Vaterlandes ging, so siegte zuletzt die Leidenschaft des Spielers über seinen Patriotismus. Auf seiner damaligen Reise geschah es ihm, zwischen Aachen und Köln, wie er selbst erzählte, daß Einer der Reisegesellschafter im Coupé, die zufällig sämmtlich Deutsche waren, seinen Arm sachte streichelte mit den Worten: „Kaput, Franzose! Kaput, grande nation!" Zerknirscht und gedemüthigt verbiß Joubert seinen Grimm und schwieg. „Was sollte, was konnte ich erwiedern", meinte er traurig; „was der Mann mir schmunzelnd unter dem höhnischen Lächeln der Anwesenden sagte, hatte ich mir selbst längst gesagt: „Pauvre France!" Und dabei hing ihm eine helle Zähre an der grauen Wimper.

Im Frühjahr 1872, mit den Schwalben, kam Joubert nach Brüssel, nachdem er den Winter abwechselnd in Wiesbaden und Homburg gespielt. Am ersten Mai war er der Erste im Redoutensaal in Spaa bei Eröffnung des Spiels, das, kraft eines Gesetzes vom 21. October 1871, am 31. October unwiderruflich und auf immer geschlossen werden sollte. Bis zum November, hatte er hier in Brüssel erklärt, würde man ihn nicht wiedersehen; er wollte den Becher bis auf die Neige leeren. Er hielt Wort. Wenn man

Digitized by Google

in den Redoutensaal trat, Freund Joubert fehlte nie. Vierzehn Tage ungefähr vor Thorschluß bemerkte man plötzlich die Abwesenheit Joubert's. Erst nach zwei Tagen erschien er wieder, etwas bleich und abgemagert.

„Was giebt's, Joubert?" frug Herr Davelouis, der Spielpächter, „waren Sie krank? Oder fehlt's etwa an Munition? Sie wissen, Sie haben Credit."

„Sie sind sehr freundlich", entgegnete Joubert, „ich bin bei Kasse. Die Martingale hatte es mir angethan."

Herr Davelouis lachte und drehte sich auf seinem Absatz herum. „Ein so alter Spieler und lassen sich noch durch eine Martingale verführen!"

Herr Davelouis erzählte die Antwort Tags darauf hier in Brüssel.

Sie fiel mir wieder ein, als ich Joubert in den ersten Novembertagen im Café des milles colonnes traf.

Er strahlte. Er war es, der beim Trente et quarante — die Roulette war zuerst geschlossen — den letzten Coup spielte, den er gewann; als dann, trotz aller stürmischen Reclamationen der wüthenden, gierigen Spieler, die ihre Jagd nach dem Gold fortsetzen und bis Mitternacht spielen wollten, die Croupiers sich entschieden weigerten, da rief Joubert pathetisch aus: „Gewalt geht vor Recht!" Tags darauf brachte das Pariser „Evénement" sein Bonmot, was die Boulevardiers nicht wenig belustigte.

„Aber was war denn das", frug ich ihn, „mit der Martingale?"

„Ja", sagte er, „das ist eine höchst curiose Geschichte. Ich war zum ersten Mal in meinem Leben verliebt . . ."

Sprachlos vor Erstaunen sah ich das verwitterte Männchen an und hatte Mühe, ernst zu bleiben.

„Ich sitze eines schönen Morgens am Spieltisch; trotz der frühen Stunde war der Saal gepfropft voll; dichte Reihen von Spielern umgaben den Tisch; plötzlich fühle ich eine sonderbare, aber wohlthuende Schwüle, nahm mir aber die Zeit nicht, mich umzusehen, denn der Croupier drehte gerade eine Karte um, die mich lebhaft interessirte. Unmittelbar darauf habe ich wieder dasselbe Gefühl und ein warmer, jugendlicher, balsamischer Athem streift meine Wange; diesmal kehre ich mich um, auf die Gefahr hin, einen Coup zu verfehlen, und erblicke . . . einen reizenden, blühenden, schneeigen Hals, mit leuchtendem Busen, und erst dann den vorgebeugten Kopf eines wunderbar schönen Weibes mit dunklen, braunen, begehrlichen, heißen Augen. — „Wollen Sie mir nicht, ich bitte, Ihren Platz eine Weile abtreten?" — „Du wendest Dich an den Unrechten", dachte ich bei mir selbst und wollte ihr schon verneinend den Rücken zukehren, da legt sie schmeichelnd eine kleine, weiche, glühende Hand auf meine Schulter und flüstert, während ihre Locken mein Gesicht streifen:

„„Bitte, lassen Sie sich erweichen, lassen Sie mich meine Martingale erproben . . ."

„Eine Martingale! Sie hatte das Wort kaum gesprochen, so saß sie auf meinem Platz und ich stand hinter ihrem Stuhl und hatte alle Muße, die herrlichen Linien ihres Nackens mit üppigem, dunkelblondem Haar zu studiren. Bald hatte sie einen Haufen Gold gewonnen; dies Glück lächelte ihr fortwährend und merkwürdigerweise, je mehr sie ihren Einsatz erhöhte, desto sicherer wurde ihr Gewinn. Es ging ihr kaum ein Einsatz mehr verloren. Von mir nahm sie weiter keine Notiz, sie spielte fort. Mir ward es plötzlich schwül; ich verließ den Redoutensaal und machte einen Spaziergang;

doch überall auf Weg und Steg verfolgte mich der Gedanke an Jene, welche meinen Platz usurpirt hatte. Ich irrte herum, gleich dem ewigen Juden, ich wurde an mir selbst irre. Gegen Abend war ich arg ermattet und ging früh schlafen. Nachdem ich mich stundenlang auf meinem Lager gewälzt, schlief ich endlich ein und träumte: von wem? Von ihr. Sie war plötzlich in mein Zimmer getreten, mit gerötheten Wangen, blitzenden Augen; sie umfaßte mich, drehte sich mit mir wie ein Kreisel im Zimmer herum und rief frohlockend: „Ich habe die Bank gesprengt! Komm' mit mir, gleich, gleich nach Homburg; komm', lass' uns alle Banken der Reihe nach sprengen, es lebe die Martingale!"

„Dabei drückte sie mich zum Ersticken an ihr hochklopfendes Herz.

„„Wie gern", rief ich, als sie mich etwas hatte zu Athem kommen lassen, „würde ich Sie begleiten! Ach, warum sind Sie nicht dreißig Jahre früher geboren!"

„Sie lachte hell auf, fletschte die blendend weißen Zähne, hob mich auf, trug mich in ihren Armen im Zimmer herum und rief: „Du alt? Du häßlich? Hast Du denn die Martingale vergessen? Siehst Du", fuhr sie in vertraulichem, schmachtendem Tone fort, indem sie mich neben sich auf den Divan zog und ihren Blick in den meinigen bohrte, „glaubst Du nicht, daß, wenn meine Liebe Dich nicht verjüngen kann, es das Gold vermag? Das Gold ist allmächtig; es vermag Alles, Alles . . ." So sprechend, überschüttete sie mich mit Gold.

Ich ward von einem Goldregen überströmt; alles Sträuben war vergebens; mit furchtbarer Gewalt hielt mich einer ihrer entblößten, weichen Arme nieder, während der andere das Gold unerschöpflich ausstreute. Die Last wurde immer schwerer, mein Athem stockte; aber wie eine wilde Bacchantin fuhr sie fort, mich unter Gold zu begraben. „Ich ersticke, ich ersticke!" ächzte ich; Todesangst schüttelte mich, ich raffte mich zusammen zu einem letzten Aufgebot aller meiner Kräfte . . . Da erwachte ich, in Schweiß gebadet.

„Ich sprang auf, es war heller Tag.

„„Mein guter Joubert", sagte ich mir, „Du bist auf gutem Wege, in Deinen alten Tage Narrenstreiche zu machen."

„Ich stellte mich vor den Spiegel; das Antlitz meiner schönen Teufelinn lachte mir daraus entgegen. Mein Kopf brannte, meine Pulse schlugen; ich hatte das Fieber. Ich warf mich auf's Ruhebett. Mein Traum trat wieder mit aller Lebendigkeit des eben Erlebten vor meine Sinne; ich fühlte die Arme der Verführerin. Doch was blitzt dort in der Ecke? Ich springe auf, bücke mich und halte einen funkelnden, nagelneuen Louisd'or in der Hand.

„Jetzt hielt es mich nicht mehr im Zimmer; ich faßte an den Kopf mit beiden Händen. In diesem Augenblick fiel es mir gar nicht ein, eine natürliche, doch so nahe liegende Erklärung des Fundes zu suchen. Ich fing an, Traum und Wirklichkeit mit einander zu verwechseln, und stürmte die Treppe hinunter, zum Redoutensaal, und rief laut: „Ich will sehen, ob sie die Bank gesprengt!"

„Wie ich auf den untersten Stufen der Treppe angekommen, empfängt mich meine langjährige Wirthin kopfschüttelnd und zweideutig lächelnd: „Sie haben schlecht geschlafen, nicht wahr Herr Joubert?"

„„Warum das?" erwiederte ich mürrisch, wenig zur Unterhaltung aufgelegt.

„„Nun, nichts für ungut, Sie sind sonst früher auf den Beinen. Seit einer Stunde wartet eine Dame auf Sie im Sprechzimmer.“

„„Eine Dame?“ stammelte ich betroffen und verwirrt.

„„Ein Dämchen, wenn Sie wollen“, knickste sie hämisch und läßt mich stehen, während sie im Fortgehen murmelt: „Wer hätte das gedacht? Die Männer, die Männer . . .“

„Ich trete in's Sprechzimmer; meine schöne Unbekannte kommt mir entgegen.

„„Nun, Sie haben also wirklich die Bank gesprengt?“

„Sie sah mich an mit einem vorwurfsvollen Blick. „Ach“, sagte sie leise, „sie hat mich gesprengt.“

„„Und die Martingale?“

„„Sie ist an Allem Schuld. Ich hatte fünfzigtausend Franken gewonnen. Jetzt sollte ich der Martingale zufolge nur noch mit Einsätzen von zwölftausend Franken operiren. In einer Viertelstunde war nicht nur mein Gewinnst, sondern auch meine ganze Baarschaft, die nicht unbeträchtlich, dahin.“

„Ich athmete auf. Mein Herz pulsirte wieder normal. Ich war wieder der Alte.

„Sie blickte mich mit trübem Erstaunen an. „Mein Gott“, rief sie, „es scheint fast, daß mein Unglück Sie erfreut! Und doch hatte ich auf Sie gerechnet, um mich aus meiner Verlegenheit zu retten.“

„Ihre Augen füllten sich mit Thränen. Sie war reizender als je, aber sie machte keinen andern Eindruck mehr auf mich, als jede andere schöne Frau.

„„Joubert“, rief es in mir jubelnd, „Du warst nur in die Martingale verliebt!“

„Da ich still schwieg, so fuhr sie fort: „Ich kenne Niemanden hier. Ich muß und will auf der Stelle fort aus Spaa. Sie waren gestern so freundlich zuvorkommend, daß . . .“ Ihre Stimme stockte.

„„„Ich stehe ganz zu Ihren Diensten“, nahm ich das Wort. „Sprechen Sie ohne Scheu. Was Sie für Schadenfreude hielten, war nur der Gedanke, daß ich glücklich der Gefahr entronnen, welche mich durch Ihre Martingale bedroht hat. Haben Sie Geld nöthig?“

„„„Mit zwanzig Franken“, flüsterte sie beschämt und ohne die Augen aufzuschlagen, „wäre mir geholfen.“

„Ich griff in die Westentasche und reichte ihr das Goldstück, das ich eben erst mit so seltsamen Gedanken aufgerafft . . .

„Ich begleitete sie zur Eisenbahn, wo sie ein Fahrbillet nach Aachen löste. Unterwegs erzählte sie mir, sie sei Schwedin und Erzieherin in einer fürstlichen Familie. Sie würde mir das kleine Anlehen noch denselben Tag zurücksenden. Sie that dies denn auch wirklich mit einem so herzlichen, einfachen Schreiben, daß ich noch einmal, wenn auch nur flüchtig, das Umschlagen der Martingale bedauerte. Es ist nicht unmöglich, daß ich sie in Homburg wiedersehe.

„Morgen geht's nach Homburg bis zum 31. December 1872.“

„Und dann?“

„Ja, dann sage ich Belgien und Deutschland auf immer Lebewohl und siedle mich in dem einzigen Lande an, wo den Menschen die Freiheit nicht genommen sein Geld zu verspielen, in — Monaco.“

Max Sulzberger.

Mantinea.

Mantinea! Mantinea! Sah'n nicht deine Felder heute
Sparta's alte Ruhmeskrone dem Kadmäervolk zur Beute?
Warum fliegt kein Siegesjubel die Thebanerreih'n entlang?
Warum wehen keine Kränze, tönt kein Reigen, noch Gesang?

Ach, wir sind besiegte Sieger! Er, der uns zum Siege führte,
Unser Stolz und unsre Hoffnung, dem auch heut' der Kranz gebührte,
Der uns groß gemacht und herrlich, der des Feindes Trotz geschreckt,
Weh! Epaminondas lieget dort zum Tode hingestreckt.

Männer, die mehr Blut als Thränen, seit sie Männer sind, vergossen,
Fühlen ohne Scham von Zähren ihre Wangen heiß umflossen,
Lieber gössen sie die Ströme ihres Bluts zum Opfer dar,
Nähm's der Hades hin für Jenen, welcher Aller Leben war.

Still! er regt sich! Auf dem Lager hebet sich der Todeswunde,
Oeffnet langsam seine Augen, ruhig blickend in der Runde,
In dem Busen noch das Eisen, das die Parze für ihn schliff —
Wer es auszieht, bricht den Faden mit verhängnißvollem Griff.

„Freunde", fragt der Held mit Bangen, „haben wir die Schlacht gewonnen?"
— „Ja, die Feinde sind geschlagen, wen'ge unserm Schwert entronnen.
Wenn heut' das Gesetz nicht schlummert, das den Flüchtling streng verdammt,
Uebt an seinen eignen Kindern Sparta unsrer Rache Amt."

Freudenglanz verklärt sein Auge — doch noch Eines macht ihm Sorgen:
Seiner Kriegerehre denkend, fragt er: „Ist mein Schild geborgen?".
Und der Jüngling, sein Begleiter auf dem Felde der Gefahr,
Reicht mit abgewandtem Antlitz weinend ihm das Kleinod dar.

„Dank dir, treuer Freund, der sicher mich in manchem Kampf gedecket,
Oft von Feindesblut geröthet, aber nie mit Schmach befleckt.
Deck' mich nun zum letzten Male", murmelt er und küßt den Schild,
Grüßt mit stummem Abschiedsblicke jeden seiner Treuen mild.

Drauf, die Hand schon an dem Eisen, das sein Heldenleben endet:
„Wenn ich's ausziehe, ist's vorüber?" fragt er leis' zum Arzt gewendet.
„Nun wohlan! so kann ich sterben, denn ich sterbe unbesiegt.
Götter, schützet Thebens Freiheit, daß sie keinem Feind erliegt!"

„Weh uns!" ruft der Freunde einer, „daß Du uns so früh mußt sterben,
Ohne einen Sohn zu lassen, Deiner Ehr' und Tugend Erben."
Zaudernd auf dem Todeswege spricht der Held voll Hoheit noch:
„Hab' ich keinen Sohn zum Erben, laß' ich Euch zwei Töchter doch

Von unsterblichem Geschlechte. Leuktra will ich eine nennen
Und die andre Mantinea. Theben wird sie Beide kennen."
Sprach's, entreißt den Speer der Wunde — rings umher schallt Klaggeschrei —
Und er stirbt so wie er lebte, tapfer, unbesiegt und frei.

M. Hartschmidt.

Suum cuique.

Novelle von **S. Junghaus.**

(Schluß.)

Zehntes Kapitel.

Nach einem vierzehntägigen Aufenthalt in Kärnthen war ich wider Erwarten genöthigt, abermals auf einige Tage nach Wien zurückzukehren; als ich am zweiten Tage nach einem Gang in mein Hôtel am Neuen Markt kam, meldete mir der Portier, daß mich ein Herr in meinem Zimmer erwarte.

Mit Vermuthungen beschäftigt, wer wol mein Besuch sein könnte, stieg ich in den zweiten Stock empor, durchschritt die langen Kreuz- und Quergänge bis zu Nr. 39, meinem Zimmer, und befand mich zu meiner größten Ueberraschung den gespannt und forschend auf mich gerichteten Augen des jungen Eller gegenüber.

„Ah, Sie sind es", sagte er aufathmend; „ich sah Ihren Namen in der Fremdenliste . . .

Ich schüttelte ihm herzlich die Hand und rückte mir einen Sessel neben den seinen. „Es ist hübsch von Ihnen, daß Sie mich aufgesucht haben, lieber Eller", eröffnete ich nun die Unterhaltung.

„Sie nehmen meinen Ueberfall sehr freundlich auf", sagte der junge Mensch jetzt mit gepreßter Stimme; „es war ziemlich kühn von mir, denselben auf eine kurze Reisebekanntschaft hin zu wagen, aber ich komme zu Ihnen um einer Auskunft willen, die wahrscheinlich nur Sie mir geben können. Sie sind vor Kurzem hier mit Bernhard Wanderer zusammen gewesen?"

„Ja", sagte ich verwundert

Er ergriff sogleich lebhaft meine Hand. „Ich wußte es, ich hatte es erfahren, gleichviel wie — aber was ich nicht erfahren konnte, ist, wohin sich Wanderer jetzt gewendet hat, und ich muß es wissen, oh, es hängt so unendlich viel davon ab! Ist er noch hier, wissen Sie seine Wohnung? Sprechen Sie!" rief er flehentlich.

„Wanderer ist von Wien abgereist", sagte ich befremdet. „Vor vierzehn Tagen hat er sich hier von mir verabschiedet, um eine längst beabsichtigte Seereise anzutreten."

„So ist er fort . . . er hat sich eingeschifft?"

Er hatte bei den letzten Worten die Augen mit der Hand bedeckt und es lag so viel Energie des Schmerzes in dieser Bewegung und in seiner ganzen Haltung, daß mich der Ausdruck weder als übertrieben doch als unmännlich berührte. Ich legte nach einer Pause die Hand auf seine Schulter. „Ich möchte Sie bitten, sich mir anzuvertrauen — ich kenne Ihre Geschichte. Wanderer hat mir Alles erzählt. Sie dürfen das nicht als eine Indiscretion verurtheilen", fuhr ich rasch fort. „Wan-

derer ist mein Jugendfreund ... Die Beziehungen zu Ihnen haben einen gewaltigen Einfluß auf sein ganzes Leben gehabt. Sie wissen, daß er sich um Ihretwillen jetzt verbannt hat —"

„O, sagen Sie das nicht!" unterbrach mich der junge Mensch. „Ich kann den Gedanken nicht ertragen, Schuld an diesem Unglück zu sein. Sie wissen noch nicht Alles", fuhr er fort, als ich ihn betroffen ansah ... „es bleibt mir, den Bericht Wanderer's zu ergänzen. Sie haben erfahren, daß sich meine Braut nach Triest begeben hat?"

Ich bejahte.

„Das ist nicht Alles. Sie hat Wanderer in Wien aufgesucht — vielleicht haben Sie das arme Mädchen gesehen?" fragte er hastig. „Scheuen Sie sich nicht, sagen Sie mir Alles; ich kann Ihnen das Wort geben, welches sie von jedem Vorwurf befreit."

„Wie?" rief ich, indem ein jähes Licht vor mir aufblitzte und über jenen Vorfall seine unheimliche Helle warf. „Ihre Braut ist krank — ist —"

Er stöhnte. „Auch das wissen Sie — war ihr das entsetzliche Zeichen damals schon auf die Stirn gedrückt?"

„Sie irren, ich habe die junge Dame nie gesehen. Ihre Worte eben brachten mich auf den Gedanken, daß ihr letzter Schritt in einer Geistesstörung seine Erklärung finden möchte."

Er saß eine Weile ohne zu sprechen, dann sagte er dumpf: „Meine unselige, egoistische Thorheit trägt die Schuld und die Härte Wanderer's, diese unbegreifliche Härte gegen das schönste, süßeste Geschöpf, welches die Erde hält."

Immer noch diese Bitterkeit gegen seinen besten Freund! „Sie machen ihm Vorwürfe", sagte ich etwas unmuthig, „Sie, um dessentwillen er zu jedem Opfer bereit war?"

„Es hat keines Opfers bedurft — er liebte Ida nicht", sagte der junge Mensch hart.

„Was er that, hat er allein um Ihretwillen gethan: er war eigensinnig darauf erpicht, Sie glücklich zu wissen", entgegnete ich.

„Mich — o, was liegt an mir, hätte er mich sterben lassen: ich danke ihm das Leben nicht, welches er mir gerettet hat!" rief Emil mit der ganzen Ungerechtigkeit der Verzweiflung; ich merkte, daß es vergebene Mühe sein würde, vernünftig mit ihm zu reden. „Ich komme von Triest", begann er nach einigem Schweigen; „ich reiste, sobald mich aus Hohenhütte die Nachricht von Ida's plötzlichem Entschlusse erreichte, der Brief hatte sich verzögert — ich hoffte, sie begleiten zu dürfen, wenn sie auf ihrem Vorhaben beharrte, aber ich kam zu spät — viel, viel zu spät. Soll ich Ihnen erzählen, wie ich sie fand?"

„Sie hatten sie in ein hübsches Zimmer gebracht", fuhr er fort er sprach vor sich hin, als habe er meine Gegenwart vergessen; „in ein lustiges Zimmer mit grünbeschatteten Fenstern. Ich trat ein und sah sie sitzen, mit dem Rücken gegen die Thür gewendet; sie schien hinaus zu schauen. In jenem Augenblick war mir zu Muth, als würde ich,

um ſie nur beſitzen zu dürfen, geſund oder geiſtig umnachtet, Alles, Alles, ihre und meine Seligkeit ſogar, hingeben. Sie blieb ganz ruhig, ſie ſchien nicht zu hören, daß Jemand gekommen war. Sie hatten mich allein mit ihr gelaſſen, ich war der lieben Geſtalt, dem ſchönen goldenen Haar, welches auf ihren Schultern und auf der Lehne des Sophas lag, ſchon ganz nahe, ich ſtreckte die Arme aus, um ſie an mich zu ziehen, da wendete ſie mir langſam das Geſicht zu. — O Gott! wie habe ich dieſen Anblick überlebt, ohne ſelber wahnſinnig zu werden! Mit einem Blick war ich verurtheilt, dieſer eine Blick, fremd, leer, wie aus einer andern Welt, ſagte mir, ſtolz noch in ſeiner gänzlichen Bewußtloſigkeit: „Ich bin frei von Dir, Du haſt kein Recht mehr auf mich, ich bin Dir entflohen!“

„So hatte ſie ſchon Tage lang geſeſſen; ſie war bald nach ihrer Ankunft in dieſe Starrheit verfallen. Als ich von der Dienerin hörte, in weſſen Begleitung die Arme angelangt war, ſtürmten die entſetzlichſten Vermuthungen auf mich ein, ich ſtürzte hinein zu ihr, ich riß ſie empor und meiner Leidenſchaft gelang es endlich, ſie zu wecken, nicht zu vollſtändigem Bewußtſein freilich, ſondern zu einer dumpfen Trauer; ſie ſchien zu fühlen, daß ihr etwas fehle. Können Sie meine Qual begreifen, als ich nun hören und ſehen mußte, wie der Gedanke an ihn, die Sehnſucht nach ihm, in ihr aufwachte, wie ein krankes Kind aus dem Fieberſchlafe, und ein leiſes Wehklagen begann! Ihn freilich habe ich da freiſprechen müſſen“ fuhr er bitter fort, „er hat Alles für ſich behalten, ſeinen Stolz, ſeine Reinheit, ſeine Ehre — ihr hat er die Qual, die Schmach und den Wahnſinn gelaſſen!“

Ich ſagte etwas von der Möglichkeit einer Heilung; bei dieſen Worten rüttelte ſich Emil aus ſeiner bisherigen Schmerzverſunkenheit auf. „Ich glaube an ihre Heilung“, ſagte er und ſah mich feſt an, „aber ich glaube auch, daß ſie nur durch Den bewirkt werden kann, welcher das Unglück über Ida gebracht hat. Deshalb muß ich Wanderer finden — er darf ſich der Pflicht nicht entziehen, ſie aus ihrem Tiefſinn zu wecken.“

Ich fing an, die Rolle, welche Emil unſerm Freunde in dieſem Drama zudachte, zu begreifen, ohne mich aber im Geringſten davon erbaut zu finden . . . „Und wie denken Sie ſich dieſen Heilungsproceß?“ fragte ich zweifelnd.

Jetzt, wo er ſeine Idee ausſprechen ſollte, ſchien ihm die Anmaßung derſelben theilweiſe zum Bewußtſein zu kommen. „Bernhard's Gegenwart ſchon würde Ida wieder zu ſich ſelber bringen . . .“ ſagte er, wie entſchuldigend . . . „Iſt ſie erſt ſein Weib, ſo werden ſich, ich bin es überzeugt alle ihre ausgezeichneten geiſtigen Thätigkeiten wie durch ein Wunder befreien — denn ſie iſt Eine unter Tauſenden, ein fremdartiges Kleinod —“

Er ſprach die letzten Worte ſchon wieder unter dem Einfluß der neidiſchen Pein, welche ihm der Gedanke ſchuf, Das, was ſeine Seligkeit geweſen ſein würde, einem Anderen aufdringen zu müſſen.

„Sie haben also keine Idee, wohin Wanderer sich gewendet haben könnte?“ schloß er die Unterhaltung.

„Ich sagte Ihnen schon, was er mir von seinen Absichten mitgetheilt hat. Ich müßte mich übrigens sehr irren, wenn es nicht auch sein geheimer Wunsch gewesen wäre, Sie vor seiner Abreise noch einmal zu sehen . . .“

Des jungen Mannes Augen leuchteten auf. „Glauben Sie? Und ich fürchtete, daß er einem Zusammentreffen mit mir aus dem Wege ging. Wer weiß, ob er nicht sogar in S. gewesen ist, sich noch jetzt dort aufhält —“

Mir fiel hier ein Umstand ein, dessen ich mich bisher durchaus nicht erinnert hatte: Wanderer hatte S. geradezu als einen Punkt erwähnt, den er vor seiner Ueberfahrt nach England berühren würde. Zugleich aber fühlte ich die entschiedenste Abneigung, meinen Gedächtnißfehler wieder gut zu machen, indem ich der Vermuthung des jungen Menschen mit dieser meiner Kenntniß der Reisepläne Wanderer's nachhalf. Das Gute, was aus einer nochmaligen Zusammenkunft der Beiden für irgend einen Theil entspringen konnte, erschien mir äußerst problematisch; die Heilung Ida's mochte der Zeit und einem vernünftigen Arzte überlassen bleiben — ich ertappte mich auf dem heimlichen Wunsche, daß sich ein Stück Weltmeer zwischen meinem Freunde Wanderer und der Patientin befinden möge.

Meine Aufforderung, doch mit mir zu speisen, begegnete von Seiten des jungen Mannes einer fast ängstlichen Abwehr; ich sagte ihm darauf, wie ich fürchte, daß er die löbliche Gewohnheit der Sterblichen, zu bestimmten Stunden des Tages eine ordentliche Mahlzeit zu halten, abgelegt habe. „Sie sehen nicht wohl aus“, fügte ich vorwurfsvoll hinzu.

„Ich esse allerdings nicht eben viel“, sagte er mit einem schwachen Lächeln; „mir ist, als habe ich jetzt keine Zeit dazu. Später, wenn erst Alles ist, wie es sein sollte, dann werde ich essen und auch wieder schlafen, hoffentlich.“

„Sie werden sich eine Krankheit zuziehen“, schloß ich meine Rede gegen das Ungestüm der Jugend.

Er schüttelte sehr bestimmt den Kopf. „Nein, ich werde nicht krank bis ich am Ziele bin“, sagte er, „und nachher — nachher ist auch dazu Zeit.“

Elftes Kapitel.

Der Winter war vorüber. Ich hatte ihn in meiner Heimat zugebracht und während desselben weder von Wanderer, noch von irgend einer der Personen, von welchen in diesen Blättern die Rede gewesen ist, etwas gehört. Es mag gegen Ende April gewesen sein, als eines Abends unter den gleichgiltigen Postsendungen für's Geschäft ein Brief an mich einlief, bei dessen Anblick ich Anfangs kaum meinen Augen traute. Die Adresse zeigte die eigenthümlichen Schriftzüge Wanderer's; das Couvert trug den Poststempel „Lüttich“. Also wieder hier, wieder in Europa,

oder — gar nicht fortgewesen! In lebhafteſter Erwartung faltete ich den Bogen auseinander, welche Nachricht er aber auch enthalten mochte, jedenfalls war ſie bündig gefaßt, denn die erſte Seite war kaum halb beſchrieben. Ich las:

„Lieber Alter! Ich faſſe meine beſondere Beſtimmung in der Weltökonomie wol nicht falſch auf, wenn ich ſie als die Aufgabe definire, Denen, von welchen ich gekannt bin, durch beſtändige Ueberraſchungen nützlich zu werden. Worein ich den Nutzen ſolcher Ueberraſchungen für einen geregelten Organismus ſetze, werde ich mich bemühen Dir darzuthun, ſobald wir viva voce verkehren können: ich ſpreche nämlich hiermit die Bitte aus, daß Du mich, ſobald Du Dich losmachen kannſt — hoffentlich innerhalb der nächſten acht Tage — auf einige Zeit hier, in der Maiſon dorée, Chauvemont, Liège, aufſuchen mögeſt. Der Abend-Courierzug von E. aus iſt zu empfehlen, Du biſt dann Morgens in Lüttich; bei Mr. Charles Tiedemars, 20, Rue de l'Etoile, wird eines meiner Pferde zu Deiner Verfügung ſtehen, welches, falls Tiedemars Auseinanderſetzungen über die Straße nach Chauvemont ſich als ungenügend ausweiſen ſollten, Dir mit ſeiner Ortskenntniß aushelfen wird.

B. W.“

Sechsunddreißig Stunden ſpäter verließ ich in Lüttich den Courirzug, ſtreckte meine Glieder nach der anhaltenden nächtlichen Fahrt und athmete mit Behagen die erquickende Morgenluft ein, welche aus dem dampfenden Maasthale aufſtieg. Es war acht Uhr früh; ich frühſtückte auf dem Bahnhofe und machte mich dann gemächlich nach der Rue de l'Etoile auf den Weg, mein kleines Portemanteau eigenhändig mitbefördernd.

Vor Jahren war ich in der alten flämiſchen Stadt geweſen, ſie hatte mir damals ſo gut gefallen, daß ich dem Zufall dankte, der mich jetzt wieder durch ihre geſchäftigen Straßen führte. Die Rue de l'Etoile lag in dem anſcheinend älteſten Theile der Stadt, und die weitläufigen dunklen Façaden ſtattlicher Patrizierhäuſer mit ihren reichen Steinbildnereien drückten ihr ein ganz eigenthümliches Gepräge auf. — Ich ging mich umſchauend und läſſig ſuchend meinen Weg. Ein auf der andern Seite der Straße liegendes Gebäude mit einem alterthümlichen Vorbau, der den weiten Thorweg verdunkelte, feſſelte meine Aufmerkſamkeit. Ich kreuzte die Straße und beſah mir dieſen Erker, ſo wie das gewaltige, außerordentlich ſchön gearbeitete Wappen über dem Eingang; auf ihrem Wege zu den ebenfalls reich geſchnitzten Feldern der Thorflügel blieben meine Augen auf einem Schildchen haften, das in modernem Anſtrich die Nummer Zwanzig trug; ſo war ich alſo zur Stelle!

Ich trat in den dunklen kühlen Thorweg; an ſeinen andern Ende führte ein ebenfalls weit offenes Thor in den Hof, und dieſer ſonnige, mit großen Steinplatten reinlich gepflaſterte Hof, von alterthümlichen, aber ſchmucken Hintergebäuden eingeſchloſſen, gab ein ſo ſchönes Bild im Rahmen des dunklen Thorbogens, daß ich überraſcht eine Weile ſtehen blieb. Da öffnete ſich mir zur Linken eine Thür, die in den Flur

führte, ein behäbiger Herr erſchien auf der Schwelle, rückte das Käppchen und fragte höflich nach meinem Begehr.

„Habe ich die Ehre, Herr Charles Tiedemars zu ſehen?“ fragte ich auf gut Glück.

Er verbeugte ſich artig und nachdem ich ihm kurz meine Perſonalien gegeben hatte, lud er mich ein ihm in das Gaſtzimmer zu folgen, denn das ſchöne alte, einſt fürſtliche Gebäude war jetzt ein Gaſthaus, ein gaſtliches Haus aber auch im beſten Sinne des Wortes, wie ich mich bald überzeugen konnte.

Wir ſtiegen einige Schwellen hinauf zu dem im hochliegenden Erdgeſchoſſe befindlichen weiten, niedrigen Gemach; es war zu dieſer frühen Stunde noch leer; wir ſetzten uns in die hölzernen, geſchnitzten Seſſel an einen breitſpurigen, eichenen Tiſch, auf dem, nach einem Wink des Wirths in den Hintergrund des Gemaches hin, jetzt Flaſchen und Gläſer, die erſteren von ehrwürdigſtem Ausſehen, die anderen „grüne Römer, die echten Becher des Rheinweins“, aufgereiht wurden.

Endlich war es Zeit aufzubrechen und wir gingen nun in den Hof, wo er einen Stallburſchen rief und das Pferd von der Maiſon dorée vorzuführen befahl.

Es war ein feingliedriger Brauner, welcher den ſchmalen Kopf feurig in die Luft warf. Herr Tiedemars ſah mein bedenkliches Geſicht: „Haben Sie keine Sorge, er iſt fromm, wie ein Lamm“, ſagte er, indem er dem Thiere den blanken Hals klopfte. „Ueberdies wird Ihr Gewicht ihm imponiren, er iſt eine viel leichtere Laſt gewöhnt. Madame reitet ihn ſonſt“, fuhr er auf meinen fragenden Blick erläuternd fort.

„So iſt es keins von Wanderer's Pferden?“

„Doch, wie ich Ihnen ſagte, es iſt das Leibpferd der jungen Dame.“

„Eine junge Dame in der Maiſon dorée?“ ſagte ich befremdet. „Herr Wanderer hat alſo mehr Gäſte jetzt?“

„Nein, er und Madame ſind jetzt allein, ſo viel ich weiß; während des Winters iſt mehrfach Beſuch dort geweſen.“

Herr Tiedemars mochte jetzt erſt das grenzenloſe Erſtaunen auf meinem Geſicht gewahren, da er auf meine Unkenntniß des Factums der Vermählung Wanderer's nicht vorbereitet geweſen war. „Ah, Ihr Freund hat Sie überraſchen wollen!“ rief er mit mehr Lebhaftigkeit als er während unſeres ganzen Zuſammenſeins gezeigt hatte; „Sie wußten nicht, daß er verheirathet war und ich in meiner Plauderhaftigkeit habe ſein Geheimniß vor der Zeit verrathen. Wie ſehr ich das bedaure! Aber kein Wort ſollen Sie jetzt weiter von mir erfahren — reiten Sie zu, wenn Sie mehr wiſſen wollen.“

Was ich gehört, hatte mich ſo betroffen gemacht, daß ich zu Pferde ſaß und unter den freundlichen Wünſchen des Wirthes zum Thore hinaus war, ehe ich mich deſſen verſah, und wenn es wahr iſt, daß ausgezeichnete Pferde ein nervöſes Bewußtſein der eigenen Unzulänglichkeit bei ihrem Reiter ſofort herausfühlen, ſo kam mir meine Zerſtreutheit diesmal zu ſtatten, denn ſie gab mir eine Ruhe und Rückſichtsloſigkeit

bei ſeinem anfänglichen Demonſtration gegen mich, die dem Thiere jedenfalls Reſpect vor dieſem nicht aus der Faſſung zu bringenden Reiter einflößen mußte.

Die Gegend um mich her lachte in jungem Grün; hinter mir lag die Stadt; ihre Fabriken und Schlote ſtreckten ſich nach einer andern Seite hin in's Land hinein; hier gab es Feld und Garten, Landhäuſer inmitten von Obſtbaumwäldern und fette Wieſen. War es der Luftton oder die Farbe von Berg und Thal, oder beides zuſammen, was der Landſchaft den Anſtrich ſcharfer Eigenthümlichkeit verlieh, ich weiß es nicht mehr, aber die Erinnerung jenes Eindruckes iſt mir geblieben, obwol ich damals wenig genug an meine Umgebung dachte. Mir klopfte das Herz in peinlicher Erwartung der Scene, welcher ich entgegenging; es gab Augenblicke, wo ich mir vorkam als die verhängnißvolle Urſache dieſer Heirath, welche ich im tiefſten Herzen verwünſchte, die Urſache dadurch, daß ich durch eines meiner Worte bei der letzten Begegnung mit Eller dieſem auf die Spur Wanderers geholfen haben konnte.

Ich hatte jetzt den Flecken Chauvemont erreicht, dem Anſchein nach eine Arbeiteranſiedelung, und ritt durch die gut gepflaſterten Straßen an uniform ausſehenden Häuschen mit eben ſolchen Gärten vorüber. Noch eine Pappelallee entlang, deren Windungen mir das Ziel meines Weges verbargen, und dann befand ich mich vor einem hübſchen eiſernen Thore mit verſchnörkeltem Namenszug und Wappen im Renaiſſanceſtile; ein Pförtnerhäuschen war nicht vorhanden, aber ein Gärtner, der in der Nähe beſchäftigt geweſen war und den Hufſchlag gehört hatte, kam herbei und öffnete mir das Thor; dann erbot er ſich höflich, mich zum Herrenhauſe zu begleiten.

Der Park war ſo ausgedehnt, daß ein Führer in der That nöthig ſchien. Wir kamen unter ſtattlichen alten Bäumen entlang, durch die Kuppelwölbungen prächtiger Alleen, an weiten Wieſen vorüber — und von dieſer ausgezeichnet ſchönen Beſitzung hatte ich nie ein Wort gehört, Wanderer hatte nur immer beiläufig von ſeinem Hauſe bei Lüttich geſprochen.

Dies Haus wurde endlich ſichtbar, auf einer kleinen Erhöhung, von der der Park ringsum zurückwich, und die der ſchönſte Sammetraſen wie ein Teppich bedeckte. Es war ein elegantes, nicht ſehr großes Gebäude mit ſpitzaufſteigendem altfranzöſiſchem Schieferdache, auf deſſen Firſt ſich eine vergoldete Galerie hinzog, der das Haus den Namen verdanken mochte; von Nebengebäuden ſah ich nichts. Ich war abgeſtiegen und hatte meinem Begleiter das Pferd überlaſſen; er führte es ſeitab, während ich in der warmen Sonne die wenigen Schritte zum Portal hinaufging.

Die Thür zu der marmorgeplatteten Vorhalle ſtand weit offen; gegenüber lief eine ſchöne, flache Treppe, die ſich in geringer Höhe nach rechts und links theilte, zu den oberen Stockwerken empor; ihre Marmorſtufen waren in der Mitte mit einem dicken dunklen Teppich belegt.

Ich ſtand zaudernd ſtill, man hatte meine Ankunft noch nicht wahr-

Digitized by Google

genommen, im Hauſe regte ſich nichts, bis urplötzlich die gellende Stimme eines Papageies aus der Thür zu meiner Rechten tönte. Der kluge Vogel mochte freiwillig eine Art Wächteramt übernommen haben, denn als ich mich eben rückwärts concentriren wollte, um den Knopf der elektriſchen Klingel an der äußern Thür zu berühren, ſtieg im Hintergrunde der Halle ein Diener anſcheinend aus dem Boden herauf; er führte mich nicht in das Papageizimmer, ſondern in ein kleines Vorgemach gegenüber, nahm meine Karte und ging, um mich der Herrſchaft zu melden.

Ich hatte mich eben vorſichtig, indem ich zuvor mit prüfendem Blick ſeine außerordentlich geringe Erhebung über dem Fußboden erwog, in einen kleinen Fauteuil niedergelaſſen, als eine Thür aufging und der Hausherr in derſelben erſchien. Aber er war nicht allein und nicht auf ihm blieben meine Blicke haften, ſondern auf dem kleinen, zarten Weſen, deſſen Köpfchen nur bis in die Mitte ſeiner breiten Bruſt reichte, an die es ſich zurücklehnte, während Bernhard die Kleine vor ſich herſchob und ſie dann bei den Ellnbogen, die ſie in ſeine großen Hände ſtützte, leicht emporhob, als ob er ſie mir beſſer zeigen wollte. Dabei funkelten ſeine Augen übermüthig zu mir herüber. „Meine Frau, alter Freund!“ rief er luſtig. „Ja, wundere Dich nur, wie Du ſie hier ſiehſt iſt ſie ſeit ſechs Monaten nun ſchon meine unumſchränkte Gebieterin: ich laſſe mich aber geduldig beherrſchen und bin noch dankbar dafür, daß ich auf dieſe Weiſe dem Scepter irgend einer mahagonifarbigen Inſelprinzeſſin entgangen bin!“

Ich hatte noch kein Wort geſprochen, ſondern ganz verloren in das reizende, mich fremd und doch ſo bekannt anſchauende Geſichtchen der jungen Frau geſtarrt und dabei war das Unbehagen, welches mich ſeit der Nachricht des Herrn Tiedemars bedrückt hatte, leiſe und vollſtändig von meiner Seele fortgethaut. Gott ſei Dank, dieſe zarte mädchenhafte Geſtalt mit dem bräunlich bleichen, lieblichen Antlitz und den dunklen Haaren war Ida nicht; überwältigt von etwas wie Dankbarkeit gegen ſie, daß ſie eben ſie ſelber und keine Andere ſei, trat ich einen Schritt näher, nahm den kleinen Kopf zwiſchen beide Hände und küßte ſie auf die Stirn. Lachend ließ Wanderer jetzt ſeine erröthende junge Frau aus den Armen, ſie machte einen Verſuch die bisher unmögliche, ihrer Frauenwürde angemeſſene Verbeugung vor dem fremden Gaſte nachzuholen und ihr Gemal ergriff meine beiden Hände, begrüßte mich in ſeinem Hauſe und dankte mir in herzlicher Weiſe für mein Kommen.

Wanderer war in herrlichſter Laune: ſie äußerte ſich freilich in hundert Paradoxen, barock, ſelbſtironiſirend, wie immer: zum Entzücken aber war es, gerade da zu ſehen, wie gut ſich ſchon die junge Frau auf dieſe Art und Weiſe verſtand; allerliebſt waren ihre gelaſſenen, anmuthigen Bemühungen, ein wenig Ernſt in die Unterhaltung zu bringen; dazu ihre kindliche Grazie, ihre Schönheit — ich mußte mir in der erſten Viertelſtunde ſagen: Wanderer, der den Göttern den Tribut, welchen ſie doch weit mehr lieben als Weihrauch und Opfer, den Tribut unruhiger Begehrung ihrer Gaben, ſtolz vorenthalten hat, iſt wieder einmal von ihrer Willkür mit unerflehtem Segen überſchüttet worden!

Bernhard mochte bemerkt haben, wie ich seine junge Frau immer wieder nachdenklich und forschend ansah; ich suchte nach der Aehnlichkeit, die mir beim ersten Blick in ihr Gesicht blitzartig aufgefallen war, und sich nun dem schärfer Betrachtenden entzog. „Findest Du, daß Margot ihrem Bruder gleicht?“ sagte er, um mir auf die Spur zu helfen, mit einem leisen Lächeln.

„Ihrem Bruder?“

„Ja; sie ist Emil Eller's Schwester; ich dachte, Du würdest es ihr ansehen.“

Emil's Schwester! In grenzenloser Ueberraschung blickte ich in Wanderer's heitere Augen, um dort zu lesen, daß Alles gut war. Und besser hätte die glückliche Lösung aller Verwickelungen mir nicht bewiesen werden können, als durch diesen Namen der Gattin meines Freundes.

Bernhard stand nach einer Weile auf, lehnte sich über meinen Sessel und sagte: „Die kleine Frau da drüben schickt mir eben einen Blick zu, den ich Dir interpretiren werde, damit Du argloser Hagestolz einen Begriff davon bekommst, bis zu welchem hohen Grade die Dressur von Ehemännern getrieben werden kann. Du würdest gedacht haben, es sei ein Blick wie jeder andere, für mein wohlgeschultes Verständniß aber enthielt er folgende Weisung: „Befreie mich jetzt auf eine Weile von Deinem Freunde, indem Du ihn mit seinem Zimmer bekannt machst, oder indem Du eine Partie Billard mit ihm spielst, damit ich währenddeß zum Frühstück noch ein wenig Toilette machen und auch nachsehen kann, ob der Wein im Eise steht ꝛc. ꝛc.“

Lachend vertheidigte sich die junge Frau gegen die Lesart ihres Gemals.

„Sie müssen einen hohen Begriff von der Beredsamkeit meiner Augen bekommen“, sagte sie, indem sie dabei die wunderschönen blauen Sterne wie appellirend auf mich heftete. „Uebrigens bringt mich Bernhard in einen falschen Verdacht bei Ihnen: wenn es das Merkmal einer guten Hausfrau ist, daß sie auch durch den unerwartetsten Gast nicht überrascht werde, wie dürfte mich da ein so lieber, längst erhoffter, unvorbereitet finden!“

Ich hatte später noch oft Gelegenheit, wahrzunehmen, wie die kleine Herrin der Maison dorée ein unschuldiges Vergnügen daran fand, mit ihrem Hausfrauenthum zu cokettiren, obwol für eine solche Würde im Organismus des Hauswesens eigentlich gar kein Platz und ihr Besitz desselben ein rein illusorischer war: sie und ihr Gatte waren von einer drei- bis vierfach so großen Zahl von Dienern umgeben, alle so gut geschult, daß zum Befehlen sehr wenig Gelegenheit blieb.

Zwölftes Kapitel.

Südlich vom Hause befand sich ein Garten; mit Terrassen nnd Goldfischteichen, mit sonnigen Aprikosenspalieren und Weinlaubgängen zog er sich den Hügel hinab. Hier schlenderten wir wol früh am Vormittage herum; die junge Frau trug dann einen großen Gartenhut und

eine Leinwandschürze über dem hellen Morgenkleid; sie hatte eine Vorliebe für Gartenarbeiten und erzählte mir gern von den glänzenden Resultaten, die von ihr auf einem kleinen Stück guter Erde in ihrer französischen Heimat erzielt worden waren.

Eines Morgens befanden wir uns alle Drei hier draußen; noch hatte die Sonne die herbe Frühlingsluft nicht durchwärmt, der Thau blinkte noch; wir mieden daher die schattigen Gänge und ließen uns endlich auf einem Sitze am steingeplatteten Rande des kleinen Bassins nieder. Die Frische der Luft, die Sonne, das glitzernde Wasser, der Duft der Frühlingsblumen von den Beeten, der Hauch des Morgens von den Parkbäumen herüber, das Alles zusammen brachte Augenblicke des Wohlgefühls hervor, wie sie unvergeßlich bleiben, weil sie so spärlich über die Länge des Lebens vertheilt sind.

Margot hatte nicht lange Ruhe auf der Bank neben uns; sie stand auf und fütterte die Fische mit Brod, das sie ihnen mitgebracht hatte; dann begann sie, einen kleinen Strauß für den Frühstückstisch zu binden und wir Beide sahen ihr heiter und lässig zu, wie ihre anmuthige Gestalt zwischen den Beeten auf und nieder tauchte; unwillkürlich wol suchte Jeder von uns, so oft ihre Stellung und der breite Rand ihres Hutes es zuließ, einen Blick auf ihr entzückendes Gesicht zu erhaschen. Unbemerkt entfernte sie sich weiter; jetzt bückte sie sich über die Erdbeerbeete, dann stand sie am Spalier, die Arme hoch über dem Kopfe, um einen Zweig festzubinden; ich blies den Dampf meiner Morgencigarre träumerisch vor mich hin und durch diesen leichten Nebel erschien mir, den modernen und prosaischen Eigenschaften zum Trotze, meine Umgebung nun erst recht in einen poetischen Duft gehüllt. Margot hatte in ihren Bewegungen eine schwebende, schwimmende Ruhe und Gelassenheit, die mich an die festlichen Reigen der Alten erinnerte; „schön, wie die jüngste der Nymphen", sagte ich halblaut vor mich hin, während ich der hellen Gestalt mit den Blicken folgte.

Wanderer hob lächelnd den Finger. „Welchen feurigen Bewunderer meiner Frau habe ich mir da in's Haus geladen!" sagte er. „Die Sache wird mir fast bedenklich."

„Spotte nur, mein Lieber; ich bin froh, diesen Ton einmal wieder zu hören: ich muß gestehen, Deine bisherige unerhörte Sanftmuth und Liebenswürdigkeit fing an, mir unheimlich zu werden. Ihr Götter, hab' ich gedacht, wie glücklich muß dieser Mensch sein, da er seiner natürlichen Bösartigkeit so ganz vergessen kann, wie die apokalyptischen Löwen ihres Blutdurstes! Und ein Gefühl hat mich dann wol beschlichen, ähnlich dem des ängstlichen Freundes und Warners auf den Zinnen von Syrakus —"

Ich hatte scherzend gesprochen, plötzlich fühlte ich Wanderer's Hand schwer auf meinem Arm; ich sah ihm in's Gesicht und wurde betroffen durch den ungewöhnlichen Ernst in seinen Zügen. „Sprich es nicht wieder aus", sagte er in ängstlichem Tone, einem Ton, den ich in den vielen Jahren unserer Bekanntschaft keinmal von ihm gehört hatte, „oder sprich

leiſe! Ich fürchte mich vor ihnen, die Du eben nannteſt; ſie haben mich jetzt, ſie haben Macht über mich gewonnen; ja, ich fürchte — denn ich beſitze ..."; er deutete leicht mit der Hand nach ſeiner jungen Gattin hinüber ... „ſie iſt ſo zart — ſchön und leicht zerſtörbar, wie eine Blume", ſprach er weiter, wie von einem innern Schauer erkältet; „ich habe ſie ſpät gefunden, und es iſt, ſo lange ich lebe, das Erſte, woran mich Gott faſſen könnte, wenn er wollte ..."

„Dies iſt die müſſigſte aller Sorgen, wie ſie aus dem Uebermaß des Glückes entſpringt", ſagte ich heiter, in der Hoffnung, jenen ungewöhnlichen Ausdruck ſeiner kühnen Züge ſo raſch verſchwinden zu ſehen, wie er gekommen war. Aber Wanderer fuhr eben ſo fort — er ſchien mit der Stimme eines andern Menſchen zu ſprechen — „Du ſollteſt das Wort Uebermaß nicht brauchen, Freund, es liegt ein Vorwurf darin: wir Menſchen haben nie ungeſtraft zu viel. Aber ſtill, es iſt nicht gut von ſolchen Dingen reden, vielleicht auch habe ich die furchtbare Allmacht ſchon verſöhnt, indem ich fürchten gelernt habe."

Wir ſchwiegen Beide eine Weile, endlich ſagte ich, etwas gewaltſam zu einem andern Gegenſtande übergehend: Du biſt mir immer noch den Bericht Deiner Brautfahrt ſchuldig, Bernhard; noch immer weiß ich nicht, ob das letzte Capitel eures Romans mit einer oder mit zwei Heirathen ſchließt."

„Unſer Roman, wie Du Dich auszudrücken beliebſt, iſt noch gar nicht zu Ende", ſagte Wanderer, endlich wieder im alten Ton. „Der eigentliche Held treibt ſich noch wer weiß wie weit vom Hafen des letzten Capitels entfernt, zwiſchen Klippen herum, wie ſie ein Romanſchreiber nicht beſſer hätte aufrichten können, um, nach Goethe'ſchem Ausdruck, ſeine Handlung zu retardiren. Was mich betrifft, ſo iſt da nicht eben viel zu erzählen. Ich verließ Dich im vorigen Herbſte mit der Abſicht, mich vierzehn Tage ſpäter in Liverpool einzuſchiffen. Zuvor beſuchte ich noch einmal unſere Hüttenwerke in S., die Hoffnung, Emil zu ſehen und mich über Manches mit ihm auszuſprechen, ehe ich ging, hatte ich aufgeben müſſen; er war nicht in ſeiner Heimat und man konnte mir dort ſeinen Aufenthaltsort nur auf eine annähernde Weiſe angeben. Die allerſchwächſte Veranlaſſung trat ein, um mich zu beſtimmen, mich von S. nach L. zu begeben, dem Orte, wohin ſich, wie mir ſpäter einfiel, nach dem Tode der Großmutter Emil Ellers jene Tante mit ſeiner Schweſter zurückzogen hatte. Die Stadt war eine mäßige Tagereiſe von S. entfernt, ein Augenblick gleichgiltiger Ueberlegung, und ich entſchloß mich, zu gehen; wie hätt' ich damals gedacht, daß dieſer Augenblick zum Angelpunkte meines Lebens werden ſollte!

„Unterwegs erſt fiel mir ein, daß ich von dem Städtchen L. ſchon früher, und zwar in Beziehung zu meinem einſtigen Schützling, gehört hatte: bei weiterm Nachdenken beſann ich mich auch auf das Wann und Wie. Das Schweſterchen Emil's, welches den Knaben ſo ſehr geliebt hatte, die Tochter Marguérite's — mich erfaßte eine unwiderſtehliche Neugierde, dies Kind — denn ich beging den Anachronismus, ſie mir

nur als ſolches vorzuſtellen — bei dieſer Gelegenheit mit Augen zu ſehen. Ich langte gegen Abend in L. an, zu ſpät, als daß ich noch hätte meine techniſche Expedition zu jener eine Stunde weiter gelegenen Hütte antreten mögen; dagegen befragte ich mich ſogleich bei dem Wirth meines Gaſthofes nach der Familie Villier's und ihren Umſtänden.

„Dieſe Nachforſchungen waren leicht und erfolgreich: Villiers hieß der Maire der kleinen Stadt; er war ein bejahrter Mann, der Bruder des Großvaters Emil's und des jungen Mädchens, welches vor Jahren unter dem Schutze einer einfachen alten Jungfer nach L. gekommen war, jetzt aber der Stolz der angeſehenen Familie zu ſein ſchien. Als einige Zeit nach der Ueberſiedelung auch die gute Tante geſtorben war hatten der alte Herr und ſeine Gattin die Kleine in ihr kinderloſes Haus aufgenommen und zu ihrer Erbin eingeſetzt „Ah, c'est une fort jolie demoiselle, et qui sera riche!" ſchloß der Wirth, mein Berichterſtatter, mit einer komiſchen Dehnung des letzten Wortes. Mein Intereſſe an Emil's Schweſter war durch dieſe Einzelheiten abgeſchwächt worden; eine verzogene junge Dame, die Erbin par excellence der kleinen Stadt L., deren junge Männerwelt ihr wahrſcheinlich zu Füßen lag, oberflächlich gebildet, franzöſiſirt, voll kleinſtädtiſcher Vorurtheile, ſo ſtellte ich ſie mir vor, und, daß ich's geſtehe, zuletzt trieb mich nur die Neugierde zu ſehen, ob in ihrem Geſicht etwas von der rührenden Schönheit ihrer Mutter aufgelebt ſei, nach dem Hauſe, welches mir als das der Familie Villiers bezeichnet worden war.

„Wie ſoll ich erzählen, was ich nun Alles erlebte? Die Kleine trat mir entgegen, wie ein Traum meiner Jugend; ich wüßte jetzt nicht zu ſagen, ob ſie der Margot ähnlich ſieht, die ich vor zwanzig Jahren gekannt habe — jenes Bild iſt aus meinem Gedächtniß verſchwunden, als habe es nur ſo lange darin gelebt, um durch jenes lieblichere ausgelöſcht zu werden.

Im Hauſe herrſchte eine einfache, patriarchaliſche Geſelligkeit. Junge Mädchen, die Freundinnen Margot's, kamen zu allen Stunden des Tages und kicherten im Garten herum; die alten Herren ſaßen des Abends mit kurzen Pfeifen um den Großvater zum Wein; die Tiſchgeſellſchaft war alle Mittage eine andere. Junge Landwirthe und Fabrikbeſitzer aus der Umgegend ſprachen häufig vor, um Geſchäftliches mit Monsieur le Maire zu erledigen, richteten es dabei aber meiſt ſo ein, daß ſie über Tiſch blieben, und Dieſe bildeten, wie ich nach und nach merkte, die Kerntruppen der Armee, welche die junge Erbin zur Capitulation zwingen wollte. Außerdem war ſie aber von einer ganzen Schaar jugendlicher Plänkler umſchwärmt, Eleven der Handelsſchule in L., Schüler des Collége, deren Großväter mit Papa Villiers jung geweſen waren und dieſe hoffnungsvolle Generation für die Dauer ihres Aufenthalts in L. dem Wohlwollen der gaſtlichen Familie empfohlen hatte, und dergleichen Gelichter me' — kurz, ich habe nie ein lebhafteres, luſtigeres Haus kennen gelernt al das, in welchem Margot ihre glückliche Jugend verlebt hat.

„Am Nachmittag tranken wir in dem altmodiſchen, blumenreichen

Garten den Thee. Es war Spätherbst, aber der Garten, wie gesagt, voll Blumen, dazu das schönste, mildeste Wetter; es kam mir vor, als müsse es in L. und über diesem Garten immer schönes Wetter sein. Ein häufiger Gast war ein Herr Auguste Herbart, ein reicher, junger Mühlenbesitzer, den seine Geschäfte erstaunlich oft in die Stadt führten. Er hatte mich Anfangs nicht eben mit freundlichen Augen angesehen, als er sich aber im Laufe seiner Beobachtungsvisiten überzeugte, daß ich mit Margot eigentlich gar nicht, oder doch eher schlecht als gut stehe, so widmete er mir eine herablassende Höflichkeit, die sich in der Folge auf einige Winke von Monsieur Villiers über meine weltlichen Umstände sogar zu achtungsvoller Berücksichtigung steigerte. Er war ein hübscher, lebhafter Mensch mit äußerst entschiedenen Ansichten über die meisten Dinge im Himmel und auf Erden und einem erstaunlichen Vorrath von Principien und Systemen für alle möglichen Fälle.

„Du hättest uns sitzen sehen sollen, unter einer Geisblattlaube — einer Laube, würdig, der Schauplatz von Myrtill's und Daphne's Liebesgeflüster zu sein. Der alte Herr in seinem Lehnstuhl, neben ihm Madame mit ihrem rothbäckigen alten Gesicht und einem schneeweißen Strickstrumpf, und Louison, Clementine, Mathilde, die drei besten Freundinnen Margot's, welche sämmtlich zu Hause sehr früh diniren und bei denen es schon spät am Tage ist; zwischen ihnen ein schlanker, achtzehnjähriger Collégien in Uniform, der allemal roth wird, wenn ihm eins der Mädchen den Korb mit Backwerk oder die Tasse reicht, und noch viel röther, sobald Monsieur Villiers ihn wegen seiner aufmerksamen Nachbarschaft beglückwünscht. Dies junge Volk ist auf einer Gartenbank zusammengepackt, am andern Ende des Tisches thront in einem Lehnstuhl aber Monsieur Auguste Herbart, elegant, blühend, mit prächtigem Bart; weit hinaus über das Alter des Rothwerdens und der Gleichgiltigkeit gegen harte Bänke, kann er eine erhabene Geringschätzung gegen jene Jugend nicht ganz unterdrücken, zugleich aber auch das fatale Bewußtsein nicht los werden, daß er trotz seiner imponirenden Eigenschaften schon ein paarmal heute der Gegenstand des Gekichers der albernen jungen Dinger gewesen ist. Er sitzt dicht neben Margot, die hinter der Theekanne und den Tassen waltet; das ist sein Privileg und er macht den ausgiebigsten Gebrauch davon; er reicht ihr Alles, was sie braucht, sieht sie innig an und sucht bei uns den Eindruck hervorzubringen, als würden diese Blicke von ihr erwiedert und als sei er, während die Unterhaltung am Tische eine muntere und allgemeine ist, in ein Privatgespräch mit ihr vertieft, was sich aber, könnte man hinhorchen, ihrerseits auf die Bitte, nachzusehen, welche Tassen des Einschenkens warten, beschränken würde.

„Ich hatte meine Freude an diesem Idyll und saß bescheiden und mit vergnügter Miene in einer Ecke neben den beiden Alten. Auch suchte ich mich dadurch nützlich und angenehm zu machen, daß ich Louison, die mir zunächst Erreichbare, auf eine Weise unterhielt, welche, ihren häufigen Explosionen des Entzückens nach, die ihr angemessene sein mußte,

oder indem ich den jüngsten jungen Herrn in ein ihm interessantes und für die Uebrigen lehrreiches Gespräch über seine Pflichten als Collégien, über die Einrichtung der Classen und über die Schwächen der Lehrer verwickelte. Margot aber schien dieser meiner Auffassung der Ansprüche, welche die Gesellschaft an mich machen konnte, nicht beizutreten; sie sah mich dann und wann geradezu ungnädig an und verletzte endlich die Neutralität, indem sie meinen jungen Verbündeten, den Primaner, auf eine schonungslose Weise angriff mit den Worten:

„„Ich darf Ihnen wol viel Milch geben? Sie trinken den Thee sehr weiß, wie mich dünkt, Alfred?"

„„Danke sehr — ich — ich trinke gar keine Milch — ich verabscheue die Milch — in der That." Alfred begleitete diese Lüge mit einem so ausdrucksvollen Blick schmerzlicher Verwunderung über die Grausamkeit der Königin seiner jugendlichen Träume, daß ich, mich ganz auf seiner Seite fühlend, eine Lanze für ihn einlegte.

„„Ich bin es, der die Milch in abnormen Quantitäten zu sich nimmt, liebes Fräulein", bemerkte ich. „Sie verwechseln Herrn Alfred und mich. . . . Sie sind heute zerstreut, gewiß werden Ihnen Ihre doppelten Pflichten an jener Tischecke zu viel!"

„„O, lasse mich einschenken, Margot, mon coeur!" rief die schlaue Louison, ohne Weiteres in das feindliche Lager übergehend.

„Margot ließ sich natürlich ihr Amt nicht nehmen; sie war recht böse auf mich geworden und ihre Stimmung wurde durch die Genugthuung, welche Monsieur Herbart bei dieser Neckerei nicht ganz verbergen konnte, anscheinend nicht gebessert. Sie dauerte mich.

„Eines Tages traf ich Margot in einem der Seitenwege mit ihren abgeblühten Rosenstöcken beschäftigt; vielleicht daß der milde Abend, seine mit tausend Wohlgerüchen erfüllte Luft versöhnend auf ihre Stimmung gewirkt hatte — sie kam mir freundlich wie lange nicht entgegen und wir setzten uns nach stillschweigendem Uebereinkommen zusammen unter einen großen, alten Apfelbaum in der Nähe auf eine primitive Gartenbank, die dort stand. Sie lehnte sich gemächlich gegen den Stamm, faltete die kleinen Hände im Schooß über der leinenen Schürze, unbekümmert darum, daß sie von der Gartenarbeit beschmutzt waren, und sah mit hellen Augen in den abendlichen Himmel hinein, und unser Schweigen, denn wir schwiegen Beide, hatte durchaus nichts Peinliches; es lag im Gegentheil eine freundschaftliche Sicherheit darin, die meinen Gedanken eine ganz neue Richtung gab.

„„Sie sahen mich vorhin, als ich zu Ihnen trat, freundlich an, mein Fräulein", begann ich. „Das ist eine Gunst, die mir in der letzten Zeit selten zu Theil geworden ist und die ich deshalb um so lebhafter empfinde. Ich habe ernstlich darüber nachgedacht, wodurch ich wol bisher Ihr Mißfallen erregt haben könnte, und bin zu keinem mir genügenden Resultat gekommen; wollen Sie mir dazu verhelfen?"

„„Wie seltsam Sie reden!" sagte sie verwirrt. „Freilich, es sollte mich nicht wundern . . . bei Ihnen. Das ist so Ihre Weise, diese über-

legene Gleichgiltigkeit! Es liegt Ihnen nicht viel daran, mir zu mißfallen, wie Sie es nennen, gewiß nicht — aber Sie können nicht umhin, sich darüber zu wundern, daß ein einfältiges, kindisches Mädchen wie ich sich unterfängt, gegen Ihre Art, sich zu geben, im Stillen zu protestiren."

„„Meine Art, sich zu geben!" Ich sah mit Verwunderung, wie sie sich in eine eigenthümliche Heftigkeit hineingeredet hatte. — „Liebe Margot, es thut mir sehr leid, daß diese meine Art und Weise nicht Ihren Beifall hat. Ich würde sie vor Ihnen zu rechtfertigen suchen, wenn ich nicht fürchten müßte, durch die Erzählung meiner bisherigen Lebensweise, der Erfahrungen, der Umgebungen, die mich zu Dem gemacht haben, was ich nun einmal bin, das Wenige von Ihrer Freundschaft, was Sie mir noch zu bewilligen geruhen, auch zu verscherzen."

„Sie sah mich nicht an, sondern gerade vor sich hin, während es um ihren feinen Mund zuckte. „Nennen Sie mich nicht liebe Margot", rief sie. „Sie spotten nur über mich, wie über Alles, und Das ist es, was mich kränkt und — unglücklich macht!"

„Als ich nun auch die aufsteigenden Thränen beobachten konnte, ergriff mich plötzlich ein überwältigendes Interesse an der sonderbaren kleinen Scene. „Sie thun mir Unrecht, Margot", sagte ich ernst; „Sie mißverstehen mich ganz . . . aber ich habe nun einmal Unglück bei den Wenigen, für die ich warm empfinde. Sie, die, wie ich hoffte, mir später, wenn ich fern bin, eine Fürsprecherin bei Ihrem Bruder werden sollten, auch Sie wenden sich von mir — aus Laune. Ja, aus Laune . . . Sie können nicht im Ernst glauben, daß ich gewünscht hätte, eine billige Ueberlegenheit, die des Alters und der Weltklugheit, bei Ihnen, gerade Ihnen, geltend zu machen."

„Jetzt horchte sie mit halbgeöffneten Lippen, die ganze Seele in den Augen.

„„Ich habe freilich gedacht", sagte sie, als ich schwieg, „daß Sie sich nicht über mich allein, sondern über Alles, was Sie hier sehen, über unsere ganze kleinstädtische Art und Weise im Stillen oft lustig machten. Aber wie kann mich das so erzürnen! Haben Sie nicht vollkommen Recht, wenn Sie unsere Interessen für kleinlich halten, unsere Unterhaltungen albern finden — sprechen wir nicht mehr davon! Was war es, was Sie da eben sagten: ich Ihre Fürsprecherin bei meinem Bruder . . . und wenn Sie fern seien? Wohin gehen Sie?"

„„Meine liebe, kleine Margot", sagte ich jetzt und ergriff ihre beiden Hände, die sie mir anscheinend achtlos ließ, „meine liebe, kleine Margot, ich danke Ihnen, daß Sie mich zu Ihnen sprechen lassen wollen und daß Sie selber so offen gegen mich gewesen sind. Habe ich jemals durch Blick oder Wort eine unehrerbietige Regung gegen Sie, kleine Königin Ihres Hofstaates, an den Tag gelegt, so bitte ich hiermit herzlichst um Verzeihung. Ich werde Herrn Auguste Herbart nie wieder seine Seligkeit an Ihrer Seite boshaft zu verkümmern suchen, ich verspreche es Ihnen, auch wenn er mir der ihm erwiesenen Ehre nicht ganz würdig scheinen sollte."

„„Was wollen Sie mit Herbart, wer spricht von ihm?“ rief Margot in plötzlicher, heftiger Erregung, indem sie mir hastig ihre Hände entzog.

„„Freilich, was kümmert er mich — ich bin anmaßend. Sie wollen mir nicht gestatten, das brüderliche Gefühl, welches für Emil zu hegen ich mir vielleicht das Recht erworben habe, auch auf Sie zu übertragen.“

„„Nein, das will ich nicht“, sagte sie hart.

„„Ich täuschte mich, als ich Sie mir heute gnädig gestimmt glaubte . . . oder besser vielleicht, ich verstehe es nicht, mir diese günstige Stimmung zu erhalten.“

„„In der That, nein“, sagte sie mit halb erstickter Stimme.

„„Das ist schlimm, denn man läßt gern, wenn man weit und vielleicht auf immer fortgeht, Fürsprecher für sich zurück in Gestalt der guten Stunden, die man mit den uns Lieben verlebt hat. Ich werde keine haben . . . Sie werden nur grollend an mich denken, im besten Falle mich vergessen.“

„„Wohin gehen Sie?“ fragte sie abgewendet.

„Ich sprach von meiner bevorstehenden Reise und wie ich dieselbe schon allzulange verschoben habe. Die Dämmerung war noch keineswegs so tief, daß ich nicht hätte sehen können, wie alles Blut langsam aus ihren zarten Wangen wich. Sie sagte jedoch nichts, als: „Weiß mein Bruder davon?“

„„Nein. Es wäre unnütz, Ihnen ganz verhehlen zu wollen, daß Ihr Bruder mich nicht mehr für seinen Freund hält und deshalb fast allen Verkehr mit mir abgebrochen hat.“

„Jetzt durfte ich wieder in ihre Augen sehen, welche sie mir schreckerfüllt zuwendete. „Warum? Was ist geschehen? Darf ich es nicht erfahren?“

„„Sie würden es früher oder später erfahren, aber vielleicht nicht ganz so, wie es sich wirklich verhält, mein liebes Kind, darum will ich Ihnen erzählen, was ich weit lieber verschwiegen hätte. Es ist für Emil die Zeit gekommen, die, wie ich früher zu lesen pflegte, für jeden Menschen einmal kommt, die Zeit, in welcher er der Leidenschaft anheimfällt, die, wenn sie heftig auftritt, ihn für alle anderen Gefühle, welche ihn früher beherrscht haben mögen, unzugänglich macht. Und bei Emil ist sie sehr heftig aufgetreten. Er liebt ein junges Mädchen, welches er an dem Ort, wohin er von mir zu seiner Ausbildung geschickt worden war, kennen gelernt hat.“

„Sie unterbrach mich, als ich einen Augenblick inne hielt: „Und diese Liebe hat die Dankbarkeit für Sie, seinen Wohlthäter, mehr als sein Vater, aus seinem Herzen getrieben?“

„Ich mußte fast lächeln, als ich in ihre vor Unwillen blitzenden Augen sah und merkte, daß ich eine mächtige Verbündete in der schwesterlichen Eifersucht haben würde. Mädchen, wenn sie nicht ganz beson-

ders sanft oder phlegmatisch sind, haben, glaub' ich, immer eine instinctive Neigung, die Geliebten ihrer Brüder zu hassen.

„„Nein — aber es sind unglückliche Umstände eingetreten", versuchte ich fortzufahren.

„„Wie? Sie glaubten, ihn von dieser Heirath abhalten zu müssen?" Sie sprach, als ob sie mir großen Dank wissen würde, wenn ich es gethan hätte. Jetzt lächelte ich wirklich „Dazu hatte ich kein Recht", sagte ich, „und auch keine Veranlassung. Dies Fräulein Lauchholt war ein schönes, kluges, ungewöhnliches Mädchen."

„Es war ein Genuß, auf ihrem beweglichen Gesicht die Wirkung meiner Worte zu beobachten. Sie sagte jetzt nichts, sondern preßte nur die Lippen aufeinander. „Ein ganz besonderes Mädchen", fuhr ich fort; „ich kam auf Emil's Bitte, sah sie, die ich als Kind gekannt hatte, und gab dem jungen Paar meinen Segen."

„„Das ist ja eitel Glück und Friede, was Sie da erzählen", sagte sie mit einer Bitterkeit, die ich ihr nicht zugetraut hätte. „Und Emil, der nicht einmal Zeit fand, mir seine Verlobung anzuzeigen . . ."

„„Er würde es gethan haben, wenn nicht „Glück und Friede" zu bald, in fact, ehe man ihrer recht froh geworden war, sich getrübt hätten. Der jungen Dame, Ida Lauchholt, wurde in kurzer Zeit ihr Wort leid, welches sie Ihrem Bruder gegeben hatte; sie besann sich darauf, daß ihr ein Anderer eigentlich besser gefalle —"

„„O, die Abscheuliche!"

„„Sie werden sie kaum milder beurtheilen, wenn ich Ihnen erst gesagt haben werde, um wessentwillen sie dem armen Jungen das Herz brechen wollte, für wen sie sich in eine Leidenschaft verstrickte, über die sie Stolz und weibliche Sitte vergaß . . . Ich, Fräulein Margot, ich hatte das Unglück, vom Schicksal zwischen Ihren Bruder und seine Braut geworfen zu werden. Können Sie nun noch immer nicht begreifen, weshalb Emil an meiner Freundschaft für ihn einigermaßen irre geworden ist?"

„Sie begriff es offenbar zu gut; sie starrte mich entsetzt an und machte eine Bewegung, als ob sie von mir wegrücken wollte. „O, verabscheuen Sie mich nicht auch ohne Grund, Margot", sagte ich da etwas ungeduldig; „ich hatte nichts, gar nichts gethan, um Ida in den bräutlichen Empfindungen für Emil, welche sie von Rechtswegen hätte hegen sollen, irre zu machen. Sie liebte mich ganz aus dem Stegreif, und als ich es erfuhr, schalt ich sie dafür aus. Der arme Emil war sehr unglücklich; ich hielt es für das Beste, mich sobald als möglich zu entfernen, und hoffte auf die Zeit, welche entweder das alte Verhältniß wieder herstellen oder die Wunden, die durch seine Lösung entstanden, schließen würde."

„Sie schwieg, als ich hier inne hielt. Es widerstrebte mir heftig, sie, das reine, kindliche Wesen, mit jener tollen Wiener Geschichte bekannt zu machen; aber ich hatte nun einmal ein unüberwindliches Verlangen, vollständig gerechtfertigt, in meiner ganzen Tugendglorie, vor ihr dazu-

ſtehen, und dieſer ſelbſtſüchtige Wunſch gewann über jedes andere Bedenken die Oberhand, ich erzählte ihr Alles.

„Und nun verzeihen Sie mir, wenn ich Ihrem reinen Sinn durch dieſe Bilder nahe getreten bin", ſchloß ich meinen Bericht; verzeihen Sie mir und geben Sie mir, bitte, ein gutes Wort mit auf die Reiſe. Sie ſchweigen . . . Sie wollen nicht? Habe ich Sie ſo ſehr beleidigt?"

„„Mich beleidigt? O, verzeihen Sie mir!" rief das Mädchen, unter plötzlich hervorbrechenden Thränen. „Verzeihen Sie mir mein kindiſches Weſen, meine Unart, meinen Trotz! Ach, wenn Sie wüßten — nein, Sie können es nicht erfahren, was mich ſo unglücklich, ſo unvernünftig machte!" Sie ſchluchzte dabei immer heftiger; ich war ganz beſtürzt, meine Troſtesworte fruchteten wenig, ſie ſchien ſich in Thränen auflöſen zu wollen. „Eins aber kann ich thun", ſagte ſie endlich, mit vom Weinen matter Stimme, „ich kann um Das bitten, was ich vorhin ſo ſchnöde zurückgewieſen habe, ja, ſeien Sie mir gut wie einer Schweſter — lieben Sie mich ein klein wenig, um Emil's willen —"

„Dabei hatte ſie ſchüchtern meine Hand ergriffen und neigte ihr von Thränen überſtrömtes Geſichtchen darüber. „Liebe, liebe Margot," ſagte ich, indem ich ſie wie ein Kind in die Arme nahm und ihr das Haar aus der Stirn ſtrich, „könnte ich Sie doch beruhigen, könnte ich doch das Wort finden, welches den Sonnenſchein Ihrem Geſicht wieder brächte, der darauf lag, als ich kam!"

„Sie lächelte ſchmerzlich. „Sie werden es nie finden", ſagte ſie trübe und legte dabei ihr Köpfchen müde an meine Schulter, „nein, Sie finden es nie. O, warum gehen Sie ſo weit fort?" rief ſie dann unter neu hervorbrechenden Thränen.

„„Sie ſehen, daß ich muß, Margot, um Ihrem Bruder allen Grund zur Beunruhigung zu nehmen." Noch während ich ſprach, kam mir plötzlich, urplötzlich, der Gedanke an die Worte, welche Du, lieber Freund, in Wien zu mir geſprochen hatteſt, an den Weg, den Du mir empfohlen hatteſt, um Emil zu beruhigen, und ich erſchrak bei dieſem Gedanken ſo heftig, daß ich zuſammenzuckte. Margot bemerkte es, ſie richtete ſich auf und ſagte, glühend roth im Geſicht: „O, mein Gott, was habe ich gethan, wie kindiſch bin ich geweſen! Gute Nacht jetzt, lieber Herr Wanderer; Sie bleiben noch einige Tage, ja? Und Sie werden ſehen, daß ich vernünftig geworden bin."

„Dabei war ſie aufgeſtanden; ich erhob mich ebenfalls, um ſie in das Haus zu begleiten, aber ſie hob abwehrend die Hand und eilte fort.

„Wir ſaßen uns den nächſten Morgen beim Frühſtück gegenüber; Margot war auffallend bleich und ſtill und blieb ſo den ganzen Tag; mir zeigte ſie eine ruhige Freundlichkeit. Als auch der folgende Tag und der dritte ihren Wangen wol ein wenig Farbe, ihrer Stimme aber nichts von der alten Lebhaftigkeit wiederbrachte, als ſie ihr helles Lachen verlernt zu haben ſchien, wurde der ſcharfſichtige alte Herr unruhig. „Was mag dem Kinde fehlen?" ſagte er zu mir und ſah mich forſchend an, als müſſe ich ihm Auskunft geben können. „Margot, mein Herz-

kind!" rief er, als sie eben an der offenen Balconthür vorüberging, „komm herein, Du bist krank, mein Liebling!"

„„Ich habe ein wenig Kopfweh, lieber Onkel", sagte sie mit unsicherer Stimme. „Laß mich, bitte, es wird gewiß bald vorübergehen."

„Das Kopfweh ging aber nicht vorüber, seine Symptome wenigstens blieben, auch schien Margot an jenem Abend ihre Beweise zutraulicher Freundschaft gegen mich erschöpft zu haben; ich glaubte zu bemerken, daß sie mir auswich, wenigstens vermied sie es sorgfältig, allein mit mir zusammenzutreffen.

„Ich saß eines Abends, über diese Dinge nachdenkend und dabei meine demnächstige Abreise erwägend, allein in einem Zimmer, welches wegen einiger Bücher, die sich dort aufhielten, den Namen la Bibliothèque erhalten hatte. Dasselbe wurde von den Bewohnern des Hauses als ein bequemer Durchgang benutzt und würde Demjenigen, welcher dort etwa hätte seinen Studien obliegen wollen, wol kaum die nöthige Ruhe zur Vertiefung in sein Problem gewährt haben.

„Der Stuhl, in dem ich saß, stand in einer tiefen Fensternische, mir gegenüber befand sich ein niedriges, altmodisches, mit verblichener Stickerei bedecktes Tabouret. Die Thür ging auf, ich verhielt mich ruhig, vom Vorhang halb verdeckt, bis ich in der hindurchgehenden Person Margot erkannt hatte. Da stand ich rasch auf, erreichte sie mit zwei Schritten und zog sie an beiden Händen mit in meine Fensternische und auf den niedrigen Sessel. Sie sah ängstlich aus, leistete aber keinen erheblichen Widerstand.

„„Sie forderten mich neulich auf, liebe Margot, zu sehen, wie vernünftig Sie nach unserer Unterredung werden würden. Das war Ihr Ausdruck; nun möcht' ich Sie fragen, ob nach Ihrer Ansicht trübe Augen, bleiche Wangen und ein müder Schritt Dasjenige ausmachen, was man gewöhnlich als „vernünftig" zu bezeichnen pflegt. Ist dies der Fall, so gestatten Sie mir, daß ich gegen solche Vernünftigkeit nach Kräften protestire und Sie flehentlich bitte, recht bald wieder thöricht zu werden."

„Sie seufzte und die Farbe kam und ging rasch auf ihrem durchsichtigen Gesicht; meinem Blick zu begegnen, hatte sie bis jetzt erfolgreich vermieden.

„„Wollen Sie mich keines Wortes würdigen, liebe Margot?" sagte ich und diesmal sehr sanft. „Wirklich nicht? Eine Frage müssen Sie mir aber doch beantworten ... Sie haben mir vor Kurzem ein Räthsel aufgegeben, mit dem ich mich seitdem Tag und Nacht herumtrage: jenes Wort, Margot, jenes Zauberwort, welches die bösen Geister von Ihnen bannt, kann es auch ein Anderer, oder muß ich, ich allein, es aussprechen?"

„Ich hatte mich zu ihr niedergebeugt und suchte ihr in die Augen zu sehen. Sie verstand mich, ihre Stirn war tief gesenkt, aber ein lebhafter Purpur übergoß Wangen und Nacken.

„Nun zog ich sie leise an mich. „Ich glaube, ich habe es gefunden,

Digitized by Google

dies Wort, mein Liebling", sagte ich, „und wenn ich es suchen mußte, e, so glaube mir, daß es die Größe der Seligkeit war, die sich mir damit erschließt, das zu helle Licht, welches mich bisher so blind gemacht hat. Margot, willst Du mein Weib sein?"

„So wurde sie mein. Sie lag lachend und weinend in meinen Armen und bat: „Halte mich fest, recht fest, damit ich fühle, wie ich Dir gehöre!" Und dann fragte sie, ihre kleinen Hände um meinen Hals: „Willst Du nun noch fort, über das Meer?"

„Du kannst Dir denken, was ich darauf antwortete, wie ich überhaupt diese ganze Scene, vielleicht zum Vortheil derselben, Deiner Phantasie hätte überlassen dürfen. Ich habe mich seitdem nicht mehr von Margot getrennt; wir heiratheten einander vom Fleck, wie man zu sagen pflegt." Er sah hier mit einem ernsten, entschlossenen Blick auf sein holdes Eigenthum hin, dessen Köpfchen eben wieder zwischen den hohen Blumen sichtbar wurde. „Nicht für einen Tag werde ich sie verlassen, so lange ich lebe; ich habe sie spät gefunden, eine Generation weit hatte Gott mein Kleinod vor meinen suchenden Augen entrückt, aber er hat es mir nicht ganz vorenthalten, und eine Weile wird er uns doch gönnen, zusammen zu sein."

* * *

„Emil erschien auf dem Schauplatz der Ereignisse zwei Tage, nachdem wir Hochzeit gemacht hatten", fuhr Wanderer nach einer längern Pause fort. „Was für ein Anliegen er mir bringen wollte, weißt Du vielleicht, da er Dich, wie Du sagst, inzwischen aufgesucht hatte. Er kam, meine junge Frau flog ihm entgegen und, indem sie ihre Wange an die seine legte, flüsterte sie ihm ihre Neuigkeit in's Ohr. Schwerlich werde ich je den sonderbaren Ausdruck vergessen, welcher sich dabei über seine Züge verbreitete. „Seit wann?" fragte er tonlos. „Seit gestern?" — Und dann schob er sie sanft von sich und zog sich, noch ehe er mich begrüßt hatte, auf sein Zimmer zurück.

„Ich war Margot langsam gefolgt und hatte die ganze Scene aus einiger Entfernung mit angesehen und gehört. Das Kind kam weinend zu mir zurück und konnte sich über die Kälte und das unbegreifliche Wesen ihres Bruders lange nicht beruhigen. Als er nach einer Stunde etwa noch nicht wieder sichtbar geworden war, ging ich nach seinem Zimmer. Emil saß in müder, lässiger Haltung auf einem Stuhl am Fenster; er stand, als er mich erblickte, auf und streckte mir die Hand entgegen. „Verzeih'", sagte er, „daß ich Dich noch nicht beglückwünscht habe. Die Nachricht traf mich so unerwartet — wie ein Schlag ... und daß ich gerade einen Tag zu spät kommen mußte, daß ich nicht rascher gereist bin — es ist ein so seltsames Schicksal; verzeih', wenn ich mich noch nicht fassen kann."

„Etwas unmuthig über seine mehr als kühle Aufnahme der Verwandtschaft, in die ich zu ihm getreten war, sagte ich, vielleicht ein wenig scharf:

„„Du scheinst geneigt zu sein, die Ehe Deiner Schwester mit mir für ein Unglück zu halten, Emil; darf ich fragen, aus welchem Grunde?“

„Er sah mich an, als käme ihm nur langsam das Verständniß meiner Worte. „Ein Unglück für sie?“ sagte er träumerisch. „Nein, in der That, Du verstehst mich nicht. Margot und Du, Ihr habt Euch auf das glückliche Ufer hinübergerettet und, bei Gott, Ihr verdient es Beide. Aber ich kann mich darüber nicht ganz so freuen, wie ich vielleicht sollte; ich kam mit einem Vorschlag zu Dir . . . Du solltest ein anderes Glück machen, oder besser, ein grenzenloses Elend zu lindern suchen. Die Hoffnung ist nun aus . . . sie blieb in der Nacht, und ich — aber was kommt auf mich an“, unterbrach er sich rauh.

„Wir reisten in jener Zeit hierher und ich führte Margot in dies Haus ein, welches ich, wenn es ihr gefiel, mit ihr zu bewohnen gedachte. Ich hatte Emil vermocht, uns zu begleiten; noch ehe er uns wieder verließ, um sich in seine Heimat zu begeben, war in mir ein Entschluß zur Reise gediehen, der, so sehr ich mich auch Anfangs gegen meine eigene Ueberzeugung sträuben mochte, sich mir, je länger, je mehr als eine nicht zu umgehende Verpflichtung aufdrängte. Ich will Dich mit einem Raisonnement verschonen, daß es lückenhaft war, wirst Du ihm wol verzeihen, da es einen wirklich moralischen Zweck und — eine gute Wirkung hatte. Wir nahmen Ida bei uns auf — meinem irrenärztlichen Dilettantismus eröffnete sich ein reiches Feld der Bethätigung. Ich ließ der Kranken eine Cur, aus Anregung und Beruhigung zusammengesetzt, angedeihen; Margot unterstützte mich dabei mit einer Aufopferung, einem Tact, einer Weisheit, möcht' ich sagen, die sie mir unentbehrlich gemacht hätte, wenn sie es nicht schon gewesen wäre. Geduld war ein Haupterforderniß bei unserer Methode — mein Weib besitzt deren wie ein Engel . . . sie hat in diesem Liebeswerk die ersten Monate ihrer Ehe hingebracht — Du schweigst, alter Freund“, meinte Wanderer hier lächelnd; „es fehlen Dir wol die Worte, um mein Unternehmen zu bezeichnen; Du bist starr vor Erstaunen über die Vermessenheit desselben.“

„Mein Erstaunen würde sehr post festum kommen“, erwiederte ich. „Du hast Erfolg gehabt, nun, so hattest Du auch Recht! Hier sage ich unbedenklich:

„Und wenn's gelingt, so ist es auch verzieh'n,
Denn jeder Ausgang ist ein Gottesurtheil.“

„Ja, Ida ist gesund“, fuhr Wanderer fort. „Sie hatte in ihrem traumhaften Hinleben Margot und mich — uns Beide zusammen, wie ein Wesen fast — als ein gutes Element lieben gelernt: als sie nach und nach aufwachte, fand sie dies Factum in sich vor . . sie begriff, was wir einander waren, aber diese Erkenntniß war so allmälig gekommen, daß sie ihr keinen Schmerz bereitete. Als sie nun wieder im Vollbesitz ihrer Geisteskräfte war, da trat ein Moment, auf welches ich nicht gerechnet hatte, in seine Rechte: Ida sah, daß eine Andere mich ganz und gar erfüllte und sie hätte kein Weib sein müssen, wenn diese

Thatsache sie nicht von jeder Schwäche für mich auf das Allergründlichste geheilt hätte. Sie ist jetzt bei ihren Eltern, heiter und gesund, wie ich aus ihren häufigen Briefen an Margot schließen darf — vielleicht noch ein wenig sanfter und frömmer als früher, aber ich zweifle nicht, daß die Zeit, die beste Gehülfin meiner Methode, ihr ihre alte weltliche Eroberungslust auch wieder bescheeren wird."

„Und Emil?" fragte ich.

„Er hat auf meinen Rath, ich könnte sagen, auf meinen Befehl, den Verkehr mit Hohenhütte nicht wieder angeknüpft. Er lebt in S. auf dem väterlichen Erbe ungeheuer thätig; er hat ein Feld für seine Arbeitskraft gefunden, daß ihm auf's Haar zusagt, den dornenvollen Acker des Reformators und Philanthropen nämlich. Dazu seine industriellen Unternehmungen, die er auch nicht vernachlässigt. Du kannst Dir denken, daß er genug zu thun hat, und die Noth und Plackerei, welche seine von ihm zu beglückende Plebs ihn fortwährend bereitet, sind ein gutes Zerstreuungsmittel für ihn. Auch von ihm hören wir regelmäßig; er hat sich wieder in sein altes Verhältniß zu mir hineingelebt."

Wanderer war zu Ende. — Die Sonne strahlte jetzt schon heiß vom Kies zu unseren Füßen nieder. Wir standen auf und suchten unsere eifrige kleine Gärtnerin auf, die über ihre Arbeit die Sonnengluth nicht zu beachten schien und auch jetzt noch immer keine Miene machte, den Spaten aus der Hand zu lassen, bis ihr der Gemal auf eine summarische Weise das Handwerk legte. „Laß mich das Geräth wenigstens erst wegräumen", sagte sie erröthend und aus seinem Arm, auf dem sie sich plötzlich befunden hatte, zur Erde strebend „und, bitte — ich ziehe vor zu gehen" — es war ihr gelungen, einen etwas scharfen Ton anzunehmen — „ich weiß nicht, was unser Freund dazu denken mag, daß Du Deine Frau wie ein kleines Kind herumträgst — gewiß findet er, wir hätten lange Zeit gehabt, ein gesetztes, vernünftiges Ehepaar zu werden."

Es läßt sich denken, daß Wanderer im entgegengesetzten Sinne an mich appelirte und daß ich durch einen salomonischen Ausspruch beiden Theilen gerecht zu werden suchte.

Dreizehntes Kapitel.

Zwei Jahre waren seit meinem ersten Besuche in der Maison dorée verstrichen — zwei Jahre hatten alle ihre Monate mit Sonne und Schnee, kalten, trüben und blauen, blumengeschmückten Tagen über meinen während des Processes stark ergrauenden Scheitel hinweggeführt, als ich mich wieder nach Lüttich auf die Reise begab, zu einem Zweck, der sich dem Leser bald entfalten wird.

Diesmal nahm ich in Lüttich Postpferde; ich kam gegen Abend in der Maison dorée an und hatte kaum das chinesische Zimmer betreten, als mir schon Bernhard Wanderer durch die gegenüberliegende Thür entgegen trat. Er hielt mir beide Hände hin; sein Haar wies noch keine Silberfäden auf, er sah so blühend, so heiter aus, wie je.

„Willkommen, Herr Gevatter!" sagte er mit dem alten, lustigen

Spott; dann nahm er mir eine kleine Ledertasche ab, die ich auf der Reise umgehängt hatte und nun, den langen Riemen kurz gefaßt, in der Hand trug. „Ich werde sie gut aufheben lassen", nickte er mir zu, „da, wie ich vermuthe, der Pathenlöffel darinnen steckt."

Ich brachte nun erst meinen Gruß an, mit besonderer Rührung und Herzlichkeit, die sich diesmal durch Bernhard's Uebermuth nicht zurückschrecken ließ; auch er wurde sofort ernster, als ich nach dem Befinden seiner Gattin fragte. „Little darling — God bless her" — sagte er beinahe andächtig — er schien in seinen seltenen Augenblicken der Erregung den besten Ausdruck derselben in kurzen englischen Formeln zu finden — „sie ist gesund und hat schon mehrmals von Dir gesprochen. Du wirst sie aber vor der Ceremonie kaum sehen, denn obwol sie einen wahren Hofstaat von Wärterinnen und dergleichen um sich hat, ist sie bisher nur schwer zu bewegen gewesen, die Wickelpuppe aus den Armen zu lassen: bei all' den geheimnißvollen Weihen, die zu verschiedenen Tageszeiten an dem kleinen Geschöpf vorgenommen werden, führt sie mit der Würde einer Oberpriesterin die Aufsicht."

„Und Dein Sohn, von dem Du in so unehrerbietigen Ausdrücken sprichst?"

Wanderer machte eine unendlich komische Grimasse. „Er hat es während der kurzen Zeit seines irdischen Bestehens schon fertig gebracht, ein Werkzeug zur moralischen Veredelung seines Vaters zu werden .. Die Priesterinnenschaar oben behauptet nämlich, daß er mir „sprechend" ähnlich sehe" — hier schüttelte sich Wanderer — „ich versichere Dich, ein wirksameres Mittel zur Ertödtung meiner Eitelkeit hätte man mir nicht eingeben können. Aber Du wirst müde von der Reise sein, ich führe Dich auf Dein Zimmer; später, wenn Du Dich ausgeruht hast, werde ich Dich mit einer zeitweiligen Bewohnerin der Maison dorée bekannt machen."

„Eine Dame also werde ich antreffen", sagte ich, nachdem ich meine Toilette vollendet hatte und von Wanderer aus meinem Zimmer abgeholt worden war; „eine Freundin oder Verwandte Deiner Frau?"

„Eine Freundin von uns Allen." — Er schob hier den Thürflügel zurück und ließ mich in den Solon treten. Die Gaskronen brannten schon; gerade unter dem mittelsten Lüstre saß in einem niedrigen Sopha eine Dame, das Gesicht nach der entgegengesetzten Seite gewendet; den Kopf tief über ein Buch auf ihrem Schooß gebeugt; ich sah ein paar runde Schultern und auf der Lehne des Sophas Fluthen, lichtgetränkte Fluthen des schönsten Goldhaars, wie man es der Fee Abunde zutraut. Bei dem Geräusch unseres Eintritts erhob sich die Lesende ziemlich langsam und wendete sich uns zu; ich sah in ein längliches, etwas bleiches Gesicht von außerordentlichem Adel der Formen. Mit einem leichten Lächeln schüttelte sie ihre prächtige Mähne, die über der Stirn in anmuthigen Locken lag, zurück und verbeugte sich, während Wanderer Herrn Franz Lebrecht und — Fräulein Ida Lauchholt mit einander bekannt machte.

Das Mädchen rückte Sessel zurecht, ich ließ mich nieder, Wanderer auch und wir begannen ein Gespräch über Eisenbahnfahrten, Wartesäle und dergleichen Neutrales mehr; dann stand der Hausherr auf und entschuldigte sich, da er seiner Gattin meine Ankunft melden wollte: ich war mit der Schönheit allein.

Wie schön war sie! wie viel tausendmal schöner, als ich sie mir vorgestellt hatte! Sie mochte merken, daß ich sie bewunderte, und durch häufige Pausen in unserm Gespräche, die ihr nicht das mindeste Unbehagen zu bereiten schienen, ließ sie mir immer wieder Zeit dazu. Auch wenn sie sprach, hatte sie etwas Gleichgiltiges: sie lächelte sehr häufig, oft, um sich die Worte zu ersparen: ihr Lächeln war, was man verbindlich nennt; es gehörte zum Apparat des Gesprächs; die innere Heiterkeit anzuzeigen, war seine Mission nicht.

Endlich kamen wir auf unsere Wirthe zu sprechen, auf Margot — und nun klang zum ersten Male etwas wie Wärme in Ida's Worten durch; ihr weißes Gesicht hatte sich röthlich angehaucht; sie hob die Augen zu mir auf, und mit diesen dunkelblauen Augen, märchenhaft schön, wie Alles an ihr, schien sie mir zu danken für die beredten Worte der Bewunderung, welche ich von Wanderer's Gattin gesprochen hatte.

Aber auch dies Thema erschöpfte sich.

„Wir werden, höre ich, noch mehr Gäste hier haben" — diese Worte meinerseits waren das Resultat einer längern Pause, während welcher ich mich auf eine möglichst ursprüngliche Bemerkung besonnen hatte.

„Ja, die Pflegeeltern Margot's kommen", sagte Ida mit einem leisen Lächeln der Anerkennung für meine Bemühungen um die Conversation. „Auch Herr Eller wird erwartet."

Ich blickte rasch in die Höhe: sie sah schon wieder auf ihre Arbeit, mit der gleichgiltigsten Miene von der Welt. Wanderer trat jetzt ein; ich erfuhr noch, daß Fräulein Lauchholt am gestrigen Tage angekommen sei Nach kurzer Zeit erhob sie sich und wünschte uns gute Nacht; sie brachte, wie ich von Wanderer hörte, den Abend im Heiligthum der jungen Frau zu: der Hausherr und ich soupirten allein.

Kaum war sie hinaus, als ich meiner enthusiastischen Bewunderung ihrer Schönheit Luft machte. Wanderer hörte mit großer Kaltblütigkeit zu. „Mir mag der unparteiische Künstlerblick abhanden gekommen sein", meinte er endlich trocken; „außerdem würdest Du es wol kaum begreiflich finden, daß ich meine Psyche nicht nur holdseliger, sondern auch thatsächlich schöner finde, als diese Venus."

Ich erwiederte ihm mit Lächeln, wie ich dies sehr wol begreifen könne.

Am andern Morgen fuhr ich mit Wanderer nach der Stadt, um Grandpapa et Grandmaman vom Bahnhof abzuholen. Ich fand das liebenswürdige Paar so, wie er sie mir geschildert hatte und wir wurden schon auf der Heimfahrt gute Freunde, denn Monsieur Villiers sprach deutsch und ich besaß die Gefälligkeit, seine manchmal etwas dunklen Satzbildungen recht gut zu verstehen und seine Aussprache ausge-

zeichnet zu finden, wodurch ich mir besonders das Herz der guten alten Dame gewann, welche auf die Sprachtalente ihres Eheherrn noch weit stolzer war als dieser selbst.

Wir waren am Abend des zweiten Tages bis auf die junge Mutter vollzählig im Salon versammelt.

Wanderer saß, tief in einem Fauteuil vergraben, im vollen Lichte; er gab sich nicht die Mühe, den Ausdruck ziemlicher Langeweile auf seinem Gesicht vor uns zu verbergen. Er hatte eben seine Uhr hervorgezogen und sie mit einem halben Seufzer der Erleichterung in die Tasche zurückgleiten lassen, als ein Diener eintrat und „Herrn Eller, eben aus der Stadt angekommen", meldete. Wanderer sprang auf mit leuchtenden Augen und eilte hinaus; wir hörten seine tiefe, wohlklingende Stimme draußen lebhaft und herzlich grüßend, dazwischen eine andere, leisere; dann verhallten beide.

„Emil wird zuerst seine Schwester sehen", muthmaßte Madame Villiers und begann, mir von der Kinderanhänglichkeit der Geschwister zu erzählen, während ich, so weit es sich mit der Höflichkeit der alten Dame vereinigen ließ, Ida scharf in's Auge faßte. Nach ihrer Art, bei der Unterhaltung weit mehr zu empfangen als zu geben, schien sie auch jetzt nicht einsilbiger als zuvor; ich bemerkte aber, oder glaubte zu bemerken, daß die leichte, gleichmäßige Röthe, welche das schöne Gesicht schon einmal unter meinen Augen gefärbt hatte, sich auch jetzt langsam über dasselbe verbreitete. Noch eine Viertelstunde; Ida hatte sich endlich, wie müde vom Sprechen, mit leicht über einander geschlagenen Armen in ihren Sessel zurückgelehnt und antwortete dem lebhaften alten Herrn Villiers nur noch mit Augenaufschlag und Lächeln — da wurde endlich Wanderer's federkräftiger Schritt auf den Fließen draußen laut, er stieß die Thür auf und ließ einem hochgewachsenen Herrn den Vortritt; wir Alle erhoben uns und es gab eine lebhafte Scene der Bewillkommnung, die durch den Ausruf des alten Herrn: „Ah, mon cher Emile, wie Sie haben gewachsen!" sofort eine entschieden heitere Färbung erhielt.

Emil war wol erregt, aber vollständig Herr seiner selbst; die tiefe Gluth auf seinem männlichen, noch immer bartlosen Gesicht mochte von der Begegnung mit der Schwester herrühren, auch that sie der Ruhe der schönen Züge keinen Abbruch. Ich freute mich im Stillen über die gesellschaftliche Leichtigkeit, mit der er uns Allen, unsere Armida nicht ausgenommen, nach unseren Graden seinen Gruß angedeihen ließ. Ich erhielt einen herzlichen Händedruck, die alten Verwandten nach französischer Sitte einen Kuß auf beide Wangen, dann trat der Ankömmling auf Ida zu; mit einem treuen Blicke ergriff er auch ihre Hand, sie verbeugte sich tief, weit tiefer, als es in solchem Fall das Ceremoniell einer Dame vorschreibt und ich triumphirte: einen bessern Beweis der Verwirrung hätte sie uns nicht geben können.

Auf einen Wink Wanderer's bot ich bald darauf Armiden den Arm, um sie in das Eßzimmer zu führen, Wanderer war mit Grandmaman vorangegangen. Emil folgte neben dem alten Herrn. Wir waren an

Digitized by Google

jenem Abend eine lebhafte kleine Gesellschaft. Die Gegenwart des jungen Eller schien meinem Freunde fast ein Ersatz desjenigen seiner Gattin; es war zum ersten Male, daß ich ihn und Emil zusammensah und selten ist mir ein erquickenderes Bild geworden, als es die innige Herzensgemeinschaft der Beiden, in so manchem kleinen Zuge ersichtlich, mir gewährte. Wanderer blickte mit mehr als väterlichem Stolze auf den jungen Mann; dieser, gereift und durchgebildet, legte eine Pietät, eine zwanglose Ehrerbietung gegen seinen ältern Freund an den Tag, die mir einzig vorkam und der ich auch nirgends in keinem Verhältniß wieder begegnet bin. Ida war still, aber ich hatte sie noch nicht anders gesehen: der Unterhaltung der Andern folgte sie aufmerksam, auch zog sie sich heute später als am gestrigen Abend zurück.

Und dann kam die Zeit für den Act heran, in welchem das unbewußte junge Wesen, um dessentwillen wir ja Alle versammelt waren, nun auch wirklich die Hauptrolle spielen sollte.

Heitere Tage folgten. Margot wußte die von ihr sehr ernst genommenen Mutterpflichten dennoch mit denen der guten Wirthin zu vereinigen; sie war mit uns im Salon, im Garten, im Park, durch ihre Liebenswürdigkeit Alles belebend und vereinigend und wäre nicht täglich in den Gängen des Gartens eine würdige Matrone mit einem weißen Bündel auf dem Arm wandeln zu sehen gewesen, so hätte die Existenz des kleinen Weltbürgers, um den sich doch im Stillen das ganze Leben seiner Mutter drehte, bei uns in Vergessenheit gerathen können.

Monsieur Villiers interessirte sich lebhaft für den gewerblichen Betrieb der Gegend; er ritt viel mit Wanderer und Emil umher, während ich bei den Damen blieb. Ida schien in ihrer ruhigen Weise Freundschaft für mich gefaßt zu haben; sie nahm bei weiteren Wanderungen gern meinen Arm; sie fragte Dies und Das und sah mich für meine Auskunft jedesmal dankbar an. Diese Blicke waren es, an die ich mich gewöhnen mußte; der erste hatte das Blut schneller durch meine Adern gejagt, als es seit vielen Jahren zu fließen gewohnt gewesen; bald aber merkte ich, daß es so ihre Art sei, dieser langsame Aufschlag der langbewimperten Lider, dieser Blick, der die Worte ersetzen sollte und der, ach, so viel mehr sprach, als es Worte vermochten!

„Sie scheint mir weit eher kalt als leidenschaftlich zu sein", bemerkte ich einmal von Fräulein Lauchholt, als Wanderer und ich noch spät eine Cigarre im Parke rauchten.

„Gott behüte uns vor ihrer Kälte", sagte Bernhard andächtig.

„Wie kommt Ihr eigentlich dazu, sie hier mit Emil zusammenzubringen?"

„Es ist das Werk meiner Frau: an sie hat Ida sich sehr innig angeschlossen, während sie mich, argwöhne ich, jetzt so herzlich verabscheut, wie es sich nur mit ihren geregelten Principien verträgt. Die kleine Frau hat sich in diesem Falle für ihren Schützling verbürgt, als ich für die Ruhe und den Seelenfrieden des meinigen sehr eifrig in die Schranken trat. „Du sollst sehen, es wird noch Alles gut werden!" — Das ist

ſo ihre Art der Beweisführung. Uebrigens iſt bis jetzt Alles gut gegangen, das heißt, mein Junge hat ſich brav gehalten. Ich bin nicht ſo herzlos, wie Du vielleicht glaubſt: mein ganz beſonderes Augenmerk habe ich auf ſeine Leiſtungen bei Tiſche gerichtet: ſo wie ich die geringſte Abnahme ſeines Appetits bemerke, werde ich ſogleich meine Maßregeln treffen."

Ich lachte. „Zweifelſt Du an der Zuverläſſigkeit dieſes Liebesbarometers?" meinte Wanderer kaltblütig; „willſt Du mir ableugnen, daß der Gemüthszuſtand eines Menſchen, der zweimal Roaſtbeef nimmt — und ich ſchneide tüchtige Portionen — ein im Ganzen befriedigender ſein muß?"

„Erſtreckſt Du Deine Beobachtungen und Schlußfolgerungen auch auf die andere Partei? Ida ißt ſehr wenig", bemerkte ich.

„In der That? Es iſt mir nicht aufgefallen", ſagte Wanderer mit Intereſſe. „Sollte Margot doch Recht behalten?"

Worauf ſich die letzten Worte bezogen, konnte ich an jenem Abend nicht mehr erfahren; Wanderer begegnete jeder Frage mit einem Scherz und ich gab es bald auf, noch etwas Vernünftiges aus ihm heraus zu bringen.

Unſer Kreis fing nun an, ſich zu lichten. Herr und Madame Villiers waren die Erſten, welche aufbrachen.

Bei der nächſten Mahlzeit, die ohne das freundliche alte Paar eingenommen wurde, kam nun auch Emil's Abreiſe zur Sprache. Wanderer und ſeine Gattin wollten nichts davon hören, der junge Menſch aber, mit dem freundlichen Ernſte, welcher ihm jetzt eigen war, wies nach, daß eine längere Abweſenheit von ſeinen Schöpfungen gerade in dieſer Zeit nicht räthlich ſei.

„Und wenn werden wir Dich wieder hier ſehen?" fragte ſeine Schweſter, nachdem es ihr gelungen war, die Thränen, welche ihre noch immer größere Reizbarkeit allzuleicht aufſteigen ließ, hinunter zu ſchlucken.

„Ich werde Euch wol bitten müſſen, mich in meiner Klauſe zu beſuchen", ſagte Emil lächelnd. „Ich darf ſo bald nicht wieder fort. Ich habe eingeſehen, daß ich nichts ausrichten werde, wenn ich nicht Alles einſetze, das heißt mich und meine ganze Kraft. Ich muß mich dort einſpinnen, die Leute müſſen ſehen, daß ich für ſie und mit ihnen zu leben nicht anſtehe.. Es taugt nicht, auf Vergnügungsreiſen zu gehen; ich darf für die nächſten Jahre nichts kennen, als Arbeit — Arbeit am Tage und Arbeit am Abend — ſieh mich nicht ſo ernſthaft an, liebe Margot; ich denke, daß mir dies Régime ganz gut bekommen wird."

Er hatte dies Alles durchaus nicht etwa mit großem Nachdruck geſagt, ſondern vielmehr in einer faſt gleichgiltigen, beiläufigen Art, die ſchlecht zu dem Sinne ſeiner Worte paßte, in die er aber gewöhnlich verfiel, wenn er von ſich ſprach. Ich konnte von meinem Platze aus ſehen, daß Wanderer ſich der Hand ſeiner Frau bemächtigt hatte und ſie wie beſchwichtigend hielt. „Eine heitere Ausſicht für Dich und die Deinen", ſagte er dabei ſpöttiſch, „und ein Plan, der meinen vollen Beifall hat.

Aber ich wäre neugierig, Ihre hier einschlagenden Grundsätze zu hören, Fräulein Ida", wandte er sich plötzlich an diese; er hatte in scharfem Tone begonnen, der aber milder wurde als er fortfuhr: „Wir Alten — mein Weibchen, als Matrone, muß es sich schon gefallen lassen, hier mit eingerechnet zu werden — wir Alten huldigen einer laxen Lebenstheorie; wir machen weiter keinen Hehl daraus, daß wir es uns gern wohl sein lassen auf Erden. Von Ihnen aber, die Sie ja auch zur neuen Generation, zu dieser jungen, strammen Mannschaft gehören, von Ihnen versehe ich mich des Entschlusses, daß Sie nächstens Ihre schönen, goldenen Haare abschneiden, ein Schwesternhäubchen aufsetzen und sich als Diaconissin in eine möglichst häßliche Gegend, bei möglichst verwahrlosten Kindern oder gefährlichen Kranken melden werden, nach dem Grundsatze: je unleidlicher die Arbeit, desto verdienstlicher ist sie."

Hier hob Ida zu meiner Verwunderung muthig den Kopf, sah Wanderer voll an und sagte: „Arbeiten möchte ich auch, mehr als ich thue, mehr als ich zu Hause Gelegenheit habe; aber es ist wol keine Sünde, wenn ich wünsche, für Die und mit Denen arbeiten zu dürfen, die ich liebe."

Das zarte Roth war wieder in ihrem Gesicht, Wanderer sah sie mit strahlenden Augen an und sagte: „Bravo, Ida — dies ist eine Fassung der Aufgabe, so vernünftig, wie man sie nur wünschen kann. Ihr „Diejenigen, welche ich liebe", ist freilich ein etwas zu allgemeiner Ausdruck; aber ich hoffe, daß sich auch in dieser Beziehung Ihre Anschauung im Laufe der Zeit präcisiren wird und dann ist Ihr Grundsatz vollkommen!"

Der letzte Tag von Emil's Anwesenheit kam heran. Es war noch ziemlich früh am Morgen, kaum acht Uhr, als ich, meiner Gewohnheit gemäß, einen Gang durch den thaufrischen Garten machte. Der Blumengarten war, wie ich, glaube ich, früher erzählt habe, von hohen, wunderlich verschränkten Taxusmauern durchzogen, die lauschige Gänge und verschwiegene Plätze bildeten. Ich schritt langsam zwischen zweien dieser hohen grünen Wände hin: sie mündeten auf ein kleines Halbrund, in dem sich ein Sitz befand. Einen Augenblick wollte ich mich hier niederlassen, um die Aussicht aus dem beschränkten Raume hinaus auf das goldige Grün der offenen, im vollen Sonnenlichte glänzenden Anlagen zu genießen; da knisterten Tritte auf dem Kies und ich hörte, wie sich mir im Rücken, durch die dichte, jeden Durchblick verwehrende grüne Mauer von mir getrennt, Jemand niederließ; es befand sich dort in einem eben solchen Rund ein Sitz, der dem meinigen völlig entsprach.

Der Neuangekommene blieb ruhig; wie ich mochte er den eben mit besonderer Energie vorgetragenen eintönigen Strophen eines Finken lauschen. Da, nach wenigen Minuten, verrieth der Kies das Nahen einer andern Person; ein leichter Fuß war es diesmal, dazu das Rauschen eines Frauenkleides.

Ich stand unschlüssig. Der Erstgekommene erhob sich jetzt; er sprach — zu meinem Unbehagen konnte ich nicht nur jedes Wort, jeden Athem-

Digitized by Google

zug ſogar hören. Es war Emil und Diejenige, welcher er einen guten Morgen bot, nicht ſeine Schweſter, ſondern Ida Lauchholt.

Noch hätte ich gehen können, allein Ida's erſte Worte ſchon bannten mich an den Ort, auf dem ich ſtand und als ich mich endlich, beſchämt über meinen Lauſcherpoſten, losreißen wollte, da hätte die Entdeckung, daß ein Dritter zugegen geweſen, den jungen Leuten nur Verlegenheit und Pein bereitet.

Ida erwiederte den Gruß Emil's und ſagte dann mit leiſer, aber klarer Stimme: „Ich bin nicht zufällig hier, Emil . . . ich ſah Sie den Garten betreten und bin Ihnen nachgegangen, um einmal ungeſtört mit Ihnen ſprechen zu können. Sie haben es bis hierher vermieden, mit mir allein gelaſſen zu werden: ich weiß weshalb, Sie fürchteten, es würde peinlich für mich ſein." . . . Hier hielt Sie einige Secunden inne, gewiß ſah ſie ihn jetzt an; wenn er nur, ſeiner Seelenruhe zu Liebe, dieſen beſchwörenden, berückenden Augen auswich: er ſchwieg und athmete ſchwer. „Ich kenne Sie ganz, Emil Eller", fuhr ſie noch immer in ihrem ruhigen, gleichmäßigen Tone fort. „Es war nicht Gleichgiltigkeit oder gar Widerwillen gegen mich, was Sie ſo fern von mir gehalten hat . . es iſt Ihnen auch nicht ganz leicht geworden — vielleicht auch nicht ſehr ſchwer", ſchob ſie hier, wie zu ſich ſelber redend, ein; „Sie lieben es, Ihren ſtarken Willen über Ihr eigenes Herz triumphiren zu laſſen, Sie haben vielleicht Genugthuung dabei empfunden. Aber wie dem auch ſei, Sie thaten es um mich . . nur an mich, nicht an ſich haben Sie dabei gedacht. Sie haben Alles für mich gethan, mich aufgegeben um meinetwillen . . es hat nie eine reinere, treuere, ſtärkere Liebe gegeben als Ihre zu mir. — Sie ſehen, ich bin nicht mehr verblendet, Emil, ich ſehe klar . . ."

Ich hätte darauf ſchwören mögen, daß ſie bei den letzten Worten lächelte . . . ich fühlte es. Jetzt ſprach Emil, aber ſeine Ruhe war hin, ſeine Stimme klang rauh vor innerer Bewegung. „Was ſoll mir Das, Ida? — was wollen Sie . . . Ich wäre ruhig gegangen . . . warum kommen Sie und peinigen mich mit Ihrer ſüßen Stimme? Laſſen Sie mich . . Die Selbſtverleugnung wird mir nicht ſo leicht, wie Sie zu denken ſcheinen . . ."

Ihr Kleid rauſchte, ſie mußte ihm näher getreten ſein. Ja, ſie war jetzt dicht neben ihm, ich hörte es, als ſie wieder ſprach.

„Gott ſei Dank! Ha, ich wußte es, Du liebſt mich noch immer, Emil. Und jetzt höre . . Du haſt an mich geglaubt, haſt mich entſchuldigt, als die Anderen alle mich verachteten . . Du biſt es werth, o, tauſendmal werth, daß ich mich vor Dir demüthige, wie es ein Mädchen ſonſt nicht darf. Ich ſage es Dir jetzt ungefragt, Emil, daß ich Dich von ganzer Seele liebe — ich komme zu Dir, ich bitte Dich und ſchäme mich deſſen nicht: mache mich zu Deinem Weibe, gönne es mir, daß ich mein Leben für Dich ausleben darf!"

Der Sirenengeſang war verſtummt, Alles ſtill, ich ſtand wie betäubt. Dann ein Seufzer, der faſt wie Schluchzen klang, aus der ſtar-

ken Brust des Mannes — mir fiel das Märchen ein von dem Reif um das treue Herz, welcher, als das Glück endlich kommt, klirrend springt — und halb erstickte Laute „Ida, Ida, Du . . Traum meiner Jugend, mein Glück und mein Schmerz, aber immer mein Alles, mein Liebling!"

Er war vor ihr niedergesunken, denn jetzt rief sie ängstlich, heftig fast: „Steh' auf, Emil, ich verlang' es nicht, daß Du vor mir kniest, mein Platz ist zu Deinen Füßen . . komm!"

Nun eilte ich fort, leisen Schrittes; ich durfte hoffen, daß die guten Kinder mich nicht hörten. Ich traf Wanderer im Frühstückszimmer: er sah mich forschend an und merkte sogleich, daß ich etwas Besonderes auf der Seele habe. „Nun, was ist's?" rief er mir munter entgegen. Durfte ich ihm das Geheimniß vorenthalten, auf welches er so unendlich mehr Recht hatte als ich, der Außenstehende? In kurzen Worten erzählte ich ihm Alles, was ich gehört hatte. Seine hellen Augen leuchteten. „Sie ist doch ein braves Mädchen!" rief er aus, „ein echtes Weib, gerade darin, daß sie so tapfer den Spieß umgekehrt und sich ihrem Getreuen selber angetragen hat. Margot, meine kleine Sybille —", sie trat eben ein, weiß angethan und sah dem ehrwürdigen Bilde, welches man sich von der Aeltermutter von Cumä macht, so unähnlich wie möglich — „komm her und höre, wie richtig Du prophezeit hast!"

Margot vergaß, als sie unsere Neuigkeit erfuhr, ihrer mütterlichen Würde so weit, daß sie aufjauchzend in die Hände klatschte, nicht viel anders als jüngst ihr kleiner Sohn und wie dieser befand sie sich gleich darauf — Wanderer legte schlechte Angewohnheiten nicht so leicht ab — schwebend zwischen Himmel und Erde auf den Armen ihres Gatten.

* * *

Emil verschob nun doch seine Abreise von der Maison dorée, wenige Tage freilich nur, dann trennten er wie seine Braut sich von uns: er ging nach Westen, sie nach Osten; aber schon der Herbst jenes Jahres vereinigte Beide am Altar.

Ich habe ihre Geschichte bis hierher niedergeschrieben; nicht das Bruchstück ihres Lebens, welches die schönere, inhaltreichere Hälfte desselben umschließt, sondern Dasjenige, in dem sie unter Stürmen, von innen mehr als von außen, den Grund zu einem dauerhaften Glück legten.

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 02424 1633

Digitized by Google